Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Handgranatenwerfer

Gemälde von Prof. Ernst Lieberman

Digitized by Google

AP30
V4
v.32:1

Velhagen & Klasings Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker
XXXII. Jahrgang 1917/1918 Heft 1. September 1917

Ernst Liebermann

Von Dr. Georg Jacob Wolf

Im Gesamtbild der Münchner Kunst ist Professor Ernst Liebermanns Stellung und Eigenart einigermaßen durch seine Zugehörigkeit zur Künstlergruppe ‚Bayern‘ zu umschreiben und festzulegen. ‚Bayern‘ heißen sich die etwa dreißig Maler, die sich aus künstlerischer Notwendigkeit und Geistesverwandtschaft hier zusammenfanden, mit gutem Recht. In ihrer Auffassung wie in der Ausformung ihrer Werke ist etwas, das im besten Sinne bayerisch und münchnerisch ist; es steckt viel Tradition in ihrer Kunst, Zusammenhänge bestehen zu der Blütezeit der Münchner Malerei im Jahrzehnt 1870 bis 1880, und die frische, frohe Sinnlichkeit, die Farbenfreudigkeit und das Wohlgefallen an ästhetisch ansprechenden Vorwürfen, die Münchens bestes künstlerisches Erbteil sind, leben in der kleinen Künstlerschar und sind ihr zum Daseinselement geworden. In dieser Gruppe nimmt Ernst Liebermann eine führende Stellung ein, man möchte fast sagen, er sei ihr typischer Vertreter. Auch in Hinblick auf den anderen Zug, der den ‚Bayern‘ eignet: nämlich bei dem aus der Überlieferung Übernommenen nicht zu verharren, sondern der Entwicklung freien Spielraum zu gewähren, Persönlichkeit und Werk immer feiner und höher hinaufzubauen, alle Stimmungen zu durchlaufen, alle Möglichkeiten der Technik zu erproben, im reichen Wechsel der Motive auch das Stoffliche der Kunst in jedem Ausdruck zu versuchen. In dem wohltuenden Zusammenklang von Überlieferung und persönlicher Entwicklung, die keck ausgreift, ohne unfruchtbar zu experimentieren, liegt das Wesentliche auch von Ernst Liebermanns Kunst; man muß das Vorhandensein dieser beiden Pole feststellen, wenn man sich daran gibt, Liebermanns künstlerische Art, soweit man das mit Worten vermag, zu umreißen.

Die hohe Achtung vor den Werken der Alten spürt man aus Ernst Liebermanns Kunst überall heraus; sie eignet nicht einem besonderen Entwicklungsabschnitt des Künstlers, sondern sie ist wahrzunehmen bei Gemälden und bei Werken der zeichnenden Kunst, die schon vor zwanzig Jahren entstanden, und bei solchen, die der allerjüng-

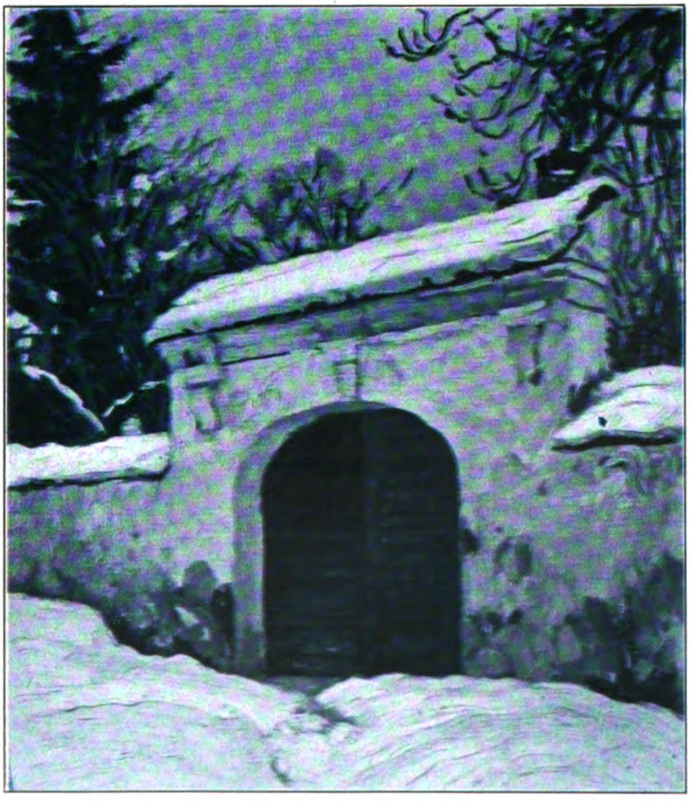
Ernst Liebermann
Aufnahme aus dem Atelier Elvira in München

Digitized by Google

sten Vergangenheit entstammen. Diese Achtung gehört also zum Wesen von Ernst Liebermanns künstlerischer Anschauung und bildet eine Voraussetzung seines Schaffens. Daß dem so sein muß, wird einem klar, wenn man einen flüchtigen Blick auf Liebermanns Entwicklungsgang wirft, namentlich wenn man sich in seiner Kindheitsgeschichte umsieht, die für die Eigenart eines Künstlers im allgemeinen viel bedeutungsvoller ist, als er in späterer Zeit selbst wahrhaben will.

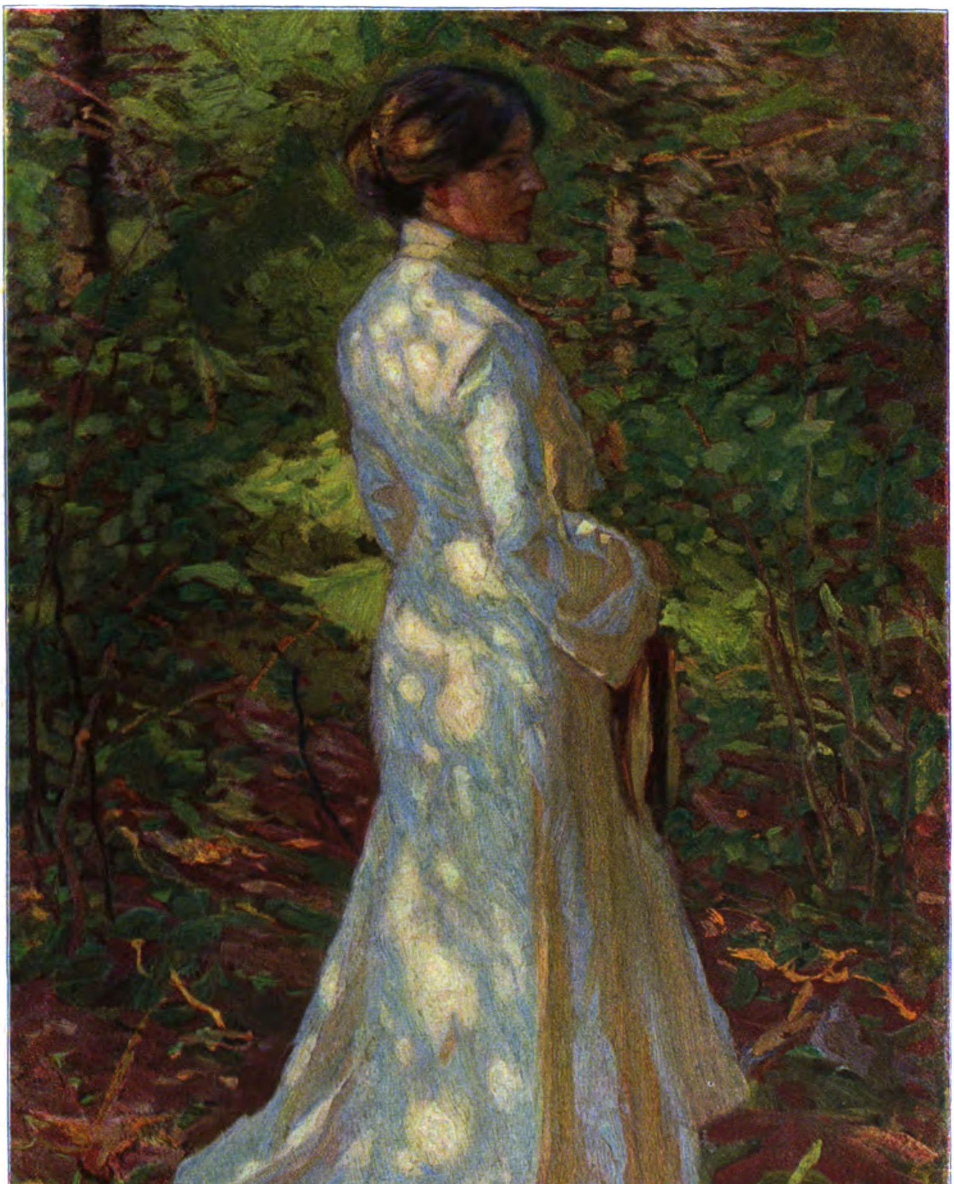
Ernst Liebermann, der am 9. Mai 1869 in Langemüß in Sachsen-Meiningen geboren ist, wuchs als Sohn des Schloßverwalters in dem prachtvollen, dem Herzog von Coburg gehörigen Schloß zu Reinhardsbrunn auf, und die sich damit verknüpfenden frühen Kindheitserinnerungen, die ihn mit Werken alter Kunst, wie auch mit der wunderschönen mitteldeutschen Landschaft in Beziehung setzten, wurden für ihn entscheidend und blieben bestimmend für seine Entwicklung. Auf alle Fälle hat die schöne kunst- und naturnahe Jugendzeit in Reinhardsbrunn Liebermanns Phantasie mehr befruchtet und seine Sehnsucht nach künstlerischer Betätigung in viel höherem Maße beflügelt, als es die Studienzeit an der Kunstgewerbeschule in Nürnberg und der akademische Unterricht an der Berliner Akademie — bei Woldemar Friedrich, Böse, Skarbina und Scheurenberg — vermochten. In jener Frühzeit schlugen in Liebermann die Burgenromantik und die Schwärmerei für die deutsche Vorzeit und ihre Formen Wurzel, die ihm, wenn auch in veränderter Form, bis auf die jüngste Vergangenheit treu geblieben sind. Wenn ich sage, Liebermann habe sich selbst zur Romantik und Poesiehaftigkeit in der Malerei bekannt und behaupte, daß er in seine Bilder heute noch „eine gewisse Poesie" hineinzumalen unternehme, so ist damit aufs schlagendste ausgedrückt, daß ihm Welt und Werte der Vergangenheit nicht stumm bleiben, daß — um es mit einem wundervollen Dichterwort zu sagen — die Sonne Homers auch ihm lächelt . . .

Es genügt ein Blick auf Liebermanns Werke, um diese Erkenntnis zu vermitteln. Ich will hier nicht zuweit zurückschauen, will nicht, indem ich eine beinahe dreißigjährige Entwicklung und einen ebenso langen freudigen Dienst im Reiche der Kunst überblicke, dem Schaffen Ernst Liebermanns, wie es sich in der Gegenwart vollzieht, durch Vorlagerung einer allzu ausführlichen Schilderung des Aufstiegs etwas von seiner Geschlossenheit wegnehmen. Es ist ja schließlich auch wichtiger, daß man den reifen, in vielseitig auswirkendem, rüstigem Mannesschaffen vor uns stehenden Ernst Liebermann kennen lernt als den werdenden Künstler, der sich durch ein Gestrüpp von Widerständen — äußeren und inneren — durchkämpfen mußte und namentlich infolge seiner ums liebe Brot unternommenen illustrativen Arbeiten mehr als einmal von seiner folgerichtigen Entwicklung im Dienste der malerischen Idee abgelenkt zu werden drohte.



Parktor. Ölstudie

Nur dies möchte ich, zur Kenntnis der Abschnitte in der Entwicklung Liebermanns, ungefähr wie ich es aus seiner eigenen Darstellung weiß, anmerken: Im ersten Jahrzehnt seines Schaffens, dessen Schauplatz München ist, glaubte der Künstler, das, was er innerlich an Bildern, in irgendeine Stimmung getaucht oder von ihr getragen, geschaut



Sonnenkringel
Gemälde von Prof. Ernst Liebermann

Digitized by Google

Sommernachmittag
Gemälde von Prof. Ernst Liebermann

Digitized by Google

hatte, mit den modernsten Mitteln der Technik zur Darstellung bringen zu sollen. Aus diesem Grunde versäumte er nie, außer seinen aus dem Geist der Romantik herausgeborenen Bildern, deren die „Mondnacht“ in der Neuen Pinakothek in München eines der bedeutendsten ist, fleißig Studien vor der Natur zu malen. So verlor er, trotzdem das romantisch Geschaute, seinem inneren Gesichte Vorschwebende sein Schaffen beherrschte, den Zusammenhang mit der Natur nicht und blieb in der Lage, seine technischen Mittel zu steigern und zu bereichern. Indessen sah er allmählich ein, daß bei dieser Art des Arbeitens doch ein Riß zwischen Wollen und Verwirklichen klaffen mußte, und daß eine vollkommene Vereinigung der Darstellung des innerlich Geschauten mit den Ausdrucksmitteln des Impressionismus unmöglich sei. Denn je besser die Mittel des Ausdrucks werden, desto mehr muß die Gesamtwirkung dessen leiden, was der Künstler aus nebelhaften Umrissen heraus ins Licht stellen will. (Man muß dabei unwillkürlich an Hans Thoma denken, bei dem dieser innere Widerspruch manche Bildwirkung zerschlägt, und das in einem Maße, daß der Künstler es selbst wahrnahm und Abhilfe schuf, indem er in seiner reifen Schaffenszeit lieber mit unzulänglichen Ausdrucksmitteln arbeiten, als das durch die Kraft innerer Anschauung zur Gestaltung drängende Bild preisgeben wollte.) Bei Liebermann zeitigte der innere Widerspruch, der sich durch seine Illustratorentätigkeit und durch seine Schöpfungen für Steindrucke noch verschärfte, den Entschluß, bei den vor der Natur gemalten Studien die Vorwürfe sogleich „bildmäßig“ zu erfassen, sie „bildmäßig“ herauszuschneiden und, soweit das technisch möglich, sie als Bilder gleich vor der Natur zu vollenden. So kam ein neuer Umstand in Ernst Liebermanns Kunst: an Stelle des Schauens und Träumens trat das Sehen und blitzartige Erkennen: der Wanderer wurde zum Jäger. Aber nicht so, daß der Künstler die Ideale der früheren Entwicklung etwa preisgegeben hätte; es blieb vielmehr im Untergrund seines Wesens etwas bestehen von seiner einstigen Art, aber es wurden neue, kräftige Lichter aufgesetzt. Denn: entstanden auch weiterhin Bilder, die mehr innerlich als aus der Umwelt gesehen waren, Liebermann stellte sie doch fortan malerisch auf festeren Boden. Er streifte die romantische Farbe allmählich ab, wenn es auch unverkennbar ist, daß in den Werken seiner späteren Schaffenszeit nie die Nüchternheit regiert, die etwa die Arbeiten seines Berliner Namensvetters kennzeichnet, daß er sein Modell oder seinen Vorwurf nie trocken und oberflächlich abschreibt, sondern daß er das, was ihn in der Natur reizt, stets mit Wärme, mit Liebe, Hingabe und insofern wohl auch stets mit einer gewissen Poesie ins Bild setzt.

Mannigfaltig nach Stoff, Vorwürfen, Stimmung und Technik ist Ernst Liebermanns Werk. Neben Gemälden stehen Zeichnungen, deren Zahl in die Hunderte geht, Illustrationen in reicher Menge und graphische Arbeiten mit Ausnutzung aller technischen Möglichkeiten: Holzschnitte, Radierungen, besonders aber Lithographien; hat doch der Künstler, um den mit der Verleihung eines gewissen

Bildnis des Sängers und Komponisten Adolf Wallnöfer

Abend im Moor
Gemälde von Prof. Ernst Liebermann

Digitized by Google

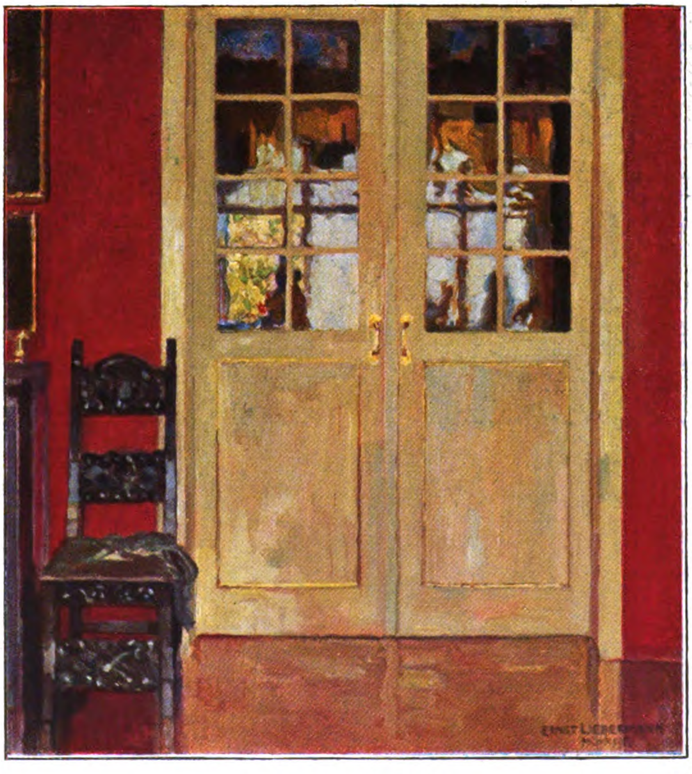
Stipensiums verbundenen Vorschriften zu genügen, sich auf ein paar Jahre praktisch der Lithographie zugewandt, indem er bei W. Hagelberg in Berlin das lithographische Handwerk erlernte, von dem bekanntlich auch seine großen Kollegen Menzel und Otto Greiner ihren künstlerischen Ausgang nahmen.

Der Maler Liebermann, der uns hier vor allem interessiert, kennt in der Wahl seiner Stoffe keine Beschränkung und läßt für sich keine Grenzen gelten. Was ist, das ist für ihn auch malbar. Er ist nichts weniger als ein Spezialist. Er ist weder Nur-Landschafter, noch Nur-Porträtist, noch Nur-Figurenmaler. Sondern er ist alles in einem. In den Erscheinungen um ihn, an den verschiedenartigsten Vorwürfen spürt er das im besonderen Malerische aus, und dann ist ihm der Gegenstand gleichgültig; dann malt er mit einer gewissen Leidenschaft drauflos, dann kämpft er sich aus dem Vorwurf das Malerische heraus, ob es sich nun um eine alte Stadt an der Donau, ein lachendes Jungmädchengesicht oder eine durchsonnte Bauernstube, eine Landschaft im Isartal oder eine Schale voll rotbäckiger Äpfel handelt. Sehe ich dieses Hinhalten auf das Rein-Malerische, das für Ernst Liebermanns malerische Ehrlichkeit und für sein unbewußtes Malen-Müssen („Malen ist notwendig — leben nicht", möchte man da in freier Wendung eines bekannten Ausspruchs sagen) so lebhaft Zeugnis ablegt, dann fällt mir das Wort aus Schillers „Verschwörung des Fiesco" ein, wo es heißt: „Ein Maler schlechtweg, der sich vom Diebstahl an der Natur ernährt, kein Wappen hat als seinen Pinsel . . ."

Diesem Diebstahl an der Natur obliegt Ernst Liebermann täglich aufs neue, aber es ist, wie ich schon anzudeuten versuchte, ein individueller Diebstahl, ein echt Ernst Liebermannscher Diebstahl. Trotz der Vielseitigkeit im Stofflichen ist die Einheitlichkeit des Ausdrucks gewahrt. Liebermann hat seine scharf geprägte Handschrift, und wer sich einmal in diese „hineingesehen" hat, der erkennt ein Bild Ernst Liebermanns auf den ersten Blick: hat er z. B. das letztemal die Glocke hoch im Stuhle eines Dinkelsbühler Kirchturms in Liebermanns Ausformung zu sehen bekommen und begegnet nun höchst erstaunt einem zierlichen Akt, von Mondlicht übergossen, als neuester Schöpfung des Künstlers: im Grunde ist doch eines so gut und so echt Ernst Liebermann wie das andere!

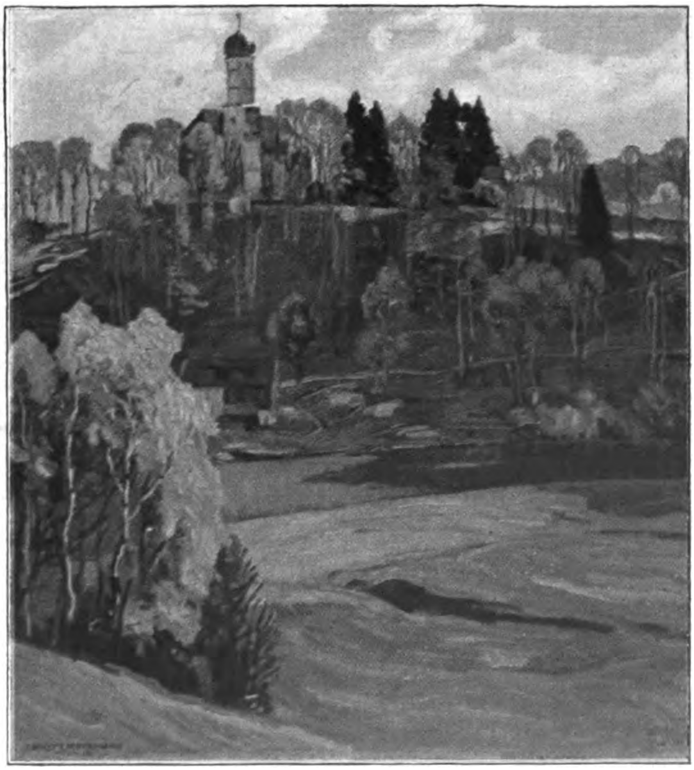
Welchem Stoffgebiet man in Liebermanns Werk, als seinem Empfinden am meisten zusagend und sein Künstlertum in reinster Form ausdrückend, den Vorzug geben soll, das muß jedem einzelnen überlassen bleiben. Leuten von geschulten künstlerischen Neigungen und über dem Gegenständlichen stehenden Geschmack wird das an und für sich immer nur eine nebensächliche Angelegenheit sein. Sie sagen sich: ob es ein Figurenstück ist oder eine Landschaft, das will weiter nichts sagen, wenn ich nur den Künstler in all seiner Eigenart in dem Werke finde. Wobei man freilich nicht soweit zu gehen braucht, wie jener Snob, der das winzige Austernstilleben eines xbeliebigen Pariser Impressionisten einem großen Historienbild Pilotys, aber auch einem der tiefpoetischen Wanderbilder Schwinds „aus artistischen Erwägungen" vorzog.

Ernst Liebermann, der Landschafter, der Maler des Freiraums, der saftige Hellmaler, der Luft und Licht und Stimmung, Art und Poesie eines bestimmten Naturausschnittes auf seinen Bildern einfängt,



Innenraum. Gemälde

wird manchem Kunstfreund als die ursprünglichste Erscheinung der vielseitigen Künstlerpersönlichkeit gelten. Und es wird dem, der ihn dafür hält, nicht schwer fallen, an der Hand des in Hülle und Fülle vorliegenden Materials bei den Betrachtern eine hohe Meinung von der Landschaftskunst Liebermanns auszulösen. Denn er wird auf jene versonnenen, in farbiger Steinzeichnung ausgeführten, deutschen Landschaften hinweisen, die so lebhaft an Eichendorff gemahnen, auf frühlingsgrüne Wiesen, auf denen Obstbäume im Blütenschnee prangen, auf Auen, durch die Bächlein rieseln, und auf denen Wanderburschen frohgemut in die lockende Ferne schweifen. Stolze Burgen und kühngetürmte, mauerumwallte Städte schauen drauf herab, am Horizont aber dräut dunkler Wald, ein Berg grüßt im Blauen, und am ewigen Himmel schwimmen die Wolken wie weiße Segel. Oder da lehnt sich an Bergeswand das alte Kirchlein mit dem Friedhöflein dazu, Gottes Kreuzbild steht hoch in stummer Trauer, und der Lenausche Postillon schickt seine gefühlvollen Klänge zum Grab des guten Kameraden hinüber. Ist in solchen Stimmungsbildern, in denen die deutsche Romantik noch einmal aufersteht, mehr der Liebermann der früheren Zeit beschlossen, so zeigen Bilder mit hohen, blühenden Kastanienbäumen, Meisterwerke einer fein abschattierenden Grünmalerei, oder Bilder mit Wiesen, auf denen in bläulich-duftiger Mondnacht das Gemäuer einer Feldkapelle hell und weiß wie ein entschleiertes Geheimnis blinkt, den Künstler seiner heutigen künstlerischen Ausdrucksform näher. Das ist kraftvoll gestaltet, ist gesehen und doch zugleich geschaut, denn wenn das Motiv auch völlig der Wirklichkeit entnommen ist, so fehlt ihm doch nicht jene zauberische Stimmung, die nur ein Kunstwerk vermitteln kann, dessen Schöpfer es sich nicht mit einer Naturabschrift genug sein läßt, sondern bei dem die Seele mitmalt. Hierher gehören auch Ernst Liebermanns Bilder aus verträumten Schloßparks, seine Nymphenburger-Stimmungen, über denen etwas von der Rokokoanmut der Kurfürstenzeit zittert, vor allem aber seine Bilder (und Zeichnungen) von deutschen Burgen, die „auf den Höh'n wie alte Leichensteine steh'n." Da tritt sie wieder ins Bild, die Reinhardsbrunner Jugendzeit mit ihrer Schlösserpoesie: Liebermann kann nun einmal nicht von dieser Schwärmerei lassen, wenn er nicht seiner Natur Gewalt antun soll! Und wenn er heute auch nichts mehr in diese Burgen hineingeheimnist, nicht jeden Turm so aussehen läßt, als sänge davor ein Minstrel seinem gefangenen Gebieter eine holdselige Weise zum vergitterten Fenster hinauf, wenn heute auch bei den Burgenbildern für Liebermann Fragen der räumlichen Aufteilung, der Komposition, der Farbgebung, der Perspektive ausschlaggebend sind: poetisch und im alten Sinn des Wortes „malerisch" („pittoresk" war einst der Fachausdruck dafür) sind sie doch! Da sind auch die schönen Städtebilder Liebermanns, die uns zeigen, wie der Künstler unermüdlich auf der Jagd ist nach Vorwürfen, landauf und landab. Ein ausgeprägtes Gefühl für Städtebau und Architektur, ein feines Verständnis für die strengen und doch wieder so biegsamen und wandlungsfähigen Gesetze der Schwesterkunst sprechen aus diesen Städtebildern. Und dennoch sieht der Künstler die grauen Gemäuer die Türme und Straßenzeilen, Tore und Marktplätze, Brücken



Frühlingstag. Gemälde

Stilleben: Alte Erinnerungen
Gemälde von Prof. Ernst Liebermann
(Aus dem Kunsthaus Brakl in München)

Digitized by Google

Digitized by Google

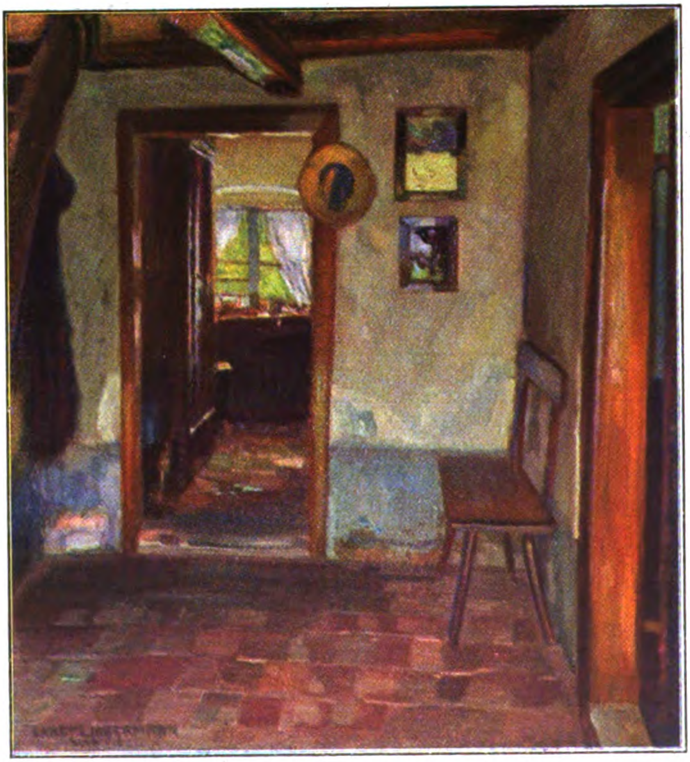
In der Sommerfrische. Gemälde

und Häuserwinkel mit ganz anderen Augen an, als es ein Baumeister tut, der sich, mit seiner Studienmappe und mit bemerkenswerter zeichnerischer Begabung bewaffnet, auf die Motivensuche begibt. Sieht alles farbiger, weicher, geschlossener, bildmäßiger, belebter auch. Wenn Liebermann die gute, alte Stadt Landshut malt, so wie man sie erschaut von der unteren zur oberen Altstadt hinauf, wenn der Himmel bewölkt ist und an einem Markttag die Menschen sich in der weiten Straße vorwärtswälzen, so ist es eben nicht ein ‚Architekturstück‘, sondern ein echtes, richtiges Freiraumbild, voll Luft und Licht, voll Stimmung und Charakter, und der genius loci wohnt ganz ersichtlich in ihm. Nicht anders ist es, wenn Liebermann mit Stift oder Pinsel das teuerwerte Frankenstädtchen Dinkelsbühl festhält mit seiner altfränkischen Muffigkeit und reichsstädtischen Behaglichkeit: überall schaut da etwas Grünes herein, die Landschaft spricht mit, wie es ja tatsächlich bei diesem in saftiges, grünes Bauernland eingebetteten Kleinstadtjuwel der Fall ist, und darum gibt es auf Liebermanns Dinkelsbühler Bildern nirgends ein Architekturdetail, sondern wenn es auch nur ein Turm oder ein Straßenwinkel ist, den er im Bild zeigt, so hat man doch immer den Eindruck einer Synthese Dinkelsbühls. Das tritt bei einem Gemälde „Stadt an der Donau“, wo Fluß und Bäume so entscheidend in die Bildwirkung eingreifen, nicht weniger deutlich hervor und erfährt

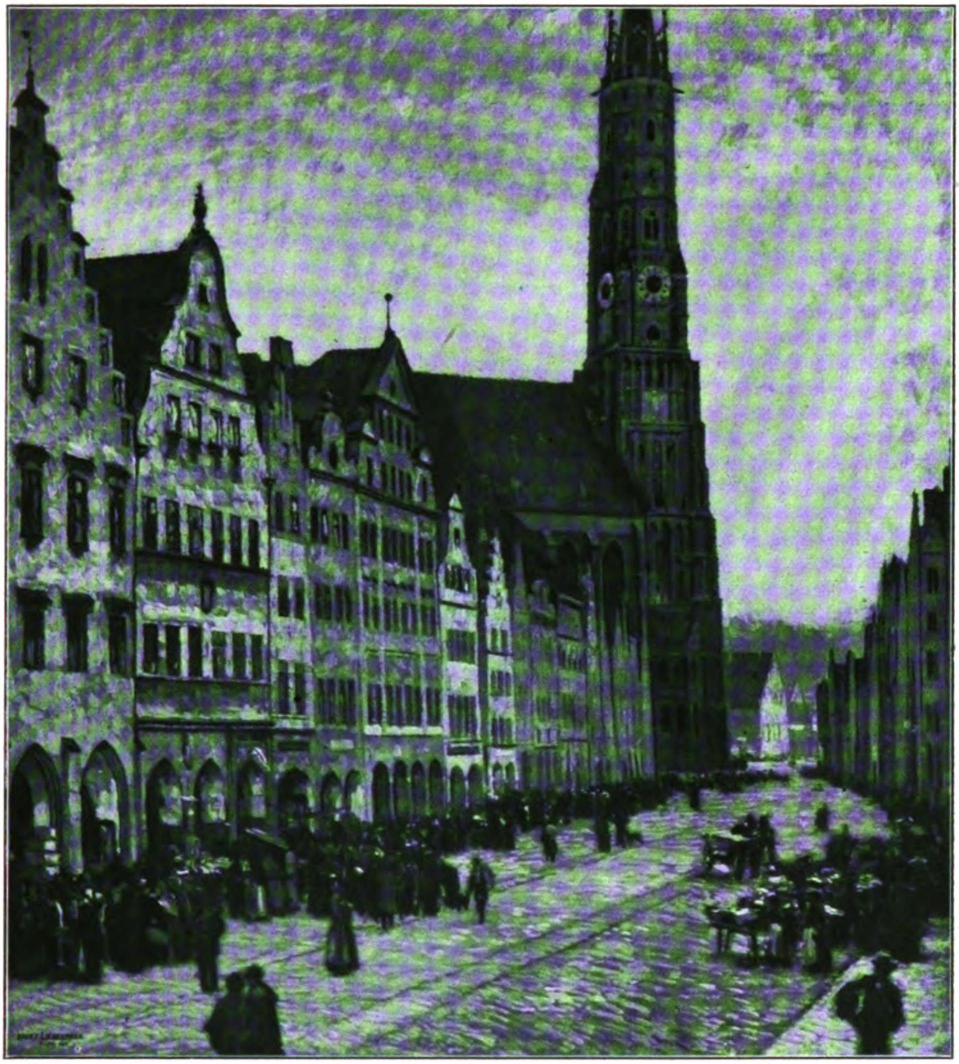
Digitized by Google

zuletzt wohl gar noch eine Steigerung in einer Landschaft wie der „Aus dem Isartal", wo er mit den einfachsten Mitteln die Stimmung ausschöpft und in der Kennzeichnung der Luft auch dem, der die merkwürdige Landschaft der oberbayerischen Hochebene südlich von München nicht kennt, eine eindringliche Vorstellung von ihr vermittelt. Das gelingt ihm auch, wenn er uns nach Belgien oder Nordfrankreich führt oder neuerdings hinaus auf die Schlachtfelder, durch deren erschütternde Eindrücke er seiner Kunst in landschaftlicher wie in figürlicher Hinsicht neue Stoffe gewann. Sei es Fremde oder Heimat, die Zone des Kampfes oder die stille Welt des deutschen Friedens, sei es der Frühling mit seinen zarten, hellgrünen Verheißungen oder der überreife Herbst mit seinem melancholischen Blätterfall, die gotische Stadt oder der verzopfte Schloßgarten, des prachtvollen Baukünstlers Gräßel Münchner Waisenhaus oder das barocke Parktor im tiefen Februarschnee, das Moor im Dämmerlicht oder der lichtdurchflutete Hausgarten: in der Art der gewählten Technik, im Umfang des Bildes, in der Stimmung, die er, von seinem Motiv völlig durchdrungen, in sein Bild hineinmalt, wird Liebermann, wechselvoll und doch immer wieder er selbst, seinem Stoff, seinem Vorwurf jedesmal bis in das Kleinste gerecht.

Nicht anders, wenn uns der Künstler aus dem Freiraum in den Innenraum führt mit seinen ganz anderen Voraussetzungen von Luft, von Perspektive und Lichtführung, mit seiner Begrenzung, Intimisierung und Proportionierung. Die sogenannte Interieurmalerei hat in München stets geblüht. Besonders im letzten halben Jahrhundert hat sie Meister hervorgebracht, von denen Wilhelm Leibl als der Maler des „staffierten Interieurs", d. h. des mit Figuren belebten Innenraumes, die überragendste Erscheinung und als solche allgemein anerkannt ist, während der stille, bescheidene, vor etwa einem Jahrzehnt verstorbene Alfons Spring, der den Innenraum wie ein Stilleben behandelte und damit die prachtvollsten Wirkungen erzielte, leider immer noch nicht die verdiente Wertschätzung genießt. Ernst Liebermann, ein würdiger Nachfolger so bemerkenswerter Vorbilder, versteht sich ausgezeichnet auf beide Arten der Innenraummalerei, wenn er auch, darin eben wieder seine umfassende Natur deutlich bekundend, das Interieur, von stimmungsvoll und sinnreich in den Raum gestellten Menschen belebt, dem Interieur-Stilleben vorzieht. Zuweilen versucht er sich auch mit Glück in einer Verbindung von Innenraum mit Freiraum. Da tut sich z. B. durch eine geöffnete Türe der Blick auf in ein Stück grünen Gartens, der hügelan zieht: im Vordergrunde herrscht der leise Dämmer des Blockhauses, draußen aber, auf dem Balkon und auf den rot in der prallen Sonne aufleuchtenden Blumen regiert das Licht und umfängt die luftig hingesetzte Gestalt der weißgekleideten, blonden Frau, daß sie, die wie in einen Rahmen gefaßt erscheint, förmlich in Sonne gebadet ist. Dies liebe Bild nennt Liebermann „In der Sommerfrische" und trifft damit die Stimmung, die es auch ohne diesen Titel in uns auslösen würde: Sommersluft und -freud', wohliges Ferienbehagen im grünen Luftbezirk. Wie anders ist die Stimmung bei jenem Bild, auf dem wir im grünverhängten Kämmerlein das junge Blut „Beim Haarmachen" belauschen; wie ist da der Raum in Beleuch-



Ländlicher Innenraum



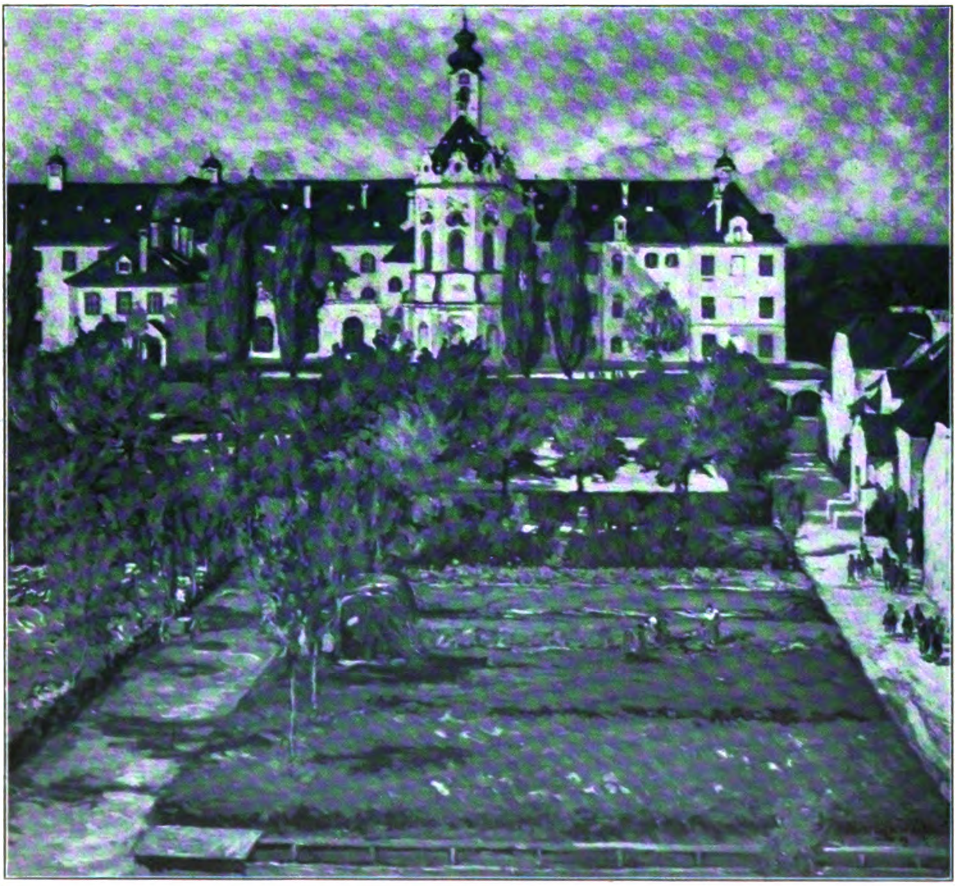
Aus Landshut. Gemälde

tung und Aufteilung heimelig gemacht, aufs Mollige, Trauliche, Verschwiegene eingestellt, und wie grundverschieden wieder das andere Interieur mit der crêmefarbenen Türe in der roten Wand und dem Renaissancestuhl im Vordergrund: hier, wo die menschliche Gestalt als Wert- und Größenmesser und als Stimmungsträger ausgeschaltet bleibt, siegt restlos das rein malerische Prinzip, herrscht das Gesetz der Farbe, ist das Stilleben Trumpf. Stilleben-Interieurs möchte ich auch Liebermanns neueste, auf der Münchner Kunstausstellung 1917 gezeigten Innenraum-Bilder aus einem Fugger-Schloß nennen. In Kirchheim bei Thannhausen in Bayrisch-Schwaben liegt dieses von einem Hügel weit ins Land hinausgrüßende Schloß des alten gefürsteten Patriziergeschlechts; es steckt heute noch voll baulicher und altertümlicher Kostbarkeiten. Namentlich die Holzdecke und die Portale im großen Saal sind von unschätzbarem Wert. In diesem alten Fürstensitz hat Liebermann eine Reihe entzückender, stimmungsvoller kleiner Bilder gemalt. Es kam ihm dabei wieder nicht darauf an, mit der Genauigkeit des Baumeisters oder des Kunsthistorikers oder mit der Zuverlässigkeit der photographischen Kamera vorzugehen und „Aufnahmen“ zu machen. Sondern auch hier fing er ausschließlich das Malerische ein. So vermerkte er auf einigen Bildern Dinge, an denen die nur kunsthistorisch oder baufachlich Interessierten gewiß achtlos vorbeigegangen wären, so etwa den Blick durch ein Fenster im Treppenhaus in den Park, oder

den traulichen Eindruck eines verwachsenen Fensters oder einer Nische. Daneben gibt es freilich auch einen feinen, räumlich außerordentlich geglückten Ausschnitt aus dem großen Saal, ein helles und doch tonig gemalt erscheinendes Bild, endlich — und das will mir das Köstlichste der Kirchheimer Interieurs erscheinen — das Bild eines alten, weißen, verschnörkelten Ofens: fast wie ein Porträt behandelt, liebevoll Zug um Zug, Einzelheit um Einzelheit festgehalten und zu sicherer Gesamtwirkung aufsteigend.

In der gleichen Ausstellung, im Bayernsaal des Münchner Glaspalastes, zeigt Liebermann ein großes Figurenbild. Er nennt es „Erwachen". Ein schönes junges Weib von schlanker Fülle, blühend und voll Reiz, liegt nackt auf Decken und Fellen, während ein Spiegel an der Wand, in schweren — fast zu schweren — geschnitzten, goldenen Rahmen gefaßt, die Schönheit der Erwachenden widerspiegelt. Das ist ein echt Liebermannsches Figurenbild, denn kein Motiv reizt den Künstler so sehr, keinem gewinnt er in nimmermüdem Bemühen so viel Reize ab als dem in Bewegung befindlichen, vom Licht umspielten weiblichen Akt. Da jauchzt sein Schönheitsgefühl auf, da ist kein Zug von Lüsternheit, da ist auch nichts von ‚Modellschweiß' wahrzunehmen, sondern da spricht reiner, hoher Genuß an dem schönsten Gedicht, das Gott ins große Stammbuch der Natur geschrieben. So heilig ernst ist es dem Künstler mit seinem Bekenntnis zur Schönheit des weiblichen Körpers wie dem kühn und scharf in die Welt blickenden Malersmann auf dem mit leiser Selbstironisierung „Parisurteil" genannten Gemälde: drei junge, schöne Frauen enthüllen da vor dem Künstler die Reize ihres Körpers, und die schönste von ihnen soll ins Bild gesetzt werden. Es ist nicht eine Spur von dumpfer Sinnlichkeit in diesem Gemälde, dessen Vorwurf nur Überängstlichen gewagt erscheinen kann: mir scheint es wie ein Gebet zur Schönheit, und ich glaube mich in eine bessere, hellere, klarere und freiere Welt versetzt, wenn ich es betrachte ...

Wie das Licht den menschlichen Körper formt, das im Bilde auszudrücken, hat



Waisenhausgarten in Nymphenburg. Gemälde

Digitized by Google

Aus dem Isartal. Gemälde

Liebermann immer wieder versucht, und es ist ihm fast in allen Fällen gelungen. Weich und warm umrieselt die liebe Sonne einen ins Grüne gestellten Kinderakt, traut schließt das gedämpfte Licht des Innenraumes ein pikantes, zierliches Körperchen zu einem wohligen Ganzen, eigenartig hoch und fern wirkt ein schlanker Frauenleib, auf den sich Mondlicht ergießt. Die stolze Frau, die im Bewußtsein ihrer hohen Schönheit die Hüllen fallen läßt und ihren Körper dem milden Licht der keuschen Luna preisgibt, sie scheint selbst aus jenem stillen, ernsten Geisterreich zu stammen. Nicht anders die im Mondschein unter Bäumen Schlummernde, eine anmutige Schlanke, die Liebermann auf ein jetzt in Darmstädter Privatbesitz befindliches Bild gesetzt hat — hinsichtlich Geschlossenheit und Einklang von Stimmung und Ausdruck eine seiner allerbesten Arbeiten. Indessen ist es nicht ausschließlich der Akt, der den Figurenmaler Liebermann beschäftigt. Da gibt es auch schöne Frauen in hellen Sommergewändern, selbst noch in dieser modischen Vermummung höchst anmutig anzusehen, die unter Laubbäumen dahinspazieren, von Sonnenflecken überhuscht, Göttinnen der Lebensfreude, ohne daß es dazu des geringsten allegorischen Apparats bedürfte. Der fehlt auch, wenn Liebermann ein Bild malt, das den beziehungsreichen Titel „Der Waldquell“ trägt, in dem sich doch so etwas wie Allegorie ankündigt. Aber nichts dergleichen geschieht. Sondern da erschaut man ein schönes Weib, das sich, derweilen das Abendgold des Himmels ihr Blondhaar wie ein Heiligenschein umflammt, niederbeugt zum Quell, der aus schlanker Röhre hervorschießt, und in heller, blinkender Schale das klare Wasser auffängt. In den tiefen, satten Tönen, in der Wohligkeit der Malerei, die mit wenigen Farben auskommt, ohne irgendwie trüb oder dunkel zu wirken, ist dieses Bild, das gleichfalls zu Liebermanns älteren Arbeiten gehört, eines seiner feinsten.

Auch vor Aufgaben dekorativ-monumen-

Digitized by Google

taler Art sah sich Ernst Liebermann des öfteren gestellt. So hat er mit gutem Gelingen für die von Theodor Fischer erbaute neue Universität in Jena ein dekoratives Gemälde geschaffen, auf dem er, seinem Auftrag zufolge, den Barock-Astronomen Erhard Weigel und das alte Jenenser Kollegiengebäude zur Darstellung zu bringen hatte. Er tat es in erfreulich unpathetischer, der Pilotyschen Historienmalerei abholden, ganz realistischen, dabei doch nicht unpoetischen Weise. Man sieht unter gestirntem Himmel auf der Altane eines Hausdaches den Gelehrten mit zwei Schülern; sie studieren an einem Himmelsglobus. Von dem mondhellen Platze drunten schimmert das Kollegienhaus herauf. Ganz zwanglos und einfach der Aufbau, aber gerade in dieser Einfachheit welche Überzeugungskraft, welches freie Spiel der Kunst!

Ganz anderer Art waren die dekorativen Temperabilder, die Liebermann für eine der Hallen auf der Ausstellung München 1908 schuf. Wie Ausstellungen selbst trotz ihrer kulturellen Bedeutung doch stets mehr oder minder das Merkmal der Augenblicksschöpfung tragen, so möchte ich auch die fünf Bilder Liebermanns geistreiche Improvisationen nennen. Sie waren für die Hopfenhalle bestimmt und nahmen daher ihre Stoffe aus dem Leben der in bayerischen Landen wohlbekannten und sprichwörtlichen Hopfenzupfer. Wenn nämlich der Juli sich neigt und die Hopfendolde reift, dann ziehen in Scharen allerlei unruhige und beschäftigungslose, landfahrende Leute, Männlein und Weiblein, in die Hollebau, die sich um die ober- und niederbayerischen Marktflecken Wolnzach, Nandlstadt, Mainburg und Au ausdehnt und Bayerns bestes Hopfengebiet ist. Dort verdingen sie sich auf einige Wochen als Erntearbeiter, und ihre Haupttätigkeit ist es, die Hopfendolde von der Ranke zu lösen, volkstümlich den Hopfen zu „zupfen“. Da geht es denn oft hoch her: die Arbeit ist nicht schwer, der Verdienst gut und das Leben sorglos. Darum gibt es auch am Sonntag Feste voll bacchischer Lust, und das Temperament des Altbayern, das leicht überschäumt wie die heimischen Maßkrüge, was schon der alte Aventin gelegentlich bestätigt, „lebt sich aus“. In seiner fünfteiligen Reihe „Ein Feiertag der Hopfenzupfer“ hat Liebermann dieser Stimmung Ausdruck verliehen. Ein richtiges Gelage ist's, der Maßkrug, die Fiedel und das Tanzbein regieren die Stunde und das Bild, und daß die gestrenge Gendarmerie in das bunte Getriebe hineinschaut, das ist nur ein realistischer Zug mehr, denn gelegentlich soll bei diesem landfahrigen Volk der Becher der Freude wohl auch überfließen, und dann wehe den Tisch- und Stuhlbeinen, die in völliger Verkennung ihrer nützlichen Bestimmung sich in den Händen der Zornswütigen zu Angriffswaffen verwandeln! Hier durfte Liebermann seiner satirischen Laune die Zügel schießen lassen; es war sogar, wenn er bei der Wahrheit bleiben wollte, seine Pflicht, und er hat diese Pflicht auch treulich erfüllt. Nicht allein hinsichtlich der Wahl der Situationen und Begebenheiten, sondern auch im heitern Rhythmus, der durch die Bilder geht, und in der derb-lustigen Farbigkeit, in der sie gemalt sind.

Das war im Jahre 1908 . . . vorbei, vorbei! — im Jahre 1915 stand Liebermann als Kriegsmaler in Frankreich! Welche Gegensätze! Verrauscht der tolle Jubel, um den auch stiller gewordenen Künstler der große,

Beim Haarmachen. Gemälde

Madonna. Gemälde (Einzelkunstblätter im Verlage der Photographischen Union in München)

tiefe, weltgeschichtliche Ernst, die Majestät des Todes und doch auch wieder der erhebende nationale Stolz, der sich der deutschen Kraft bewußt ist. Da steht — ein merkwürdiger Gegensatz zu dem fiedelnden Bauernburschen auf den Hopfenzupferbildern — in fast überirdischem, verklärendem Bild der Minenwerfer: wie aus Erz gegossen ragt er auf, jede Muskel gespannt, jeder Zoll der Gestalt Energie und Entschlossenheit. Ja: es sind andere Zeiten gekommen, und der Künstler ging mit ihnen. Er vergaß nun für ein Weilchen seine saligen Fräulein auf den Mondscheinwiesen; an ihre Stelle aber trat ein feldgraues Weihnachtsmysterium: nicht die Hirten knien anbetend vor der Krippe mit dem göttlichen Kind, sondern zwei Feldgraue, denen auf einsamem Erkundungsgang durch den Schnee die tröstliche Botschaft von dem Erlöser der Welt leibhaftig zuteil geworden zu sein scheint.

So schweift Ernst Liebermanns figürliche Kunst, der sich seine Meisterschaft als tiefschürfender, mit seelischem Scharfblick ausformender Bildnismaler verwandt verbindet, durch das weite Reich der sichtbaren und der innerlich geschauten Welt. Kein Ding ist ihr zu klein, aber auch keines zu groß, den richtigen Ausdruck dafür findet der Künstler stets, und greift er einmal daneben, so ist auch dieser Mißgriff geistreich. Gott sei Dank, daß sich Liebermann gelegentlich „verhaut", wie man in der etwas saloppen Münchner Ateliersprache sagt; Gott sei Dank: denn nur die glatte, geschniegelte und gebügelte Mittelmäßigkeit vergreift sich nie,

Digitized by Google

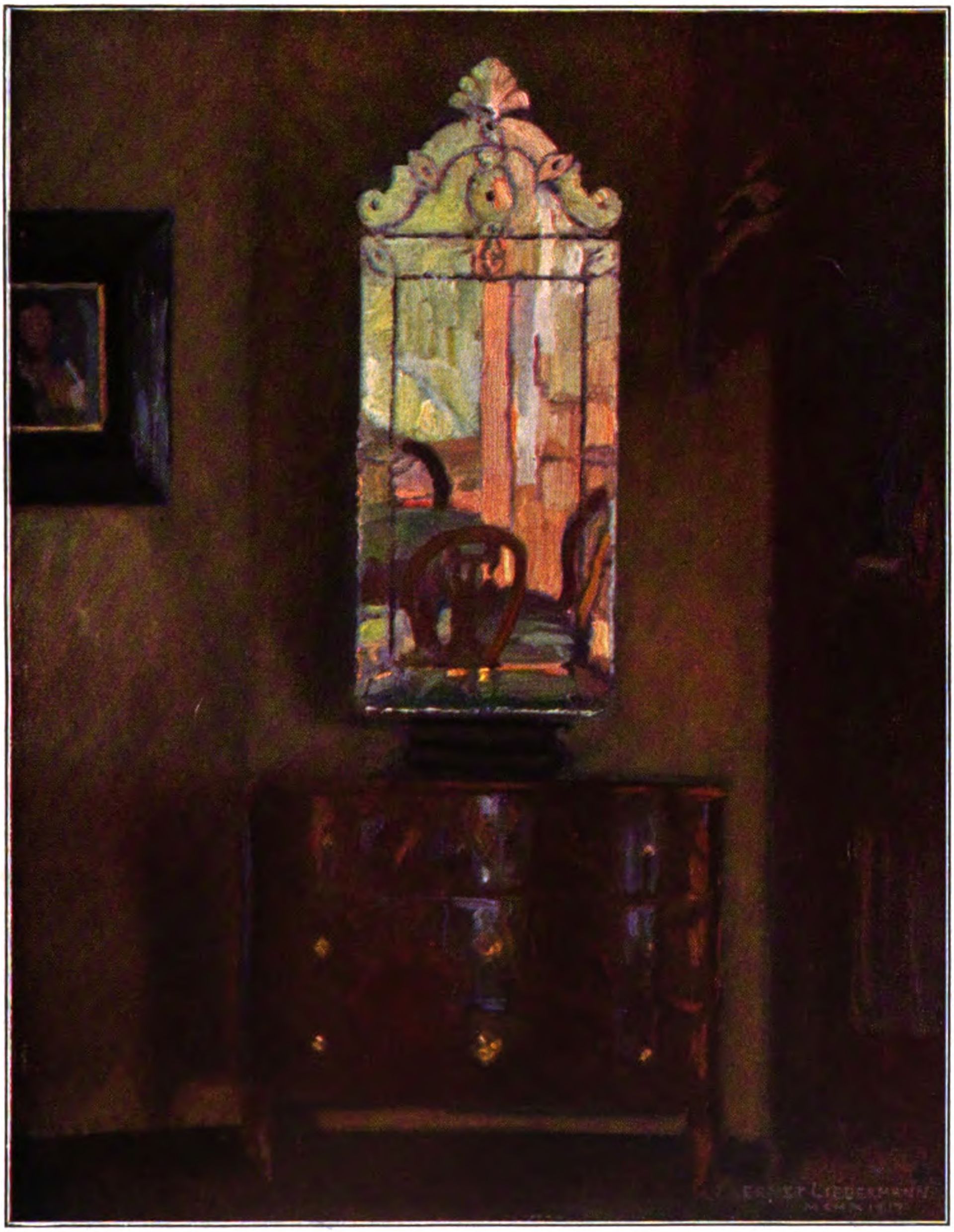
sondern findet in gefälliger Selbstsicherheit immer den geraden Weg, um ihre Allerweltskunst zum allgemeinen Besten zu geben. Ein echter Künstler ist im Vergleich zu solchen geschickten Tausendsassas auch noch in seinen Fehlern und derbsten Entgleisungen ein Halbgott.

Es wäre zuletzt noch mit einigen Worten auf das graphische Werk Ernst Liebermanns hinzuweisen, das nach Zahl wie an Wert außerordentlich bedeutend ist. Als Mitglied des „Bundes zeichnender Künstler" hat Liebermann sich an zahlreichen Veröffentlichungen graphischer Art beteiligt und auch außergewöhnlich viel illustriert, mehr, als, nach seiner eigenen Meinung, in gewissen Entwicklungszeiten gut für ihn war. Im „Jungbrunnen" und im „Teuerdank", beide s. Zt. von Fischer & Franke in Berlin herausgegeben, findet man volkstümlich packende Arbeiten von ihm. „Die Poesie der Landstraße" nennt sich eine Folge von zehn Zeichnungen, zwölf andere Blätter gelten „Alt-München", wieder zehn der „Deutschen Märchenwelt". Ist er hier, wie in seinen Buchillustrationen, von denen ich die reizvollen Bleifeder-Gedichte zu Fritz Lienhards „Thüringer Tagebuch" allen anderen vorziehe, der Graphiker, der mit feinem Verständnis die Möglichkeiten und Wirkungen des Schwarz-Weiß abwägt und ausnützt, so hat er doch sein Bestes mit seinen lithographierten Blättern gegeben, wo ihm, wenn auch nur in stilisierter Weise, die Farbe zur Verfügung stand. Er hat damit auch mittelbar bewiesen, daß er durchaus Maler ist, daß alles in seinem Wesen zur Farbe hindrängt und daß jene unrecht haben, die nur den glänzenden Zeichner oder doch: vorwiegend den glänzenden Zeichner, und erst in zweiter Linie den Meister der Farbe, in ihm sehen wollen.

So schließt sich also auch in dieser Hinsicht Ernst Liebermanns Schaffen harmonisch und gar fein zu einem Ganzen, wie es jedes seiner Werke für sich tut, und wie sie alle mitsammen eine stolze, in sich ruhende Gesamtheit bewirken. Mit „l'art pour l'art", wie das Schlagwort heißt, das wir bezeichnenderweise nicht ins Deutsche übertragen können, hat seine Kunst nichts zu tun, sie ist Volkskunst im besten Sinn, und wenn ich hier zu guterletzt Ernst Liebermann einen Volkskünstler nenne, so geschieht es, um ihm damit einen Ehrentitel zu verleihen.

Jugend. Gemälde

Digitized by Google



Der alte Spiegel

Innenraum aus dem Fuggerschloß Kirchheim

Gemälde von Prof. Ernst Liebermann

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Stadt in Ketten

Von Paul Oskar Höcker

Ueber das rußgeschwärzte Gemäuer des innern Fabrikhofes, der überall die Spuren des englischen Fliegerangriffs aufwies, ragte der blühende Prunus. Frau Helene Martin sah ihn von ihrem Fensterplatz aus, an dem sie ihrer mühsamen Näharbeit für das Putzwäschegeschäft in der Rue Neuve oblag. Die Blütenfülle dieses schlankstämmigen Bäumchens war der einzige Gruß, den der Frühling in die niedrige Erdgeschoßstube hereinsandte. Bei der Beschießung von Lille im vorigen Oktober war hier in der Nachbarschaft der Wälle ein großer Teil der Fabrikanlagen in Schutt und Asche gelegt worden. Zwar blieb damals das Grundstück ihres Mannes wie durch ein Wunder verschont; aber die Überfälle der Flieger im Dezember und nach Neujahr, deren Brandbomben wohl dem Arsenal galten, hatten die beiden Lagerschuppen, das Maschinenhaus und die Ställe bei der Pförtnerswohnung fast völlig zerstört. Der blinden Vernichtungswut der Engländer war dabei auch das Gärtchen zum Opfer gefallen, das den Stolz Dibelots, des einarmigen, schmalbrüstigen Concierge, gebildet hatte. Die beiden Platanen streckten ihre kahlen, rußgeschwärzten Äste wie anklagend zum Himmel empor; die Gemüsebeete wiesen tiefe Trichter auf; das Buschobst war verbrannt. Auch die Kletterrosen, deren feines Geästel sich als Netz über die Wand des Empfangsgebäudes gespannt hatte, zeigten kein Leben mehr. Als klägliche Reste erinnerten nur das Margueritenbeet und die winzige Wäschewiese mit den blauen und weißen Krokus an die einstige Gartenpracht, die Dibelot hier dem poesiearmen Industrieboden der Liller Vorstadt abgerungen hatte. Der große kugelförmige Prunus mit seinem festlichen Blütenzauber bildete nun schon seit dem Aschermittwoch Helenens Augenweide. Er gab dem von der Kriegsunbill heimgesuchten, düsteren Fabrikgelände einen farbenfreudigen Mittelpunkt, er gab ihrem müden, glaubensarm gewordenen Herzen den Keim einer Hoffnung daran: daß einmal wieder Frieden in Landen sein würde, daß auch für ihr jetzt totes Leben der Weckruf eines neuen Frühlings kommen müsse.

Wie ein weidwundes Wild hatte sie sich in diesen Winkel gerettet. Als der Gattin eines Deutschen, der sich vor dem Kriege in Frankreich hatte naturalisieren lassen, war ihr die Erlaubnis zur Heimkehr in das verlorene Vaterland verweigert worden. Ihr Vater war tot, mit der Frankfurter Verwandtschaft ihres bei der Besetzung von Lille nach Paris geflüchteten Mannes bestand keine Verbindung mehr, ihr Bankkonto beim Crédit du Nord war aufgebraucht, die Requisitionsscheine für die zuerst von den Franzosen, dann von den Deutschen beschlagnahmten landwirtschaftlichen Maschinen hatte sie dem drängenden Bauunternehmer verpfänden müssen: für das im Rohbau steckengebliebene Vorstadthaus, das ihr Mann ihr am Boulevard Madeleine errichten wollte. Aus ihrer Stadtwohnung, in der sie bei der Beschießung von Lille im vorigen Oktober verschüttet worden war, hatte sie nur das nackte Leben gerettet. Wer sollte ihr helfen? Nicht einmal brieflicher Verkehr mit der alten Heimat war ihr möglich. Und ihre Beziehungen hier? Mit ihren Pensionsfreundinnen hatte sie jede Gemeinschaft abgebrochen: Manon Dedonken wandelte leichte Pfade, Geneviève Laroche stand ganz im Banne ihres Vaters, der ein geheimes, gefährliches Spiel gegen die deutschen Militärbehörden trieb. Sie war trostlos vereinsamt. Wenn sich nicht der alte Pförtner ihrer angenommen, ihr das Wohnstübchen seiner ver-

Hauptmann d. L. Paul Oskar Höcker, im Felde tätig als Leiter der Liller Kriegszeitung. Phot. Becker & Maaß

Digitized by Google

storbenen Frau angeboten hätte — ihr wäre nur der letzte Weg übriggeblieben: der in den Deulekanal. Didelot hatte ihr auch die Aufträge des Wäschegeschäfts verschafft. Von der kümmerlichen Einnahme bestritt sie nun ihr Leben; und um dem Alten noch einen Anteil davon zukommen lassen zu können, mußte sie sehr, sehr fleißig sein.

Überall begann hier schon die Not. Die Zufuhr zur Stadt war knapp. Da sie im Operationsgebiet lag, blieb der Spionagegefahr halber der ganze Verkehr aufs äußerste beschränkt. Das Komitee, das mit spanisch-amerikanischer Hilfe sich der Ernährung der eingeschlossenen Franzosen angenommen hatte, meisterte seine schwere Aufgabe nur unvollkommen. Etwas Reis, etwas Dörrgemüse, etwas Kaffee, genau zugemessenes Brot bildeten die einförmige Kost. Aber noch schlimmer als diese äußeren Einschränkungen war für Helene die innere Vereinsamung. Rundum hauste Gesindel. Sie wagte sich nur selten ins Freie, und die zum Teil in Ruinen liegenden Straßen und Gassen des Fabrikviertels durcheilte sie dann klopfenden Herzens, stets in der Furcht, von dem erbitterten Volk, das hier zwischen dem Rand der Großstadt und den alten Festungswällen sein lichtscheues Wesen trieb, auf ihre deutsche Abkunft angesprochen zu werden. Ihre Jugend lehnte sich gegen dies graue Gefangenendasein auf. Aber die Furcht schlug immer wieder alle Wünsche nieder.

Eine kleine Lebensfreude bot ihr da abends die Begegnung mit den Nachbarn: Frau Babin und ihren beiden Töchtern. Wenn die drei mädchenschlanken Persönchen von ihrer Tagesarbeit aus der Stadt zurückkamen, pünktlich um halbacht, dann hörte sie die jungen Stimmen, die wie Orgelgezwitscher dem Ohre schmeichelten, immer schon in dem Augenblick, wo das Kleeblatt in die Rue Trochu einbog.

Wie Schwestern wirkten sie: alle drei gleich groß, mit demselben feinen, blassen Gesichtchen, derselben edelgeformten Nase, dem aschblonden Haar, den dunklen, seltsam geraden, wie künstlich aufgesetzten Augenbrauen, den veilchenblauen, kindhaft-gläubigen und doch wieder verschmitzten Augen, — und alle drei im dünnen, knappanliegenden, der vorigen Sommermode angehörenden Jackenkleid. Frau Babin war eine der seltsamen Französinnen, die in dem großen Unglück der Nation ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen wußten. Von ihrem Mann, dem Oberst, durch die Kriegsereignisse getrennt, aus ihrem hübschen kleinen Landgütchen bei Lesquin durch die Granaten ihrer eigenen Landsleute vertrieben, hatte sie sich im Oktober mit ihren Töchtern zu ihrem Vetter Challier geflüchtet, dem ehemaligen Prokuristen der Martinschen Fabrik. Sie war nicht die Frau Almosen anzunehmen: seit fünf Monaten arbeitete sie nun schon Schulter an Schulter mit ihren beiden Töchtern im photographischen Atelier von Borisal & Co. am Boulevard de la Liberté. Der Weg dahin war weit, die Arbeitszeit lang, der Verdienst schmal. Aber wenn man die drei hübschen Wesen so daherkommen sah, eng aneinandergeschmiegt, zärtlich plaudernd, mit ihren süßen, hellen Stimmchen lachend, dann ahnte niemand, wie schwer die Hand des Schicksals auf ihren schmalen Schultern lastete. Yvonne, die Sechzehnjährige, schleppte zuweilen den linken Fuß nach. An solchen Tagen nahmen Mutter und Schwester sie in die Mitte, und dann merkte man es kaum. Aber Challier hatte es Helene einmal verraten: hier herrschte so viel Knochentuberkulose, man sah, wie kaum in einer anderen Großstadt wieder, so zahlreiche stelzfüßige Männer, Frauen und Kinder, und schon vor Jahren hatte der Arzt um Yvonne Sorge gehabt . . .

Helene mußte ihnen heute ihren Prunus zeigen. Gerade jetzt fiel ein letzter Strahl der Abendsonne ins Gärtchen. Das Bombardement hatte in die Mauern der benachbarten chemischen Fabrik eine vielzackige Lücke gerissen; die ward der Üppigkeit des Blütenwunders nun zur Gnade. Selbst Didelot, der spuckend draußen stand und durch die Hornbrille, die er bis auf die Nasenspitze vorgeschoben hatte, das „Bulletin de Lille" studierte, meinte: sie seien so schön wie künstlich gemacht, die Mandelblüten; das bildete bei ihm den Gipfel der Bewunderung.

Frau Babin, Leonie und Yvonne entfalteten natürlich eine reicher gestufte Begeisterung. Sie sprachen alle drei auf einmal — alle drei entsannen sich eines Palmsonntags in Lesquin, wo über Nacht die vier wilden Obstbäumchen am Teich aufgeblüht waren. Das war jetzt drei Jahre her, ach, niemand hätte damals daran gedacht, daß man einmal ein ganzes halbes Jahr in solch einem Kriege stehen würde. Monsieur Babin hatte damals gerade seine Berufung als Major zur Kriegsschule nach Rouen erhalten. Wo Madame Martin damals gewesen sei?

Helene Martin hatte die schweren seidigen Wimpern gesenkt. Wenn die so wie ein Vorhang über ihren braunen, schönen, jungen Augen ruhten, dann wirkte ihr blasses Gesicht bitter leidend. Yvonne hatte bei ihr eingehängt und schaukelte sich leicht mit ihr hin und her. Sie sagte immerzu: „Magnifique, magnifique!" und starrte das Bäum-

Digitized by Google

chen an, aber ihre Mutter fühlte wohl heraus, daß sie sich nur wieder die Schmerzen im linken Fuß nicht anmerken lassen wollte.

„Jetzt vor drei Jahren?" wiederholte Helene und lächelte wehmütig. „Ach, da lebte ich mit George in Saus und Braus in Brüssel. Wir hatten die Reise gemacht nach Südamerika und nach Japan... In Kioto das Kirschblütenfest, ach, das sind Erinnerungen... Und nun ist man schon glücklich, das kleine Bäumchen hier zu haben, nicht?"

„Sie haben heute bei Armentières nicht so viel geschossen wie vorgestern nacht," sagte Frau Babin. „Es muß ja auch einmal zu Ende gehen. Berisal hat wieder einen ‚Matin' bekommen: Joffre plant eine große Frühjahrsoffensive. Damit kommt von Tag zu Tag der Sieg näher."

„Stehen Sie nun wieder besser mit Borisal?" fragte die junge Deutsche ihren Besuch voll aufrichtiger Teilnahme. Frau Babin hatte in den letzten Wochen manche Träne bei ihr geweint.

„Gar nicht," erwiderte Yvonne an Stelle der Mutter, „und das ist vielleicht das beste. Man darf nur nicht zeigen, daß man Furcht vor ihm hat."

Trotzdem es ziemlich kühl war, setzten sie sich auf Didelots Steinbank, alle vier eng zusammengerückt, um sich gegenseitig zu wärmen. Da wurden dann noch rasch die Tagessorgen offenherzig ausgesprochen. Borisal hatte erst der hübschen Frau Babin, dann ihrer ältesten Tochter nachgestellt. Sie waren von seinen Vertraulichkeiten überrascht worden, hatten in ihrer Notlage auch nicht gleich den rechten Abstand zu schaffen gewußt. Yvonnes köstliche Frechheit war ihre Retterin gewesen; nein, was hatte Yvonne lachen können, wenn der verwitterte, eitle Patron seine Huldigungen anbringen wollte. „Wie ein verliebter Kater sind Sie, Monsieur Borisal!" hatte sie zu ihm gesagt. Und sie machte seine süßlich-kokette Art nach. Er hatte jetzt ein gefügiges Empfangsfräulein bei sich und ließ sie in Ruhe; — aber unangenehm scharf konnte er werden, wenn sie sich im Atelier nicht aufmerksam genug gegen seine neue Kundschaft zeigten. Hauptsächlich deutsche Soldaten waren es, die sich jetzt bei ihm photographieren ließen. Frau Babin war ihnen gegenüber unnahbar, sie verstand einfach nicht, wenn so ein gewöhnlicher Soldat in seinem schlechten Französisch Ausstellungen an seinen Bildern machte. Und Yvonne — nun, die platzte ja immer gleich heraus, wenn einer sich versprach. Heute hatte Borisal Frau Babin gesagt: wenn es ihr nicht mehr paßte, bei ihm zu arbeiten, — bitte, er konnte jeden Tag Ersatz finden. Platten, Säuren, Papier, es ward sowieso immer schwieriger, noch neues Material hereinzubekommen. Die Kunden, die ja nie lange in Lille blieben, waren ungeduldig, man mußte sie also vertrösten, sich gut mit ihnen stellen, statt sie zu reizen... Was man sich dabei im stillen dachte und wünschte, das ginge niemand etwas an; aber klug sein hieß es jetzt, solange die unglückliche Stadt in Ketten lag.

„Und er hofft ja selbst," sagte Leonie, „daß das nicht mehr so lange dauern wird."

Schon seit Wochen hatten sie verabredet, einmal einen gemeinsamen Spaziergang zu machen. Aus der Stadt heraus durfte man nicht ohne Passierschein, an allen Toren der inneren Festungswälle standen Landsturmposten. Aber die Trambahnfahrt nach Roubaix und Tourcoing war freigegeben. Helene sollte ihnen einmal draußen an dem neuen Boulevard Madeleine ihre Villa zeigen.

„Sie ist nur bis zum Rohbau gediehen," sagte Helene müde lächelnd, „ich bin seit Wochen nicht mehr dort gewesen, und Antoine sagt, jetzt hätte sich das Wachtkommando einer Fliegerabwehrkanone dort eingerichtet. Es sei nicht zum Wiedererkennen."

Leonie wechselte mit Mutter und Schwester einen Blick, sich vorbeugend, und preßte dann Helenens Arm noch etwas fester „Antoine —! Nun sagen Sie nur, Frau Martin, ist Ihnen denn nicht auch Angst vor dem Mann? Wir sprachen noch auf dem Herweg von ihm. Wenn er mit seinen tückischen kleinen Tollkirschenaugen einen so von der Seite mustert ... Und die Person, mit der er's hält ... Weißt du," wandte sie sich an Yvonne, „das war die mit dem winzigen belgischen Hütchen am vorigen Freitag."

Frau Babins Gesicht sah jetzt abgespannt und alt aus. „Soviel Schmutz schwemmt der Krieg an einen heran," sagte sie traurig und strich über die Schulter der Jüngsten.

Helene berichtete, woher sie Antoine kannte. Beim Vater ihrer Freundin Manon Debonken, bei dem Notar Leon Ducat am Boulevard Vauban, war Antoine Schofför gewesen. Aus Furcht, von den Deutschen aufgegriffen und nach Deutschland verschleppt zu werden, da er im dienstpflichtigen Alter stand, hielt er sich seit Beginn der deutschen Herrschaft hier verborgen. Es ging ihm schlecht. Von Haus zu Haus hatte er sich als Schlosser, als Mechaniker angeboten; aber nirgends wagte man ihn anzustellen, weil die Deutschen alle Arbeitskräfte kontrollierten. „Heute wollte er Manon aufsuchen." Helene seufzte. „Da werde ich nun hören, wie's ihr die ganze Zeit ergangen ist. Aber es graut mir vor jeder Begegnung mit ihm. Er hat einen Haß auf

Digitized by Google

die ganze Welt — wenigstens auf alle, denen es besser geht als ihm."

Sie schraken zusammen, denn man hörte in der Küche sprechen. Didelot hatte Besuch bekommen. Helene lauschte. „Antoine —!" sagte sie stockend und erblaßte.

Sofort erhoben sich die drei Damen. Das kleine Sonnenfeuerwerk in der Prunuskugel war auch schon erloschen, und es wurde empfindlich kühl. Wie eine zwitschernde Vogelschar verließen sie den Fabrikhof. Helene trat in die Pförtnerwohnung und entzündete in ihrem halbdunklen Zimmer die Petroleumlampe. Das Herz klopfte ihr. Nebenan, in der Küche, in der Didelot wohnte, weilte Antoine. Er sprach laut und erregt. Natürlich würde er mit ihr reden wollen. Es war besser, sie ging gleich hinein, als daß er wie neulich anklopfte und bei ihr eintrat. Wenn er seine Freundin Adele in der Bar wußte und seine Eifersucht in Absynth ertränkte, den er sich trotz der Strafbestimmungen der Deutschen noch immer zu verschaffen wußte, dann mußte man alles vermeiden, um ihn zu reizen.

Der ehemalige herrschaftliche Schofför steckte in einem blauleinenen Monteuranzug, die schwarze Schildmütze hatte er zurückgeschoben, so daß die schwarzen Haarbüschel ihm in die Stirn hingen. Er rauchte eine Zigarette, war aber schon beschäftigt, eine neue zu drehen. Unter Rauchen, Spucken und Räuspern berichtete er.

„... und ich soll Sie auch grüßen, Frau Martin. Und sie hätte Ihnen alles vergeben, ließ sie Ihnen sagen. Und wenn Sie Geld brauchten, könnten Sie's haben. Und sie würde ihre Freundin Geneviève Laroche zu Ihnen schicken. Und warum Sie sich hier in der Fabrik vergraben hätten? Sie könnten es doch viel besser haben. Und gelacht hat sie, lustig war sie ..."

„Antoine!" Ganz bleich vor Schreck sah sie den kleinen, schwarzen Franzosen an. „Sie hatten mir doch versprochen, nichts zu verraten?!"

„Es kam halt so." Er spie an Didelot vorbei im Bogen aus. „Oh, wir hatten eine sehr interessante Unterhaltung. Eine feine Frau, eine schöne Frau. Ja, die weiß die Feste zu feiern, wie sie fallen. Ich erzählte schon Herrn Didelot. Was, Alterchen?"

Der Einarmige klopfte seine Pfeife aus und stopfte sie neu, indem er sie zwischen die Knie klemmte. „Sie hätten die hundert Francs nehmen sollen, Antoine, das wäre klüger gewesen, statt sich zu verzürnen."

„Pah, hundert Francs. Damals, als sie noch Freundschaft mit ihrem Vetter hielt, dem Major, da war ich's doch, der ihnen im Keller die Regimentskasse eingemauert hat. Vierzigtausend waren darin. Mich mit hundert abspeisen? Sie hätte die Kasse Laroche gegeben, sagt sie, der braucht das Geld für Unterstützungen. Und großmütig: ich sollte auch auf die Liste kommen, wie alle französischen Soldaten, die sich hier noch verborgen hielten. Da bekäme man zwölf Francs die Woche. Sie hätte ihr Konto bei der Bank aufgebraucht. Dreitausend hab' ich verlangt. Ja, da machte sie Augen."

„Vielleicht hat sie's wirklich nicht," sagte Helene schwer atmend. „Sie sagten doch, Antoine, Sie wollten ihr nur ins Gewissen reden, weil so viel Schlechtes über sie umläuft."

Der Schwarzäugige warf seinen Zigarettenstummel in die Ecke. „Eine Kanaille ist sie. Das sind nun die Führer der Stadt. Ihr Vater auf und davon, sobald es hier brenzlig wurde. Und sie — charmiert mit jedem erstbesten Boche. Wenn ihr Mann das wüßte. Ja, der sitzt drin in Deutschland im belgischen Gefangenenlager und kann sie nicht überraschen. So gibt es hier viele. Aber ich hab' ihr gesagt: ich sorge dafür, daß sie auf die schwarze Liste kommt. Sobald der Krieg aus ist, wird abgerechnet. Das saß. Wie ein Peitschenhieb. Ei, ist sie da aufgefahren. Die Wut —! Ja, und da hat sie sich denn in ihrer wahren Gestalt gezeigt, die — die ..."

Rasch fiel Helene ein: „Sie müssen nicht schelten, Antoine. Wir sind alle so unglücklich. Schelten macht es nur häßlicher."

Er zog an der frischgedrehten Zigarette. „Die Wahrheit hab' ich ihr endlich einmal sagen müssen. Ach, das hat wohl getan. Und ihre hundert Francs, auf die pfeife ich. Dreitausend — unter dem nicht."

Didelot machte ein bekümmertes Gesicht und sagte zu Frau Martin: „Sie hat ihm gedroht, bös gedroht."

„Gedroht? Womit?"

Antoine lachte. „Nun, womit wohl? Sie würde mich anzeigen, hat sie gesagt, wenn ich mich noch einmal bei ihr sehen lasse. Und dann würden sie mich holen und abführen. Und sie würden nun alle vor das Feldgericht gestellt, die dienstpflichtigen Franzosen, die sich noch hier in Lille verborgen halten. Ob ich nicht die Proklamation des Gouverneurs gelesen hätte? Zweimal sei Frist gegeben worden sich zu melden. Die letzte sei nun verstrichen. Und da würde ich die Kugeln pfeifen hören. Ein Pflänzchen, wie? Ja, das war einmal meine gnädige Herrin. Die schöne Frau Manon. Die elegante Frau Manon."

„Also sind Sie im Zorn von ihr gegangen?"

Digitized by Google

„Gegangen? Bewahre. Gejagt hat sie mich. Nicht den Sou in der Tasche, nicht den Sou. Aber die Boches werden einmal die Stadt räumen — so oder so — und dann kommt der Tag des Gerichts. Sie ist schon reichlich lang, die schwarze Liste.“ Er patschte dem Concierge aufs Knie. „Alterchen, wie ist das nun mit einem Erfrischungsschluck? Die Flämin im Estaminet drüben soll noch einen ganzen Schrank voll verborgen haben vor den deutschen Spürhunden. Aber mich läßt sie ja nicht mehr ein. Alle haben sie Angst vor mir. Die feigen Hunde.“

Helene hielt schon die ganze Zeit über einen Fünffrankenschein in der Linken. Sie wußte nicht, ob sie's wagen sollte, ihm das Geld anzubieten. Endlich faßte sie Mut. „Antoine, wenn Fräulein Laroche wirklich einmal herkommen sollte — bitte, bitte, nicht ausplaudern, wo ich bin.“

Er zuckte die Achsel. „Wenn Dibelot nicht schwatzt —!“ Natürlich hatte er den Liller Stadtbon in ihrer Hand schon bemerkt. „Nur geliehen!“ sagte er mit Nachdruck.

„Nur geliehen!“ beeilte sie sich zu versichern. Pfeifend ging er. An der Tür entsann er sich seiner herrschaftlichen Erziehung und wünschte Guten Abend. Draußen pfiff er weiter. Quer über die Straße ging er auf das Estaminet los.

„C'est la guerre,“ sagte Dibelot und zog an seiner erloschenen Holzpfeife. „Er war ein so vornehmer Mensch, der Antoine.“ Und er wiederholte die ewige Phrase: „C'est la guerre.“

Noch ein Stündchen saß Helene dann, nachdem sie ihren Abendtee genommen, bei der Arbeit. Es war spinnwebenfeine Putzwäsche, so reich verziert, wie sie keine Deutsche tragen würde. Wie grausam häßlich war ihr Leben geworden.

Nachdem sie die weißschirmige Lampe gelöscht hatte, öffnete sie das Fenster, um den Rauch abziehen zu lassen. Das Rollen und Grollen der schweren Batterien hatte draußen wieder eingesetzt. Es mußte in der Richtung von Ypern sein. Alle Tage erwarteten die Franzosen große Entscheidungen. Das ging so immer von Mund zu Mund. Sie hörte aber kaum mehr hin, wenn hier die Frauen in den kleinen Kramlädchen, in denen sie ihre Besorgungen machte, die Wissenden spielten und prophezeiten. Sie waren von so beneidenswerter Hoffnungssicherheit — wie die Kinder waren sie. Hoffnungsleer, mit müdgearbeiteten Augen suchte Helene ihr Lager auf. Noch lange lauschte sie dem Rollen und Grollen draußen.

⌘ ⌘ ⌘

Geneviève Laroche ließ sich so leicht nicht abspeisen. Der alte Dibelot hatte einen harten Stand. Das Fräulein sagte ihm auf den Kopf zu, daß Frau Martin bei ihm wohne. Antoine Bergerat, der Schoffför, hätte es ihrer Freundin Manon Dedonken verraten. Sie war auch schon in dem Wäschegeschäft in der Rue Neuve gewesen, in dem Helene jeden Mittwoch morgen ihre Arbeit ablieferte. Sie hatten ja alle angenommen, daß Helene Martin längst nach Deutschland zurückgekehrt sei. Ein Offizier, ein Jugendfreund von ihr, habe ihr doch den Reisepaß verschaffen wollen, ob der sich in der ganzen Zeit nicht ein einziges Mal hier habe blicken lassen? Ihr könne er's ruhig sagen, sie meine es gut mit Frau Martin. Und auch ihr Vater. Er liege heute mit Fieber zu Bett, sonst wäre er gleich mitgekommen, um nach Helene zu sehen. Das sei ja unverantwortlich, daß sie sich so vergraben habe...

So war Geneviève in die Pförtnerswohnung und in Helenens kleine Stube gekommen. Ganz erschüttert sah sie sich um. Das rotgestrichene Tannenholzbett der verstorbenen Frau Dibelot, ein kleiner Petroleumherd, ein Kleiderregal mit einer Zuggardine von Kattun, eine Kommode, ein Waschständer, der Arbeitstisch mit der Handnähmaschine, — und an den Wänden, die Bilder aus Dibelotschem Besitz, die Helenens Taktgefühl nicht zu entfernen gewagt haben mochte. Hier hauste die Erbin von Millionen, die verwöhnte Tochter des Kommerzienrats Kempff, der bei seinem Tod eine Firma von Weltruf hinterlassen hatte, hier hauste die junge Frau von George Martin, dem die schönsten Perlen, das rascheste Auto, die kostbarsten Orchideen, die luxuriöseste Villa noch eben gut genug für sie hatten scheinen wollen. Geneviève, trotzdem sie früher als freiwillige Helferin des Roten Kreuzes, später im Dienst des geheimen Hilfskomitees ihres Vaters schon Tausende von Gängen in Armenquartiere und Krankenstuben hinter sich hatte, konnte doch kaum hinwegkommen über die krasse Vorstellung: daß Helene hier Zuflucht gesucht hatte, ihre Freundin Helene, die sie in der Pension in Dinant wegen ihrer Eleganz, wegen ihrer schönen Erscheinung, wegen ihres gewinnenden Wesens alle, alle so leidenschaftlich angeschwärmt hatten.

Dibelot war durch das Elend stumpf geworden. Auch durch die Untätigkeit. Früher hatte ihn die Aufsicht hier auf dem großen Fabrikanwesen dauernd in Atem gehalten. Nach Kriegsausbruch war er lange Zeit hindurch ganz allein in der Fabrik gewesen. Da hatte er täglich einen Angriff des Gesindels, das bei den Wällen hauste, befürchten müssen. Es hieß, die Fabrik sei deutscher Besitz. So hing es an einem Haar, daß

geplündert und verwüstet wurde. Besonders damals, als die Deutschen Brüssel und Antwerpen einnahmen. Aber die Besitzerin hatte nachgewiesen, daß ihr Mann naturalisiert, französischer Bürger war; der Wachtmeister von der Porte de Valenciennes hatte es selbst am Fabriktor mit großen Buchstaben angeschrieben. Von da an ließen sie das Grundstück in Ruhe. Später hatte eine deutsche Militärbehörde alle Vorräte an landwirtschaftlichen Maschinen abtransportiert. Und die englischen Flieger hatten ja auch noch die leeren Schuppen in Trümmerstätten verwandelt. Seitdem gab es nichts zu befürchten, nichts zu verwalten mehr. Er mußte zufrieden sein, daß ihm Frau Martin die kleine Miete zahlte. Vor dem Verhungern war man geschützt. Und „c'est la guerre" — damit tröstete er sich wie Millionen andere in dem vom Feind besetzten Land.

Mit Leuten seines Schlages wußte Geneviève gut zu sprechen. Sie war ein tapferer Mensch. Ihr Vater, der glühende Patriot, gab ihr Tag für Tag ein Beispiel. Er war durch den Krieg von seinen Weingütern in der Champagne abgeschnitten — Gott mochte wissen, wie es auf denen aussah —, auch mit seinen Zweiggeschäften in Arras und Armentières hatte er keine Verbindung mehr. Aber alles, was er hier an Geldmitteln flüssig machen konnte, opferte er dem vaterländischen Werk. Da galt es, Unglücklichen zu helfen, besonders den hungernden Soldaten, die sich seit der Einnahme der Stadt verborgen hielten, noch immer auf die Vertreibung der Deutschen hoffend, oder denen man Mittel und Wege wies, heimlich über die holländische Grenze zu entkommen, um drüben dem Vaterlande ihre Dienste wieder widmen zu können.

Der Einarmige stand an dem kalten Ofen und zog an der erloschenen Pfeife. Ab und zu warf er einen scheuen Blick nach der Tür oder durchs Fenster. Dann musterte er wieder das fanatische junge Ding, das ihn nach dem und jenem der Schützlinge ihres Vaters fragte. Solche Französinnen gab es hier nicht in seinem Bereich. Die Weiber klagten nur, die Mädchen beklatschten einander. Eine trug es der anderen nach, wenn sie's mit einem Deutschen hielt. So lang dauerte der Krieg jetzt schon, im vorigen Sommer hatte es geheißen, im Oktober spätestens ständen die Verbündeten in Berlin — wo steckten die tapferen Poilus, nach denen sie sich sehnten?

Nun wußte Geneviève genau Bescheid über Helenens Umgebung. Und ihr Entschluß stand fest: sie mußte sie hier wegholen. Jetzt würde Helene die ihr gebotene Hand wohl dankbar ergreifen. Die deutsche Heimat, in die sie hatte zurückfinden wollen, stieß sie von sich. Sie mußte endlich einsehen: sie gehörte dem Lande, das ihr Mann jetzt Heimat nannte, dessen Schutz er genoß, drüben jenseits der Schützengräben. Es galt, den letzten Rest dieser unfruchtbaren Sentimentalität zu überwinden. Ach, wenn nur erst ihr Vater mit Helene sprechen konnte; er verstand es, zu Herzen zu sprechen, die Lauen aufzurütteln. Hassen mußte sie lernen. Und diesen heiligen Haß galt es zu schüren —, um ihn für die große Sache auszunutzen.

Seit Wochen zum erstenmal hatte sich Helene heute einen arbeitsfreien Sonntag gemacht. Sie war mit Frau Babin und deren beiden Töchtern nach Tisch spazieren gegangen. Wenn es Yvonne nicht zu sehr anstrengte, wollten sie bis zum Boulevard Madeleine. Vielleicht nahmen sie auch die Trambahn, die nach Roubaix führte, bis zu dem Bauplatz, auf dem sich der Rohbau der Martinschen Villa befand. Didelot konnte nicht sagen, wann die Damen zurückkehren würden. Vor Dunkelwerden wohl kaum. Geneviève hatte ihrem Vater versprochen, Helene auf alle Fälle sofort mitzubringen. Von dem Augenblick an, da er erfuhr, Helene Martin weilte noch in Lille, hatte es ihm keine Ruhe mehr gelassen. Es hatte Genevièves ganzer Überredungskunst bedurft, den Fiebernden davon zurückzuhalten, daß er sie begleitete. Mama und die Geschwister waren schon wieder sehr, sehr eifersüchtig auf Helene. Sie alle wußten, wie tief die Neigung des Gatten und Vaters zu der schönen jungen Frau in dem alternden Herzen wurzelte, wie schwer er damals gelitten hatte, als sie unter dem Einfluß ihres Jugendfreundes, des jungen deutschen Offiziers, sich entschlossen hatte, Lille zu verlassen.

„Ich gebe zu Hause nur Bescheid und komme dann gleich wieder zurück," sagte Geneviève zu Didelot. Sie steckte ihm einen Liller Stadtbon zu. „Und wenn Sie's gut meinen mit Frau Martin, dann helfen Sie mir, sie wegzubringen von hier. Papa gibt Ihnen, was Sie von ihr bekommen haben. Und er schickt gewiß auch Tabak. Ich werde öfter nach Ihnen sehen, wenn ich in die Gegend komme. Draußen in der Rue Roiselle hausen ein paar arme Teufel, die vom Komitee Unterstützung haben."

Der Concierge hob seufzend die Schultern. „Neun Francs die Woche — es hielt schwer, damit auszukommen, Fräulein Laroche. Alles ist so teuer geworden. Fleisch schon gar nicht mehr zu haben."

„Es ist ja nur für den Übergang. Papa hat jetzt tüchtige Agenten an der Hand. Ebenezer Drachman organisiert den Dienst an der holländischen Grenze. Jede Woche

Digitized by Google

bringen sie einen Schub hinüber." Sie sah ihn strahlend an. „Vorgestern war es der hundertste."

„Alles Leute vom 5. und 8. Territorialregiment? Die damals vor den Deutschen geflüchtet sind?"

„Hauptsächlich. Aber es sind ja noch hunderte versteckt. Auch von den Dreiundvierzigern. Sie wagen sich bloß nicht ans Licht, vertrauen selbst den nächsten Bekannten nicht mehr. Es gibt ja auch leider so viele Liller, die ihre Landsleute um ein Trinkgeld an die Deutschen verraten würden. Darum heißt es vorsichtig arbeiten."

„Und Sie haben gar keine Furcht, Fräulein Laroche, daß irgendein schlechter Kerl Sie einmal angeben könnte?"

Sie schüttelte den Kopf. „Ich habe keinen Feind. So wenig wie Papa je einen Feind hatte."

„Wären nur alle Franzosen so wie Sie und Ihr Vater." Hüstelnd klopfte er die kalte Pfeife aus. „Der Krieg hat hier viele, viele schlecht gemacht, Männer und Frauen. Ich glaube nicht mehr daran, daß Frankreich sich je wieder erholt von diesen Schlägen."

„Dibelot —!" Sie rief es in hellem Zorn. Aber dann schüttelte sie den Kopf und sagte lächelnd: „Sie werden ja bald einmal Papa sehen, Dibelot. Der wird Ihnen schon den Kopf zurechtsetzen. Und das Herz." An der Tür drehte sie sich noch einmal um, und ein Lächeln huschte über ihr ernstes Gesicht. „Und den Tabak werde ich nicht vergessen!"

Auch als Geneviève zum zweiten Male kam, war Helene von ihrem Sonntagsausflug noch nicht zurückgekehrt. Das war dem Concierge ganz unbegreiflich. Es war schon weit über acht Uhr —, um neun aber war Zapfenstreich für die gesamte Zivilbevölkerung. Vielleicht war Frau Martin noch mit Babins nach der Rue Trochu gegangen. Dibelot hätte die junge Dame gern noch dahin begleitet, aber in der Dunkelheit, die hier herrschte, wagte er den nächtlichen Ausflug nicht: wer nach Zapfenstreich einer Patrouille der Deutschen begegnete, der mußte zur Wache mit.

Geneviève wartete, wartete. Zehn Minuten vor neun mußte sie's aufgeben, die Freundin heute noch zu sprechen. Und nun hieß es, ein Eiltempo anschlagen, um noch vor dem neunten Glockenschlag die Rue Inkermann zu gewinnen. Unweit des Hauses befand sich die Post. Der deutsche Wachtposten, der dort an der Ecke patrouillierte, würde sie nicht ohne weiteres vorbeilassen. Sie hielten sich an den Buchstaben ihrer Befehle, diese starrköpfigen Landsturmleute aus Göttingen und Kiel.

Das Abendkonzert der Engländer bei Armentières hatte wieder eingesetzt: Geschützdonner rollte, der Regen kündende Westwind trug zuweilen sogar das Prasseln des Maschinengewehrfeuers herüber. Die Gasse, die zur Fabrik führte, lag tot und schwarz da. Nur durch die rote Gardine des Estaminetfensters drüben drang ein Lichtschimmer auf die Straße.

Dibelot faßte es nicht, daß die stille, ängstliche, vergrämte junge Frau, die hier nun schon seit Monaten nur der Arbeit lebte, es wagte, das strenge Gebot der Deutschen zu übertreten. Es schlug von der Hospitalkapelle bei der Porte de Douai schon zehn Uhr, als hastige Schritte sich näherten. Der Concierge tastete sich in den Fabrikhof und öffnete vorsichtig die Nebenpforte. „Madame?!"

Ja, sie war's. Bleich und doch erregt, noch atemlos von der Hast, wohl auch von der Angst, unterwegs von einer Patrouille angehalten zu werden, huschte sie herein. „Gottlob!" stieß sie aus, als sie in der Pförtnerswohnung war.

Sie ging in ihr Zimmer, legte Hut und Jacke ab und setzte sich im Dunkeln auf die Bettstatt. Inzwischen hatte der Einarmige die Haustür geschlossen. Mit der Laterne kam er an die Schwelle ihrer Stube und fragte, ob er ihr die Lampe anzünden sollte.

„Nein, nein, danke." Dann entsann sie sich, daß er ihrethalben länger als sonst aufgeblieben war und gab eine kurze Erklärung. Yvonne Babin war unterwegs ohnmächtig geworden; der Spaziergang hatte die Kleine zu stark angegriffen; sie hatten Mühe gehabt, sie nach Hause zu bringen und Challier hatte noch einen Arzt herbeigeholt.

Dibelot seufzte. Er hätte jetzt wohl wieder sein übliches: ‚C'est la guerre' angebracht. Aber etwas Unerwartetes geschah. Die stille, gelassene, sonst immer unverdrossene junge Frau ließ sich plötzlich zur Seite sinken, schlug mit dem Kopf aufs Bett und schluchzte so herzzerbrechend, so hingegeben einem tiefen, schweren Leid, daß der Einarmige seine Formel vergaß. Durch seinen Sinn flog etwas wie die Erinnerung an eine Zeit, über die ein Menschenalter hingegangen war, an Frühlingswanderungen in der jung erwachenden Natur Flanderns. Bekümmert, mitleidig und voll Verstehens sagte er: „C'est le printemps, madame!"

Eine Antwort kam nicht. Die junge Frau weinte noch immer. Allmählich klang es etwas ruhiger, leiser. Dibelot machte einen Gang durch die Küchenstube. Dann zog er die Wanduhr auf. Darauf wartete er ein Weilchen still-geduldig. Da das leise Weinen aber nicht aufhörte, schlürfte er auf der

Digitized by Google

knarrenden, sandbestreuten Diele zur Tür, harrte hier abermals einer Weisung, die nicht kam, einer Erklärung, die er nicht erwarten konnte, einer Gelegenheit, über den Besuch von Fräulein Laroche zu sprechen... Sie weinte, weinte ... Da zog er denn endlich so geräuschlos, als das verquollene Holz es zuließ, die Tür ins Schloß, nahm die Laterne auf und begann seinen gewohnten Rundgang durch die zerstörte Fabrik, in der es nichts mehr zu bewachen gab ...

⁂ ⁂ ⁂

Die Fliegerabwehrbatterie bei Madeleine war neu aufgestellt. Theo West, der Fliegerleutnant, der kürzlich Staffelführer geworden war, kam auf einer Autofahrt vom Oberkommando der Armee dort vorbei, ließ halten und machte dem Batterieführer seinen Besuch. „Ich hab' sie bisher immer nur aus der Vogelschau gesehen," sagte er zu dem bayerischen Landsturm-Oberleutnant, „da drängt's einem doch, ihr einmal so ganz gemütlich die Vorderflosse zu drücken, der aufmerksam-freundlichen Revolverkanone."

Der fünfzigjährige Batterieführer war im Zivil Professor der Mathematik. Der Krieg hatte ihn wieder jung gemacht. Nachdem er die ersten Monate eine Feldbatterie im Bewegungskrieg geführt hatte, erschien ihm diese neue Tätigkeit hier wegen der praktischen Erprobung all der theoretischen Berechnungen besonders anregend. Weit vor der Stadt gelegen, einsam, bot die Batteriestellung für einen Weltmenschen wenig; aber der weißhaarige Oberleutnant brauchte weder Geselligkeit noch Naturschönheit, noch Ablenkung. Der Dienst und seine mathematische Wissenschaft füllten ihn vollkommen aus. Übrigens hatten sich's seine Leute hier leidlich bequem gemacht. Ein erst im Rohbau fertig gestellter, großzügig angelegter Villenbau diente ihnen als Quartier. Aus verlassenen Häusern in der Nachbarschaft war auf dem Wege der Requisition allmählich alles herbeigeschafft worden, was dazu dienen konnte, den Winter erträglich zu machen. Mit einigem Stolz zeigte er dem jungen Flieger, dessen Name in der Armee schon so rühmlich bekannt war, die Anlage. Vom Batterieplatz hatte man kaum zweihundert Schritt bis zum „Kasino", das in dem wohl als Musiksaal gedachten, baulich am weitesten vorgeschrittenen Erdgeschoßraum der Villa eingerichtet war. Die weißen Wände wiesen flott hingezeichnete Karikaturen auf.

„An Talenten ist kein Mangel in der Batterie," sagte der Bayer. „Einer meiner Geschützführer ist Dekorationsmaler am Münchner Hoftheater, der Telephonist ist Redakteur vom Simpel, der Schreiber ist Astronom an der Sternwarte, und der Zugführer hat noch im vorigen Sommer in Bayreuth am Pult die erste Violine mitgegeigt. Die einzige Entschuldigung für soviel Talent — hat unser Kronprinz neulich gesagt und hat gelacht — ist die, daß die Batterie daneben auch gut schießen kann. Wir sind doch hier seine Leibbatterie. Aber das obere Stockwerk müssen S' sich noch anschauen, Herr Kamerad. Ich hab' den Zugang vernageln lassen, weil's schad drum wär', wenn mein Kanoniervolk mit den tranigen Kommißstiefeln da herumtrampeln sollt'. Parkett, spiegelblank alles, und eingebaute Möbel, Kirschholz mit Thuja-Einlage, echtes Material — vornehmer Geschmack, muß man schon sagen."

Der Flieger lachte. „In neuen Villen hier in Frankreich sonst eine Seltenheit. Was für elenden Kitsch hab' ich hier schon auf Schlössern und in Großstadthäusern gesehen."

„'s ist auch kein Eingeborener, der sich das Schloß hat dahersetzen wollen, sondern ein Zugereister. Scheint mir so eine Art internationaler Großmogul. Viel englischer Einfluß dabei. Großartige Badezimmeranlagen. So was kann man hier in Lille lange suchen. Auf zweihundert Häuser eine Badewanne — und da funktioniert todsicher der Badeofen nicht. Wenn ich den Mann von der Mairie recht verstanden hab', ist's ein Schwiegersohn von dem Kommerzienrat Kempff, wissen S', dem Begründer der deutschen Kempff-Werke ... Landwirtschaftliche Maschinen —"

Theo West, der sich nur mit geringem Interesse in dem halbfertigen Hause umgesehen hatte, blickte nun überrascht auf. „Kempff — Kempff-Werke ... Ist seine Tochter etwa eine Frau Martin? Helene Martin?"

Der Professor zuckte die Achsel. „Vor einer halben Stunde war ein halbes Schock Weiber hier. Ich hab' gerad geschlafen, mein Bursche hat mich nicht wecken wollen. Ja, dabei sei auch die Besitzerin gewesen. Sie hätten sich einmal ein bissel im Haus umsehn mögen ... Mein Wachtmeister ist aber sehr scharf, der duldet so was nicht und hat sie abblitzen lassen. Ohne meine Einwilligung dürft' kein Fremder die Stellung betreten. Da könnte ja sonstwer kommen und herumschnüffeln."

„Ausgeschlossen, daß die Besitzerin dabei war," sagte der Flieger. „Die ist längst in Deutschland, diese Frau Martin. Ich sprach noch gestern abend mit meinem Bruder über sie. Er hat sie seinerzeit nämlich kennen gelernt. Ei, das sollte mich doch wundern ... Hat Ihr Wachtmeister behauptet, daß er sie wirklich selbst gesprochen hat?"

„Auf eine Zigarettenlänge müssen S' jetzt eh' schon ins Kasino eintreten, Herr Kamerad. Ein Kirsch gefällig? Es hat auch Cordial Medoc. Was, Alkoholgegner sind S'? Ja,

Digitized by Google

Die vier Haimonskinder
Bildwerk von Prof. Peter Breuer

Digitized by Google

ja, die Herren Flieger . . . Ich lass' den Niemayer 'rüberkommen, er kann ja mal Meldung erstatten."

Während sie in den lustig ausgestatteten Kneipraum eintraten, berichtete Theo West, was ihm im Gedächtnis haften geblieben war. Frau Martin war bei der Beschießung von Lille im vorigen Oktober in ihrem Wohnhaus am Boulevard de la Liberté verschüttet worden, sein Bruder, der die Pionierarbeiten leitete, hatte bei ihrer Befreiung mitgewirkt und sich hernach mit ihr angefreundet. Es hatte sich ergeben, daß sie Jugendfreunde waren: Frau Martins Onkel, der Organist Karl Maria Kempff in Wohlfahrtswiese bei Durlach, war der Musiklehrer der vier Gebrüder West in Gottesaue gewesen. „Ich erinnere mich ganz deutlich, mein Bruder hatte sich noch energisch ins Zeug gelegt dafür, daß die junge Frau den Reisepaß nach Deutschland bekam. Sie hatte keine Mittel mehr — ihr Mann in Paris . . ."

„Da kommt Niemayer, der hat sie ja gesehen."

Der Wachtmeister war der Meinung, daß die vier Frauenspersonen heute nachmittag bloß so aus Neugierde — vielleicht auch um die Batteriestellung genauer auszukundschaften — sich hier hatten eindrängeln wollen. „Man hat doch seine Menschenkenntnis," sagte er überlegen schmunzelnd, „und von den vieren sah mir keine nach Schloßherrin aus. Ich hab' ihnen gesagt: sie sollten in einer Stunde wiederkommen, wenn der Herr Batterieführer da sei, hab' ich gesagt. Na, und da zogen s' auch gleich weiter. Bis jetzt haben s' sich noch nicht wieder blicken lassen."

„Das muß ich dem Hans erzählen!" Theo West schüttelte ungläubig den Kopf. „Mein Bruder sagte noch gestern: so oft habe er den Versuch gemacht, irgendeine Nachricht über sie zu bekommen . . . Freilich hält's ja schwer, mit der Heimat in Verbindung zu bleiben, wenn einer so herumgezwiebelt wie der."

„Er ist Pionier? Hans West — Oberleutnant West. Den hab' ich auch schon kennen gelernt. Grüßen Sie ihn, wenn Sie ihn sehen."

„Er ist heute auf dem Flugplatz. Endlich hat er einmal ein ruhigeres Pöstchen. Er soll in Lille den Hauptmann bei der Fortifikation vertreten, der erkrankt ist. Natürlich hofft er, zum Frühjahr nach Rußland zu kommen. Er will ja immer dabei sein, wenn wo was los ist . . . Jetzt haben Sie schönsten Dank für die Führung, Herr Professor. Wenn ich morgen früh aufsteige, zu den Engländern hinüber, dann ist mir's eine innige Beruhigung, die Batterie hier in so sicheren Händen zu wissen. Ich guck' auch einmal herunter."

„Ich kann nicht garantieren, daß ich Sie von hier unten aus erkenn'," meinte der Professor. „Also, wenn ich nicht gleich Hurra schrei', dann dürfen Sie mir nicht gram sein."

Sie lachten, mit Händedruck verabschiedeten sie sich, und Theo West bestieg sein Auto.

Kaum eine halbe Stunde später hielt das eisengraue kleine Gefährt abermals vor der Batteriestellung. Diesmal entstieg ihm Theos Bruder, der Pionier.

Und zwischen dem Rohbau der Villa und dem gegen Sicht von oben durch Tannenreisig geschützten Wachtlokal begegnete er den vier Damen aus Lille, die von dem Mathematikprofessor und seinem Wachtmeister soeben einem Verhör unterzogen wurden.

Hans West kam bestürzt — erst noch unsicher, dann in wachsender Erregung — auf Helene zu. Beide Hände hielt er ihr hin. Sein Ton war herzlich, als er sie begrüßte. Und in starker Bewegung sah er sie an, fast erschüttert. Es war nicht mehr die junge schöne Frau. Sie trug die Merkmale des Leidens. Indem sie jetzt die Lider senkte, vielleicht aus Scheu vor den andern, warfen ihre schweren, langen Wimpern noch tieferen Schatten in ihr blasses und schmales Gesicht.

„Frau Martin — Sie noch hier in Lille? Ja, warum haben Sie mir denn niemals Nachricht gegeben? . . . Und wie geht es Ihnen jetzt? Gesundheitlich? Und wie haben Sie den langen gräßlichen Winter hier überstanden? . . . Das sind Bekannte von Ihnen? Wollen Sie mich vorstellen? . . . Ist es wahr, das sollte hier Ihre Villa werden? Ich faßte es gar nicht, als mir mein Bruder sagte, Sie seien nicht in Deutschland . . . Herr Professor, ja, denken Sie . . ."

Die Unterhaltung des Wachtmeisters Niedermayer mit den drei Begleiterinnen der jungen Frau war weniger lebhaft, auch weniger liebenswürdig abgelaufen. Frau Babin blieb sehr gemessen, fast hoheitsvoll. Sie hatte links Leonie, rechts Yvonne an den Arm genommen. Mit der Miene einer Fürstin blickte sie über den Wachtmeister hinweg, keine seiner Fragen beantwortete sie, bis endlich der Batterieführer das Wort an sie richtete. Der Professor sprach ein grammatikalisch richtiges, aber sehr umständliches Französisch. Die drei Damen blickten einander fragend an, zum Zeichen, daß sie nicht verstanden; alle drei zogen die Augenbrauen hoch; sie sahen dadurch einander verblüffend ähnlich.

Es kam endlich so etwas wie eine Vorstellung zustande. Aber die Französinnen blieben Eis. Frau Babin setzte eine auffallend fremde Miene auf, als sie Helene vorschlug: sie würden einstweilen vorangehen.

Helene merkte gar nicht, daß so etwas wie Vorwurf aus dem Ton klang. Sie war viel

Digitized by Google

zu stark bewegt von dem unvermuteten Wiedersehen. Nach ihrem Unfall bei der Beschießung von Lille hatte sich Hans West in so herzlich-freundschaftlicher Weise ihrer angenommen. Er war für sie ein Stück der Heimat geworden, die sie durch ihre Ehe mit dem weltbürgerlichen Flüchtling verloren hatte.

„Ich konnte Ihnen ja keine Nachricht geben," sagte sie mit einem melancholischen Lächeln. „Die Herren auf dem Paßamt hatten gewechselt. Keiner nahm sich meiner an. Und es hieß nur immer wieder: es sei allen Heeresangehörigen streng verboten, irgendwelche Nachrichten zu vermitteln. Da mußt' ich mich denn bescheiden."

„Und Sie wohnen nun wieder bei Ihren Freunden? In der Inkermannstraße? Oder am Boulevard Vauban?"

„Ach nein, nein. Ich hab' sie seitdem nicht mehr gesehen."

„Seitdem nicht mehr gesehen?" Er zog die Stirn in Falten. „Aber wie haben Sie dann gelebt? Wovon? Wo? Wer hat Ihnen geholfen? Ist denn keiner, keiner dagewesen, der mir auch nur ein Wort sagen konnte, einen kleinen Wink geben? ... Frau Martin, ich habe ja so oft den Versuch gemacht. Auch in Magdeburg, auch auf den Kempffschen Werken, hat niemand etwas von Ihnen gewußt. Ich schrieb nach Mainz, nach Düsseldorf. Immer vergeblich. Sie seien in Paris, hieß es. Über die Schweiz habe Ihr Mann einmal den Versuch gemacht, mit seinen Frankfurter Verwandten in Beziehung zu kommen. Das war alles, was sie erfahren hatten. Ach, Sie müssen mir ja so viel, so viel erzählen ..."

Frau Babin hatte mit ihren Töchtern inzwischen den Ausgang erreicht. Überflüssigerweise begleitete der Professor die Damen. Es war ein stolzherablassender Blick, mit dem sie sich von ihm verabschiedeten.

Erst als Helene allein mit dem jungen Offizier war, entsann sie sich der seltsamen Art der drei. Einen Augenblick ward sie unsicher. Sie mußte ihren Freundinnen doch wohl den Zusammenhang erklären ... Und dabei huschte ihr's durch den Sinn, wie Frau Babin ihr auf dem Herweg gestanden, daß sie kein Geld bei sich hatte, und die Vorstellung ängstigte sie, die drei müßten den endlos langen Weg bis zum Tor und durch die ganze, große Stadt bis zum anderen Ende der Villa zu Fuß zurücklegen ... Aber Leonie oder Yvonne, so beruhigte sie sich, waren ja wohl sicher im Besitz der paar Sous. Wie ausgewischt war dann wieder gleich diese banale Sorge: Hans West hatte sie ins Haus geführt, und im Eingang zu dem Kasinoraum beugte er sich auf ihre Hand und küßte sie und sprach in so warmem herzlichen Ton zu ihr. „So glücklich bin ich, Frau Martin, so glücklich, daß ich Sie hab' wiedersehen dürfen!"

Seit Monaten die ersten deutschen Worte Ihr war ganz wunderlich zumute. Es kam ihr vor, als würde sie aus einer Gefangenenzelle freigelassen. Der einzige Umgang mit gebildeten Menschen, den sie seit einem Vierteljahr hatte, war der mit Frau Babin und deren Töchtern. Nun fühlte sie sich seelisch gestreichelt, da sie wieder ihre Muttersprache hören und sprechen durfte. Und es tat so wohl, wieder einmal einen lichten Raum mit weiß gedeckten Tischen, hellen Gardinen und Blumen zu sehen.

Der Professor war stolz, daß das Kasino heute Damenbesuch aufzuweisen hatte. Er ließ Kaffee besorgen. Das war doch einmal ein Erlebnis: er konnte seiner Frau schreiben, daß er die Besitzerin der Villa hier in ihren eigenen Räumen empfangen hatte. Seine Frau würde natürlich eifersüchtig sein. Eine Französin! Wenn er nun gar schrieb, daß sie kaum dreiundzwanzig Jahre zählte, eine vollendet schöne Figur hatte und seidenweiche lange Wimpern ...

In dem Augenblick, in dem der Bursche des Batterieführers das Tablett mit dem Kaffeegeschirr hereinbrachte, ging die Alarmklingel. Der Bursche, der gleichzeitig Munitionsträger war, stellte seine klirrende Last hastig hin, und kaum zwanzig Sekunden darauf machte der erste Schuß der Abwehrkanone das ganze Gebäude zittern.

Helene Martin fuhr die ersten paar Mal wohl stark zusammen; aber rasch gewöhnte sich ihr Ohr an die Erschütterung. Es war ja so ein ganz absonderliches Erlebnis, eine Rückkehr in Kreise, die ihr schon so weltenfern erschienen waren. In der Gesellschaft der Franzosen, die so schwer unter der deutschen Herrschaft litten, hatte die dem Deutschen nun einmal innewohnende Mischung von Taktgefühl, Mitleid, Verständnis und Gutmütigkeit sie immer wieder davon abgehalten, die Gerechtigkeit der Maßnahmen ihrer ehemaligen Landsleute zu verteidigen, zu erklären. Ihr Schweigen zu den Anklagen war aber mehr und mehr als Billigung aufgefaßt worden. Sie hatte die Gewaltherrschaft ja allerdings selbst so grausam einschneidend empfunden. Hier aber fühlte sie sich wieder einmal geborgen. Ja, das Bewußtsein, daß deutsche Geschütze es waren, die den am Himmel auftauchenden Feind vertrieben, war ihr eine gute Beruhigung. Sie blickte durch das Rundfenster — ach, hier hatte George nach einem Entwurf von Baily Scott einen lauschigen Blumenerker

Digitized by Google

herzaubern wollen — und mit Interesse sah sie den zerberstenden weißen Schneeballen nach, die dicht bei der schwarzen Fliege in die blaurote Luft hineingesetzt wurden von der Abwehrbatterie des bayerischen Professors.

„Ein paar Wochen wird mein Kommando wohl dauern," sagte der Oberleutnant. „Als es hieß, ich komme wieder zum Gouvernement, da wollte mir's gar nicht passen. Was sollte ich in Lille? Aber nun bleibt mir doch die Genugtuung: ich kann ein bißchen für Sie sorgen. Sie haben mir doch Ihre Freundschaft erhalten, wie?"

Wie sie am Fenster stand, im vollen Lichte, hatte ihre Erscheinung etwas geradezu Rührendes. Auch das unmoderne, schon stark abgetragene Kostüm wirkte mit. Bei seiner Durchfahrt durch Brüssel hatte er die eleganten Belgierinnen in ihren neuesten Frühjahrsmoden auf den Boulevards gesehen: sie trugen kurze, flotte, weite Röcke. Helene ging noch in demselben dunkeln, knappgearbeiteten, schlichten Kleid, in dem er sie im Oktober getroffen hatte. Als der Flieger droben am blauen Himmel entschwunden war, wandte sie sich um. Die Hände, an denen sie schwarze Zwirnhandschuhe trug, verschränkte sie im Rücken, sich auf das Fensterbrett stützend.

„Ich bin ein müder, vergrämter Mensch geworden, lieber Freund," sagte sie matt lächelnd, „und meine Wege sind jetzt so ganz, ganz andere, daß es für Sie kaum mehr irgendeine Verbindung zu Ihrer alten Jugendbekannten gibt. Ich habe mich auch gefreut, Sie wiederzusehen; aber das Wiedersehen ist zugleich ein Lebewohlsagen."

Er schüttelte den Kopf. „Ich suche Sie auf. So leicht werden Sie mich nicht los. Ich muß sehen, wie Sie leben."

„Nein, das sollen Sie nicht. Ich will es nicht. Unter keinen Umständen."

Ihr Ton machte ihn unruhig. „Hat Ihre Umgebung das Licht zu scheuen, Frau Martin? Wo leben Sie?"

Sie sah ihn starr und ernst an, fast streng. Dann stieß sie aus: „Im Elend. Irgendwo. Bei den Wällen."

„Etwa — auf dem Fabrikhof?" Er entsann sich der unheimlichen Gegend im Südosten der Stadt. Da er ihr Schweigen für Zustimmung nehmen mußte, fuhr er fort: „Aber das ist doch kein Aufenthalt für Sie! Um Gottes willen! Mit Ihren früheren Freunden haben Sie sich erzürnt? Warum? Ihr Deutschtum hat Sie auseinandergebracht, nicht wahr? Aber wovon haben Sie gelebt?"

Sie wehrte sich innerlich noch. Aber dann sagte sie es ihm. „Ich habe Wäsche genäht. Für ein Geschäft. So — jetzt wissen Sie alles. Und es wird Ihnen daraus klar werden, daß ich bis zum Ende dieses grauenvollen Krieges in meiner Verbannung bleiben muß."

„Nein, Frau Martin, den Grund sehe ich nicht ein."

„Ich will keine Almosen. Ich muß abwarten, wie mein Mann sein Schicksal gestaltet hat. Das seine — und damit das meine."

„Sie haben nichts mehr von ihm gehört?"

„Nichts mehr. Ich weiß nur, daß er im Oktober in Paris gewesen sein muß."

„Sie wissen mehr, Frau Martin. In Ihren Augen steht ein so tiefer Schmerz... Haben Sie doch Zutrauen zu mir."

Helene seufzte. „Ich fürchte für ihn..."

„Sie lieben ihn noch?"

Eine ganze Weile schwieg sie. Tränen waren ihr in die Augen getreten. Sie hob die Hand nicht, um sie wegzuwischen. „Ich nehme an, daß ich wohl Nachricht von ihm hätte, wenn sie ihn wieder, wie schon einmal, in ein Gefangenenlager gebracht hätten — etwa, weil sie die Naturalisation so kurz vor dem Krieg nicht anerkennen wollten." Immer zögernder sprach sie. „Aber weil ich keine Nachricht von ihm habe, so muß ich wohl glauben — oder fürchten..."

„Was fürchten Sie?"

„Daß George ins französische Heer eingetreten ist, um — um Schwierigkeiten auszuweichen."

Tief atmete Hans West auf. „O — das wäre!" Mit großen Augen sah er sie an. „Arme, arme Frau!"

Der Professor kam von seinem Dienst zurück. Ein paar Schrapnells hatten famos gelegen. „Beim fünften Schuß waren wir auf fünfzig Meter heran, aber da bog er aus, der Kerl..."

Verlegen lachend unterbrach er sich. „Verzeihung, man kommt so ganz in den rauhen Kriegston hinein, wenn man solange ohne Damen ist. Aber das festliche Ereignis heute muß gebührend gewürdigt werden... Jesses, nun hat das Kamel von Ordonnanz noch nicht einmal den Kaffee gereicht! Ei, den soll ja gleich das heilige Gewitter..."

Helene hatte ihr Taschentuch gezogen und ihre Augen getrocknet. Abwehrend dankte sie. Nein, es sei ihr unmöglich, länger zu bleiben. Sie müsse ihren Freundinnen nach. Jetzt werde es auch schon dunkel, und ihr Weg sei noch weit.

Der Batterieführer erhob noch lebhafteren Widerspruch als der Gast. Hans West erbot sich natürlich, sie zu begleiten; aber das schlug sie von vornherein aus. Man konnte ja nicht wissen, daß sie deutscher Abkunft war;

Digitized by Google

die Französinnen aber, die sich hier an der Seite von deutschen Heeresangehörigen hätten zeigen wollen, denen erging es schlimm; der Haß sei ja unausrottbar.

„Aber es ist doch ausgeschlossen, Frau Martin," sagte Hans West mit merklich erregter Stimme, „daß ich mich mit dieser kurzen Begegnung zufrieden gebe."

„Wenn ich Sie nun bitte?"

„Sie müssen mir gestatten, daß ich Sie aufsuche."

„Das schadet mir dann in dem Kreis, in dem ich zu leben gezwungen bin."

„Dann werden Sie diesen Kreis verlassen, Frau Martin. Glauben Sie denn, wir deutschen Barbaren werden nicht Mittel finden, um einer Landsmännin zu helfen?"

„Ich bin Ihre Landsmännin nicht mehr, lieber Freund. Ihre Behörde hat mir darum rundweg den Paß nach Deutschland verweigert. Ich muß mein Schicksal nun schon tragen." Sie reichte ihm die Hand. „Aber ich danke Ihnen herzlich für den guten Willen."

„Frau Helene —!" — —

Auf allen Teilen des breiten Boulevards herrschte noch starker Verkehr. Die Mitte gehörte dem Militär. Autos, Motorräder, Feldpostwagen, Proviantkolonnen — Staubwolken mit sich reißend, strebten sie nordwärts und südwärts. Überfüllt, noch auf den Trittbrettern besetzt von Feldgrauen, sausten die hellgelben Wagen der Straßenbahnen von Roubaix und Tourcoing vorbei. Auf den Fußwegen zog abgespanntes Sonntagsvolk vom Nachmittagsspaziergang mit müden, trippelnden Kindern der Stadt zu ...

Helene fand erst auf der Grand' Place eine Möglichkeit, auf einem der Straßenbahnwagen, die zu den jenseitigen Toren fuhren, mitzukommen. Das Trüpplein ihrer Nachbarinnen hatte sie unterwegs nirgends mehr gesehen. Natürlich wollte sie sie noch aufsuchen, um ihnen Aufschluß über die Begegnung mit dem deutschen Offizier zu geben.

Aber das ward dann noch ein ängstlich-erregtes Warten vor dem Haus, in dem Frau Babin wohnte. Sie hatten das aus zwei Stuben und Küche bestehende Erdgeschoß des schmalen Torgebäudes der stillstehenden Brauerei in der Rue Trochu inne. Niemand öffnete, als Helene klingelte. Kinder, die im Tordurchgang spielten, behaupteten, die Damen seien noch nicht heimgekehrt.

Im Dämmerlicht sah Helene die drei dann endlich ankommen. Es war ein jammervolles Bild. Yvonnes leidender Fuß versagte den Dienst. Sie ward von Mutter und Schwester halb gestützt, halb geschleppt. Und Helenens Befürchtung traf zu: sie hatten den ganzen Weg laufen müssen, weil sie das Fahrgeld nicht mehr besaßen.

Es war eine unheimliche Stimmung in dem engen Raum. Leise stöhnend streckte sich Yvonne im Bett der Mutter. Sie besaßen nur das eine. Die Töchter schliefen sonst auf einer Matratze, die sie abends aus dem Verschlag bei der Küche herauszogen. Die Lampe qualmte. Nur ein Rest Öl war noch da. Ein Arzt sollte geholt werden.

Helene fand keine Gelegenheit, mit einer von ihnen über ihre eigenen Angelegenheiten zu sprechen. Frau Babin hatte wieder ihre eisige Unnahbarkeit. Aber Helene empfand wohl die stumme Anklage heraus: ihr maßen sie die Schuld daran bei, daß Yvonne sich überanstrengt hatte.

Als der Arzt kam, schickte er die Damen aus dem engen Schlafzimmer hinaus. Während der Untersuchung, bei der man Yvonne manchmal in ihrem silberhellen Kinderton aufschluchzen hörte, trat Helene zu Frau Babin, an die sich Leonie eng anklammerte. Sie suchte nach der Rechten der schwergeprüften Frau. „So innig leid tut mir's, Frau Babin," sagte sie. Aber sie erschrak über sich selbst: sie hatte deutsch gesprochen.

In nervöser Abwehr löste Frau Babin ihre kalten Finger aus Helenens Hand. Und im Halbdunkel sah Helene unter den vier steifen, geraden, dunklen Brauen die vier wie im Haß sie anstarrenden Augen.

„Wir verstehen uns wohl nicht mehr," sagte Frau Babin tonlos.

Mutter und Tochter hatten die freie Hand wie instinktiv zurückgezogen. Sie wollten keine Gemeinschaft mehr mit einer Frau, die die Freundin von einem dieser Hunnen war.

In tiefer, innerer Zerrissenheit trennte sich Helene endlich von ihnen. So inniges Mitleid mit Yvonne erfüllte sie — und ihrer Mutter und Schwester war sie kaum gram, weil sie ihren Stolz und ihre Anklage verstand ... Aber da regte sich nun wieder diese langvergessene Sehnsucht in ihr. Und es ward ihr so schmerzlich klar, daß sie kein Vaterland mehr besaß, keine Heimat!

Nun saß Helene wieder bei ihren alten französischen Freunden in der Inkermannstraße. Aber sie empfand: sie waren einander fremd geworden. Laroche sprach gekränkt. So herzlich hatte er sich damals der verlassenen jungen Frau angenommen. Gewiß war damals die Freundschaft mit dem jungen deutschen Offizier schuld gewesen an dem ihm sonst unerklärlichen Bruch.

In Laroche glühte ein jugendliches Feuer, das ihn auch auf dem Gebiet der Politik

Digitized by Google

schon oft in heiße Kämpfe gedrängt hatte. Er konnte nicht, wie so viele Liller der besseren Kreise, lau der Fremdherrschaft zusehen; es drängte ihn, den Landsleuten zu helfen. Seine tapfere, älteste Tochter unterstützte ihn bei seiner unermüdlichen Werbetätigkeit. Noch so viel Flüchtlinge lebten hier in der Verborgenheit. Laroche war reich, aber seine Güter waren für ihn unerreichbar. Zum Glück hatte er die Kasse des Territorialregiments, das zuletzt auf der Zitadelle gelegen, für die Unterstützung mit verwenden können; die Zuwendungen der andern vermögenden Bürger, an die er sich wohl gewandt, blieben in sehr bescheidenen Rahmen. Er lebte nur seiner patriotischen Pflicht. Seine, nach zahlreichen Wochenbetten immer kränkliche, immer wehleidige Frau, die ihm auch geistig nicht ebenbürtig war, machte kaum Forderungen an ihn geltend. Sie brauchte ihn nur, um ihm vorzuklagen, wie sich von Tag zu Tag die wirtschaftlichen Verhältnisse schwieriger gestalteten — Hammelfleisch gab es schon gar nicht mehr, Eier waren kaum zu bekommen, Butter kostete bereits acht Francs, und es war dabei ein Drittel Wasser. Die fünfzehnjährige Berthe, die dreizehnjährige Louise, die zehnjährige Madeleine, auch der neunjährige Benjamin hatten bis jetzt unter der mager gewordenen Verpflegung noch nicht sichtbar gelitten; aber die Jüngste, die nervenschwache Fleurette, war nur noch ein Schatten von ehedem.

Helene hatte sie alle wiedergesehen, die Blondköpfe, die so gar nichts Französisches besaßen, und über deren lustige Apfelgesichter sie sich früher immer so herzlich gefreut hatte. Jetzt lag selbst über den Kindern diese trübe, dumpfe Unfreiheit. Auch sie fühlten sich durch die Herrschaft der Deutschen beengt. Es gab keine Spaziergänge mehr ins äußere Zitadellenwäldchen, keine Autofahrten zu den Schlössern der verwandten Industriellen im Dreistädtebezirk, keine Picknicks in den Gärten der befreundeten Familien. Und alles, was deutsch war oder mit Deutschen irgendwie Beziehung hatte, war ihnen zum mindesten verdrießlich. Sie entsannen sich immerhin viel fröhlicher Begegnungen mit ‚Tante Helene‘, der ihr Vater so ritterlich huldigte, und sie waren gut genug erzogen, um den Besuch artig zu begrüßen.

Frau Laroche hatte wieder ihre Migräne. Sie lag mit verschwollenen Augen zu Bett und konnte sich nicht zeigen; aber Helene müsse unter allen Umständen zu ihr hinauf, drängte Geneviève, sonst wäre Ma schwer gekränkt.

„Und meine Frau wird Ihnen auch zureden, Helene,“ sagte Laroche, indem er die Hände der blassen, jungen Frau in die seinen nahm, „Sie wird Ihnen klarmachen, daß Sie sich an Ihrer Jugend, an Ihrem ganzen Leben versündigen, wenn Sie draußen in dem entsetzlichen Viertel weiter vegetieren. Was ist das für ein Stolz: keine Hilfe in Anspruch zu nehmen, in diesen Zeiten! Wo der furchtbare Krieg in alle Daseinsverhältnisse so tief einschneidet, daß ein Millionär zeitweise kaum seinen Barbier bezahlen kann. Wird es Ihr Mann Ihnen danken, wenn er erfährt, daß Sie wie eine arme kleine Näherin für Geschäfte gearbeitet haben, nur um sich keinen Kredit geben zu lassen? Was hat uns um Ihr Vertrauen, um Ihre Zuneigung gebracht? Geneviève ist kein weicher Mensch. Aber als sie damals hörte, Sie wollten nach Deutschland, wie hat sie da geweint. Und ich, — ach, Helene, damals bin ich alt geworden.“

Helene mußte nun doch beschämt lächeln. Sie sah den Vater ihrer Freundin voll an. Er war nicht alt. Seine schönen, klugen, ausdrucksvollen Augen hatte sie immer gern gehabt. Auch seine Gesichtszüge waren jung, sie waren durchgeistigt. Freilich fiel ihr auf, daß sein Haar in den letzten paar Monaten so grau geworden war. Das Schicksal der Stadt, das Schicksal seines Vaterlandes zehrte an ihm. Sie mußte ihn schon um seiner Überzeugung willen achten.

Es galt, ganz offen zu sein. Seit dem Sonntagausflug mit Babins, der den für Yvonne verhängnisvollen Abschluß gefunden hatte, war ihr nicht nur von Geneviève und dem Vater zugesetzt worden, aus ihrer selbstgewählten Verbannung herauszutreten: auch Hans West ruhte nicht; täglich hatte er sie aufgesucht, und immer lockender hatte die Stimme getönt, die ihr neue Lebensmöglichkeiten im deutschen Kreise schilderte.

„Sie sind gut zu mir, Laroche,“ sagte sie, indem sie ihre Hände nach einem festen Druck den seinen entzog. „Aber die Gastfreundschaft, die Sie mir anbieten, kann ich nicht annehmen. Ich kann nicht mehr müßig sein. Ich würde mich unsagbar unglücklich fühlen, wenn ich hier nur so als wohlbehütete, gutgepflegte Nichtstuerin leben sollte. Die Arbeit ist das, was mir über die innere Zerrissenheit hinweggeholfen hat, über diese Zeit sonst unerträglichen Wartens.“

Die Kinder waren wieder gegangen. Geneviève saß an Laroches Schreibtisch. Laroche hatte seinen Arm in den der jungen Freundin gelegt und wanderte mit ihr um das Billard, das mitten in dem großen Arbeitsraum stand. Ab und zu blieb er stehen und schob mit der linken Hand Bälle, sehr geschickt. Und sie griff unwillkürlich mit in das Zufallsspiel ein.

Digitized by Google

„Sie könnten Geneviève helfen, wenn Sie wollten," sagte er. „Sie kann es so kaum mehr bewältigen."

Für eine Sekunde schloß sie die Augen wie in einem Schmerz. Dann legte sie die Hand auf die Elfenbeinkugel, rollte sie langsam über das grüne Feld und erwiderte: „Es würde mich nur wieder in innere Zwiste führen." Eine Weile ging das Spiel weiter. Plötzlich fing er beide Kugeln mit der linken Hand ab und preßte Helene mit dem rechten Arm leicht an sich. „West ist bei Ihnen gewesen? Ihr Freund?"

„Ja. Sie wußten? Woher?"

„Glauben Sie, daß es mich nicht genug interessiert hätte, um Ihnen nachzuspüren?"

Helene seufzte und entzog ihm ihren Arm. Dabei wandte sie sich nach Geneviève um. „Was mag man dort wieder alles erzählt haben. Ich erfahre das wenigste. ... Was mich hielt, war die Freundschaft mit Babins. Die geht nun auch so langsam in die Brüche."

„Wie steht es um die Kleine?" fragte Geneviève, aufblickend.

„Broussart hat sie gestern untersucht. Es müsse wohl amputiert werden, meint er. Furchtbar." Auch Geneviève seufzte. „So ein hübsches, junges Ding."

„Frau Babin schob es nur auf die Übermüdung neulich. Als ob alle Schuld mich treffen sollte. Aber Broussart hat ihr alles ausführlich dargelegt: Knochentuberkulose, die Liller Krankheit. Ja, wenn man die Kleine noch tüchtig pflegen könnte ... Aber Hoffnung hat er gar nicht."

„Und wenn Sie nun auch noch Babins verloren haben, Helene?" fragte Laroche und begann wieder die Bälle zu schieben.

„Hans West hat mir einen Vorschlag gemacht, über den ich nun schon seit Tagen sinne und sinne. Er ist ein alter Jugendfreund von mir — das heißt: ich war ein eckiges Pensionsmädel, als er schon ein junger Kriegsschüler war . . . und doch weiß ich nicht, ob es das Rechte für mich ist."

In Laroches Augen blitzte es wieder. „Er will Sie natürlich ganz auf die andere Seite hinüberziehen. Es täte mir weh, Helene, wenn es ihm gelänge."

„So ist es nicht," sagte Helene. Wie verträumt suchend, griff ihre Hand nach dem Ball. Sie umklammerte die Kugel, konnte sich aber nicht entschließen, sie ins Rollen zu bringen. „Es wäre ein Amt, in dem ich auch der Stadt helfen könnte. Nur ein kleiner, bescheidener Posten. Als eine Art Dolmetscherin. Aber ich könnte da auch die Wünsche, die Sorgen und die Hoffnungen mancher Liller Bürger verdolmetschen."

Nun sah er sie erwartungsvoll an. Auch Geneviève hatte wieder den Kopf gehoben. „Eine Anstellung bei der Mairie?"

„Bei der Kommandantur. Die Quartierkommission will eine Dame anstellen, die hier Bescheid weiß und zwischen der Behörde und der Stadt Dolmetscherdienste tut."

Eine Weile schwiegen sie. Laroche hatte sich tief auf das grüne Feld gebeugt, den linken Ellbogen aufstützend und die Stirn in die Hand lehnend. Während er mit der Rechten die Bälle laufen ließ, überlegte er. Geneviève hatte die Feder hingelegt und kam näher. Aus ihren hellgrauen, dunkelbewimperten Augen umstarrte sie die Freundin überrascht. „Das wäre —!" Und erwartungsvoll wandte sie sich an ihren Vater. „Was sagst du dazu?"

Laroches Blicke folgten aufmerksam den Kugeln. „Oh, ich mein': Die Aufgabe ist gut. Eine Stelle, von der aus viel getan werden kann. Härten vermindern, Verständigung herbeiführen ... Mit ihrem feinen Takt, mit ihrem feinen Herzen würde Helene das Amt in gutem Sinne verwalten."

Helene atmete auf. „Es ist mir ordentlich eine Erleichterung, daß Sie das auch so auffassen. So — wie ich es mir dachte. Frau Babin hat mir gleich die Freundschaft aufgekündigt, als ich ihr davon sagte." Sie wischte verstohlen eine Träne aus dem Auge. „Nicht einmal mehr eintreten ließ sie mich bei Yvonne. Und ich hatte die Kleine doch so lieb."

Laroche hielt ihr die Hand hin. „Nehmen Sie den Antrag an, Helene. Sie können in dem Amt Gutes stiften. Und ziehen Sie zu uns. Fleurette schläft jetzt bei meiner Frau. Benjamin hat das Bodenstübchen. Das Kinderzimmer im zweiten Stock steht leer. Sie schlafen Tür an Tür mit Geneviève. Und morgens bringen Sie uns den Sonnenschein zum Frühstück herunter. Die Kinder werden wieder fröhlich mit Ihnen. Und ich auch. Es ist oft schon sehr, sehr trübe hier gewesen. Sagen Sie zu. Dort — und hier." Auch Geneviève sprach ihr zu. Sie hatte ja nie eine andere Meinung als ihr Vater.

Helene hatte es kaum erwartet, daß ihre guten Absichten so richtig und so rasch verstanden werden würden. Die Vorstellung, aus dem Armeleutegeruch endlich wieder in behaglich-bürgerliche Verhältnisse zu kommen, machte sie glücklich; sie hatte ja so schwer gelitten unter dem Aufenthalt in dem trostlosen Quartier. „Ich — bin Ihnen sehr, sehr dankbar, lieber Freund," sagte sie. „Jetzt fühl' ich's, daß Sie's gut mit mir meinen."

„Daran haben Sie also doch einmal gezweifelt, Helene?" fragte er lächelnd.

Digitized by Google

Berthe, der stupsnasige Backfisch, kam hereingesaust. „Ma ist schon so ungeduld g — Tante Helene soll sofort kommen, sofort sonst hat Ma gleich wieder ihre Migräne"

„Das ist eine Drohung — aber auch ein Versprechen," meinte Laroche.

Und Geneviève erklärte: „Für Ma bist du interessanter als jedes neue Theaterstück, hat sie erst gestern gesagt. Und da die Musen nun schweigen, bist du deines Erfolges ganz sicher. Ma war nämlich manchmal sehr, sehr eifersüchtig."

„Ach, sprich doch nicht davon, Geneviève," wehrte Laroche ... „Ich alter Mann!"

Geneviève hatte den Schalk im Nacken. „Oh, nicht auf dich eifersüchtig, Papa. Auf Monsieur West."

Nun lachten sie alle drei.

⌘ ⌘ ⌘

Die ersten paar Tage saß Helene in dem zugigen Vorraum des großen Bankhauses, das jetzt für die deutsche Kommandantur eingerichtet war. An den Schaltern drängten sich die Feldgrauen und die Liller und Lillerinnen: Hier bekamen die Unteroffiziere und Mannschaften, die sich auf dem Durchmarsch befanden, ihre Quartierzettel, hier die Offiziere, dort war ein Schalter eingerichtet für Heeresangehörige mit längerem Kommando, da gab es eine Wechselstelle für Liller Stadtscheine, das Notgeld, Meldestellen, Prüfungsstellen für Requisitionsscheine. Es war ein ewiges Hin und Her. Der Hauptmann, der das Einquartierungswesen in Gemeinschaft mit der Mairie zu verwalten hatte, mußte dem größten Sturm stand halten: an ihn gelangten die tausend Wünsche, Bitten und Beschwerden beider Parteien. Das Telephon schwieg nie. Immer wieder kam er aus seinem Geschäftszimmer in den Glaskasten des Lichthofs, um mit dem Unteroffizier, dem Schreiber, der Ordonnanz zu verhandeln oder der Dolmetscherin seine Entscheidung zu diktieren.

Schließlich erschien es ihm bequemer, der Dolmetscherin einen Arbeitsplatz in seinem Büro anweisen zu lassen. Und nach abermals ein paar Tagen merkte er, daß er es mit einer gebildeten Frau zu tun hatte. Im Drang der Geschäfte hatte er sich für die Lillerin nicht weiter interessiert. Einer der Adjutanten klärte ihn nun über die Persönlichkeit auf: soviel er selbst von Oberleutnant West über sie unterrichtet worden war, der sich für ihre Anstellung eingesetzt hatte.

Ihre Tätigkeit bestand hauptsächlich darin, Schriftstücke zu übersetzen und die Liller zu empfangen, die der Einquartierungskommission ihre Schmerzen mündlich vortragen wollten. Bei solchen Empfängen ging ihr rasch der krasse Gegensatz zwischen den Deutschen und den Franzosen auf. Mit unendlichem Wortschwall überschütteten die Besucher die Empfangsdame, verschwendeten Höflichkeitsworte in kleiner und kleinster Münze, begannen zunächst von allen möglichen Dingen zu reden, die mit der Sache gar nicht zusammenhingen, und kamen immer erst auf Umwegen auf den Zweck ihres Besuches zurück. Ganz anders der Hauptmann: klipp und klar, in wenig Worten wollte er unterrichtet sein. Und seine Entscheidung fiel eben so kurz und fest und unumstößlich. Höflichkeitsphrasen gab es bei ihm nicht. „Sie müssen sich noch mehr der militärisch kurzen Ausdrucksweise befleißigen, Frau Martin. Wir haben hier keine Zeit, mit den Leuten ein großes Theater aufzuführen."

Unter den unzähligen Liller und Lillerinnen, mit denen sie im Verlauf ihres Dienstes in Berührung kam, befanden sich nur wenige, die ihr persönlich bekannt waren. Einmal schickte die hübsche, kleine Frau Gal ihre Karte herein. Das war die junge Gattin eines Universitätslehrers, der im Felde stand. Sie hatte früher von einem Vetter Laroches, dem jungen Arzt Broussart, öfter von ihr gehört. Er schwärmte für ihr tizianblondes Haar. Seitdem sie Strohwitwe war, hatte sich die Freundschaft der beiden noch vertieft. Broussart, dessen ärztliche Tätigkeit nur gering war, saß fast den ganzen Tag bei ihr. Sie malte und musizierte, und Broussart galt für einen Schöngeist. Helene hatte die talentvolle kleine Frau vor dem Kriege nur selten gesehen, seit der Mobilmachung überhaupt nicht mehr. Aber nun kam sie mit ausgebreiteten Armen auf sie zu, umarmte sie, küßte sie auf die Wangen und war von einer bezaubernden Herzlichkeit. Mit inniger Teilnahme erkundigte sie sich nach dem Unfall, den Frau Martin bei der Beschießung erlitten hatte; von Broussart wußte sie, daß sie damals unter den Trümmern des Hauses verschüttet worden war. In ihrer aufgeregten Art klang es, als ob ihr soeben selbst das größte Unglück widerfahren sei. Der Hauptmann trat daher in die Tür und musterte die elegante Fremde mit einem kurzen Blick. Er beherrschte die französische Sprache leidlich, doch diesem „Wasserfall" konnte er nicht folgen. Da ihn aber die stürmische Unterhaltung, die auch kein Ende nehmen wollte, in seiner Schreibarbeit störte, ließ er Frau Martin durch seine Ordonnanz sagen: sie solle sich beeilen, den Besuch abzufertigen, denn er habe mit ihr zu sprechen.

Was Frau Gal herführte, hatte sie immer noch nicht verraten. Helene er-

Digitized by Google

hob sich, höflich bedauernd, daß ihr Dienst sie abrief. Und da brachte die kleine Frau endlich ihr Klagelied an: man habe in ihrem Hause drei Offiziere mit ihren Burschen einquartiert, die Herren kämen abends um elf oder zwölf nach Hause, unterhielten sich dann noch, und schon um sechs Uhr früh stellten sich auf der Treppe die Burschen ein und wichsten die Stiefel ihrer Herren. Das ertrügen ihre Nerven nicht, die sowieso schon unter dem ewigen Geschieße litten; sie könne weder malen noch singen noch Klavierspielen, wenn sie keine Nachtruhe mehr fände. Ob man ihr nicht die Einquartierung abnehmen wolle? Doktor Broussart werde ihr gern ein ärztliches Zeugnis ausstellen.

Der Hauptmann lachte dröhnend, als ihm Frau Martin den Inhalt des so dramatisch geführten Gespräches wiedergab. „Wenn es hier Nerven zu schonen gibt, dann sind mir die der deutschen Herren unbedingt die wichtigeren," sagte er. „Und mir schwant: die unglückliche Einquartierung leidet unter der jungen Hausherrin noch viel mehr. Heiliger Brahma, hat die eine Suade entwickelt." Das Gesuch ward natürlich abgelehnt. „Und künftighin, Frau Martin, seien Sie, bitte, ein bißchen energischer. Wenn die Leute da mit gar zu dummen Anliegen kommen: kurzerhand 'rausschmeißen. Fertig."

Helene mußte anerkennen, daß der Hauptmann in vielen anderen Fällen eine gerechte Rücksicht walten ließ. Wohnungen, in denen alte Leute, Kranke, kinderreiche Familien lebten, blieben von Einquartierung frei. Viele Häuser waren verschlossen, die Besitzer entflohen. Auch sie waren zunächst noch nicht belegt worden. Bis dem Hauptmann hinterbracht wurde — und zwar von Franzosen, die sich darüber ärgerten, daß es ihren Nachbarsleuten besser gehen sollte als ihnen —, daß zahlreiche Besitzer ihre Häuser zugemacht hatten und zu Bekannten gezogen waren. Die Mairie wurde sofort benachrichtigt, daß sie für die Öffnung der betreffenden Häuser und die Bestellung eines Hüters zu sorgen habe. Im Umsehen meldeten sich darauf die Besitzer. Und der Hauptmann sorgte dafür, daß sie nun recht häufig in die Lage kamen, Gastfreundschaft üben zu müssen. Fortgesetzt wechselten jetzt die Truppen. Nachdem man die paar Wintermonate hindurch von größeren Kampfhandlungen hier in Flandern gar nichts mehr gehört hatte, schien mit der besseren Jahreszeit da und dort ein großer Schlag geplant zu sein. Der häufige Truppendurchzug ließ darauf schließen, meinte Laroche.

Das war für Helene immer das peinlich-unsichere Gefühl im Verkehr mit Laroche: daß er in seiner lebhaften, für alles interessierten Art sie über hundert Dinge ausfragte, die zu ihrem Dienst gehörten, und daß sie nie wußte, wie weit sie in ihren Antworten gehen durfte — und welchen Gebrauch er davon machen würde.

Die Begegnung mit der kleinen Frau Gal hatte sie schnell wieder vergessen, aber Dr. Broussart faßte sie einmal, als sie vom Dienst kam, an der Sperre der kleinen Straße ab, in der sich der Eingang der Kommandantur befand. Er begleitete sie auf ihren Weg bis zur Place de la République. Der größte Teil dieser Straße war im vorigen Herbst in Trümmer geschossen. In der einsinkenden Dämmerung sah sich das Bild der Ruinen mit den verkohlten Bäumen, die in den vernichteten Gärtchen standen, ganz gespenstisch an.

„Ist es Ihnen nicht ängstlich, abends hier allein zu gehen?" fragte er die junge Frau.

„Man begegnet fast keiner Menschenseele. Ab und zu einem biederen Landsturmmann. Die tun mir nichts."

„Und Sie fürchten auch nicht, daß Einwohner ein Attentat auf Sie ausüben könnten, weil Sie in deutsche Dienste getreten sind?"

Sie zuckte die Achsel ... „Ich helfe ihnen doch nach bestem Wissen und Gewissen. Freilich habe ich in keinem Falle zu entscheiden. Ich kann nur versuchen, zu erklären und zu vermitteln. Man muß ehrlich bemüht bleiben, beiden Teilen gerecht zu werden."

„Gerecht. Hm! Frau Gal fand, Sie hätten sich ihrer Angelegenheit ruhig etwas wärmer annehmen können. Der Kapitain hat den Antrag rundweg abgeschlagen?"

„Rundweg. Und er hat stürmisch dabei gelacht. Er meint, wenn Frau Gal während des Krieges weder zum Malen noch zum Musizieren kommt, so wäre das weiter nicht tragisch zu nehmen."

Verstimmt ging er neben ihr weiter. „Sie haben aber doch keine Ahnung von Kultur, die Deutschen. Trinken, schlafen, Blechmusik machen, das füllt ihr Leben hier aus."

„Ich habe es in anderem Lichte gesehen, Broussart. Ich habe hier Männer kennen gelernt, die die höchste Achtung verdienen."

„Hüten Sie sich, Frau Martin, sich von den Boches etwa einfangen zu lassen."

„Einfangen?"

„Ihr Mann ist französischer Soldat. Nicht wahr? Nun, das kann ich Ihnen verraten, die Lillerinnen, die sich während des Krieges mit Deutschen einlassen, kommen alle auf eine schwarze Liste. Sie ist — leider — schon sehr groß. Aber die Vernichtung all der gebrandmarkten Frauen, in gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Hinsicht, ist unabwendbar."

Er sagte es in fast drohendem Ton. Sie

Digitized by Google

Am Breuschkanal. Gemälde von Prof. Julius Bergmann. (Aus der Deutschen Kunstausstellung 1917 in Baden-Baden)

Digitized by Google

Digitized by Google

blickte ihn ernst und würdig an. „Ich verwehre es Ihnen, Broussart, in mein Leben und mein Leiden Einblick zu nehmen. Das trage ich ganz allein. Und Rechenschaft lege ich niemand ab als nur mir selbst."

Eine Weile blieb es wieder still zwischen ihnen. Dann begann er nebenbei von den freiwilligen Helferinnen im Militärhospital zu erzählen, und von neuem steigerte sich dabei seine Erregung. Am schlimmsten habe es Frau Manon Dedonken getrieben. Die stehe jetzt obenan auf der schwarzen Liste.

Helene blieb gelassen. „Es hat eine Zeit gegeben, wo mir Manon wirklich nahestand. Wir waren in der Pension in Dinant die besten Freundinnen. Wir zwei und Geneviève, Ihre Cousine. Aber Manons Wege sind in andere Richtung gegangen. Broussart, warum erzählen Sie mir das alles? Sie ahnen nicht, wie es mich quält."

„Glauben Sie, mich erhebt und begeistert es? Sie hätten unsere hübschen Liller Pflänzchen bei der Krankenpflege mit erleben sollen. Das Getue und Gekichere immer. Frau Dedonken ist ja nur einzig und allein deswegen zum Roten Kreuz gekommen, weil sie Bekanntschaften machen wollte. Da ist ein kleiner Erbprinz aus ... Weiß der Teufel, woher, man kann doch all die Hunnenstaaten nicht behalten ... Ja, und an den hat sie sich herangemacht, es war schamlos. Die Oberschwester hat mir's selbst erzählt. Und der deutsche Oberstabsarzt hat es auch gehört, die anderen Schwestern, die eifersüchtig waren, haben es angezeigt, und die Folge ist nun, daß alle französischen Schwestern entlassen worden sind." Er lachte trocken auf. „Die Krankenpflege hat darunter nicht gelitten, denn sie hatten ja alle keine Ahnung, aber es ist beschämend für die Liller Damenwelt. Wo bleibt die Treue, die unsere Kämpfer von ihren Frauen verlangen können!"

Nun konnte Helene doch nicht länger stumm zuhören. Sie sagte: „Wie urteilt Frau Gal darüber?"

„Frau Gal?" Er war stehen geblieben. Groß sah er sie an. „Frau Gal ist Patriotin. Sie würde sich doch nie mit einem Boche abgeben. Wo ihr Mann irgendwo im Elsaß für das Vaterland kämpft."

„Und — Sie selbst, Broussart, der Sie der glühendste Patriot sind, verehren Sie Frau Gal vielleicht nicht doch leidenschaftlicher als es ihrem Mann dort unten im Elsaß lieb sein würde, wenn er's wüßte?"

Er wich mit seinem Blick aus und ging weiter. „Ich wollte nur meinem Schmerz darüber Ausdruck geben, daß es in Lille so viele Damen bester Kreise gibt, die in ihrem Kriegs-Strohwitwentum vergessen, was sie Frankreich schuldig sind."

„Und sich — ihrer Frauenwürde."

Ihre Stimme klang herb und stolz. Er wußte zunächst nichts zu erwidern. Als sie aber in der Rue Inkermann an Laroches Haus ankamen, sagte er achselzuckend: „Man ist Patriot. Aber doch kein Philister."

An diesem Abend war es Helene fast unerträglich, Laroche mitanhören zu müssen. Er brachte wieder aus dem Café Boulevard allerlei sensationelle Nachrichten. Die deutsche Soldatenzeitung, die jetzt im Hause des Echo du Nord gedruckt wurde, hatte soeben Extrablätter an allen Ecken der Stadt anschlagen lassen: von einem großen deutschen Sieg über die Russen. Aber Laroches Zuträger waren genau darüber unterrichtet, daß diese Nachrichten gelogen seien und daß die Befreiung von Lille bestimmt zu Ostern zu erwarten sei. Der Geschützdonner, den man in den letzten Tagen wieder so nervenaufpeitschend scharf gehört habe, bedeute den Anfang eines neuen französischen und englischen Siegeslaufes: die Deutschen hätten ihre Linien hier in ganz Flandern bereits um zwei Kilometer zurückverlegen müssen. Ein Erfolg der weittragenden neuen 120 Millimeter-Geschütze. Das Verhältnis bei den letzten Kämpfen im Stellungskrieg sei glänzend: ein toter Franzose auf zehn tote Deutsche. „Wie ist die Stimmung der Leute in der Kommandantur?" fragte er Helene. „Lassen sie sich die Enttäuschung anmerken oder heucheln sie noch immer ihr altes Siegesbewußtsein?"

„Was soll ich darauf erwidern," sagte Helene matt lächelnd. „Gewiß, sie sehnen sich alle danach, heimzukommen. Aber zuvor — wollen sie siegen."

Helene ging schon seit Tagen mit dem Gedanken um, die Gastfreundschaft des Hauses Laroche nicht länger in Anspruch zu nehmen. Auch Hans West, der immer einmal auf ein paar Minuten sein Auto halten ließ und vorsprach — hier in der Inkermannstraße oder in der Kommandantur — hielt es für geraten, daß sie die nahen Beziehungen mit ihrem früheren französischen Umgang abbrach. Vielleicht fand sie bei den deutschen Schwestern Anschluß. Er hatte ihr versprochen, mit dem Obergeneralarzt Rücksprache zu nehmen. Heute empfand sie's wieder einmal so überaus quälend, daß sie durch die Naturalisierung ihres Mannes ihre alte Heimat verloren hatte und nun zwischen den Nationen stand. Von beiden Seiten ward ihr selbst das beschränkte Vertrauen nur wie ein Almosen. Aber den Mut, ihren Plan zu äußern, fand sie heute abend doch nicht.

Als sie am anderen Morgen das Bade-

Digitized by Google

zimmer verließ, lief ihr die stupsnasige Berthe in den Weg. Atemlos kam die vom Erdgeschoß heraufgestürmt und brachte die Botschaft: im Musikzimmer warte der deutsche Offizier auf sie, vor dem Hause ratterte sein Auto, und er hätte den ganzen Arm voller Blumen, und Benjamin sagte, er wagte sich nicht hinaus, zur Schule, weil sie in der ganzen Nachbarschaft aus allen Fenstern heraussähen, die Tür beobachteten und ihn hernach fragten, was das Militär bei ihnen wollte.

Sie trat bei Geneviève ein, die noch an ihrem Toilettentisch saß; Berthe folgte, die Nachricht wiederholend.

Geneviève schob den Vorhang ein wenig zur Seite. Ja, richtig, überall standen sie wieder auf der Lauer. „Die Kinder haben jetzt so gar keine Abwechslung, die armen Tierchen," sagte sie mitleidig lachend, „da ist es für sie natürlich ein Ereignis und ein Gesprächsstoff, wenn irgendwo ein Auto vorfährt. Die Maschine des Herrn West macht aber auch wirklich einen unverhältnismäßig starken Lärm."

Berthe nickte strahlend. „Weil sie kein Benzin mehr haben, sagt Benjamin. Der weiß es von Antoine Bergerat."

Helene horchte auf. „War Antoine hier?" fragte sie Geneviève.

„Er hat sich seine Unterstützung geholt. Und ich ließ ihn ein paar Schlösser nachsehen, um ihm etwas zu verdienen zu geben."

„Aber wenn er nun dabei einem Deutschen in die Arme liefe!"

Lächelnd meinte Geneviève: „Hier fühlt er sich sicher. Du bist ja unser Aushängeschild für die Deutschen. Nicht?"

Helene erwiderte nicht. Nein, diese ewigen Unaufrichtigkeiten waren nicht mehr zu ertragen. Ernstgestimmt verfügte sie sich ins Erdgeschoß.

„Nur Gutenmorgen wollt' ich Ihnen sagen," begrüßte sie der Pionier in dem feierlichen Empfangssalon, in dem die zahlreichen Fauteuils immer mit einem Leinwandbezug versehen waren und ebensowenig zum Verweilen einluden wie der ungeheizte Marmorkamin mit der unaufgezogenen Standuhr, den blumenleeren Vasen und den kerzenlosen Prunkleuchtern. Er hatte die Blumen von dem Marmortisch unter dem mächtigen venezianischen Spiegel wieder aufgenommen. „Ein paar Frühlingsboten. Ich war die Nacht draußen an der Front. Ein Freund hatte mich eingeladen. Denken Sie: zwischen den Batterien haben sie da Gemüse und Blumen gepflanzt. Die Osterglocken und Schneeglöckchen sind die erste Ernte. Ich wollte noch abends zurück, aber das Feuer war zu stark. Und eben, wie ich in mein Quartier komme liegt ein Telegramm da: ich hab' den zweiten Stern. Das mußt' ich Ihnen doch gleich melden, nicht?"

„Hauptmann sind Sie geworden?" Sie streckte ihm beide Hände entgegen. „Ja, ist das nicht abenteuerlich früh? So jung an Jahren?"

Er lachte. „Es war für mich höchste Zeit, sonst wäre mir am Ende Bruder Theo, der Frechdachs, noch zuvorgekommen. Diese Flieger haben ja ein Geschwindtempo, daß man fast atemlos wird."

Platz nehmen wollte er nicht, es lag noch zu viel Arbeit vor ihm. Aber mit seiner frischen Art brachte er ihr in den paar Minuten doch wieder soviel Lebensmut ...

„Und ein Unterkommen hab' ich für Sie auch schon aufgestöbert. Der Obergeneralarzt hat mich an die Bahnhofskommandantur gewiesen. Die deutschen Städte errichten überall im besetzten Gebiet Verpflegungsstätten. Voraussichtlich trifft bald eine kleine Abordnung aus Frankfurt hier ein: Zivilärzte mit Schwestern vom Vaterländischen Hilfsverein, Pflegerinnen und Wirtschaftspersonal. Dort finden Sie gewiß Anschluß. Es sind gebildete deutsche Frauen dabei. Sobald ich näheres weiß, melde ich mich wieder. — Vom Sieg in Rußland haben Sie gehört?"

Sie atmete tief auf. „Die Nachricht ist wirklich wahr?"

„Amtlicher Bericht."

Die wundervolle Sicherheit und Selbstverständlichkeit, mit der jeder Deutsche der amtlichen Darstellung Glauben schenkte, imponierte ihr doch immer wieder. „Und wann wird das Morden enden?" fragte sie. „Hat es denn einen Sinn, daß hochentwickelte Völker sich so zerfleischen?"

„Wir haben ja den Krieg nicht gewollt." Er nahm seine Mütze auf. „Solange Sie noch hier bei den Franzosen sind, können Sie's ihnen nicht oft und eindringlich genug predigen: Frankreich besorgt in diesem Krieg nur Englands Geschäfte." Lachend brach er ab. „Aber ich war nicht gekommen, um Politik zu machen. — Nur um Ihnen recht herzlich Gutenmorgen zu sagen."

Hin und her riß es sie: in ihrem Dienst bei der Kommandantur dieses sichere, gelassene Siegesbewußtsein, diese Ordnung, diese selbstverständliche Gerechtigkeit und fast philiströse Genauigkeit, diese strenge Aufsicht über alle Heeresangehörige, die hier denselben peinlich beobachteten Gesetzen und Regeln unterworfen waren wie in irgendeiner kleinen deutschen Garnison, — und bei den Franzosen dieser wuchernde, fast hysterische Haß. Helene wich schon jedem Gespräch mit Laroche über die allgemeine Lage ängstlich aus. Bei den gemeinsamen Mahlzeiten entstanden dadurch

Digitized by Google

oft Lücken in der Unterhaltung. Wenn nicht der Kern in Laroche so achtungswert gewesen wäre, hätte sie die Gastfreundschaft auch nicht einen Tag länger in Anspruch nehmen wollen. Ungeduldig wartete sie darum auf nähere Nachricht von Hans West über die Frankfurter Verpflegungsstation.

In einen seltsamen Gewissenskonflikt geriet sie da einmal auf dem Amt, als sie Zeuge einer kurzen Verhandlung zwischen einem vorübergehend hier einquartierten höheren Kommandeur und dem Leiter der Quartierkommission ward. Sie war in dem kleinen Geschäftszimmer beschäftigt, als dem Hauptmann der Brigadier gemeldet wurde. Der General wollte nicht erst eintreten, die kurze Unterredung spielte sich zwischen Tür und Angel ab. Helene hörte aber die Nummer des Hauses am Boulevard Vauban nennen, das Manon Dedonken bewohnte, ihre frühere Pensionsfreundin. Unwillkürlich hob sie den Kopf von der Arbeit auf.

„. . . Bitte, bitte, keine Umstände, mein lieber Herr Hauptmann, ich weiß, Sie haben hier kein leichtes Arbeiten. Ich wollte auch keine Beschwerde anbringen. Nein, alles über Erwarten gut. Famoser Stall, luftig und sauber, meine Gäule tadellos untergekommen. Und der Unteroffizier und die Burschen sind im Schweizer Hotel."

„Und Exzellenz selbst?"

„Vorzüglich. Badezimmer, elektrisches Licht, Schlummerbett, alles da. Meine Herren können auch nicht klagen. Aber was ist das für eine Person, der da unser Palazzo am Boulevard Vauban gehört?"

Der Hauptmann hatte in die Kartothek gegriffen. „Das ist eine Frau Dedonken. Ihr Mann ist Belgier. Direktor einer Zuckerfabrik, jetzt kriegsgefangen in Deutschland. Sie ist die Tochter eines gewissen Herrn Ducat. Leon Ducat: Notar, maßlos reicher Herr, Stütze der Stadt. Er soll aber bei Beginn der Belagerung nach Paris und mit der französischen Regierung auch gleich noch weiter nach Bordeaux geflohen sein."

„Also um das junge Frauchen handelt sich's. Ich bin kein Moralfatzke, bewahr' mich der Himmel. Aber es liegt hier doch der Kommandanturbefehl vor, daß die Zivilbevölkerung mit Zapfenstreich die Straße räumt, nicht wahr? Na, die junge Hausfrau aber sucht abends, wie ich höre, eine Bar auf und kommt erst morgens wieder heim. Hören Sie, das paßt mir nicht. Hernach gibt's womöglich noch Gequassel darüber. Ich will wegen der vier, fünf Tage, die wir voraussichtlich noch hier in Ruhe liegen, nicht das Quartier wechseln. So wichtig ist die ganze Geschichte ja überhaupt nicht. Aber lassen Sie der Dame doch mal einen Wink geben, daß sie mir die Situation in ihrem Hause nicht unmöglich machen soll. Schon der Burschen halber."

„Zu Befehl, Exzellenz."

„Um Gottes willen, mein lieber Herr Hauptmann, das soll überhaupt kein Befehl sein. Bloß nahelegen wollt' ich Ihnen mal die Sache. Ich kam eben hier vorbei — sonst hätt' ich mir's überhaupt verkniffen. Dieses Lille ist, scheint's, ein verflixtes Lotternest. Aber wenn unsereiner, der über Sechzig ist, moralische Anwandlungen äußert, dann ist's besser, er macht sich nicht mausig, sonst wird er am Ende nur ausgelacht." Er lachte selber und ging.

Helene ward gleich darauf ins Geschäftszimmer gerufen, wo der als Maschinenschreiber kommandierte Landsturmgefreite saß. Sie bekam den Auftrag, eine Anzahl Briefe zu übersetzen. Während der Hauptmann die Mappe durchblätterte, um ihr die Schriftstücke zu bezeichnen, diktierte er dem Soldaten eine kurze Meldung an die Militärpolizei: „Nach hier eingelaufener Anzeige verstößt die Quartierinhaberin Frau Dedonken, geb. Ducat, Boulevard Vauban, gegen Kommandanturbefehl vom 5. vorigen Monats betr. Zapfenstreich. Zeuge hat in Erfahrung gebracht, daß die qu. Dedonken nächtlicherweise in Bars verkehrt. Gelegentliche Hausrevision scheint geboten."

Als Helene an diesem Abend heimkam, war sie still und gedrückt, daß es Geneviève und dem Vater auffallen mußte. Sie drangen beide in sie, ihr Herz auszuschütten. Sie kämpfte lange mit sich. Erst als sie mit Geneviève allein war, enthüllte sie ihr, was der Zufall ihr da verraten hatte. „Auf was für Wege ist Manon geraten —!" Helene preßte die Stirn in beide Hände . . . „Sich vorzustellen, daß man einmal so innig befreundet war, sich lieb gehabt hat, und jetzt solch ein tiefer Fall —"

Geneviève hatte die Brauen zusammengezogen. Ein paar Sekunden überlegte sie. Dann sah sie nach der Uhr. „Ich gehe zu ihr. Wir haben uns ja lange nicht mehr gesprochen. Aber den Triumph gönne ich den Boches nicht. Ich werde sie warnen."

⁂ ⁂ ⁂

Andern Tags erschien Frau Manon in der Infermannstraße, jung, frisch, fröhlich, in einem neuen, hübschen Frühjahrskostüm, mit dem hier noch gar nicht gesehenen kurzen und weiten Rock und dem auffallend kleinen Hütchen, das sich der Frisur anschmiegte wie eine belgische Soldatenmütze. Die „Apfelgesichter", wie sie, Helenens Kosewort aufnehmend, die Kinderschar Laroches begrüßte,

Digitized by Google

waren entzückt, sie wiederzusehen. Natürlich hatte sie eine weiße Pappschachtel von Delespoul & Co. mit, die ein paar Pfund Konfekt enthielt. Und für Mama Laroche brachte sie einen Strauß Narzissen.

Helene und Geneviève befanden sich gerade auf ihrem gewohnten kleinen Spaziergang, den sie nach dem Kaffee unternahmen. Um drei Uhr mußte Helene wieder auf der Kommandantur sein; auch Geneviève konnte sich keine längere Mittagspause gestatten; die Arbeiten für ihren Vater wurden immer umfangreicher. Als sie heimkehrten, klang das ganze Haus von Lachen wieder. Alle Kinder waren im Schlafzimmer von Mama Laroche versammelt. Manon erzählte in ihrer drolligen Art allerlei Anekdoten von ihrer Einquartierung. Sie ahmte das Französisch einzelner Offiziere und Mannschaften nach, schilderte ein paar Szenen, die sie beobachtet hatte, eine Art Liebeswerbung eines Ulanenwachtmeisters, der sich in ihre Zofe verschossen hatte. Liddi, die kleine Belgierin, war ein Teufel; sie behexte sie alle. „Noch ein paar Tausend solcher kleinen Satans — und wir haben den Krieg gewonnen!" sagte sie.

Man lachte. Dazwischen wurden die Schokoladenherrlichkeiten geknabbert, die Narzissen wanderten von Hand zu Hand, die Kinder drängten sich, auf den Lehnen von Manons Fauteuil zu sitzen. Benjamin mußte das Spottgedicht von der deutschen Wachtparade aufsagen, das sie einander in der Schule beibrachten, und Fleurette nahm die Gelegenheit der guten Stimmung wahr, um rasch aus den Halbschuhen zu schlüpfen und zu Mama ins Bett zu huschen. Da kuschelte sie sich bettelnd an die Mutter an. Wenn Geneviève zu Hause war, duldete sie's nicht.

So wirkte denn die Ankunft der zwei zuerst etwas störend, mindestens dämpfend. Selbst Frau Laroche machte kein Hehl daraus. „Ach, liebe Manon, es ist ja gar kein Leben mehr hier bei uns. Der dumme Krieg. Auch mein Mann hat nur noch diese abscheuliche Politik im Kopf. Wann haben wir zuletzt gelacht? So wie heut? Ich erinnere mich nicht. Und es gibt keine Eier mehr, keine Schinken, keine Sahne. Fleurette sollte man die Nerven mit Fett polstern, sagt der Arzt. Ja, wie kann man das machen? Fleisch? Geflügel? Die Tauben sind alle abgeschossen. Auf dem Markt kein einziges Täubchen mehr zu haben. Die deutsche Behörde hat Angst vor den Brieftauben, heißt es. Aber warum bekommt man keine Enten mehr? Sind das etwa Briefenten?"

Angele hatte noch einmal Kaffee machen müssen. Im Musikzimmer wurde er serviert. Der Besuch hatte an dem ungeheizten Kamin Platz genommen und musterte zwischen den langsamen Zügen der Zigarette die beiden Freundinnen. Geneviève wirkte mit ihrem seltsam blonden Haar nicht besonders fein; man hätte sie für eine Operettensängerin halten können, weil ihr Blond so unnatürlich, wie auf dem Theater, aussah. Dabei war sie doch ein so ernster, unwirklicher, weltabgewandter Mensch. Helene war in der Pension in Dinant unstreitig die Schönste gewesen: ihre schlanke, biegsame Figur, die gewinnende Art ihres Lächelns, die feuchten, braunen Augen mit den langen, seidenweichen Wimpern ... Aber Helenens Formen waren jetzt überschlank, ihre Gesichtszüge stark durchgeistigt ... ‚dieser Mund hat noch wenig geküßt,' sagte sich Manon. Und sie seufzte mitleidig.

„Ach, Kinder, was für einen Zweck hat denn dieses ganze Leben," sagte sie auf Genevièves philistermoralische Vorhaltung von gestern abend zurückkommend, „wenn wir das Schönste und Herrlichste ausschalten, was uns die Natur geschenkt hat. Ich hab' dich so oft innig bedauert, Geneviève. Deine Jugend geht hin — und du hast keine Liebe." Da es in den Augen des ernsten Mädchens aufblitzte, streckte sie abwehrend die Hand aus und lachte. „Nein, Süße, deine Schwärmerei für den kleinen Vetter rechne ich nicht."

„Ja, liebe Manon, wir werden uns wohl nie verstehen. Solange dieser entsetzliche Krieg dauert, schweigt in mir alles."

„Weil noch nie etwas in dir gesprochen hat." Manon warf ihren Zigarettenrest in die Schale ... „Aber in mir schreit es. Ja, ja, ja. Andere haben vielleicht nicht den Mut, es einzugestehen. Aber ich sage es ganz offen. Ein Leben ohne Liebe ..." Und sie trällerte ihr Lieblingsliedchen: ‚Ninon, Ninon, que fais-tu de la vie ...'

Helene saß in Mama Laroches moosgrünem Plüschsessel. Sie hatte die Hände zu den Schläfen gehoben. War es denn möglich, daß eine Frau von Geschmack, von guter Abkunft, bester Erziehung, eine Frau, die auch der Feind für eine Verkörperung der guten Liller Bürgerkreise halten mußte, sich so rasch aller Würde begab? Sie war in eine Gesellschaft geraten, in der ihr der rettungslose Untergang drohte: aus Langeweile hatte sie einmal die Einladung der blonden Lou angenommen, sie in die Bar der Nitouche zu begleiten. Gewiß, da waren junge, deutsche Offiziere, es wurde Klavier gespielt, Champagner getrunken und getanzt, und es war nach vielen, vielen entsetzlich öden Wochen endlich einmal wieder ein Abend, an dem

man lachen, angeregt plaudern, singen, vergessen konnte ...

Geneviève stampfte mit dem Fuß auf. So zornig hatte noch keine der beiden sie je gesehen. „Daß ihr's dort mit Deutschen haltet — oh, das werde ich euch nie vergeben, nie, nie, nie!"

„Mit wem kann man's sonst halten, Geneviève?" fragte Manon und lachte, indem sie sich eine frische Zigarette ansteckte. „Es sind ja bald nur noch Knaben unter sechzehn und Greise über fünfundfünfzig hier; alle anderen schaffen sie doch fort. Und man muß Unterschiede machen. Es gibt unter den deutschen Offizieren Leute von Benehmen."

„Ich will gar nichts von ihnen hören, Manon. Ach, wenn Papa das alles wüßte. Traurig, traurig."

„Sie sollen doch lieber dafür sorgen, unsere Patrioten, daß wir bald wieder Frieden haben ... Ihr müßt sie sprechen hören, die Deutschen. Sie sind gar nicht die schrecklichen Barbaren. Waren in Paris, viele sprechen tadellos französisch. Und unsere gemeinsamen Feinde sind nur die Engländer."

„Manon!" Ganz entsetzt sah Geneviève die Freundin an. „Und das hörst du dir an?" Sie wandte sich an Helene: „Was sagst du? Ist es nicht furchtbar?"

Manon machte eine überlegen abwehrende Bewegung. „Helene brauchst du gar nicht erst anzurufen. Ihr Herz hat doch auch längst gesprochen. Helene, ist's nicht so? — Der Pionier, was? ... Nun, und ihr eigener Mann kämpft drüben gegen die Deutschen mit. Ich weiß mehr, als ihr ahnt."

„Du weißt etwas — von George?" fragte Helene hastig. Sie hatte sich kerzengerade aufgerichtet.

„Ja, allerhand. Er hat wohl nur die Wahl gehabt, entweder wieder ins Gefangenlager abgeschoben zu werden oder ins Heer einzutreten — und da ist er Soldat geworden. Lou hat Nachricht. Sie hat ihre Beziehungen drüben. George ist seit Weihnachten auf einem Flugplatz. Zuerst war er nur Kraftfahrer, dann ist er Flugzeugführer geworden. Ich hätte dir's längst gesagt, Helene, wenn du nicht so spurlos verschwunden gewesen wärst."

„Woher weiß das diese Person, die Lou?"

„Woher? Woher?" Manon hob die Achsel. „Das wird sie mir nicht sagen. Aber ich weiß, daß ihre Nachrichten zuverlässig sind. Sie hat auch schon allerlei nette Dinge von hier nach Paris berichtet. Gewisse anspruchsvolle Herren werden sich wundern, zu erfahren, wie man drüben über sie urteilt."

Geneviève schüttelte den Kopf. „Wie traurig ist das alles. Jetzt müßten doch alle, alle innig zusammenhalten ... Aber warte nur die Offensive im Mai ab, Manon. Dann werden sie aus dem Lande verjagt werden ..."

„Vielleicht dein Glück, daß du daran noch glaubst, Geneviève. Und du, Helene, schweigst? Du sprichst mit deinem Freund doch auch darüber? Und hörst doch, wie sie untereinander sprechen, die Deutschen! Hast du je einen gehört, der nicht siegesgewiß wäre?"

Helene stand am Fenster. Sie war in namenloser Erregung. Lou hatte Nachricht von ihrem Mann! Woher? Auf welchem Wege? Und wußte sie noch mehr?

„Höre, Manon," sagte sie stockend, „ich muß Lou sprechen. Verschaffe mir eine Möglichkeit. Ich kann es gar nicht fassen ..."

„Antworte doch erst einmal, Helene. Geneviève glaubt mir sonst nicht."

„Ach Manon, hier geht es nicht ums Rechthaben. Wenn du ahntest, was ich durchgemacht, seitdem wir uns zuletzt gesehen haben, würdest du Mitleid haben."

„Mitleid hab' ich mit euch beiden. Mit dir wie mit Geneviève. Ihr vernichtet euch selbst die allerschönsten Jahre. Mit eurer dummen Politik. Laßt die doch die Männer unter sich abmachen."

Geneviève geriet ganz außer Fassung. „Manon, du sollst nicht so sprechen! Und in sechs Wochen sind die Deutschen zum Rhein zurückgejagt — und von Osten her peitschen die Russen sie nach Berlin zurück."

„Erzählt ihr euch die Märchen immer noch?" Manon zerdrückte ihre Zigarette in der Marmorschale. „Ihr müßtet nur hören, wie sie darüber lachen, die Deutschen. In Paris und London erzählt man sich, sie hätten die Hungersnot in Berlin. Und ihr solltet die Kisten und Kasten und Säcke und Pakete voll Schinken und Speck und Würste und Schokolade und Honigkuchen sehen. Soviel wie jetzt haben die Pariser Zeitungen nie gelogen. Im Frieden habe ich ihre Skandalgeschichten ja immer gern gelesen. Aber jetzt ... Ja, und das ist unsere gerechte Strafe, daß wir nun hier dafür das entsetzliche Bulletin de Lille lesen müssen."

Sie standen jetzt alle drei. An der Glastür, die zum Gartensaal führte, preßten sich die Nasen von Louise, Fleurette und Madeleine. Aber sie wagten doch nicht hereinzukommen, die Apfelgesichter, weil die Unterhaltung hier so stürmisch geworden war.

„Besuche mich doch einmal, Helene," sagte Manon, ihre Handschuhe aufstreifend. „Oder — wenn dir das zu gefährlich ist — können wir uns irgendwo einmal treffen. Ich benachrichtige dann Lou. Sie ist sehr gerissen und kann dir helfen, davon sei überzeugt. — Dir, meine liebe Geneviève, will ich aber nur

Digitized by Google

wünschen, daß der Krieg nicht so verläuft, wie's alle voraussehen, die nicht zum Komitee Laroche gehören. Dann dauert er noch zehn Jahre. Betrogen wärst du dann um deine ganze Jugend. Und dein kleiner Vetter hätte längst eine andere Flamme — falls er überhaupt noch leben sollte."

Sie ließ ein Parfüm zurück, das die Blondköpfe gierig einatmeten. Geneviève öffnete ein Fenster. Sie erstickte fast in ihrem ohnmächtigen Zorn. Daß Manon sie so überlegen spöttisch abgefertigt hatte. — —

Helene mußte sich beeilen, um noch rechtzeitig aufs Amt zu kommen. Der Hauptmann begann den Dienst mit dem Glockenschlag und verlangte von allen seinen Leuten dieselbe Pünktlichkeit.

Bei ihren Übersetzungsarbeiten war sie heute aber sehr zerstreut. Die Begegnung mit Manon Dedonken, die Nachricht über ihren Mann hatten alles in ihr aufgepeitscht. Die Vorstellung, daß George die Treulosigkeit gegen sein altes Vaterland so weit treiben könnte, daß er die Waffen gegen Deutschland ergriff, hatte sie immer weit von sich gewiesen. Selbst wenn die Franzosen einen Zwang auf ihn ausüben wollten, hätte er lieber das traurige Los wählen sollen, sich als Kriegsgefangener in eines der Konzentrationslager abschieben zu lassen. Oh, was hatte sie schon gelitten!

Als es zu dunkeln begann und in den einzelnen Geschäftszimmern die elektrischen Birnen aufflammten, ward dem Hauptmann Besuch gemeldet: Hans West. Aber Helene fühlte wohl heraus, daß er lediglich ihrethalben kam. Die Quartierangelegenheit, die er zur Sprache brachte, diente nur als Vorwand.

„Ich muß aus dem Hotelkasten hier heraus! Das ist ja ein Marterkasten gegenüber dem einfachsten Unterstand! Ist's nicht möglich, daß Sie mir irgendwo an der Weichbildgrenze ein Landhäuschen anweisen? Oberleutnant Cresentius möchte mit mir ziehen."

„Können Sie's bequemer haben als im Hotel? Bad, elektrisches Licht, zwei Schritt zum Speisesaal, Lesezimmer, Billard, alles da. Abends fahren Sie mit dem Fahrstuhl unmittelbar vom Kneiptisch ins Schlafzimmer.

„Ja, wenn ich's bequem haben wollte. Aber will ich's denn? Ich gebe Ihnen das Billard und den Fahrstuhl widerspruchslos hin für das winzigste Bauerngärtchen. Ich möchte ein paar Beete mit Goldlack bepflanzen, vielleicht auch mit Radieschen, etwas wachsen sehen möchte ich, so recht nahe, damit man doch mal das ewige Morden vergißt".

Der Hauptmann lachte über den jungen Kameraden und versprach in der Kartothek drüben Umschau zu halten.

So blieb Helene allein mit ihm. Er hatte sich auf den Stuhl neben ihrem Schreibtisch niedergelassen, die Hände überm Knie verschlungen. Die Frühjahrssonne hatte ihn tüchtig verbrannt. Das Weiß seiner lustigen Augen, die weißen Zähne hoben sich leuchtend gegen das braune Gesicht ab.

„Wird es Ihnen nicht einsam werden, wenn Sie abends die Kameraden nicht mehr haben?" fragte Helene.

„Ich hab' mir ein Cello angeschafft. Will wieder üben. Cresentius spielt wunderschön Klavier. Bei schlechtem Wetter wird in den Freistunden musiziert. Und sonst wird Unkraut gerupft, geharkt, gepflanzt, gejätet... Wirklich, es ist trostlos, wie man in unserem Kriegshandwerk der Natur entfremdet wird. Bruderleben sagte das gestern auch. Auf ihrem Flugplatz haben sich die Leutchen darum eine große Gemüsezucht angelegt. Die Franzosen rissen die Augen auf, sagt er. Ob es denn möglich sei, daß wir daran dächten, die Ernte hier abzuwarten? Tatsächlich hoffen sie ja noch immer von einem Tag auf den andern, daß die Engländer hier in Lille einziehen... Aber Sie gefallen mir heute gar nicht, Frau Martin, stubenblaß sehen Sie aus, und ich wette, Sie haben geweint."

Es war ein hilfloser Blick, der ihn traf, als sie die Augen aufschlug. „Sie sind ein guter Freund," sagte sie stockend, mit den Tränen kämpfend, „meinen es so ehrlich mit mir. Aber mir ist manchmal so verzweiflungsvoll elend zumute, daß ich wünschte, Ihre Pioniere hätten mich damals aus dem zusammengeschossenen Hause nicht ausgegraben."

Der junge Hauptmann zog die Brauen zusammen und zeigte rasch nach dem großen Diplomatenschreibtisch, der dem älteren Kameraden gehörte. „Sie haben zu klagen? Hier?"

„Es sind nur Stimmungen. Ich kann eben darüber nicht hinaus, daß mein Mann..." Seufzend brach sie ab. „Nein, es ist zu quälend, zu grausam quälend!"

Eine Weile sah er sie ernst prüfend an. „Sie können die Trennung von ihm noch immer nicht überwinden?" Es war, als ob eine Blutwelle, die über seine Stirne huschte, Eifersucht verriet. „So tief wurzelt Frauenliebe?"

Langsam schüttelte sie den Kopf. „Die Liebe zu meinem Mann ist längst erloschen," sagte sie tonlos. „Ich habe oft daran gedacht, wie es sein würde, wenn wir uns nach dem Kriege wiedersehen. Ob es wohl möglich wäre, daß eine langsame Zärtlichkeit wieder erwachen könnte — wenn eine so böse Zeit dazwischen liegt, in der alles fehlte, worauf sich die Liebe einer Frau stützen will: Bewunderung, Stolz und Achtung." Das letzte

Digitized by Google

Wort hatte sie scharf herausgestoßen. Und ihr Ausdruck war bitter und vergrämt.

„Ich kann Sie verstehen, Frau Martin, sagte Hans West. „Jeder Deutsche muß Sie in diesem inneren Kampfe verstehen. Ein Mann, der in dieser Not seinem Vaterlande nicht beigesprungen ist, der — — ist für uns Soldaten erledigt."

Tief atmete Helene auf. „Und darum, darum werde ich mich lossagen von ihm — innerlich und äußerlich — falls es wahr sein sollte, daß er im französischen Heer kämpft. Das ist mein unverbrüchlicher Entschluß."

„Es ist natürlich kein Rittergut, lieber West, in das ich Sie da einsetzen könnte," sagte der Hauptmann, „aber es scheint sich für ein Leutnantsschlößchen ganz gut zu eignen. Ein kleines Landhaus mit einem kleinen Garten. Aber keine Garage, auch kein Stall. Ihre Fortbewegungsmittel müßten Sie also anderswo unterbringen. Der Gärtner wohnt jetzt dort allein. Monsieur, Madame und Bébé sind im vorigen Herbst ausgerückt." Er zeigte verschiedene Listen und Pläne. „Im Ernst: ein ganz winziges Budchen. Im ganzen vier Zimmer. Aber eine Veranda, die an den Garten stößt. Auf der werden Sie wohl immer Ihre Erdbeerbowlen schlürfen, wie?"

„Wenn mein Kommando hier noch so lange dauern sollte, daß ich die Erdbeeren erlebe —!"

„Gut, und dann laden Sie mich mal ein. Für den Sekt komme ich auf. Erdbeeren und Radieschen stiften Sie."

„Cresentius liefert die Musik und die Witze. Er erzählt Ihnen, wenn er aufgelegt ist, soviel, daß Sie das Kasino ein halbes Jahr davon ernähren können."

Als er ging, brachte gerade die Ordonnanz ein Briefchen herein. Fragend sah der Feldgraue seinen Chef an. „Das ist hier abgegeben worden. Von einer Französin. Für Madame — für Frau Martin."

„Also liefern Sie's ab. Es wird doch hoffentlich keine Handgranate darin sein?" setzte er scherzend hinzu.

Helene hatte das Briefchen geöffnet. Hans West sah noch, wie sie die Farbe wechselte. Und im Oberlichtsaal, den er durchqueren mußte, begegnete er der kecken, kleinen Zofe, die ihm von einem Besuch am Boulevard Vauban her bekannt war. Die Kleine erwartete wohl Antwort von Helene auf das Schreiben, das sie überbracht hatte.

Er verließ die Kommandantur nachdenklich, fast verstimmt. Nie wollte es gelingen, so zu einem ganz offenen, gründlichen Gedankenaustausch mit der jungen Frau zu kommen, die er tiefer und leidenschaftlicher liebte, als er sich bisher selbst hatte eingestehen wollen. Und nicht nur die Eifersucht auf ihren Gatten war es jetzt, was ihn innerlich peitschte und quälte, sondern auch das ungewisse Gefühl, daß sie noch tagaus, tagein mit Franzosen zusammen war, daß sie mitten unter ihnen lebte...

Inzwischen hatte Helene der kleinen Belgierin Bescheid gegeben. Manon schrieb ihr: „Wenn Du Lou sprechen willst, so tritt nachher, etwa um sieben Uhr, auf einen Augenblick ins Café de la Paix ein. Ich habe mich eben mit Lou verabredet, sie dort zu treffen."

Nach einem kurzen Kampf war Helene entschlossen, die Gelegenheit wahrzunehmen. „Ich komme," sagte sie. Und Liddi zog lächelnd ab.

Zweimal ging Helene an dem hellerleuchteten Café vorüber, ohne den Mut zum Eintreten zu finden. Endlich öffnete sie doch die Tür.

Ein langer, schmaler Raum. Links und rechts an den Wänden Spiegel, auch an der schmalen Querwand, wo das Büfett stand: zwei lange Reihen schmaler Marmortische, unter denen weißer Sand gestreut war, der über die Spuren des Ausspuckens und der weggeworfenen Streichhölzer und Zigarettenreste hinwegtäuschen sollte. Schmale rote Samtbänke an den Wänden. Sonst gab es nur kleine Wiener Rohrstühle. Der Hauptverkehr im Café hatte jetzt schon abgeebbt. Aber an mehreren Tischen war noch eine eifrige Unterhaltung im Gange. Es befanden sich nur Liller in dem Lokal, keine einzige Uniform. Helene bemerkte, daß sie von ihrem Eintritt an den Mittelpunkt aller Gespräche bildete. Hinten beim Büfett erhob sich sogar einer der Gäste und trat neben die Büfettmamsell, mit ihr flüsternd und auf den Neuankömmling mit den Blicken weisend.

Manon Dedonken saß mit einer Dame in Trauer links am zweiten Tisch. Beide erhoben sich, und es gab das bei den Franzosen in jeder Lebenslage übliche, sehr angeregte Höflichkeitsgespräch, das sich in Nichtigkeiten hinzog, bis der elegant frisierte, aber mit einer schon recht schmutzigen Serviette wedelnde Kellner das Teeglas gebracht hatte.

Die Dame in Trauer war die rote Lou. Sie trug das kleidsame Trauergewand, seitdem sie den Tod ihres Freundes erfahren hatte, des jungen Bernard, des Fabrikbesitzerssohn. Frau Martin hatte sie öfters bei der gemeinsamen Schneiderin getroffen. Lou — ihren Zunamen erfuhr Helene auch jetzt nicht — begann zunächst über verschiedene Kundinnen der vielgeplagten Madame Luthin loszuziehen. Wie gerade die reichsten Damen sich benähmen, das sei unerhört. Und

Digitized by Google

dann erzählte sie von ihrem Hauswirt. Sie begleitete ihre Reden mit lebhaften Gesten.

„... Also früher, wenn er mir begegnete, gedienert und den Hof gemacht, so daß seine Frau immer ganz blau vor Eifersucht geworden ist. Zu Neujahr haben alle Leute reichlich ihre Etrennes bekommen, sie waren Feuer und Flamme für mich. Und zu Monsieur Gervieu sagt' ich: Sie müssen mir die Miete stunden. Er ganz einverstanden. Nach dem Kriege würde ich ja alles bezahlen. Nicht wahr, er ist doch noch nie um seine Miete gekommen? Aber seitdem sie mich zufällig mit einem Deutschen gesehen haben, da sind sie wie umgewandelt. Alle. Bis auf den Concierge. Wohnung gekündigt — das wäre noch das wenigste. Aber überall, wo ich Kredit hatte, haben sie gewühlt. Im Delikateßgeschäft, beim Handschuhmacher, im Wäschemagazin. Und meiner Köchin haben sie gedroht, sie käme auch auf die schwarze Liste, wenn sie bei mir bliebe. Natürlich ist sie aus Angst davongelaufen."

„Nun denk' nur, Helene!" Manon versuchte immer wieder den Draht zwischen den beiden so grundverschiedenen Menschen zu spannen. Aber Helene sah die rotblonde Witwe mit der gespielten Vornehmheit ganz ratlos an. Sie wußte gar nicht, wie sie's fertig bringen sollte, auch nur ein Wort mit ihr zu wechseln.

„Sie haben auch darunter zu leiden gehabt?" fragte Lou, mit dem Löffel an dem Stückchen Kuchen mäkelig herumtastend, um dann mit emporgezogenen Augenbrauen den Teller mitleidsvoll zurückzuschieben. „Ach ja — man muß sich in diesem Kriege an vielerlei gewöhnen."

„Nicht wahr, Helene," fiel Manon eifrig ein, wohl mehr aus Gutmütigkeit, denn aus eigener Teilnahme, „von dem Tage an, wo dein Freund, der Pionieroffizier, aufgetaucht ist, haben sie dir das Leben auch nach jeder Richtung hin erschweren wollen? — Ach, und wenn ich erst erzählen sollte. Sie verraten hier die eigenen Landsleute an die deutsche Militärpolizei. Ja, und das nennen sie dann patriotisch."

„Nicht so laut, Manon!" Lou beugte sich weit vor, indem sie das rechte Auge ein wenig zusammenkniff.

Auch Manon beugte sich vor. Nun hielten sie beide den Mund dicht über ihren Gläsern und sprachen nur noch flüsternd. Und auch Helene mußte, um ein Wort zu verstehen, sich vorbeugen.

„Erzähle doch mal, Lou, was du von George weißt," sagte Manon, indem sie gleichzeitig Helene mit dem Ellbogen berührte, um ihr verstehen zu geben, daß sie selbstverständlich noch auf ihre Kosten kommen würde. „Weißt du ganz bestimmt, daß George Martin auf dem Flugplatz Ducerne ist?"

Lou sah sich um. Dann stützte sie beide Ellbogen auf. Indem sie so an ihr Teeglas nippte, sagte sie flüsternd: „Delorme hat mir's gesagt. Den haben sie vor vierzehn Tagen draußen hinter Tourcoing abgesetzt."

„Der Flieger?" fragte Manon eifrig und blinzelte Helene zu.

„Beobachter war er. Ja, sie machen jetzt verwegene Versuche. Aber Delorme sagt: sie haben sich's leichter gedacht, wieder zurückzukommen. Und — er ist froh, daß er hierbleiben kann. Ihm haben sie drüben ja bös mitgespielt. Der kann Geschichten erzählen. Es ist toll, toll, toll!"

„Er ist vom Flugplatz Ducerne direkt herübergeflogen? Und glatt gelandet?"

„Glatt gelandet. Das Flugzeug mit dem Führer zurück. Und kaum beschossen. Delorme hatte seine bestimmten Aufträge. Natürlich brauchen sie dafür Leute, die hier genau Bescheid wissen. Also ist's ganz sicher, daß George Martin auch einmal herübergeschickt wird, wenn er erst Führer geworden ist." Wieder sah sie sich nach den Nachbartischen um. „Aber Delorme meint: wenn er George Martin wäre, dann wüßte er, was er zu tun hätte. Er weiß doch, wie sie ihm mitgespielt haben. Und höchstwahrscheinlich hätte George Martin sich nur deshalb zu den Fliegern gemeldet, weil er da die beste Gelegenheit finden könnte, wieder nach Lille zu kommen."

Helene empfand es zunächst nur als ganz minderwertiges Geklatsch. Aber ihre Vorstellungswelt nahm es dann doch auf. Und ihr Herz klopfte.

Zu der sensationslüsternen, selbstbewußten, gehässig-absprechenden Art der roten Lou gehörte der ständige Wechsel der Gesprächsstoffe. Sie konnte nie lange bei einer Person, einem Schicksal bleiben. Längst sprach sie über dritte. Vor allem war sie erbost auf die gesamte städtische Beamtenschaft. Auf dem Bauch liegen die vor der deutschen Behörde — aber gewissenlos und hinterlistig seien sie gegen die eigene Bürgerschaft.

Helene fühlte wieder die leichte Berührung von Manons Ellbogen: das sollte sie wohl beschwichtigen, falls sie etwa Anstoß nahm an Lous durchgängerischer Art. Aber Helene war in ihren Gedanken weitab von all dem Stadtklatsch, den die ihr widerliche Person vorbrachte. Sie lauerte nur auf die Gelegenheit, endlich in ernsterer Form feststellen zu können, was die rote Lou nun eigentlich wußte. Und vielleicht verriet sie ihre Ungeduld zu deutlich. Manons neue Freundin brach plötzlich ab, rückte zurück und sprach

Digitized by Google

Stilleben

Gemälde von Otto Marquard

Digitized by Google

laut über Nachrichten, die man ihr aus Brüssel gebracht hätte: dort sei ein richtiges Großstadtleben wieder im Gange, in den Konditoreien drängten sich die Damen nachmittags, und abends gebe es Theater und Variétés, und in den Restaurants dasselbe elegante Treiben, genau wie vor einem Jahre, man merke dort kaum, daß Krieg sei. Dagegen dieses puritanische, philiströse, gräßliche Gefangenendasein, das wir hier in Lille zu führen gezwungen werden.

Beklommen saß Helene noch eine Weile dabei. Oh, so gemein war das alles!

Manon hatte sich eine Zigarette angezündet. Der Stadtklatsch schien ihr Spaß zu machen. „Sei doch nicht so steif, Helene," flüsterte sie ihr gelegentlich zu.

Helene bereute schon tief, daß sie hergekommen war. Und sie faßte es nicht, daß Manon sich in diesem Kreise wohl fühlte. Welchen Klassen die Herren, die hier saßen, angehörten, das konnte sie so genau nicht entscheiden. Aber Frauen von Geschmack waren es keinesfalls, die hier versammelt waren. Ein paar aufgeputzte Verkäuferinnen, geschminkte, verblühte Geschäftsfrauen, verlassene Liebschaften entflohener oder zum Kriegsdienst eingezogener Fabrikantensöhne, Künstlerinnen dritten Ranges, die einen armseligen Theaterprinzessinnenzauber noch festzuhalten glaubten ...

„Entsetzlich!" stieß Helene plötzlich aus. Sie hatte deutsch gesprochen. In der Umgebung hob man die Augenbrauen.

„Ich dachte, es würde dich interessieren etwas über George zu hören," sagte Manon, ohne die Zigarette aus dem Munde zu nehmen, verärgert.

Die rote Lou schaukelte auf ihrem Stuhl und trällerte. Plötzlich rückte sie näher an Helene heran und sagte: „Wenn alles glatt geht, werde ich Ihren Mann ja sehen. Was soll ich ihm sagen?"

„Sie — werden ihn — sehn?"

Manon ermutigte die ehemalige Pensionsfreundin wieder durch eine heimliche Berührung mit dem Knie. „Tatsache, Helene. Lou kommt nach Frankreich. Na, was meinst du? Soll sie George grüßen?"

Helene kämpfte mit sich. „Was ich ihm zu sagen hätte, das — das würde — das würde das Fräulein wohl kaum ausrichten." Bitter, todernst hatte sie es herausgebracht.

„Ich? Warum nicht? Wortgetreu. Vergnügen würde mir's machen."

„Ich hätte meinem Mann nur das eine zu sagen, daß — daß ..."

Bitte. Scheuen Sie sich doch nicht."

„Daß es zwischen uns aus ist — ganz aus — daß ich mich von ihm lossage, wenn es wahr ist, daß er drüben kämpft."

„Es ist wahr."

„Und daß ich dann von ihm verlange ... Sie sagen selbst, es gibt Wege genug ... Gut, sein Leben müßte er einsetzen, um herüberzukommen!" Ein paar Sekunden lang hatte das Blut ihre Wangen gefärbt. Jetzt war sie wieder ganz bleich. Sie senkte die Lider. Ein Sturm ging durch sie hin. Sie schämte sich, so aus sich herausgegangen zu sein vor diesem minderwertigen Geschöpf.

Aber die rote Lou klopfte lebhaft erfreut auf die Marmorplatte und sagte: „Vorzüglich. Oh, geben Sie acht, das wird er erfahren. Das ist mir eine Genugtuung. Ich habe verstanden."

Helene saß ganz zusammengesunken da. „Ob Sie mich ganz verstehen können, das weiß ich natürlich nicht. Aber — ich wäre tief in Ihrer Schuld."

Die rote Lou lachte. „Es geschieht nicht, um Ihnen einen Gefallen zu erweisen. Sie brauchen gar nicht dankbar zu sein. Nein — einen Tort will ich denen antun, der ganzen verlogenen Gesellschaft ..."

Man ging.

Das Rollen und Grollen des Artilleriekampfes zwischen Armentières und Wytschaede, der nur selten schwieg, machte die Scheiben klirren. Beim Hinaustreten auf die Straße hörte man sogar das Maschinengewehrfeuer, das der Westwind von der Front herübertrug. Noch viele Feldgraue belebten die Grand' Place. Vor dem Café Bellevue und drüben am Fuß der Säule mit der Siegesgöttin standen Autos und Wagen, die ihre Herren noch in der Nacht zur Stellung zurückbringen sollten. In der Rue Nationale huschten auf Stöckelschuhen geschminkte Abendschönheiten.

Helene fröstelte es.

„Ist sie nicht furchtbar, die Stadt?" sagte sie, mehr zu sich als zu Manon.

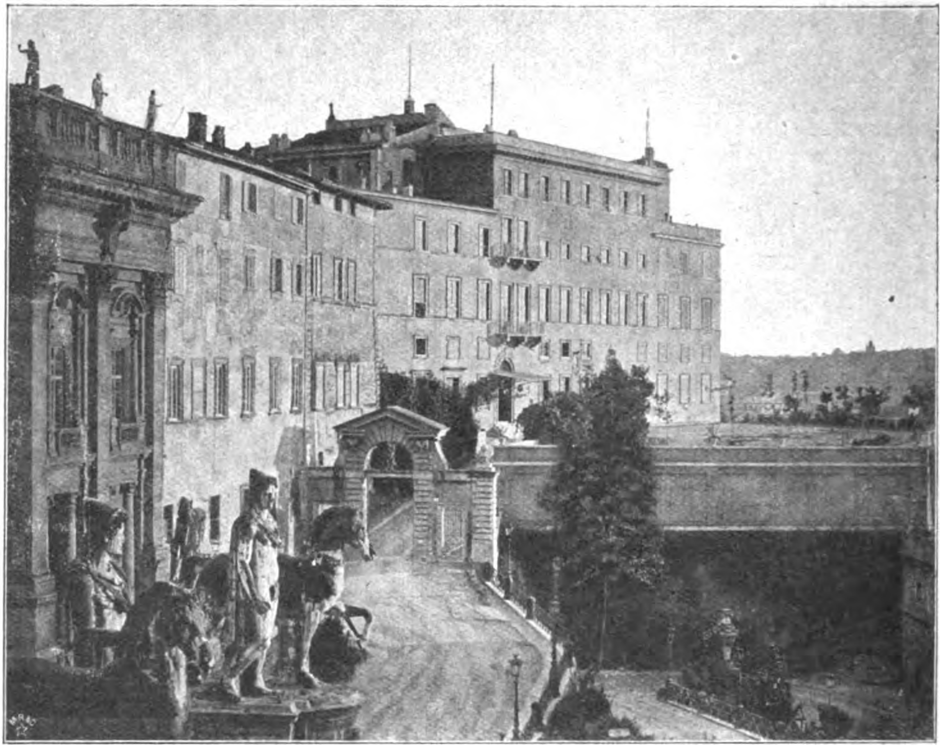
Aber Manon lachte. „Man kann sie tanzen lassen, wenn man will. Ja, Helene. Aber freilich, man muß wollen."

Nachdem sie sich von Manon getrennt hatte, ging Helene rasch, wie gehetzt, durch die nächste Querstraße nach Hause. Die Straßenbahn verkehrte nicht mehr. Unheimlich war der Weg durch den Teil der Ruinenstadt, den sie bis zur Place de la République zu durchmessen hatte. Hart dröhnend klangen die Einschläge durch die einbrechende Nacht. Die Außenforts an der Westfront schienen wieder unter schwerem Feuer zu liegen.

Einen Menschen hätte sie nur haben mögen, dem sie sich anvertrauen konnte. Soviel Schmerzliches, Verirrtes quälte ihre Seele. Und im Kreise der Laroches durfte sie ja nie gestehen, was sie bewegte.

Sie hatte keine Heimat. (Fortsetzung folgt)

Digitized by Google



Palazzo Caffarelli in Rom, der Sitz der deutschen Botschaft

Palazzo Caffarelli

Von Dr. Hans Barth z. Z. in Lugano

„Welche Seligkeit ward mir Sterblichem! Träum ich? Empfänget
Dein Ambrosisches Haus, Jupiter, Vater, den Gast?“

Ob der deutsche Olympier an den Palazzo Caffarelli dachte, als er sich mit diesen Worten an den antiken Olympier wandte? Schwerlich; nicht einmal unbewußt, denn erst einer späteren Generation war es vorbehalten, den Ort, wo der deutsche Botschaftspalast steht, als die einstige Stätte des Jupitertempels herauszufinden — der „Aedes Jovis Optimi Maximi“, die von den Tarquiniern erbaut, von Konsuln und Cäsaren wiederhergestellt und mit Gold überladen ward, um Jahrhunderte nachher stumm und ruhmlos zu enden in der dumpfen Nacht und Wildnis des römischen Mittelalters... Aber Deutschlands größter Dichter sagt es doch: „der hohe kapitolinische Berg ist ein zweiter Olymp“. Und da der Palazzo Caffarelli einmal auf dem Kapitol ragt, so hat er — oder hatte er — von selbst etwas Olympisches... Trüge sein Boden nicht den ausgesprochenen Charakter der national-italienischen Kultusstätte, erhübe er sich anderswo, wie etwa der von Raffael entworfene zweite Palazzo der Caffarelli in Via Sudario — der Sturm des Weltkrieges wäre vermutlich an ihm vorbeigegangen, ohne wie eine böse Tramontana an seinen Fensterscheiben, wer weiß, vielleicht auch an seinen Fundamenten zu rütteln... Denn er ist sehr baufällig, der gute, alte Caffarelli, wie schon „im Auftrage eines hohen Ministeriums der wohllöbliche Herr Oberbaurat Nietze aus Berlin im März 1865 erhärtete“. Worüber nachzulesen in Kurd von Schloezers ausgezeichneten Römischen Briefen (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart).

Wie dem nun sei, der Palazzo Caffarelli ist wieder einmal in den Vordergrund des Interesses gerückt. Früher sprach man von ihm als von einer Gralsburg deutsch-italienischer Freundschaft, von einer Akropolis alles Schönen und Edlen, wo Hohepriester wie Keudell und Bernhard von Bülow ihres hehren Amtes walteten. Hörte man in Deutschland den Namen „Caffarelli“, so flog der Geist sofort zu der herrlichen Siebenhügelstadt, der Stadt der Bundesgenossen, deren Treue so felsenfest gegründet schien, wie... die Grundsteine des Kapitols. Und niemanden fiel auch nur entfernt ein, an dieser Vision zu zweifeln, um die sich Namen rankten, wie der König Umbertos und Francesco Crispis. Heute sind diese Namen verschollen. Dafür hallen auf dem Kapitol die

Digitized by Google

Namen unserer Gegner wieder, eines Bürgermeisters Nathan, der zum ersten Male den Gedanken in die Massen warf, den zum „Sinnbild deutscher Herrschaft“ gewordenen Palast vom heiligen Boden zu tilgen, um wieder Platz zu schaffen für die alten nationalen Götter. Und mit Nathan die Namen all der übrigen neuen Feinde, die noch gestern und vorgestern Freunde waren, die Deutschland bewunderten und niemals fehlten, wenn der jeweilige Herr im Caffarelli zu frohen Festen lud ...

Wann der Palazzo Caffarelli zum ersten Male in Beziehungen zu Deutschland trat? Eigentlich erst im Jahre 1817, wo der damalige preußische Legationssekretär Bunsen, der spätere Gesandte, sich dort ansiedelte. In gewissem Sinne aber schon im schönen Rinascimento, als Kaiser Karl V. bei seiner Anwesenheit in Rom, 1536, Gast der Familie Caffarelli (in deren anderem Palaste) war und in froher Geberlaune dem Gastfreunde den Südhügel des herrenlosen kapitolinischen Berges schenkte. Herrenlos — denn dahin mit der Pracht der „aurea urbs“ war auch die Pracht des güldenen Kapitols. Das Gold der Säulen und Tore, der Cella, des Daches, war von Stilicho und anderen fremden und ... römischen Barbaren entführt (quod non fecerunt barbari fecerunt Barberini), und frohlockend schrieb der heilige Hieronymus: „Es starrt das Kapitol von Schmutz. Alle Tempel sind mit Ruß und Spinnweben überzogen, das Heidentum der Stadt ist hinausverstoßen in die Einöde, und die alten Götter müssen mit Fledermäusen und Eulen auf zerfallenen Giebeln hausen.“ Der Herr des Kapitols, ja ganz Roms und des römischen Erdballs, Jupiter Optimus Maximus, war zum Danke für die „Vertreibung Attilas“ vom Papst Leo I. eingeschmolzen und in jene Sankt Peter-Statue verwandelt worden, die noch heute im Petersdome segnend die Finger reckt und deren Zehe von Frauen, Priestern und Bauern geküßt wird ... Ein Los, nicht unähnlich dem des Zeus von Olympia, der wundervollen Schöpfung des Phidias, die nach dem Tode der Götter nach Byzanz gebracht wurde, um dort in den Tumulten Zenos des Isauriers elend zugrunde zu gehen. So vergessen war das römische Kapitol im Mittelalter, daß der erhabene Hügel eine Wildnis verwahrloster Marmorreste, gestürzter Säulen, jammervollster Trümmer war und nach seinen neuen Bewohnern, den Ziegen, den Namen „Monte Caprino“ (Ziegenberg) erhielt, wie das Forum den gleich unedlen Namen „Campo vaccino“ (Rindermarkt). Welch furchtbarer Beleg für das „Vanitatum vanitas“!

Während im Rinascimento auch in Rom alles Leben sich erneuerte und nach Michelangelos Plänen das Kapitol sich zu reinigen und mit Monumentalbauten zu bedecken begann, stieg der Palazzo Caffarelli in die Höhe. Die politisch immer ghibellinisch gesinnten Caffarelli, die sogar einen der Ihrigen bei Tagliacozzo für Konradin geopfert, waren von keiner anderen Art als die Barberini. Und ihr Baumeister Gregorio Canonica, ein Schüler Vignolas, nahm keinen Anstand, was vom Jupitertempel noch stand, für seinen Bau zu verwenden, die heiligen Wände ohne Pietät zu sprengen und damit einen Palazzo zusammenzusetzen, der plump und geräumig, aber nichts weniger als ein Zeugnis klassischer Schönheit war ... Und es bis auf den heutigen Tag nicht geworden ist, auch wenn seine Lage die aller anderen römischen Paläste und Villen weit übertrifft. Ob die Herzöge Caffarelli diesen Vorzug ihrer Behausung zu schätzen wußten, entzieht sich unserer Kenntnis. Auch ist über Leben und Treiben dieses Geschlechts nur wenig auf uns gekommen, ja Gregorovius, der sich sonst mit dem römischen Adel eingehend beschäftigt, führt in der Renaissance nur einen einzigen Caffarelli auf. Er hieß Antonio und war offenbar aus der Art geschlagen, denn er lehrte Juristerei an der Hochschule Rom. Im übrigen wissen wir nur, daß es den Caffarellis mit der Zeit erging wie so vielen, ja wie den meisten anderen römischen Adelsgeschlechtern. Schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts war der damalige Herzog gezwungen, unter die Vermieter zu gehen, und war froh, als der preußische Legationssekretär und Theologe Christian Bunsen, der soeben eine schwerreiche Miß, Fanny Waddington, geheiratet, ihm einen Stock seines kapitolinischen Hauses abmietete. Ein Vorläufer des römischen Fürsten Sciarra, dessen Name schon bei Dante vorkommt und der so abgebrannt war, daß er den berühmten Ausspruch tat: „Welch ein Glück, daß ich einen eigenen Wagen habe! Sonst könnte ich mir nicht einmal einen Fiaker leisten.“

Mit dem Einzug Bunsens in den Caffarelli ward dieser aber noch keineswegs Sitz der preußischen Gesandtschaft, auch wenn er tatsächlich ein Vereinigungspunkt der deutschen Elemente am Tiber wurde. In jenen glücklichen Zeiten, wo Rom noch die Stadt der Pilger, Dichter und Künstler, die Stadt Goethes und Faustinas war, führten die „Exzellenzen“ vielfach noch ein fideles Junggesellendasein und wohnten, wo es ihnen just paßte, heute da, morgen dort. Nur der Malteserorden, die Republik Venedig und der König von Spanien besaßen ihre eigenen Stammsitze — der Malteserorden in Via Condotti, die Republik Venedig am Südende des Corso in dem gleichnamigen Palazzo, der in der Folge Sitz der österreichischen Botschaft war und erst kürzlich von Italien beschlagnahmt wurde. Spanien endlich in dem berühmten Palast an der Piazza di Spagna. Die übrigen Gesandten konnten sehen, wo sie unterkamen. Dies galt also auch für die Vertreter Preußens; denn im Palazzo Caffarelli hausten damals noch die Duchi Caffarelli, deren Wohnung — allerdings erst einige Jahrzehnte später — von Frau von Bunsen als gar „traurig“ geschildert wurde. Was

Digitized by Google

aus mehr als einem Grunde nicht wundernehmen kann. Denn als erbansässige römische Nobili kannten die Caffarelli weder nordeuropäischen Komfort, noch hätten sie die Mittel gehabt, ihn bei sich einzuführen. Weshalb Miß Waddington, alias Frau von Bunsen, zu obiger Bemerkung wohl alles Recht hatte... Wo vor dem Caffarelli der Sitz der preußischen Gesandtschaft war, steht nicht fest. Der Stammvater der späteren Caffarelli-Diplomaten war Friedrichs des Großen „Agent", der Cavaliere Coltrini, dem ausgerechnet ein Sohn der Abruzzen, der Abbé Ciofani, folgte, von dem Schloezer u.a. schreibt: „Der Mann scheint wenig Depeschen geschrieben und sich nur mit Angelegenheiten beschäftigt zu haben, die preußische Bischöfe und Domkapitel betrafen." Amüsant ist, daß damals der römische Hof den König von Preußen noch nicht als König, sondern nur als Markgrafen von Brandenburg anerkennen wollte... Erst 1781 führte dann der römische Staatskalender zum ersten Male den preußischen Monarchen als König auf." Da der preußische „Gesandte" so wenig Depeschen schrieb und sich auch sonst nicht abarbeitete, ward er alt wie Methusalem. Ja, so alt und grau wurde diese Exzellenz in partibus, daß die damalige Wilhelmstraße ihm einen Gehilfen zu geben beschloß. Natürlich nicht in Person eines Diplomaten, denn damals galt die Ansicht, daß ein Theologe oder Archäologe (wie später ein preußischer Leutnant) alles fertig bringen könne. Aber der erst zum Vizegesandten, nach Ciofanis Tode zum Gesandten ernannte Archäologe Uhden gereichte seinem Amte nur wenig zur Ehre, sintemalen er zum Mittelpunkte eines gewaltigen Eheskandals wurde. Der „dänische Phidias" Thorwaldsen verführte nämlich die „Frau Gesandtin", eine schöne, aber nichtsnutzige „Romana di Roma", und der Vertreter Preußens mußte über Hals und Kopf Rom verlassen. Immerhin ward ihm später wenigstens die bittere Genugtuung, daß seine ungetreue Anna Maria dem Verführer (der nicht der erste gewesen) das Leben zur Hölle machte. Uhdens Nachfolger, Wilhelm von Humboldt, der erste seines Amtes würdige Gesandte Preußens, übernahm 1802 Uhdens Wohnung in Via Gregoriana, die er innehatte, solange er in Rom weilte, und erst Humboldts Nachfolger, Niebuhr, siedelte in einen großen historischen Palast über, den Palazzo Orsini, bei der durch Goethes Lieblingsosteria berühmten Piazza Montanara. Die letzte Etappe vor dem Palazzo Caffarelli.

Wie ward nun der Caffarelli für Deutschland entdeckt? Und wann? Da es, wie gesagt, Sitte war, daß Theologen den Diplomaten ins Handwerk pfuschten, so hatte der im Palazzo Orsini (Lucrezia Borgias Mädchenheim) residierende preußische Gesandte Niebuhr den 1816 nach Rom gekommenen Magister Christian Josias Bunsen im Nebenamt mit den Geschäften eines Sekretärs betraut. Der Zufall wollte, daß der Herr Kandidat sich, wie schon bemerkt, mit einem Fräulein Waddington verheiratete und in Rom zu bleiben beschloß, und gleich bei seinem ersten Spaziergang geriet das junge Paar an den so malerisch auf dem Kapitol gelegenen Caffarelli. „Dort entdeckten wir (schreibt Bunsens Witwe in der Biographie ihres Gatten) im zweiten Stockwerke eine Wohnung, die uns zur Heimat für zweiundzwanzig Jahre geworden ist..." Der damalige Zustand des Hauses war freilich über alle Beschreibung verkommen, aber wie geringen Eindruck dies auf den weitblickenden Geist Bunsens machte, erhellt aus den Ausdrücken, in denen er seine Schwester über seine Niederlassung auf dem Tarpejischen Felsen benachrichtigte: „Von dem zweiten Stocke dieses Palastes, in dem Kaiser Karl V. abzusteigen pflegte (?), hat man eine Rundsicht nach allen Seiten. Von Norden sieht man die eine Hälfte der Stadt mit den sie umgebenden Gärten und einem Halbzirkel der Berge; von Westen die andere Hälfte von Rom mit der Tiber; von Süden, wo die Winterwohnzimmer sind, die Ruinen des alten Roms, die Latinergebirge, auf denen Frascati liegt, und einen Meeresstreifen; von Osten das rechts an unser Haus stoßende Kapitol. Die Aussicht ist einzig in Rom, und, soviel ich bis jetzt gesehen habe, einzig in der Welt, aber wenig gekannt, da die Römer zu faul sind, den Berg zu steigen und daher nicht da wohnen. Wir waren alle von dem Anblicke so überrascht und eingenommen, daß ich mich sogleich entschloß, alles daranzusetzen, um dort zu wohnen..." So geschah's. Und der Caffarelli wurde zum Mittelpunkt des Deutschtums in der Ewigen Stadt. Und nicht bloß der deutschen Religionsübungen, wenn auch Bunsens Hauptsorge war, mit seiner Frau sowohl, wie seinen Gästen, sogar mit den im Caffarelli verkehrenden Künstlern, regelmäßige Betstunden abzuhalten und sich mit größtem Eifer der Wiederbelebung der Liturgie, der Zusammenstellung eines Gesang- und Gebetbuches und dem Studium des Neuen Testaments hinzugeben. „Unbegreifliche Dinge (schreibt er unterm 17. Februar 1825) werden mir vom Ministerium zugemutet, z. B. Veränderungen im Canon Missae." Was die Nachfolger Bunsens auf dem römischen Posten zu derartigen Aufträgen gesagt hätten, die nach heutigen Begriffen nur schwer zur Tätigkeit eines preußischen Gesandten oder gar deutschen Botschafters passen? Und ich denke dabei an die skeptisch durchgeistigten Voltaire-Züge eines Grafen Monts, an die aristokratisch gelangweilte Miene eines Herrn von Jagow... Sintemalen nun das Lebenswerk eines Diplomaten in Rom sich weder in theologischen Studien noch in Bibellektüre mit einer jungen Frau erschöpfen konnte, so machte Bunsen seine Wohnung alsbald zum Sammelplatze des Deutschtums in Rom. Und dies erst recht, als er nach Niebuhrs Scheiden selbst Gesandter und der Caffarelli

Digitized by Google

damit Gesandtschaft wurde. Rasch vereinigte sich um den kunstliebenden und hochgebildeten Mann, was an hervorragenden Landsleuten die „Hauptstadt der Welt“ besuchte oder dort studierte, zumal die Künstler, die später als „Nazarener“ so bekannt werden sollten. Da sah man um Bunsen und seine Frau geschart, sei es bei frohem Zusammensein, sei es bei der vorgeschriebenen Erbauungsstunde, all die Großen des ästhetischen Germaniens, die Overbeck, Cornelius, Schadow, Schnorr von Carolsfeld, Schinkel, Rauch, Emil Wolff, Ludwig Richter, Catel, den Komponisten Mendelssohn, die Dichter Platen, Waiblinger, Kopisch, kurz da kam kein ‚Deutscher von Distinktion‘, kein Historiker, kein Archäologe nach Rom, der nicht im Caffarelli zu Gaste gewesen. Sogar Goethe war darunter und soll, von Begeisterung erfaßt, die geflügelten Worte von sich gegeben haben:

„Hier steh' ich auf dem Kapitol,
Und weiß nicht, was ich machen soll.“

Doch war es nicht etwa der Olympier, sondern sein Sohn August.

Unter Bunsens Auspizien kam auch 1819 die große deutsche Kunstausstellung zu Ehren des gerade in Rom weilenden Kaisers Franz zustande. Sie fand in demselben Saale statt, den später die Fresken Prells schmücken sollten, und war ein Ereignis für die deutsche Kunst, auch wenn der Gewaltige von Weimar sie in einem Epigramm verhöhnte und den Männern der neuen Schule verhieß, „ihre Lehren würden im Palazzo Caffarelli begraben werden“. Daß Bunsen bei aller Frömmigkeit kein Kopfhänger war, erhellt aus seinem Verkehr mit den Künstlern. Er selbst berichtet unterm 24. Februar 1818 über ein Gelage, das er dem bayrischen Kronprinzen im Caffarelli gab. „Donnerstag sagte mir Ringseis (des Kronprinzen Leibarzt), daß der Kronprinz Sonnabend zu mir kommen wolle (wovon ich aber nichts wissen sollte), wenn einige Freunde dort und so lustig wären, wie das vorige Mal... Ich hatte Bekker, Cornelius, Eberhard, Schadow, Mosler, Mueller, Rhebenitz, Schnorr, Ruscheweit, Koch auf halb sieben bestellt und Ringseis ebenfalls, der vorher mit dem Kronprinzen kommen wollte... Ringseis wurde sogleich zum Singen und alle zum Trinken gebracht und alles war im Zuge, als der Prinz mit Senzheim hereintrat. Er wurde mit dem Landesvater empfangen, trank mit allen auf Deutschland, und in einer halben Stunde war die Gesellschaft in einem solchen Zustande von Schreien, Tanzen, Singen und Springen, daß das vorige Mal nichts dagegen war... Später brachte ich die Gesundheit von Niebuhr aus, als dem Freunde und Beschützer der deutschen Kunst und wahren Freund seines Vaterlandes. Cornelius sagte: „der im stillen die Künstler versorgt...“ Er (der Kronprinz) brachte selbst sehr patriotische Gesundheiten aus: ‚Alles was deutsch spricht, soll deutsch werden‘. Dies machte die Lustigkeit ungeheuer, und ich danke Gott, daß es noch mit Ehren abgegangen ist. Soviel ist gewiß, daß, sobald er weg war (gegen Zwölf) alles drunter und drüber ging.“ Aber nicht allein Deutsche, sondern auch Fremde aller Nationen und Italiener pflegten bei Bunsens zu verkehren. Leopardi ward von Bunsen „Freund“ genannt, und der Gesandte verschaffte dem unglücklichen Dichter sogar einen Lehrstuhl in Berlin, den Leopardi aber wegen seines leidenden Befindens nicht antreten wollte. Auch die ob ihrer Schönheit und ihres Geistes gefeierte Madame Récamier verkehrte im Caffarelli. Von den allerhöchsten preußischen Besuchen ganz zu schweigen, die damals in Rom nichts Seltenes waren.

Im Jahre 1828 gab der Besuch des preußischen Kronprinzen den Anstoß zur Begründung des Archäologischen Instituts, das im Laufe der Jahre als Anhang der Gesandtschaft, späterhin der Botschaft, zu hoher Bedeutung gelangte. Neben dem Archäologischen Institute wuchs aus dem Boden des alten Tempelbereiches in der Folge auch noch das deutsche Krankenhaus (Casa Tarpea), und in den Räumen des Caffarelli selbst entstanden eine deutsche Bibliothek und eine deutsche Schule, während im Erdgeschoß eine protestantische Kapelle eingerichtet wurde... Alles auf mittelbare oder unmittelbare Anregung dieses merkwürdigsten aller Gesandten, die Preußen-Deutschland jemals besessen.

Übrigens ließ (wer könnte sich darüber wundern?) nach dem Beispiel Goethe juniors der heilige Boden des Caffarelli auch die dichterische Ader Bunsens sprudeln. Außer einem Königslied, einer Verbesserung des „Heil dir, im Siegeskranz“, dichtete Bunsen in seiner Freizeit auch ein aus hundertundzwanzig Zeilen bestehendes Gedicht „Astraea“, das er dem Kronprinzen widmete und in Potsdam persönlich überreichte. Das Werk begann also:

„Ich stand auf heil'ger Zinne, dem ew'gen Kapitol,
Und dacht' an ferne Lieben und an der Heimat Wohl...“

Und es schloß mit einer pathetischen Huldigung. Als er endlich Rom verließ, hauchte er seinen Schmerz in Abschiedssonetten aus, die der Leser in der schon erwähnten Bunsenbiographie findet.

Mehr echter Schmerz über den Abschied geht aus Abekens Schilderung von Bunsens Abreise hervor: „Am 29. April 1838 schied Bunsen von Rom nach einem Aufenthalt von zweiundzwanzig Jahren, von welchen einundzwanzig auf dem Kapitol verbracht waren. Festen Schrittes, ungebrochen und ungebeugt, verließ er sein geliebtes Heim, indem er zu seiner Frau sagte: ‚Nun komm, nun wollen wir uns ein anderes Kapitol suchen...‘ Um seinen Wagen standen die alten, treuen Freunde, auf deren Lebensweg er bestimmend und fördernd eingewirkt...

Digitized by Google

Sie sahen in ihm den Mittelpunkt eines geistig angeregten Lebens, das nur durch einen Deutschen hatte erhalten werden können, der nach dem geistreichen Ausspruch des Franzosen Ampère der Repräsentant nicht nur der preußischen Regierung beim päpstlichen Stuhle, sondern auch der deutschen Wissenschaft bei dem römischen Altertum gewesen. Die hoch über Rom hinaus blickenden Räume des Palazzo Caffarelli wird niemand vergessen, der in ihnen dem Zusammenfluß bedeutender Männer aller Nationen begegnet ist, welche die Anziehungskraft Bunsens jeden Winter um ihn vereinigte."

Von Bunsens Nachfolgern ist bis zum Ende der sechziger Jahre, d. h. bis zum Erscheinen Schloezers, wenig Charakteristisches zu berichten. Immer mehr überwog nun der Diplomat über den Gelehrten, und die dichterische Inspiration, die Bunsen zu seinen verschiedenen Hymnen und Sonetten begeistert, begann zu versiegen. Nur einmal entdecken wir unter den Insassen des alten Jupitertempels noch einen Poeten. Es war eben Kurd von Schloezer, und er war dazu nicht einmal Theologe oder Archäologe, sondern Diplomat von Beruf. Und dennoch — man höre und staune — ein Dichtergemüt. Mehr als Christian Josias Bunsen. Im Jahre 1854 war der Caffarelli für 82000 Scudi Eigentum Preußens geworden, was nicht ganz glatt vor sich ging, denn die Stadt Rom machte ein Vorkaufsrecht geltend, und das führte zu langen Prozessen. Erst Bernhard von Bülow bewog gegen Abtretung eines anderweitigen Grundstückes die Stadt endgültig von ihrem Anspruch abzustehen.

Als Schloezer Anfang 1864 nicht als Gesandter, sondern als Legationsrat und Geschäftsträger, im Caffarelli eintraf, befand er sich also doppelt auf heimatlichem Boden. Und er begann sich auch alsbald so heimisch zu fühlen wie nirgend sonst. „Es ist hier wirklich ein paradiesisches Leben," schreibt er a. a. O. „Ich segne die Stunde, die mich in diese Stadt geführt... Die Aussicht von meinem Fenster ist wunderbar. Halb Rom mit seinen unzähligen Kirchen, Kuppeln, Klöstern liegt zu meinen Füßen. Nach der anderen Seite sehe ich in den Garten unseres Palazzo, auf große Aloen, Orangenbäume mit dicken Früchten, Lorbeer und Oliven"... Ein paar Wochen später bezieht Schloezer „ein anderes Zimmer", welches für das Frühjahr behaglicher als das bisherige ist. „Ich sehe jetzt nicht mehr auf die Stadt Rom, sondern auf die Kaiserpaläste des Palatins. Dahinter breitet sich weit die Campagna aus, während links in blauer Ferne die weißen Häuser von Gandolfo glänzen, am Gebirge, dort, ‚wo die Linie vom Albanerberge bis ins Meer sich zieht', für die Felix Mendelssohn sich begeisterte." Ach, nicht jedermann teilte den Enthusiasmus Mendelssohns und Schloezers, wie denn ein sehr berühmter Franzose, Charles Debrosse, einer der geistreichsten Köpfe seiner Zeit, die römische Campagna ganz anders beurteilte: „Savez-vous ce que c'est que cette Campagne fameuse? C'est une quantité prodigieuse et continue de petites collines stériles, incultes, absolument désertes, tristes et horribles au dernier point. Il fallait que Romulus fût ivre quand il songea à bâtir une ville dans un terrain aussi laid."

Im Winter sitzt Schloezer bei offener Gartentür am Schreibtisch, im Sommer genießt er in dem hochgelegenen Caffarelli stets frische Luft und könnte sich wie ein Pascha fühlen, wenn nicht seine Gedanken stets wieder nach Berlin zurückkehrten. „Ohne Deutschland kann ich doch nicht leben!" Und wieder wechselt der Legationssekretär seine Zimmer. „Als ich vor einigen Tagen schrieb, befand ich mich noch in meiner Wohnung mit der aussichtsreichen Terrasse. Seither habe ich diese Zimmer Frau von Arnim (der Gattin des Gesandten) überlassen und einen anderen Flügel des Palazzo bezogen, von wo aus ich einen ganz anderen, nicht minder bezaubernden Blick habe. Trete ich auf den Balkon, liegt fast ganz Rom zu meinen Füßen. Im Hintergrunde erhebt sich aus üppigem Frühlingsgrün der Janikulus mit seinen Klöstern, Kirchen und Villen. Rechts ragt das Kloster S. Onofrio. Dort starb der arme Tasso, gerade als der Papst die Vorbereitungen zu seiner Dichterkrönung auf dem Kapitol traf, geistesgestört, in einsamer Zelle. Seine berühmte Eiche hat der Orkan des Jahres 1843 zersplittert. Daneben dehnt sich die üppige Villa Corsini, über deren schattigen Lorbeergängen solche Stille und Ruhe schwebt, daß man sich meilenweit von der großen Stadt entfernt glaubt. Dieses Idyll bewohnte Christine von Schweden bei ihrem Übertritt zur römischen Kirche. Neben der Villa Corsini erhebt sich das Tor San Pancrazio, durch das die Franzosen 1849 eindrangen. Daneben rauscht die Fontana Paola, die größte Fontana, die Papst Paul Borghese 1612 anlegen ließ, um aus dem fernen See Bracciana ganz Trastevere mit Wasser zu versehen. Ich könnte fortfahren zu skizzieren, was ich vom Balkon sehe..." Als Schloezer einmal träumt, er sei plötzlich nach Petersburg versetzt, faßt ihn solcher Schrecken, daß er beim Aufwachen sofort die Balkontür öffnet und die gute, alte Peterskuppel zweimal anschaut, um sich zu überzeugen, daß er nicht die heilige Isaakskuppel vor sich hat, sondern das wunderschöne Rom, das sich unter dem reinsten, blauen Morgenhimmel majestätisch vor ihm ausbreitet. „Das Erwachen war entzückend, ich war überglücklich." Und diese Begeisterung, die wir so tief dichterisch eben nur bei diesem... Diplomaten finden, sie erneut sich stets, wenn er nach kurzem oder längerem Fernsein Rom wiedersieht. „Jedesmal, wenn ich zurückkehre, bewundere ich von neuem unseren Kapitolshügel, auf dem fast ein Jahrtausend hindurch die Geschichte der Alten Welt ge-

Digitized by Google

macht wurde und der wohl Größeres erlebt hat, als irgendein anderer Punkt der Erde. Man weiß, daß dort die alte Zitadelle stand, daß auf dem Tarpejischen Felsen, welcher vom Garten unserer Gesandtschaft abstürzt, der kapitolinische Jupiter in einem prächtigen Tempel thronte... Rechts von der Mitteltreppe führt eine Fahrstraße aufs Kapitol und zu unserem Caffarelli. Diese Straße ist so steil, daß es manchen Rossen gar nicht gelingt, einen Wagen hinaufzubringen, und es ist ein besonderes Vergnügen, an einem Tage wie dem heutigen (27° im Schatten), bei praller Mittagssonne hinaufzusteigen... Bei der Ankunft auf dem Platze ist man dann freilich wenig disponiert, den Mark Aurel zu bewundern." Die Gesellschaft, die unter und mit Schloezer im Caffarelli verkehrt, ist nicht minder buntscheckig als unter Bunsen... Am häufigsten erscheint Liszt, der zwar Abbé ist, aber zu seinem Freunde Schloezer nicht der Erbauung halber kommt. Liszt spielt vielmehr mit Vorliebe auf Schloezers Flügel oder zieht ihn in seine kleinen Salongeheimnisse. Wobei der „herrliche Franz Liszt" meist französisch spricht, aber mitten aus dem gallischen Idiom in die schnodderigsten Berlinismen fällt wie „wat kof ick mir davor?" Vor Dritten muß Schloezer den eitlen Meister stets mit „Herrn von Liszt" oder „Herr Kammerherr" ansprechen... „Im Französischen nennt man mich ganz richtig Monsieur Liszt, aber für den Deutschen muß ich den Kammerherrn heraushängen." Da sind ferner als Stammgäste des Caffarelli der blasse, schmächtige Gregorovius, der wegen seiner krankhaft nervösen Stimmung stets mit Glacéhandschuhen angefaßt werden muß, der Porträtmaler Gustav Richter mit seiner Gattin, einer geborenen Meyerbeer, der „schöne Monsignore" Graf Lichnowsky, der erste Gastronom Europas usw. Ein origineller Kauz ist endlich der nächste Nachbar des Caffarelli, der Franziskanergeneral, der im Kloster Ara Coeli residiert und Schloezer einmal treuherzig-naiv fragt: „Sagen Sie mal, spricht man in Preußen eigentlich deutsch?" „Und das ist," bemerkt Schloezer, „der Mann, der die Angelegenheiten der Franziskaner beider Hemisphären zu leiten hat!" Bis zum Jahre 1869 blieb Schloezer im Caffarelli, der ganz besonders in dieser Zeit immer mehr eine Stätte deutschen Empfindens und mehr des Deutschtums, als des bloßen Preußentums geworden war...

Die Jahre nach 1870, wo der Palast von der Gesandtschaft beim Heiligen Stuhle zur Botschaft bei dem befreundeten, dann verbündeten Italien aufgerückt, sind die Geschichte von gestern und — heute. Noch entsinnen sich die älteren Deutsch-Römer der Ära Keudell, die den hochragenden Caffarelli zu einer Art Parnaß oder Schule von Athen machte, wo die Blüte der engverbundenen beiden Völker sich zu vereinigen pflegte. Was der Caffarelli damals und später, in der zweiten Glanzzeit, unter Fürst Bülow und seiner schönen Gattin, der sizilianischen Prinzessin Camporeale, für die gegenseitige Annäherung von Deutschen und Italienern tat, bleibt unvergessen. Ebenso unvergessen die Feste, die wie in Bunsens Zeit, nur in feinerer Art, die deutschen Künstler und Gelehrten, insonderheit die „Ragazzi" (die Insassen des Archäologischen Instituts) in den Hallen des alten Palastes zu sammeln pflegten. Es ging fröhlich her an jenen Abenden. Denn der Caffarelli hatte, zumal unter den genannten Exzellenzen, wie auch unter Graf Wedel und Graf Monts, den besten Keller der Ewigen Stadt. Ja, es geht sogar die Sage, daß nach solchen Festen das auf dem Kapitolsplatz stehende Trojanerroß Mark Aurels zuweilen noch einen anderen Reiter erhielt, während ein Chorus befrackter Künstler und Gelehrter das Denkmal umtanzte... Ganz wie bei den Künstlerfesten der schönen alten Zeit, beim Cervarafest und den Ottobraten... Doch nicht bei allen Herren im Kapitol herrschte jene sonnige Lebensfreude. Es gab auch Griesgrame und verhärtete Junggesellen, die zwar im Jupiterstempel thronten, aber nicht einmal Halbgötter waren, solche, die (Schloezer nennt den Caffarelli einmal Pelopidenburg) „ein ehern Band" um die Stirne trugen... Im Jahre 1903 war Kaiser Wilhelm II. zum letzten Male in Rom und im Caffarelli. Er wohnte im Quirinal bei seinem treuen Freunde und Verbündeten Viktor Emanuel, brachte aber einen Abend auf dem Caffarelli zu, dessen Thronsaal im Auftrage des Kaisers Professor Prell mit Fresken aus der nordischen Sage geschmückt. Wie ein leuchtendes Vorgebirge hob sich damals noch der Caffarelli über dem italischen Eden. Wie eine Pelopidenburg...

Uns Deutschen in Rom aber war er ein Stück Heimat unter römischer Sonne und römischem Himmel... Und wer uns dies Fleckchen Vaterland besonders lieb machte, war des Palazzo getreuer Ekkehart, der kluge Geheimrat Wilhelm Stock mit dem Nietzschekopf, der fast vierzig Jährchen den deutschen Fels über dem römischen Meere bewachte, der Fürst Bülows rechte Hand war und uns allen der beste Führer und Leiter durch die römischen Labyrinthe. Wenn auf seiner Terrasse die Gläser klangen und der Frascatiwein floß und die Blicke hinüberschweiften in die endlose Campagna und über Aquädukte und Appische Straße hinaus, dann erst begriffen wir, was der ewige Zauber dieser Stadt ist ... Und was Künstler und Dichter immer wieder in dies Paradies lockte — ob sie nun wollen oder nicht.

„Hohe Sonne, du weilst, und du beschauest dein Rom!
Größeres sahest du nicht und wirst nichts Größeres sehen,
Wie es dein Priester Horaz in der Verzückung versprach."

Die Markgräfin von Bayreuth

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Königsweg heißt die herrliche Straße, die von Bayreuth nach Osten in das Land hinauszieht, in eine Gegend sanft hügeliger Äcker und Täler mit fernen Bergzügen, die ein unendliches Gefühl von Abgeschiedenheit geben, von unbeengter, umblickender Weltstille, die noch größer als vor 150 Jahren heute ist, wo nun noch die Eisenbahn — vorhanden, doch wenig verändernd — auf die Allgemeinheit der Gegensätze wirkt. Es ist die Straße selbst, die so unmittelbar ins Zurückdenken stimmt, ins Historische: der Fahrdamm mit seiner aristokratischen Breite, von alten, schweren Bäumen tiefschattend eingewölbt, sodann die Art, wie er im Gelände hinläuft, sich mit ihm in leichten Mulden perspektivisch senkt und, wieder steigend, mit hinanschwillt — noch vornehm ästhetisch, gegen die Rechenkünste des Praktischen exklusiv, nichts wissend von dieser technischen Modernität, die nutzbar und kalt, wie das Geschäft, in das noch Unnivellierte auch mit ihren Weganlagen rücksichtslos hineinschneidet. Darum fällt es uns auch gar nicht auf, daß wir keinen Lastwagen oder ländlichen Fuhrwerken begegnen. Sie gehören hier nicht richtig her, man denkt an Reiter und Kavaliere mit bunten Schabracken, an höfisch rotgoldene Karossen, mit Kutscher und Jäger im Dreispitz und Pagen hintenauf, deren weiße Wollenstrümpfe zwischen den großen gebogenen Eisenfedern stehen, in denen der Wagenkasten hängt.

Aber diese pompöse, hochfürstliche Straße hat der Markgraf nicht für seinen Hof und sich erbaut. Solange nur er und sein Gefolge nach der ‚Eremitage' fuhren, erschien seiner stolzen Gemahlin die alte Landstraße gut genug, die in einigem Umweg die Ortschaften St. Georg, St. Johann und die Hölzleinsmühle mitnimmt. Jene neue, die mit ihrer ganzen Raumaufwendung allein nur zu dem kleinen Lustschloß führt, ließ Markgräfin Wilhelmine durch ihren allzeit galant nachgiebigen Gemahl anlegen, als im Jahre 1740 ihr Bruder Friedrich den preußischen Thron bestiegen hatte und die Hoffnung seines königlichen Besuches ihre heiße Sehnsucht spannungsvoll erfüllte. Eine Sehnsucht, in der das Schönste, Letzte ihre Liebe war, aber sehr viel Zumischung auch das Herzklopfen, ob nicht dem nunmehrigen König von Preußen der Rang einer Schwester peinlich werde, die nur eine kleine Markgräfin geworden sei, und anders herum dann wieder die Genugtuung, vor Hofstaat und Land und heiligem Römischen Reich einen richtigen Königsbesuch zu empfangen. Es liegt eine unendliche Charakteristik in dieser Straße, die Wilhelmine für jenen erhofften Zweck im voraus herrichten ließ.

Friedrich ist auch nach Bayreuth gekommen, in der Ruhezeit zwischen den schlesischen Kriegen. Wie ein Liebender flog er der Schwester entgegen, und als ein nicht bloß liebender, sondern auch als ein sehr fein galanter, sehr fein verstehender Bruder brachte er ihr seinen Voltaire mit, die größte Zelebrität des Jahrhunderts; königlich teilte er die Überschwenglichkeiten des Empfangs mit ihm und überließ ihm noch von seinem Teil. Er sah die französischen Aufführungen im Schloß, wo die Schwester die Rolle Roxanens, der schönen Asiatin, darstellte und der Aufklärungsphilosoph, im chinesischen Kostüm, die Gestalt des Acomat verkörperte, und er merkte sich stillbedacht den Geschmack Wilhelminens für diese neuerlichen stilistischen Chinoiserien. Er fuhr den Königsweg und sah die Eremitage, der Schwester persönlichste Liebe und ihren persönlichsten Stolz; er saß bei ihr und hörte, was hier noch weiter alles werden müsse, und was auch in Bayreuth noch weiter alles werden müsse: ein standesgemäßes neues großes Schloß mit französischem Garten, ein würdiges Kanzlei- (Regierungs-) Gebäude, ein großes Opernhaus, eine Gelehrtenakademie, wie sie nach Pariser Vorgang auch seit Leibniz am Berliner Hof bestand, wo König Friedrich sie soeben durch Maupertuis etwas auffrischte. Er bekam die genaue Beschreibung der gerade damals, 1743, gegründeten brandenburgisch-bayreuthischen Landeshochschule zu Erlangen, er sah und hörte alles an und staunte allerdings, staunte mehr, als sie gehofft hatte, und als ein ehrlicher Bruder sagte er schließlich sehr ernsthaft freundschaftlich: „Aber wo nehmt ihr zu allem das Geld her? — Ich kann das nicht!"

Und danach gibt es in der Freundschaft der beiden Geschwister einen toten Raum. Nicht durch ihn, den König. Sie aber hat jahrelang nur die Bestätigung gesehen, was sie ja im voraus geahnt hatte, daß der Bruder ihr doch nur den „Abstand" zu fühlen geben werde. Sie hat auch entsprechend gehandelt und sich manche Mühe darum gegeben, den Potsdamer König zu übertrumpfen durch die Wertschätzung, die ihre Person und die reichsfürstliche Macht von Brandenburg-Bayreuth bei Maria Theresia am alten Wiener Kaiserhofe fanden. Bis 1747 hat diese, das wirkliche Gefühl vergewaltigende Unerquicklichkeit gewährt; dann, als die richtige Zeit war, hat Friedrich der markgräflichen Hoheit den Kopf zurechtgesetzt, ihr die nötigen Wahrheiten gesagt und das alte Verhältnis hergestellt. Er hat seine Schwester niemals gering geschätzt, am allerwenigsten

Wilhelmine Markgräfin von Bayreuth
(geb. 3. Juli 1709, gest. 14. Oktober 1758)
Gemälde von Antoine Pesne im Kgl. Schlosse zu Berlin

Digitized by Google

Digitized by Google

wog er sie nach der äußeren Bedeutung ihrer Stellung; es war alles eine voreilige, lediglich voraussetzende Zurechtlegerei gewesen, die aus dem immer selben Punkt entsprang, woraus alle ihre Empfindlichkeiten, Argwöhne, Ehrgeize, ihr ganzes lebenslängliches Gefühl der Demütigung und des unheilbaren Unglücks kamen. Freilich hat Friedrich sie auch viel zu richtig übersehen, um sie allzu ernst zu nehmen, und eben darum ist es ihm leicht geworden, den Ton zu finden, der den beiden Geschwistern noch ein schönes Jahrzehnt der gegenseitig empfangenden Herzlichkeit zurückgebracht hat. Was ihn mit ihr verband, war die Gemeinsamkeit der Erinnerung an nicht leicht gewesene Jugend, die Dankbarkeit aus dieser Kinderzeit, wo er der geistig Jüngere war; es war auf seiner Seite auch insbesondere der Ersatz, den er in Wilhelmine besaß und in ihr suchte für das sonstige Fehlen einer kongenialen weiblichen Herzensnähe in seinem eigentümlichen, formell vermählten königlichen Junggesellenleben. Insofern ist die Schwester die weibliche Adresse gewesen, an die er seine geistvollen und scherzvollen, in der Anmut des Galanten sich vergnügenden brüderlichen Briefe richten konnte. Und ihm, nach einem schöneren, tieferen Bedürfnis, daß sich auch darin mit ihr zu verstehen die Gewißheit aufrecht hielt, ist sie mehr gewesen, das „Herz an seiner Seite", wie er sie in einem seiner französischen Gedichte nennt, die „seelische Zuflucht" seiner Gedanken, wo Friede und Aufrichtung winken". Was den Namen Wilhelminens von Bayreuth für immer verschönend, umglänzend erhoben hat, ist Friedrichs durchdauernde Liebe, sein seelischer Herzensbund mit ihr. Es sind nicht ihre (seit 1810 bekannt gewordenen) Memoiren, die sie in ihrer unglücklichsten, seelenverlassensten Zeit geschrieben hat und in denen sie unter das innere Maß ähnlich hinuntersteigt, als sie sich über das gleiche Maß in ihren Bayreuther Schöpfungen hinwegsetzt, die noch heute mit dem Eindruck des Disharmonischen dastehen, des nicht von den Wirklichkeiten Ausfüllbaren — die Akademie, die längst ein Privathaus geworden, das neue Schloß mit seinen langen Flügeln und dem kolossalen Festsaal, der Neubau am alten Schloß, der in ihrem Todesjahr begonnen ward, und am meisten das vor jenen noch erbaute Opernhaus mit seinem übergroßen Bühnenraum und den goldstrotzenden Logenreihen.

Wenn die geschichtliche Objektivität über den grundtüchtigen Friedrich Wilhelm I. erst vor einer Reihe von Jahrzehnten das gerechtere Urteil hat verbreiten können, so hat sie damit am meisten die Schilderungen Wilhelminens zurückdrängen müssen. Ihre von Halbhistorikern und namentlich auch von sentimentalen Jugendschriftstellern früher viel ausgeschlachteten Denkwürdigkeiten haben die ganze Schuld an dem Zwiespalt

Königin Sophie Dorothea von Preußen, die Mutter der Markgräfin Wilhelmine. Gemälde von Antoine Pesne im Schloß Sanssouci

mit den Kindern auf die Brutalität des Königs hinüber geschoben, während in Wirklichkeit weit mehr auf das Konto der Mutter entfällt. Wilhelminens Darstellung hat es verschleiert — weil sie es niemals begriffen hatte —, daß dieser König mit seiner rücksichtslos durchgreifenden, gesunden Sachlichkeit den preußischen Hof und Staat erst wieder nach dem Günstlings- und Faulenzerregiment unter Friedrich I. in Ordnung gebracht, aber daß er zeitlebens auch im gleichen Ziel seinen ehelichen Kampf im Schoße der Familie zu führen gehabt hat, um seine maßgebende Souveränität gegen die durchkreuzenden Anstiftereien der Königin Sophie

Denkmünze auf die Vermählung der Schwester Friedrichs des Großen. Nach einem Modell von P. P. Werner 1731 geschlagen (Aus dem Kgl. Münzkabinett in Berlin)

Dorothea zu bewahren. Hieraus versteht sich erst die Jugendtragödie der Kinder, deren Unreife nun einmal, wie immer, gläubiger zu der Mutter hielt und die sie ihr Bestes wollen sahen, wenn die hochmütige Hannoveranerin, der die englische Thronerhebung ihres Hauses so vieles mehr galt als das Preußen des frugalen Gatten, die Tochter und den heranwachsenden Kronprinzen gegen die bäuerliche Beschränktheit des Vaters einzunehmen wußte. Sie hat der jungen Wilhelmine wahrlich nichts Gutes getan, indem sie sie in die Träume von drei an ihrer Wiege prophezeiten Königskronen eingesponnen, und restlos hat sie für sie, gleichzeitig für Friedrich, Heiratspläne verfolgt, die bestimmt waren, sie selber in eine zentrale mütterliche Rolle hineinzuheben. So bedenkenlos, wie sie bereit gewesen wäre, ihr Kind dem König von Polen, dem verlebten „starken August" von Sachsen, in die lasterhaften Greisenarme zu legen, hat sie die meiste Hartnäckigkeit ihrer ränkevollen Betreibungen daran gesetzt, Wilhelmine auf den englischen Thron zu bringen durch eine Verheiratung mit dem häßlichen, liederlichen, in jeder Weise unangenehmen Prinzen von Wales, von dem sein eigener Vater nichts wissen wollte und der dann noch vor dem Regierungsantritt starb. Wegen dieser häuslichen Nebenpolitik, die ihn gefährdete und kompromittierte, hat Friedrich Wilhelm kurzen Prozeß gemacht und seine Älteste mit dem hohenzollernschen Erbprinzen von Bayreuth vermählt. Das ist die Katastrophe, die Wilhelmine nie verwunden hat, die ihre niedergeschriebenen Erinnerungen zu einer Anklageschrift von Anfang bis zu Ende macht, zumal dem Verständnis für ihren Vater, bei all ihrer sonstigen regsamen Gescheitheit, keine echte Natürlichkeit des Gefühls hat zur Hilfe kommen können. Während in ihrem Bruder Friedrich die männliche Entwicklung zu ihren höchsten Erfüllungen hindurchreift, ist Wilhelmine immer der Mutter allzu deutliche Erbin geblieben, obwohl Schöneres hinzukommt und der brennende Ehrgeiz genötigt wird, sich vom Hochpolitischen auf umzirkeltere Gebiete zu wenden.

Markgraf Friedrich von Bayreuth
Gemälde von Francesco Pavona im Neuen Schlosse zu Bayreuth

Sie hat auch Liebe in sich getragen, aber es ist ihr wenig vergönnt gewesen, sich zu der unbefangenen Herzlichkeit zu befreien, die am leichtesten überzeugt und die die Erwiderung und Treue an sich bindet. Ihr Gemahl, Erbprinz Friedrich, war ein gutartig durchschnittlicher, in seiner sorgenlosen Liebenswürdigkeit leicht zu habender Herr, den ihre Überlegenheit auch länger, als sie es vermocht hat,

Digitized by Google

Friederike Elisabeth, die Tochter der Markgräfin Wilhelmine, als Herzogin von Württemberg. Gemälde im Besitz von Frau Amtsgerichtsrat Seiler in Vilseck

in einer tiftelnden Titel- und Etikettenreiterei, die wohl den Großvater Friedrich I. beglückt hätte, der sie noch als Kind gesehen, aber die den Vater und den Bruder lachen macht, die Bayreuther Regierung durch die Ansprüche, die die mit den markgräflichen Zeremonialien nicht begnügte Landesfürstin für ihre gesonderte königliche Hoheit stellt, in eine Kette von diplomatischen Schwierigkeiten und Verlegenheiten stürzt. Sie äußert sich in ihrer ewigen Besorgtheit und Gekränktheit nach allen Seiten wegen des ihr gebührenden persönlichen Ansehens — eines der Dinge, die am schwersten durch Nötigung zu erzwingen sind —, in ihren dekorativen Maßstäben, die sie für unerläßlich hält, in der kaiserlich-königlichen Patenschaft, die sie für ihr Kind zusammenbringt, und nicht zum letzten in ihrer unerschütterlichen Französelei, die das, was bei dem königlichen Bruder eine doch immer nur geistige Eingewöhnung ist, in ihren umgebenden Verhältnissen zur Beleidigung und Farce macht. „Jeder Franzose, der in die Fremde geht, ist dort von Natur von Adel, gleichgültig, ob in Frankreich sein Vater ein Gastwirt oder Lakai gewesen ist."

Von der Art sind ihre Maximen,

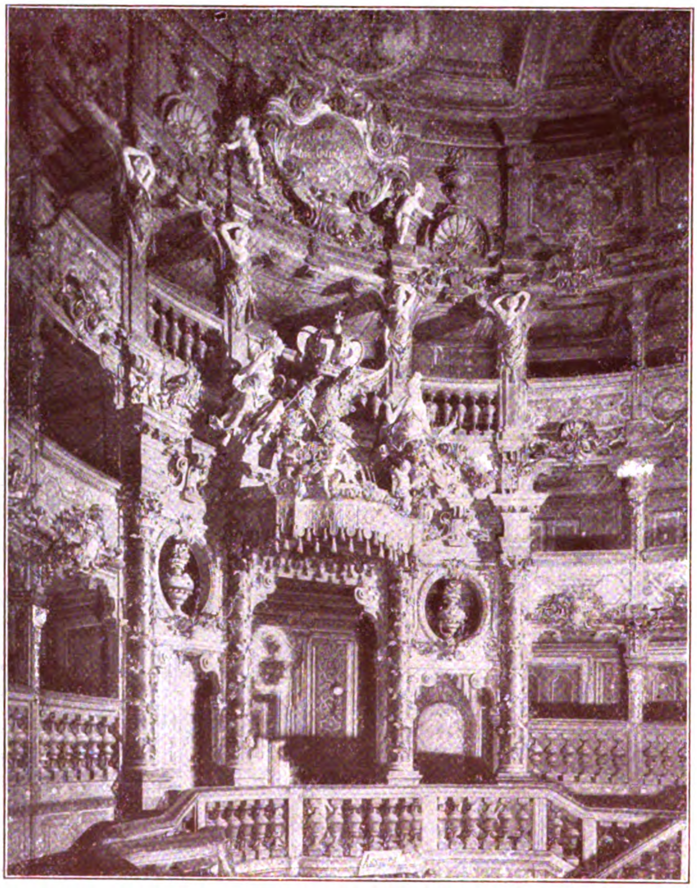
hätte formen können. Sie hat ihn nach der Hochzeit, trotz des bohrenden Gefühls ihrer Erniedrigung in eine falsche Stelle, so fraulich liebgewonnen, wie es die entdeckende Zärtlichkeit der unberührten Natur ergibt, und, wie sie einmal sagt, hat sie mit Leidenschaft seine Herzlichkeit gesucht. Aber diese Zeit der jungen Ehen ist vorübergegangen, ohne für sie das Hineinfinden in ihr „Schicksal" zu bringen. Es ist schon vielsagend, wie sie die Gutmütigkeit des Vaters, der davon zwar wenig erfreut war, aber ihr diese Entschädigung nicht verkümmern wollte, dafür ausgenutzt hat, um baldigst wieder einen langen Teil ihrer erbprinzlichen Zeit am Potsdamer Hofe mitzuleben. Dem ehelichen Verhältnis der Gatten ist die eigentliche, lebenskameradschaftliche Verwirklichung versagt geblieben, die Gattin des Markgrafen, die Mutter des einen Kindes — einer Tochter —, das ihnen geschenkt ward, bleibt so lange sie lebt, die unversöhnte Königstochter. Sie äußert sich

Bildnis der Markgräfin Wilhelmine
Gemälde eines Unbekannten im Neuen Schlosse zu Bayreuth

die dem deutschen Teil der Umgebung bald nichts Ungewohntes sind. Und diese eingeborenen Edelleute, markgräflichen Beamten und Geistlichen in dem altmodischen fränkischen Lande haben noch vollends das Unglück, Süddeutsche zu sein.

Dies „Viehvolk" — wie die Memoiren der Landesmutter bei Schilderung ihres ersten erbprinzlichen Einzugs die zum Empfang Erschienenen erinnerungsgetreu benennen — hat nicht einmal eine Ahnung von der Unmöglichkeit des Dialektes, worin es zu ihr reden will. Sie karikiert die einheimische Ritterschaft und Bevölkerung, wenn sie ihr zu huldigen versuchen, und sie ist die ewig sich Beklagende, daß ihr nicht Ehre und Liebe genug geschieht.

An dem Tage, da sie durch den Tod des Schwiegervaters (1735) die regierende Markgräfin wird, beginnt sie den Kampf gegen die Kulturlosigkeit dieses Landes, in dessen Wildnisse die Strahlen der französischen Sonne bisher nicht zu dringen vermocht haben, und wo ungezählte Reitzensteins und Gravenreuths in Bärten und Röcken, wie aus den Zeiten Gustav Adolfs, gehen. Entschlossen richtet sie, eines nach dem andern, französische Komödie, italienische Oper, italienisches Ballett am Hofe ein, durch reiche Besoldungen wird eine Anzahl gefeierter Darsteller, Sänger, Tänzer und Ballerinen dazu gebracht, Versailles oder Paris mit dem Städtchen unter dem Fichtelgebirge zu vertauschen — Namen von europäischem Klang, die noch bis heute die Fachgeschichte dieser Künste aufzählt. Sie brauchten sich kaum im Exil zu fühlen oder doch jedenfalls nicht so sehr, wie es der Markgräfin Los trotz ihnen blieb. Sie bildeten eine dichte Kolonie, erfreuten sich guten Lebens und hatten um die Zahlung ihrer Bezüge keine Not, wenn auch die der einheimischen Beamten manchesmal um Monate aussetzen mußte. Entsprechend zu ihnen ward der „Dienst" an Haupt und Gliedern reformiert. Oberhofmeister ward ein echter Marquis, den man auf dem diplomatischen Agentenweg in Versailles gefunden und der somit keinen geringeren Geburtstitel wie sein deutscher Gebieter führte, Obermusikdirektor ein Graf Mirabeau, ein weiterer französischer Edelmann Intendant der Schauspiele und der Bauten; Baumeister, Dekorationsmaler, Stuckateure, Tapetenkleber, Bratenmeister, Köche, Gärtner, Haarkünstler, Zofen waren gleichfalls Franzosen soweit nicht Italiener, die schon in Paris ihr Glück gemacht. Von den verschiedenen Bayreuther Architekten seien nur Saintpierre und Gontard hier genannt, von denen der letztere nach Wilhelminens Tode zu Friedrich dem Großen nach Preußen ging, wo er die Communs des Neuen Palais, das Marmorpalais, und auch in Berlin verschiedenes Bekannte gebaut hat. Den beiden Genannten ist auch die Mitwirkung bei den Veränderungen der Eremitage zugefallen, die von dem Markgrafen Friedrich nach seinem Regierungsantritt



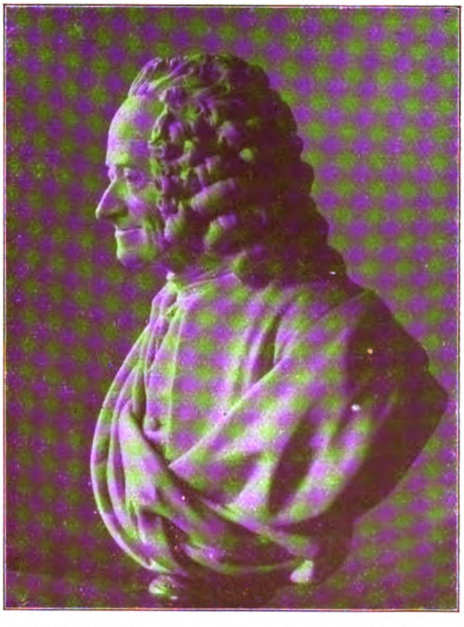
Fürstenloge im Opernhaus zu Bayreuth
Die Innenausstattung des Hauses von Giuseppe Galli-Bibiena

Digitized by Google

Konzert am Markgräflichen Hofe zu Bayreuth. Gemälde auf einer Tischplatte aus dem Besitz Friedrichs des Großen im Hohenzollernmuseum zu Berlin. Die Markgräfin sitzt am F ügel, ihr Gemahl bläst die Flöte. Die drei Hofdamen zur Rechten der Markgräfin sind die beiden Fräulein von der Marwitz, Wilhelmine Dorothea und Albertine, und Johanne Friederike Sophie, Freiin von Hutten

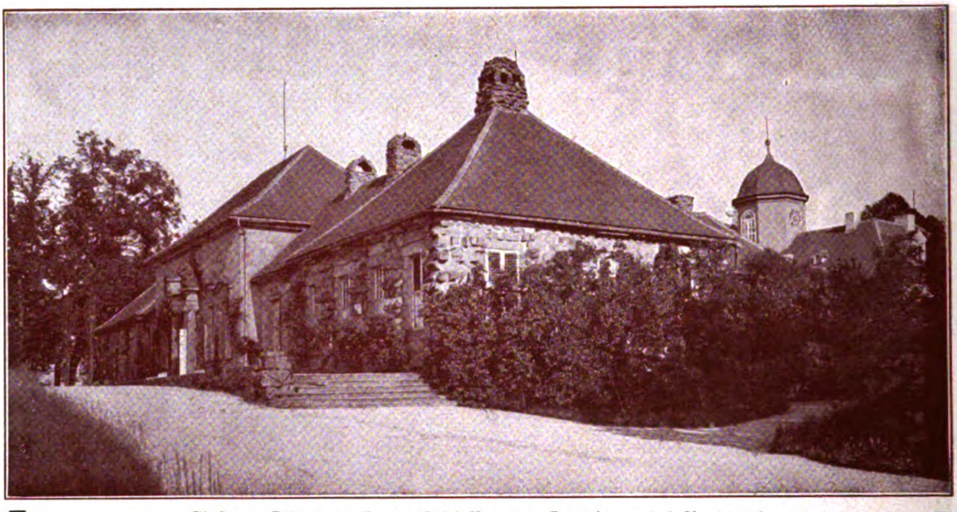
seiner Gemahlin persönlich geschenkt worden war.

Im Jahre 1715 hatte der zweite Vorgänger des Markgrafen in dem waldigen Hügelgelände ein Jagdschlößchen erbauen lassen. Mit ihm ward, nach einer vornehmen Modeschrulle der Zeit, eine Einsiedelei verbunden, worauf sich der Name des Schlosses bezieht. Acht Eremitenhäuschen versteckten sich im Grün, für den Landesvater und seine vertrauteren Herren vom Hof, worin sie beschaulich im stilgerechten Pilgeranzug von den Regierungslasten sich erholten. Das Glöckchen dieser seltsamen protestantischen Eremiten klang freilich nicht immer bloß für die frommen Horen, es rief auch einmal angenehme Gesellschaft herbei, und später bei baulichen Erneuerungen hat man die Einsiedeleien vollends recht tröstlich eingerichtet. So hatte z. B. Wilhelminens Gemahl in der seinen ein kleines Bad, ein Miniaturgegenstück zu den beliebten Marmorbädern im stillen hochfürstlichen Park (Schwetzingen, Kassel u. a. O.), und in der Auszierung sollten auch hier nicht die geliebten Mythologien mit den eleganten Rokoko-Dienengliedern fehlen. Schon im Park der älteren Eremitage gab es Parnaß und Musenhügel mit begleitenden Wasserkünsten, doch zum ehrlich größeren Vergnügen auch noch die alten Bärenhäuterwitze, daß man besuchende Damen in künstliche, kühle Grotten verlockte, wo dann der dünne durchlöcherte Boden, der über einen versteckten Wasserbehälter gelegt war, unversehens nachgab und die reifröckigen Schönen mit Spritzfontänen von der umgekehrten Seite duschte.



Büste Voltaires. Von Jean Antoine Houdon

Wilhelminens Umgestaltungen haben



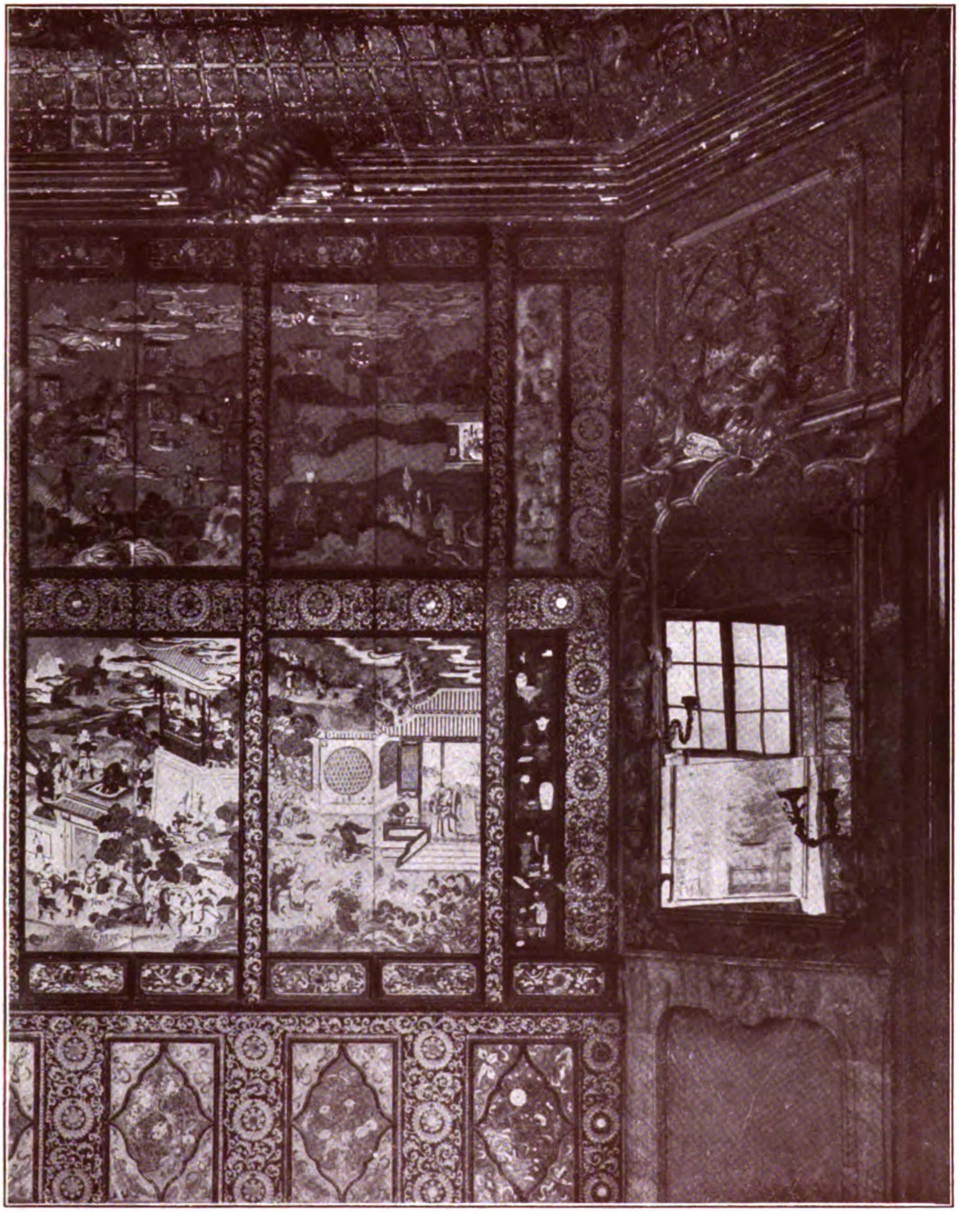
Außenansicht des oberen Schlosses der Eremitage bei Bayreuth

aus der Eremitage und den von ihr hinzugekauften Grundstücken das bayreuthische Versailles gemacht. Nur daß sie nicht über eine freie geometrische Ebene verfügen konnte und an die Wechsel des Hügelgeländes gebunden blieb. Die Anmut der Eremitage mit ihren Rasen, Alleen, Baumgruppen, Gebäuden und von Skulpturen umstandenen Bassins erhält hierdurch ihre Besonderheit, die sie von den sonstigen, Ludwig XIV. nachgeahmten Anlagen, die durchweg in der Fläche liegen, unterscheidet. Zwischen diesen Anlagen betätigte sie sich mit Ruinen im römisch-italienischen Stil, als einer der üblichsten Weisen, wie dem klassischen Altertum gehuldigt ward. Homer und Sokrates erhielten ihre Denkmäler gesetzt, Vergils vermeintliches Grab am Posilipp ward durch ein ähnliches Gemäuer nachgebildet, und in die verborgenen kleinen Zimmer einer jener künstlichen Ruinen verlegte die Markgräfin ihre Einsiedelei, wo die Reliefs Descartes', Leibniz', Voltaires, Maupertuis' und der übrigen in damaligen Nennungen beliebten Philosophen sie umgaben. Heute sind die Geistesplakate heruntergeblättert, und durch die nun wirklich in moosige Trümmer zersprengte Ruine ist mitten hindurch ein hoher Baum gewachsen.

Das einzige noch erhaltene Eremitenhäuschen im Park der Eremitage

Zunächst hat die Markgräfin das ältere Jagdschlößchen vergrößern lassen. Hier in den noch nicht sonderlich prunkenden, noch mehr naiven Zimmern trug sie die Dinge zusammen, die sie am meisten wert hielt und liebte. Darunter die chinesische Zimmertäfelung, die ihr ihr königlicher Bruder als kostspielige Rarität geschenkt hatte, sodann aber namentlich die zahllosen und weit ausgedehnten, künstlerisch allerdings desto minderen Bildnisse ihrer großen Verwandtschaft. Plafondmalereien erzählen die mehr oder minder bekannten Tugendhandlungen aus dem griechischen

Digitized by Google



Ecke aus dem chinesischen Kabinett im Oberen Schloß der Eremitage bei Bayreuth
Die echt chinesische Wandbekleidung ist ein Geschenk Friedrichs des Großen an seine Schwester

und römischen Altertum, und zu diesen hochlehrhaften Themen gesellen sich in den musikalischen und in den markgräflichen Zimmern die zum Teil schon besseren Porträts von lebenden schönen Damen, von deren einer, dem Fräulein von Marwitz, nachher noch zu sprechen ist. Auch in die eigenen Bildnisse der zierlich gewachsenen Markgräfin lesen wir uns hinein, das kapriziöse Gesicht mit der hohen Stirn und den großen blauen Augen.

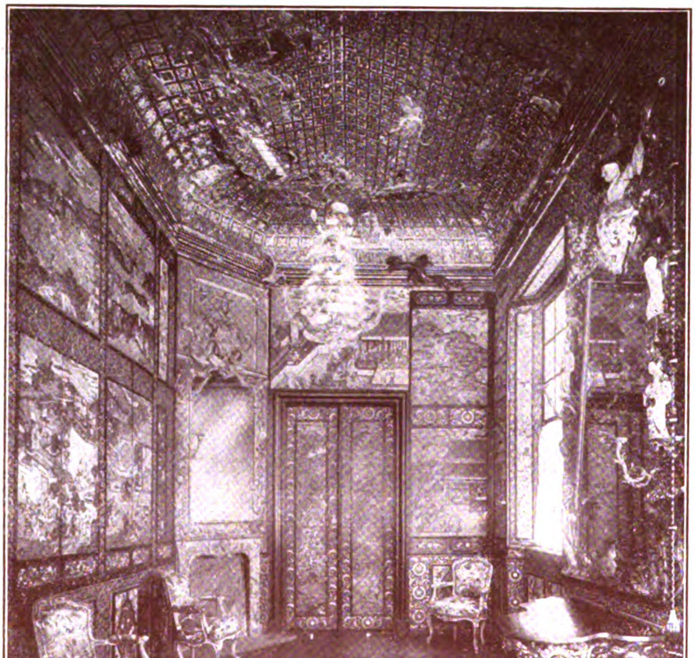
Sehr viel mehr auf Bedeutung ausgedacht ist das jüngere Schlößchen der Eremitage, welches Wilhelmine im Jahre 1749 etwas unterhalb des alten, doch so, daß sie gegeneinander durch das Grün verdeckt bleiben, hat beginnen lassen. Niemals ist die Baukunst unbesinnlicher zur Darstellung eines allegorischen Gedankens verwendet worden. Phöbus bewohnt diese neue Eremitage zusammen mit dem Markgrafenpaar. Dem Musen-

Digitized by Google

und Lichtgott widmet sich der schlanke Tempel, der die Mitte bildet, eine in blendendem Marmor, Kristall und Vergoldung verschwenderisch ausgeführte, überkuppelte Rotunde. An ihn schließen sich, mit kleinem Zwischenraum, die beiden Wohnflügel, in bogiger Front mit kolonnadenhaft vorgelegten Säulen. Der Eindruck des Gedanklichen, gelehrsam Verkünstelten vermehrt sich durch die 43 antiken Kaiserköpfe, die über den Säulengebälken stehen, auf andere Art durch die mineralogischen Spitzigkeiten, die in den nassen Bewurf der Säulen hineingedrückt worden sind. Auch im Innern der beiden Flügel hat der Geist nicht geruht, für jeden Raum eine neue Idee im schmückenden und prunkenden Wechsel zu ersinnen. Japanische Wandmalereien auf Leder, seidengewobene damastene Wandbezüge, handgemalte, geblümte Stofftapeten — ein zu jener Zeit blühender Geschäftszweig in Paris, auf den sich unter andern auch der vielseitige Casanova mit jungen Lohnarbeiterinnen stürzte —, dann wieder ein großes Zimmer, von oben bis unten mit einer Sammlung von Kupferstichen dichtaneinander ausgeklebt; plötzlich zwischen den Zimmern mit den feinsten und kostbarsten Möbeln eins, das mit gemalten Wegen und Gittern, mit Springbrunnennischen und Gipsbäumen durchaus die Täuschung geben will, man befinde sich im Garten, und anderes mehr.

Bildnis des Ministers Grafen Friedrich Ellrodt

„Wo nehmt ihr zu allem nur das Geld her?" — Der Staatsminister von Ellrodt hat es zu beschaffen gewußt. Man würde nach Wilhelminens Denkwürdigkeiten niemals ahnen, was dieser Name jahrzehntelang in Bayreuth und für sie bedeutet hat, und es ist uns sehr vielsagend: dieses eilige Hinweggleiten ihrer sonst so ausführlichen Erzählungen über seine Nennung. Ein Mann von bürgerlicher Herkunft, in der Lebensschule des Pfarrhauses aufgewachsen, die den Höfen des absolutistischen Jahrhunderts so bemerkenswert viele kluge und menschenkundige Karrieremacher stellt, hat er sich vom Pagenerzieher zum Kabinettssekretär, von diesem zum ersten Minister aufgeschwungen, und durch Maria Theresia, die ihre besondere Sorgfalt den antipreußischen Regungen an diesem Hohenzollernhofe widmete, hat er seine fortgesetzten Standeserhöhungen erfahren, die ihn zuletzt zum Reichsgrafen gemacht. Absolut unwählerisch in Mitteln und Grundsätzen, hat Ellrodt unablässig neue Finanzquellen auszusinnen und herauszudrücken



Aus dem Chinesischen Zimmer im Oberen Schloß der Eremitage

Aus dem Musikzimmer im Oberen Schloß der Eremitage
bei Bayreuth

Digitized by Google

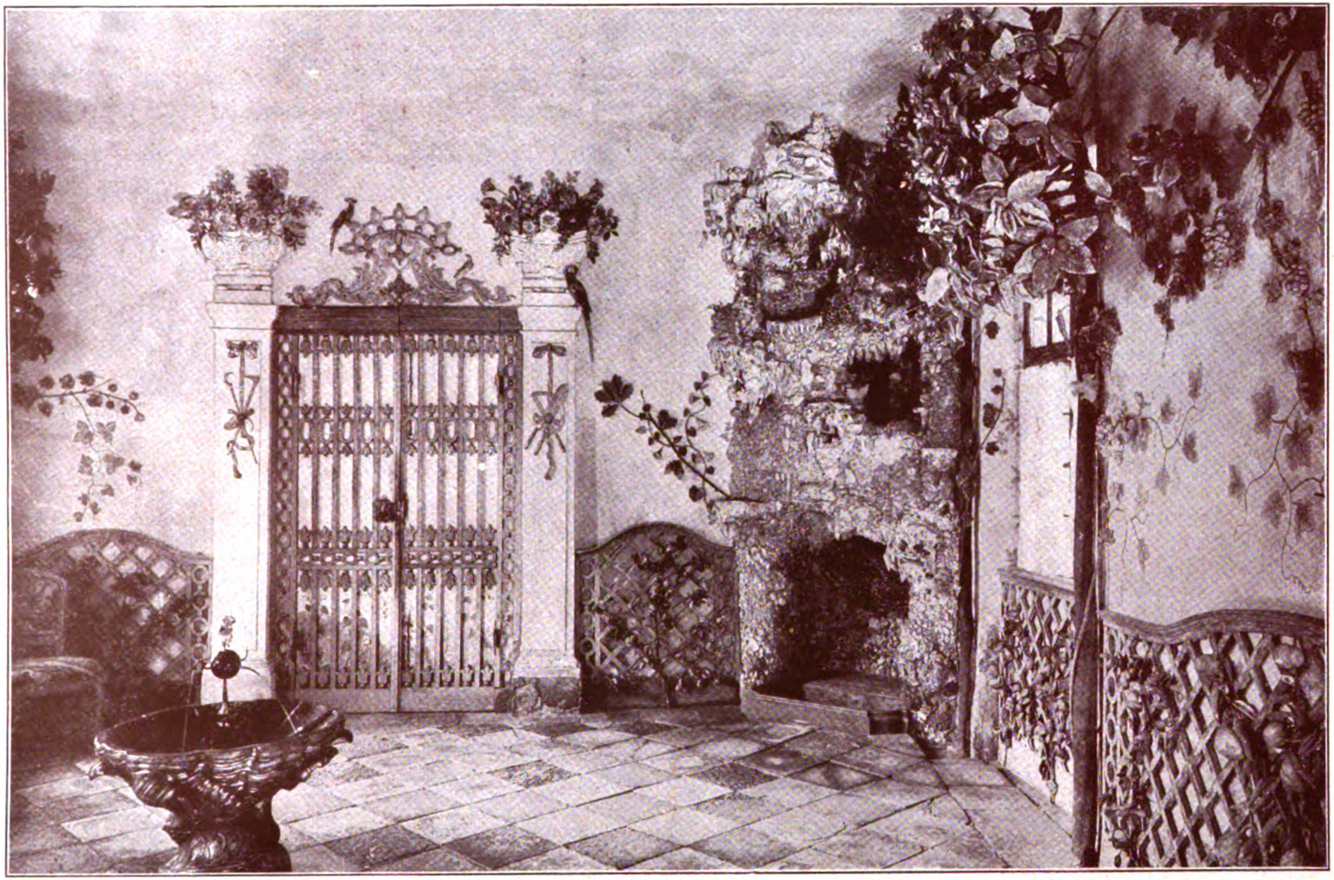
Digitized by Google

Angebliches Bildnis des Fräulein Dorothea von der Marwitz

verstanden, reichlich genug für das, was der Hof verlangte, und noch reichlich genug für ihn selber, der, als er Reichsgraf wurde, auch den geziemenden Güterbesitz sein eigen nannte. Mit den berühmtesten Anlagen, wie der Isola Bella im Langen See, hat man sein Schloß Drossenfeld am Roten Main mit seinen Orangerien und Blumenterrassen verglichen. Schonungslos hat der Allmächtige, Unentbehrliche die Steuerpressen angezogen, den Offizieren und Beamten das Gehalt gekürzt, Anleihen über Anleihen bei den bösesten Wucherern aufgenommen. Und dennoch haben die Bauern des kleinen Landes, die letzten Endes für alles herhalten mußten und an denen sich obendrein noch wieder die geschädigten, soldlosen Rentmeister zu erholen suchten, alles hingenommen, ohne daß die Liebe zu ihrem Markgrafen vernichtet ward. Sie waren's seit Jahrhunderten gewöhnt, für Mißhandlung und Plackerei geboren zu sein, und sie wußten Friedrich persönlich als einen leutseligen und jovialen Herrn zu schätzen. Er ist der populärste, beweinteste der aussterbenden Bayreuther Markgrafen gewesen, obwohl nach ihm ein rechtlich und sittlich höherstehender Nachfolger, sein Oheim, kam. Auch die unverkümmerbare Naivität solcher Gefühlsgänge ist ein Zug, der in das geschichtlich-psychologische Bild des Volkes und seiner Beurteilungsweisen gehört.

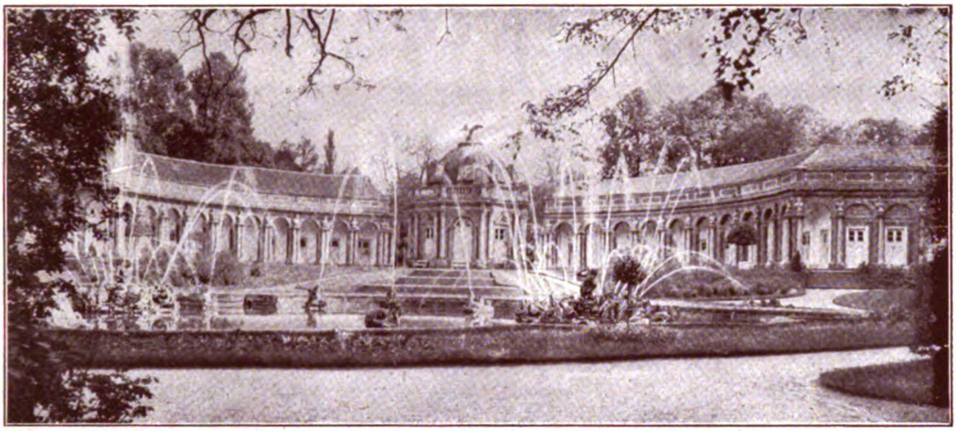
Die innere Vollendung der Flügel des Phöbusbaues hat Wilhelmine nicht mehr erlebt, ein Teil der Zimmerausstattungen führt uns stilistisch schon an das Ende des Jahr-

Wand im Schreibzimmer der Markgräfin im Oberen Schloß der Eremitage



Sogenanntes Gartenzimmer in der unteren Schloßanlage (Orangerie) der Eremitage bei Bayreuth

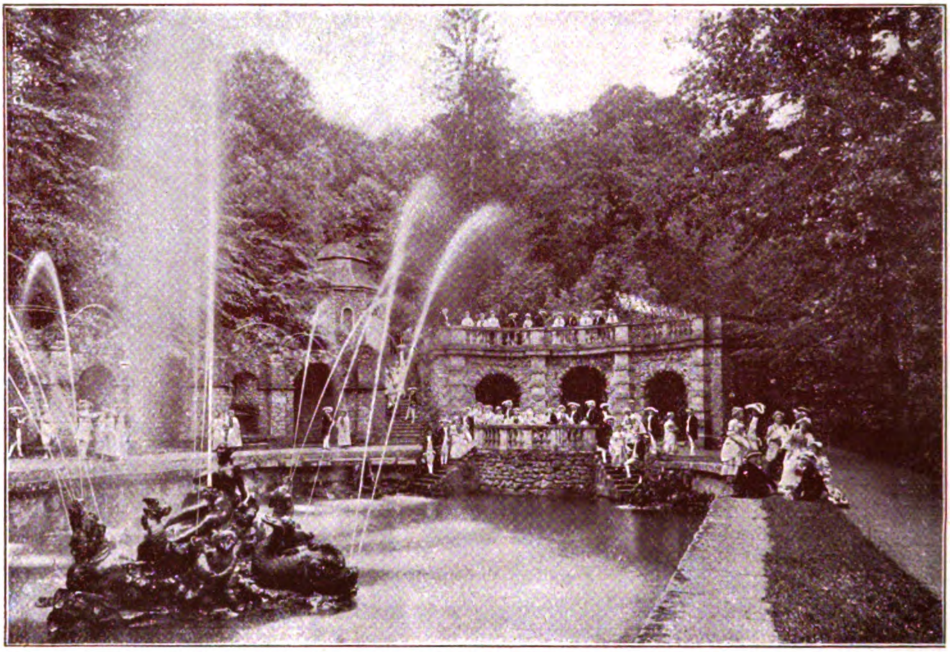
Digitized by Google



Untere Schloßanlage (Orangerie) und Sonnentempel mit den Wasserkünsten des oberen Beckens

hunderts. Nicht hier, sondern in dem älteren Schlößchen hat sie ihre meiste Zeit verlebt, die sie hier draußen vor Bayreuth zubrachte: in diesem Asyl ihrer Stimmungen, ihres Nachsinnens und Aussinnens und ihres persönlichsten Geschmackes, der zwar weniger ein gefühlsmäßiger, natürlicher, als vom Wissen und Bildungsstolz geleitet war. Hier auch, in einem kleinen, braungefirnißten, mit chinesischen Malereien verzierten, späterhin durch die Wandbekleidung mit Spiegelscherben so arg verunstalteten Eckzimmer hat die Markgräfin ihre Memoiren abgefaßt, das Sammelbuch all der Mißhandlungen, Enttäuschungen, Verkennungen, die sie erfahren hat, der ganzen Verkettung von Übeln, wie sie ihr Leben nennt, des Versuchens, sich von diesem Seelendruck nicht so sehr als Philosophin, obwohl sie es manchmal so nennt, als durch eine biographisch-historisch ironische Selbstentschädigung zu befreien. In ihrer leidvollsten, einsamsten Zeit hat sie sie niedergeschrieben, in jener, da sie auch den bewunderten Bruder mit in ihre Anklagen und Indiskretionen, die sie heimlich zu Papier bringt, zieht. Das Schmerzlichste mit, was sie betroffen hat, ist die Untreue der älteren der beiden Fräulein von Marwitz, die sie als die Nichten ihrer preußischen Hofmeisterin mit nach Bayreuth genommen hatte. Keine übliche Mätressenaffäre ohne weitere Psychologie, son-

Der Sonnentempel. Erbaut von Joseph Saintpierre

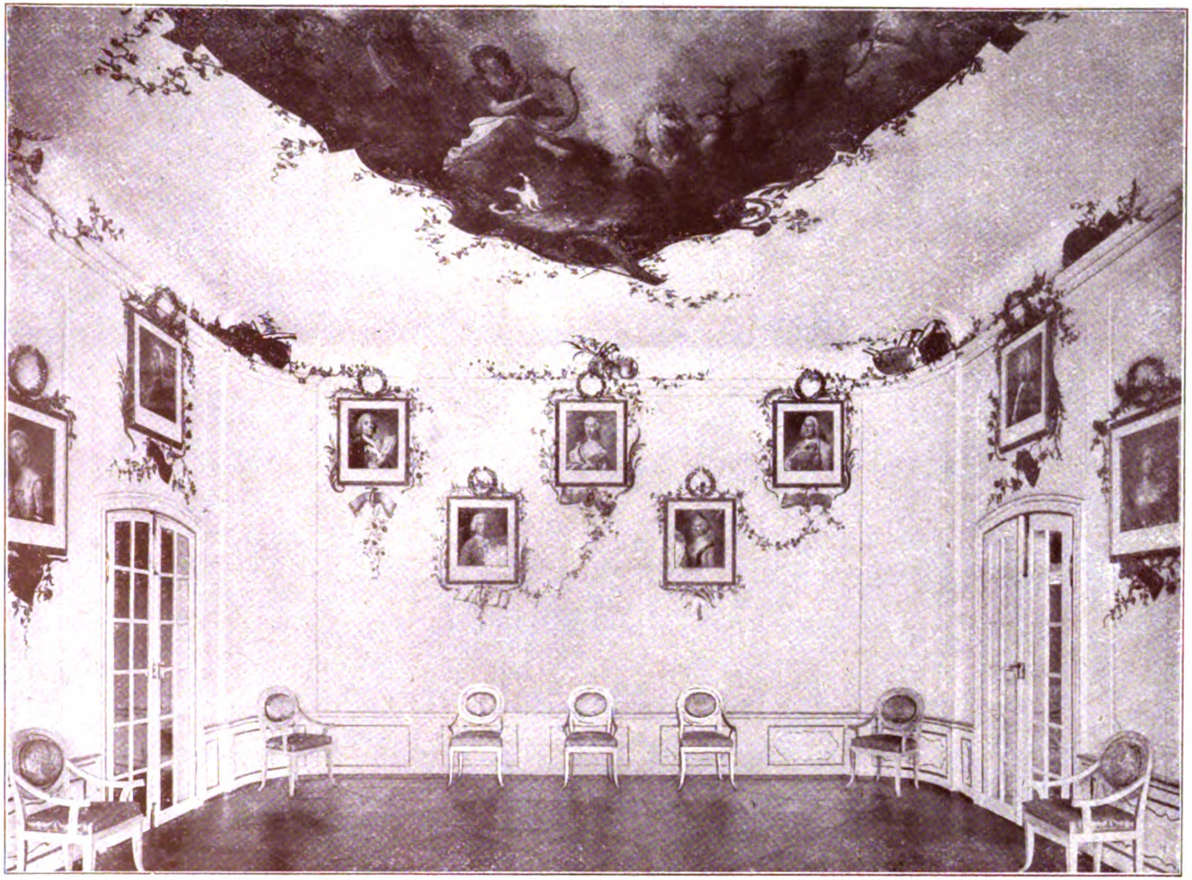


Kostümfest am unteren Bassin der Wasserkünste im Park der Eremitage

dern ein höfischer Kleinroman mit sich trübender Entwicklung. Markgraf Friedrich, der ja längst hätte geltend machen können, daß für einen richtig eingestellten französischen Hofhalt doch vor allem auch eine beglaubigte fürstliche Geliebte unerläßlich sei, hat sich, gemessen an seinen Standesgenossen, noch bemerkenswert ordentlich als Ehemann gehalten. Und auch bei Dorothea von Marwitz finden wir die natürlichen Stadien der weiblichen Ehre, des Widerstand leistenden Gewissens, und noch nach dem Sündenfall werden von ihrer sich schämenden Reue Abbitten und Sühneversuche gemacht. Zwei nicht schlechte, nur in keiner Weise gefestigte Menschen, die beide die Markgräfin eigentlich am meisten lieben und ihr einen bewundernden Respekt widmen, finden sich um sie herum zusammen, und in wachsender Vertraulichkeit entziehen sie sich der Atmosphäre unbesiegbarer Verdrießlichkeit, die die Herrin des Hofes nun einmal umgibt. Will man diesen Verfehlungen Milderndes zugestehen, so liegt es auch darin, daß das Bündnis der beiden, an sich sonst oberflächlichen Naturen jahrzehntelang angedauert und daß es längere, endgültig gemeinte Trennungen überstanden hat. Daß es aber gerade das norddeutsche Mädchen gewesen ist, das der Markgräfin dies angetan, das hat das Selbstgefühl der Preußin auf die schwersten Proben mit gestellt.

Naturtheater im Park der Eremitage

Digitized by Google



In dem Deckengemälde zu Füßen Apollos Wilhelminens Hündchen Folichon

Die an den Wänden sichtbaren Pastellgemälde sind Bildnisse von Kräften der Markgräflichen Oper, sie stellen dar an der linken Seitenwand: Mad. Denise Lebrun und einen Unbekannten; an der Mittelwand oben: Giacomo Zaghini, Mad. Cellerina, Stefanio Leonardi; unten: einen unbekannten Komiker und Mad. Froment; an der rechten Seitenwand: Merval und eine Unbekannte

Musiksaal im Neuen Schlosse zu Bayreuth

Digitized by Google

Nur einer hat Wilhelminene nicht enttäuscht, — Voltaire. Ob auch ihr Franzosenkult durchaus bei allen ihr den Nimbus gab, den sie damit am glanzvollsten erzwingen wollte, und der Ehrliebendste der Bayreuther älteren Prinzen — der spätere Nachfolger — den Hof mit der unverhehlten Absage verließ, daß es ihm mit diesen französischen „schmarotzenden Nimmersatts und der windbeuteligen Schöngeisterei" längst zuviel geworden sei, hierin ging sie ihren beharrlichen Weg und hat noch einen durch nichts verkürzten Triumph gefunden. Nachdem das Verhältnis Voltaires zu Friedrich so kläglich für jenen zerbrochen, geht hier die Nachfolge auf, womit nun an die Stelle des ausscheidenden Königs von Sanssouci seine Schwester tritt. Welche plauderlustigen Briefe, kleine Kabinettsstücke ihrer gewandten, freudigen Bemühung, hat sie an den Mann des Jahrhunderts von dem Schreibtisch im braunen Zimmer gerichtet, und mit welcher wohltuenden Gedächtnistreue schreibt er ihr zurück! Wie unvergeßlich ihm das Lustspiel ist, worin er im Bayreuther Schlosse mitgespielt, wie glücklich er in der Nähe Ihrer Königlichen Hoheit war, voll Bewunderung ihrer Talente und ihrer bezaubernden Umgangskunst!

Das sind Zitate von 1757, aus dem vorletzten Lebensjahre der seit längerer Zeit schon leidenden Fürstin. Und wenn wir uns heute die Vergöttlichung des lebenden Voltaire vorstellen, so überkommt uns ein gönnendes Frohgefühl für die leidensreiche Königstochter, daß wenigstens er, der „Einzigst-Alleinige der Geister", den man die „Zukunft des Menschengeschlechtes" hieß, so restlos ihr alles dargeboten hat, um was sie gegen den Bayreuther Grobianismus ihr Leben lang gekämpft: von der Altesse Royale bis zu der Umhuldigung ihrer geistvoll graziösen Weiblichkeit.

Kennen wir ihre Menschlichkeit wirklich, wenn wir neben Teilen ihres Briefwechsels hauptsächlich nur ihre Denkwürdigkeiten kennen? Sie hat vieles einseitig verzeichnet und hat vielen unrecht getan. Wir aber denken doch an das schmerzliche Aufzucken Friedrichs des Großen, als er in einer der schlimmsten Lagen des Siebenjährigen Krieges die Nachricht von ihrem Tode erhielt: „Großer Gott! Meine Schwester von Bayreuth!" Aber es liegt auch wie ein Verhängnis über ihr, und es wären doch nur kurze Befristungen gewesen, wenn sie am gleichen Orte und mit den gleichen Begabungen Gesunderes, Glücklicheres hätte vollbringen können: einen Erben, durch den dann ein tüchtiges Bayreuth hätte erblühen können, hat sie nicht gehabt. — Wilhelminens einziger Tochter ist kein besseres Glück vergönnt gewesen, als ihr. Nach frühzerrissener württembergischer Ehe ist sie an den elterlichen Hof zurückgekehrt. Das ganze nachgebliebene Zeugnis auch von ihrer Existenz ist eine Schöpfung in der Art der Eremitage, — es ist die nach der anderen, westlichen Seite von Bayreuth hinaus gelegene Fantaisie, deren reizvoller Verwendung im ‚Siebenkäs' Jean Pauls die Leser dieses kostbaren Buches gedenken.

Vergangenheit, geschichtliche Abgeschnittenheit bleibt der Charakter der Erinnerung an die hohenzollernsche Königstochter und vollendet die Tragik, die in ihrer nervösen Selbstbehauptung ist. Und so besucht man auch ihre Eremitage am besten im verblühenden Herbst, der um die Gedanken weht, wenn unter den fallenden Blättern die Einsiedeleien und die Kunstruinen stehen, in den leeren Wasserbecken das raschelnde Laub sich schichtet und wenn das Oktoberrot der Alleen über den gilbenden Rasen dem Tempel des Phöbus und dem ganzen buntscheckigen Spielwerk die sinnend ausgleichende Stimmung des Gewesenen bringt.

Schloß Fantaisie vom Garten aus

Digitized by Google

Anna Kaulen

Erzählung von Ernst Zahn

Die Torgasse in meiner vielliebeu Stadt St. Felix ist so recht ein Bild dafür, wie die Wellen der neuen Zeit gegen die alten Gassen anschlagen und sie allmählich überfluten; denn auf der einen Seite des abgetretenen Straßenpflasters stehen nun schon in Reih und Glied hohe, palastähnliche Bauten, wie die Gegenwart sie liebt, während am jenseitigen Fußsteig alte, gemütliche Riegelhäuser sich eines ans andere lehnen, als hätten sie sich an der Hand gefaßt und beschlossen: Laßt uns nur zusammenhalten, dann kriegt man uns nicht unter. Welch ein Unterschied in diesen beiden Häuserreihen!

Die Paläste da drüben drehen dem Gäßlein den Rücken, halten ihre stolzen Gesichter nach der vornehmeren Rämistraße hinaus und gebärden sich recht wie hochmütige Vettern, die die armen Verwandten nicht kennen wollen. Die alten Gebäude aber, obwohl sie nicht über die hohen Nachbarn hinauszuschauen vermögen, haben in ihrem Äußeren etwas von stillem Spott, als stießen sie einander an: seht, die Prahlhanse!

So regelmäßig und stattlichsteif die Neubauten dastehen, so eigenwillig sind die alten Häuser. Eines reckt sich auf, das andere duckt sich, eines streckt fast unterm grauen Dach ein Erkerlein in die Luft hinaus, und ein anderes zeigt in seiner steilen Wand hoch oben lange Fensterreihen wie die Bauernhütten, die recht viel Sonne in ihre Stuben fangen wollen. Ein Gebäude unter ihnen hat eine besondere Störrischheit. Es steht sozusagen in der Luft oder läßt, wie ein großgewachsener Vater seine Buben zwischen den Beinen durchschlüpfen macht, unter sich die altmodischen Menschen durchgehen, die noch durch dieses Quartier ihren Weg nehmen. Neben diesem eigenwilligen Hause drängt sich im Rechteck ein kleines, graues Gemäuer frech oder unbeholfen in den Fußsteig hinaus, so daß dieser zu einem schmalen Riemlein wird. Auf dem Eckplatz, den das kleine Haus mit dem größeren bildet, haben wir als Knaben gespielt.

Früher! Lang — lang ist's her!

Damals klopfte und lötete in dem kleinen Werkstatthaus der jahrrüstige Spenglermeister Christian Lobesam Stünzi, und wenn wir Buben nicht auf Spiele oder Streiche aus waren, so lehnte wohl der eine oder andere in der rußigen Tür und schaute dem fleißigen Handwerker zu, wie er kunstvoll die Bleche hämmerte, den Kolben handhabte und wie aus der Lötlampe zischend die Feuerzunge hervorschoß.

Der Meister Christian Lobesam Stünzi war ein Mann in den Vierzigern, mittelgroß, mit einem schönen, braunen Bart und ebensolchem vollen Haupthaar. Was mir aber besonders an ihm auffiel, das waren eine fast mädchenhaft feine und rosige Hautfarbe und braune, gütige Augen. Er war in der Tat auch ein wohlwollender Mann. Ich hörte ihn nie schelten oder etwa im Zorn zwischen uns Schreier fahren, wenn wir zu sehr lärmten. Vielmehr trage ich in Erinnerung, wie er sich eines armen Knaben aus unserer Gasse annahm, der schon lange mutterlos gewesen und nun auch noch den Vater verlor. Er nahm ihn Sonntags mit auf Fußwanderungen oder auf den See, auf dem er gern ruderte, und lehrte ihn die Natur lieben und zeichnen; denn er war selbst ein Freund aller Schönheit und ein halber Künstler. Karl, der Waisenknabe, lief ihm bald nach wie ein Hündlein.

Was jenen Knaben indessen an dem Meister so angezogen haben mochte, das ergründete ich erst viel später, wie mir auch erst lange nachher die Schicksale der Menschen nahe traten, die damals schon in Stünzis Leben standen und die ich dann und wann meinen wie seinen Weg kreuzen sah.

Da war seine lange, hagere und blasse Frau, Berta mit Namen, deren Gesicht ich einmal so schreckhaft bleich und hager durch die Scheiben ihres Wohnzimmers in die Straße schauen sah, daß es mich noch jetzt kalt überläuft, wenn ich daran denke.

Da war auch Anna Iwanowna Kaulen.

Wir Buben sahen sie mit neugierigen, dann mit gleichgültigen und endlich mit ärgerlichen Augen an. Sie war so ganz anders als alles, was wir je gewohnt gewesen. Sie trug ihr schwarzes Haar nach Art der Männer des Cinquecento kurz geschnitten. Ihr Gesicht war bleich und hatte scharfe Züge. Sie zuckten oft in nervöser Unruhe, und die dunkeln Augen, die weder groß noch schön waren, hatten einen kühl überlegenen Ausdruck. Aber das alles gewahrte ich auch erst später. Zu Anfang wußte ich mit den Kameraden genau nur, daß Anna Kaulen eine Studentin, eine Russin, Polin oder dergleichen war und mit ihren Büchern pünktlich im Stünzischen Haus aus und ein ging. Wir zogen anfangs die Kappe vor ihr; denn man hatte uns Bürgerssöhne Höflichkeit gelehrt. Da sie aber ihr feines Näschen so hoch in die Luft hob, als seien wir nicht viel mehr als die Pflastersteine, auf die sie den kleinen Fuß setzte, und unsern Gruß niemals erwiderte, so verging uns bald die Höflichkeit wieder. Ja, wir entblödeten uns nicht, der dornigen Mamsell manchmal ein rechtes Gassenbubenwort nachzurufen.

Digitized by Google

Endlich gehörte zu Christian Lobesams Umgebung noch seine kleine Tochter Doret oder Dorothea, die jetzt, da ich erzähle, meine liebe Hausfrau ist und über die, wie über mich, seither dreißig Jahre hingegangen sind. Damals war Doret etwa zwölf Jahre alt und ich, von dem in dieser Geschichte herzlich wenig zu sagen ist, fünfzehn. Doret hing das schwarzbraune Haar lang und kraus über den Rücken, so köstlich schönes Haar, daß es einem recht in den Fingern zuckte, einmal und bald wieder hinein zu fahren. Auch das Kind hatte ein weißes Gesicht wie ihre Hausgenossin, die Anna, aber die Züge der Doret waren von heimischer und heimeliger Art, und die Augen standen darin pflaumenblau und voll eines lieben, warmen Lichtes. Ich darf wohl sagen, daß die kleine Doret ihres Vaters Sonnenschein gewesen ist, wie sie der meine geworden, aber damit will ich zum letztenmal von mir gesprochen haben und das zu berichten beginnen, was ich aus meiner Hausfrau Erzählung weiß.

— — — — — — — — — — — — — — — —

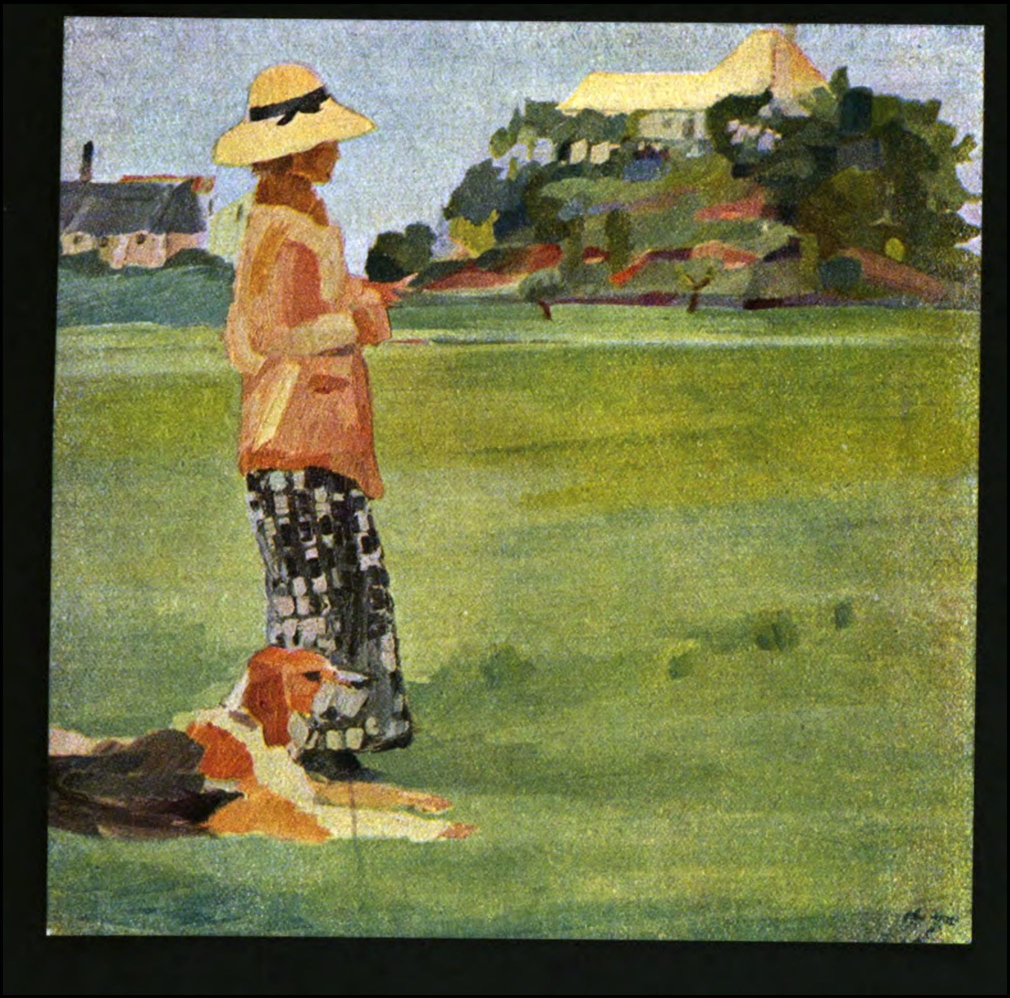
Christian Lobesam Stünzis Frau war krank. Ein Lungenleiden zehrte an ihrer Lebenskraft, als Stünzis Ehe in ihr zwölftes Jahr kam. Die Gatten hatten bis dahin schlecht und recht miteinander gelebt, nicht eben wie ein Turteltaubenpaar, aber auch nicht wie zwei Streithähne. Ihr Bund war wie viele, die nach einer kurzen Bekanntschaft im Taumel der Verliebtheit geschlossen wurden; er kam in dieser Zeit in eine Art Krisis, ein Fieber von Zweifeln und Mißhelligkeiten, das ebensowohl zur Erstarkung wie zum Bruch führen konnte. Die beiden Gatten hatten einander gründlich kennen gelernt, waren sich wie jede Alltäglichkeit leid geworden, und es fragte sich nur, ob eines für das andere die Achtung zu fassen vermöge, die an Stelle der verloderten Liebe ihnen den Ehefrieden zu erhalten vermochte. Einstweilen machte Frau Berta dem Manne das Finden dieser Achtung schwer. An ihr, die durch ihr Leiden reizbar gemacht worden, trat ein Zug von Unduldsamkeit und Selbstsucht stärker hervor. Sie konnte nicht begreifen, daß ihr Mann sich mehr wieder dem eine Zeitlang unterbrochen gewesenen Verkehr mit Kameraden zuwandte, einen Wochenabend auf der Kegelbahn zubrachte und an Feiertagen gerne allein im Freien seinen Zeichenübungen oblag. Häufig bekam Christian ein mürrisches Gesicht zu sehen, wenn er nicht bissige Schelte einheimste. Da er selbst wenig Anlage zum Zanken hatte, dagegen im Herzen augenblicklich auch nicht die nötige Freude zu einem versöhnlichen Worte aufbrachte, so wich er der zornigen Ehegenossin nach Möglichkeit aus oder setzte ihr ein Schweigen entgegen, das zu lange dauerte und zu geduldig war, als daß es nicht erst recht den Grimm Frau Bertas geweckt hätte. Kurz, es hing in den ziemlich niederen Stuben der Stünzischen Wohnung bald ein ewiges Gewitter an der Diele, und die kleine Doret, das einzige Töchterlein, befand sich nicht eben wohl dabei.

Die Wohnung war sonst ganz dazu angetan, ein behagliches Hausen zu gestatten. Sie zog sich über die Gasse hin, die unter dem Hause durchschlüpfte. Nach Norden lagen die Küche, eine kleine Magdkammer und das Schlafzimmer des Ehepaares. Nach der Terrasse hinaus schlossen sich an das freundliche Wohnzimmer eine kleine Arbeitsstube Frau Bertas und das Mädchenstübchen Dorets. Diese Räume waren durch eine Gemachtür unmittelbar über der Treppe abgeschlossen. Außerhalb aber lag noch eine weitere Stube, die Lobesam mit hinterlassenen Möbeln seiner Mutter eingerichtet hatte und die zu Anfang der Ehe als ein Überfluß lange unbewohnt gestanden. Eines Tages nun, da Frau Berta das Tageblatt der Stadt las, fand sie das Gesuch einer Dame nach einem Zimmer, das um seines ungewöhnlichen Wortlauts willen ihre Aufmerksamkeit und ihr Wohlgefallen erregte. In diesem Gesuch nämlich war eine bequem eingerichtete Stube im Innern der Stadt, aber nicht geräuschvoll, ruhiger Arbeit zuträglich und in einem Hause gewünscht, in dem ein ehrbares Mädchen aus und ein gehen könnte, ohne belästigt, aber auch ohne beaufsichtigt zu werden. Ein Ton großer Selbständigkeit lag in den Sätzen, und Frau Berta schien darin zugleich ein lobenswerter Wille zur Arbeit und ein ernster Sinn sich zu offenbaren, die in ihr Neugier weckten, die Gesuchstellerin kennen zu lernen. Es gibt ja im Leben solche plötzlich aufspringende, zwingende Empfindungen und Entschließungen, die zum Ausgangspunkt für uns entscheidender Schicksale werden.

Als Christian Stünzi an diesem Tage um die Mittagszeit aus seiner Werkstatt in die Wohnung heraufkam, legte seine Frau ihm die Zeitungsanzeige vor und machte ihm den Vorschlag, der Fremden das ohnehin nutzlos leer stehende Gemach außerhalb ihrer eigenen Räume anzubieten. Doret, die mit am Tische saß, klatschte in die Hände, warf das Kraushaar in den Rücken und stimmte nach Kinderart mit urteilsloser Voreiligkeit in den Vorschlag der Mutter ein, indem ihr unwillkürlich schien, ein neuer Mensch könne die Eintönigkeit ihres Lebens aufhellen.

Christian Lobesam las die Anzeige und las sie wieder. Er mochte seine Zweifel haben, und schon verschärften sich die Züge Frau Bertas in einem Ausdruck ungeduldigen Schmollens, als er wohlwollend bemerkte, eine Mieterin bringe ihr und der jungen, vom Lande bezogenen Magd nur ungewohnte Mühe; man müsse sich da an jemanden gewöhnen, von dem man nicht wissen könne, wie er einem auf die Dauer behage. Als er jedoch den Verdruß in den Zügen seiner Frau erkannte, lenkte er ein und meinte, es möge immerhin sich lohnen, die Fremde sich einmal anzusehen. Frau Berta schrieb also die Eingabe auf das Zeitungsgesuch, schrieb sie aber schon nicht mehr

Digitized by Google



Unser Haus in Mitterndorf
Gemälde von Prof. Max Feldbauer

Digitized by Google

Digitized by Google

mit der ersten Freude, sondern in einer lahmen Mißstimmung, sich einredend, Christian, ihr Gatte, habe ihr eben wieder einmal eine Freude verderben wollen.

⁂

Zwei Tage vergingen.

Frau Berta nahm schon an, die Wohnungssuchende habe anderswo Unterkunft gefunden und zänkelte nach Art unzufriedener Menschen, man habe eben nicht rasch genug zugegriffen. Da bimmelte eines Vormittags die Gemachglocke, die etwas von der Aufgeregtheit ihrer Herrin an sich hatte. Frau Berta war beschäftigt, mit Hilfe der jungen Magd die Stuben in Ordnung zu bringen. Sie trug zum Schutz gegen Staub ein weißes Tuch um ihr dünnes Haar geschlungen und hatte die weite Hausschürze vorgebunden. In diesem Aufzug antwortete sie selbst auf den Ruf der Schelle, eher einen Lieferanten als Besuch erwartend, und errötete heftig, als sie draußen ein Frauenzimmer stehen fand, dessen fremdländisches Äußere sie sogleich vermuten ließ, daß sie die Wohnungssucherin vor sich hätte.

Die beiden Frauen maßen einander mit prüfenden Blicken und führten anfänglich eine etwas verwirrte Rede und Gegenrede, da jede von der Erscheinung der andern befremdet war. Immerhin hieß Frau Stünzi den Besuch, der sogleich den Grund seines Kommens angab, durch den Flur in die Wohnstube treten und bot ihr dort einen Stuhl, während sie selbst, um ihrer Fegekleidung willen sich entschuldigend, stehen blieb.

Die Morgensonne schaute in die kleinen, blanken Fensterscheiben. Die Vorhänge leuchteten in dem heiteren Morgenlichte von Sauberkeit und warfen einen freundlichen Schein in die ganze Stube. Frau Berta selbst stand davon umflossen da, und ihre Hausfrauenehrbarkeit und Tüchtigkeit waren von ihrer Erscheinung ebenso deutlich abzulesen wie ihre Kränklichkeit, die die eingefallenen Wangen, der fiebrige Glanz der Augen und die Blässe der Lippen dartaten und ein häufiges Hüsteln weiter bestätigte.

Frau Berta stellte fest, daß die Besucherin sich gut anzuziehen wußte. Ihr Kleid war von neuestem Schnitt und schmiegte sich eng der zierlichen Gestalt an. Immerhin schien es der Hausfrau gut, in Erfahrung zu bringen, wer die Gastin eigentlich sei und zugleich ihr einige Grundsätze zu nennen, auf welche sie das ihr neue Unternehmen einer Zimmervermietung aufzubauen gedächte. Mit ihren graugrünen, kühlen Augen sah Anna Iwanowna in die ihren, während sie ihre Fragen beantwortete und erzählte, daß sie eine Russin sei, zu ihrer in weiter Ferne weilenden Familie nur noch sehr lose Beziehungen unterhalte, in der Stadt studieren und sich voraussichtlich geraume Zeit hier aufhalten wolle. Bezüglich ihrer Vermögensverhältnisse möge sich Frau Stünzi bei der Bank erkundigen, die ihr, Anna, ihre Monatsgelder auszuhändigen pflege.

Ohne viel oder rasch zu sprechen, nahm die Fremde der Einheimischen manche Frage fast von den Lippen, als lese sie mit ihrem merkwürdig durchdringenden und doch unendlich gleichgültigen Blick deren geheimste Gedanken. Frau Bertas Versicherung, sie hätte es nicht nötig, Mieter in ihre Wohnung zu nehmen, kam als etwas recht Lahmes heraus, und es überfiel sie eine Unsicherheit gegenüber dem kühl überlegenen Frauenzimmer, so daß sie nachher nicht, wie sie wohl gedacht hatte, als eine Gewährende, sondern als eine wider Willen Abhängige sich anschickte, Anna Iwanowna die Stube, die sie zu vergeben hatte, zu zeigen.

Wie im Wohnzimmer fiel indessen auch in der Eckstube Anna Kaulen die Helle und Sauberkeit auf. Möbel von hellbraunem Nußbaumholz, eine bauchige Kommode, ein Ruhebett, ein zierlicher Tisch, ein stämmiger Schrank und ein breites Bett bildeten die behagliche Einrichtung. Auch hier hingen weiße Vorhänge an den Scheiben und fingen die Sonne auf, daß es warm aus all ihren Fältchen drang. Die Fenster empfingen trotz der höheren Nachbargebäude noch Himmelsbläue genug, daß sie den Stubeninsassen freies, weites Land vorzutäuschen vermochten.

Anna Iwanowna sah sich um. „Wer wohnt hier neben mir?“ fragte sie.

„Das Kind, Doret, unser einziges —“

Die Studentin öffnete die Tür, die zur Treppe führte. „Es ist alles, wie ich es suche.“

Dann fragte sie nach dem Preise.

Erst jetzt fiel Frau Berta ein, daß sie hierüber mit ihrem Manne noch kein Abkommen getroffen. Als sie ihn daher in diesem Augenblick vor dem Hause unten mit seinen Blechen hantieren hörte, rief sie ihn herauf.

So kam Christian, der Meister, herein. Er hatte sich Gesicht und Hände gewaschen, und seine Arbeitsschürze trug keine übermäßigen Spuren seines Berufes. Freundlich nahm er die Mütze ab und grüßte das junge Mädchen. Die Sonne quoll hell über seine ganze Gestalt, als habe sie ihre Freude an dem schönen, braunen Manne.

Frau Berta stellte ihm die Fremde vor und sagte, daß diese noch heute in das Zimmer einzuziehen wünsche, sofern der Preis ihr zusage, den er nun nennen möge.

Mit einem Erröten, das ihm wohl anstand, da es mit sicherer Ruhe gepaart war, nannte er eine bescheidene Summe.

Anna Kaulen machte keine Umstände. Sie stimmte dem verlangten Preise bei und stellte in Aussicht, daß sie am Nachmittag ihre Sachen schicken werde. Damit nickte sie ihren neuen Hauswirten kurz zu und verließ rasch die Stube, als ob sie jenen bedeuten wolle, daß sie im übrigen keinerlei Verkehr mit ihnen zu pflegen wünsche.

Den dicken Grenzstrich, den sie derweise gezogen, ließ sie nach ihrem am Nachmittag erfolgten Einzug wochenlang bestehen. Der Meister sah sie wohl von seiner Werkstatt aus kommen und gehen, sie aber tat, als

Digitized by Google

wäre er Luft und gab ihm keine Gelegenheit sie zu grüßen. Den Blick am Boden, die Bücher unterm Arm, um nichts am Wege sich kümmernd, schritt sie dahin.

Als sie vierzehn Tage im Hause war, äußerte sich Frau Berta zu ihrem Manne: „Man merkt nicht viel, daß wir eine Mieterin haben. Ihre Tür ist so sorgfältig verschlossen, als könnte ihr etwas gestohlen werden, und mir scheint, sie macht sich selbst eine Ehre daraus, uns nicht unter die Augen zu kommen.“ Dann begehrte sie weiter auf, die Russin sei, wie sie deutlich bemerkt, schon zweimal in ihr Zimmer zurückgetreten, wenn sie Gefahr gelaufen wäre, ihr, der Hausfrau, auf der Treppe zu begegnen. Ihre Unfreundlichkeit übersteige alle Grenzen. Christian Stünzi hörte das mit an, ohne sich weiter dazu auszulassen. Der aufbegehrerische Ton ärgerte ihn ein wenig, wie die zänkische Art seiner Frau ihm überhaupt leid war, sonst aber ließ ihn die Sache mit der Mieterin kalt.

Die erste, welche die vorgefaßte üble Meinung Frau Bertas von Anna Iwanowna anfocht, war Doret. Sie, die gleich von Anfang an eine lebhafte Anteilnahme an der Fremden gezeigt hatte, suchte und fand Gelegenheit, sich an das Fräulein heranzumachen. Sie begegnete ihr eines Tages auf dem Nachhauseweg von der Schule, begann zutraulich ein Gespräch mit ihr und endete dieses erst vor der Mieterin Zimmertür. Sie rühmte nachher der Russin stilles, freundliches Wesen, und erzählte, jene habe sich nach der Schule und ihren Fortschritten erkundigt und sie ermuntert, recht fleißig zu sein, da es in späteren Jahren nicht leicht sei, Wissenslücken auszufüllen. Auch habe sie ihr langes, offenes, dunkles Haar durch ihre Finger gleiten lassen und sie dabei mit einem Lächeln angesehen, das ihr ganzes Gesicht verändert habe. Mit der leicht entflammten Begeisterung eines Kindes umstrich sie von da an Anna Kaulens Stube und suchte den Verkehr mit ihr aufrechtzuerhalten und, unbewußt, ihn zu einer Freundschaft auszubauen. Freilich merkte auch sie, so jung sie war, daß Anna die Einsamkeit suchte; und selbst als sie so viel erreicht hatte, daß sie manchmal ein Stück mit der Hausgenossin gehen oder wagen durfte, dann und wann zaghaft an ihre Tür zu klopfen, mußte sie der Mutter gegenüber zugeben, daß jene mit keinem Worte je sich nach ihren Eltern erkundigte. Es geschah ihr auch selbst, daß wenn sie Anna besuchen wollte, diese ihr bedeutete, sie möge ein andermal kommen, da sie beschäftigt sei, und es wehte sie dann wie ein kalter Luftzug aus dem Wesen der andern an. Aber immer wieder zog es sie doch zu der seltsamen Fremden.

Eines Abends, da weiße Wolken im blauen Himmel segelten und das Abendlicht freundlich in Anna Iwanownas hoher Stube lag, fand Doret diese müßig sitzen, den Blick an die gleitenden Himmelssegel gehängt. Sie schien in einer weicheren Stimmung als sonst zu sein. Ein Lächeln erschien auf ihrem Gesicht, und mit einem Zunicken forderte sie das Kind auf, näher zu treten.

Nachdem sie dann ihr gegenüber Platz genommen, gewahrte Doret, daß eine Feuchtigkeit in Annas Augenwinkeln stand, und raschen Gefühls, wie sie war, legte sie wie aus einem Bedürfnis zu trösten, die Hände um die im Schoß ruhende Rechte der andern.

„Was ist Ihnen?“ fragte sie.

Die Tränenspur in Annas Gesicht war aber plötzlich wie weggewischt. Es erschien ein fast harter Zug an ihrem Munde, der sich, als sie Doret erschrecken sah, ebenso rasch wieder änderte. „Das verstehst du nicht, Kind,“ sagte sie. „Zuweilen tut die Stille weh, die man so eifrig sucht.“ Das hatte sie wie zu sich selber gesprochen und fügte noch in gleichem Atemzuge hinzu, als wollte sie ihre eigenen Worte auslöschen: „Schau wie die Sonne an der Wand dort spielt. Goldtupfen hier! Goldtupfen dort! Sie ist ein großer Maler, die Sonne.“

In diesem Augenblick fiel ein Lichtstrahl auf ein kleines Aquarell an der Wand, das die Insel Lützelau oben im See von St. Felix in Abendbeleuchtung zeigte. „Ich mag das Bildchen dort gern,“ fuhr Anna Kaulen fort, ihre Gedanken abermals auf etwas anderes werfend, „es zeigt einen Abend wie diesen, einen von denen, die hier am See so schön sind. Und wenn es auch kein Kunstwerk ist —“

„Der Vater hat es gemalt,“ unterbrach hier Doret.

„Dein Vater — so?“ erwiderte Anna gedehnt und verbarg ihr Erstaunen nicht. Sie wußte kaum mehr, wie der Spenglermeister Stünzi aussah, allein es schien ihr doch merkwürdig, daß ein Handwerker, der die Woche lang in rußiger Werkstatt saß, künstlerische Neigungen hatte.

„Der Vater malt viel,“ erzählte die kleine Doret eifrig. „Er liebt die Natur und geht oft hinaus.“ Ihre Augen leuchteten, und ihre Wangen röteten sich. Man sah ihr an, wie stolz sie auf den Vater war.

Anna Iwanowna wendete das Gespräch sogleich auf anderes, als scheue sie sich, irgendwelche Anteilnahme zu verraten. Aber diese Anteilnahme war ihr selber zum Trotz geweckt. Und als sie Wochen nachher Christian Stünzi wieder begegnete, hatte dieser es seinem Kinde zu verdanken, daß seine Mieterin ihn nicht wie sonst übersah.

Die Begegnung geschah merkwürdigerweise auf dem See und ebenso merkwürdigerweise an einer Stelle, von der aus ungefähr jenes kleine Inselbild entstanden war, das an Anna Kaulens Wand hing.

Christian Stünzi war schon seit dem Vormittag unterwegs. Er hatte auf der Ufenau ein Boot gemietet, war nach Rapperswyl hinüber gerudert und befand sich beim Abendeinfallen auf dem Rückweg. Er ließ sich Zeit. Der Abend war so klar, daß er seine

Digitized by Google

Schönheit gerne voll auskostete. Das Wasser war völlig unbewegt und tiefblau. Weich und hell stach das grüne Ufer von ihm ab. Der Ruderer konnte bis auf den Grund der klaren Flut sehen, wo die grauen Steine lagen und Algenzweige rieselten. Er hatte den Rock abgelegt. Vor ihm im Bootkiel lag das Malzeug. Langsam trieb er das Boot. Von der kleinen Insel drüben schimmerten Birkenstämme aus dem Dickicht ihm entgegen, und ihr grünes Haar hing schwer gegen das Wasser hinab. Kein Luftzug rührte die feinen, empfindsamen Strähnen.

Da glitt ein zweiter Kahn um eine Uferbiegung der Insel. Anna Iwanowna saß darin. Sie drehte Stünzi den Rücken, aber er erkannte sie sogleich an ihrem dunkeln Knabenhaar und ihrem schlanken, biegsamen Körper. Sie trug ein weißes Kleid, im Rudern spannten sich seine Ärmel, ein edles Ebenmaß lag in den Bewegungen ihrer Gestalt.

Die beiden Kähne näherten sich einander geräuschlos und wären aneinander vorbeigestrichen, wenn nicht Christian seine Ruder verhalten und damit zugleich, vielleicht ohne Absicht, den Schlag der andern gehemmt hätte. Anna sah sich um. Eine leise Ungehaltenheit überflog ihre Züge. Schon zog sie die Achseln hoch und wappnete sich mit ihrer gewohnten Kühle, da fielen ihr Dorets Worte ein.

„Guten Tag, Fräulein," tönte Stünzis freundlicher Gruß. „Also hier begegnen wir einander, wenn sich unsere Wege zu Hause nie kreuzen?"

Anna lächelte. „Guten Tag, Herr Hauswirt," entgegnete sie mit ungewohnter Lebhaftigkeit. Nur ihre Augen schienen Christian kühl und traurig. „Vielleicht ist der Zufall nicht so groß," fuhr sie fort.

Er wußte nicht, was sie meinte. Sie erklärte: „Ihre kleine Tochter hat mir erzählt, daß Sie häufig auf dem See sind. Mich aber hat das kleine Bild in meinem Zimmer verlockt, den Weg auch einmal zu machen."

Die Boote lagen jetzt nebeneinander. Christian hielt dasjenige Annas fest.

„Nicht, daß ich dachte, Sie gerade heute hier zu treffen," vollendete sie. Eine plötzliche Eingebung schien ihr die letzten weniger freundlich klingenden Worte aufzuzwingen.

‚Sonderbares Menschenkind,' dachte Christian, ‚warum schiebt sie dich weg, als ob du ihr zu nahe kommen wolltest?'

Schon löste er den Griff an ihrem Kahn. Da sprach sie: „Man muß Ihre kleine Tochter lieb haben, Herr Stünzi."

„Sie tut uns beiden wohl, meiner Frau wie mir," erwiderte er. Es tönte, als b e d ü r f t e n er und seine Frau eines Heilmittels.

„Doret hat mir auch zuerst erzählt, daß Sie zeichnen und malen," fuhr Anna weiter.

Er errötete. „Ein sonderbares Unterfangen an einem Handwerker, nicht wahr?" sagte er mit einem Anflug von Bitterkeit.

„Warum?" entgegnete sie. „Handwerk schließt die Kunst nicht aus."

Er lächelte. „Kunst? — Sie spotten meiner. Ich weiß wohl, wo die Grenze zwischen des Laien Freude am Schönen und des Künstlers Können ist. Ich male und zeichne nicht, damit man es weiß, daß ich es tue. Ich belästige niemand mit meinen Erzeugnissen. Ich nehme mir damit nur selbst meine Feierzeit neben den Werkelstunden."

Seine wohlgesetzten Worte sowie sein ruhiges Selbstbewußtsein erstaunten Anna Iwanowna. Er aber änderte das Gespräch und fragte sie, ob sie sich in seinem Hause wohl fühle. „Es ist gerade so, wie ich es wünschte," gab sie kurz und ohne Lob zurück.

Diese Rede schien ihm wieder merkwürdig, und er war schon um eine Fortsetzung der Unterhaltung verlegen, da fügte sie erklärend hinzu: „Ich brauche weder Menschen noch Vergnügungen. Mir genügt meine Arbeit."

„Ich sollte denken, daß junge Leute wie Sie sich einsam fühlen müßten derweise," fuhr er fort. Sie schwieg. Er fragte weiter: „Haben Sie nicht manchmal Heimweh nach den fernen Ihrigen?"

„Nein," gab sie mit einer scharfen, knappen Absage Bescheid. Und abermals einlenkend, setzte sie hinzu: „Mich knüpfen nur lose Fäden an zu Hause."

Noch immer war die tiefe, goldleuchtende Ruhe auf dem See. Kein anderes Boot tauchte auf. Kein Mensch zeigte sich auf der kleinen Insel. Nur das Birkenhaar schimmerte und schauerte jetzt leise in einem sanften Luftzug. Vielleicht hatte die Schönheit des Abends Einfluß auf Anna Kaulen. Ein schmerzvoller Zug erschien an ihrem schmalen Mund. „Wozu Menschen suchen!" sagte sie. „Man hat am eigenen Schicksal genug."

Sie schaute über den See hin. Vielleicht hatte sie vergessen, daß jemand neben ihr saß.

„Wie kann man so bitter sein!" schalt Christian Stünzi.

Da ging auf einmal ein heißer Schein, wie ein Erschrecken über ihre Züge, als sei sie in der Unterhaltung zu weit gegangen. Sie faßte mit einer ruckweisen Bewegung nach ihren Rudern. „Ich will noch ein Stück seeauf fahren," sagte sie.

Schon setzte sie zum Schlage an. Sie nickte ihm fremd und gleichgültig zu, als ob sie nicht eben ganz vertraut miteinander gesprochen. Und schon zog ihr Boot von seinem fort.

Stünzi legte sich in seine Riemen. Aber bald verlangsamte er den Schlag. Er konnte seine Gedanken nicht von dem seltsamen Mädchen abbringen.

⌘ ⌘ ⌘

Anna Kaulen erfüllte die Gedanken des Meisters. Hatte früher der Zufall sie ihm zuweilen auf ihrem Hin- und Herwege von seiner Werkstatt aus gezeigt, so wurden ihm jetzt die Stunden geläufig, zu denen sie kam und ging, und er befliß sich, sie nicht unbeobachtet vorbeizulassen. Seit jener Begegnung auf dem See hatten sie nicht mehr miteinander gesprochen, aber Stünzis Blicke

folgten Anna Iwanowna. Wie schmiegsam ihr Körper war! Wie wohl ihr das kurze, kohlschwarze Haar stand! Das Fremdartige ihres Wesens und ihrer Erscheinung fesselten ihn. Die Worte, die sie damals gesprochen, klangen in ihm nach. Sie drängten sich ihm in die Arbeit wie in die Muße.

Frau Berta bemerkte, ohne den Grund zu kennen, seine Zerstreutheit und nannte sie Rücksichtslosigkeit. Es geschah, daß sie zu ihm sprach und er sie nicht hörte oder wie aus einem Traum auffuhr, wenn sie eine Anrede lauter wiederholte. „Du tust, als ob ich schon gar nicht mehr da wäre,“ klagte sie. Manchmal redete sie gern von ihrem baldigen Tode, obwohl sie sich selbst nie so krank glaubte, wie sie war.

Eines Tages war die Stadt grauer als sonst und grauer der Himmel über ihr. Feiner Regen stäubte in die Gassen. Das Pflaster war klatschnaß. Aber, wo noch ein grüner Baum zwischen den Häusern stand, sah es aus, als schwelle ihm der Saft des Stammes und als wäre über die Blätter eine lachende Jugend gekommen.

Frau Berta stäubte ihre Wohnstube ab. Wann hielt sie einmal nicht Besen oder Staubtuch in der Hand? Sie war verdrießlich und fröstelte. Es hatte am Morgen, wie jetzt oft, zwischen ihr und ihrem Mann eine Szene gegeben, indem sie sich beklagt, daß er am Abend vorher spät aus seiner Kegelgesellschaft heimgekommen, er aber auf ihre Vorwürfe durch beharrliches Schweigen geantwortet hatte. Auch das rasch abkühlende Wetter bedrückte ihr Gemüt.

Als sie einmal das Fenster öffnete, um ihren Staublappen auszuschütteln, tat sie einen Seufzer, der ihre enge Brust mühsam hob und so wenig aus ihr heraus wollte, daß es ihr wie ein steckengebliebenes Apfelstück in der Kehle saß. Nun befiel sie ein heftiger Husten, der, als sie das Taschentuch an ihre Lippen führte, ein paar böse, rote Flecken auf das weiße Linnen warf. Sie sah das Blut mit entsetzten Augen an. Dann überwältigte sie der Schrecken so sehr, daß ihr die Sinne schwanden und sie langsam zu Boden sank. So fand sie wenige Minuten nachher die aus der Schule zurückkehrende Doret, die ihrerseits, von Furcht gejagt, nicht sowohl die Magd aus der Küche, als vielmehr Anna Kaulen herbeirief.

Anna Iwanowna brachte mit ebenso großer Umsicht als körperlicher Kraft die erwachende Kranke zu Bett und sandte das Kind in die Werkstatt, um den Vater herbeizurufen. So trafen sich Christian Stünzi und Anna Kaulen am Lager Frau Bertas.

Stünzi wußte im Augenblick nicht, wie er sich anzustellen hatte. Sie aber, ohne besondere Dienstwilligkeit oder Teilnahme zu zeigen, tat mit gelassener Überlegung und Ruhe, was der Augenblick anforderte, sandte die Magd zum Arzt und flößte der schwachen Frau einen Löffel stärkenden Weins ein.

Es war nur natürlich, daß sie nachher im Laufe des Tages sich bei dem Hausherrn erkundigte, was der Arzt gesagt hätte, und daß sie diese Erkundigung nach Frau Bertas Befinden in der nächsten Zeit wiederholte, da ein mehrtägiges Bettlager der Kranken die Folge des Anfalls war. Auf diese Weise schlugen sich kleine Brücken zwischen ihnen, die sie nie gesucht hatten.

Die Mieterin kam inzwischen aber auch in ein freundschaftlicheres Verhältnis zu Doret. Ihre spröde Seele leistete dem Kinde, das nach ihr suchte, keinen Widerstand mehr. Manchmal tat sie selbst sogar einen Schritt dem lieblichen Mädchen entgegen.

Doret ihrerseits hatte kaum bemerkt, daß Anna Kaulen sich nicht mehr so vollständig gegen ihre Eltern abschloß, als sie sich eifrig bemühte, die drei zusammenzubringen. Einmal rief sie den Vater, den sie die Treppe heraufkommen hörte, bevor Anna es wehren konnte, in deren Stube, damit er das Bild eines jungen Offiziers betrachte, das Anna ihr selbst soeben als dasjenige ihres einzigen Bruders gezeigt hatte. Ein andermal wußte sie die Russin zu bewegen, in Stünzis Abwesenheit dessen Bibliothek anzusehen.

Anna Kaulen war nicht wenig verwundert, bei dieser Gelegenheit zu gewahren, daß eine kleine Stube neben Frau Bertas Nähmaschine zwei bis an die Decke reichende Regale enthielt, auf denen nicht nur eine Reihe sorglich ausgewählter Dichterwerke standen, sondern auch eine Anzahl dem wissenschaftlichen Studium dienender Bücher Platz gefunden hatten. Sie vermochte sich in diesem Augenblick einer erhöhten Teilnahme für die Familie Stünzi nicht zu erwehren, da neben dem Liebreiz und der Zutraulichkeit Dorets nun auch die ungewöhnlichen Liebhabereien des Hausherrn ihre Aufmerksamkeit weckten, während sie für die schwerkranke Frau Berta aufrichtiges Mitleid empfand.

Christian Stünzi erschien, als sie noch beschäftigt war, in des Kindes Gesellschaft einzelne seiner Bücher zu betrachten, in der Stube.

Sie bat um Verzeihung für ihr Eindringen und sprach über einzelne der vorhandenen Werke, ihr Erstaunen nicht verbergend, sie in seinem Besitz zu finden. Da tat er seine braunen, klugen Augen auf und gab ihr in einer Weise Bescheid, die ihr bewies, daß er seine Bücher sich zu Kameraden und Vertrauten gemacht hatte. Sie bemerkte auch zum erstenmal, eine wie hohe, weiße und vom Nachdenken durchfurchte Stirn er hatte und glaubte ihm gerne, als er ihr schlicht erzählte, daß er eigentlich hätte studieren mögen, daß aber äußere Lebensumstände und der Widerstand seiner Eltern ihn zur Erlernung eines Handwerks gezwungen.

Die Dinge gelangten zur Entwicklung, Äußerlichkeiten vertieften sich, Verständnisse taten sich auf. Anna Iwanowna wurde nach näherer Bekanntschaft gewahr, daß zwischen den Eheleuten Stünzi nicht alles klappte. Sie wunderte sich nicht darob. Sie sah,

Digitized by Google

wie die empfindsame, durch ihre Krankheit doppelt reizbar gemachte Frau mit ihrem auf alles Praktische gerichteten Sinn und ihren Fegeteufelsangewohnheiten unmöglich für das Verständnis haben konnte, was in der Natur ihres Mannes die Hauptsache war: sein unbewußtes Suchen nach einer innerlichen, von seinem Beruf ihm nicht gewährten Bereicherung und Veredelung. Sie begriff auch, daß er den seiner Frau anhaftenden Mangel von Tag zu Tag schwerer empfand. Sie sah ihn gegen den Groll ankämpfen, der sich in ihm regte, und sich öfter zu Gleichmut, schwer aber zu voller Geduld und Versöhnlichkeit durchringen. Der Gleichmut weckte aber nur den Zorn Frau Bertas, und die Ausbrüche ihres Zornes hinwiederum ließen ihn in eine Art Trotz verfallen, den er hinter doppelter Gleichgültigkeit verbarg. Sie sah, daß die beiden Menschen sich zerrieben, wenn nicht ein erlösendes Geschick sie vorher auseinanderriß.

Anna Iwanowna empfand gerechterweise den Meister als den angenehmeren von den beiden Eheleuten. Sie bemerkte, daß auch Doret viel mehr am Vater als an der Mutter hing. Er war dem Kinde der Freund, zu dem es mit seinen Aufgaben lief, den es um Rat fragte und mit dem es seine Freuden und kleinen Sorgen teilte. Doret erzählte immer wieder Dinge, die ein Licht auf Stünzis Charakter warfen. Daß er heute der Mutter Blumen vom Markte heimgebracht, morgen ihr selber eine Überraschung bereitet. Stünzi, der einen einträglichen Beruf und sich schon ein kleines Vermögen erspart hatte, war ein stiller Freund der Armen. Doret plauderte davon, wie er der kranken Fegefrau geholfen, die immer ins Haus kam, einen alten Dienstmann unterstützte, der keine schwere Arbeit mehr tun konnte; auch wie treu er zu einem einstigen Schulkameraden stehe, wußte sie zu berichten.

Soweit waren die Dinge gediehen, als es Winter wurde und Frau Berta sich zu Bett legen mußte, weil sie zu fiebern begann. Sie war nicht eigentlich neuerkrankt, die kalte Witterung war nur ihrem alten Leiden sehr ungünstig, und der Arzt gestattete ihr viele Wochen lang nicht aufzustehen. Da bildete sich im Hause ein kleiner Kreis Winterabendgenossen, Doret, Anna Kaulen und Christian Stünzi. Es begann damit, daß Doret zu einem Dominospiel Anna herüberbat. Stünzi setzte sich zu ihnen und spielte mit. Aus dem einen Mal wurde ein ander Mal und aus dem Mehrmals eine kleine, vergnügte Gewohnheit. Frau Berta schlief um diese Frühnachtstunde. Damit sie sie nicht störten, schlug Christian vor, im kleinen Nebenzimmer zu spielen. Da stand aber kein ordentlicher Tisch, und Anna hatte den plötzlichen, alsobald bereuten Einfall, daß man in ihre Stube übersiedeln könnte. Sie kannte sich selbst nicht, als sie den Vorschlag gemacht hatte, und sie ärgerte sich über sich selbst im Gefühl, daß sie unmerklich eine Art Glied der Stünzischen Familie zu werden begann. Sie konnte nun oft Christian gegenüber eine plötzliche Unfreundlichkeit zur Schau tragen, die sich darin äußerte, daß sie seinem Blick mit Auffälligkeit auswich, ihm die Hand verwehrte oder die ihre mit verletzender Raschheit wieder aus der seinen löste.

Einmal warf ein Gespräch Lichter auf ihren Seelenzustand. Es geschah nämlich zuweilen, daß, wenn sie lange genug Steine gelegt, Anna und Christian in eine Unterhaltung kamen. Sie verließen ihre Plätze am Tisch nicht, sondern saßen durch diesen geschieden auf ihren Stühlen. Es war eine gemütliche Stunde. Die Arbeitslampe mit dem zottelnbehangenen Stoffschirm stand auf dem Tisch und goß ihr rotes Licht über die Platte und die darauf gelegten Hände der Dasitzenden. Der übrige Teil der Stube lag in dämmerigem Schatten und in einer tiefen Ruhe, die nur das ferne Geräusch der Stadt und manchmal ein Winterwindstoß am Fenster stören mochten, der aber das feine Ticken einer kleinen, neben Annas Bett stehenden Uhr eine Traulichkeit mehr beifügte.

Zu solcher Zeit war es, daß der Mann und das Mädchen des Kindes zwischen sich vergaßen und von ihren Lebenserfahrungen zu erzählen begannen. Es war schwer zu sagen, wer begonnen hatte. Sie hatten von Frau Berta gesprochen. Bei ihr war heute der Arzt gewesen und hatte abermals von der Langlebigkeit der Kranken ihrer Art geredet. „Es ist merkwürdig," sagte Christian Stünzi, „je kränker wir sind, um so mehr lieben wir das Leben."

„Nicht alle," entgegnete Anna Iwanowna mit herbem Ton.

Christian blickte auf und fragte: „Wieso?"

„Ich zum Beispiel," gab sie mit schmalen Lippen zurück. „Ich finde das Leben nicht schön genug, um es zu schätzen."

Er betrachtete sie betroffen. „Schon wieder diese Bitterkeit!" sagte er.

„Ich hatte einen Bruder, der es wegwarf, weil es ihm zu wertlos war."

„Mein Gott!"

Ihre schmalen Hände lagen auf dem Tisch und zuckten nervös. „Es ist so viel Häßliches, Abstoßendes an diesem Leben," sprach sie weiter.

Es war einer der seltenen Augenblicke, in welchem sie mitteilsam war. „Mein Vater grollt mir, weil ich etwas lernen will. Die Mutter ist schwach, unendlich weich, und gewillt mich zu verziehen. Sie begreift nicht, daß ich in die Fremde gehe, wo ich es daheim so gut, so behaglich, so — so zum Einschlafen schön haben könnte. Wir gehören zu den Angesehenen daheim, zu denen, die viele sogenannte Freunde haben. Ich hatte sie auch, solche Freunde. Ein junges Mädchen, das — nicht häßlich und nicht arm ist, wird sie immer haben. Aber — was sind das für Menschen!"

Es schüttelte sie etwas wie Ekel. Er sah sie mit seinen gütigen Augen mitleidig an.

Digitized by Google

„Glauben Sie nicht, daß Sie zu schwarz sehen?“ fragte er. „Sie dürfen nicht alle verurteilen, weil einer oder mehrere Ihnen Anlaß gegeben haben, übel zu denken.“

„Nein!“ erwiderte sie heftig. „Es gibt keine Ausnahmen. Wir sind ein Geschlecht, das zu lange bestanden hat und von innen heraus entartet ist.“

Er schaute sie voll an. Eine heitere Ruhe lag in seinen Zügen. „Ich sehe das nicht so,“ meinte er. „Freilich — unser Leben hier ist einfacher, ereignisloser, alltagsmäßiger.“

„Besser,“ fiel Anna Iwanowna ein.

Christian Stünzi meinte zu sehen, daß ihr Blick einen wärmeren Schein habe. Er streckte ihr über den Tisch die Hand hin. Es war eine rasche, von innerer Wallung eingegebene Bewegung.

Sie schien verwundert. Ihre Hand kam ihm nicht entgegen. „Lassen Sie mich versuchen, Ihnen eine bessere Meinung von den Menschen beizubringen,“ bat er.

Erst jetzt legte sie flüchtig ihre Finger in seine Hand. Dann stand er auf und bot ihr mit der kleinen Doret gute Nacht.

❧ ❧ ❧

Christian Stünzi und Anna Kaulen zogen einander an und stießen einander ab. Aber je mehr sie — durch Schuld Anna Iwanowas — voneinander hinwegglitten, wenn sie sich je nahe gekommen waren, um so eifriger suchte ein jedes, ohne es zu wissen, nach dem andern. Dabei lag Christians des Handwerkers Art klar zutage. Er, der ein Spintisierer und neben seinem Beruf ein halber Dichter und Schönheitsanbeter war, verlor sich an das Fremdartige im Wesen der Hausgenossin. Sein Inneres war wie ein auf Samen wartendes, gepflügtes Feld, weil seine einstige Liebe zu seiner Frau davon abgeerntet war. Viel wirrer lagen die Herzensdinge bei Anna Kaulen. Sie hatte anfänglich nur eine ferne Teilnahme für das Ungewöhnliche an dem schlichten Manne empfunden. Dann zeitigte jene in ihr eine gewisse Freude darüber, daß Stünzi nach näherer Bekanntschaft durch seinen innern Wert die leidenschaftliche Liebe rechtfertigte, die Doret für den Vater hegte. Die Freude aber nahm in demselben Maße zu, als sie in dem Hausherrn einen ihr geistig ebenbürtigen Menschen erkannte. Sie kamen soweit, in Begleitung Dorets freilich, dann und wann kleine Spaziergänge zu unternehmen. Auch auf dem See waren sie zweimal miteinander und standen wohl auch einmal auf der Treppe oder vor Annas Zimmer still, wenn sie der Zufall hier einander begegnen ließ. Anna verbarg es weder vor sich selbst, noch vor Stünzi, daß sie an seiner Gesellschaft Gefallen fand. So wenig sie andere Menschen zu brauchen schien, so tat es ihr doch wohl, einen zu haben, mit dem sie wie mit einem Freund verkehren konnte. Nur gegen die zuweilen ausbrechende Wärme in Christians Art wehrte sie sich bewußt oder unbewußt. Vielleicht hegte sie eine Art unerklärlichen und sich nicht gestandenen Verdachtes auch gegen ihn.

Frau Berta gefiel ihre Zurückhaltung. Es entging ihr nicht, wie eingenommen ihr Mann für Anna war. Die warme Art, mit welcher er von ihr sprach, das Erröten, das beim Nennen ihres Namens zuweilen in sein Gesicht flog, fielen ihr auf, und sie begleitete sie mit einem spöttischen Mundverziehen oder einer bissigen Bemerkung. In bezug auf Anna Iwanowna aber blieb sie ganz ruhig; das Mädchen hatte weder in Wort noch Wesen etwas, was auf eine Erwiderung warmer Gefühle schließen ließ.

Frau Berta, die indessen wieder aufstehen und im Haushalt hantieren konnte, begann aber, wohl ihrer Krankheit wegen, eine immer größere Übellaunigkeit gegen ihren Mann zu zeigen. Sie schalt ihn, weil er ihr Staub aus der Werkstatt herauftrage oder weil er den blankgefegten Boden mit einem unreinen Schuh beschmutze. Jetzt hämmerte er ihr zu laut unterm Fenster, war heute zu lang außer Hause und saß morgen, am Feiertag, zu ununterbrochen daheim. Zu keiner Weise konnte er es rechtmachen.

An einem Sonntagmorgen machte Christian Stünzi mit seinem Töchterlein einen Spaziergang nach dem St. Felixberge. Er suchte sich dabei einen der wenig begangenen Wege aus, hatte aber noch nicht lange in dem junggrünen Gehölz mit der heiter plaudernden Doret sich ergangen, als Anna Kaulen ihnen begegnete. Sie schloß sich den beiden Wanderern an; und sie stiegen weiter bergan.

Der Wald war wunderbar morgenfrisch, und sie sprachen mit Bedauern davon, zu Mittag wieder in die heiße Stadt hinunter zu müssen. Für Doret wurde es aber schon früh Zeit zurückzukehren, da sie die Kinderlehre im Großmünster besuchen mußte. Sie verabschiedete sich von den andern, und Stünzi schlug Anna Kaulen vor, noch einen Umweg über den Bergrücken hin zu machen.

Anfangs wurden die beiden kaum gewahr, daß sie allein waren. Sie schritten dahin, das eine hierseits, das andere dortseits des Waldpfades. Erst als sich eine Lichtung auftat, von welcher aus eine Bank Ausblick auf grünes Wiesenland und darüber hinaus auf die häuserwirre Stadt gab, schlug Christian Stünzi vor, sich eine Weile zu setzen. Sie taten es, und während eine Unterhaltung nicht recht gedeihen wollte, beschäftigten sich eines jeden Gedanken mit dem andern.

Christian, der schon vordem eine Beschleunigung seines Herzschlags empfunden, geriet in eine glückliche Unruhe darüber, daß Anna hier dicht neben ihm saß, hier, wo er mit niemandem ihre Nähe teilen mußte. Anna hatte den Hut abgenommen, und Sonnenfunken legten sich auf ihr kurzes Haar. Jetzt hob sie von Doret an: „Wie hübsch das Kind ausgesehen hat in seinem Sonntagskleid!“

Christian Stünzi lächelte. Dann erzählte er mit bescheidener Zurückhaltung von Dorets Fleiß in der Schule und rühmte ihre An-

Digitized by Google

stelligkeit und ihr heiteres Wesen. Es fügte sich ganz natürlich, daß sie nach dem Kinde von der Mutter sprachen. Christian verlor kein Wort, das wie eine Anklage hätte klingen können. Er redete von ihrem Befinden und daß es ihm letztlich größere Sorge mache.

„Doret,“ sagte er, „weiß, daß sie die Mutter früh verlieren wird. Da tröstet mich denn das liebe Kind manchmal, indem es sagt: Ich bleibe schon immer bei dir, Vater.“

Er erzählte das ganz nur aus den Gedanken an Doret heraus. Aber als er es nun gesagt hatte, leuchtete die Gewißheit, daß er eines Tages, vielleicht bald schon Witwer sein werde, zum ersten Male vor ihm auf. Der Gedanke aber erschütterte ihn so, daß ihm der Atem stockte. Seltsame Sinnesverbindungen stellten sich ein. Er mußte jetzt auf einmal an Anna denken. Er begann unwillkürlich auch von ihr zu sprechen.

„Es ist doch schön, daß Sie bei uns sind. — Ich hoffe, Sie werden noch recht, recht lange bei uns bleiben.“

Anna Kaulen saß stumm da. Sie fühlte die Zusammenhänge heraus, die er nicht ausgesprochen. Ihr Herz klopfte; sie wunderte sich darüber.

In diesem Augenblick hoben unten in der Stadt die Elfuhrglocken zu läuten an. Sie suchten sich und fanden sich hoch über dem Häusermeer und doch tief unter den beiden Lauschenden. Immer neue eilten den ersten zu, bis sie eine Schar von singenden Geschwistern waren und in einem mächtigen Chor gen Himmel dröhnten. Die Fülle der Glockenklänge drang gleich einem gepanzerten Heere zu den beiden herauf. Ihre eigenen Stimmen wurden klein und schwach davor und verstummten. Erst als das Läuten wieder verhallte und sie statt desselben das Rauschen des Windes vernahmen, ergriff Christian Stünzi wieder das Wort. „Hier vergißt man,“ sagte er, „daß man ein kleiner Alltagslohnarbeiter ist und der Sonntag pocht einem ans Herz und gibt einem Königsgefühle.“

Seine wohlgesetzten Worte gefielen ihr. Sie erhob den Blick zu ihm, erwiderte: „Sie sind ja doch nur ein halber Handwerksmann, Herr Stünzi —“

„Wieso?“ fragte er entgegen.

„Weil Sie ein Poet sind,“ gab sie zurück.

„Sein möchte,“ antwortete er darauf.

Nie war Anna Kaulen einem Manne so nahe gewesen. Fremde Empfindungen durchrieselten sie. Es trieb sie etwas zur Berührung seiner Hände, die dicht neben den ihren auf seinen Knien lagen. Aber sogleich bäumte sich ein anderes Empfinden in ihr dagegen auf, das wie kühlendes Wasser über das Feuer des ersten sich ergoß und sie mit dem alten Widerstandsdrang erfüllte.

Plötzlich fühlte Anna, daß Stünzis Finger die ihren berührten. Sie hob die Hand so rasch, daß es wie ein Wegwerfen der seinen war. Davon geriet er in tiefe Verwirrung und Verzagtheit, so daß, als sie beide von der Peinlichkeit des Augenblickes gedrängt sich erhoben und ein paar verlegene Sätze sprachen, Anna noch immer das Erröten in seinem Gesicht bemerken konnte. Sie begaben sich aber wirklich auf den Heimweg und versuchten durch eine oberflächlichere Unterhaltung das Gleichmaß zurückzugewinnen. Es gelang ihnen allmählich. Am Ende kamen sie in guter Kameradschaft zu Hause an.

Es haftete aber doch etwas in ihnen, was sie von da an im Verkehr nicht mehr die frühere Ungezwungenheit finden ließ. Schon der Gedanke, daß sie unter einem Dach wohnten, brachte ihr Wesen in Wallung. Bei Christian war diese Erregung sich steigerndes Verlangen, bei Anna ein ähnliches Empfinden, aber gemischt mit heftigem innerem Widerspruch, der sich bis zur Abneigung auswachsen konnte und ihr eine stete Qual bereitete.

Ihre Stimmungen wechselten. Oft waren sie glücklich, etwa wenn sie an regnerischen Sonntagen oder des Abends mit Doret spielten und des Kindes Anwesenheit ihnen die Gewißheit gab, daß ihr Beisammensein ein ruhiges Ebenmaß behalten werde. Dann war Anna heiter und freundlich, und manchmal gab sie ihrem Händedruck eine freudige Kraft. Aber das waren Seltenheiten. Die Stunden der Last überwogen.

Christian rang mit sich selber. Er sah drüben in seinen Stuben die lange, hagere Frau gelber und kränker werden. Zeitweise schienen ihm ihre großen, fiebrigen Augen einen vorwurfsvollen Ausdruck zu haben, der ihm mehr ans Herz ging als zornige Worte. Er gestand sich, daß er an Frau Bertas nahes Ende glaube und daß er sie innerlich schon verlassen habe, ehe sie von ihm gegangen war. Das brachte ihm heftige Selbstvorwürfe und von Selbstverachtung erfüllte schlaflose, peinvolle Nächte. Dann wieder schwieg sein Gewissen, und er sah die Freiheit heraufdämmern wie einen Feiertag. Anna Kaulen! Anna Kaulen! Was sie wohl von ihm dachte? Manchmal war er voll einer seltsamen Hoffnung. Darin lag seine Untreue. —

Anna Iwanowna mied Frau Berta, wo sie konnte. Vielleicht störte sie der Blick, mit dem die kranke Frau nun auch sie anzuschauen begann. Vollends ungern traf sie mit Christian in Frau Bertas Gegenwart zusammen, und wenn es je geschah, so zeigte sie jenem nachher lange eine an Feindseligkeit streifende Kühle, als habe Frau Berta sie wider ihn eingenommen.

⌘ ⌘ ⌘

Jetzt lag die Kranke wieder zu Bett. Sie trug eine weiße Haube, die unterm Kinn mit Bändern festgebunden war. Aus ihr sah das schmale Gesicht gelb und hager heraus.

Nach einem Hustenanfall war es, daß Anna Kaulen an die Tür der Krankenstube klopfte. Sie fühlte sich verpflichtet, wieder einmal selbst nach ihr zu fragen. Sie wußte Christian Stünzi unten in der Werkstatt und

Digitized by Google

glaubte sicher zu sein, daß er nicht heraufkommen werde.

Die beiden Frauen grüßten einander, und während sie Frage und Antwort über das Ergehen Frau Bertas tauschten, sahen sie einander fremd und kühl an. Von Doret sprachen sie, vom Wetter, von Annas Arbeit. Von Christian sprachen sie nicht. Aber nach einer Weile — Anna dachte eben daran, daß sie nun wieder gehen könne — stand er dennoch selber in der Tür.

Er war mitten aus einer Arbeit aufgestanden, sich einredend, daß er nach seiner Frau sehen müsse. Es gibt solche geheimnisvolle Triebgefühle im Leben. Anna wollte sich sogleich verabschieden. Da hielt die Kranke sie fest: „Eilen Sie doch nicht. Sie brauchen meines Mannes wegen nicht fortzulaufen."

Anna lauschte erregt auf den Beiklang dieser Worte. Wollte jene sie verhöhnen?

Aber Frau Berta hatte ganz freundliche, harmlose Augen.

Und doch verbarg sich List in ihren Worten. Während sie vorher scheinbar weder Wille noch Stärke gehabt hatte, sich Anna Kaulen zu widmen, wurden jetzt ihre Züge lebendig. Ein Funken scharfen Beobachtens blitzte ganz verborgen in ihrem Blick. Sie war sichtlich erfreut, die beiden, Christian und Anna, miteinander vor sich zu haben und gespannt, was sie zueinander sagen und wie sie sich benehmen würden.

Meister Christian gab Anna Kaulen die Hand. „Ich danke Ihnen, daß Sie sich nach meiner Frau erkundigen," sagte er. „Ihr Befinden dürfte besser sein."

Es war eine gedankenlose Gelegenheitsrede, und er fühlte, daß sie es war. Er spürte auch, daß ihm das Blut langsam in die Wangen stieg. Aber Frau Berta nahm das Wort. „Es ist nicht so schlimm," sagte sie. „Es ist schon noch nicht am Ende."

Schon hielt sie die Bosheit nicht mehr nieder, die in ihren Blicken vorgeleuchtet hatte. Der Ton ihrer Stimme verriet sie.

Unwillkürlich sahen Stünzi und Anna Kaulen einander betroffen an. Die Kranke lachte. Es war ein garstiges, herausforderndes Lachen. „Seid ihr eigentlich schon einig, ihr zwei?" fragte sie plötzlich ohne jeden Anlaß.

Christian wollte ihr die Rede abschneiden. Der Zorn färbte ihm die Stirn.

Aber schon sprach Anna Iwanowna. Sie streckte die kleine, schlanke Gestalt, und ein Zug harten Hochmuts trat in ihr Gesicht.

„Wieso, Frau Stünzi?" fragte sie mit scharfer und doch zitternder Stimme. „Was wollen Sie damit sagen?"

„Sie müssen darauf nicht achten," suchte Christian zu beschwichtigen. „Was Kranke reden, darf man nicht so abwägen."

Frau Berta ereiferte sich. „Ich weiß, was ich sage. Und ihr braucht nicht dergleichen zu tun, als ob ihr nicht ein Paar werden wolltet, wenn —"

„Dazu müssen zwei sein," unterbrach Anna Kaulen. Am ganzen Leibe vor Entrüstung bebend, verließ sie das Zimmer.

Christian überlief es kalt. Er hatte alle Farbe verloren. „Wenn du nicht krank wärest," murrte er die Frau an, „ich weiß nicht, was ich dir jetzt sagte." Dann drehte auch er sich um und ging hinaus.

Er lief geradeswegs zur Stube der Anna hinüber. Aber sie antwortete nicht auf sein Anklopfen. Er rief sie durch die Tür: „Fräulein Kaulen, ich bitte Sie um zwei Worte."

„Jetzt nicht," gab sie zurück.

Da ging er hinweg, hinaus auf die Straße und gassenweit in die Stadt hinein, ohne zu wissen, was er wollte.

Anna starrte vor sich hin. Sie blieb nicht im Hause! Das war ihr klar. Welch eine Frau! Hatte sie ihr irgend Anlaß gegeben, sie zu beleidigen? Allerdings, sie hätte sich vielleicht mehr zurückhalten sollen! Aber — an so etwas, daran, daß Christian Stünzi und sie — Torheit! — daran — hatte sie nie gedacht! —

Sie grollte auch Stünzi in diesem Augenblick heftig. Warum, wußte sie eigentlich nicht recht. Es schien ihr jetzt, daß er seine Pflicht besser hätte kennen sollen. Aber ein klares Bild, weshalb sie ihm Schuld zumaß, machte sie sich nicht.

Es dauerte lange, bis sie sich einigermaßen zu beruhigen vermochte. Dann begann sie zu überlegen, wie sie am besten ihren Umzug bewerkstellige. Einige Bedenken stiegen ihr auf und kleine Empfindungen von Unbehagen. Sie hatte seinerzeit lange gebraucht, bis sie eine ihr zusagende Wohnung gefunden. Der Gedanke, wiederum auf die Suche gehen zu müssen, war ihr zuwider. Aber sie wollte keinen Augenblick zögern.

In diesem Augenblick hörte sie Dorets Stimme im Treppenhaus. Es gab ihr einen Stich. Dieses holde, zutrauliche Kind war ihr lieb. Auch — auch der Vater! — Merkwürdig, wie sie vom Kinde plötzlich auf den Vater kam! Hinter dem notwendigen Abschied von diesem Manne, der ihr das häßliche Begebnis mit seiner Frau nicht erspart hatte, stand eine graue, lustlose Öde. Was doch das Leben nutzlos und schal war! Aber sie mußte fort.

Hastig suchte sie Hut und Jacke hervor. Sie lief auf die Zeitungsstube, schrieb Adressen heraus, suchte auch ein in der Nähe befindliches Haus, wo eine Stube zu haben war, auf, war aber entsetzt über die Ungebildetheit der Hausleute und wollte, da es inzwischen zu spät geworden war, morgen ihre Nachforschungen fortsetzen.

Sie saß längst wieder auf ihrem Zimmer und über ihren Büchern, da ging, ohne daß sie es anfänglich merkte, die Tür ein wenig auf, und Doret steckte den dunkeln Kopf durch die Spalte.

„Fräulein! Fräulein!" hörte sie sie leise rufen, und das Kind schlüpfte herein.

Doret las sogleich Annas Verstimmung aus ihren Zügen. Sie stand plötzlich still

Bildnis

Gemälde von Prof. Carl von Marr

Digitized by Google

Digitized by Google

und sagte: „Störe ich? Dann komme ich ein andermal.“

„Ich bin heute sehr beschäftigt,“ antwortete Anna; aber sie streckte doch die Hand nach dem Mädchen aus, das ihr leid tat.

Doret legte verzagt die Fingerspitzen in diese Hand. Bedrückt flüsterte sie: „Ich bin nur gekommen, weil ich solche Angst habe. Die Mutter — der Vater ist bei ihr. Er hat die Magd zum Arzt geschickt. Es muß schlimm stehen.“

Anna erschrak über die Nachricht. Hatte die Erregung Frau Berta geschadet? Ihre Selbstvorwürfe verschärften sich. Sie wußte nicht, was sie dem Kinde erwidern sollte. Aus gepreßtem Herzen sagte sie endlich: „Geh nur wieder, Doret! Geh nur! Vielleicht bist du drüben nötig. Du kannst auch sagen, daß ich schon angefangen habe, mich nach einem andern Zimmer umzusehen.“

Doret fuhr zurück. Dann stürzten ihr die Tränen aus den Augen. Hoffnungen brachen ihr zusammen. Aber sie fand keine Worte. Scheu und traurig schlich sie hinaus.

Die Mutter schlief, als sie hinüber kam. Der Vater saß draußen in der Wohnstube und las die Zeitung. Sie erzählte ihm in voller Bestürzung, was Anna gesprochen hatte.

Christian Stünzi antwortete mit einem gedehnten, nachdenklichen „So?“ Er spürte, wie ihm bei der unvermuteten Nachricht heiß geworden war. Die Nähe seines Kindes machte ihn befangen. Er zwang sich zur Ruhe und wendete sich seiner Zeitung wieder zu. Aber er wußte nicht, was er las, obwohl er scheinbar ganz vertieft war.

Der Arzt kam dann, und Stünzi konnte ihm schon, ehe er bei der Kranken eintrat, erklären, daß deren Schwächeanfall vorüber und ihm jetzt fast leid sei, den Doktor unnötig bemüht zu haben. Der andere ließ es aber nicht gelten und sagte, daß jede Veränderung im Befinden Frau Bertas beachtet werden müsse. „Wir dürfen,“ fuhr er fort, „uns nicht verhehlen, daß jeder Tag das Ende bringen kann.“

Diese Worte hörte Christian Stünzi nur halb. Die Nachricht von Anna Kaulen beschäftigte seinen Sinn und verwischte ihm die Deutlichkeit der Erkenntnis, daß ihm ein viel unwiderruflicherer Abschied bevorstand als der von Anna Kaulen.

Als der Arzt sich wieder entfernt hatte, pochte er, trotzdem es spät war, an Anna Iwanownas Tür, durch die er noch Licht schimmern sah. Ihr „Herein!“ klang verwundert und zögernd.

Er trat auf die Schwelle, fast so scheu und bescheiden, wie vorher sein Kind.

„Ich höre, — Doret sagt mir,“ begann er, „daß Sie von uns fort wollen.“

Anna Kaulen war bei seinem Eintritt aufgestanden. Sie legte die Hand auf den Tisch, und ihre Finger tasteten mit einiger Unsicherheit nach einem in der Nähe liegenden Buche. „Sobald ich eine Unterkunft gefunden habe,“ antwortete sie.

„Muß das sein? Müssen Doret und ich entgelten, was —“ Er stockte.

Sie fühlte, daß er nicht weiter sprach, weil es ihm widerstrebte, etwas gegen seine Frau zu sagen. „Sie wissen selbst, daß es das beste ist, wenn ich gehe —“

Er hörte ein Bedauern aus ihrem Ton. Vielleicht war sie ihm in der Tat in diesem Augenblick näher, als je vordem. Eine Ahnung, daß dem so war, raubte ihm die Selbstbeherrschung. „Nehmen Sie das kleine Opfer auf sich, die Ihnen angetane Beleidigung zu ertragen,“ sprach er ihr zu. „Doret würde Ihnen so dankbar sein. Es würde ihr weh tun, Sie verlieren zu müssen.“

„Sie kann mich besuchen.“

„Und ich?“ fuhr er heftiger weiter. „Denken Sie so gar nicht an mich? Wäre das so undenkbar, was — was Ihnen von uns beiden gesagt worden ist?“

Sie faltete die Stirn. Warum sprach er das aus? In diesem Augenblick! Es löschte alle Wärme, die sie für ihn empfunden, aus.

„Nein, nein,“ schnitt sie ihm alle Weiterrede ab, zu der er ansetzte. „Lassen Sie! Jetzt erst recht weiß ich, daß ich fort muß.“

Er erkannte, daß er zu rasch gewesen war. Er stand wie geschlagen da. „Es tut mir leid,“ sagte er betreten. „Ich finde nicht den Ton, der Sie überzeugen kann.“

Sie schwieg.

„Gute Nacht, Anna Kaulen —“

„Gute Nacht,“ antwortete sie.

Sie drehte ihm langsam den Rücken zu. Es war ein deutlicher Wink, daß sie auf sein Gehen wartete.

Und er ging wirklich. — —

Dieselbe Nacht brachte die Entscheidung.

Anna erwachte in der Nacht von einer heftigen Unruhe im Hause. Sie hörte Schritte und Türen gehen. Ein Wagen fuhr vor. Eine Weile später vernahm sie deutlich ein Schluchzen aus der Stube nebenan, wo Doret schlief. Sie ahnte, daß der Arzt gerufen worden war und was das alles zu bedeuten hatte. Ihr erster Gedanke war, aufzustehen und ihre Hilfe anzubieten, allein dann sagte sie sich, daß die Frau sie ausgestoßen und sie kein Recht habe, sich aufzudrängen. Sie wollte abwarten, was sie erfahren werde.

Am Morgen, als sie sich eben anschickte nach der Universität zu gehen, suchte Christian Stünzi sie auf. Er trug schwarze Kleider und sah übernächtig aus. Sein Gesicht war ernst. Er sprach sie sogleich an: „Ich wollte Ihnen sagen, ehe Sie ausgingen, Fräulein Kaulen, meine Frau ist heute nacht gestorben.“

Anna Iwanowna durchfuhren häßliche Gedanken. Spielen wir nicht Komödie, wir zwei, mit unsern Leichenbittermienen? Und mit einem heimlichen Verdruß über sich selbst, fuhr sie doch fort zu sprechen, was dem Anlaß angemessen war: „Wie rasch das gekommen ist!“

„Ein Schlaganfall,“ antwortete Stünzi. „Der Arzt hatte mich darauf vorbereitet.“

Sie reichte ihm die Hand. „Es wird für

Digitized by Google

Doret sehr schwer sein," sagte sie; sie hätte ums Leben nicht von seiner Trauer reden können!

„Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie ihr ein gutes Wort sagen wollten," bat Stünzi. „Sie weiß sich kaum zu fassen. So ein junges, schwaches Menschenkind wird vom ersten Leid fast zu Boden gedrückt."

Das schien ihr in aller Einfachheit doch wieder schön und wahr gesagt und sie hätte es ihm beinahe mit einem warmen Blick verraten. Aber es reute sie sogleich, und sie hob die Augen nicht. Er drehte sich um und hob an mit nachdenklich gedämpften Schritten die Treppe hinunterzusteigen.

Anna Kaulen legte die Schulbücher wieder hin. Sie war bereit, die Vorlesung zu versäumen, damit die kleine Doret nicht allein sei. Sie fand das Kind in Schluchzen erzitternd, neben dem Totenbett der Mutter knieend. Die hagere Frau lag friedlicher da, als sie im Leben gewesen. Anna Kaulen sah auf das wachsbleiche Gesicht und hatte dabei ein eigentümliches Gefühl von Fremdheit der Toten gegenüber, einer Fremdheit, die sich ihr im gleichen Augenblick auch beim Gedanken an Stünzi und selbst an Doret geltend machte. Diese drei gehörten zusammen, sie, Anna — dagegen wie weit außerhalb sie eigentlich stand!

Sie neigte sich aber zu Doret und hob die heftiger Weinende auf. Den Arm um sie gelegt, mit ein paar leisen Worten ihr Fassung zusprechend, führte sie das Mädchen in die Wohnstube hinaus. Doret drängte sich dicht an sie und schlang, als sie sich auf einen Stuhl niederließ und das Mädchen neben sich zog, die Arme um sie.

„Jetzt habe ich dann gar niemand mehr," klagte das Kind. „Wenn Sie auch noch gehen, dann bin ich — ganz, ganz allein."

Anna antwortete nicht. Aber es war ihr, als habe jemand die Tür zugemacht, daß sie nicht fort könne. Jetzt — gleich — wenigstens nicht. Sie blieb den ganzen Morgen um Doret besorgt, neben Stünzi und an ihm vorbeigehend, ohne mit ihm zu reden, mit kleinen Dienstleistungen nur ihm und dem Kinde nützend.

Am Nachmittag kamen die zärtlichen Verwandten, Tanten und Onkels. Da wurde sie oder fühlte sie sich wenigstens entbehrlich.

⁂

Trotz der Verwandten, die nun ihr Recht an dem Witwer drüben und der kleinen Doret nahmen, setzte Anna Kaulen ihre Bemühungen, eine andere Wohnung zu finden, nicht fort. Sie brachte es nicht über sich, in die Wirrnis, die durch den Todesfall in dem kleinen Haushalt entstanden war, auch noch die weitere Last ihres Umzugs zu tragen.

Noch ehe jedoch das Leben im Hause sich wieder seiner Gleichförmigkeit zugewendet, ergab sich ein weiterer Grund für ihr Bleiben. Doret klammerte sich förmlich an sie an. Jeden Morgen, ehe sie zur Schule ging, wenn sie heimkam und wenn sie sich wieder entfernte, am Abend aber erst recht, kam sie herüber, war es nur um einen kurzen Gruß, einen Rat, eine Hilfe bei einer Aufgabe oder ein stilles Beieinandersitzen. Sie gestand Anna, daß die schulmeisterliche Freundlichkeit der Verwandten ihr lästig sei und daß insbesondere das eigenmächtige Wesen einer Schwester ihres Vaters, die in der Wohnung walte und wahrscheinlich dableiben werde, um dem Vater die Wirtschaft zu führen, ihr die Stuben drüben fremd mache. Sie war wie ein frierendes Vögelchen, das in einen schützenden Winkel schlüpft.

Die Beerdigung Frau Bertas ging inzwischen vorüber, ohne daß Anna Stünzi mehr noch als flüchtig gesehen hätte. Die fremden Leute, die in der Wohnung ein und aus gegangen, entfernten sich wieder. Ruhe und Gleichmaß kam in die Stuben zurück, und Anna in der ihren spürte die Stille, die drüben Platz griff. Nur zuweilen konnte sie einen raschen, lauten Schritt und eine scharfe Stimme hören, die früher nicht dort gewesen waren. Das war die Schwester Stünzis. „Die Tante kehrt das unterste zu oberst," erzählte Doret. „Sie ist eine so gute Hausfrau, daß einem angst und bang wird." „Sie ist sehr gut zu mir," berichtete sie auch, aber es klang wehmütig, als wollte sie beifügen: ‚Aber wir sind uns so fremd.'

Wie zärtlich und liebebedürftig die kleine Doret war! Sie sah zart und zierlich aus in ihrem schwarzen Kleid, über dessen Rücken die dunkeln, aufgelösten Haare fielen. Leise, scheue Worte sprach sie. „Wie traulich es hier bei Ihnen ist, Fräulein Kaulen! — Nicht wahr, Sie denken jetzt nicht mehr ans Fortgehen?"

Ihre Augen suchten immer diejenigen Annas und leuchteten auf, wenn sie sie trafen. Manchmal stahl sich ihr Arm durch den ihren oder ihre Hand auf die ihre. Einmal senkte sie ganz leise und, als sollte sie es nicht merken, die Lippen auf ihre Finger.

Das war doch Liebe. Anna Iwanowna empfand sie und labte sich an ihr als an etwas Ungewohntem und fühlte sich durch sie in eine Schuld kommen, die sie glaubte durch ihr Dableiben bezahlen zu sollen.

Stünzi blieb auswegs. Sie hörte wieder seinen Hammer aus der Werkstatt herauftönen. Seine Lötlampe fauchte, wenn sie vorüberging. Er selbst, wenn er ihr je begegnete, grüßte nur ruhig und stand nicht bei ihr still. Sein Blick war ernst und wie auf andere Dinge als auf sie gerichtet. Einmal stellte er ihr seine Schwester Emma vor, die arbeitsharte Hände, ein verblühtes Gesicht und ein rauhredseliges Wesen hatte. Von da an suchte diese die Bekanntschaft mit der Mieterin weiter zu pflegen, stellte sie, wenn sie sie traf, und kam auch wohl herüber. Anna Kaulen setzte ihren Annäherungsversuchen große Kühle entgegen. —

Es war eines Abends. Anna war von der hohen Universität auf dem Berge, Doret aus dem altehrwürdigen Schulhause neben

Digitized by Google

dem großen Münster heimgekommen. Im Dämmerlicht saßen sie in Annas Stube. Dorets Gesicht leuchtete vor Freude. Sie erzählte, daß der Vater ihr einen langgehegten Wunsch erfüllt und erlaubt habe, Musikunterricht zu nehmen. Sie hob auch abermals von ihm in einer Weise zu sprechen an, die ihr tiefes Gemüt und ihr reifes, klares Urteil bewies: „Ich glaube, daß wenige Menschen soviel Güte in sich haben, wie mein Vater,“ sagte sie, ging dem Gedanken in die Tiefe nach und führte aus, es scheine ihr, als tue sich seit der armen Mutter Tode die Liebefähigkeit des Vaters erst recht auf. Die Mutter sei in allen Dingen gar sparsam gewesen und habe des Vaters Weitherzigkeit nicht immer gern gesehen, sie auch kläglich eingeengt. Nun aber, da niemand mehr abwehre, fröne dieser seiner Neigung, allen Menschen Freude zu machen und beginne mit ihr, verwöhne die Tante und lasse die Nachbarschaft und Freundschaft an seiner Gebefreudigkeit teilhaben. „Und dennoch,“ fuhr sie fort, „ist es mir, als ob der Vater irgendeinen Kummer mit sich herumtrage.“

Ihr Gesicht trübte sich.

„Es ist nicht der Mutter wegen,“ sprach sie sinnend weiter, „denn ich weiß ja wohl, daß sie einander nicht so verstanden haben.“

Anna Iwanowna saß da und wußte nicht, was sie sagen sollte. Sie fühlte, daß sie die Rede auf andere Dinge lenken sollte und wollte, aber es fiel ihr nichts ein, Dorets Gedankengang zu unterbrechen.

„Der Vater hat mich gefragt, ob Sie nicht mehr vom Fortgehen sprächen,“ plauderte Doret jetzt. Und dann: „Ich glaube, er würde sich freuen, wenn er Sie manchmal sähe. Ich bin gewiß, daß er gern wieder einmal hier einträte, aber er sagt, daß man Sie nicht stören dürfe.“

Nun fuhr Anna Kaulen doch auf, erschrak von der Wendung, die das Gespräch nahm, und der eigenen, seltsamen Erregung, die des Kindes leise, liebevolle Worte in ihr weckten. Mit Gewalt brachte sie die Unterhaltung auf Dorets Schule und stellte zwanzig Fragen, nur um jene abzulenken. Aber als das Kind gegangen war, saß sie in die Dunkelheit des wachsenden Abends hinein und sann über das nach, was Doret vom Vater gesprochen hatte. Eines ihrer Worte ums andere wiederholte sie sich. Und vor jedem lüftete sich vor ihren Augen gleichsam ein Vorhang. Christian Stünzi dachte an sie, Anna Kaulen! Sie wunderte sich nicht darüber. Sie spürte förmlich das Verlangen des Mannes da drüben nach einem Wiedersehen mit ihr, spürte es aus Dorets Worten, und aus eigenen, unbestimmten, Wände durchstoßenden Ahnungen. Sie gestand sich, daß Christian Lobesam Stünzi sich wacker halte, indem er sich selber keine Gelegenheit gebe, zu ungehöriger Zeit, zur Zeit, die er noch der Toten schuldig war, seine Augen wieder auf sie zu legen. Sie mußte wider Willen gut von Christian denken. Auch der kleinen Züge wegen, die Doret ihr geschildert hatte. Sie vervollständigten sein Bild, so daß es scharf umrissen vor ihren Augen stand. Es lag ein freundlich warmer Schein darüber.

Anna Kaulen legte die Arme um ihr Knie und ihre Augen wurden größer. Sie hörte die Schläge ihres eigenen Herzens, so still war es um sie. Sie schauerte zusammen. Dann dehnte sie die Arme, die schlanke, schmächtige Gestalt. Ein seltsames Drängen und Verlangen hob in ihr an. Wie allein war sie im Leben! Nirgends hatte sie Wurzel. Ihre Jugend war halb Traum, halb unschöne Wirklichkeit gewesen, ein Heranreifen, das sie in ihrer Umgebung viel Gleichgültiges, mehr Verächtliches, nichts des Festhaltens Wertes hatte erkennen lassen. Hier sah sie zum ersten Male einen Menschen, den sie schätzen mußte.

Auf einmal hörte sie draußen Stünzis Stimme. Er sprach mit seiner Schwester. Jetzt lachte er. Es klang sorglos, unbekümmert heiter. Er schien im Begriffe, zu seinen Kegelbrüdern zu gehen. Da überkam sie eine plötzliche Ernüchterung. Ein Frost durchlief ihren Körper und der große Ekel vor Leben und Welt, der ihr wie eine Krankheit anhaftete, ergriff sie wieder. Woher doch dieses Empfinden kam? Es war wie ein angeborenes Übel. Ihr Bruder hatte darum sein Leben weggeworfen. Es war ein Gebresten, das vom Pesthauch des Alltags stets neu genährt wurde. Gott, wieviel menschliche Schwäche, Falschheit, Häßlichkeit, Verlogenheit, Eigennutz in der Welt war! Von Jugend auf hatte sie sie gefunden und sah sie immer noch. War nicht sie selbst auch nicht Herrin ihres Willens, sie selbst durchsickert von einem unbestimmten Verlangen, das zehrende Unbefriedigtheit zeitigte? Und Christian Stünzi? Er liebte sie — Anna Iwanowna, meinte sie zu lieben. Aber — hatte er nicht auch seine Frau einmal geliebt? Sie malte sich die beiden aus, das junge, ungebildete, aber hübsche Mädchen und den verliebten, schöntuerischen Menschen. Wie lächerlich das alles war!

Anna Kaulen ächzte. Dann begann sie jäh zu weinen. Es waren halb zornige, halb verzweifelte Tränen.

Am nächsten Morgen begab sie sich wieder auf die Neuwohnungssuche. Es trieb sie mehr ein dumpfes Gefühl, daß sie das jetzige Leben und Hausen nicht fortführen könne, als ein klarer Entschluß. Sie dachte an Doret, während sie zwei Zimmer besichtigte und das eine erträglich fand. Sie fühlte den Betrug, der darin lag, daß sie hinter des Kindes Rücken nun doch die Trennung vorbereitete. Aber ein neuer Gedanke kam ihr dabei. Was bedeutete die Anhänglichkeit Dorets? War sie ein Bleibendes? Als ob in dieser Welt der Vergänglichkeit etwas, irgend etwas bliebe? Dorets Liebe zu ihr war ein Feuer, das erlosch, wie jedes,

Digitized by Google

das nicht genährt wurde. Und wo das eine gebrannt hatte, zündete das Leben bald ein fröhliches, anderes an.

Die Weltsattheit schüttelte sie so, daß sie sich plötzlich fragte, weshalb sie überhaupt sich noch um Wohnung bemühe, ob es nicht besser sei, dort in dem Strom, der neben der Straße rauschte, Heimat zu suchen.

Sie besaß aber ein starkes Lebenspflichtgefühl und überwand den Überdruß. Sie kehrte in das Haus zurück, in welchem sie das ihr gutscheinende Zimmer gesehen hatte, und ließ es sich noch einmal zeigen. Hier, legte sie sich zurecht, wollte sie ihre Bücher unterbringen, dort sollte der Arbeitstisch stehen. Diese Erwägungen beruhigten sie. Studium und Arbeit waren ein Halt. Sie dachte mit einer gewissen Zufriedenheit an das, was sie hier lernen und erringen werde. Sie mietete den Raum, ehe sie wegging. —

Anna Kaulen ließ noch am gleichen Abend Christian Stünzi durch seine Schwester bitten, daß er zu ihr komme.

Kurz darauf trat er bei ihr ein.

Die Lampe brannte schon im Zimmer.

„Sie haben mich rufen lassen," begann Stünzi.

Anna Kaulen vergaß, ihn zum Sitzen zu mahnen, so eilig war sie, um ihren Entschluß kundzutun. Ihr Herz klopfte ungestüm, heftige Empfindungen stritten in ihr. Seine Nähe wirkte auf sie. Er war doch ein Mensch, dachte sie wieder, der es gut mit ihr meinte. Und hier wurde ihr eine Heimat geboten, ihr, die bisher überall, selbst in ihrer engsten Familie eine Fremde gewesen war. Warum streckte sie nicht die Hand aus? Aber stärker denn je meldete sich der innere Widerstand. Sie konnte — konnte nicht über sich selbst hinaus.

„Ich wollte Ihnen nicht in einer durch den Tod feierlichen Zeit mit Alltäglichkeiten kommen, Herr Stünzi," begann sie jetzt. „Nun muß ich Ihnen doch sagen, daß ich meinen früheren Entschluß ausgeführt und mir ein anderes Zimmer genommen habe."

Sie sah, wie die Nachricht förmlich in ihn hineinzuckte. „Ist das wirklich Ihr Entschluß?" fragte er. — „Ja," antwortete sie und vermied seinen Blick.

Er schwieg eine Weile. Fast schien er gehen zu wollen. Dann trat er einen Schritt näher zu Anna.

„Fräulein," begann er, die Worte mühsam suchend, „ich wollte jetzt noch nicht davon sprechen — es ist nicht die Zeit noch —"

Anna Kaulen faltete die Stirn. Sie war zornig, sie wußte selbst nicht warum. Es schien ihr vollständig klar, daß der Augenblick ihm zwingend das Geständnis abpreßte, das schon in seinen Worten lag, aber sie zürnte ihm doch, daß er sprach, und die ganze Entrüstung lag in ihren Augen.

Ihre Miene entmutigte ihn. Er wagte nicht fortzufahren.

„Ich bin ja wohl sehr töricht gewesen," sagte er endlich leise. „Ich habe gemeint, daß Sie vielleicht immer dableiben würden."

Anna Kaulen lauschte. Sie fühlte sein schlichtes Sichbescheiden. Sie meinte, ihm beide Hände reichen zu sollen. Aber es geschah nicht. Schlank und stumm, ein feiner, dunkler Schatten stand sie im Lampenlicht.

„Es wird uns sehr weh tun, Doret und mir," sprach Christian Stünzi weiter.

Und als sie immer noch schwieg, glaubte er, daß seine Nähe ihr lästig sei. Er drehte sich nach der Tür um und streckte dann doch mit einer jähen, schmerzlichen Bewegung die Hand aus. „Ade, Fräulein Kaulen," sagte er mit ganz erstickter Stimme.

Und sie nahm seine Hand. Und sie hielt sie fest und drückte sie. Es war ihm schon, als ob sie ihn zurückhalte. Da löste sie ihre Finger mit heftiger Plötzlichkeit aus den seinen.

Er ging. — —

Sie sahen sich nicht mehr allein nachher. Anna Iwanowna machte mit der Schwester das Geschäftliche ab. Wann sie ausziehe, sagte sie nicht genau. Aber ein Dienstmann holte bald ihre Sachen. Um die Mittagszeit trat sie bei den Stünzis ein, da sie wußte, daß die Familie beisammen war.

Emma, die Schwester, schaute sie mit halb erstaunten, halb ärgerlichen Blicken an. Sie war nicht im klaren, weshalb die Mieterin eigentlich so plötzlich auf und davon ging.

Auch Dorets Augen fielen auf Anna. Und Dorets Blick tat ihr weh. Sie kannte ihn. Die unausgesprochene Klage stand darin: Ich verstehe dich nicht. Bist du so seltsam oder so launisch oder — so — falsch?

Anna ging aber rings um den Tisch, an dem die drei noch beim Mahle saßen, und reichte jedem der sich Erhebenden die Hand. Sie sprach höfliche Worte, wie die Gelegenheit sie gebot. Die ganze Szene hatte etwas Gezwungenes, denn die drei Hausgenossen konnten, während sie Annas Grüße erwiderten, nicht vermeiden, daß auch aus ihren Stimmen ein Unbehagen klang.

Als Anna sich entfernte, blieb ihr der letzte Händedruck Christians und ein schwingendes, bebendes „Ich wünsche Ihnen viel Glück, Fräulein," im Gedächtnis. — —

Nun folgten für Stünzi und Doret dumpfe, trübe Tage. Die laute und entschlossene Schwester und Tante gab sich Mühe, die lastende Trauerstimmung durch derbes Wesen und Reden zu zerstreuen, aber es half nicht viel. Doret weinte oft. Meister Christian arbeitete rastlos. Sonntags oder nach Feierabend, auch an Werktagen machte er sich emsig hinter seine Malversuche, als wollte er sich keine Zeit zum Denken lassen. Auch auf den See hinaus ruderte er, aber nur, wenn Doret ihn begleiten und mit ihm reden konnte. Er wollte nicht mit sich selber allein sein. Er und Doret taten einander zulieb, was sie sich von den Augen absehen konnten. Hatte schon immer ein schönes Verhältnis zwischen Vater und Tochter be-

Digitized by Google

standen, so gewann es jetzt an wortloser Innigkeit. Keines erwähnte der Anna Iwanowna, weil jedes wußte, daß in seinem Innern eine Wunde war, die blutete, wenn man sie berührte. Aber sie sprachen unwillkürlich von allen den Dingen, die dazu angetan waren, ihre Gedanken abzulenken, von der schönen Natur, von des Vaters Bildern, von Dorets Schule und der und jener Freude, die der Vater für sie bereit hielt. Dabei tauchten dann oft ihre Augen mit einem tiefen, ausschöpfenden Blick ineinander. Es war wie ein Zusammenfliegen und Zusammenschmiegen der Seelen.

Doret umschmeichelte und umsorgte den Vater nach Mädchenart, jetzt einen Arm durch den seinen schiebend, jetzt einen raschen, stillheftigen Händedruck mit ihm tauschend. Ruhig, mit einer gleichmäßigen, ernsten, tief heraufkommenden Liebe nahm der Vater seines Kindes Zärtlichkeit entgegen.

Wochen vergingen. Da kam Doret einmal ganz erregt von der Schule nach Hause und trat in des Vaters Werkstatt. Sie hatte, so erzählte sie, Anna Kaulen angetroffen. Diese war bei ihr stillgestanden und hatte lange mit ihr gesprochen. „Auch nach dir hat sie gefragt, Vater," berichtete das Mädchen. Es wußte nicht, warum es das, was fast natürlich war, besonders hervorhob. Aber es erinnerte sich gerade jetzt an Anna Kaulens schmales Gesicht und an den seltsam großen, erwartungsvollen Blick, mit dem jene die Frage begleitet hatte.

Christian Stünzi errötete. Sein Herz klopfte so laut wie sein eigener Hammer, wenn er ein Blechblatt klopfte.

„Sie fühlt sich nicht zu Hause, wo sie jetzt wohnt," fuhr Doret zu erzählen weiter fort. „Sie sagt, die Menschen seien ihr fremd."

„Sie scheint nicht glücklich," begann sie abermals nach einer Weile, während welcher der Vater geschwiegen hatte. „Sie sagt auch, daß sie vielleicht weit fortziehe."

„Wohin?" fragte Stünzi. Es sprang ihm so plötzlich und angstgetrieben auf die Lippen, daß er selber ganz betroffen wurde.

„Irgendwohin, sagt sie," antwortete Doret traurig. „Es komme für sie ganz auf dasselbe heraus, wo sie sei, da sie doch überall einsam bleibe."

Christians erstes Gefühl nach diesem Gespräch war, sogleich aufzubrechen, Anna Kaulen aufzusuchen und sie zu bitten, zurückzukehren. Aber er fand den Mut nicht. Er mußte an ihre Augen denken, die so erstaunt und kühl fragen konnten: Was willst du denn von mir? Sein Inneres zitterte noch lang von Bewegung.

Auch Doret war ergriffen. Wie es in ihr nachschwang, das bewies die Tatsache, daß sie nun jeden Tag von Anna Kaulen sprach.

Das Merkwürdige aber setzte sich fort. Anna Iwanowna begegnete dem Schulmädchen öfter. „Manchmal meine ich fast, daß sie es so einrichtet," sagte Dorot zum Vater. Und heute hatte sie Schokolade in der Tasche, die Anna Kaulen ihr geschenkt. Morgen zeigte sie Stünzi ein kleines Buch, das die Freundin ihr mitgebracht. „Sie ist ja so — so gut," flüsterte sie wieder. „Nur zu ihr kommen, heißt sie mich nicht."

Stünzi hatte immer keine Worte. Seine Gedanken arbeiteten nur. Noch hatte Anna Kaulen ihm keinen Gruß geschickt. Und er wartete doch darauf, hätte selber der Tochter gerne einen aufgetragen. Doch er wollte wiederum nicht der erste sein.

Aber auch diese Erwartung erfüllte sich ihm noch. „Anna Kaulen schickt dir einen recht, recht herzlichen Gruß, Vater," berichtete Doret. „Recht, recht herzlich, hat sie gesagt," wiederholte sie.

Stünzi stand das Herz still. Auf einmal war seine Hoffnung groß. Sie hatte schon lange als kleines Feuer in ihm gemottet. Jetzt schlug sie himmelhoch auf. Annas Worte **mußten** etwas zu bedeuten haben. Das sah doch alles aus, als reue es sie, daß sie sein Haus verlassen. Sie hatte nicht nur keinen Groll gegen ihn, sondern zeigte ihm offen ihre Teilnahme.

Aber immer noch hielt ihn die Furcht vor ihrem kühlen, abweisenden Wesen ab, zu ihr zu eilen. Er zögerte bis zum folgenden Tag. Dann litt es ihn nicht länger.

Es war Sonntag und regnete. Er war gewiß, Anna zu Hause zu treffen. Doret war zu Besuch bei einer Schulkameradin. So brauchte er ihr nicht zu sagen, wohin er seinen Weg nahm, noch auch sie mitzunehmen. Er prüfte sorglicher als sonst das eigene Aussehen. Es war ihm, als habe er einen feierlichen, lebenswichtigen Gang zu tun. Indessen legte sich das Düster des Böswettertages ihm aufs Gemüt, als er ins Freie trat. Der Regen fiel nicht in großen Tropfen, sondern wie in feinen Schleiern, unhörbar und doch mit seiner Feuchtigkeit Kleider und Körper durchschauernd. Die Häuser standen kalt und grau an der Straße und über ihren Dächern spannte sich die Nebeldecke und schuf aus den Gassen schwerüberwölbte Kellergänge.

Langsam, mit aufgespanntem Schirm schritt er dahin. Wenige Menschen begegneten ihm. Die herabgelassenen Rolläden der Magazine erhöhten noch das Traurige, Tote der sonntäglichen Stadt.

Jetzt stieg er die steilen Kirchgassen hinan. Das Pflaster unter seinen Schuhen hallte manchmal. So leer war es rings. Nach einer Weile machte er vor einem Hause halt. Hier hatte, wie Doret erzählt, Anna Kaulen Wohnung gefunden. Er schellte. Jemand sah heraus. Dann wurde die Tür oben geöffnet.

Bisher hatte er eine den Drang der Erwartung mühsam zwingende Ruhe bewahrt. Jetzt verschlug es ihm den Atem. Als er vor die Wohnung kam, in welcher Annas Zimmer gelegen war, mußte er tief Atem schöpfen. Er sah neben dem Namen des Wohnungsinhabers unterm Glockenzuge die Vi-

Digitized by Google

sitenkarte Annas angeheftet. Noch ehe er läuten konnte, öffnete jemand die Tür, und ein Mann in Pantoffeln und Schlafrock mit rotem Schlemmergesicht stand da und wünschte ihm, offenbar in seiner Sonntagsruhe gestört, mürrisch einen guten Tag.

„Ich möchte Fräulein Kaulen sprechen," sagte Christian Stünzi.

„Kaulen?" fragte der andere entgegen und blinzelte. Dann fuhr er fort: „Aha, das ist die Studentin, die Russin. Die hat wohl Schulden hinterlassen, wie?"

Stünzi sah den widrigen Menschen groß an.

„Wieso? Nein," antwortete er schroff.

„Ja, hier ist sie nicht mehr," erklärte der andere mit fetter Gleichgültigkeit.

Eine Frau erschien im Flur, sauberer als der Gatte, auch freundlicher, obgleich auch in ihrem Gesicht die Ungebildetheit geschrieben stand. „Nach der Russin wird gefragt," belehrte sie der Mann.

„Sie ist fort," bestätigte das Weib und entrüstete sich mit großer Redseligkeit: das sei doch keine Art, so fortzulaufen, ohne zu kündigen. Das Vorausbezahlen der Miete schütze sie zwar vor Verlust; aber, wenn sie gekonnt hätte, würde das russische Frauenzimmer sicher auch ohne die Miete zu entrichten durchgebrannt sein.

„Das würde sie nicht," sagte Christian.

Der Zorn über die Hausleute trieb ihm das Blut ins Gesicht. Aber im Grunde hatte er keinen klaren Gedanken. Er war von der Nachricht wie betäubt.

Die Vermieter lenkten sogleich ein, als sie sahen, daß der Besuch die Partei der Anna Kaulen ergriff, der Gast konnte ja am Ende ein Angehöriger der Russin sein. Der Mann zwar wandte sich, etwas in sich hinein murmelnd, ab. Die Frau jedoch beeilte sich, gutzumachen und zu versichern, daß sie ja freilich nie über das Fräulein zu klagen gehabt. Sie sei still und recht gewesen, habe auch in einem höflichen Briefe, den sie hinterlassen, ihre plötzliche Abreise entschuldigt.

„Wohin mag sie wohl gereist sein?" fragte Stünzi ganz verzagt.

„Wenn ich das wüßte," antwortete die Frau.

„Glauben Sie, daß sie die Stadt verlassen hat?" fragte er wieder. Aber er sprach es schon halb mechanisch und ohne Hoffnung auf eine Antwort. Er hörte auch nicht hin, was die Frau erwiderte, sondern er drehte sich um und stieg die Treppe hinab.

Als er wieder in der Gasse stand, mußte er sich besinnen, wer und wo er war. Alles erschien ihm fremd und gleichgültig. Er legte die Hand an die Stirn. Was wollte er doch? Suchen! Suchen! Aber wo? Nie schienen ihm so viele Häuser in den Gassen gestanden zu haben. Und in jedem konnte Anna Kaulen sich verborgen halten! Am Ende aber war sie wirklich abgereist. Und dann: Wo sie finden? War die Stadt groß, so war die Welt erst recht weit!

Christian Stünzi seufzte. Mit von Hoffnung klopfendem Herzen war er gekommen. Jetzt drückte ihn der Kleinmut.

Er begann heimzuschreiten.

Unterwegs hatte er das Empfinden, Anna müßte ihm begegnen. Aus jeder Haustür, schien ihm, könnte sie treten. Auch würde er sich nicht gewundert haben, wenn aus irgendeinem Fenster sie plötzlich ihn angerufen hätte. Aber nichts dergleichen geschah. Er überlegte. Alle die Freundlichkeit, die Anna Doret erzeigt, der Gruß an ihn, konnte das nicht alles — zum Abschied gemeint gewesen sein?

Wie er heim kam, wußte er nicht. Auch nicht, wie lange Zeit verging, ehe Doret von der Freundin zurückkam. Er saß in der Stube allein, als das Kind eintrat. Die Tante war in der Küche. Es dämmerte. Der Regen fiel noch immer. Aber die düstere Stube war nicht so dunkel wie Christian Stünzis Gemüt.

Er erzählte Doret, daß er Anna Kaulen hätte aufsuchen wollen, daß sie aber nicht mehr in ihrer bisherigen Wohnung sei.

Das Kind war sogleich in Feuer. „Vielleicht kommt sie wieder zu uns," sagte sie rasch, und als der Vater den Kopf schüttelte: „Ich werde sie sicher wieder antreffen. Sie war so gut gegen mich. Oder wenn sie fort ist, schreibt sie mir wohl."

Aber Christian Stünzis Hoffnung wurde nicht lebendig.

Die beiden warteten dann. Manchen Tag und manche Woche. Es kam kein Brief, kein Lebenszeichen. Und keines von ihnen traf Anna Kaulen mehr an.

Doret spricht noch von ihr, obschon viele, viele Jahre vergangen sind. Sie besteht darauf — und ihre Augen sind dabei groß und nachdenklich — es käme noch einmal Nachricht von der längst Verschollenen, denn sie habe Wurzel gefaßt gehabt in dem Hause an der Torgasse, das ihr, der Heimatlosen, fast eine Heimat geworden wäre. Und wenn sie noch lebte, würde sie einmal noch einen Gruß schicken.

Wenn sie noch lebte!

Dieses Wenn erwägt Christian Stünzi, der alte, immer. Er geht nicht gern auf Dorets Worte ein, wenn sie von Anna Kaulen handeln. Sie rühren an vernarbten Wunden. Aber er sinnt im stillen nach. Sein Haar und Bart ist grau. Seine Zuversicht ist nicht die Dorets. Er meint, diejenige, die so gering von der Welt und den Menschen dachte, müßte sie nicht so lange erduldet haben. Nicht so lange, daß sie jemals wiederkommen könnte. Aber so ganz findet er den Schlüssel zu Anna Kaulens Wesen nicht, weil er nicht weiß, daß sie den Mut zum Glück nicht fand aus lauter Mißtrauen gegen die Welt und sich selbst.

Digitized by Google

Der Hauptmann

Von Georg Freiherrn von Ompteda

Der Hauptmann spricht zu seinen Füsilieren:
»Deckt euch! Ihr dürft euch nicht so exponieren,
Denkt an die Eltern, denkt ans Vaterland,
Die brauchen Söhne, das braucht jede Hand!«
Das Zeißglas vor dem Auge dicht,
Der Hauptmann selber deckt sich nicht.
Der Oberleutnant tritt aus dem Unterstand
Und spricht, die Finger am Mützenrand:
»Herr Hauptmann sind gehorsamst ersucht
In Deckung zu gehen. Sie funken verflucht!«
Der Hauptmann setzt vom Auge nicht das Glas:
»Ich muß erst sehen, denn dort bewegt sich was.
Aber Sie, lieber Freund, wollen Sie wohl in die Knie!
Wir brauchen Sie noch, ich und die Kompagnie!«
Es heult, es pfeift.
Dicht über den Graben streift
Die Granate hin, fällt krachend ein:
Dreckwurf, Rauch und Feuerschein.
Splitter hageln. Der Donner dröhnt.
Der Hauptmann, das Glas am Auge, höhnt:
»Wenig dahinter, nur groß Bum-Bum!«
»Ausreißer!« brummt er und dreht sich nicht um.
Da sagt ein kleiner Leutnant mit kurzen, kecken
Worten: »Herr Hauptmann befahlen sich zu decken!«
Der Hauptmann aber deckt sich nicht.
Der Hauptmann, der Hauptmann lächelnd spricht:
»Höllisch besorgt, Sie lieber, junger Dachs!
Aber Ihr Hauptmann ist nicht von Wachs.«
Wölkchen wie Schäflein, unschuldsweiß
Wachsen am Himmel rund im Kreis.
Blöken nicht zaghaft, nein knallen und spei'n
Schrapnelle in die Schützenreihn.
Plötzlich wirft eine mit zischendem Ton
Die Ladung aus: »Schlechte Munition,
Ausbläser!« ruft, am Auge dicht

Digitized by Google

Das Glas, der Hauptmann, und deckt sich nicht.
Da faßt ein Herz sich der Sergeant,
Legt an die Hosennaht die Hand:
»Herr Hauptmann wollen gehorsamst gestatten...«
»Deckung!« herrscht der Hauptmann ihn an,
»Wollen Sie sich gleich decken, Mann!«
Kaum hat er gesprochen, so wächst ein Schatten
Steil empor. Es zuckt, es blitzt. Die Erde stiebt.
Bestäubt, bespritzt
Hält das Glas am Auge dicht
Der Hauptmann, und verächtlich spricht:
»Blindgänger! Deubel, alles was recht,
Die Munition ist wirklich schlecht!«
Ein Kriegsfreiwilliger, nur halb Soldat
Doch Eisernes Kreuz und Mann der Tat,
Ruft da: »Herr Hauptmann dürfen doch nicht fallen!
Was würde denn sonst aus uns allen!«
»Ist meine Sache. Das Kommando übernimmt
Der Älteste!« ruft der Hauptmann ergrimmt.
Der Kriegsfreiwillige aber lacht:
»Haben der Herr Hauptmann auch bedacht –
Wenn wir nun keine Zeit dazu haben –
Wer soll dann den Herrn Hauptmann begraben?«
Der Hauptmann nimmt vom Auge das Glas,
Der Hauptmann wird wahrhaftig blaß:
»Soldatentod? Verlange nicht mehr.
Aber Leichenparade hinterher!«
Er deckt sich plötzlich, zum erstenmal.
Da zuckt ein donnernder Feuerstrahl.
»Volltreffer!« noch der Hauptmann spricht.
Im Unterstand erlischt das Licht.

– – – – – – – – – – – –

Wie sie ihn begruben, so gegen zwei,
War die ganze Kompagnie dabei,
Und als der Sarg in die Tiefe glitt,
Beugten die Füsiliere sich mit,
Als spräche ihr Hauptmann im dunkeln Loch:
»Zum Deubel noch mal, so deckt euch doch!«

Digitized by Google

Tanzplatz bei Hannoversch-Münden. Gemälde von Prof. Louis Kolitz

Digitized by Google

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

Wie ich anfing

Erinnerungsschnitzel von Fedor von Zobeltitz

Fedor von Zobeltitz

Vor einigen Jahren hat mein Bruder Hanns, der Mitherausgeber dieser Hefte, hier einige seiner Lebenserinnerungen veröffentlicht (vereinigt in seinem Büchelchen „Im Knödelländchen und anderswo"), und da nunmehr die Merkwürdigkeit eingetreten ist, daß ich mich gleichfalls dem sechzigsten Lebensjahre nähere, so meinte er, es würde vielleicht ganz nett sein, wenn ich an seine Erinnerungen die eigenen anknüpfen wollte. Das tu ich natürlich gern, und um ihm nicht in die Quere zu kommen, hüpfe ich über die erste gemeinsam verlebte Kindheit hinweg und will zunächst einmal erzählen, wie es vor fünfzig Jahren im Königlich Preußischen Kadettenkorps aussah. Wenn es dem Leser Spaß macht, plaudere ich dann vielleicht auch noch ein bißchen weiter: von dem Anbeginn meiner Schriftstellerei und allerhand Weggenossen aus vergangenen Tagen, die ich nur noch im Jenseits grüßen kann.

Ploener Kadett

So um die Weihnachtszeit Siebenundsechzig sagte meine gute Mutter gelegentlich zu mir: „Also, Dusch, nun ist es abgemacht — nächste Ostern kommst du in das Kadettenkorps . . ."

Dusch war ihr Zärtlichkeitsname für mich, vermutlich eine Abkürzung für das russische Duschinka. Der dicke Opernsänger Weiß, der damals viel in unserm Hause verkehrte, hatte von seinem Engagement in Petersburg eine ganze Menge fremdländischer Ausdrücke mitgebracht. Da war wohl auch das Dusch haften geblieben.

Das Kadettenkorps kannte ich bis dahin nur aus den ‚Kadettengeschichten' Winterfelds, die vor kurzem erschienen waren und auf meinem Weihnachtstisch lagen. Der Kammerherr von Winterfeld gehörte zu den Gelegenheitsfreunden meines Vaters, und in einer kleinen Weinstube Unter den Linden, in der ich Papa einmal abholen mußte, zeigte er mir ihn auch und sagte: „Siehst du, Junge, das ist der Herr, der so lustige Geschichten schreibt" . . . Der Herr sah aber gar nicht so arg lustig aus, sondern saß hinter seinem Mosel, schnitt bei jedem Schluck ein saures Gesicht und rauchte dabei gewaltig aus einer dicken Zigarre.

Zweiundzwanzig Jahre später war ich bei seinem Begräbnis. Und bald darauf kam auch einmal seine Witwe zu mir, um mir ihr Leid zu klagen. Ein ganzes Geschlecht hatte Adolf von Winterfeld zum Lachen gebracht — und war doch als armer Mann gestorben. Alle Leutnants von damals kannten den dicken Padderow und den langen Nasewitz seiner Garnisongeschichten, aber nur die wenigsten wußten, daß er auch Besseres geleistet hatte als die zahllosen Dutzende seiner komischen Romane. Für seine gelungene Übertragung des bis dahin für unübersetzbar gehaltenen Karl Michael Bellman hatte er schon 1856 die große goldene Medaille der schwedischen Akademie erhalten, und seine Geschichte des Johanniterordens hat heute noch ihre Verdienste. „Er war unser erster Realist", sagte mir einmal Detlev von Liliencron ganz ernsthaft. Das Städtchen Pasewalk hat er sozusagen unsterblich gemacht. Aber seine Witwe litt Not.

. . . Eine andere Erinnerung aus meiner Kinderzeit kommt mir dabei zu Sinn. Ich war einmal mit meinem Vater im Königlichen Schauspielhause und saß neben einer sehr alten Dame, die er respektsvoll grüßte. Diese Greisin war die Witwe von Julius von Voß, die ihren Mann um beinahe vierzig Jahre überlebte. Voß hatte den Abschied nehmen müssen, weil er mit grenzenlosem Freimut die mangelhafte Organisation des preußischen Heerwesens vor Jena kritisiert hatte. Als Schriftsteller entfaltete er eine so unheimliche Tätigkeit, daß er sich, wie Goedeke

Digitized by Google

erzählt, schon 1826 auf seine seit 1813 herausgegebenen Romane nicht mehr besinnen konnte, ihre Zahl jedoch auf über hundert angab. Von seinen vielen Theaterstücken wurde die Posse „Der Strahlower Fischzug“ noch bis in unsere Tage gespielt. Er soll bitterarm auf einem Strohsack gestorben sein. Seine Witwe aber hatte freien Eintritt in den Königlichen Theatern und benützte ihn gern; da fror sie wenigstens nicht an den kalten Winterabenden . . .

Also ich sollte in das Kadettenkorps gesteckt werden. Ob ich Neigung oder Veranlagung zum militärischen Beruf hatte, danach fragte man selbstverständlich nicht. Vielleicht setzte man es voraus; alle Zobeltitze hatten den bunten Rock getragen. Mein Bruder Hanns freilich sollte studieren, aber nachher kam es auch anders. Mir war es ziemlich gleichgültig: ich war eben erst zehn Jahre alt geworden.

Nun wurde ich vorläufig für die Aufnahmeprüfung herangepiesackt. Ich kriegte so viel Privatstunden, daß mir der Kopf brummte, hatte aber keine Angst vor dem Examen. Den fröhlichen Optimismus habe ich mir auch in meine späteren Jahre hinübergerettet. Dann kam die Einberufung, und an einem Apriltage Achtundsechzig fuhr mich mein Vater in einem der damals üblichen Klapperkasten von Droschken nach der Hauptkadettenanstalt in der Neuen Friedrichsstraße, wo für die Berliner Anwärter die Prüfung stattfinden sollte.

General von Wartenberg, der derzeitige Inspekteur der Kadettenhäuser, war auch schon da und begrüßte meinen Vater als alten Freund. Nun ging die Prüfung los, und ich bestand ganz gut. Einer meiner Examinatoren war Heinrich Steinhausen, bis dahin Erzieher am Potsdamer Kadettenhaus, jetzt Lehrer am Berliner. Ein paar Monate später schied er aus und trat in den Kirchendienst. Lange Jahre nachher habe ich den inzwischen berühmt gewordenen Verfasser der „Irmela“ und „Neuen Bizarde“ bei Gelegenheit eines Schriftstellertages wieder begrüßen können, und am 27. Juli 1916 sandte ich ihm noch eine Glückwunschkarte zu seinem achtzigsten Geburtstage und erinnerte ihn an die Zeit vor achtundvierzig Jahren. Erst vor kurzem ist er gestorben.

Einige Tage nach der Prüfung wußte ich, daß ich „Königlich Preußischer Kadett“ geworden war, reif für die Sexta, und daß ich nach Ploen kommen würde, wo man damals eine neue Kadettenanstalt begründet hatte (gemeinsam mit Oranienstein). Jetzt ging es an die vorgeschriebene Ausstattung, die Mutter besorgte — immer tapfer, aber doch auch immer mit feuchten Augen, denn ich war nun einmal ihr ungezogener Liebling, und jeder Katzenkopf, den ich kriegte, tat ihr weher als mir.

Vater begleitete mich nach Ploen, und Mutter kam wenigstens mit auf den alten Hamburger Bahnhof. Im Wartesaal wollte sie mich noch einmal auf ihren Schoß nehmen, aber dagegen sträubte sich die Epaulettenahnung. Ich hatte ja nun den Feldmarschallstab in der Hosentasche. Von Berlin nach Hamburg fuhr man auch mit dem schnellsten Zuge gute neun Stunden. Vor rund fünfzig Jahren ließ man sich noch mehr Zeit als heute. In Hamburg übernachteten wir, natürlich in Streits Hotel am Jungfernstieg, blieben auch noch einen Tag, gingen in Wilkens Keller, besahen uns den Zoologischen Garten und rutschten dann weiter über Neumünster nach Ploen.

Da habe ich denn nun vier Jahre meiner Kindheit verlebt. Zuerst wirkte natürlich der Reiz der Neuheit. Das Schloß auf dem hohen Berge zwischen den beiden Seen hat eine wundervolle Lage. Es wurde 1636 zum Teil auf den Grundmauern des alten, aber doch in ganz neuen Formen erbaut. Die Oldenburger residierten hier zuerst und zuletzt. Nach dem Tode des Herzogs Friedrich Karl verfiel es so, daß man 1824 keinen besseren Gebrauch davon machen konnte, als es der vierten Schwadron des dänischen Leibregiments leichter Dragoner als Kaserne anzuweisen; 1842 wurde es renoviert und als Sommerresidenz eingerichtet. König Christian VIII. war oft hier, zuweilen auch Friedrich VII. mit seiner Gemahlin, der Gräfin Danner, geborenen Rasmussen, die aus dem Ballett mit kräftigem Hopser wenigstens linksseitig auf den Königsthron gesprungen war. Der Tod des Herrschers zerriß die Verbindung Dänemarks mit Schleswig-Holstein. Im Kriege von 1864 hatte Prinz Friedrich Karl von Preußen sein Hauptquartier im Ploener Schlosse. Dann wurde es Lazarett der Bundestruppen, 1866 auch wieder einmal Kaserne der Österreicher, die in den schönen Räumen ziemlich übel hausten. Vom Schlosse aus zog das Dragonerregiment Windischgrätz in den böhmischen Krieg, der über das Geschick der Herzogtümer und damit auch über das alte Fürstenhaus auf dem Bischofsberge am Ploener See endgültig entschied.

Durch Kabinettsbefehl vom 9. Mai 1867 wurde der Hauptmann d'Arrest vom Hannoverschen Füsilierregiment Nr. 73 mit der Neueinrichtung des Schlosses betraut, die an dessen Äußeren nichts änderte, das Innere aber zweckentsprechend umgestaltete. Vor allem wurde die gänzlich verfallene Kapelle wieder hergestellt. Die übrigen Räume sind heute wohl noch so geblieben, wie ich sie 1868 kennen lernte. Der große Mitteltrakt enthält den Rittersaal (nunmehrigen Speisesaal) mit den bunten Wappen Holsteins, Stormarns und Dithmarschens neben dem oldenburgischen Kreuz an der hochgewölbten Decke. Von den beiden Musikestraden aus führte zu meiner Zeit ein schmaler Gang rings um die Höhe des Saals, in dem die ungezogensten Rangen sich zu verkriechen pflegten, wenn einer der Aufwärter ihnen unerlaubterweise besondere Leckerbissen wie Wurst, Schinken und Bier verschafft hatte. Rechts und links

Digitized by Google

des Saals liegen die Zimmer für den Musik- und Tanzunterricht, darunter die Schlafsäle, in den beiden mächtigen Seitenflügeln die Erzieherwohnungen, Kadetten- und Schulzimmer. Der Kadett von Zobeltitz wurde der ersten Kompagnie im Ostflügel zugeteilt, deren Chef der Hauptmann von Aßmuth war.

Nun wurde ich eingekleidet, und da ich ein zwar gesunder, aber immerhin ziemlich zart entwickelter Bengel war, so machte ich in meiner Uniform wohl nur den Eindruck eines etwas unvollkommenen Entwurfs zu einem Soldaten. Vater blieb noch zwei Tage, küßte mich dann nach seiner Art rasch und stürmisch ab, ermahnte mich zur Bravheit und dampfte wieder nach Hause.

Die Neuformation der beiden Kadettenkompagnien ersparte mir manche bittere Erfahrung, die ich in den älteren Anstalten zweifellos gemacht hätte. Immerhin waren auch Jungen aus älteren Kadettenhäusern hierher überführt worden, die sich natürlich sofort zu Machthabern und Wortführern aufschwangen, denn die anderen waren ja nur „Schnappsäcke". Auch das Kadettenkorps hatte seinen eigenen Jargon (ich weiß nicht, ob das heut noch so ist). Die Neuaufgenommenen hießen „Schnappsäcke"; dann rückte man nach dem ersten Jahr zum „Brotsack", nach dem zweiten zum „Alten Kadetten", nach dem dritten zur „Silbernen Schnalle" auf. Damit war der Kursus in der Voranstalt beendet. Blieb aber einer gelegentlich in einer Klasse sitzen, so erhielt er in der Tertia den Ehrennamen „Goldene Schnalle". Das war eigentlich das Feinste; aber es war mir nicht beschieden. Ich übersprang die „Goldene Schnalle", und als ich in die Hauptanstalt nach Berlin kam, warf mich das Schicksal wieder zurück und machte mich abermals zum „Schnappsack".

Eine Horde von über zweihundert Jungen im Alter von zehn bis zu vierzehn Jahren ist natürlich kein Bataillon von der Heilsarmee. Wir wurden verdammt streng in Zucht gehalten und verübten doch Unfug genug. Jede Kompagnie war in vier Brigaden zu je zwei oder drei Stuben eingeteilt; jeder Brigade stand ein Leutnant, jeder auch immer ein Zivilist, ein Theologe, als Erzieher vor, und zwar führte dieser den Titel Gouverneur. In unsern militärisch geschulten Augen war dieser unglückliche Gouverneur nur ein Nebending. Seit uralten Zeiten trugen die Gouverneure in den Kadettenhäusern den Spitznamen „Schuster". Es ist nie aufgeklärt worden, warum. Sie hießen so. Diesen armen Schustern wurde denn mancher Schabernack gespielt. Sie schliefen mit in den gemeinsamen Schlafsälen hinter spanischen Wänden und fanden häufig Erbsen unter ihren Bettlaken oder zusammengenähte Nachthemden oder Kartoffelbrei in den Stiefeln, die sie zum Putzen für den Aufwärter vor ihre spanische Wand gestellt hatten. Gelegentlich schlichen im Grauen der Nacht auch dunkle Gestalten umher und häuften die sämtlichen Kleidungsstücke der schlummernden Kadetten zu einem hohen Berg vor der Zelle des Gouverneurs auf, so daß am nächsten Morgen ein ungeheuerlicher Wirrwarr entstand, wenn männiglich fragend, grunzend und tobend nach seinen Sachen suchte. Natürlich wurde in solchen Fällen immer eifrig nach dem Frevler geforscht, und fand man ihn nicht, so mußte zuweilen der ganze Schlafsaal brummen.

Fedor, zehnjährig, als Kadett, mit seinem Vater Carl Constantin von Zobeltitz

Morgens um sechs Uhr wurde aufgestanden. Da rasselte der erste Trommellärm durch das Schloß. Die Trommel ersetzte das Glockenzeichen. Uhrentragen war verboten. Man brauchte auch keine Uhr: die Trommel zeigte die Stunden an; sie lärmte von früh bis spät. In fünf Minuten mußte man soweit sein, daß es in die langen Waschsäle nebenan gehen konnte. Dabei revidierte der Erzieher vom Dienst. Ein bloßes Wasserplätschern genügte nicht; man mußte sich gehörig abrubbeln. Antreten, Appell, Mor-

gengebet; dann wurde in den Speisesaal marschiert. Da gab es eine dicke Suppe aus Mehl, Grütze oder Graupen und ein Stück Brot dazu, der „Bulken“ genannt. Den Bulken zerbröckelte man in der Suppe und rührte die zähe Masse, bis der Löffel so ungefähr in ihr stehen konnte. Das war der berühmte „Pamps“. Ich habe ihn auch in der Berliner Anstalt noch essen müssen, ehe der Kaffee eingeführt wurde, und wüßte niemanden, dem er schlecht bekommen wäre. Im Mittelalter kannte man nur das Morgensüppchen, und auch mein Großvater hielt es in Ehren.

Nach dem ersten Frühstück fand eine Arbeitsstunde statt, die sogenannte Repetierstunde, dann begann der Unterricht. Ich mache vielleicht eine Ausnahme von der allgemeinen Regel, wenn ich sage, daß ich keinem meiner Lehrer von damals eine feindselige Regung bewahrt habe. Mit Vergnügen denke ich noch an einen schlanken jungen Leutnant vom Augusta-Regiment zurück, dem ich vor kurzem als verabschiedeter Exzellenz wieder begegnet bin und dessen Sohn mir bei Gelegenheit einer gemeinsamen Weltreise ein guter Freund geworden ist. Geographie lehrte uns in der Tertia der elegante Hauptmann v. Aßmuth, der Kompagniechef, dessen Hosensitz unsere Bewunderung war. Weniger Achtung zollten wir dem Leutnant Kl., doch nur, weil er unbegreiflicherweise nie Sprungriemen an den Beinkleidern trug. Die Beurteilung nach der Äußerlichkeit liegt der Jugend am nächsten. Die wenigen Zivillehrer, die unten in der Stadt wohnten, waren für uns eigentlich nur Mißgeburten. Einer, ein ewig zerstreuter Oberlehrer, pflegte gewöhnlich einen etwas ramponierten Zylinderhut zu tragen. In einer Zwischenpause, als er in das Kasino auf dem gleichen Flurgang gegangen war und den Zylinder im Klassenzimmer hatte hängen lassen, nahmen wir uns mitleidig dieser fragwürdigen Kopfbedeckung an, rieben sie mit einem Gemisch von Zuckerwasser und Stiefelwichse ein und putzten den Hut dann durch kräftige Bürstenstriche spiegelblank. G. merkte das gar nicht; aber draußen in der Sommerhitze merkten es die Fliegen, die zu vielen Hunderten auf der Süße des Filzes Platz nahmen, so daß der gute Herr schließlich einem wandelnden Fliegenstock glich. Er trug auch eine Brille. Aber er setzte sie stets ab, wenn er sein Lehrbuch zur Hand nahm, und legte sie gewöhnlich auf die erste Klassenbank. Dann verschwand die Brille sofort. Sie wanderte unter den Bänken weiter und tauchte nach geraumer Zeit irgendwo im Hintergrunde wieder auf. „Es ist sehr merkwürdig,“ pflegte er dann zu sagen. Das war sein drittes Wort; alles war für ihn „sehr merkwürdig“, und auch, wenn er einen am Ohrläppchen nahm, sagte er: „Merkwürdiger Schlingel!“

Gelinde Körperstrafen waren erlaubt. Kopfstücke setzte es häufig. Der Kompagniechef verabreichte allzu Ungebärdigen zuweilen auch gehörige Tachteln. Er hatte keine harte Hand, aber eine sehr elastische. Es schwappte und knallte und saß auch bei ihm. Ein Quintaner hatte sich vorgenommen, ihn zu fordern, wenn er erst Leutnant geworden wäre. Doch gerade dieser Unglücksmensch wurde niemals Leutnant. Infolge der eisernen Konsequenz, die er bei seiner Faulheit für angebracht hielt, flog er nach dreimaligem Sitzenbleiben schließlich aus der Tertia heraus. Seine Eltern brachten ihn in einem Hamburger Kaufmannshause unter. Und als ich vor fünf Jahren in Java war, lernte ich einen würdigen weißhaarigen Herrn kennen, einen der reichsten Pflanzer der Insel. Das war indessen schon ein ganz alter Bekannter, nämlich der Quintaner, der den Hauptmann v. Aßmuth hatte fordern wollen. Herrgott ja, ich habe manchen Lebensweg sprungweise verfolgen können! Einen gewissen v. S., der sich einmal mit unserm Gouverneur geprügelt hatte und dafür drei Tage ins Loch geflogen war, traf ich gelegentlich als Brigadeadjutanten wieder, über und über mit Orden bedeckt, denn er war bei seinem fabelhaften Sprachtalent der geborene ‚Empfangsoffizier‘ und frühstückte häufig mit fremden Potentaten. Dann wurde er Maler und zog nach Florenz und ist da sehr dick geworden. Ein anderer, Freiherr v. L., ein netter Kerl, aber ein Taugenichts erster Güte, legte sich später auf die Journalistik, wurde in einen sehr üblen Prozeß verwickelt, der in den achtziger Jahren viel Staub aufwirbelte, und heiratete die Tochter eines bekannten Taschenspielers. Der Himmel weiß, was schließlich aus ihm geworden sein mag! Von diesem und jenem habe ich, als mein schriftstellerischer Name bekannter wurde, noch Briefe und Grußkarten erhalten. Einer ist heute Kapitän eines Handelsschiffs, einer wurde Schmierenkomödiant; ich traf ihn vor langen Jahren einmal in einem kleinen thüringischen Badeort, als im dortigen Sommertheater „Das Lorle“ von der Birch-Pfeiffer gegeben werden sollte, aber abgesetzt werden mußte, weil sich nur fünf Zuschauer eingefunden hatten.

In der Mathematik war ich immer mangelhaft beschlagen. Das Rechnen ist denn auch zeitlebens meine schwache Seite geblieben, und um den pythagoräischen Lehrsatz habe ich mich nur gekümmert, solange ich es mußte. Dagegen gelangen mir die deutschen Aufsätze von jeher recht gut. Ich erinnere mich, daß mir unser Deutschlehrer, der dicke Sch., einmal lobend sagte, der und der Aufsatz sei so gelungen, daß man ihn wahrhaftig drucken lassen könnte. Spuren von schriftstellerischer Begabung, die mir (auch in ihrer Begrenzung) später so viele glückliche Tage gebracht hat, müssen doch also schon damals in mir gelegen haben. Freilich machten mir hauptsächlich Themen Spaß, die man mit galoppierender Phantasie ausgestalten konnte. Aus der ‚Schlacht am Teutoburger Walde‘ formte ich beispielsweise eine kleine Novelle, ließ Armin, Varus und Augustus redend auftreten und den Cäsar mit

Digitized by Google

dem Kopf gegen die Wand rennen, daß es nur so ballerte, während er in der Ursprache ausrief: „O Vare, Vare, redde mihi meas legiones!" Manchmal zupfte die reine Tugend der Lehrhaftigkeit allerdings auch an meiner Phantasie. Bei einem ‚Erntefest am Rhein' hatte ich einmal ein Bauernmädchen mit einem „üppigen Busen" ausgestattet. Für diese Naturbeobachtung bekam ich sechs Stunden Arrest, was mir heute noch nicht recht begreiflich ist.

Die Unterrichtsstunden währten bis Zwölf. In der großen Pause gab es wieder einen Bulken, diesmal mit Butter bestrichen, und zwar mit flüssiger Butter, die der schnelleren Handhabung halber mit einem Pinsel aufgetragen wurde. Hängengebliebene Borsten entfernte man mit den Fingerchen. Dann kamen die Vorbereitungen zum Mittagsappell: Ausklopfen und Ausbürsten der Sachen, Knöpfeputzen, allgemeine Säuberung. Der Appell wurde im Sommer auf dem Schloßhofe, im Winter in einem der langen Korridore abgehalten. Dabei vereinigten sich zunächst die drei Offizierserzieher mit dem Gouverneur um den Kompagniechef, steckten die Köpfe zusammen und erhielten den Rapport des Tages, während den Ahnungsvollen unter uns die Herzen ängstlich hüpften. Wer eine Dummheit gemacht hatte, der sah gewöhnlich schon am Mienenspiel des Herrn Gouverneurs, was ihm bevorstand. Der hing nämlich immer an den Lippen des Hauptmanns, und seine erstaunliche Mimik war wie ein stummes Echo dessen, was er hörte. Man konnte immer die ganze Skala der Empfindungen von seinen Zügen ablesen: von leidlich wohlwollender Mißbilligung bis zu gewaltigem Entsetzen. Die Reihenfolge der Strafen begann mit dem einfachen „Tadel". Dann gab es noch ‚halb' oder ‚ganz Karieren', d. h. der Bestrafte bekam zum Abendessen nur die Suppe oder gar nichts und mußte während der Mahlzeit an einer der Querseiten des Speisesaals Aufstellung nehmen. Die strengste Strafe war der Arrest. Das Lokal ‚zum schwarzen Engel' lag ganz oben unter dem Mansardendach, da wo der die Hausverwaltung ausübende Feldwebelleutnant und die Aufwärter wohnten. Ein Tisch, ein Stuhl und eine Matratze bildeten die Inneneinrichtung. Die Schrecken des Hungers milderten gewöhnlich die kleinen Kameraden, die immer einen gutmütigen Aufwärter fanden, der dem Gefangenen ein handfestes Butterbrot oder einen Wurstzipfel zusteckte. Übler für uns als Strafe war die Urlaubsverkürzung. Sie wurde an den Beginn der Ferien verlegt, nachdem sich herausgestellt hatte, daß schwachmütige Eltern es liebten, bei Abschluß des Urlaubs eine ärztliche Bescheinigung einzusenden, daß ihr Junge leider noch einige Tage zu Hause bleiben müsse, weil er sich den Magen verdorben oder außerordentlich heftige Kopfschmerzen oder einen leichten Masernanfall bekommen habe. Ich hatte einen Vetter in Ploen, der so an die Urlaubsverkürzungen gewöhnt war, daß er seinen Eltern schon immer im voraus einen späteren Ferienbeginn mitteilte, um für alle Fälle geschützt zu sein. Als er nun zufällig einmal straflos blieb, wollte er das Geschriebene nicht wieder rückgängig machen und setzte sich für drei Tage in Hamburg fest. Dann ging ihm das Geld aus, und sein Gasthofswirt telegraphierte nach Ploen, was er mit dem bargeldlosen Jungen anfangen sollte. Da rückte nun schleunigst der Feldwebelleutnant an, holte ihn zurück, und der Vetter spazierte für seine Eigenfahrt noch auf drei weitere Tage ins Kefterchen. —

Das Mittagsmahl wurde durch ein kurzes Gebet eines der Unteroffiziere du jour eingeleitet. Sicher war das Essen nicht schlecht, aber über die Bereitung einzelner Gerichte waren unglaubliche Mären im Schwange. Von den Klopsen und Buletten wurden geheimnisvolle Dinge erzählt; im Reis wollte einer einmal eine tote Maus gefunden haben. Der betende Unteroffizier veränderte infolgedessen sein Sprüchlein und sprach mit Andacht: „Dir, Herr, sei Preis — Bloß nicht für Reis!" Er sauste natürlich auf der Stelle in den Arrest und wurde zum Gefreiten degradiert. Nach dem Essen war frei bis um vier Uhr. Da strömte alles hinunter auf die große Schloßterrasse oder auch in den sogenannten ‚Hof' oder endlich in den Park. Der ‚Hof' lag am Fuße des Schloßbergs und war von ehemaligen Wirtschaftsgebäuden eingefaßt, die in eine Turnhalle und in Ställe für das Landgestüt umgewandelt worden waren, das sich damals noch in Ploen befand. An den ‚Hof' stieß der weitausgedehnte Park, den Herzog Friedrich Karl Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nach französischem Geschmack hatte anlegen lassen, bis König Christian VIII. ihm hundert Jahr später durch den hannoverischen Garteninspektor Schaumburg den zeitgemäßen englischen Stil geben ließ. Er reichte bis an den See heran, wo sich, ungefähr an der Stelle des alten Königlichen Küchengartens bei der Halbinsel, die Badeanstalt der Kadetten befand. Im Vorderteil des Parkes lag das von uns viel angestaunte ‚Lusthaus', dessen oval geformter Muschelsaal durch die vier Türen seiner Achsen in Verbindung mit den Gartenanlagen stand. Unser Geschichtslehrer hatte uns einmal erzählt, daß der letzte Herzog von Holstein-Ploen, Friedrich Karl, im Lusthause und im Park große Feste gegeben habe. Er war mit einer Gräfin Reventlow vermählt, und als ihm nach langjähriger Ehe endlich ein männlicher Erbe geboren wurde, da nahmen die Feierlichkeiten, Illuminationen und Maskenscherze kein Ende. Solche geschichtlichen Erinnerungen waren immer etwas für meine Phantasie, die den alten Park mit den bunten Gestalten der Vergangenheit bevölkerte und den Widerschein der Pechflammen in den Schaumschleiern der Wasserspiele erglühen ließ. Der jubelnd begrüßte Erbe starb übri-

Digitized by Google

gens schon nach zwei Jahren, und dies traurige Ereignis mag den Herzog in seinem Entschlusse, Ploen nach seinem Tode dem dänischen Herrscherhause zu vermachen, bestärkt haben.

Das niedliche kleine Lustschloß im Park, in Backsteinrohbau mit schwach vortretenden Pilastern, sandsteinernen Vasen und einem von zwei Atlanten getragenen Balkon, war derzeit noch an eine Familie von Rosen verpachtet und diente später den preußischen Prinzen als Aufenthalt, die in Ploen erzogen wurden.

Um vier Uhr nachmittags rasselte von neuem die Trommel; dann war die Freizeit zu Ende. Oben im Schlosse gab es wieder den unvermeidlichen Bulken, zu dem man sich vom Aufwärter aber noch eine Tasse Kaffee und einen Wecken aus Weizenmehl von seinem Taschengeld kaufen konnte. Gerechnet wurde bis zur Einführung der neuen Reichswährung meist noch nach mecklenburgischen Schillingen. Taschengeld konnte der Fleißige bis zu einem Taler monatlich beanspruchen; außerdem bekamen aber auch die Kadetten schon ihre „Löhnung" — irre ich nicht, fünf Silbergroschen im Monat. Das alles durfte vernascht werden; wollte man sich dagegen in dem kleinen Kramladen des Hausverwalters etwas kaufen, so wurde es angeschrieben. Es gab da nicht nur die nötigen Ausrüstungsgegenstände für Kleidung und Schulzimmer, wie Schreibhefte, Federn, Nähnadeln und Zwirn, Knopfgabeln u. dgl. m., sondern auch Luxusdinge, z. B. Apfelpomade, die zur Verschönerung des Äußeren sehr begehrt war. Man schmierte sich damit den Kopf voll und bürstete sich eine kühne Tolle, und wenn es in den Winternächten kalt war, fror die Tolle, und man hatte am nächsten Morgen ein Ammonshorn über der Stirn.

In den Arbeitsstunden wurden die täglichen Schulaufgaben erledigt. Dabei schmökerte man aber unerlaubte Romane, und wenn der Brigadeoffizier revidierte, schob man das Buch rasch in die Tischschublade und tat äußerst harmlos. Der Stubenälteste hatte auf Ordnung zu halten, aber er tat es nicht immer. Er war auch nur ein Junge. Um sieben rief die Trommel zum Abendessen. Natürlich wurde vorher angetreten, und man rückte gemeinsam in den Speisesaal. Ebenso wurde zum Nachtgebet und Schlafengehen angetreten: die militärische Disziplin regelte jede Stunde des Tages.

Heute ist in den Kadettenanstalten vieles anders geworden. Vor fünfzig Jahren war man noch rauher. Um die Zahnpflege bekümmerte man sich beispielsweise gar nicht. Gebadet wurde im Winter überhaupt nicht, nur Fußwannen gab es allwöchentlich einmal. Einmal im Monat wurde auch das Haar geschnitten; das machte ein Aufwärter. Wer sich krank fühlte, mußte zur ‚Revision' bei dem Doktor. Sogenannte Revierkranke blieben bei der Kompagnie, schwerer Erkrankte kamen in das Lazarett, das ehemalige Kriminalgefängnis unten am See. Das war ein molliger Aufenthalt, nach dem man immer heftige Sehnsucht hatte. Wer an Herzklopfen leiden wollte, raste vor der Revision ein dutzendmal durch die Stube, bis er kaum noch atmen konnte; künstliche Halsröte erzeugte man dadurch, daß man einen Bulken mit Pfeffer füllte und dann hinunterschluckte.

Allzu derbe Roheiten kamen nicht vor. Immerhin hatten die Schnappsäcke manches zu überstehen, ehe sie ‚Korpsgeist' lernten. Auf Angebereien, das ‚Petzen', stand die schwerste Strafe: die ‚Promenade auf dem Bauch'. Der Sträfling wurde ersucht, sich mit dem Leibe auf einen Tisch zu legen, dann packten ihn vier Kadetten an Händen und Füßen und wirbelten ihn im Kreise herum, während ein fünfter die Verlängerung seiner Rückseite mit einer Klopfpeitsche bearbeitete. Zuweilen behalf man sich auch mit einer ‚symbolischen' Bauchpromenade — der Schande wegen. Als Ehrenstrafe galt auch der Kompagnie- oder Klassen-Sch . ß. Dann durfte niemand mit dem Verfemten sprechen, und wer es dennoch tat, kam selbst in Verruf. Darauf hielt man sehr. Das war ein Ehrenpunkt.

Im Sommer konnte man in dem kleinen Schloßgärtchen hinter der Anstalt seine eigenen Beete pflegen. Die Realistik pflanzte allda Radieschen, Salat und Kresse, die Poesie züchtete Blumen und duftende Reseda. Im Winter wurde zuweilen ein Ballfest im Rittersaal veranstaltet. Dazu wurden die jungen Damen der Stadt feierlich geladen, auch durfte man weiße Glacéhandschuhe tragen, und in der Pause gab es Punsch und Pfannkuchen. Der gelegentliche Sonntagsurlaub war nur auf Familien in der Stadt beschränkt. Ich selbst war häufiger bei dem Landstallmeister B. geladen, der sich immer ungeheuer über den staunenswerten Appetit seiner Kadetten beim Mittagsessen freute.

Viermal im Jahr wurden Zensuren verteilt, und zwar stets unter außerordentlichem Zeremoniale. In der größten Stube wurden drei Tische zusammengerückt; in der Mitte nahm der Hauptmann Platz, rings um ihn saßen die Offiziere und der Gouverneur der Kompagnie. Es war wie ein geistliches Gericht des Mittelalters. Und manchem schauderte auch vor dem Kommenden, denn Herr von Aßmuth verstand keinen Spaß. Ich rutschte immer glücklich durch und wurde sogar ein paarmal prämiiert. Die Prämien bestanden aus Büchern. Eins hat sich mir noch erhalten: ein Büchelchen von Louis Schneider ‚König Wilhelm'. Auf dem Vorblatt steht handschriftlich: „Dem Kadetten von Zobeltitz als Anerkennung für großen Fleiß. Ploen, den 29. April 1869. v. Aßmuth, Hauptmann und Kompagniechef." Später kriegte ich auch den Gefreitenknopf und als Unteroffizier die Tressen und die Plempe, wurde Brigadeältester und schließlich Kompagnieführer. Es war also nicht so schlimm mit mir.

Digitized by Google

Die seligste Zeit war natürlich die des Urlaubs. Als Sextaner kam ich zum erstenmal in die Sommerferien. Papa und der dicke Onkel Fritz empfingen mich in Berlin auf dem Bahnhof und fuhren mit mir gleich in ihr Stammlokal zu Hiller. Mutter war auf dem Gute, dem alten Spiegelberg; dahin ging es am nächsten Tag mit meinem Bruder Hanns: bis Frankfurt an der Oder mit der Bahn, dann mit der Post weiter, sieben Stunden lang, bis man angenehm durchrüttelt und durchschüttelt im Tale den Kirchturm von Spiegelberg auftauchen sah. Mutter wartete mit dem Vesperbrot, und bei aller Rührung trank ich sieben Tassen Kaffee und stippte ein Dutzend Semmeln. Hanns benahm sich schon vornehmer; er hatte eben sein erstes steifgestärktes Vorhemdchen bekommen und konnte bereits ein paar griechische Vokabeln.

Interessanter war ein anderer Sommerurlaub: im Juli Siebzig. Da sprengte an einem Nachmittage unser Pächter in den Park und rief mir zu: „Holla, Herr Junker, jetzt gibt's Krieg!" Den gab's wirklich. Im ‚Berliner Fremden- und Anzeigeblatt', das der Postbote brachte, stand es auch schon, und nun wurde es im Dorfe lebendig. Zwei Tage später traf Vater mit Hanns aus Berlin ein; Papa schon in der Hauptmannsuniform der Gardefüsiliere, mein Bruder, der kurz vor dem Abiturium stand, mit glühenden Wangen und dem unerschütterlichen Willen, das Examen schießen zu lassen, um als Kriegsfreiwilliger einzutreten. Nun fuhren wir wieder allesamt nach Berlin. Am Ausgang des Dorfes hatte sich die militärpflichtige Jugend aufgestellt, an der Spitze der alte Kubisch, der Lehnschulze, mit spitzgewichstem Schnurrbart im furchenzerrissenen Ledergesicht, den weißen Schulzenstab in der Hand, den rötlich schimmernden Sonntagszylinder auf dem Kopfe. Er hielt eine Rede, die mit unendlich vielen falschen Fremdwörtern gespickt war. Das liebte er, das hob ihn über die Bauernschaft, so sprach keiner im ganzen Dorfe. Zuletzt kam ein Hoch auf den König, und dann schlug er mit dem rechten Fuße nach hinten aus: das war immer seine Verbeugung.

Die Märkisch-Posener Bahn war eben fertig geworden. Unser Zug war mit Soldaten gefüllt, und in Berlin ging es toll zu. Leider mußte ich bald wieder nach Ploen zurück, wo die Zeitereignisse geräuschloser über unsere jungen Köpfe dahinrollten. Nur hin und wieder erfuhren wir von einem neuen Sieg. Dann ließ der Major d'Arrest vor der Front den König leben, und am Nachmittag gab es Schokolade mit Napfkuchen, was uns noch angenehmer war. Beim Weihnachtsurlaub war ich mit Mutter und meiner jüngeren Schwester Lia allein. Hanns lag vor Paris, und Vater brachte einen Garde-Landwehrtrupp in dieselbe Gegend. In den nächsten Sommerferien sah ich die brüderliche Liebe als Fähnrich wieder und Weihnachten Zweiundsiebzig als Leutnant. Da war ich schon Tertianer und durfte allein ins Theater gehen, vor allem in das Woltersdorffsche, das der Garde-Füsilierkaserne gegenüberlag, und wo die Offiziere der Maikäfer halbe Preise bezahlten. Man gab da ein Kriegsstück von Emil Pohl, in dem derzeit das Talent der kleinen Ernestine Wegner entdeckt wurde und Georg Engels, Heder und Karutz als Komiker mitwirkten. Häufig auch, immer auf Freibilletts, war ich im Königlichen Schauspielhause, sah Haase als Klingsberg und Döring als Nathan, am liebsten aber im Opernhause ein Ballett von Taglioni, „Fantaska" oder „Militaria". In „Fantaska" kam ein Drache vor, der sich über die Bühne schlängeln mußte, und bei der Aufführung, die ich damals sah, platzte der Drache, der schon ein bißchen ramponiert war, und zwischen dem Werg der Eingeweide strampelten die vier Kinder, die ihn in Bewegung setzten, und machten ungeheuer verdutzte Gesichter. Ich hatte immer einen Platz in der Kommandanturloge, und neben mir saß der alte Wrangel und wollte sich ausschütten vor Lachen. Er lachte mit einer hellen Fistelstimme, und sein Lachen war ansteckend: schließlich heulte förmlich das gesamte Publikum vor Vergnügen.

Kurz vor dem Kriege war König Wilhelm einmal nach Ploen gekommen, um die neue Kadettenanstalt zu inspizieren. Das war in kühler Maienzeit, und da eine Parade in weißen Beinkleidern anbefohlen worden war, so mußten wir darunter doppelte Unterhosen anziehen und sahen wie junge Mastodonte aus. Am Nachmittag ging der fürstliche alte Herr mit seinem Gefolge von Zimmer zu Zimmer. Wir hatten neben unseren geöffneten Schränken in strammer Haltung Aufstellung nehmen müssen, und der König sprach die meisten von uns freundlich an, zumal die, deren Namen ihm bekannt waren. Auf meinem Zimmer war ein gewisser D., ein etwas dämliger Bengel, der in seiner Verwirrung den König „Euer Exzellenz" betitelte. Das Gefolge lächelte, und Hauptmann von Aßmuth zeigte ein strenges Gesicht; der König aber amüsierte sich sichtlich und meinte, zu dem General von Wartenberg gewandt, Exzellenz könne er ja auch sein.

Ostern 1872 war ich eingesegnet worden, dazu kam Vater nach Ploen. Zur Abkürzung der heiligen Handlung wurden immer zwei Kadetten gemeinsam konfirmiert; es ging ziemlich rasch. Dann rückte die Zeit des letzten Examens im Vorkorps heran. Ich bestand gut und war nun wohlbestallter Sekundaner und reif für die Hauptanstalt in Berlin.

Digitized by Google

Wanderung über die Bergstraße

Von Karl Hesselbacher in Karlsruhe

Der Bergstraße gehört meine erste Liebe. Und die erste Liebe ist die innigste und treueste. Als Kind war ich viele Wochen lang bei dem Großvater, der als Dekan in einem stattlichen Dorfe dicht bei Mannheim hauste. Am Sonntag nachmittag ging's hinaus ans rechte Rheinufer, voraus der bellende Phylax und hintennach die Tante Lydia, die ihre Haushaltsorgen sogar in die helle Frühlingswelt mitnahm und darum mit dem rüstig schreitenden alten Herrn nicht gleichen Schritt halten konnte. Da ging der wundervolle Strom seinen majestätischen Gang, und an den hellen Kieseln seines Ufers, an denen die Wellen einen zarten Gesang harften, sprang das Kind und ließ die flachen Steine über die blitzenden Wasser schnellen. Aber dann rief der Großvater: „Guck', Karl, heut sieht man die Hardt und die Bergstraße." Rechts und links vom Strom in weiter lichter Ferne liefen zwei blaue Berglinien, in weichen Wogenkuppen zogen sie sich dahin und verloren sich in den Frühlingshimmel: im Westen die Hardt, im Osten die Bergstraße. Es war, als ob die sonnenüberflossene breite Ebene von zwei blauseidenen Vorhängen abgeschlossen wäre, und auf den fließenden Wellen dieser Vorhänge schimmerten in feiner Malerei lichte Flecke, als ob güldene Blumenstickerei darauf gebreitet wäre. Da wies des Großvaters ausgestreckter Finger auf diese hellen Lichtpunkte: „Siehst, Büblein, dort ist das Heidelberger Schloß und drüber sticht der Turm des Königstuhls scharf in die Luft. Dort ist die Strahlenburg, auf der die Raubritter gesessen sind — und dort ganz weit drunten, der große Berg? Siehst du ihn? Wie ein gestemmter Schild steht er da, den ein Gerüsteter vor seinen Harnisch gestellt hat. Das ist der Melibokus. Dort haben die Römer ihr Lager gehabt, als sie uns Deutsche in Ketten geschlagen hatten. Jetzt sind sie längst nimmer da, und wir steigen auf den Berg, auf dem sie ihren Göttern geopfert haben, und die deutsche Sonne lacht über dem deutschen Land!" Er war ein Stolzer, der alte Mann mit dem fliegenden, weißen Haar und seiner hohen Reckengestalt, und sein Deutschland ging ihm über alles. Darum hatte er den Bismarck geehrt, lange bevor der eiserne Kanzler bei uns in Baden die Herzen gewonnen hatte, und er hatte ein Buch vom Großen Kurfürsten geschrieben, weil ihm die deutsche Treue des gewaltigen Mannes die Seele gewonnen hatte.

So schaute das Büblein hinüber nach der Bergstraße, weit hinaus über die Kuppel und die Zwiebeltürme der Mannheimer Jesuitenkirche, die im Glast der Sonne funkelten, weit hinaus über die blühende Ebene, aus der die vielen Kirschbäume sich in weißen Brautkronen hoben, weit hinaus über die altersgrauen Mauern von Ladenburg, der alten Römerkolonie. Es war, als ob dort in den blauen Gründen der Berglinie ein Wunderreich sich höbe, in dem lichte Geister einen segensvollen Gang gingen, als ob dort längst begrabene Herrlichkeit sich aufrecken müsse und erzählen von Deutschen Reiches Glück und Verderben. Dann hob der Großvater an: „Sieh, dort ist der Odenwald. Da ist der Held Siegfried gewesen und hat seinen Speer nach dem Wolf und dem Bär geworfen. Und die Vögel haben gesungen, als er durch den Wald sprang. Silbern war sein Harnisch, und sein Horn hat erklungen bis in tiefste Tal. Dort springt noch jetzt ein Brünnlein, zu dem hat der Gewaltige sich niedergebückt. Und dann hat ihn ein Schlimmer in den Rücken gestochen mit einer scharfen Lanze, an das einzige Flecklein, das verwundbar gewesen ist. Der Brunnen fließt seitdem rötlich, als ob er ewig das Blut nicht fortwaschen könne, das hineingeflossen ist. Und die Vögel singen nimmer an dem dunkeln Ort. Sie sind weit fortgezogen in ein Land, in dem die Treue wohnt!" Und wieder kam von der Bergstraße herüber ein wundersames Klingen — wie von einem alten Volkslied, und ein Locken, als bärgen sich dort in Felsschluchten geheimnisvolle Wunder, die ein seliges Auge entdecken dürfe: die Wunder der deutschen Seele, die in Wunden und Not getaucht wird und immer wieder eine glorreiche Auferstehung feiert! Siegfried — der Held! Der ging vor dem Kinde her, so oft das dunkle Gemäuer der Berge sich aus dem Runde der dunstigen Ebene dräuend emporschwang. Und so oft ich seither des Wegs gefahren bin, ist es ein Weg auf den Spuren der deutschen Heldenkraft gewesen.

Es war an einem frischen Sommermorgen. In wolkenverhangenem Dämmer sind wir in Bickenbach aus dem Zuge gestiegen. Vor uns ein Zug Wandervögel. „Wilde Wandervögel" waren es. Bauernburschen drunter. Die Hüte mit Buchenzweigen besteckt und um den Hals die Zupfgeige. Da soll noch einer sagen, unser Bauernvolk hätte nichts von Poesie an sich! Sie zupften, als es durchs Dorf ging, wie die allerlustigsten Buben und Mädel der ‚höheren Stadtjugend'.

Köstlich sind die fränkischen Dörfer am Fuß der Bergstraße. Ihre Gassen krumm und winklig, dem Lauf eines gewundenen Bächleins folgend oder dem Bergzug des Hügels, an den sie hingeklebt sind. Jede Böschung der Hügelwand klüglich ausnützend zum tiefräumigen Hof, in den das gemauerte Tor

Digitized by Google

Stimmungsbild an der Bergstraße

Künstlerische Aufnahme von Dr. Arthur Sauer in Zwingenberg

Digitized by Google

Digitized by Google

führt. Und über dem Tor das Schutzdächlein, zierlich aus Ziegeln aufgemauert und von altersgrauem Eichenbalkenwerk künstlich getragen.

„Wozu sie wohl das Dächelein gemauert haben?" fragte ich.

Mein Wandersfreund meinte: „Unter das Tor geleitet der Hausherr seinen Gast, und unter dem Tor muß der Gast trockenen Fußes stehen zum Abschiedsgruß!"

Nicht übel! Wenn's auch einen anderen Grund gehabt haben mag. Mir fiel das alte schwermütige Volkslied ein:

„Zwei Liebende standen dort auf der Schwell'·
Ach Herz an Herz, ade!"

Wie manch eine stille Sternennacht mag unter den geschützten Toren Bursch und Mägdlein stehen gesehen haben! Nun ist der Bursch in dem Donnergebrüll der Kanonen vor Arras, und das Mägdlein zieht an seiner Stelle den Pflug mit hartgewordener Faust über das Bergfeld. So halten sie einander die Treue — ohne viele Worte, mit einem ganzen Leben!

Kreuz und quer zieht das Balkenwerk des Fachwerkbaus durch die weiße Tünche. Stattlich schwingen sich die zweistöckigen Bauten über die Straße in die Höhe. Da haust ein trutziges, behäbiges Bauernvolk. Und um das Dorf herum die weiten Gärten der Obstbäume. Die Kirschen lachen wie die Funkelaugen von wilden, jungen Dirnen aus dem schwanken Gezweig. Die Saatfelder beginnen zu gilben. Die schweren Ähren nicken im Morgenwind wie die Häupter von Gedankenvollen. Und vor zwei Monaten noch lag der Acker braun und tot, und die kalten Nordstürme fauchten zornig über den Herrgottswinkel Deutschlands, als wollten sie ihn in finsteren Todesschlaf wiegen. Und unser Herz ward dunkel vor Sorge: „Herrgott, verdirbst du dein deutsches Volk in Frost und Hunger?" Wie über Nacht war der Frühling gekommen.

„Sommerluft — die tut wohl nach so langem Winter!" rufe ich einem Bauersmann zu, der vom Stall herüber über den pflasterharten Hof schreitet.

Er nickt.

„Ein langer Winter ist noch nie schlimm gewesen! Die Sonne holt in drei Tagen ein, was der Winter in drei Monaten verzögert hat!"

Hei! Das stille, gelassene Gesicht des Alten, um dessen Wangen sich ein schmaler, weißer Bartkranz legt. Das ist deutsche Bauernart: nie verzweifeln! Davon brauchen wir Stadtleute ein gerüttelt und geschüttelt Maß. Es liegt ihnen im Blut, den Männern und Weibern da unten im südwestdeutschen Gau. Über sie ist die Kriegsfurie oft genug gezogen. Der Römer hat hier seine Kastelle gebaut. Die Stürme der Völkerwanderung sind drüber gebraust. Die Kreuzfahrer sind dieses Wegs gezogen. Der Führer des ‚Lumpenkreuzzugs' war ein Odenwälder Adliger, der Emich von Leiningen. Wenn der Kaiser mit den Städten im Bund gegen seine Widersacher fuhr, hat er in Worms und Speier seine Scharen gesammelt, und mancher Bursch aus den Bergstraßendörfern hat seinen Spieß nach Welschland getragen im Reisigenzug der Ottonen und der Staufer. Dann ist der Dreißigjährige Krieg gekommen, und zu Wiesloch und Wimpfen haben die Brandfackeln geloht. Die Franzosen sind ins Land gefallen — da war die Bergstraße ein einziger Feuerschein, als alle die Burgen und Städtlein vom Melac niedergebrannt wurden.

Und der rheinische Erbfolgekrieg, von dem unsere Ettlinger Linien bei Karlsruhe erzählen, die Napoleonischen Kriege, die uns die ‚welsche' Großherzogin Stefanie gebracht haben — die Mannheimer haben die gütige Beauharnais sehr lieb gehabt! — wir wissen ein Stücklein von Krieg und Kriegsnot zu erzählen da unten am rechten Rheinufer. Da sind die Herzen gefaßt geworden. Der Bauer hat bei uns dulden und warten gelernt. Denn er hat es gespürt: deutsche Kraft ist nicht umzubringen. Sie steigt über allen ‚Tuck und Muck' machtvoll hinaus und behält das Feld. Drum lassen sie die Köpfe nicht hängen, wenn einmal der Nordsturm bläst. Sie können des Sommers harren. Und der Sommer wird gut.

Der Wald nimmt uns in die Arme. Ja, es sind breite, starke Arme, die sich da über uns recken. Wie segnende Hände breiten sich die grünen, weitschirmigen Äste über uns aus. Der Odenwald hat doch die schönsten Buchen im deutschen Land. Hell steigen wie riesige Kirchenkerzen die grauen, silbrigen Stämme aus dem Laubgrund. Säule an Säule nebeneinandergereiht. Und ihr junges Laub glänzt wie zarte Seide. Das funkelt selbst im grauen Frühmorgen wie goldüberflimmert.

„Ei, sieh da, Siegfrieds Wald!" ruft mein Wandersfreund. Ja, das ist der königliche Wald, in dem der Held

„Ritt durch Holz und Heide
In stolzer Herrlichkeit!"

Da wandert sich's wie unter den Kreuzgewölben einer Burghalle, und wie sich der Weg biegt, öffnen sich neue Wunder in der grünen Tiefe. Da hausen die Geister, die nachts über den deutschen Gau schweben und segnend die silbernen Kannen mit köstlichem Tau über das durstende Feld gießen, daß Busch und Baum, Halm und Gras sich erquickt aus dem Schlafe heben. Da singt das uralte und ewigjunge Lied von Lieb und Treue, von dem Eichendorff wußte:

„Im Walde steht geschrieben
Ein stilles ernstes Wort
Vom rechten Tun und Lieben
Und was des Menschen Hort."

Da rufen die Vögel von Ast und Zweig ihr liebliches Locken, und es ist, als hörten

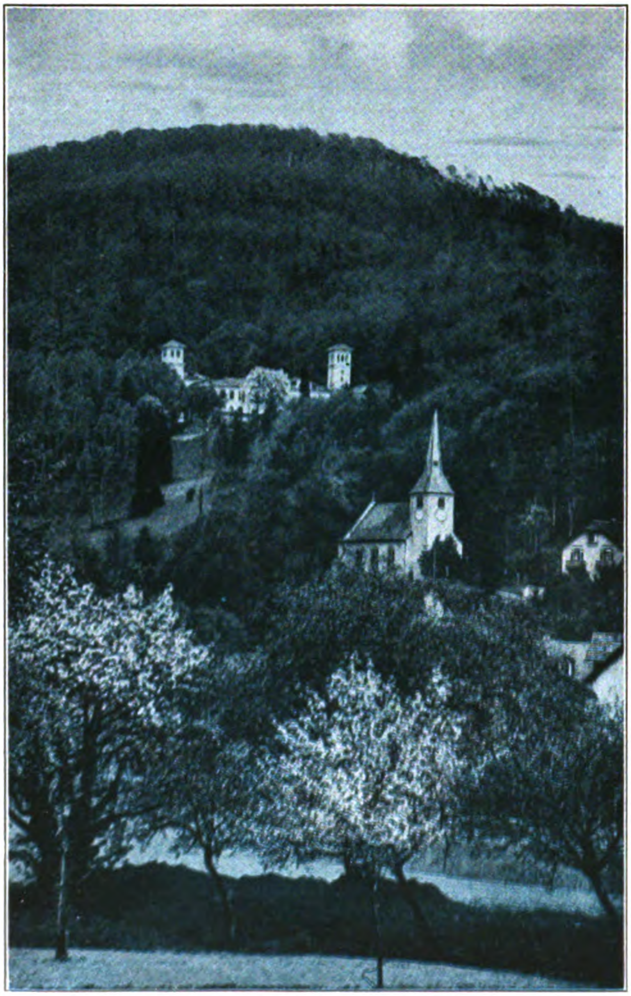
Digitized by Google

wir das Schicksalslied, das einst dem Siegfried erklang, das Lied von den Schwarzalben, die dem Helden das Grab bereiten. Aber sonnig und lachend hebt sich die Siegfriedskraft: „Ihr sollt mich nicht unterkriegen!“

Seht ihr das verborgene Schlößlein in der Bergfalte? Das Alsbacher Schloß! Eine Dornröschenburg, um die zerfallenen Mauern webt der Efeu und die Waldrose. Dort saß einst Herzog Ulrich von Württemberg, der Landflüchtige, in hartem Heimweh nach dem schönen Schwabenland, und alle die lachende Schönheit der weiten Au mit ihren Blüten und ihrem hohen Himmelsdach konnte die schnellen Schläge des wunden Herzens nicht stillen. Jetzt raunen die Wipfel der Buchen ein stilles Lied: „Weh spricht: vergeh!“ Und in ihrem ruhvollen Singen suchen die ersten Sonnenfunken, die aus dem grauen Wolkengeschiebe zu unseren Häupten dringen, ihren goldenen Pfad zu dem dunkeln Moosteppich im grünen Dämmer des Berghangs.

Jugenheim! Wie glänzen die weißen Villen aus den zierlichen Gärten, just neben den biederen, dunkeln Bauernhöfen. Der Taxus, die Normannstanne, die Katalpe mit ihren breiten Blättern halten gute Nachbarschaft mit den Bauerngärten, aus denen die Kaiserkronen glühen und das Leberblümchen seine lichtblauen Köpfe um die Nutzbeete legt, der Goldlack in goldenem Feuer leuchtet und die Viole ihre zarten Sterne strahlen läßt. Das Mädchen, das zum Bergkirchlein steigt, hat auf dem Gesangbuch, neben dem weißen Taschentuch, ein Sträußlein liegen! Und durch den Park, der den steilen Hügel überdeckt, geht's hinauf zum Heiligenberg. Dort breitet sich die tausendjährige Centlinde, unter deren knorrigen Ästen einst der freie fränkische Bauer sein Gericht hegte. Dort sinken unter den grünen Laubgängen die bröckelnden Mauern des alten Nonnenklösterleins langsam in den Boden, und die ernsten Augen der Äbtissinnen, die von ihren Grabsteinen fromm und mild blicken, schauen wie das junge, lachende Leben ein Stück längstvergangener Welt mit Blütenkränzen unter sich begräbt. In leuchtender Herrlichkeit aber grüßt das Schloß der Battenberger über das Tal herüber, eine Kunde von dem Wetterwinkel des Balkans, auf dem ein Battenberger ein dornenvolles Los fand: gutes, deutsches Blut, das verging unter harter Not um deutsche Zukunft.

Da unten in Jugenheim schafft Helene Christaller ihre lichten Bilder mit feinen Frauenhänden. Da wirkt der Bildhauer Daniel Greiner seine schweren Gedankenblöcke, die er in den Bergstraßengranit und Bergstraßenmarmor hineinhaut, und in dunkeln, schwersonnenen Radierungen niederlegt: ein Geist, der den Urtiefen der Schöpfung nachsinnt und das Walten des Ewigen weit über dem Staub des Tages vor ergriffenen Blicken schaut. Deutscher Geist, der immer noch wie einst Doktor Faustus' ‚Adlerflügel an sich nimmt und alle Höhen und Tiefen durchmessen möchte‘, wie wunderlich gehst du durch diese fröhliche Welt



Aus Jugenheim: Blick auf Kirche und Schloß

Im Felsenmeer der Bergstraße

mit ihrem Kinderlachen! Nirgends gefangen, nirgends haftend, so ist die Welt dein Reich, die Welt des Heiligen und Ewigen, die du mit brünstiger Liebe erobern willst! Deutscher Geist, dir gehört die Zukunft. Denn du bist nicht von ‚dieser Welt'. Du bist durchronnen von dem Lebensglühen der ewigen Welten!

Was das für ein Wandern war durch Waldesschoß und breite, offene Talmulden: Eichendorff, bist du hier gewandelt, als du sangst ‚durch Feld und Buchenhallen ...'? Aus allen Talgründen kommen die Glockenstimmen, ein Singen und Summen wie von himmlischen Harfen. Jetzt singen sie noch. Ein paar Wochen — und sie werden stumm sein. Denn sie wandern den schweren Weg der Streiter für Deutschlands Ehre und Sieg. Aber ihr Weg ist ein Weg der Kraft und der Treue. Sie werden Deutschlands Wehre, wie sie Deutschlands Ehre gewesen sind. Ihr Mund rühmt dann deutsche Kraft, wie er bisher deutsche Frömmigkeit besungen hat. Und einst wird der Tag kommen, da sie neu erstehen. Dann fliegt von Turm zu Turm die Kunde: ‚Wir haben geschaut, wie deutsches Volk sich wehrte gegen eine ganze Welt. Drum ist unser Lied voll Trutz und Freude. Das Lied vom Sieg, den Gottes Wetter schuf in harter Not!'

Auf dem Felsberg standen wir. Die Tore des Waldes öffnen sich, und vor unseren Füßen liegen die Felsmeere. Granitbrocken, die in der grauen Erde schliefen, bis wilde Wetter und Regenstürme die Erdrinde wegschwemmten und die Felsköpfe kahlwuschen. Es ist, als ob eine Herde von ungeheuren Robben aus einer Urmeertiefe aufgestiegen wäre und die glatten, grauen Rücken übereinanderschöbe! Dazu stimmt das graue Nebelbrauen, das über die Bergkuppen sich hinwälzt, wie eine wunderliche, heimliche Melodie. Etwas von dem geheimnisvollen Werden und Wachsen der uralten Mutter Erde tut sich vor uns auf, wie da die Adern dieser Mutter Erde strähnig und schwellend zutage treten. Ein Trutzbild voll Riesenkraft: Menschlein, was bist du, wo ich meine Ketten sprenge! Und doch sind Menschenhände auch hier ans Werk gegangen! Die Römer waren es, die hier heraufstiegen und die prachtvollen Granitblöcke mit dem Meißel bearbeiteten. Dann schleppten sie die Säulen, die sie gemeißelt hatten, die steilen Bergwege hinab und stellten sie in ihren Palästen und Heiligtümern zu Mainz und Wiesbaden, zu Aachen und Trier auf. Noch stehen zu Heidelberg im Schloßhof am Brunnenbau die gewaltigen Granitsäulen aus der Kaiserpfalz zu Ingelheim, die einmal hier oben auf dem Felsberg ihren tausendjährigen Traum geträumt haben, bis die Menschenhände sie faßten und sie aus der Stille des Waldes hinauszerrten in das Gewühl und den Lärm der Weltgeschichte. Nicht alles, was die Römer begonnen haben, ist von dem einsamen Felsmeer hinausgezogen in die Welt. Noch liegt unter den riesigen Buchenstämmen die Riesensäule, die im Mittelalter aufrecht stand, und um die die Odenwälder Jugend am Sonnwendfeuer ihre Reigentänze schlang. Im Jahr 1814 wollte

Digitized by Google

Kotzebue, daß sie als Siegesmal auf das Leipziger Schlachtfeld wandere. Aber immer noch liegt sie da im Laubgrund. Vielleicht wartet sie einer glorreichen Stunde, in der deutsche Herrlichkeit sich emporhebt aus tiefer Notzeit, und dann muß das Römerwerk die Jubelstunde deutscher Größe künden? Ein paar Schritt weiter liegt der Altarstein, ein mächtiger Block, an dem die Schnitte der Steinsäge noch sichtbar sind und eine spiegelglatte Fläche von der hohen Kunst Zeugnis ablegt, mit der die geschickte Römerhand diese harte Masse zu meistern wußte. Und eingebettet unter jungem Buchenwald der Riesensarg, wie hineingewühlt in den tiefen Felsboden, prachtvoll aufragend in Sarkophagform, als ruhte ein „Held von sonderlicher Art" tief unten im Grund. Feierlich rauscht der Wind durch Laubkronen, eine Symphonie auf einen gefallenen Helden.

„Napoleonsgruft im Dom der Invaliden," raunt leise mein Wandersfreund. Ja, es ist wahr: das ist ein Malzeichen von der Riesenkraft, die ihre Faust schwer auf unsere deutschen Gaue gelegt hat. Die Größten der Welt haben sich herangewagt, um das lichte deutsche Land in ihre Gewalt zu zwingen. Aber das Ende war — der Sarkophag. Und deutsches Leben singt leise und ergriffen das Totenlied über die Gefallenen, die unter deutscher Hand zerbrochen sind. ‚Sie haben mich von Jugend auf bedrängt und mich nicht übermocht,' sang einst das kleine Judenvolk, das die Völkerstürme von Jahrhunderten über sich hatte herbrausen lassen müssen. Es ist jetzt der deutsche Psalm. Und der deutsche Wald spielt seine Orgeltöne zu diesem Heldenlied der Weltgeschichte.

Aber mitten im Gewirre der Felsblöcke stehen die Steinmetzhütten. Was der Römer vermochte, das vermag auch deutsche Kunst. Ich hob ein Stück des Granits auf. Glänzendschwarz bricht die Hornblende durch das weiße Korn des Steins. Wenn Künstlerhand dies Gestein meistert, muß ein Werk entstehen, das dem glatten italienischen Marmor nichts nachgibt. Kraft und Feuer atmet das frischgebrochene Gestein. Ernst und tief wie das deutsche Gemüt ist's. Nicht lieblich, aber trutzvoll und voll verborgener Schönheit. Das ist die Zukunft der deutschen Bildhauerkunst. Und die Verse Goethes kommen mir in den Sinn:

‚Aug', mein Aug', was sinkst
du nieder?
Goldne Träume, kehrt ihr
wieder?
Weg du Traum, so Gold
du bist —
Hier auch Lieb' und Leben
ist!'

Es braucht nicht Italien zu sein: Deutschland steht auf eigenen Füßen. Deutsche Kunst sitzt im Sattel — reiten wird sie von selber können!

Merkwürdig, wie Italien mir nicht aus den Sinnen kommt! Nun bricht die Sonne siegreich durch die Nebelschwaden, während wir zum Melibokus emporsteigen, und der Berg mit seiner hochgeschwungenen Pyramide sieht wahrhaftig im zarten Dämmerblau des lichten Mittags aus wie der Vesuv. Malchen heißt der Berg. Mons Malscus, so nennen ihn die

Am Melibokus, dem höchsten Gipfel der Bergstraße

„Der Tag verlischt, es senket grausend die Nacht vom schwarzen Himmel sich ...“
Künstlerische Aufnahme an der Bergstraße von Dr. Arthur Sauer in Zwingenberg

alten Urkunden. Erst eine falsche Gelehrsamkeit hat ihm den Namen Melibokus gegeben. Es ist kein Römerberg, wie einst der Großvater meinte, es ist ein deutscher Berg, der den grünen Samtmantel von königlicher Herrlichkeit auf seinen Schultern trägt, bis hinauf zum Gipfel die wundervolle Tiefe des Buchenwaldes! Riesig schwingen sich die gewaltigen Stämme in die Höhe, und tausendfach rieselt der Strom des goldenen Lichtes durch die weiten Hallen. Droben ist eine weite Schau über das lachende Gefild zu den Füßen. Da ist das Land der deutschen Heldengeschichte. Worms und Speier heben die Helme ihrer Dome in den lichtblauen Himmel, und das Band des Rheins blitzt wie das helle Auge eines Fröhlichen durch den weichen Dunst der Ebene. Die Pracht mittelalterlicher Städteherrlichkeit strahlt auf. Oft berannt, nie bezwungen! Oft in das dunkle Gewand der Trauer gehüllt, immer wieder durchgerungen zu der diamantenen Herrlichkeit seiner ersten Blüte! Und die weiten Bergzüge — drüben über dem Rhein die Hardt, der Donnersberg. Vor uns die Kuppen des Odenwalds bis hinaus zum Spessart und zum Taunus: ‚Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt!‘ Einst stand ich auf Camaldoli und sah auf Neapel und den Golf hinab. Es war eine Herrlichkeit, die kein Auge zu fassen vermochte. Hier aber sieht — das Herz! Das ist mein Heimatland, lächelnd wie ein Kind in der Wiege, an der treue Wächter stehen. Nimmer „betritt ein Welscher deinen Strand“. Du sollst in Frieden ruhen. Deine Blütenbäume da unten sollen in jedem Frühling ihr lichtes, weißes Gewand tragen, ohne Flecken. Das Brautgewand der Königin, die zum Hochzeitsfeste schreitet. Und wir dürfen auf dem höchsten Ehrengang mitgehen, den du gehst, seit die deutsche Geschichte ihre Blätter vor den Augen der Menschenwelt aufgeschlagen hat.

Ein rascher Schritt kommt den Berg herauf. Wir fragen nach dem Weg zum Auerbacher Schloß. „Sie wollen zur Not Gottes?“ fragt der Kömmling. Wir sahen ihn erstaunt an. „Was ist das?“ Er lächelt: „Unten in der Not Gottes ist heute Waldgottesdienst. Da kommen sie von allen Seiten zusammen. Und wer im Malchenwald geht, muß ein Gast der Not Gottes sein!“ Es ist ein Gendarm im Zivilrock, der seinen Wachgang geht durch den Wald. Viel Volk geht im Wald. Auch Volk, das Arges im Schilde führt. Und viel Volk, das schutzlos ist. Mädchen und Kinder, die in Frieden gehen sollen im Waldesschoß. Darum schreitet der Hüter seinen Pfad durch Waldestiefen.

Er führte uns zum Auerbacher Schloß. Die schönste Ruine des burgenreichen Bergstraßengürtels. Vom Malchen aus sahen wir die Türme aller der geborstenen Schlösser: Starkenburg, Windeck, Strahlenburg, Alsbacher Schloß, Auerbacher Schloß. Ein Kranz von Sagen schlingt sich um die Waldberge. Wundervoll sind die Bergfriede. Runde Türme mit einem Zinnenkranz: so recken sie sich auf, wie ein bewehrter Arm, der in seiner Eisenfaust das Schwert gen Himmel zückt. Und ein lichtes Leben wallt heute durch den Schloßhof. Kinder in hellen Gewändern, Mädchen mit Blumensträußen, Wanderlieder wie Vogelgezwitscher durch die Waldpfade. ‚Horch, wer kommt da draußen ’rein?‘ Zum lichten Sommerwald klingt das Lied von der jungen Liebe. Es stimmt wie der Blütenkranz

Ernste Stimmung in ernster Zeit
Künstlerische Aufnahme an der Bergstraße von Dr. Arthur Sauer in Zwingenberg

zum hellen Blondhaar der hessischen Dirne. Und das rote Sandsteingemäuer lacht wie ein Kindergesicht durch das frische Waldesgrün. Aber hört ihr das dunkle Lied, das dieser fröhliche Mund singt? ‚Als 1674 der französische General Duc de Turenne mit seiner Armee allhier vor Auerbach zu stehen gekommen und die Auerbacher nebst vielen anderen auf das Schloß geflohen waren, darauf sich wehrten und durch Ausfallen einige Raubparteien der Franzosen zerstreuten, ließ er das Schloß durch eine starke Partie stürmen, welche es auch endlich durch einen verborgenen Ausgang oder Loch erstiegen und jämmerlich mit Manns- und Weibspersonen gehaust haben, wie denn noch viele allhier sind, so das Elend mit angesehen haben.' Das ist das schwermütige Lied, das durch die zerfallenen Hallen und Kammern geht, während der Wind leise durch die Baumkronen rauscht und sein Wehen die grünen Zweige durch die gotischen Kapellenfenster hereinnicken läßt.

‚Not Gottes!' — wundersam hallt dieser Ruf durch das fröhliche Kindervölklein, das um uns herum flattert und zwitschert. Und mit unserem freundlichen Geleitsmann steigen wir hinunter in einen Waldtalkessel, aus dessen Tiefe die bunten Kleider der Mädchen schimmern. Dort unten lag vor Jahrhunderten eine Kapelle, deren Umfassungsmauern kaum noch aus dem braunen Laubboden schauen, und ein Bildnis stellte den Gebetskampf Christi im Garten Gethsemane dar. Längst ist das fromme Bild verschwunden. Dafür hat die Fürstin Marie von Schönberg ein hochragendes Kruzifix errichten lassen. Um dies Heiligenbild sammeln sich Hunderte und aber Hunderte von Festpilgern, die von allen Seiten her durch schmale Waldschneisen heraufsteigen. Ein Glöcklein, zwischen den Gabelästen eines mächtigen Buchenbaums angebracht, läßt seinen schwingenden Klang erschallen. Ein zarter, lockender Ruf, als ob ein Bedrängter seine hilfesuchende Stimme durch die weite Waldstille erhöbe. Und dann mit einem Male ein Gesang, leise einsetzend, dann aber mit Brausen durch die Hallen der Buchen erschallend:

Ihr grünen Blätter in den Wäldern,
Bewegt und regt euch doch mit mir!
Ihr schwanken Gräser in den Feldern,
Ihr Blumen, laßt doch eure Zier
Zu Gottes Ruhm belebet sein
Und stimmet lieblich mit mir ein!

Die Vögel schmettern hundertstimmig die Begleitung dazu, und die Sonne wirft tausend lichte, runde Scheiben lauteren Goldes auf den Boden. Sachte wiegen sich die Wipfel über der Schar der Singenden, und durch die grünen Blätter schauen viele Hundert blaue Himmelsaugen freundlich auf die Scharen, die weit umher sich gelagert haben, bis der Prediger mit gewaltiger Stimme anhebt zu reden von Volksnot und Gottesnot, die verschlungen werden vom Frieden einer himmlischen Welt. Welch ein Gegensatz der Jahrhunderte! Einst fauchten die Brandwolken in schwarzer Glut da oben aus der brennenden Burg und heulten ein finsteres Trauerlied über deutsche Ohnmacht und deutsche Volkszerrissenheit, die dem Wolf nicht wehren konnte, als er in die Hürde brach und alles zerriß mit blutigem Rachen. Und heute — ein Völklein, gedrängt und ge-

Digitized by Google

preßt in der Seele vom Jammer um seine Besten und Treuesten, aber still und gefaßt und getrost mitten im Leid! Einst — die zerstampften Felder, die Blümlein auf den Auen vom Blut der Bauern und Knechte gerötet! Jetzt — die Friedensau in lichter Herrlichkeit, mitten im Wüten des Weltkrieges, ein einziger Lobgesang auf eine wunderbare Gottesführung, die deutsches Land in stiller Freude blühen läßt, obwohl die Wut der ganzen Welt sich gegen es zusammengeballt hat. Leise wandern die Sonnenkringel über Laub, Moos, Waldblüte und Waldkraut zu unseren Füßen und, während wir von dannen ziehen, verklingt langsam der Gesang:

Schön sind die Wälder,
Schöner sind die Felder
In der schönen Frühlingszeit.
Jesus ist schöner,
Jesus ist reiner,
Der unser traurig Herz erfreut!

Und es ist, als sähen wir wie in der ‚Heiligen Elisabeth' die Scharen der Kreuzpilger vorüberwandern, getröstet mitten im Harm, ziehend auf gesegnetem Pfad. Gott grüß' dich, liebes Hessenvolk, in deinem ‚Not-Gottes'-Fest, aus dem dir Ströme von Kraft quellen zum Tragen und Wagen, wie aus der Tiefe deines gesegneten Landes die Fruchtsäfte strömen, die Deutschlands Zukunft bauen!

Über den waldigen Rücken steigen wir hinüber zum lieblichsten aller Waldtäler: ein schmales Bergwasser rinnt durch die grüne Straße, und bei jedem Schritt guckt irgendeiner der burggekrönten Gipfel wie ein neugieriger Riesenkopf über die wiegenden Gipfel des Waldes. Da ändert sich sachte der Wald — es ist, als habe eine feine, gute Menschenhand zart eingegriffen. Zwischen die Buchenstämme schiebt sich langsam ausländisches Nadelholz. Der Waldpfad weitet sich zur breiten Allee. Platanenreihen ziehen sich mit ihren zackigen Blättern hin, ihre rissigen weißen Stämme säumen Rasenstücke. Fahrwege für vornehme Karossen ziehen sich wohlgepflegt neben Spazierwegen. Und dort leuchten zierliche weiße Häuser mit tiefheruntergezogenen Dächern aus den Sträuchern. Mitten im Bergwald — ein Park. Es ist das ‚Fürstenlager'. Da rundet sich die Steinfassung des ‚guten Brunnens', und das einfache Herrenhaus mit seinem schmiedeeisernen Balkon träumt unter hochkronigen Ulmen seinen jahrhundertalten Traum. Es ist, als sähen wir aus den Kavalierhäusern die eleganten Herren im goldbortierten roten Frack zu den Demoiselles treten, die im Reifrock und mit dem Fächerspiel auf hohen Stöckelschuhen über die breiten Sandsteinplatten des Trinkbrunnenplatzes hintänzeln. Der Landgraf Ludwig VIII. schaut mit landesväterlicher Huld zu seinen zierlichen Hofherren, und um die geschnittenen Taxushecken beginnt das Minnespiel à la mode. Der Tapis vert von Versailles zieht sich vor dem Schlößlein in heiterem Sonnenglanz — freilich geht er, anders als sein französischer Vetter, den Berghang hinauf und ist umsäumt von der hohen Weimutsfichte und den Blutbuchen, von der Zitteresche und Silberpappel. Und der sattgrüne Glanz des deutschen Rasens würde den Franzmann eifersüchtig machen, der in seinem Sand-

„Komm Trost der Welt, du stille Nacht ..."
Stimmungsaufnahme von Dr. Arthur Sauer in Zwingenberg

paradies die größte Zeit des Jahres recht dürr und grämlich dreinschaut. Sie haben ein Leben der Schäferfreuden geführt und dazu das Locken des Hifthorns gehört, das durch den weiten lustigen Wald erklang.

Jetzt liegen auf behaglichen Stühlen unsere Verwundeten im warmen Schein der Nachmittagssonne und ruhen sich aus von der Not, die sie im fernen Westen erduldet haben. Fürstengunst hat für unsere Wackeren dies köstliche Friedensplätzchen geschaffen, in dem die Sonne mit liebkosenden Fingern streichelnd über ihre müden Augen fährt und sie einwiegt zum Träumen von einem stillen Glück am Herd, den sie mit harter Faust geschützt haben. Auf der Berghöhe des Parks steht das ‚Tempelchen‘, ein zierliches Eisengitter, um das sich der Efeu in breiten Gewinden schlingt, und dort fliegt der Blick hinüber nach dem aufgetürmten Malchenkopf mit seinem hohen Turm und zu dem Zinnengezack des Auerbacher Schlosses. Und rings um uns nichts als der schweigende Wald, Wipfelwiegen und Blätterspiel, so weit das Auge fliegen kann, ein Wiegenlied für Kinderseelen, die den blauen Himmel über sich haben und nichts wissen vom Lärm der großen Welt.

Aus dem Wald geht's hinüber auf schmalen Höhenpfaden ins Lautertal. Aus der Tiefe schauen die Erker des Schönberger Schlosses und die spitze Kirche von Schönberg und darüber in heiterer Freude die Wellenlinien des Odenwaldes, in lichtem Blau verschwimmend im Golde des Abendhimmels. Durch das Lautertal und die gewundenen Gassen des Kurorts Schönberg wandeln wir langsam nach **Bensheim**.

Ein uraltes Städtlein! Die Potentaten von Nassau und Mainz, der „böse Fritz“ von der Pfalz und der Landgraf von Hessen haben darum gestritten. Und im Dreißigjährigen Krieg haben die Kroaten ‚zu Bensheim dergestalt gehaust, daß nicht ein Ofen, Faß oder Zuber ganz geblieben‘. Schließlich fiel es in die Hände des Jan van Weerth, ‚da eine Frau die Bayern vom Lautertal durch einen Mühlgraben in einen unterirdischen Gang geführt hat, der unter einem langen Hausgewölbe sich hinzog‘, so meldet die Sage, an die das Hessenvolk die Redensart geknüpft hat: ‚der kommt hintenherum wie die Frau von Bensheim‘. Wieder ein Stücklein aus der leidvollen Geschichte des deutschen Heimatbodens: wie sich zerfleischten, die einander Brüder sein sollten und der Fremdling drob sein Hohnlachen anhub. Dies Leid webt um die zerfallenen Tortürme, die zwischen den bröckelnden Stadtmauern stehen: die Vergangenheit legt einen Trauerschleier um die lichtübergossenen Gassen und weiten Straßen.

„Wie ist die Welt so stille...“
Aufnahme von Dr. A. Sauer in Zwingenberg

Und doch ist ein Sommertag! Aus allen den Berggärten fluten die Wellen der Rosenblüte, und der Duft der Reben legt sich wie ein süßes Atmen der Hügel über die weite lachende Au. Und wie wir hinaufsteigen zu dem wonnigen Poetensitz des ‚Waldpfarrers‘ K. E. Knodt, grüßt uns der gastliche Dichter mit der Riesentraube eines Glyzinenstraußes: „Da bringe ich Ihnen den schönsten Gruß der Bergstraße!“ Was war das ein köstliches Rasten in dem heimlichen Stübchen, in dem die Hausfrau mit leisen Schritten ging, um den Wandermüden den Tisch zu rüsten, indes der Hausherr uns redet von dem Schaffen und Wirken am mächtigen Tag der Gegenwart. Und auf breiter Straße quoll das Gold des Abendhimmels in den stillen Raum. Bis wir ganz überronnen waren von lauter Licht und Glanz. Eingetaucht in das Leben deutschen Sinnens, Singens und Ahnens.

„Dort drüben liegt Lorsch!“ Nach Westen zeigt der Finger. Die stolze Abteikirche ist längst zerfallen, unter deren Äbten dereinst all das weite Land ringsum seine Blüte erlebte. Nur ein kleiner romanischer Bau steht noch, die ‚Michaelskapelle‘, und erzählt von dem reichen Kloster, bei dem ‚Frau Ute‘, die Mutter Kriemhilds, ihren ‚Sedelhof‘ hatte und wo die gramgebeugte Kriemhild Siegfried beisetzen läßt

‚Zu Lorsch bei dem Münster,
Da der Held viel kühne
In einem langen Sarge
liegt!‘

So schaut in den ruhevollen Abend die Wundergestalt des deutschen Reden, aber nicht das Grab und seine Totensänge. Nein! Es ist das köstliche deutsche Leben, das uns umflutet. Siegfriedskraft — so dröhnt es herüber aus dem Westen — hütet das deutsche Land! Hei, deutscher Boden, über den so viel Leid gegangen ist, wie bist du selig: Über dir leuchtet die Jugendschöne einer unverwelklichen Seele! Und in dem ‚B'hüt Gott‘, das uns der Waldwinkelpoet aus seinem sonnigen Fenster nachwinkt, liegt dieser Jubelsang deutscher Lebensfülle, die uns beim Wandergang über die Bergstraße leitete.

Scherzo. Aquarell von Prof. Julius Diez

Digitized by Google

Digitized by Google

Die stille Stunde

Von Rudolf Herzog

Laß uns diese stille Stunde
Träumend durch den Garten gehen,
Laß uns diese stille Stunde
Atmend in der Sonne stehen.
Überm Berg du blitzend Wetter
Schweige, Weltgetöse, schweige!
Brausend, grausend Horngeschmetter,
Sing wie eine Sommergeige ...

Ach ihr linden Heimatlüfte
Schmeichelt, streichelt ohne enden.
Ach ihr tiefen Blumendüfte,
All dies Spenden und Verschwenden,
All dies Wogen, all dies Wallen,
Sehnsucht, halb und halb Erinnern —
Scheue Liebesworte lallen
Lautlos wir im Herzensinnern.

Eine Stunde, gottgesegnet.
Eine Stunde, glückumsponnen.
Was an Schwerem uns begegnet,
Ist im Lächeln uns zerronnen.
Schmerzlos schließt sich jede Wunde
Vor der Seele Auferstehen —
Laß uns diese stille Stunde
Träumend durch den Garten gehen.

Digitized by Google

Die geschichtliche Sendung des spanischen Volkes

Von Prof. Dr. Paul Herre
in Leipzig

In dem großen Kreise der Völker, die auf dem weiten Erdenrund zusammen wohnen, verrichtet ein jedes eine ihm zugewiesene besondere Aufgabe, denn erst auf dieser Arbeitsteilung erhebt sich das umfassende Kulturwerk der Menschheit. Wesen und Richtung einer jeden solchen nationalen Einzelaufgabe bestimmt die natürliche und geschichtlich weiter- oder umgestaltete Eigenart des Volkes, die zu pflegen, zu verfeinern und zu vertiefen den engeren Pflichtenbereich nationalen Lebens darstellt. Auch für das spanische Volk, dessen große Mehrheit uns Deutschen in dem uns aufgezwungenen Daseinskampfe ein so ungewöhnliches Verständnis entgegenbringt, und das je länger je mehr gegen seinen Willen in das Toben des Weltkrieges hineingerissen wird, gilt diese Feststellung, und es verdient angesichts der selbständigen und selbstbewußten Haltung der fern im Südwesten Europas wohnenden Nation wohl einmal in Kürze betrachtet zu werden, auf welcher geschichtlichen Leistung ihr gegenwärtiges Dasein sich gründet. Wir gewinnen so unserseits das Verständnis für ihre Lebensbedingungen und können dann ihre Kämpfe und Nöte mit derselben Anteilnahme begleiten, die sie uns heute entgegenbringt. Das spanische Volk, das wir Deutsche so wenig kennen, darf das fordern, und es ist an uns, zum mindesten in dieser Weise ihm für die einer Welt von Feinden zum Trotz bezeugte wohlwollende Gesinnung unseren Dank abzustatten.

Die Spanier sind ein Mischvolk aus Angehörigen verschiedenster Rassen. Die Zweiteilung der Bevölkerung der iberischen Halbinsel bestand bereits in der vorgeschichtlichen Zeit und hat sich trotz aller versöhnenden und ausgleichenden Einwirkungen bis auf den heutigen Tag erhalten. Schon diese Tatsache wirft ein helles Licht auf die große Bedeutung der ursprünglichen Siedlungsverhältnisse, und sicherlich behaupten die Iberer, die mit den Lusitaniern in der ältesten Periode die Halbinsel bewohnten, den entscheidenden Anteil an der Zusammensetzung des Spaniertums. Was wir heute als spanische Eigenart erkennen, tritt uns in der Hauptsache bereits in den Schilderungen des iberischen Volkscharakters entgegen. Ernst, Zuverlässigkeit und Wahrhaftigkeit, Selbständigkeits- und Freiheitsdrang werden als die Grundeigenschaften des iberischen Urvolkes bezeichnet und lassen sich in seinen Handlungen immer wieder erkennen. Mögen die siegreichen Römer ihm auch ihre Sprache aufgezwungen haben: daß das Wesen der Urbevölkerung die Oberhand behalten hat, zeigt die Haltung der romanischen Bevölkerung in den letzten Jahrzehnten der Republik und in den Jahrhunderten des Kaisertums. Gleichwohl war die provinzialrömische Beimischung nicht ohne Einfluß; Spanien wurde dadurch für das Geistesleben des großen Mittelmeerreiches gewonnen.

Auch die Zufuhr germanischen Blutes, die die Stürme der Völkerwanderung brachten, hat nicht geringe Bedeutung für die Ausgestaltung spanischen Wesens. Weniger die vandalisch-alanische Welle, die über die Halbinsel hinweg ziemlich schnell nach Nordafrika weiterrauschte, als die westgotische Herrschaft hat tiefe Spuren hinterlassen. In zahlreichen Personen- und Familiennamen lebt dieser germanische Einschlag deutlich erkennbar bis in die Gegenwart fort, und Kunst- und Rechtsleben sind durch germanische Anschauungen nicht unerheblich beeinflußt worden. Wie sehr das Westgotentum mit seiner verhältnismäßig geringen Volkszahl auch rassenmäßig auf die romanisierten Iberer eingewirkt hat, läßt sich nicht feststellen. Daß seine Art der iberischen innerlich verwandt war, ist sicher, und die weitgehende Mischung der beiden Völker scheint den iberischen Charakter im ganzen nicht verändert, sondern erneuert zu haben. Wenn deshalb mancher deutschfreundliche Spanier heute die Abkunft seines Volkes von den Westgoten betont, so ist das Wesentliche die Leugnung seiner Zugehörigkeit zur romanischen Rasse, und es tritt demgegenüber die Frage zurück, ob iberische oder germanische Art den Grundzug bildet.

Schließlich hat auch die im 8. Jahrhundert beginnende arabische Einwanderung auf die Entwicklung des Spaniertums keine geringe Wirkung geübt. Sie am wenigsten hat zwar die physische Zusammensetzung des spanischen Volkes beeinflußt, denn nur im Süden ist in den untersten Volksschichten eine Mischung der beiden Rassen eingetreten, gegen die sich beide Seiten sonst grundsätzlich sträubten. Um so größere Triumphe

Digitized by Google

haben das Arabertum und in seinem Gefolge das Judentum in geistiger Hinsicht über das besiegte wie auch über das seinerseits wieder siegreich vordrängende christliche Volk errungen, aber es wäre ein Irrtum anzunehmen, der spanische Charakter sei dadurch wesentlich berührt worden. Denn der maurische Einfluß auf die künstlerische Entwicklung blieb ganz äußerlich, und die bedeutungsvollen Anregungen, die das philosophische Denken der Spanier seitens der Schule eines Averrhoes und Maimonides erhielt, waren im Grunde nur die Wiederentdeckung der im Abendlande verlorengegangenen antiken Kulturgüter. Mag maurisches Wesen auf das spanische Volkstum im einzelnen manchen Eindruck geübt haben; man darf an die Tugend der Gastfreundschaft denken, die den Spanier unmittelbar neben den Mohammedaner stellt, aber auch an die zur Schwäche gewordene Eigenschaft der Resignation, die bei den Völkern des Islam an erster Stelle zu Haus ist. Indessen dem Grundzuge nach waren diese Erscheinungen dem Spanier bereits eigen und sind durch den arabischen Einfluß nur verstärkt worden. Vielmehr hat gerade die Ablehnung und Bekämpfung der Mauren in entscheidendem Maße zur Ausbildung und Vollendung des spanischen Volkscharakters beigetragen.

In der Tat ist neben der natürlichen Anlage der iberischen Urbevölkerung und der Völker, die sich mit ihr mischten, der 800jährige Glaubenskampf, den die Spanier mit den Arabern führten, zu dem bestimmenden Faktor für die geschichtliche Entwicklung Spaniens geworden. In diesem fanatischen Ringen von 25 Generationen, aus dem der spanische Einheitsstaat hervorging, ist das spanische Volk zu der Individualität geworden, die es heute ist, ist der Spanier zu dem Einzelwesen geworden, als das er uns heute vor Augen steht. In organischer Fortentwicklung hat sich der iberische Grundcharakter in diesem geschichtlichen Vorgang von unvergleichlicher Tragweite gehärtet und gefestigt und auf dem Hintergrunde mittelalterlicher Lebensideale den ritterlichen Zug gewonnen, der der schlechthin beherrschende auch des modernen Spaniertums geblieben ist. Vom ritterlichen Ideal erfüllt betätigen der einzelne wie das Volk in seiner Gesamtheit einen Idealismus der Gesinnung, der im Guten wie im Bösen fortan als elementare Schicksalskraft Spaniens gewirkt hat. Tugenden wie Schwächen wachsen mit der gleichen Selbstverständlichkeit daraus hervor. Tapferkeit, Treue und Hingabe; Frömmigkeit, Wahrhaftigkeit und Sittlichkeit; Vornehmheit und Stolz; Einfachheit und Bedürfnislosigkeit; Freigebigkeit und Gastlichkeit: sie werden vollends seitdem die Eigenschaften, die der Spanier im Sinne der Vollkommenheit zu besitzen strebt. Daß sie von vornherein auch die Übertreibungen in sich schließen, liegt auf der Hand, und in der Zeit des Niedergangs sind die Spanier ihnen zum Opfer gefallen. Der Stolz steigert sich zu Hochmut und Dünkel, und das führt zusammen mit der jahrhundertelangen Entfremdung der friedlichen Tätigkeit zu einer Geringschätzung und Verachtung der Arbeit, die auf das spanische Wirtschaftsleben einen tiefen Einfluß geübt hat und noch übt. Nicht der ideelle und materielle Lohn für Mühen und Sorgen in Gewerbe, Handel und Landwirtschaft wird zum Lebensinhalt, sondern das noch so armselige Dasein des müßigen Hidalgo. Mit nationalem Schwunge begehrt man das Höchste für das Volk, aber zugleich läßt man die Dinge gehen und zieht sich auf sich selbst zurück. Diese Gleichgültigkeit gegenüber den großen Fragen des Volksdaseins wird allmählich zum Nationalübel Spaniens. Auch in politischer und sozialer Hinsicht hat sie die Herrschaft erlangt und Schuld auf Schuld gehäuft.

Der Glaubenskampf gegen die Mauren hat aber noch einen besonderen Grundzug spanischen Wesens geweckt, der ebenfalls in dem ritterlichen Idealismus wurzelt, aber in der geschichtlichen Entwicklung Europas eine selbständige Gestalt gewann. Aus dem Glaubenseifer erwuchs das starke katholische Empfinden, das nicht minder zum organischen Bestandteil der spanischen Seele geworden ist. Denn von der ersten Stunde des nationalen Kampfes gegen die Fremdherrschaft der Ungläubigen durchtränkten sich die politischen und religiösen Beweggründe, und die christlich-ritterliche Frömmigkeit wurde zur katholischen Strenggläubigkeit. Glaubenskampf war politischer Kampf, staatliches Handeln religiöses Handeln. Von der westgotischen Zeit bis zur Regierung der katholischen Könige wirkten Staat und Kirche in engstem Bunde am gemeinschaftlichen Ziel, und in der Gemeinsamkeit des Glaubenseifers wurde nicht nur der Vernichtungskrieg gegen Mauren und Juden zu Ende geführt, sondern erstand zugleich der spanische Einheitsstaat.

Als aber das ersehnte Ziel erreicht war, verlangte die glühende Frömmigkeit nach neuer Betätigung! Bei der Eroberung der Neuen Welt war neben dem kriegerischen Unternehmungsgeist auch religiöser Fanatismus mächtig, und vollends seitdem der Habsburger Karl die deutsche Kaiserkrone trug, erfüllte sich das gesamte spanische Volk mit dem Glauben an seine religiöse Mission. Mit aller Unbedingtheit stellte es sich auf den Standpunkt der alten Lehre, und Inquisition und Auto da fe arbeiteten im Sinne der Zeitanschauung, aber auch als echte Äußerungen spanischen Wesens erbarmungslos an der Ausrottung des Ketzertums. Die „Reinheit des Blutes" wurde zum Maßstab der Eignung für Staats- und Kirchenämter, selbst die Ansiedlung in den Kolonien unterlag diesem Prüfstein. Mit Hingabe nahm man den Kampf gegen den Protestantismus überall in der Welt auf. Das aber war die Kehrseite dieses Wollens: die Nation, die als

Hüter des Katholizismus leidenschaftlich die Herrschaft auf dem Erdball begehrte, machte sich mitschuldig an der frühzeitigen Ergreifung jener ungeheuren Aufgaben, für die sie innerlich nicht reif war; sie ward mitschuldig an dem staatlichen Zusammenbruch, der die unvermeidliche Folge einer unorganischen und in falsche Wege geleiteten Machtpolitik nach außen war. In überzeugtem Zusammenarbeiten von Herrscher und Volk brachte Spanien der katholischen Idee, für die es vier Generationen hindurch seine Kräfte einsetzte, das Opfer seiner staatlichen Zukunft. Das ritterlich-katholische Empfinden wollte es, und es war dem ganzen spanischen Volke aus dem Herzen gesprochen, wenn Lope de Vega einem Hofnarren die Worte in den Mund legte: er möchte wohl in Frankreich geboren sein und in Italien leben, aber in Spanien sterben, weil der Glaube dort so gewiß, so katholisch und so wahrhaftig sei. Das gesamte geistige Leben Spaniens war von dieser Glaubenshingabe durchtränkt. Auf der Inbrunst spanischer Katholizität gründet sich das religiöse Erlebnis Loyolas wie der Geist bedingungsloser Unterwerfung in dem von ihm gegründeten Orden Jesu. In den Nationaldramen Lope de Vegas und Calderons wallen die mystischen Nebel glühender Frömmigkeit, und auch in der Kunst eines Murillo und Ribera, die für die spanische Art charakteristischer sind als der realistische Velasquez, erscheint ein religiöser Idealismus als die bestimmende Grundkraft. Ja, selbst der nationale Befreiungskampf von 1808/9 war keine rein politisch-militärische Auflehnung gegen die französische Fremdherrschaft, sondern zugleich die vom katholischen Geiste getragene Abwehr des gewalttätigen Erben der kirchenfeindlichen Revolution.

Hand in Hand mit der Glaubensstärke waren Königstreue und monarchische Gesinnung als weitere Äußerungen ritterlicher Ideale in den großen Leistungen des spanischen Volkes wirksam. Das Königtum war ihm die geheiligte Verkörperung des eigenen Ichs, auch um den Thron breiteten sich wie um den Altar die Schleier religiösen Schauers. Die Zeiten Karls I. (V.) und Philipps, da spanischer Herrscherabsolutismus weithin bestimmend war, da im spanischen Weltreiche die Sonne nicht unterging, gelten dem spanischen Volke noch heute als das goldene Zeitalter; tatsächlich waren die beiden Habsburger schlechthin die Vollstrecker des Volkswillens. Aber auch in den Zeiten des Niedergangs folgte die Nation still und willig ihren versagenden Herrschern und ertrug ergeben die immer drückender werdenden Lasten. Sie ließ auch das jahrzehntelange Mißregiment böswilliger Fürsten und Minister über sich ergehen, und es war eine ergreifende Handlung wahrer Königstreue, daß sie sich durch die Gefangennahme des unwürdigsten aller spanischen Könige, Karls IV. (1808), zur nationalen Erhebung aufstacheln ließ.

Spanier unserer Tage haben es als einen Traumzustand gedeutet, was ihr Volk drei Jahrhunderte lang in Selbstvergessenheit hat fallen lassen. In der Tat ist es seltsam, daß in all dem Wogen idealistischer Nebel keine Kraft der Wirklichkeit sich durchsetzen konnte. Nicht daß solche Kräfte überhaupt fehlten; wie es denn auch zum spanischen Wesen gehört, daß neben allem Idealismus stets ein starker Wirklichkeitssinn vorhanden war; in Kunst und Dichtung ist er wohl zu spüren und auch im politischen und wirtschaftlichen Leben trat er zeitweilig hervor. Aber die Richtung hat er nie gewiesen. Das müde Gehenlassen gewann immer wieder schnell die Oberhand, und die nicht selten unbegreifliche Lässigkeit, die das Notwendigste außer acht ließ und dem Staate schwersten Schaden zufügte, ohne daß daraus die geringste Lehre für die Folgezeit gezogen wurde, hat einen Vizekönig Kaiser Karls in Italien das geflügelte Wort sprechen lassen: „Wenn der Tod aus Spanien kommt, kommt er nie." Und als 200 Jahre später ein pflichteifriger Herrscher, Karl III., der bedeutendste spanische König der neueren Zeit, den dahinsiechenden Körper Spaniens mit neuem Leben erfüllen wollte, kleidete er seine Erfahrungen in den bezeichnenden Satz: „Mein Volk ist wie ein Kind, das zu schreien beginnt, wenn es gewaschen werden soll." Dieses selbe Volk aber, das so wirklichkeitsfremd geworden war, schuf in der gleichen Zeit die großen Meisterwerke der Literatur und Kunst, die nicht nur die sprechendsten Offenbarungen seiner nationalen Eigenart darstellen, sondern in den Besitz der gesamten zivilisierten Menschheit übergegangen sind. Das bleibt eben das Bedeutsame, daß die Grundkraft des Idealismus den spanischen Genius immer wieder über die unerquickliche Enge des Daseins hinwegzutragen vermochte und selbst in den Zeiten des Niedergangs die Quellen inneren gemütvollen Lebens nicht versiechen ließ. Dieser beseligenden und kulturschaffenden Urkraft hat Cervantes in seinem Don Quijote ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Gewiß war aus der kraftvollen Idealgestalt des Cid Campeador, der einst die begeisterten Scharen seiner Kreuzfahrer aus den asturischen Bergen in die von Moslemen bewohnten Talniederungen hinabgeführt hatte, die haltlose Figur des Ritters von der Mancha geworden, der mit Windmühlen kämpft und sich von Maultiertreibern verprügeln läßt. Aber gerade die Gegenüberstellung des vom hochfliegendem Idealismus erfüllten Don Quijote und seines vom derbsten Wirklichkeitssinne beherrschten Knappen Sancho Pansa gibt der umstrittenen Figur des Ritters von der traurigen Gestalt die richtige Deutung: die trotz aller satirischen Beitaten tiefernste Dichtung will dem spanischen Volke wohl eine Warnung sein, den Realitäten des Lebens allzusehr auszuweichen; zugleich aber will sie es mahnen sich nicht beirren zu lassen und an der Grundeigenschaft festzuhalten, die

Digitized by Google

ihm von der Natur in die Wiege gelegt und in einer eigenartigen Geschichte gefestigt worden ist. Zumal wir Deutsche haben für diese Verherrlichung der idealistischen Weltanschauung ein volles Verständnis.

Freilich, die spanische Geschichte ging weiter den Weg des Abstiegs. In der Zeit, da mit der Angliederung Portugals und seines ungeheuren Kolonialbesitzes an das Weltreich Karls V. (1580) Spanien zur beherrschenden Macht in Europa, Afrika, Asien und Amerika geworden war, hatte der innere Niedergang schon begonnen. Nach sechzig Jahren (1640) brach die iberische Einheit wieder auseinander, und in unaufhaltsamem Fortschreiten fiel der weit zerstreute spanische Kolonialbesitz den aufsteigenden Großmächten Westeuropas zur Beute, ja England setzte an der wertvollsten Stelle den Fuß auf den Boden Spaniens selbst. Vergeblich waren die Abwehrversuche, erfolglos auch eigene machtpolitische Bestrebungen. In den Weltumwälzungen der napoleonischen Zeit wurde Spanien unmittelbar Schauplatz und Gegenstand der großstaatlichen Interessenkämpfe. Die bedrohte Freiheit ließ die erstarrende Lebenskraft zwar neu aufflammen, und in leidenschaftlicher Hingabe fegte die entfesselte Nation die Fremdherrschaft von ihrem Boden hinweg. Aber der Lohn für den nationalen Aufschwung blieb aus. In schweren Erschütterungen mühten sich Volk und Dynastie um die staatliche Erneuerung. Vergeblich. Unfähige Herrscher und Politiker führten die Nation auf Irrwege, und sie selbst versank von neuem in ihren Traumzustand, der ihr trügerische Bilder vorgaukelte, während sie unter den erstarkenden Völkern immer weiter in Rückstand kam. Auch das Wiedererstehen der konstitutionellen Monarchie (1876) brachte nicht die Heilung, und so brach in jähester Plötzlichkeit die Katastrophe von 1898 über Spanien herein, die der einstigen Beherrscherin der fremden Kontinente den letzten Kolonialbesitz raubte.

Es war ein furchtbares Erwachen, und mit erschreckender Klarheit stellte der grausame Gewaltstreich der Yankees den Spaniern vor Augen, wohin sie gekommen waren, die nach wie vor auf den Höhen der Menschheit zu wandeln wähnten. Aber zugleich erwuchs das leidenschaftliche Bestreben, den verlorengegangenen Platz unter den großen Nationen wiederzugewinnen. Ein neues Nationalgefühl entfaltete sich, und während man auf allen Seiten daran ging, durch umfassende Reformen den Staat auf festere Grundlagen zu stellen, setzte sich das im Tiefsten getroffene Volk nach außen neue weite Ziele. Die Blicke richteten sich auf Marokko und Gibraltar, auf Portugal und die einstigen Kolonien in Süd- und Mittelamerika. Die Stärkung der spanischen Machtstellung im Mittelmeer und die Vereinigung der iberischen Völker auf dem Fundament enger geistiger Beziehungen bilden das neue Ideal, das die Nation erfüllt. Mögen die Wünsche auch wieder der Wirklichkeit vorauseilen, so ist es doch wahr, daß die Bemühungen um die Gesundung der inneren Verhältnisse nicht ohne Erfolg gewesen sind, daß sich das spanische Volk an den neuen nationalen Zielen wieder aufrichtet. Freilich steht das alte Spanien, das überwunden werden muß, dem neuen Spanien, das Verwirklichung sucht, vielfach noch hemmend im Wege, aber von einem neuen nationalen Willen vorwärtsgetragen und von einem modernen Königtum geführt wird es sich durchsetzen, wenn es der Lehren der Vergangenheit eingedenk ist. Das Festhalten an der Politik der ‚Ohnseitigkeit' im Weltkriege erscheint wie die wohlbedachte Beobachtung der besonderen spanischen Interessen, und es ist nicht unberechtigt, diese Neutralität, die heute tatsächlich zur Lebensfrage Spaniens geworden ist, als nationalen Gedanken zu bezeichnen.

Das andere aber ist ebenso gewiß: wenn die spanische Nation wirklich wieder gesunden will, muß sie sich von neuem der tragenden Grundkraft des Idealismus anvertrauen, aus der alle ihre großen Leistungen emporgewachsen sind. Möchte Cervantes in diesen schweren Tagen seinem Volke als Mahner und Warner zugleich die Wege weisen! Daß jene Grundeigenschaft noch immer lebendig ist, können wir mit Freude erkennen, denn uns Deutschen kommt ihre Geltung zugute. Daß sie jedoch der Umgestaltung und Anpassung an die neuen Zeitverhältnisse bedarf, wenn sie wahrhaft fruchtbar sein will, kann dem unvoreingenommenen Beurteiler nicht minder zweifelhaft sein. Der spanische Idealismus muß in derselben Weise des mittelalterlichen Charakters entkleidet und sozusagen verweltlicht werden, wie der deutsche Idealismus unter dem Einfluß der Aufklärung, die Spanien als allgemeine Bildungsbewegung bezeichnenderweise nicht erfaßt hat, säkularisiert worden ist. Dann bleibt das spanische Volk vor der Gefahr beschirmt, fremden Kulturidealen untertan zu werden, die offensichtlich jenseits der Grenzen festen Fuß zu fassen suchen, deren Herrschaft aber das Hinsterben der spanischen Eigenart zur Folge haben wird; dann kommt auch im weiten Umkreise der Nation die besondere spanische Frömmigkeit, die doch auch ein Stück spanischen Wesens ist und jetzt in mannigfacher Hinsicht bedroht wird, wieder zu Ehren. Und so wie in der Kunst spanische Eigenart bereits in unseren Tagen beginnt, über die nationalen Grenzen hinaus eine tiefe Wirkung zu üben, so wird dann auch für den spanischen Idealismus als den eigentlich bestimmenden Faktor spanischer Eigenart die Stunde einer neuen Weltmission schlagen.

Digitized by Google

Glücklicher Erbe

Roman von Hermann Wagner

Ein viel versprechender Gang.

Ludwig Dietel, Sohn des kürzlich verstorbenen, verdienten Rechtsgelehrten gleichen Namens, saß in seiner möblierten Bude vor jenem Möbelstück, das ehemals ein Schreibtisch gewesen sein sollte, und stellte ein Verzeichnis dessen auf, was er besaß.

Er machte also gewissermaßen Inventur und zog die Bilanz seines Vermögens. Aber er tat es keineswegs freiwillig und aus eigenem Antriebe. Die harte Pflicht des Gesetzes stand vielmehr vor ihm und befahl ihm, sich mit Hilfe von Zahlen darüber klar zu werden, daß er „passiv" sei.

Als ob es dazu umständlicher Rechenkünste bedurft hätte! Um festzustellen, ob man noch aktiv oder schon passiv sei, gab es einen viel einfacheren Weg, und Ludwig Dietel war diesen Weg schon häufig gegangen, das letztemal vor acht Wochen.

Ja, genau vor acht Wochen war Ludwig Dietel bei dem Wucherer Ehrhard Fürchtegott Brömse gewesen und hatte zu diesem gesagt: „Brömse," hatte er gesagt, „ich brauche notwendig noch fünftausend Mark. Hier ist ein Wechsel auf zehntausend. Wollen wir das Geschäft noch einmal machen?"

Allein der biedere Ehrhard Fürchtegott Brömse hatte die Taschen zugehalten, den Kopf geschüttelt und geantwortet: „Nee, mein Verehrter, det Jeschäft können ma nich machen, ooch wenn Se mir eenen Wechsel uf funfzehntausend jeben. Se sind fertig."

Daß der Biedermann recht hatte, das bewiesen dann die Ereignisse, die verschiedene liebe Verwandte Ludwig Dietels „schon immer" prophezeit hatten und die mit jener unfehlbaren Sicherheit und Pünktlichkeit eintraten, mit denen es der junge Herr bisher peinlichst vermieden hatte, seine Schulden zu bezahlen. Eine unübersehbare Menge gerichtlicher Zustellungen, Urteile, „im Namen des Königs," trafen ein, die ungelesen in den Papierkorb wanderten, ohne daß Ludwig Dietel ahnte, daß dies Folgen haben könnte.

Es hatte leider Folgen. Männer erschienen in der Wohnung, Männer, die, obwohl sie Zylinder und Handschuhe trugen, doch jener guten Umgangsformen ermangelten, die man an Besucher von Lebensart mit Recht zu stellen gewöhnt ist. Sie taten in den fremden Räumen ganz so, als ob sie darin zu Hause gewesen wären, waren rücksichtslos, durchstöberten alles, pappten unschöne Siegelmarken auf allerlei hübsche Gegenstände und besaßen die Unverschämtheit, Sachen mit sich fortzuschleppen, deren ein Mann von Welt, um behaglich zu leben, unmöglich entraten kann.

Und doch mußte Ludwig Dietel ihrer entraten, so unmöglich und so unfaßbar ihn dies anfangs auch dünkte. Er mußte seine hochherrschaftliche Wohnung im Westen Berlins mit einem möblierten Zimmer im Norden der gleichen Stadt vertauschen, in dem zu wohnen er früher nicht einmal seinem Diener zugemutet hätte. Er mußte am Morgen einen Kaffee trinken, den er irrtümlicherweise für laues Spülwasser hielt, mußte erkennen, daß man nicht nur in erstklassigen Weinhäusern, sondern auch in Stehbierhallen zu Mittag satt werden, daß man nachts in einem harten, schmalen Bett selbst dann einschlafen kann, wenn man zuvor nicht die Möglichkeit hatte, ein Abendbrot einzunehmen.

Ludwig Dietel setzte die Feder an und fuhr darin fort, das Verzeichnis seines „beweglichen und unbeweglichen Vermögens" herzustellen, jenes Verzeichnis, dessen Ehrlichkeit er in zwei Stunden vor dem Amtsgericht Berlin-Mitte zu beschwören hatte, auf Veranlassung mehrerer seiner wütenden Gläubiger, die drohten, die Verhängung der Haft über ihn zu beantragen, falls er den verlangten Offenbarungseid nicht leiste.

Er schrieb:

„Ein Straßenanzug.
Eine gestreifte Hose.
Ein Paar Schnürstiefel.
Ein Filzhut.
Zwei Oberhemden.
Vier Taschentücher.
Zwei Paar Unterbeinkleider.
Zwei Paar Fußsocken.
An barem Geld — — —"

Hier unterbrach er sich, denn er mußte erst feststellen, wieviel er an barem Geld besaß.

Er griff zu diesem Zweck in seine Westentasche, doch erfolglos. Auch eine genaue Untersuchung der Hosentaschen hatte ein niederschlagendes Ergebnis. In den Taschen seines Rockes hingegen suchte er nicht ohne Erfolg: er förderte bare fünfzehn Pfennige zutage!

Und so schrieb er denn gewissenhaft hin: „An barem Geld fünfzehn Pfennige in Kupfer."

Hier legte er sinnend den Federhalter an die Stirn und dachte nach. Er dachte recht angestrengt nach, denn es galt, ein Rätsel zu lösen, das geradezu unlöslich anmutete. Wie war es möglich, daß er, der noch vor nicht allzulanger Zeit ein Vermögen von hundertzwanzigtausend Mark und eine Frau mit einer Mitgift von achtzigtausend Mark besessen hatte, heute nur fünfzehn Pfennige in Kupfer fand, wenn er in die tiefsten Tiefen seiner Taschen hinablangte?

Ja, wie war so etwas möglich?!

Er mußte, nun in diese Dunkelheit einiges Licht zu bringen, seine Erinnerung stark nach rückwärts einstellen. Wie lange war es her, daß sein Vater tot war? Vier Jahre. Damals hatte man einem jeden der drei Brüder bare

Digitized by Google

hundertzwanzigtausend Mark ausgezahlt — eine stattliche Summe, die sowohl Richard, der Sanfte und Süße, wie auch Rudolf, der Gewalttätige und Harte, inzwischen erheblich vergrößert hatte, und die nur ihm: Ludwig, dem Leichtsinnigen, unter den Händen zusammengeschmolzen war, auf eine geheimnisvolle Weise, die zu erforschen jetzt ebenso unnütz wie wenig kurzweilig war.

Und wie lange war es her, daß er geheiratet hatte? Drei Jahre. Hatte ihn damals nicht alle Welt um die Braut beneidet, um die sich so viele andere und vielleicht auch Würdigere vergeblich bemühten? Schon ihr Name! Welches Mädchen hieß heutzutage noch Judith? Es war ihr gutes Recht so zu heißen, denn ihre Schönheit war von einer ganz außergewöhnlichen Art. Sonderbar, daß er dessen erst heute gewahr wurde, heute, wo bald der zweite Sühnetermin in der Scheidungsklage stattfinden würde, die Judith gegen ihn angestrengt hatte wegen — — —

Ach, er wollte nicht mehr daran denken! Was nützte es ihm auch, da sie, wie die Dinge lagen, mit ihrer Klage unter allen Umständen durchdringen würde?

Ja, er hatte es reichlich toll getrieben, und damit, daß er dies einsah, kam er wohl auch der Lösung des Rätsels näher, das ihm jetzt soviel unnützes Kopfzerbrechen machte.

Entsprach das der Wahrheit, hatte er seine Frau jemals „böswillig" verlassen?

Nein, so ganz böswillig war das nicht geschehen, wenn sie auch mit den Reisen, die er seinem Temperament von Zeit zu Zeit schuldig zu sein glaubte, nie einverstanden gewesen war.

Ach, dies sein „Temperament"! Es war das eines edlen Renners, den es in allen Gliedern zuckt, wenn er einmal recht lange in dem Gefängnis des Stalls festgehalten worden ist. War nicht auch die Ehe ein solch Gefängnis?

Nun, er hatte sie immer als ein solches empfunden, dem nach gewissen Erlebnissen zu entrinnen dem männlichen Freiheitsgefühl herrlich wohltat. Und dann war er durchgegangen, für Wochen oder auch für Monate, kreuz und quer durch die halbe Welt.

Und auch sein Geld war mit ihm durchgegangen und schließlich auch die Mitgift seiner Frau, die ganzen zweimalhunderttausend Mark, von denen heute noch armselige fünfzehn Pfennige übrig waren, der schmähliche Rest eines Reichtums, der in alle Winde zerflattert war ...

Ludwig Dietel war nicht weichmütig, aber er konnte einen wehmutsvollen Seufzer doch nicht unterdrücken.

Zu diesem Seufzer gesellte sich ein unwilliges Knurren seines Magens, der mürrisch darauf aufmerksam machte, daß er heute noch leer sei — leer und hungrig, wie das Portemonnaie Ludwig Dietels, das allerdings nicht knurrte, sondern aus Langerweile bloß gähnte.

O, welch ein abscheulicher Anblick, solch ein schlaffes Portemonnaie!

Ludwig Dietel fuhr fort, das Verzeichnis seines beweglichen und unbeweglichen Vermögens fertigzustellen. Er schrieb:

„Ein Taschenmesser.
Ein goldener Klemmer.
Zwei Nachthemden.
Eine goldene Uhr ..."

„Stumpfsinn," murmelte er und strich die goldene Uhr wieder durch, „die Uhr samt Kette hat man mir längst gepfändet!"

„Ein ..."

Hier klopfte es, und er rief, nervös aufblickend: „Herein!"

Es war die Wirtin, die verwitwete Bahnschaffnersgattin Auguste Steudtner.

„Nun," fragte Ludwig Dietel, „was bringen Sie mir, liebe Frau?"

Frau Steudtner zupfte verlegen an ihrer Schürze. „Ick bringe nischt, Herr Dietel, ick möchte wat haben."

„Etwas haben wollen Sie? Was?"

„Ach, der Herr Dietel verjessen woll, dat heite der Erste is?"

„Die Miete!" rief Ludwig Dietel aus und unterdrückte nur mühsam einen Fluch. „Wieviel bekommen Sie denn, beste Frau Steudtner?"

„Mit det vorije Mal wären's nu vierzig Märker," meinte hoffnungsfroh Frau Steudtner, „und dazu kommt noch, wat ick bar ausjelegt habe."

„Bargeld haben Sie auch für mich ausgelegt? Wieviel?"

„Nu, dat werden der Herr doch wissen. Eenmal zwei Mark funfzig, een zweetes Mal vier Jroschen, dann wieder eene Mark und funfzig und dann noch eenen Taler: macht insjesamt sieben Mark und vierzig ... 's ist bloß, weil icks brauche. Ick täte Sie sonst nich mahnen."

Dietel gab sich einen gewaltsamen Ruck. „Morgen, liebe Frau Steudtner — ganz bestimmt: morgen! Ich habe jetzt einen Gang vor, von dem ich mir sehr viel verspreche... Und dann, weil Sie gerade da sind: hätten Sie nicht noch zwei Mark für mich?"

„Jotte doch," entsetzte sich die brave Witwe, „wo soll ick es bloß hernehmen, wo ick doch selber gar nischt habe!"

„Nun, vielleicht geht es doch ..."

Frau Steudtner griff in ihre Tasche und brachte ein hartes Zweimarkstück zum Vorschein. „Bloß weil Sie's sind, Herr Dietel," seufzte sie, „und weil ick soviel Vertrauen in Ihnen habe!"

Ludwig Dietel steckte die zwei Mark ein, packte das Verzeichnis seines beweglichen und unbeweglichen Vermögens zusammen, sah auf die Uhr und stellte fest, daß es höchste Zeit sei, aufzubrechen, wenn er nicht den Termin verpassen und eine zwangsweise Vorführung riskieren wollte. So setzte er seinen Hut auf, pfiff eine Melodie aus der „Carmen" und schickte sich an, jenen Gang zu tun, von dem er sich sehr viel versprach.

Frau Steudtner blickte ihm mit bangsüßen Gefühlen nach. ‚Gott', dachte sie, ‚so een schöner Mann!'

⌘ ⌘ ⌘

Jugendfreunde.

Ludwig Dietel hatte in seinem Leben schon viel getan, aber er hatte noch nie gearbeitet.

Zum großen Teile war sein Vater daran schuld, der es sich durchaus in den Kopf gesetzt hatte, einen Juristen aus ihm zu machen. Ludwig Dietel fand diese Idee noch heute abgeschmackt. Er hätte sich zur Not noch als Theologiekandidaten vorstellen können — dazu, sich Aktenstaub schlucken und Paragraphen reiten zu sehen, reichte seine Phantasie nicht aus., obgleich sie an Üppigkeit nichts zu wünschen übrig ließ.

Seine Sehnsucht war es gewesen, ein Jäger, ein Forstmann zu werden. Er liebte die Tiere und er vergötterte den Wald. Auch für das Land hatte er viel übrig. Mitten auf Sturzäckern, im Schatten reifender Kornfelder fühlte er sich unbeengt und frei. Ein Landwirt zu sein, dünkte ihn nicht übel. Aber ging es an, daß der hoffnungsvollste Sohn des berühmten Rechtsgelehrten Theodor Dietel ein einfacher Landwirt wurde?

Da dies nicht anging, wurden die Versuche fortgesetzt, einen Juristen aus ihm zu machen. Was dabei herauskam, waren vor allem Schulden. Noch nie hatte einer, der Jura studierte, sich mit solchem Geschick Schulden aufgehalst wie Ludwig. Ebensowenig kamen ihm andere Couleurbrüder auf dem Paukboden gleich oder darin, Liebschaften anzuknüpfen und schnellstens wieder zu lösen. In alledem war Ludwig unerreicht. Von Prüfungen hingegen bestand er keine.

Die Notwendigkeit, sein Einjähriges zu machen, begrüßte Ludwig Dietel als willkommene Gelegenheit, sich von der Juristerei ein für allemal zu drücken: er wurde Leutnant bei der Kavallerie.

Alle Welt fand, daß er ein schneidiger Offizier sei, insbesondere die Mädchen und die Wucherer fanden das. Unter den Mädchen war es vor allen Judith von Reick, die Ludwig in ihr Herz geschlossen hatte, während es unter den Wucherern Vater Brömse war — der biedere Ehrhard Fürchtegott Brömse. Während Ludwig die Judith anzog, zog Vater Brömse den Ludwig aus. Es war ein harmonisches Hin und Her. Und gerade zur rechten Zeit starb Ludwigs Vater.

Eigentlich hatte die Freifrau von Reick, Judiths Mutter, schon immer mehr als etwas gegen eine Verbindung ihrer einzigen Tochter mit Ludwig gehabt, nur war sie nie stark genug gewesen, ihren Willen durchzusetzen. Zudem hatte der hübsche Leutnant ernsthaft versprochen, sich zu bessern. So fand denn die Hochzeit statt. Ludwig hatte den Soldatenrock ausgezogen und erklärt, sich nach „irgend etwas umsehen" zu wollen. Das tat er auch, er sah sich nach manchem um. Allein es mochte nicht das Richtige gewesen sein, denn Judith kam eines Tages weinend zu ihrer Mutter und berichtete, die unglücklichste aller Frauen zu sein.

Das junge Ehepaar entzweite sich und versöhnte sich wieder. Die Wucherer kamen und gingen wieder. Doch eines Tages ging die Ehefrau, und die Wucherer blieben. Da war es mit Ludwig Dietel vorbei. Und er legte den Offenbarungseid ab.

Ein Mensch, der den Offenbarungseid geleistet hat, bekommt nichts mehr geborgt, und ein Mensch, der nichts mehr geborgt bekommt, muß, wenn er nicht Hungers sterben will, arbeiten: das war eine Tatsache, die sich Ludwig Dietel mit aller Härte aufdrängte.

Da er nicht willens war, Hungers zu sterben, so wählte er die Arbeit. Das heißt, er wollte sie wählen. Doch als er sich anschickte, den Willen in die Tat umzusetzen, da stellte es sich heraus, daß keine Arbeit da war, sich von ihm wählen zu lassen. An welche immer er sich auch wandte, sie schüttelte abweisend den Kopf und sagte: „Du verstehst mich nicht!"

Nein, Ludwig Dietel verstand wirklich nichts von irgendeiner Arbeit. Und in seiner Ratlosigkeit beschloß er, sich an einen Jugendfreund um Beistand zu wenden.

Unter allen seinen Jugendfreunden hatte sich immer Hugo Münsterberg am meisten darum bemüht, von ihm, dem von der Natur und vom Schicksal glücklicher Bedachten, beachtet zu werden.

Hugo Münsterberg war ein kaum mittelgroßer, schmaler, schwächlicher Mensch, in dessen unansehnlichem Körper eine große ehrgeizige Tatkraft lebte, die mit allen Mitteln danach drängte, sich freie Bahn und Beachtung zu schaffen. Gemildert wurde diese vorwärts drängende Tatkraft nur durch Klugheit und Geschmeidigkeit, die es nie versäumten, sich dort, wo etwas zu holen war, bescheiden anzupassen. Dieser kleine Mann, der alles wußte, war doch jederzeit ein demütiger Bewunderer und Schmeichler gegenüber den anderen, die weit davon entfernt waren, so gut in allen Dingen Bescheid zu wissen wie er, die aber in der Wahl ihrer Eltern vorsichtiger gewesen waren. Dieser seiner Anpassungsfähigkeit verdankte er es, daß er schon in einem Alter von kaum dreißig Jahren eine führende Stellung in einem großen Unternehmen des Versicherungswesens innehatte.

Insbesondere an Ludwig Dietel hatte er sich ehemals gern herangedrängt, und Ludwig entsann sich deshalb jetzt seiner und hielt es für aussichtsreich, ihn aufzusuchen. Schließlich mußte es doch im Rahmen eines so großen Unternehmens, wie jenes es war, dem Hugo Münsterberg mit vorstand, eine Tätigkeit geben, der er, Ludwig Dietel, mit Erfolg obliegen konnte.

Ludwig Dietel warf sich also in seinen gegenwärtig besten Anzug, der ehemals sein schlechtester gewesen war, gab seiner Miene den Zug herzlicher alter Freundschaft und klopfte bei Hugo Münsterberg an.

Bei diesem Manne vorzudringen, war indessen nicht so einfach. Zunächst sah sich erst ein untergeordneter Beamter den Einlaß ins Heiligste Begehrenden näher an, fragte nach Stand und Namen und nach

Entenjagd. Gemälde von Prof. Karl Kappstein. (Aus Eduard Schultes Kunstsalon in Berlin)

Digitized by Google

Digitized by Google

dem Zweck des Kommens. „Der Herr Direktor ist sehr beschäftigt,“ erklärte er. Ohne Zweifel hatte ja dieser fremde Mann mit der herrischen Haltung und in dem dürftigen Anzug eher etwas zu fordern, als etwas zu bringen.

„Melden Sie dem Herrn Direktor einen Jugendfreund,“ rief Ludwig Dietel zuversichtlich aus. „Hier ist meine Karte.“

Es dauerte ziemlich lange, bis der Bote zurückkam. „Der Herr möchten warten,“ beschied er; indem er mit einer mehr kühlen als dienstbeflissenen Geste auf einen Stuhl zeigte, „es wird nicht allzu lange dauern.“

Ludwig Dietel wartete also. Er wartete die ersten fünf Minuten mit Geduld, die zweiten fünf Minuten mit Ungeduld. Als eine Viertelstunde um war, wurde er wütend. Nach Verlauf einer halben Stunde aber hatte sich seine Wut in eine seltsame Beklommenheit verwandelt, in die niederdrückende Unsicherheit eines Menschen, der weiß, daß er kein Jugendfreund mehr, sondern bloß ein Bittsteller ist. Dermaßen vorbereitet, wurde es ihm auch leichter, den fast demütigend kühlen Empfang zu ertragen, den ihm der Herr Direktor, der ehemalige unterwürfige Jugendfreund, zuteil werden ließ.

„Meine Zeit ist zwar knapp,“ sagte Hugo Münsterberg, „aber nimm Platz ... Wenn ich mich nicht täusche, dann hast du in letzter Zeit Unglück gehabt?“

„Ja,“ antwortete Ludwig Dietel befangen, „und ich wollte dich deshalb bitten, mir zu helfen.“ Es folgten eine Pause und ein langer musternder Blick über den gegenwärtig besten Anzug Ludwig Dietels hin. „Womit kann ich dir dienen?“

„Ich suche Arbeit,“ bekannte Ludwig unter Erröten, „irgendeine Tätigkeit, die mir die Möglichkeit gibt, meinen Lebensunterhalt zu verdienen.“

„Du suchst Arbeit?“ kam es mit einem Erstaunen zurück, in dem etwas wie versteckter Spott lag. „Du?“

„Ja.“

„Das wird schwer halten. Ich wüßte nicht, in welcher Richtung du dich betätigen könntest, da du doch so gut wie gar nichts gelernt hast, was sich zweckdienlich verwerten ließe.“

„Ich bin kein Dummkopf. Ich würde mir das, was mir fehlt, schnell aneignen.“

Hugo Münsterberg lächelte mitleidig. „Das sind Selbsttäuschungen, die sich in Romanen ganz gut machen, denen aber im wirklichen Leben gar kein Wert zukommt — leider ... Wer Geld verdienen will und muß, darf nicht erst lernen. Er muß schon etwas können. Und das ist bei dir nicht der Fall.“

„Aber,“ wendete Ludwig Dietel zaghaft ein, „es gibt doch in einem Unternehmen wie in dem euren Stellen, die ein aufgeweckter Mensch mit Leichtigkeit ausfüllen kann.“

„Ja“ meinte Münsterberg wegwerfend, „armselige Schreiberstellen, von deren Einkommen ein Mensch wie du nicht leben kann.“

„Ich bin sehr genügsam geworden ...“

„Trotzdem. Auch könnte man dir dergleichen nicht anbieten, ohne dich zu demütigen ... Nein, du solltest dich an deine Familie wenden. An deine Brüder?“

Ludwig Dietel schüttelte den Kopf. „Die Beziehungen zu den Brüdern sind gelöst.“

Hugo Münsterberg pfiff leise durch die Zähne. „So? Gänzlich?“

„Gänzlich.“

„Schade. Schade und meiner Meinung nach: unklug ... Und deine Frau?“

„Mit meiner Frau liege ich in Scheidung.“

„Man spricht davon, allerdings ... Aber es ist doch noch ein steinreicher Onkel von dir da, nicht?“

„Du meinst den alten Joachim Dietel auf Blichow, den Bauer?“

Hugo Münsterberg zog ärgerlich die linke Schulter hoch, als fühle er sich in Vertretung des als ‚Bauer‘ Bezeichneten beleidigt. „Bauer? Na, da übertreibst du etwas stark! Der Mann hat doch zum mindesten ein Rittergut, und man schätzt ihn auf drei Millionen!“

„Er hat drei Rittergüter,“ versetzte Ludwig Dietel, „und es gibt Leute, die ihn auf vier Millionen schätzen.“

„Also,“ rief Hugo Münsterberg erregt aus, „warum wendest du dich nicht an den?“

„Weil der Kerl ein Flegel ist,“ äußerte Ludwig Dietel mit Nachdruck.

„Darf er das nicht,“ spottete der Herr Direktor, „wo er doch vier Millionen besitzt?“

„Nein,“ entschied Ludwig Dietel mit Schärfe, „Ich habe ihn schon einmal zur Tür hinausgeworfen, als er bei mir war, um mir in unverschämtem Tone Vorhaltungen zu machen!“

Münsterberg blinzelte. „Schade,“ stellte er mit Bedauern fest. „Und dich mit ihm versöhnen — das magst du wohl nicht?“

„Ich denke nicht daran.“

Wieder pfiff der Herr Direktor leise durch die Zähne und erhob sich, um mit über der schmalen Brust verschränkten Armen das Zimmer zu durchschreiten.

Er blieb eine längere Weile schweigsam und schien zu überlegen. „Ja,“ sagte er dann, „du hast einen harten Kopf. Glaub mir, dein harter Kopf wird dich noch zugrunde richten.“

Ludwig Dietel blickte zur Seite. Es reizte ihn, heftig zu werden, doch es gelang ihm schließlich, sich zu beherrschen. Er erinnerte sich rechtzeitig, daß er der armen Frau Steudtner die Miete für zwei Monate schuldig war und daß er nicht soviel Geld besaß, um sich ein Mittagessen kaufen zu können.

„Du warst schon immer sehr stolz,“ fuhr der schmächtige Herr Direktor fort, „und man ist wirklich in Verlegenheit, was man dir anbieten könnte. Es gibt nur eines ...“

„Was?“ fragte Dietel hoffnungsfroh.

„Du müßtest den Versuch wagen, Versicherungen für unsere Gesellschaft abzuschließen.“

„Wie?“

Der kleine Hugo Münsterberg unterbrach seinen Spaziergang und blieb vor dem großen Ludwig Dietel stehen und sah ihn mit schlecht verheimlichtem Spott an. „Nun ja, du müßtest

Digitized by Google

Versicherungsagent werden. Erschrick nicht. Das bringt Leuten, die über ein gewinnendes Äußere, gute Manieren und über gesellschaftliche Beziehungen verfügen, noch am ehesten etwas ein. Ich rate dir als Fachmann. Für etwas anderes taugst du nicht."

„Versicherungsagent —'

„Ich begreife vollkommen, daß dich das wenig reizt," bedauerte ihn Münsterberg. „Aber sag' selbst, was du sonst tun kannst?"

Ludwig Dietel fühlte einen bitteren Geschmack im Munde und ein sonderbares Zittern in den Knien. ‚Verdammt,' sagte er zu sich, ‚jetzt nur nicht schlapp sein!'

Und laut fragte er: „Was hätte ich als — Versicherungsagent zu tun?"

„Du hättest Tag für Tag Leute aufzusuchen, recht viele Leute, besonders aus den besseren und aus den besten Kreisen, zu denen ein Mann wie du am leichtesten Zutritt erhält. Und du hättest sie zu veranlassen, ihr Leben bei unserer erstklassigen Gesellschaft versichern zu lassen, auf einen möglichst hohen Betrag natürlich. Von jedem erzielten Abschluß erhieltest du eine bestimmte Provision, so daß sich dein Einkommen ganz nach dem Erfolge deiner Tätigkeit richten würde ... Es gibt Agenten bei uns, die das Einkommen von preußischen Landräten haben!"

„So?" fragte Dietel naiv.

„Nicht alle natürlich, nur die besten, die gerissensten. Aber du würdest immerhin soviel verdienen, um dich anständig kleiden und satt essen zu können, während du als Schreiber verurteilt wärest, mit Anstand zu hungern."

Ludwig Dietels Gaumen war so trocken, daß er heftige Schluckbewegungen machte. „Aber ich müßte doch — für den Anfang — ein gewisses Betriebskapital haben — wenn auch nur ein ganz geringes ..."

„Na," meinte Münsterberg mit einem gönnerhaften Wohlwollen, „über diesen Punkt ließe sich schließlich reden. Ich könnte veranlassen, daß dir ein kleiner Vorschuß ausgezahlt würde, etwa hundert Mark — nicht?"

„Ich danke dir," murmelte Ludwig Dietel.

„Bitte, bitte ... Die Hauptsache ist: bist du im Prinzip einverstanden mit meinem Vorschlag?"

„Ja."

„Gut, über die Einzelheiten wirst du von anderer Seite näher unterrichtet werden ... Rauchst du eine Zigarre?"

„Ich danke, nein."

Hugo Münsterberg zog die Uhr. „So, da wären wir ja einig. Sei morgen hier, pünktlich um acht ... Es freut mich, daß ich dir gefällig sein konnte!"

Ludwig Dietel erhob sich. Ihm war plötzlich, als hätte er eine Stange Eisen verschluckt. Trotzdem brachte er es fertig, sich flüchtig zu verbeugen. „Ich danke dir nochmals, lieber Hugo," murmelte er.

„Keine Ursache," verabschiedete ihn der andere, halb schon wieder über die Papiere auf seinem Schreibtisch gebeugt. „Sei morgen nur recht pünktlich! Auf Pünktlichkeit sehen wir sehr! ... Leb' wohl!"

Ein Heiratsantrag.

Ludwig Dietel sprang von der Elektrischen, stieg zum ‚Café Bauer' hinauf, warf sich todmüde auf einen Stuhl und bestellte: „Einen Kognak!"

Er stürzte den Cognac auf einen Zug hinunter. Er hatte diesen Alkohol nötig. Ihm war sehr übel. Nein, noch nie in seinem Leben war ihm so übel gewesen!

Freilich, noch niemals in seinem Leben hatte er sich auch in einer Lage befunden wie jetzt. Sollte er lachen? Sollte er fluchen? Stolz sein? Sich schämen?

Kurz, er stand unmittelbar davor, sein erstes Versicherungsgeschäft abzuschließen!

„Heute nachmittag gegen fünf kommen Sie zu mir," hatte ihn die dicke Rentierswitwe Sidonie Mitscherling am Morgen aufgefordert, „da trinken wir eine Tasse Kaffee zusammen. Nach dem Kaffee unterschreibe ich den Lebensversicherungsantrag auf fünfzig Tausend Mark. Nur weil Sie's sind!"

Ach, er hätte gern noch ungezählte Kognaks getrunken, nur um das vergessen zu können, was er diese eine Woche verlebt hatte! Aber er hätte es auch dann nicht vergessen. Die Erinnerung daran war seinem Gedächtnis unlöschbar eingegraben, sie verfolgte ihn bis in den Schlaf und sie würde ihm noch im Grabe keine Ruhe lassen.

Er seufzte tief auf, stützte den Kopf in beide Hände und überschlug in Gedanken das Ergebnis seiner ersten Arbeitswoche: es bestand in ein paar abgetretenen Sohlen, einem grenzenlosen Lebensekel und der Einladung zu einer Tasse Kaffee bei einer reichen Witwe, die sich in ihn verliebt hatte.

Hieß das ein Leben?

So unbestreitbar es war, daß er für seinen bisherigen Leichtsinn einen Denkzettel verdient hatte, das, was ihm während dieser einen Woche an Demütigungen und an offenkundiger Verachtung geboten worden war, überstieg doch beträchtlich das Maß dessen, was ein Mensch, der sich bislang noch für keinen Halunken hielt, ertragen konnte!

Und doch hatte er es ertragen. Ja, als könnte er gleichsam nicht genug davon bekommen, war er weiter durch die Straßen gelaufen, von Haus zu Haus, von Familie zu Familie, treppauf, treppab, immer hübsch demütig, das Gefühl, lästig zu sein, tapfer unterdrückend. Er war gelaufen und gelaufen und hatte geredet und geredet und hatte sich doch weder etwas erlaufen noch erredet. Der Himmel mochte wissen, wie die anderen es anstellten, einen mit allen Mitteln widerstrebenden Familienvater für eine Versicherung breitzuschlagen: er brachte es jedenfalls nicht fertig!

Nein! Und er war stolz darauf, daß er es nicht fertig brachte, denn er sagte sich, daß es angenehmer sein mußte, unter den

Digitized by Google

Befehlen irgendeines groben Straßenmeisters Steine zu klopfen, als sich von einem beliebigen Protzen sagen lassen zu müssen: „Lassen Sie mich in Ruh — ich bin beschäftigt!“

Aber war ein solcher Protz, der einen abschüttelte wie eine lästige Laus, nicht noch erträglicher als jene dicke Frau Sidonie Mitscherling, die einen ein dutzendmal zu sich in ihre Wohnung bestellte, nur um das Vergnügen zu haben, mit einem Mann zu liebäugeln, den sie hübsch fand?

Er stürzte ein Glas Wasser hinunter und meinte erfrischt, jetzt doch einigermaßen gegen die Schauer gewappnet zu sein, die jedesmal über seinen Rücken hinkrochen, wenn Frau Sidonie Mitscherling zu ihm sagte: „Bitte, nehmen Sie doch Platz, lieber Freund — haben Sie es nicht so eilig! Es macht mir Freude, mit Ihnen zu plaudern!!“

Daß sie selbst eine unausstehlich gackernde Henne war, der er am liebsten den Hals umgedreht hätte, das verschwieg sie — sie, die die Tugend des Verschweigens sonst keineswegs übte!

Was hatte sie ihm nicht schon alles verraten! Daß sie sich mit ihren zweiundvierzig Jahren noch in ihrem allerbesten Alter fühle. Daß ihr Mann, der an Gallensteinen gestorben war, ihr zwei große Zinshäuser und an Wertpapieren dreimalhunderttausend Mark hinterlassen hätte. Daß sie durchaus nicht abgeneigt sei, ein zweitesmal in den heiligen Stand der Ehe zu treten, diesmal vielleicht sogar mit einem Mann, zu dem, wenn er auch bettelarm wäre, sie eine tiefe Herzensneigung hinzöge...

„Zahlen!“ rief Ludwig Dietel.

Er zahlte und tat einen grimmigen Fluch: so wahr er heute noch ein anständiger Kerl war, der sich nichts Ehrenrühriges vorzuwerfen hatte: es sollte das erste und letzte Versicherungsgeschäft sein, das er da heute abschloß! Die Provision, die er ausgezahlt erhielt, sollte ihm die Möglichkeit geben, so lange zu warten, bis er etwas anderes gefunden hatte. Und wenn er sich entschließen mußte, in Hamburg Hafenarbeiter zu werden — den Attentaten heiratswütiger Witwen setzte er sich nicht mehr aus!

Nicht ohne Herzklopfen bestieg Dietel die Stadtbahn, und sein Herzklopfen vergrößerte sich noch, als er sie in Charlottenburg wieder verließ. Als er aber gar zum ersten Stock jenes verhaßten Hauses emporstieg, das eins von den zweien der Frau Sidonie Mitscherling war — als er seinen Finger auf den Knopf der elektrischen Glocke drückte, da stand kalter Angstschweiß auf seiner sonst mutigen Stirn.

Das Dienstmädchen, welches öffnete, lächelte verständnisinnig und führte den erwarteten Besuch sofort in den Salon. „Bitte, warten Sie einen Augenblick, die gnädige Frau wird gleich kommen. Sie ist noch bei der Toilette.“

Ludwig Dietel hatte so Gelegenheit, sich gründlich im Zimmer umzusehen. Eine barbarischere Einrichtung hatte er noch nie wahrgenommen. Alles, was er prüfte, atmete hohe Preise: der Teppich, die Möbel, die Vorhänge an den Fenstern, die Bilder allein in der wahllosen Zusammenhäufung dieses Vielen zeigte sich ein solcher Mangel jeden feineren Geschmacks für Stil und Schönheit, daß er seiner Bude bei der armen Frau Steudtner unbedenklich den Vorzug gab.

Die Vorhänge am Eingang teilten sich, und Frau Sidonie Mitscherling rauschte herein. Eine Wolke süßlichen Parfüms wehte vor ihr her, und die Massen von Seide, in die ihr umfangreicher Körper gehüllt war, raschelten und knisterten, als wollten sie laut Zeugnis ablegen von den zwei großen Zinshäusern und von den dreimalhunderttausend Mark ihrer Trägerin.

„Da sind Sie ja, lieber Freund! Das freut mich! Bitte, behalten Sie nur Platz — oder nein: setzen Sie sich hierher, damit wir gemütlich miteinander plaudern können! So!“

Ludwig Dietel dachte an die zu erwartende Provision und zwang sich, das Seine dazu zu tun, um ein „gemütliches Plaudern“ zustande zu bringen.

Es wurde ihm nicht leicht, und er mußte in scheinbarer Gefräßigkeit immer wieder dem Kaffee und dem Kuchen zusprechen, um so einigermaßen dem Anblick der zwei fleischigen Frauenhände zu entgehen, die so reich mit Brillanten geschmückt waren, daß einem davon übel werden konnte.

„Schmeckt es Ihnen?“ fragte Frau Sidonie Mitscherling. „Beinahe nehme ich es an!“

„O ja, danke — sehr gut.“

„Mein seliger Mann, das war ein Feinschmecker — o je! Was der für Ansprüche an unsere Köchin stellte, das ist kaum zu glauben!... Aber ich habe auch eine vorzügliche Köchin, das ist schon wahr! Ich glaube, daß ein Mann mit dem Essen bei mir schon zufrieden sein würde, wenn ich mich entschlösse, noch ein zweites Mal zu heiraten ... Ja!“ Und sie machte sehr verliebte Augen.

„Hm.“ Dietel würgte an einem Bissen.

„Sind Sie schon geschieden?“

„Noch nicht ganz.“

„Aber halb?“ scherzte die dicke Witwe.

Ludwig Dietel hustete.

„Denken Sie nicht daran, sich wieder zu verheiraten?“ ging die entschlossene Dame zum Angriff vor.

„Vorläufig noch nicht ...“

„Warum?“

„Ich möchte zunächst abwarten, bis ich geschieden bin.“

„Ein kluger Mann baut vor,“ mahnte halb im Ernst, halb im Scherz Frau Sidonie Mitscherling. „Einem Mann von Ihrem Aussehen kann es nicht schwer fallen, eine zweite Frau zu finden.“

„Ich darf leider an so etwas gar nicht denken, gnädige Frau, da es mir schon schwer genug wird, mich selber zu ernähren... Sie ahnen gar nicht, wie schwer und wie

Digitized by Google

bitter mir das zuweilen wird. Fast unerträglich schwer und bitter!“

Die brillantengeschmückte Witwe war ganz Teilnahme und rückte näher an ihren Gast heran. „Oh, ich begreife das. Ich fühle es Ihnen nach. Und ich möchte Ihnen so gern helfen!“

Ludwig Dietel stellte zwischen sich und seiner Gastgeberin den ursprünglichen räumlichen Abstand wieder her, indem er mit seinem Stuhl um ein paar Zoll von ihr abrückte. „Sehr gütig. Sie tun es ja, indem Sie Ihr Leben bei meiner Gesellschaft versichern lassen. Darf ich Ihnen jetzt die Papiere vorlegen, gnädige Frau?“

„Das hat Zeit. Reden wir doch lieber davon, wie Ihnen dauernd und gründlich geholfen werden könnte, lieber Freund ... Ja, dauernd und gründlich! Ich glaube, daß es da nur einen Weg gibt — —“

„Ich weiß nicht ...“

„Sie müssen wieder heiraten — ja, das müssen Sie, und zwar eine wohlhabende Frau. Habe ich Ihnen schon erzählt, daß auch ich mich nach einer glücklichen Wiederverehelichung sehne?“

„Ja, davon haben Sie gesprochen ...“

„Aber diese Männer! Die sind frech! Und die, zu denen es einen hinzieht, sind schüchtern und wagen nicht, zu reden! ... Ich denke mir, daß Sie zu den Schüchternen gehören — habe ich nicht recht?“

„Nicht so ganz,“ erwiderte Ludwig Dietel, während sich seine Hände unter dem Tisch unwillkürlich zu drohenden Fäusten ballten.

„Mein Gott, wie Sie erröten! Sagen Sie, bitte, hat Ihnen noch nie eine Frau eine Liebeserklärung gemacht?“

Ludwig Dietel zerrte aus der Tasche seines Rockes jene Papiere hervor, welche die Witwe unterschreiben mußte, wenn er in den Besitz der heißersehnten und, wie ihm schien, redlich verdienten Provision gelangen sollte.

Er war käseweiß im Gesicht und fühlte, daß er am Ende seiner Kraft sei. „Wollen wir jetzt,“ stotterte er, „nicht das Geschäftliche ordnen, gnädige Frau?“

Sie versetzte ihm einen schalkhaften Schlag auf die Hand. „Nicht doch! Nichts vom Geschäftlichen jetzt, wo wir von der Liebe reden! ... Haben Sie es nicht verstanden, welche Frage ich an Sie gerichtet habe?“

Er schüttelte wie abwesend den Kopf.

Ihm war, als grinse ihn die Provision, die schon so nah gewähnte, höhnisch an — aus einer weiten Entfernung, die immer größer wurde und die bald so groß sein würde, daß sie nicht mehr einzubringen war.

Frau Sidonie Mitscherling gab ihrer Stimme etwas Sirupsüß Schmeichelndes. „Ich fragte Sie, ob Ihnen noch keine Frau eine Liebeserklärung gemacht hat?“

„Nein,“ versetzte er rauh.

„Und wenn dieser Fall doch einträte? Wenn eine Frau, die in Sie verschossen ist und der Sie leid tun — ach, so leid! — wenn diese Frau, da Sie selber nicht reden, kurz entschlossen zu Ihnen sagte: ‚Ich liebe dich — werde mein Mann!‘ — was würden Sie dann antworten?“

„Ich,“ stammelte er fassungslos, „ich — —“

Aber mit einem Male erfaßte ihn eine namenlose Wut. Die Provision, die ihn retten sollte, war vergessen, und nur dies eine fühlte er: daß das Maß voll war!

Und er sprang jäh auf, donnerte mit der geballten Faust gegen den Tisch und schrie: „Was ich antworten würde? ‚Schäme dich, alte Pute!‘ würde ich antworten! Sonst nichts!“

Frau Sidonie Mitscherling war ein leiser Schrei des Schreckens entfahren.

Entsetzt und mit aufgerissenem Munde starrte sie ihren Gast an, als wäre dieser ein Gespenst. Aber Ludwig Dietel hatte schon wieder seine Fassung zurückgewonnen. Nichts von einem Versicherungsagenten war mehr an ihm, er war mit einem Male wieder ganz Herr. Er raffte seine Papiere zusammen, verbeugte sich knapp und sagte: „Verzeihung, gnädige Frau. Das Ganze war wohl ein Irrtum. Leben Sie wohl!“

Und damit verließ er das Zimmer. —

Auf der Straße draußen blieb er einen Augenblick stehen und war sehr beklommen. Was tat er nun? Von den hundert Mark, die man ihm gönnerhaft als Vorschuß ausgehändigt hatte, besaß er noch drei Mark. Wie lange reichten die? Und was fing er an, wenn auch sie verbraucht waren?

Er ballte die Fäuste, biß sich auf die Lippen und ging weiter.

So tief ihn alle diese Erwägungen niederdrückten, er wurde dennoch die Empfindung nicht los, daß er einen Sieg davongetragen habe. Er merkte es erst jetzt, daß ihm bei der Arbeit der letzten Tage eine Kruste von Schmutz angeflogen war. Davon hatte er sich jetzt, wie durch ein reinigendes Bad, entledigt. Kein Zweifel, er war wieder sauber. Und eine wohlige Genugtuung durchströmte ihn.

Er bestieg wieder die Stadtbahn und fuhr nach dem Norden zurück. In einem sehr bescheidenen Gasthaus aß er, was man zur Not ein Abendbrot nennen konnte. Und bei einem Glase hellen Bieres überdachte er angestrengt seine Lage.

Sie war recht verzweifelt.

Alle die Freunde und alle die Bekannten, die er ehemals besessen, ließ er im Geiste vorüberziehen. War niemand unter ihnen, der sich seiner auf ritterlichere Weise annehmen und ihm besser helfen konnte als jener Jugendfreund, der sich als ein schadenfroher Ausbeuter seines Unglücks entpuppt hatte?

Er fand keinen. Wohin er auch kommen würde, man würde ihn mit recht peinlichen Gefühlen empfangen, so wie einen, von dem man soviel Takt erwartete, daß er sich für alle Zukunft unsichtbar machte.

Wie aber machte sich ein Ehrenmann in seiner Lage unsichtbar? Mittelst einer Kugel ...

Hier setzte Ludwig Dietel mit einer heftigen Bewegung das Glas auf den Tisch

Digitized by Google

nieder, so daß man sich an den übrigen Tischen erstaunt nach ihm umsah.

Zum Teufel, er hatte keine Lust, schon mit zweiunddreißig Jahren dies trotz allem lebenswerte Dasein zu verlassen, nur weil er die große Dummheit begangen hatte, vorschnell sein ganzes Vermögen zu vergeuden!

Mit zweiunddreißig Jahren war ein Mann wie er mit dem Leben noch nicht fertig, in diesem Alter fing er mit dem Leben erst richtig an. Ja, er wollte noch leben — gerade jetzt, wo er wußte, welche Dummheiten man unbedingt vermeiden mußte, wenn man nicht unter die Räder kommen wollte!

Mit dem Gefühle einer gewissen Sehnsucht dachte er an seine Frau.

Ob er ihr einmal schrieb, es ihr schilderte, wie es ihm ging? Pfui, so etwas tat ein Mann von Charakter nicht! Würde sie nicht glauben müssen, daß es seine Absicht sei, sie anzubetteln? Nein, nein — ehe er das tat, da verschwand er schon lieber! O, einen viel gewaltigern Eindruck würde es ihr machen, wenn er ihr zeigte, daß er sich nicht unterkriegen ließ! Aber wie machte man das, wie behauptete man sich, wenn man so gar nichts gelernt hatte, was sich zu Erwerbszwecken verwerten ließ?

Mit seiner Zuversichtlichkeit war es mit einem Male vorbei, und er sehnte sich nach seiner Bude. Er sehnte sich nach Ruhe und nach Schlaf, und er wünschte, einen Schlaf tun zu können, aus dem es so bald kein Erwachen gab.

Allein schon draußen in der lauen Frühlingsabendluft gab er sich wieder einen erneuten Ruck: Dummheit!

Ruhe! Gelassenheit! Kühle!

Morgen war ein neuer Tag, morgen war er frisch und ausgeruht, morgen fiel ihm bestimmt etwas ein!

Es war ja Unsinn, daß es für ihn nirgends ein ehrliches Unterkommen geben sollte. Er mußte nur mutig sein, den Kopf hoch tragen und seine Ellenbogen gebrauchen — dann würde es schon gehen!

Er schloß pfeifend sein Zimmer auf und warf seinen Hut auf das alterslahme Sofa.

Da klopfte es schüchtern, und die unvermeidliche Frau Steudtner steckte den weißen Kopf durch die Türspalte. „Herr Dietel?“

„Ja?“ meldete er sich verdrossen.

Die Wirtin ließ dem Kopf, der zur Türöffnung hereinsah, zögernd den ganzen Oberkörper und schließlich auch die Füße folgen. „Verzeihn Se — haben Se's schon jesehn? 'sist wat for Ihnen jekommen!“

„Für mich?“

„Ja, et liegt uf dem Schreibtisch!“

Ludwig Dietel sprang ärgerlich auf.

Richtig, da lag ein Brief, in einem blauen Geschäftsumschlag, in Maschinenschrift, mit der Adresse eines Berliner Notars auf dem Kopf. ‚Eine Mahnung oder die Androlung einer Klage!‘ dachte er und warf den Wisch achtlos beiseite.

„Wollen Se den Brief nich lesen?“ fragte Frau Steudtner im Tone leisen Vorwurfs.

„Sie sind gut,“ lachte er. „Liegt Ihnen soviel daran?“

„Ick denke, es is wat Jutes,“ meinte sie ohne jede Zudringlichkeit in freundschaftlichem Tone.

„Ja, wenn Sie das denken ...“ antwortete er gedankenlos und öffnete mechanisch den Briefumschlag.

„Nu?“ fragte Frau Steudtner, die merkte, daß sich sein Gesicht jäh gerötet hatte.

„Donnerwetter,“ murmelte er — „mein Onkel ist gestorben!“

„Ach nee!“ frohlockte sie, als wäre das ein höchst erfreuliches Ereignis.

„Was lachen Sie denn?“ fragte er wie im Traume. „Sind Sie verrückt?“

„Nu, erben Se da nich?“

Seine Mundwinkel verschoben sich schmerzhaft. „Erben? Nein. Ich nicht.“

„Sie nich?“ sagte sie empört. „Wer denn?“

„Die anderen,“ antwortete er kurz und barsch.

⁂

Is et viel?

Das Bewußtsein, kein Versicherungsagent mehr zu sein, verlieh Ludwig Dietel einen tiefen, ruhigen Schlaf.

Hatte er in den vergangenen Nächten davon geträumt, wie Leute, die er mit den günstigen Versicherungsbedingungen seiner erstklassigen Gesellschaft bekannt machen wollte, ihm mit einem teils ungeduldigen, teils verächtlichen Achselzucken bedeuteten, er möge sehen, wo der Zimmermann das Loch gelassen habe, so umschwebten ihn diesmal im Traume viel lieblichere Gestalten.

Er träumte von den ersten Flitterwochen seiner Ehe und von Judith, seiner Frau.

Auch von seinem Scheidungsprozeß träumte er, der bis zum letzten Sühnetermin gediehen war und zu dem sie beide, er wie Judith, persönlich erschienen waren.

„Mein Gott, Ludwig,“ rief Judith — so träumte er — bei seinem Anblick erstaunt aus, „wie siehst du aus!“

„Ich bin in Hamburg Hafenarbeiter,“ versetzte er darauf stolz, „ich verdiene mir den Lebensunterhalt durch meiner Hände Arbeit!“

„Deine Wangen sind eingefallen, Ludwig, und du hast Schwielen an den Händen!“

„Ja, aber ich falle niemand lästig, und kein Protz darf zu mir sagen: ‚Ich bin beschäftigt — lassen Sie mich in Ruh!‘“

„Gab es denn keinen anderen Ausweg für dich, mein Armer?“

„O ja, ich hätte eine spießbürgerliche, dicke Witwe heiraten können, die eine Million im Vermögen hat.“

„Und du hast es nicht getan?“

„Nein.“

„Warum?“

„Weil — weil ein Mann, der dich zur Frau gehabt hat, unmöglich ein Weib heiraten kann, das Sidonie Mitscherling heißt

und die ebenso häßlich und gemein ist, wie du schön und fein bist! Deshalb!“

„Und da bist du Hafenarbeiter geworden?“

„Ja.“

„Meine Herrschaften,“ hörte er, weiter träumend, die Stimme des Amtsrichters, „ich habe die Pflicht, eine Versöhnung zwischen Ihnen anzubahnen. Wie stellen Sie sich dazu?“

„Ich — ich möchte mich versöhnen,“ antwortete er schnell.

„Und Sie, gnädige Frau? Ziehen Sie Ihren Antrag auf Scheidung zurück?“

„Nein!“ rief aus dem Hintergrunde die Stimme der Freifrau von Reick.

Allein Judith schenkte ihrem Mann einen sonderbaren Blick und meinte: „Ich erbitte mir für meine Entscheidung Bedenkzeit.“

„Gut,“ entschied würdevoll der Amtsrichter, „der Termin wird vertagt.“ —

Ja, solcher Art waren die Bilder, die den Schlaf Ludwig Dietels umgaukelten, diesen Schlaf, der ruhig und tief war und der sich nicht im mindesten durch den Umstand stören ließ, daß auf dem Tisch neben dem Bett die Mitteilung eines Berliner Notars lag, die besagte, daß der Gutsbesitzer Joachim Dietel auf Blichow eines plötzlichen Todes gestorben sei, und die an die drei Verwandten des Verstorbenen die Einladung ergehen ließ, sich am vierzehnten Mai vormittags zehn Uhr in der Notariatskanzlei einzufinden, um von den Verfügungen des Testamentes Kenntnis zu nehmen.

Nein, dieser Umstand störte den gesegneten Schlaf Ludwig Dietels gar nicht, obgleich doch heute der vierzehnte Mai war und obgleich die Uhr schon auf halb zehn zeigte, die Zeit, da die beiden Brüder Ludwigs, die allein in Frage kommenden Miterben, in Kraftdroschken schon eilends der Kanzlei des Notars zustrebten, vor Begier zitternd, den Inhalt eines Vermächtnisses kennen zu lernen, das über einen Millionennachlaß verfügte.

Ludwig von Dietel schlief ruhig, denn er hatte keine Ursache, die Wissensgier seiner Brüder zu teilen. Was in dem Testament stand, das wußte er schon im voraus. Er wußte es seit jenem Hinauswurf, den er seinem groben Onkel hatte angedeihen lassen. Der Gutsbesitzer Joachim Dietel auf Blichow hatte es ihm damals mit aller Deutlichkeit gesagt. „Weißt du, was dir geschieht?“ hatte er dem Neffen noch zwischen Tür und Angel zugerufen. „Ich enterbe dich! Deine Brüder, diese Schmarotzer, bekommen zwar nicht viel, aber du bekommst gar nichts! Keinen Pfennig!“

So hatte er denn alle Veranlassung, der Testamentseröffnung fernzubleiben und sich der Schadenfreude seiner Brüder zu entziehen, die so ganz anders geartet waren als er selbst und die ihm deshalb auch nie grün gewesen waren.

Es hatte schon seit jeher ein gewisser Haß zwischen den dreien bestanden. Jedes Mal hatte sich der eine gefreut, wenn den anderen zweien ein Mißgeschick widerfahren war, ebenso wie es die zwei sofort einte, wenn das Schicksal dem dritten einen Stein in den Weg warf. Zwischen ihnen galt das Wort: ‚Es möge ein jeder sehen, wo er bleibe!‘

Ludwig Dietel schlief also, und Frau Steudtner, die das Frühstück bringen wollte, hatte schon zweimal vergeblich an seine Tür geklopft. —

Während ihm aber helle Träume Zukunftsbilder vorspiegelten, die wenig Aussicht hatten, je Wirklichkeit zu werden, geschahen in der Kanzlei des Notars Dr. Nossig in der Friedrichstraße Dinge, von denen er sich, obgleich sie gerade ihn betrafen, nichts träumen ließ.

„Meine Herren,“ sagte der Notar Dr. Felix Nossig, „ich stelle fest, daß es halb elf ist. Obwohl ordnungsgemäß geladen, ist Ludwig Dietel, Ihr Herr Bruder, noch nicht erschienen. Ich sehe mich deshalb genötigt, das Testament in seiner Abwesenheit zu eröffnen.“

Jene feierliche Stille trat ein, wie sie den Millionen, über deren Verteilung man nun Genaues erfahren sollte, angemessen war.

Richard, der Sanfte, der mit geschickter Hand in Grundstücken spekulierte, legte sein Gesicht in liebenswürdig lächelnde Falten, denn in Anbetracht der vielen Aufmerksamkeiten, die er dem nun leider zu Gott berufenen Onkel stets erwiesen hatte, glaubte er nicht ohne zureichenden Grund vermuten zu dürfen, daß er in dem Testament in ganz hervorragender Weise bedacht sei.

Allein nicht minder hoffnungsvoll gestimmt war auch Rudolf, der Stürmische, der auch seinerseits redlich das Seine getan zu haben glaubte, den spröden und ein wenig rauhbeinigen Onkel günstig für sich zu beeinflussen. Er, der in der Provinz eine chemische Fabrik betrieb und der eine große Erweiterung seines Unternehmens plante, rechnete mit mindestens anderthalb Millionen, die er im Geiste schon fest bestimmten Zwecken dienstbar gemacht hatte.

Der Notar räusperte sich, ließ die Erben sich davon überzeugen, daß die Siegel des Dokumentes unverletzt seien und erbrach schließlich das Testament. Die Augen der zwei Brüder waren wie gebannt auf seine Lippen gerichtet. Nichts rührte sich. Nur eine große Fliege suchte an den Fensterscheiben brummend einen Ausgang.

„Meine Herren, ich beginne!“

„Ich, Joachim Dietel auf Blichow, bestimme in Gegenwart des Notars Dr. Felix Nossig und zweier rechtsgültiger Zeugen über meinen Nachlaß wie folgt: In gerechter Würdigung der Tatsache, daß von meinen drei Neffen Richard, Rudolf und Ludwig der letztere der einzige war, der nie Versuche gemacht hat, durch ein unwürdiges, heuchlerisches Gebaren mir gegenüber auf mein Vermögen zu spekulieren, und in noch gerechterer Würdigung der weiteren Tatsache, daß sich Ludwig Dietels, als dieser in Not geraten war, keiner seiner beiden reichen Brüder angenommen hat, schließe ich Richard Dietel

Digitized by Google

und Rudolf Dietel von jedem Mitgenuß an meiner Hinterlassenschaft aus und setze als meinen alleinigen Universalerben meinen Neffen Ludwig Dietel ein, dessen freiem Ermessen es überlassen bleibt, seine Brüder, sofern sie ihm dies einmal zu verdienen scheinen, durch eine Schenkung, die die Summe von je hunderttausend Mark keinesfalls überschreiten darf, zu entschädigen."

Die Fliege am Fenster brummte noch immer, aber im übrigen blieb es totenstill.

„Haben die Herren die Güte, die Unterschriften zu prüfen," sagte ernst der Notar.

Allein ‚die Herren' dachten zunächst gar nicht daran, dieser Aufforderung Folge zu leisten. Sie saßen wie versteinert auf ihren Sesseln und zeigten Gesichter, die von einer beträchtlichen Länge waren.

„Hm," räusperte sich der Notar.

Rudolf war der erste, der sich erholte. „Soll das heißen, daß wir enterbt sind?" stammelte er fassungslos.

„Wir," schloß sich ihm mit glühendem Antlitz Richard an, „wir —?!"

„Jawohl," nickte der Notar ebenso höflich wie eisig, „das Testament ist in Ordnung und völlig unanfechtbar."

„Das ist eine Niederträchtigkeit," brauste Rudolf auf, „eine Gemeinheit!"

„Eine Schurkerei!" stimmte ihm ächzend der sanfte Richard zu.

„Meine Herren," wehrte der Notar ab, „ich muß Sie bitten, nicht zu vergessen, wo Sie sich befinden. Außerdem gebe ich Ihnen zu bedenken, daß Sie alle Ursache haben, sich mit Ihrem Bruder gut zu stellen, dessen Ermessen, wie Sie gehört haben, es überlassen bleibt, dem Testament eine für Sie etwas günstigere Wendung zu geben."

Die beiden leer Ausgegangenen sahen einander an, und wenn es einen Trost für sie gab, dann bestand dieser lediglich darin, daß sie festgestellt sahen, keiner von ihnen habe etwas geerbt.

Das war zwar nur ein umgekehrter und sehr magerer Trost, doch in der Ermangelung eines besseren nahmen sie auch mit ihm vorlieb, so bitter ihnen das wurde.

„Kann ich den Herren noch mit etwas dienen?" fragte der Notar.

„Wir danken," antworteten sie, verbeugten sich und verließen das Amtszimmer.

Auf der Straße unten blieben sie unschlüssig stehen.

„Was tun wir jetzt?" fragte Rudolf.

„Ich glaube, daß es gut wäre, wenn wir uns nach Ludwig umsähen." erwog Richard.

„Kennst du seine neue Wohnung?"

O ja, sie kannten diese neue Wohnung ihres Bruders beide sehr gut, da sowohl Richard wie Rudolf Wert darauf gelegt hatten, sich über die Verhältnisse Ludwigs auf das genaueste zu unterrichten. Und es entstand nun eine Art Wettrennens zwischen ihnen, zu Ludwig zu gelangen und ihm die für sie beide so schmerzliche Nachricht zu überbringen, daß er der Alleinerbe des großen Joachim Dietelschen Vermögens sei.

Sie bestiegen einen Kraftwagen und waren in zehn Minuten im Norden draußen.

Frau Steudtner, die sie an der Flurtür empfing, hob abwehrend beide Hände. „Tut mir leid — der Herr Dietel is noch nich ufjestanden!"

„Wir müssen ihn sprechen," drängte Richard, „wecken Sie ihn!"

„Ja, sofort," schloß sich ihm Rudolf barsch an, „wir haben eine wichtige Nachricht."

„Eene wichtije Nachricht?" fragte Frau Steudtner mit blitzartig erwachter Anteilnahme. „Hat der Herr Dietel jeerbt?"

„Erlauben Sie," brauste Rudolf auf, „woher wissen Sie denn, daß — —?"

Frau Steudtner strahlte. „Hat er?"

„Er hat," bestätigte der klügere Richard, „wecken Sie ihn nur, gute Frau!"

Frau Steudtner flog davon und donnerte an die Tür ihres ahnungslosen Mieters. „Herr Dietel! Herr Dietel! So stehn Se doch uf — et sind Herrens da von wejen die Erbschaft!"

„Warten!" kam es sehr kurz angebunden und wenig höflich von drinnen.

Ludwig Dietel eilte es ja gar nicht. Er ärgerte sich, daß er aufstehen, aus dem Himmelblau seiner Träume in das Grau der Wirklichkeit zurück mußte. Gönnte man ihm nicht einmal mehr den Schlaf?

Er zog sich an, wusch sich und war nach Verlauf einer Viertelstunde bereit, den ungeduldig draußen wartenden fremden Besuch zu empfangen.

Und er riß mit einem Erstaunen, das ans Fabelhafte grenzte, die Augen auf, als er wahrnahm, daß es seine beiden Brüder waren, die ihn so dringend zu sprechen wünschten, und die jetzt mit Mienen, als ob immer eitel Eintracht und Übereinstimmung zwischen ihnen geherrscht hätten, auf ihn zustürzten, herzlichst seine Hand schüttelten und ihn mit überschwenglichen Worten beglückwünschten.

„Bin ich verrückt," wehrte er sich, sich an seine Stirn greifend, „oder seid ihr es?"

„Weder du bist verrückt, noch wir sind es," widersprach Richard, der plötzlich strahlte. „Wir sind hierher geeilt, um dir eine freudige Botschaft zu überbringen."

„Eine freudige Botschaft? Mir?"

„Dir," äußerte Rudolf, der sich noch nicht so trefflich beherrschen konnte, wie Richard, „du Glückspilz!"

„Haltet ihr mich zum Narren?"

„Durchaus nicht," erklärte Richard in feierlichem Tone, „du hast geerbt!"

„Ich? Wieviel?"

„Alles," antwortete Rudolf mit einem Seufzer.

„Ja, alles," bestätigte Richard, glückselig lächelnd, „alles, was Joachim hinterlassen hat — alles in Bausch und Bogen, alles!"

„Ja!" rief Rudolf, sich zu einer Begeisterung aufschwingend, die nicht vorhanden war.

Digitized by Google

„Und wir sind da, um dich zu beglückwünschen, denn wir gönnen es dir!"

„Von ganzem Herzen!" entrang es sich der gepreßten Brust Rudolfs.

Ludwig sank auf einen Stuhl, und in seine Stimme kam etwas dumpf Drohendes. „Ich rate euch, in solchen Dingen mit mir keinen Spaß zu treiben — ein Mann in meiner Lage verträgt keine solchen Witze! Verstanden?"

Richard umfaßte ihn mit beiden Armen. „Aber mein Lieber, was denkst du von uns? Spaß! Spaß in solch ernsten Dingen!... Wir kommen soeben vom Notar, vom Notar Doktor Felix Rossig, Friedrichstraße 62, wo das Testament Onkel Joachims geöffnet worden ist... Hast du keine Einladung erhalten?... Nun gleichviel, du warst nicht dort. Das Testament wurde also in deiner Abwesenheit geöffnet. Und es lautet kurz und bündig: du bist der Universalerbe! Du allein!"

Ludwigs Augen wanderten von einem Bruder zum anderen. Das heitere Gesicht Richards machte ihn noch unsicher. Als er indessen Rudolf ansah, der seine Niedergeschlagenheit nicht länger verbergen konnte, da dämmerte es ihm, daß an der Sache doch etwas Wahres sein müsse.

Er sprang auf und rief: „Frau Steudtner!"

Frau Steudtner war so schnell zur Stelle, daß es sofort klar war, sie müsse hinter der Tür gehorcht haben. Sie sah aus wie der Vollmond, wenn er Geburtstag feiert. „Herr Dietel?"

Ludwig hatte sein Portemonnaie gezogen, um es auf seinen Inhalt hin zu prüfen. „Frau Steudtner, leihen Sie mir fünf Mark," sagte er.

„Aber," wehrte Rudolf beleidigt ab, indem er seiner Brieftasche einen Hundertmarkschein entnahm, „darf ich dir nicht dienen —?"

Richards Stimme gar zitterte vor innerer Bewegung, und er hatte mit unglaublicher Schnelligkeit eine Tausendernote gezückt. „Bruderherz, du wirst dich doch nicht weigern, diese Kleinigkeit —?"

„Ich danke," versetzte Ludwig kühl. „Nu, Steudtnern, haben Se die fünf Mark?"

„Dürfen's nicht zehn sind, Herr Dietel?"

„Ja, es dürfen auch zehn sein, Sie vertrauende Seele! Danke! Und jetzt fahre ich zum Notar!" —

„Er scheint etwas gegen uns zu haben," bemerkte Rudolf, als der Universalerbe draußen war.

„Es macht den Eindruck," gab Richard kleinlaut zu, indem er den Tausender wieder seiner Brieftasche einverleibte. „Wir hätten uns früher um ihn kümmern sollen!"

„Du!" brauste Rudolf auf. „Du bist hier in Berlin und läßt deinen leibhaftigen Bruder verkommen! Hier in dieser dreckigen Bude!"

Während sich die Zurückgebliebenen noch stritten, war Ludwig Dietel längst in eine Droschke gesprungen. Es ging schon auf den Mittag zu, und der Notar Dr. Rossig war eben im Begriff, das Bureau zu verlassen, als man ihm Ludwig Dietel, den Universalerben, meldete.

Er hieß ihn sich setzen und antwortete auf seine wirr hervorgestoßene Frage, ob es denn wahr sei, daß das gesamte Joachim Dietelsche Vermögen ihm, Ludwig Dietel, zugefallen sei, mit bedachtvoller Ruhe: „Ja, es ist wahr. Bitte, überzeugen Sie sich selbst. Hier ist das Testament."

Er las es ihm vor, und Ludwig Dietel saß völlig starr auf seinem Stuhl, wie in einen schönen Traum versetzt, aus dem er aufgescheucht zu werden fürchtete.

„Und das alles ist wahr? Es ist amtlich? Und kann nicht umgestoßen werden?"

„Das Testament ist unanfechtbar"

„Und ich bin so reich?"

„Ich war schon seit Jahren der juristische Sachwalter Ihres verstorbenen Oheims und kann versichern, daß der Besitz, den Sie erben, einen Wert von mindestens dreiundeinerhalben Million darstellt."

„Und wann kann ich diesen Besitz antreten?"

„Auf der Stelle. Sie sind Herr über all das, was Ihr Oheim hinterlassen hat. Sie können jederzeit darüber verfügen."

„Gott," stöhnte Ludwig Dietel und sprang auf, um mit heftigen Schritten und von einem seltsamen Fieber durchglüht das Zimmer zu durchmessen, „und noch gestern hatte ich nicht soviel, um ein anständiges Abendbrot essen zu können!"

„Sie haben wohl Unglück gehabt?" fragte mit behutsamer Teilnahme der Notar.

Ludwig Dietel warf sich wieder in den Stuhl und berichtete in ruckweise hervorgestoßenen, oft nur lose zusammenhängenden Sätzen, wie es ihm in der letzten Zeit ergangen war. Es tat ihm wohl, zu sprechen, und er empfand die Art, wie ihm der Notar zuhörte, als die eines gütigen älteren Freundes. Er verschwieg und beschönigte nichts und deutete am Schluß sogar an, daß er es geradezu als ein Unrecht empfinde, solche Reichtümer anzunehmen, die er in gar keiner Weise verdient habe.

Der Notar lächelte und meinte: „Erbschaften verdient man selten, sie fallen einem zu. Aber mit ihnen ergeht es einem wie mit dem Glück: man muß sie auch festzuhalten wissen. Nur wer das kann, besitzt sie wirklich."

„Nach dem, was ich in den letzten Wochen erlebt habe, glaube ich, daß ich das treffen werde," erklärte Ludwig Dietel. „Ich war in guter Lehre."

„Um so besser für Sie," versetzte der Notar, „ich beglückwünsche Sie aufrichtig!"

Ludwig Dietel drückte ihm die Hand und hatte zuletzt noch ein Anliegen. „Ich bin zwar, wie Sie sagen, ein Krösus, habe aber zur Stunde so gut wie gar kein Geld. Wie ist diesem Übelstande abzuhelfen?"

„Nichts leichter als das," lächelte der Notar. „Aus laufenden Geschäften, die ich für Ihren Oheim geführt habe, liegen an

Digitized by Google

Bergsteiger

Gemälde von Prof. Ludwig von Zumbusch

(Im Besitz von E. A. Fleischmanns Hofkunsthandlung in München)

Digitized by Google

Digitized by Google

barem Gelde fünfzigtausend Mark in meiner Kanzlei. Sie stehen sofort zu Ihrer Verfügung."

So erhielt Ludwig ein Päckchen Geldscheine ausgefolgt, die er, in Ermangelung einer Brieftasche, nur in einen Papierumschlag stecken mußte.

Als ein Mann, der steinreich war, verließ er die Kanzlei, und ihn schwindelte fast, als er die Füße auf das Straßenpflaster setzte. So leicht war sein Gang, daß er sich das Vergnügen nicht versagte, den Weg bis zu seiner Wohnung zu Fuß zurückzulegen.

Seine beiden Brüder hatten sich schon entfernt, und Frau Steudtner empfing ihn, sich die derben Hände an der Schürze abwischend, mit den Worten: „Nu denken Se man, Herr Dietel — dat Glück, wat wir haben!"

Er lachte und umfaßte sie wie eine alte, gute Tante. „Glück? Das will ich meinen! Wie hoch schätzen Sie mich denn?"

„Is et viel?"

„Ja, eklig viel. Es sind dreiundeinhalb Millionen."

Sie stieß einen Schreckensschrei aus, sah ihn entgeistert an und rief aus: „Jott, da verlier' ick Ihnen doch, Herr Dietel!"

„Freilich, das tun Sie. Aber Sie sollen trotzdem dabei gewinnen. Hier sind zunächst Ihre zehn Mark!"

„Wat? Ick kann nich wechseln."

„Es sind fünfhundert Mark, die ich Ihnen schenke. Es sind Wucherzinsen, die ich Ihnen zahle. Aber es sind die letzten."

„Jotte doch," stammelte die Witwe und fuhr sich über die Augen. „Jotte doch über Ihnen, Herr Dietel!"

Der Zauberstab.

Ludwig Dietel wohnte jetzt wieder im Westen, verfügte über einen Diener und hatte es nicht mehr nötig, am ‚kalten Büfett' der Stehbierhallen nach jenen Speisen zu greifen, die mehr sättigen, als daß sie munden.

Auch aller jener angenehmen Dinge erfreute er sich wieder, die ein Kavalier als durchaus unerläßlich zum Leben betrachtet, wenn auch ein gewöhnlicher Mensch ganz gut auch ohne sie auskommt.

Ein Verzeichnis seines beweglichen und unbeweglichen Vermögens, wenn er es jetzt angefertigt hätte, wäre um ein Vielfaches länger ausgefallen als noch vor acht Tagen.

Aber er fertigte es nicht an. Dazu war der Gutsbuchhalter auf Blichow da, der den gnädigen Herrn brieflich schon gebeten hatte, dieser möge die Güte haben, nach Blichow zu kommen, um die Bücher, die Papiere und das gesamte Gutsinventar einer Prüfung zu unterziehen, welcher Bitte sich auch der Gutsinspektor angeschlossen hatte, bei dieser Gelegenheit seinem neuen Herrn die schuldige Reverenz erweisend.

Ludwig Dietel brannte auch schon vor Verlangen, nach seinem neuen Besitztum abzureisen, und wickelte in Berlin mit großer Ungeduld seine Geschäfte ab.

Sie bestanden in der Hauptsache darin, daß er alte Schulden bezahlte.

Oh, er hätte es sich nie träumen lassen, daß es eine solche Wonne bedeuten konnte: Schulden nicht zu machen, nein, zu bezahlen!

Die Gläubiger, mit denen man es da zu tun hatte, erschienen wie Menschen aus einer ganz anderen Welt. Schon ihre Gesichter! Sie, die früher immer etwas Verschlossenes, Abweisendes, Unnahbares gehabt hatten, zerflossen jetzt geradezu vor Entgegenkommen und Liebenswürdigkeit. Der junge Herr wünschte zu bezahlen? Es hatte doch gar keine Eile! Man war fast beleidigt und steckte das Geld mit demselben Widerwillen ein, mit dem man es früher aus der Tasche gezogen hatte. Und man bat untertänig, der Herr möge sich immer daran erinnern, daß man sich allezeit ein maßloses Vergnügen daraus machen werde, ihm zu Diensten zu sein...

Es war, als ob ein geheimnisvoller Zauberstab einen berührt habe, denn Beziehungen und Freundschaften, die für alle Ewigkeit eingeschlafen schienen, wachten über Nacht zu neuem Leben auf. Das Licht, das drei Millionen verbreiten, lockte sie an wie Nachtschmetterlinge, und es war ihnen Bedürfnis, sich unter seinen Strahlen zu wärmen.

In ihren Augen war man plötzlich ein Halbgott: man war es, auch wenn man zuvor ein Halunke gewesen wäre, ebenso wie man ihnen zuvor nichts gegolten hätte, auch wenn man sich um die Menschheit die idealsten Verdienste erworben hätte.

Ludwig Dietel war noch zu jung und zu unverbraucht, als daß er in diesem Dunstkreis heuchlerischer Schmeichelei zur Menschenverachtung gelangt wäre. Der schnelle Umschwung der Urteile über ihn machte ihm im Gegenteil Spaß, und mit einer naiven Grausamkeit ergötzte er sich daran, das Gestern gegen das Heute auszuspielen.

Natürlich versäumte es auch Vater Brömse nicht, sich einzustellen, der brave, biedere Ehrhard Fürchtegott Brömse, der so ganz sein altes gutmütiges Wesen wiedergefunden hatte, welches seinem harmlosen Spießbürgergesicht so trefflich stand.

„Sagen Sie, Brömse," fragte ihn Ludwig Dietel, „bin ich Ihnen noch etwas schuldig?"

Brömse wehrte beleidigt ab. „Mir, Herr Dietel, — 'was schuldig? Sie: mir?! Der Millionär — so eenem armen Kerl?! ... Machen Se sich nicht lustig über mir!"

„Also was wollen Sie dann, Brömse?"

„Meine Ufwartung möcht ick Ihnen machen, Herr Dietel, meine erjebenste Ufwartung! Und bitten möcht ick Ihnen, dat Se den ollen Vater Brömse nich janz vergessen und sich seiner erinnern, wennt der Fall vorkommen sollte, dat Sie wat brauchen! Se wissen: ick stehe Ihnen immer zu Diensten! Brömse macht allens! Ja!"

„Das heißt, Sie wollen mir Geld anbieten?"

„Doch Jeld — und wat Se sonst wollen, Herr Dietel!"

„Und zu welchem Zinsfuß?"

Digitized by Google

„Sachte, Herr Dietel — ick bitt Ihnen: sachte! Bringen Se eenen alten Mann nich in Verlejenheit! ... Wenn ick zuvill jenommen habe bei Ihnen, dann hab ick's nur jetan, weil Se's mir anjeboten haben, Herr Dietel! Warum sollte ick's da nich nehmen ... Wenn ick heute selber komme und mir jestatte, Ihnen Barjeld anzubieten, Baarjeld oder sonst wat — dann jeschiehts janz christlich: zu fünf Prozent!"

Ludwig Dietel brach in schallendes Gelächter aus. „Jehn Se, Vater Brömse," kopierte er ihn, „und wenn ick Se brauche, dann werd ick Se rufen!" —

Es regnete plötzlich auch wieder Einladungen. Ludwig Dietels Papierkorb war kaum umfangreich genug, sie alle zu fassen. Leute, die es noch vor acht Tagen weit von sich gewiesen hätten, ihn auf der Straße zu kennen, gaben ihrem Erstaunen darüber Ausdruck, daß der Herr sich so gar nicht mehr ihrer erinnere, wo sie doch schon seit Wochen mit Sehnsucht erwartet hatten, ihn bei sich zu sehen.

Alle Welt reckte den Kopf nach ihm, es gab keine ehemaligen Bekannten, die nicht ein unbeschreibliches Verlangen nach ihm hatten. Er sah sich zu seinem maßlosen Erstaunen unter die ersten Punkte der Tagesordnung gesetzt.

Und so ungeheuer viel Freundinnen hatte er wieder mit einem Male, daß ihm fast schwül wurde unter dem Eindrucke der vielen verschiedenartigen Wohlgerüche, die aus heliotrop-, veilchen-, rosa- und cremefarbigen Briefchen in seine Nase stiegen. Und eines Vormittags hatte er sogar Gelegenheit, eine helle Mädchenstimme zu vernehmen, die sich draußen im Vorzimmer mit der seines Dieners Anton herumstritt.

„Was? Er wäre nicht zu Hause, sagen Sie? Er ist zu Hause — —!"

„Ich bedaure, gnädiges Fräulein, ich habe den strengen Auftrag, niemanden vorzulassen."

„Bin ich: jemand? Gehen Sie, oder —"

Ein kurzer, regelrechter Kampf, die Tür flog auf, und vor Ludwig Dietel stand — —

„Marga," rief Ludwig aus, „du?"

„Ich!" bekannte eine Stimme, die vor einem Zorn, der teils echt, teils geschickte Bühnenkunst war, leise erbebte. „Empfängt man so eine alte Freundin? Pfui!"

„Verzeih, aber mein Diener hatte tatsächlich den strengen Auftrag, niemanden vorzulassen."

„Auch deine Freundinnen nicht?"

„Ich habe keine Freundinnen mehr."

Das elegante Fräulein setzte sich auf die Ottomane und fragte erstaunt: „Seit wann?"

„Seit ich den Offenbarungseid geleistet habe," stellte Ludwig fest.

„Ach ja," seufzte die Stimme, die in jähem Wechsel vom Zorn zu wehmütiger Weichheit überging, „es war schade ..."

„Hast du es bedauert?"

„Bedauert? Bedauert ist kein Wort. Wie ein Schloßhund hab' ich um dich geheult!"

„Aber jetzt freust du dich wieder?"

Die Stimme des eleganten Fräuleins, das gar nicht daran dachte, zu verbergen, daß es vom Theater sei, streifte sehr geschickt auch die wehmütige Weichheit ab und nahm den Ton unverhüllten Jubels an. „Freuen? Freuen ist kein Wort! Ich bin närrisch vor Glück! Vor Glück, daß ich dich wieder habe!"

Ludwig betrachtete nachdenklich den Rauch seiner Zigarette. „Ich fürchte, das mit dem Mich-wieder-Haben wird seine Schwierigkeiten haben."

„Geh!"

„Ganz ernsthaft. Ich habe keine Zeit mehr. Keine Zeit und keine Lust. Ich muß arbeiten."

„Arbeiten? Du? Wozu?"

„Um Geld zu verdienen."

„Mensch, wo du doch jetzt so klotzig viele Gelder hast!"

„Ich will noch mehr davon haben, das macht mir Spaß. Ich gehe auf mein Gut und werde Landwirt. Ich glaube nicht, daß mir deine Freundschaft zu diesem Zwecke von Nutzen ist."

Sie sprang auf, lachte und machte den Versuch, die Arme um seinen Hals zu legen. „Du, und ein Landwirt? Du, und Geldverdienen? Das ist ja unbezahlbar!"

Doch er befreite sich mit steinharter Bestimmtheit von ihren Armen: „Du meinst, daß ich das Geldausgeben bisher besser verstanden habe als das Geldverdienen?"

„Unbedingt!" Sie nickte voll Überzeugung.

„Und weißt du auch, wohin ich auf diese Art gelangt war?"

„Gott, das ist doch jetzt egal — jetzt, wo du mit einem Male so viele Millionen hast!"

„Bis zum Versicherungsagenten war ich gelangt, der sich von den schäbigsten Kerlen sagen lassen mußte, daß er lästig sei und daß man keine Zeit für ihn übrig habe."

„Du Armer!"

„Bitte, bedauere mich nicht, dein Bedauern wäre nicht am Platze. Der Versicherungsagent ist mir sehr gut bekommen, ich habe in der kurzen Zeit, da ich ihn spielen durfte, unendlich viel gelernt. Vor allem dieses: daß eine Million nur so lange von Wert ist, als man sie nicht ausgibt, sondern zwei Millionen daraus macht!"

„Aber du sollst doch vier Millionen haben?"

„Stimmt. Nur möchte ich aus diesen vier Millionen acht Millionen machen, und ich denke nicht, daß du mir zu diesem Zwecke von Nutzen bist."

Der kühne Riesenhut gab durch eine kräftige Schwenkung nach links zu erkennen, daß Ansichten wie die geäußerten weit davon entfernt seien, seinen Beifall zu finden, und jene Stimme, die vorher maßlosen Jubel gemimt hatte, versuchte sich in dem Moll tragischen Nicht-verstanden-Werdens. „Das hätte ich von dir nicht geglaubt — nein, gerade von dir nicht, der du früher jeder Zoll ein Gent warst! Schade ... Leb' wohl. Du wirst von mir nichts mehr hören!"

Digitized by Google

„Ich hoffe, du von mir auch nicht," versetzte Ludwig mit einer kühlen Verbeugung.

Kurz hintereinander krachten zwei Türen. Ludwig Dietel rief seinen Diener.

„Anton", sagte er, „diese Dame wird nie mehr vorgelassen! Verstanden: nie mehr!"

„Sehr wohl, gnädiger Herr!"

„Und überhaupt: Damen ... Ich bin für Damen keinesfalls zu sprechen. Nie. Merken Sie sich das!"

„Ich werde es mir merken," sagte Anton und gab dem Ausdruck seines Gesichts jene vollkommene Leere, die typisch für einen jeden guten Diener ist, der nichts zu wissen scheint, dennoch alles weiß und auf keinen Fall etwas verrät. —

‚Das wäre erledigt,' dachte Ludwig Dietel, ‚und mir bleibt jetzt nur noch übrig, auf meine Klitsche abzureisen und meinen Kohl zu bauen.'

So dachte er, hoffte indessen im stillen, daß sich vielleicht noch etwas ereignen würde, das seinen Aufenthalt in Berlin lohnend verlängerte.

Mit steigender Erregtheit sah er alle Tage seine Post daraufhin durch, ob er unter den bunten Briefumschlägen nicht einen fände, der eine gewisse steile, kühl-stolze Handschrift trug. Er besaß nicht viele Briefe mit dieser Handschrift, aber die wenigen, die er besaß, suchte er jetzt des öfteren hervor, um sie mit einer Aufmerksamkeit, die an Andacht grenzte, wieder und wieder zu lesen.

Er begann mit den ersten und war sehr erstaunt, daß sie so zärtliche Anreden enthielten. Das lag wohl daran, daß sie schon sehr alt waren. Nun, gar solange war es noch nicht her, daß Judith sie ihm geschrieben hatte: zwei Jahre. O ja, er erinnerte sich, vor zwei Jahren hatte noch ein recht zärtlicher Ton zwischen ihnen geherrscht, und es war keine Phrase gewesen, wenn seine Frau ihre Briefe, etwa wie diesen, mit den Worten geschlossen hatte: „... in grenzenloser Sehnsucht — Deine Judith."

Ludwig Dietel betrachtete den alten Brief, las ihn wieder und wieder, und ihm war, als ob das Papier allmählich Leben gewönne, als ob eine Stimme aus ihm spräche, die er einmal — ach, es mußte schon sehr, sehr lange her sein! — gut gekannt hatte.

Er empfand jetzt eine große Sehnsucht nach der, der diese Stimme gehörte, genau so wie damals seine Frau nach ihm Sehnsucht empfunden haben mochte, wenn er nicht bei ihr gewesen war.

Das war reichlich oft der Fall gewesen, so oft, daß er heute eigentlich darüber staunte, wie Judith dies hatte solange geduldig ertragen können. In der Tat, er hatte Ursache, sich zu schämen. Er schämte sich auch. Und er trug es als eine Art gerechter Strafe, daß er heute genau so vergeblich auf ein paar Zeilen von ihr warten mußte, wie damals sie umsonst auf ein Lebenszeichen von ihm gewartet hatte. Und wie es ihr damals ihr Stolz verboten hatte, nach ihm zu rufen, so glaubte auch er es jetzt seinem Selbstgefühl schuldig zu sein, jeden Schritt zu einer Annäherung an sie zu unterlassen.

Freilich, es hatte sich inzwischen manches geändert. Davon, daß er überraschenderweise ein Krösus geworden war, sah er ganz ab. Aber hatte er sich nicht auch innerlich stark gewandelt?

Die Tatsache, daß er mit Nutzen in Stehbierhallen zu Mittag gegessen und sich als Versicherungsagent keineswegs zu seinem Schaden eine volle Woche den Demütigungen durch zahlreiche rohe Menschen ausgesetzt hatte, war Judith kaum zu Ohren gekommen.

Eigentlich hätte sie dies erfahren müssen. Was hielt ihn ab, es ihr mitzuteilen, — dies und alles andere, alles, was ihn jetzt bewegte: der Drang, etwas Nützliches zu schaffen und keine Drohne mehr zu sein, das Verlangen, alles an ihr wieder gutzumachen, was er ehedem an ihr verbrochen hatte — alles, alles!

Noch vor acht Tagen hätte er es nicht tun können, ohne sich dem Verdacht auszusetzen, als ein Bettler zu kommen, der Hilfe brauchte. Heute war er kein Bettler mehr, heute konnte er anderen helfen ...

Hier schlug Ludwig Dietel mehrere Male heftig mit der geballten Hand auf den Tisch, so daß alle Gegenstände darauf einen lustigen Tanz vollführten und Anton draußen im Vorzimmer vor Schreck beinahe das Glas fallen gelassen hätte, aus dem er soeben einen ebenso heimlichen wie tiefen Schluck Henessy hatte nehmen wollen.

Der Erschrockene klopfte leise an und steckte vorsichtig den Kopf durch den Spalt der Türe.

„Gnädiger Herr?"

„Nichts," rief ihm Dietel lustig zu.

Er schnalzte mit der Zunge und rieb sich die Hände.

Eine glänzende Idee war ihm soeben gekommen, eine Idee, die so einfach war und die so nahe lag, daß er sich geradezu schämen mußte, sie nicht schon früher gehabt zu haben!

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Zeitgeschichtlicher Rückblick

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch, Berlin

Abgeschlossen am 7. August 1917

Die letzten Wochen des dritten Kriegsjahres und der Anfang des vierten haben wiederum Kämpfe von gewaltiger Größe gesehen, im Osten wie im Westen. Im Osten war die Front, wie erinnerlich, seitdem die Offensive Brussilows zu Ende gegangen war, ziemlich ruhig gewesen und infolge der russischen Revolution war wochenlang geradezu ein Stillstand der Waffen eingetreten. Die Front, die die Brussilowsche Offensive im Sommer 1916 erreicht hatte, lief von Brody aus über Zloczow, Koniuchi, Brzezany, vorwärts Halicz, Huta, Kirlibaba, Dorna Watra. Damit war fast die Hälfte des östlichen Galiziens mit ihrer Hauptstadt Tarnopol und die ganze Bukowina mit ihrer Hauptstadt Czernowitz den Russen in die Hände gefallen. Die Revolution schien zunächst der militärischen Kraft Rußlands überhaupt ein Ende zu bereiten. Da sie vor allem aus dem Grunde ausgebrochen war, daß sich die Massen nach Frieden sehnen, erschien es auch ganz sinnlos, in einem neuen Angriff das Kriegsglück erneut zu versuchen. Gleichwohl setzten es gerade die revolutionären Demokraten mit ihrem Führer Kerenski an der Spitze durch, daß den bisherigen Verbündeten, England und Frankreich, gezeigt werde, Rußland sei durch die Revolution militärisch nicht kraftlos geworden. Kerenski will den Frieden, aber er wollte ihn durch eine Offensive gegen die deutschen und österreichisch-ungarischen Linien erzwingen, die die Kraft des revolutionären Rußland und seiner ebenfalls revolutionären Armee zeigen sollte.

Nach allem, was über den Zustand der Armee infolge der Revolution bekannt geworden war, konnte sehr zweifelhaft sein, ob ein derartiger Vorstoß gelingen würde. Am wenigsten von der Zersetzung war allerdings die Südwestfront ergriffen, dieselbe, die im vorigen Jahre durch den General Brussilow zu großen Erfolgen geführt worden war. Brussilow war durch die Revolution Generalissimus der ganzen Armee geworden und setzte nun auf Drängen Kerenskis, der die ganze Front durch seinen Einfluß und seine Tatkraft mit fortreißen wollte, zum Angriff an. Die Ziele seines Angriffs waren die alten, Kowel und Lemberg, daneben die Erdölquellen im Berglande südöstlich von Drohobycz. Darauf wurde der Angriff besonders auf Wunsch von England gerichtet, das damit ein Versorgungsgebiet der Zentralmächte für den U-Bootkrieg treffen wollte.

Am 1. Juli begann die Offensive, deren beide Druckpunkte Brzezany und Koniuchy waren. Am 8. Juli wurde dann der Stoß in der Gegend von Stanislau angesetzt. Hier gewannen die Russen Erfolge, sie eroberten Halicz und Kalusz. Am 12. Juli aber kamen deutsche Reserven der zurückgedrängten Front zu Hilfe und warfen den Feind aus Kalusz wieder hinaus. Im Norden gelangen den Russen nicht einmal solche Erfolge, trotz großer Übermacht an Soldaten und Geschützen war der Geländegewinn der russischen Offensive verschwindend gering. Dafür holte nun die Heeresleitung der Zentralmächte zum Gegenstoß aus. Sie hatte im März, April, Mai, Juni die russische Revolution mit voller Absicht nicht zu einem Gegenstoß benutzt. Wollte die Revolution ihr Volk zum Frieden und zur Lösung von den bisherigen Verbündeten führen, so sollte diese Entwicklung nicht gestört werden. Aber der Druck der Entente und der Wille Kerenskis blieben stärker, so daß Rußland noch einmal das Schlachtenglück herausforderte. Es erntete eine furchtbare Enttäuschung. An der rechten Flanke der russischen Angriffsfront wurde in den ersten Juliwochen der Gegenstoß, wie immer, in völligster Stille und ohne daß etwas davon an die Öffentlichkeit drang, vorbereitet. In der großen Reichstagssitzung am 19. Juli konnte der Reichskanzler ein Telegramm des Feldmarschalls von Hindenburg mitteilen, daß der geplante Durchstoß der feindlichen Front geglückt sei. Er erfolgte östlich von Zloczow zwischen Zwyzin und Zborow und gelang wieder glänzend. Er warf die Verteidigungslinie des Gegners gleich im ersten Anlauf zurück und brachte so die russische Front auch südlich von Zborow ins Wanken und zur Auflösung. Es war die russische 11. Armee, in der die Zersetzung schon sehr weit vorgeschritten war. Parallel mit diesem Angriff zwischen Sereth und Zlota Lipa hatte sich auch die südliche Hälfte der galizischen Front in Bewegung gesetzt und auch hier folgten die Erfolge rasch aufeinander. Halicz, Stanislau, Nadworna, der Tatarenpaß wurden dem Feinde entrissen, Stück für Stück wurde der Geländegewinn zurückgenommen, den Brussilows Offensive im Sommer 1916 gewonnen hatte. Am 24. Juli wurde Tarnopol, am 3. August Czernowitz, am 5. August Radautz genommen. Es ging wieder voran, wie im Sommer 1915 in Galizien, unaufhaltsam und in Riesenmärschen, in denen die Truppen sich keine Pause gönnten, so daß am Ende der ersten Augustwoche, gerade als sich die Erinnerung an den Aus-

Digitized by Google

bruch des Krieges zum drittenmal jährte, folgende Front gewonnen war: von Brody nach Südosten, vorwärts Tarnopol schon auf russischem Reichsgebiet im Gouvernement Podolien herunter nach Süden, vorwärts Czernowitz, Radautz, Suczawa in die Moldau herein. Unter dem Druck dieser gewaltigen Vorwärtsbewegung war auch die Front in den Karpathen in das Wanken gekommen und wird langsam und sicher zurückgedrängt. Glorreiche Erfolge waren so wieder erfochten worden nach den Plänen und unter der Leitung der deutschen Heerführer, vor allem des Generalfeldmarschalls von Hindenburg und seines ersten Helfers, des Generals Ludendorff, und im Zusammenarbeiten deutscher, österreichisch-ungarischer und osmanischer Truppen. Ohne Unterbrechung war dieser Angriff seit dem 19. Juli vorangeschritten, der seinesgleichen nur in dem glorreichen Feldzuge von 1915 in Galizien fand. Am 3. August telegraphierte der Generalfeldmarschall von Hindenburg an den deutschen Kaiser: „Österreich-Ungarn ist im wesentlichen frei vom Feinde." Auch an dieser Stelle war die Verteidigungsaufgabe des Krieges erfüllt, die derselbe große Heerführer schon im Februar 1915 für den deutschen Osten so glänzend gelöst hatte.

Die russischen Heeresberichte teilten dieses Mal die Niederlage mit einer staunenswerten Offenheit mit. Sie berichteten von Truppen, die den Befehlen ihrer Anführer den Gehorsam verweigerten, die beraten wollten, ob dieser oder jener Angriff zu machen sei, und, während die Kanonen donnerten, die Frage der Reformen Rußlands im Innern erörterten. Alles das war natürlich richtig. Es läßt sich denken, daß die Revolution in den jetzt 5 Monaten das Heer zersetzt hatte, das sich auch nach Frieden sehnt, das, vor allem aus Bauern bestehend, nach der in Aussicht stehenden Neueinteilung des Landes blickt. Aber der Zweck dieser russischen Offenheit in den Heeresberichten war durchsichtig. Sie suchen die Schuld am Zusammenbruch ausschließlich auf die Propaganda zu schieben, die die Friedensanhänger um jeden Preis, die sogen. sozialdemokratischen Bolschewiki unter der Führung Lenins und seiner Genossen in der Armee gemacht hatte, und zugleich waren diese Heeresberichte mit ihren trostlosen Schilderungen der Anarchie an die Adresse der Entente gerichtet. Sie sollten den Engländern und Franzosen sagen, wie ihre russischen Verbündeten für die Zwecke des ganzen Bundes bluten, und daß der Augenblick kommen müßte, in dem Rußland von dem Bunde sich lösen und die Waffen strecken muß. Die Vorstellung ist aber falsch, als wenn diese deutschen Siege leicht erkauft worden wären. Nicht überall hat an dieser langen Front die Revolution das Heer vollständig aufgelöst. Die Berichte melden von tapferer Gegenwehr und verzweifelten Kämpfen der Russen und wie die Zahl der Gefangenen und das erbeutete Material beweisen, vollzieht sich der Rückzug wieder in der Form, die wir aus dem Feldzug 1915 kennen. Trotz aller Auflösung und Zersetzung ist der Russe auch in diesen Kämpfen ein achtenswerter Gegner gewesen, und um so höher müssen wir die stürmische Tapferkeit und die Ausdauer unserer Truppen im Bunde mit der Genialität der Führung bewundern, die diese Erfolge so rasch erzielten. Das Ergebnis ist, wie gesagt, daß Österreich-Ungarn vom Feind befreit ist, Gebiete, die zum Teil fast seit Kriegsanfang in den Händen der Russen waren, ihnen wieder entrissen sind. Und damit war zu Beginn des vierten Kriegsjahres im südlichen Teil der Ostfront durch diese Siege eine neue Frontlinie hergestellt, die schon auf russischem Gebiet verlief.

⌘ ⌘ ⌘

Diese Leistungen sind um so bewundernswerter, als vor allem damit gerechnet werden mußte, daß die englisch-französische Offensive im Westen nach langer Vorbereitung wieder mit voller Kraft losbrechen werde. Wir wissen heute nicht, welche Truppenzahlen für den Feldzug im Osten zur Verfügung standen, aber wir werden einmal darüber staunen, wie gering sie waren. Denn die Front im Westen forderte die gespannteste Aufmerksamkeit der Führer, die stärkste Unterstützung mit Kriegsmaterial und die massierte Besetzung mit Truppen.

Nach einer 14tägigen Vorbeitung durch Artillerie begann an der flandrischen Front am 31. Juli die Infanterieschlacht. Ihr Ziel war hier so deutlich wie möglich. Es war die flandrische Küste, die Basis der Deutschen für den U-Bootskrieg und nichts kann, allen Reden und Gegenbeweisen zum Trotz, den militärpolitischen Wert der flandrischen Küste mehr beweisen, als daß die Engländer diese ungeheuren Opfer für einen Angriff an dieser Stelle brachten. Die flandrische Küste ist und bleibt das Glacis entweder für die Engländer oder für uns.

Die deutsche Heeresleitung war diesmal in der Lage, dem englischen Artillerieangriff bereits mit starker deutscher Gegenwirkung entgegenzutreten. Das brachte den Engländern schon in der Vorbereitungsphase schwere Verluste bei. Diese suchten sie durch äußersten Einsatz der Reserven auszugleichen, bis sie glaubten, zum Infanterieangriff stark genug zu sein. Mit Massen — so sagte der Heeresbericht am 1. August, der den Beginn dieser großen Schlacht in Flandern meldete — wie sie bisher an keiner Stelle des Krieges, auch nicht im Osten von Brussilow eingesetzt wurden, griffen die Engländer und in ihrem Gefolge die Franzosen auf 25 Kilometer breiter Front am 31. Juli zwischen Noordschoote und Warneton beiderseits von Ypern an. Der Angriff überrannte in einigen Abschnitten die deutschen, in Trichterstellung liegenden Linien und gewann vorübergehend beträchtlich an Boden, besonders nördlich und nordöstlich von Ypern, so daß Bixschoote

Digitized by Google

nicht gehalten werden konnte. Trotz der ungeheuren Vorbereitungen und äußerster Verschwendung mit Munition und Menschen konnte aber der englische Angriff hier nicht einmal die ersten Erfolge davontragen, die wir erwartet und hingenommen hätten. Der erste Durchbruchsversuch schlug vollständig fehl. Das konnte am sechsten Angriffstag, dem 5. August, bereits festgestellt werden, und damit war die erste Schlacht der Engländer um die flandrische U-Bootsbasis für sie verloren. Sicherlich sind die Kämpfe noch nicht zu Ende und mit schwerem Ringen muß noch gerechnet werden. Aber der Verlauf des ersten Angriffs gibt guten Mut für das Weitere. Als am 4. August in ernster Feier die Erinnerung an die historische Reichstagssitzung des 4. August 1914 und die englische Kriegserklärung begangen wurde, konnte mit Stolz und Genugtuung gesagt werden, daß die Kriegslage nicht nur günstig, sondern über alle Erwartung hinaus glänzend sei: im Osten siegreiches Vordringen, im Westen ebenso siegreiches Standhalten.

Die eigentliche Offensive im Westen aber wird, wie bekannt, durch den U-Bootskrieg geführt, der unbarmherzig, Erfolg an Erfolg reihend, wie Feldmarschall von Hindenburg sagte, wirksam ist — und das genügt. Im Juni wurde wieder eine Million versenkter Tonnen gemeldet, die Julizahl wird bestimmt nicht dahinter zurückbleiben. In der Krisis in Deutschland, von der wir nachher sprechen, wurde vorübergehend die Stimmung heruntergedrückt, weil angeblich im Reichstag darauf hingewiesen worden war, daß die auf den U-Bootskrieg gesetzten Erwartungen getäuscht hätten. Mit vollem Recht und einem sehr verständlichen Nachdruck an solche Stellen sagte die Meldung des Admiralstabes über das Juniergebnis, daß diese Erfolge des U-Bootskrieges das Vertrauen in die unausbleibliche und entscheidende Wirkung dieser Kriegführung rechtfertigen, und der General Ludendorff betonte das in seiner Äußerung am 17. Juli erneut. Wir wissen, daß der U-Bootskrieg das Ziel erreichen wird, das von der Marine, insonderheit vom Admiral von Tirpitz von vornherein festgestellt worden war, nämlich England in absehbarer Zeit zu einem brauchbaren Frieden geneigt zu machen.

Während der Reichstagsdebatten und in der nervösen Spannung, die sie erregten, wurde häufiger der Gedanke ausgesprochen, den ein Zentrumsblatt in Verteidigung des Abg. Erzberger so formulierte: „In diesem Augenblick ist kein Ende abzusehen und niemand weiß, wann die Morgenröte anbricht, welche die Friedenssonne verkündet.“ Das Ende ist abzusehen, nämlich wenn der U-Bootskrieg den Erfolg, den wir erwarten und auf den wir vertrauen, erreicht und wenn die russische Revolution so weit ist, daß sie ihre eigenen Führer, mit oder ohne die bisherigen Verbündeten, zum Frieden zwingt. Militärisch geschieht alles, um an diesen beiden entscheidenden Stellen das Ende herbeizuführen und bis militärisch der Erfolg sicher, ist, auf den wir bauen, muß eben ausgehalten werden. Die Zweifel und die unsichere Stimmung erklärten sich auch vielmehr daraus, daß der militärischen Kraft und Sicherheit die politische in der Leitung des Krieges eben nicht entsprach und darin sehen wir nach wie vor die Hauptsache in dem Kampfe, der durch den Vorstoß des Abg. Erzberger am 6. Juli eingeleitet worden war und der mit dem Rücktritt des Reichskanzlers endete. Der Vorstoß hat Deutschland in eine Krise gestürzt, die vier Wochen andauerte und mit der großen Liste von Neuernennungen in den höchsten Reichs- und Staatsämtern am 5. August ein vorläufiges Ende erreicht hat.

Wie gesagt, ist diese Krisis durch eine Rede des Abg. Erzberger im Haushaltsausschuß des Reichstags am 6. Juli in Gang gebracht worden. Da die Verhandlungen geheim waren, gehen wir nicht auf Einzelheiten ein. Die beste Antwort, warum der Vorstoß erfolgte, gab ein Beschluß der Zentrumsfraktion des Reichstags, daß sie Herrn von Bethmann Hollweg nicht für geeignet halte, bei den Friedensverhandlungen mitzuwirken. Das war das vernichtendste Urteil, das über ihn und seine Kriegspolitik gefällt werden konnte, und sagte schon, daß auch das Zentrum Herrn von Bethmann nicht mehr als Kanzler für möglich hielt. Denn wenn jemand nicht geeignet ist, bei den Friedensverhandlungen mitzuwirken, so ist er auch nicht geeignet, den Frieden einzufädeln und vorzubereiten. Die Sorge war eben allgemein geworden und äußerte sich zunehmend in immer schärferer Weise, daß die politische Leitung des Krieges die glänzenden Leistungen unserer Heerführung und unserer Truppen nicht so ausnutze, wie wir es brauchen, und daß der Ausgang des Krieges für uns direkt gefährdet werde. Alle Großmächte hatten die Männer, unter deren Leitung sie in den Krieg hereingegangen waren, gewechselt. Herr von Bethmann war der einzige, der noch im Amt war; es wäre ihm nicht nur sehr schwer gewesen, mit den neuen Staatsmännern des feindlichen Bundes in Verbindung zu kommen, sondern unmöglich. Diese aufgesammelte Sorge entlud sich in der Woche nach dem 6. Juli in der immer einheitlicher werdenden Forderung, Herr von Bethmann möge durch seinen Rücktritt die Krise lösen, die ja nicht erst jetzt entstanden war. Sie war ja längst vorhanden und hatte sich, während der Heeresleitung ein unbestrittenes und grenzenloses Vertrauen entgegengebracht wurde, in der unaufhörlichen Kritik an der politischen Leitung des Reiches ausgesprochen. Man mochte zu dieser Kritik stehen wie man wollte. In jedem Falle war es ein Zeichen allmählich immer gefährlicher werdender innerer Zustände, daß sie da war, daß sie geübt werden mußte gerade von den Kreisen und Parteien,

Digitized by Google

die immer die festesten Stützen der Krone und des Reiches gewesen waren. Es waren schwüle Tage größter Spannung die Woche bis zum 14. Juli, als der Kronprinz auf Befehl des Kaisers am 11. in Berlin eintraf, das gleiche Wahlrecht für Preußen verkündet wurde, die beiden Heerführer am 13. in Berlin ankamen, Herr von Bethmann am 14. verabschiedet wurde und der neue Reichskanzler, Dr. Michaelis, am 19. Juli seine erste mit größter Spannung erwartete Rede im Reichstag hielt.

Feldmarschall von Hindenburg und General Ludendorff legten den Führern der Parteien die Lage dar, wie sie war: an allen Fronten denkbar günstig. In die Reichstagssitzung vom 19. Juli fiel dann die Nachricht vom Durchstoß in Galizien und das war die Hauptsache. Erst von hier aus durfte an das weitere gedacht werden und an die Frage, wie wir diese günstige militärische Lage für einen ehrenvollen Ausgang des Krieges, der uns die nötigen Sicherungen bringt, nutzen. Die Mehrheit des Reichstages nahm am 19. Juli eine Entschließung an, die betonte, daß Deutschland einen Verteidigungskrieg führe und einen Frieden der Verständigung und des Ausgleiches anstrebe. Dem Frieden näher hat diese Entschließung uns nicht gebracht, auf die die Ministerreden bei den Gegnern fast gar nicht Bezug nahmen. Die Minderheit des Reichstages wies entschieden darauf hin, daß in solchen Entschließungen nur ein Bekenntnis der Schwäche gesehen werden würde. Der neue Kanzler konnte darauf schwerlich anders antworten, als er geantwortet hat; er war in einer Zwangslage, wie wohl selten ein Staatsmann. Aber das ist in seiner außerordentlich geschickten Rede unbestreitbar: auch er hält den U-Bootskrieg für entscheidend und er stellt als Kriegsziel die Sicherung der Reichsgrenzen für alle Zeiten auf. Er glaubt, mit der Entschließung der Mehrheit arbeiten zu können, aber er hat sich von ihr nicht eine gefährliche Bindung anlegen lassen, daß er auf Gebietserwerbungen u. dgl. von vornherein verzichte. Das mutet ja auch der Leitung des Reiches eine unmögliche Posittion zu, wenn die Friedensverhandlungen einmal beginnen. In seiner Rede vor der Presse am 28. Juli, in der der Kanzler die französischen Eroberungsziele so glücklich enthüllte, hat er seinen Standpunkt noch mehr geklärt und Mißdeutungen über seine Antrittsrede ein Ende gemacht. Nicht uns, sondern unsere Feinde im Westen leitet der Drang nach Eroberung, und die Erreichung des Wunsches vom 19. setzt voraus, daß erst der Feind auf Eroberungspläne verzichte. Gleich das erste Auftreten des Kanzlers in der äußeren Politik gab so gutes Vertrauen zu weiterem.

In Verhandlungen, die viel Zeit in Anspruch nahmen, hat er dann den neuen Stab von Mitarbeitern um sich gesammelt und dabei fast jedes wichtige Amt im Reich und in Preußen neu besetzt. Der Wunsch ging von der Reichstagsmehrheit darauf aus, Deutschland dem parlamentarischen Regime näher zu bringen. Mit Recht ist der Kanzler nicht darauf eingegangen. Weder unsere geographisch-politische Lage noch der Aufbau des Reiches erlauben die Nachahmung der Vorbilder Englands und Frankreichs, die auch aus anderen Gründen ganz und gar nicht zu unbedingten Nachahmungen verlocken.

Trotz aller Schwierigkeiten im Innern ist nach wie vor das wichtigste von allem die Führung der deutschen auswärtigen Politik. Ohne eine zielbewußte und entschlossene auswärtige Politik bleiben die glänzendsten militärischen Erfolge wertlos. Faustpfänder allein, und mögen sie noch so groß und umfangreich sein, führen den Sieg und den Frieden nicht herbei. Die Erbschaft, die Herr von Bethmann in dieser Beziehung hinterließ, ist aber, wie man es offen sagen muß, recht trübe. Denn wer am Tage seines Rücktritts die Summe aus den militärischen und politischen Leistungen dreier Kriegsjahre zog, der mußte sich sagen: die Kriegskarte lehrte, wie dieses von allen Seiten umstellte und bedrohte Deutschland sich zur Wehr gesetzt hatte, Gebiete in der Hand hat von einem den eigenen übersteigenden Umfang. Aber trotzdem hat sich die politische Lage Deutschlands andauernd verschlechtert, ist der Bund unserer Gegner immer zahlreicher und immer enger geworden. Herr von Bethmann vergriff sich vollständig darin, wie er den Krieg politisch anlegen mußte. Er machte sich von Illusionen nicht frei, zu denen ihn Unkenntnis des Auslandes und Voreingenommenheit verführten. Er nutzte keine der günstigen Situationen des Krieges aus, und so liegen die Dinge heute so, daß wir nach dem Abbruch der Beziehungen mit China und den amerikanischen Staaten des Nordens und des Südens außer unseren Bundesgenossen am Ende des Krieges überhaupt keine nennenswerten politischen Beziehungen mehr haben werden. Dabei ist noch gar nicht die Möglichkeit eingestellt, daß auch noch einer oder der andere Neutrale auf die Seite unserer Gegner tritt. Auch beim glänzendsten militärischen Ausgang wird so unsere Stellung auf einem allgemeinen Friedenskongreß schwer sein.

Herr von Bethmann war schließlich geradezu — es ist nicht anders — ein Hindernis für den Friedensschluß geworden. Es ist nun weggeräumt, und der neue Kanzler hat die Aufgabe, unterstützt von dem neuen Staatssekretär Herrn von Kühlmann, die volle politische Ausnutzung unserer militärischen Erfolge vor und beim Friedensschluß herbeizuführen. Die Aufgabe ist schwer, aber groß, wie sie noch kaum einem Staatsmann des Deutschen Reiches gestellt war. Er hat das Recht, Vertrauen und entschiedene Unterstützung aller Kreise und Parteien des Volkes dabei zu fordern.

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Hermann Kurz, Das Glück in der Sackgasse (Leipzig, Quelle & Meyer) — Helene von Mühlau, Krimmel Pascha (Berlin, E. Fleischel & Co.) — Robert Michel, Briefe eines Landsturmleutnants an Frauen (Berlin, S. Fischer) — Auguste Supper, Käuze (Heilbronn, Eugen Salzer) — Max Grube, Jugenderinnerungen eines Glückskindes (Leipzig, Grethlein & Co.)

Man mag sich noch soviel Mühe geben: da es nicht möglich ist, an jedem neu gedruckten Buche herumzuschmecken, so geschieht es hin und wieder, daß man das liebenswerte oder gar bedeutende Werk eines noch Unbekannten übersieht. Zwar ist der Fall nicht eben häufig, aber er kommt halt vor, und es bleibt nichts übrig, als bei nächster Gelegenheit das früher Versäumte nachzuholen.

Eine solche Unterlassungssünde muß ich heute an Hermann Kurz, dem Schweizer, gutmachen. Er hat etwa 1911 einen Roman erscheinen lassen: „Die Guten von Gutenburg". Zögernd hielt ich ihn damals in der Hand, unsicher, ob es sich lohnen würde, einen ganzen Gottestag daran zu setzen. Es ist denn auch wirklich unterblieben, und das hat mir im letzten Kriegswinter sehr leid getan. Denn als mir ein Zufall in aller Trübsal der Wrukenzeit das Buch noch einmal in die Hände spielte, da fand ich, daß es bei aller Skizzenhaftigkeit ein kühner Wurf war, den anzusehen ich meinen Freunden gern geraten hätte. Nun war es für eine Besprechung natürlich zu spät, obwohl die „Guten von Gutenburg" durch das Lagern ja sicherlich nichts verloren hatten. Es blieb auch immer die Hoffnung, daß der Schweizer sich früher oder später noch einmal melden würde. Wer so kräftig getrumpft hat, trumpft auch weiter.

Das ist jetzt geschehen. Wenigstens hat Hermann Kurz, dem inzwischen der Preis der schweizerischen Schillerstiftung zufiel, soeben einen neuen Roman veröffentlicht: „Das Glück in der Sackgasse" (Leipzig, Quelle & Meyer). Im ersten Augenblick habe ich mich nicht leicht in ihn hineingefunden. Denn nach den Gutenburgern hatte ich etwas anderes erwartet; die Gutenburger waren kühn mit einem Rest ungelöster Bitterkeit, während der neue Glücksroman ganz in bürgerlichem Behagen aufgeht und überall mit gewitterfreien Horizonten lächelt. Er steht etwa zu seinem Vorgänger wie ein ausgeführtes Bild zur Skizze. Die Skizze wird leichtlich überraschender wirken und mehr „Schmiß" haben; das Bild ist reifer, runder, ruhiger. Und je öfter ich dann die Gutenburger und die Sackgäßler verglich, um so mehr scheint es mir doch, als ob nicht nur ein langer, sondern auch ein guter Weg dazwischen läge.

Es ist auch diesmal kein einzelner Held, den Hermann Kurz in seinem Glücksroman am Haarschopf packt und emporhält. Es ist im Gegenteil ein ganzer Klüngel: nämlich die ehrengeachtete Familie der Wonderleins mit Männlein und Weiblein, Alten und Jungen, Onkeln und Tanten, ja es ist darüber hinaus noch die Bewohnerschaft der den Schauplatz bildenden Sackgasse, die offenbar in Basel zu suchen ist und mit ihren Häusern oder Gärten an den Rhein stößt. Aus dem badischen Dorf sind die Wonderleins in die große Schweizerstadt gezogen, um vorwärts zu kommen und ihr Glück zu machen. Der Übergang ländlicher Art zu städtischer vollzieht sich vor uns und findet Ausdruck in drei nebeneinanderstehenden Generationen, die ebenso vielen Stufen der Entwicklung entsprechen. Da ist der alte Großvater, der sich nur schwer von seinen Feldern getrennt hat, den Umschwung der Verhältnisse am tiefsten empfindet, seinen Trost bei der Angelrute sucht und nichts weiter begehrt, als daß die Stadt wenigstens seinen Kindern und Enkeln Wort hält. Sein Sohn Fridolin ist derjenige, der zu dem Sprung ins Ungewisse gedrängt hat. Er steht im kräftigsten Mannesalter, er beginnt die Stadt zu erobern, kauft Häuser und macht Geschäfte auf, schafft die Grundlagen späteren Wohlstandes und hat den besonderen Ehrgeiz, aus seinen beiden Buben, dem Salomon und dem August, etwas Hervorragendes zu machen. Diese beiden, Vertreter der dritten Generation, von früh auf der Stadt vertraut, wachsen vor unseren Augen heran, geben den vielfältigen, aber bescheidenen Unternehmungen des Vaters einen Schwung ins Große und Großkapitalistische und vergolden das Glück in der Sackgasse so auf schönste Weise. Das Glück in bar setzt immer mehr Nullen an, die betriebsame Familie wird immer reicher, der Zustand auch der übrigen Dinge, die im Leben zählen, läßt nichts zu wünschen übrig — kurz, das Haus Wonderlein steht, wenn wir Abschied nehmen, festbegründet und im sichersten Dauerglanze da. Nachdem wir von den verschiedensten Erzählern bis zum Überdruß den „Verfall einer Familie" vorgesetzt bekamen, ist es höchst erfreulich, einmal den Aufstieg einer Familie mit anzusehen. Das gibt es gottlob ja gleichfalls noch.

Aber das Wichtige ist, wie Hermann

General Arz von Straußenburg an der siebenbürgisch-rumänischen Front
Gemälde von Prof. Karl Ziegler

Digitized by Google

Kurz davon erzählt. Ich will versuchen, klarzumachen, was ich dabei bewundere. Fast in allen unseren Romanen findet man eine herausgedrängte Eigenschaft, durch die sie die Wirkung erzielen wollen. Sehen wir von den gröberen Mitteln derjenigen ab, die durch einen sensationellen Stoff und die Verwicklung der Handlung Teilnahme erregen wollen, lassen wir auch diejenigen beiseite, die ihre Aufgabe in der scharfen Herausarbeitung eines bestimmten Problems erblicken, so kommen wir noch zu den vielen und oft sehr feinen Erzählern, die ihr Werk nach Möglichkeit einer einseitig ausgebildeten künstlerischen Fähigkeit unterstellen. So schrieb — wenn wir große Namen nennen wollen — Theodor Storm immer „stimmungsvoll", Paul Heyse tat sich gern als Psychologe auf, Conrad Ferdinand Meyer legte alles auf Situationstechnik und äußere Plastik an; andere versuchen durch malerische Qualitäten oder die Fähigkeit glänzender Charakterisierung oder den Reiz des Stils zu bezwingen — man kann die Liste ja ohne Schwierigkeit verlängern, und alles, was darauf steht, ist an sich wunderschön.

In fast jeder dieser Fähigkeiten wird Hermann Kurz glatt geschlagen — und nicht nur von ihren Meistern. Er erzählt weder lyrisch-stimmungsvoll noch dramatisch bewegt; er versucht weder in charakterisierender noch in psychologischer, weder in plastischer noch in malerischer Hinsicht irgendeinen Vogel abzuschießen, und sein Stil, der manchmal geradezu etwas schludrig und hausjoppenhaft lässig wird, kann gewiß keinen Anspruch darauf erheben, abgelöst und ganz für sich selbst eine Schönheit und einen Wert der Kunst darzustellen. Doch dieser Schweizer scheint mir etwas zu besitzen, was seltener ist als jede Einzelfähigkeit, nämlich die echt epische und ausschließlich epische Gabe, den natürlichen Fluß des Lebens, das alltägliche Spiel und Widerspiel der Kräfte, die Beziehungen der Menschen zueinander im geruhigen Gang der Erzählung gleichsam ohne Absicht und Anstrengung zu erschließen und mitzunehmen. Von allen Künsten, über die wir eben sprachen, hat er gerade soviel mitbekommen, daß es ausreicht, aber keine erhebt sich über die andere und lenkt die Blicke besonders auf sich, wie auch keine auffällig versagt, und wenn man anfangs ein wenig unsicher ist, weil man die hervorstechende Zinke nicht findet, an der man sich festhalten will, so geht es einem bald mit doppeltem Behagen auf, daß gerade in dem unauffälligen und gleichmäßigen Zusammenspiel aller sonst ungleichmäßig ausgebildeten Eigenschaften der immer stärker gefühlte Reiz des Romans liegt. Wie auf einem breiten, gemächlich strömenden Flusse fährt man mühelos vorwärts, immer ruhevoll und gelassen, und selten ist mir an dem lebendigen Beispiel eines neuen Romans so stark der Begriff des eigentlich Epischen aufgegangen — jenes Besonderen, das den Epiker so unendlich artverschieden macht sowohl vom Lyriker wie vom Dramatiker.

Wie Hermann Kurz keinen einzelnen Helden hervorhebt, keine einzelne Fähigkeit heraustreibt, so unterstreicht er auch keine einzelne Szene, obwohl manche zu lyrischer, dramatischer oder sonstiger Auffärbung geradezu auffordert. Man denke nur an die holde Jugendeselei zwischen August und Anna mit ihren Folgen des Wohnungswechsels, der Flucht und des späten Wiedersehens — was hätte ein anderer da noch alles herausgeholt! Oder man denke auch an des weisen Salomons verunglückte Werbung, ja schließlich nur an das kleine Szenchen, in dem die ganz alten Männer zusammensitzen und von ihren Frauen, von Liebe und Ehe reden, während der kleine Bub, vor dem dies alles noch liegt, zwischen ihnen hockt. Es wäre eine Kleinigkeit gewesen, hier etwas stärker mit Stimmung, Gefühl oder sonstigen guten Dingen zu wirtschaften und auf diese Weise einen Hochglanz herzustellen. Kaum ein Dichter, der sich dies hätte entgehen lassen, der sich nicht ins Zeug gelegt und angestrengt hätte! Aber Hermann Kurz strengt sich niemals an; mindestens scheint es so, als wäre ihm die Zigarre während des Schreibens keinen Augenblick ausgegangen. Das Leben rauscht so hin, die Alten werden immer älter und gehen schließlich schlafen, die Jungen wachsen heran, heiraten und treiben ihr Geschäft; das einzelne ist gar nicht so wichtig, es setzt sich nicht ab wie ein Berg von der Ebene, sondern fährt hin wie eine Welle: auch von ihnen ist keine abgegrenzt und hervorgehoben, und nicht sie sind die Hauptsache, sondern der Fluß, den sie bilden helfen und in dem sie treiben.

Habe ich mich klar genug ausgedrückt? Ich hoffe es. Ohne Aufbauschung nach irgendeiner Seite, ohne Sentimentalität, ohne Hast und Unruhe wird das wundervolle Spiel des Lebens hier angeschaut und eingefangen — heißt das, des **bürgerlichen** Lebens. Denn in der Sphäre der bürgerlichen Ehrbarkeit bleibt der Glücksroman in jedem Augenblick. Auch damit ist ja schon gesagt, daß jeder Gefühlsausschweifung von vornherein der Weg verbaut wird. Ein stark ausgebildeter Sinn für die Realitäten des Daseins stellt nach Stößen und Schwankungen die Gleichgewichtslage immer wieder her; in ebenem Schritt und festem Takt gehen Füße und Herzen; ausgezeichnet, wie z. B. alle jungen Leutchen, der August, der Salomon, die Anna, mit ihrer Liebe fertig werden, jeder auf seine Weise, aber alle recht tapfer. Mit einem Worte: niemals und nirgends ist auch nur der geringste Anflug von Krampfhaftigkeit spürbar — und das ist im deutschen Roman wahrhaftig eine seltene Eigenschaft geworden! Deshalb bekommt man bald ein unendlich sichres und behagliches Gefühl und gibt sich getrost dem Erzähler in die Hände, dessen launige Schalkhaftigkeit die Gefühle und

Digitized by Google

Handlungen seiner Helden mit Randnoten begleitet.

Wer bis hierher aufmerksam gelesen hat und alles Gesagte nun nochmals zusammenrechnet, wird vielleicht mit einem leisen Fragezeichen den Namen Gottfried Keller nennen. Als der Roman in einer Berliner Tageszeitung zuerst erschien, schlug dieser Name auch mehrfach von ganz verschiedenen gescheiten Lesern an mein Ohr. Und man darf gewiß vermuten, daß der weiland „regierende Bürgermeister" unserer Literatur alles in allem mit schmunzelndem Wohlwollen auf den Bürgerroman seines Schweizer Landsmanns gesehen hätte. Das sollte genügen, dem Buche eine größere Aufmerksamkeit zu erzwingen. Ich wünsche ihm diejenige Leserklasse, die nach Goethe die beste ist: die urteilend genießt und genießend urteilt.

Mit dem neuen Roman von Helene von Mühlau: „Krimmel Pascha" (Berlin, E. Fleischel & Co.) bin ich diesmal viel weniger einverstanden. Es ist ein Lufthieb: er bringt höchstens denjenigen aus dem Gleichgewicht, der ihn führt. Wie der brave Hauptmann Hamtiegel ist auch der Oberst Krimmel das, was man einen guten Kerl nennt. Als „Instrukteur" war er jahrelang in der türkischen Armee tätig, nun kommt er auf Heimatsurlaub nach Berlin — allein und etwas niedergeschlagen, weil seine treue Lebensgefährtin ihm kurz vorher entrissen ward. Im Hotel macht er die Bekanntschaft einer vornehmen Dame, und bald steht er in allen Stürmen einer späten Leidenschaft. Die etwas täppisch Umworbene neigt sich ihm auch, aber man sieht doch nur kopfschüttelnd der Entwicklung des Abenteuers zu. Auf der einen Seite der ganz unkomplizierte, vernünftige, gesunde, ordnungsliebende, praktische, etwas philiströse Offizier, der überall „der gute Krimmel" heißt und an dem der Paschatitel das einzig Interessante ist; auf der anderen Seite eine „berückend schöne", ungeheuer reiche, halb dämonisch, halb hysterisch frisierte Dame, die ein zuckendes Nervenbündel, die unglücklich ohne Grund, die offenbar erblich belastet ist. Helene von Mühlau nimmt sich ihrer sehr an. „Man mag sie verurteilen, diese ganze Schar von armen, reichen Frauen, die äußerlich überkultiviert, ja vielleicht frivol erscheinen mögen und die doch so demütig, so arm und hungernd wie Bettlerinnen an der Tafel des Lebens entlang schleichen." Aber im günstigsten Falle bringt man für die Maria Ebmeyer, die arme Reiche des Buches, ein mit vorsichtiger Zurückhaltung gemischtes Bedauern auf. Und da man von vornherein weiß, daß aus diesem Hin- und Herzerren der beiden Personen im Leben nichts Ersprießliches werden kann, liest man lustlos Kapitel um Kapitel. Die sonst so unterhaltende Helene von Mühlau ist diesmal wenig unterhaltsam. Sie hat sich im Stoff vergriffen, der sie einengt und hemmt, und sie hat doch nicht genug dichterische Kraft einzusetzen, um auch gegen den Widerstand des Stoffes zu triumphieren. Das Buch läuft aus wie das Hornberger Schießen. Es bleibt merkwürdig ergebnislos.

Der gute Krimmel gehört zu den Männern, die ohne eine Frau nicht leben können. Ganz ebenso ergeht es dem Offizier, den Robert Michel in den „Briefen eines Landsturmleutnants an Frauen" vorführt (Berlin, S. Fischer). Nur daß doch ein tiefgründiger Unterschied in beider Sehnsucht besteht: der norddeutsche, ältere Krimmel sucht in der Frau den Kameraden, der ihm ein behagliches Heim schaffen soll; er denkt niemals an eine Geliebte, immer an die Gefährtin. Der süddeutsche, jüngere Landsturmleutnant dagegen sucht eigentlich in erster Linie nicht den Kameraden, sondern das Geschlechtswesen, nicht die eine einzige Frau, sondern die Frauen. „Mir war seit je auf dieser Welt nichts so lieb und teuer wie der Umgang mit Frauen. Ein Leben ohne Frauen ist für mich überhaupt kein Leben mehr. Der Krieg brachte mich in dieser Beziehung in eine verzweifelte Lage. Manchmal dachte ich mir, daß der Krieg eine Art Strafe für mich sei, daß mich Gott deshalb in die kämpfenden Reihen geschickt hat, damit ich auch einmal alle Größe des Mannes sehe, für die ich bis dahin eigentlich blind gewesen war. Wohl sah ich und bewunderte die Taten der Männer, aber ich litt unsäglich daran, daß ich ohne Frauen sein mußte. Da fand ich eine Rettung darin, daß ich mich fast jeden Tag an eine andere Frau wandte und sie so inbrünstig herbeisehnte, bis sie dem Rufe meines Herzens folgte und leibhaftig da war, bei mir im Schützengraben. Ich wandte mich immer an solche Frauen, die ich in früherer Zeit nicht besessen hatte, die aber offenbar doch vom Schicksal für mich bestimmt waren."

Im Schützengraben also oder nach dem Marsche in irgendeinem Quartier schreibt dieser Landsturmleutnant erinnerungsselige Briefe, die sie nicht erreichen. Ein Geruch, eine gelbblühende Wiese, eine Luft- und Landschaftsstimmung, das dunkle Loch eines Trainwagens, ein Frühlingswehen ruft ihm ein holdes Erlebnis zurück, das durch eine Tücke des Zufalls ohne die letzte Krönung blieb. Und in Kriegsnöte, Tod und Wunden, die den Rahmen geben, tritt die frauliche Heldin solcher „versäumten Gelegenheit", macht das Blut heiß und das Herz trunken. Ich kann nicht leugnen, daß mir diese Phantasieausschweifungen nicht recht sympathisch sind und daß ich Männer, die ohne das Rascheln von Weiberröcken nicht leben können, nicht sonderlich hochschätze. Aber aus der Not des Krieges läßt sich manches verstehn. Man muß ferner sagen, daß Robert Michel das Gaukelspiel sinnlicher Überhitztheit durch eine innig-zärtliche Gefühlsnote, durch Troubadourschwärmerei und eine edle Reinheit der Form adelt.

Der unvermeidliche Krieg spielt auch in die kleinen Erzählungen hinein, die Auguste

Digitized by Google

Supper unter dem recht passenden Aushängeschild „**Käuze**" gesammelt hat (Heilbronn, Eugen Salzer). Nach ihrer Art hat sie sich wieder eine Garde kleiner Leute geholt: Knechte, Beindreher, Schuster, Maurer und was ihresgleichen ist. Aber sie alle sind **besondere** Menschen; der Herrgott hat ihnen den Mund verboten und die Ohren aufgetan. Durch ein Erlebnis oder eine Tat haben sie das Grausen kennen gelernt, oder irgendein Leibesschaden trennt sie von der Herde, die stumpf im Alltagstrott hingeht. Aber aus ihrer Schwäche erobern sie sich ihre Stärke. Wenn sie zum Kampf nicht tauglich sind, so erleben sie doch den Krieg stärker als viele, die in zehn Schlachten waren. Was Auguste Supper in allen ihren Büchern predigt, wiederholt sie auch hier: Das Große ist nicht bei Lärm und Getöse; die Lauten spüren das Beste nicht! Der Beindreher mit dem verkümmerten Fuß kann nicht mit hinausziehn, aber der Krieg kommt in seine Kammer, alles Erlebenswerte kommt zu seinem Herzen, auch er kämpft und siegt, muß durch furchtbare Tiefen und erfährt den Segen jeder gewaltigen Prüfung. Nachher haben diese Menschen alle etwas Hellseherisches. Es kommt hier am schönsten im „Mähder" zum Ausdruck, der neben dem „beinernen Herrgott" einen guten Begriff von der Supperschen Kunst gibt.

Als letzte Birne für den Durst seien die „**Jugenderinnerungen eines Glückskindes**" genannt (Leipzig, Grethlein & Co.), in denen **Max Grube** von seinen Anfängen erzählt. Schauspielermemoiren sind sonst mit gutem Grunde gefürchtet: sie zeigen meist eine unerträgliche Hohlheit und Eitelkeit. Der verständige Max Grube hat es, von Spuren seiner Vorgänger geschreckt, nun bewußt darauf abgelegt, an dieser Klippe **nicht** zu scheitern. Man merkt fast zu deutlich die Absicht der Zurückhaltung und Bescheidenheit. Schon der Titel schiebt alles, was er erreicht hat, dem „Glück" in die Schuhe, als ob Fleiß und Begabung nicht mindestens ebenso gute Helfer gewesen wären. Glück hat auf die Dauer doch nur der Tüchtige; das gilt für die kleine Welt in Schweiß und Schminke ebensogut wie für die große. Aber wenn der Natur durchaus ein wenig nachgeholfen werden muß — und das tut halt jeder Schauspieler sozusagen schon von Berufs wegen —, so ist mir die Grubesche Maske bei weitem die liebste. Sie zwingt zu einer gewissen Sachlichkeit. Das kam den Erinnerungen zugute. Sie dringen zwar niemals in die Tiefen von Persönlichkeiten und Problemen, aber sie unterhalten nett und liebenswürdig, so daß auch ein Theaterfremdling den starken Band mit Vergnügen bis zu Ende genießt.

Mit der Kinder- und Schulzeit im alten Breslau, wo sein Vater als Professor der Zoologie wirkte, beginnt Max Grube seine anekdotendurchsetzten Schilderungen. Sehr hübsch erzählt er vom Maria Magdalenen-Gymnasium und seinen originellen Lehrern: sein Mitschüler, von dem er leider gar nichts weiter sagt, obwohl er mit ihm befreundet war, ist der Prinz Emil von Schönaich-Carolath. Auch sonst treten Persönlichkeiten, die auf Zeit oder Zukunft wirkten, in den Gesichtskreis des Knaben und Jünglings. In seinem Elternhaus verkehrt ein junger, von den gelehrten Herren als Schönredner belächelter Assessor: der spätere Staatssekretär Posadowsky. Der „ole" Holtei lebt noch und zeigt sich gegen ihn gütig und gefällig — ich habe für den Schlesier immer eine Schwäche gehabt und freue mich, daß ihn Grube so dankbar preist. Es kam da ein junger Theaternarr zu einem alten, denn der Professorsjunge hat mit zwölf Jahren — wie er behauptet, ganz ohne äußere Veranlassung — den Entschluß gefaßt, Schauspieler zu werden. Auf einen leidenschaftlichen Brief hin wird der kunstbegeisterte Jüngling mit 40 Gulden monatlich ans Meininger Hoftheater engagiert, er verläßt heimlich das Elternhaus, um seinem Stern zu folgen, er erhält bei den Meiningern, die kurz vor ihrem Siegeszug durch Deutschland stehn, die entscheidenden Anregungen, und obwohl er dazwischen auch Schmierenerfahrungen macht und sein Heil bei anderen Theatern versucht, flattert er immer wieder in das alte Nest zurück. Er ist der glühende Anwalt der Meininger; es stimmt auch dazu, daß er literarisch, wie es scheint, etwa auf der Linie Geibel-Wildenbruch steht. Von Geibel erzählt er aus persönlichem Verkehr viel Interessantes, kleinere Götter schweben außerdem zahlreich durch sein bewegtes Wanderleben, das sich immer von der Enge des Baus freihält, und eine erkleckliche Zahl freundlicher Zufälle gibt ihm wirklich das Recht, sich ein Glückskind zu nennen. Ich denke nur daran, daß er sich in seiner ersten kargen Zeit die Butter zum Brot völlig abgewöhnte. So sehr, daß er sie auch später nicht mehr entbehrte.

Noch als er diesen kleinen Zug nebenbei in seinen Erinnerungen vermerkte, ahnte er nicht, daß man auch daran einst sein Glück demonstrieren würde. Aber ich werde im Deutschland von 1917 keinen Widerspruch finden, wenn ich es hiermit tue.

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Galanterien und Tabatièren alter Zeit aus der Berliner Königlichen Porzellan-Manufaktur — Neue Buchzeichen von Prof. Bruno Héroux in Leipzig — Zu unsern Bildern

Stockhaken mit Frauenkopf. 1765
Im Königl. Kunstgewerbemuseum zu Berlin

Den Namen der ‚Galanterien‘, die Montesquieu allgemein so hübsch als die „feinen, leichten, ewigen Lügen der Liebe“ kennzeichnet, führen im Kunstgewerbe der galanten Zeit alle jene geschmackvollen Nichtigkeiten, ohne die wir die heiter tändelnde Rokokowelt uns heute nicht mehr vorstellen können. Dr. Georg Lenz schreibt uns darüber: Keine Kunst ist auf diesem Gebiete so schöpferisch und erfinderisch, neckisch und launig, sinnig und beziehungsreich, ja geistvoll gewesen wie die Porzellankunst des 18. Jahrhunderts. Auch die Berliner Königliche Porzellan-Manufaktur hat eine große Fülle von diesem reizenden Tand aufzuweisen, der in ihrem Formenschatz zum großen Teile heute noch erhalten ist. Überraschend groß ist schon die Auswahl von solchen Dingen, die das Inventar der Porzellane verzeichnet, die Friedrich der Große im Jahre 1763 von dem Begründer der Manufaktur, Johann Ernst Gotzkowsky, übernahm. Das alte Modellbuch der Manufaktur kennt außerdem die verschiedensten ‚Krücken zum spanischen Rohr‘, mannigfache Formen von ‚Flakons‘, z. B. ‚ein Flacon als Pflaume‘, ein andres ‚als Birne‘, ferner eine lange Reihe von ‚Tabatièren und Konfektdosen‘, sowie ‚Etuis‘ verschiedener Art, glatt und verziert. Daneben gibt es ‚Scherenfutterale‘ und ‚Scherengriffe‘ und die verschiedensten ‚Berloquen‘. Es ist natürlich, daß uns gerade von diesem Kleingerät sehr wenig überkommen ist. Nur in dem elegant geschwungenen ‚Stock-Haken‘ des Berliner Kunstgewerbe-Museums mit dem Frauenkopf, der unverkennbar die Hand des ersten Modellmeisters der Manufaktur, Friedrich Elias Meyer, verrät, dem ‚Stroh-Hütgen‘ und vielleicht in dem ‚Stockknopf‘ und den ‚Pfeifchen‘, die wir u. a. abbilden, dürften Modelle der Gotzkowsky-Zeit erhalten sein. In die Frühzeit der Königlichen Porzellan-Manufaktur gehört auch das mit vergoldeter Bronze montierte und mit Rocaillen verzierte kleine Flakon und das mit Purpurschuppen und gelb und goldenen staffierten Bändern geschmückte Etui für Schere, Bleistift, Messer und Notiztafel aus der Sammlung Lüders. Sehr niedlich ist die Nadelbüchse in Gestalt eines Wickelkindes.

Flakon, um 1770
Potsdam, Neues Palais

Galanteriekrämerin
Von Wilh. Chr. Meyer, 1769

Galanteriekrämer
Von Wilh. Chr. Meyer, 1769

Digitized by Google

Galanterien alter Zeit aus der Berliner Königlichen Porzellanmanufaktur
(Aus den Sammlungen Lüders — Foerster — Heimann — Levy — Oppenheim und dem Königl. Kunstgewerbe-Museum zu Berlin)

Digitized by Google

Bilder auf dem Deckel und dem Boden einer Tabaksdose, dem Minister Grafen von der Schulenburg, 1781 von den Bewohnern des Dorfes Friedrichsfelde bei Berlin nach einer Feuersbrunst überreicht

In zwei Arbeiten ist das auch in anderen Manufakturen vorkommende Modell eines Mönches als Flakon vertreten, der sein Liebchen in einer Garbe ins Kloster schmuggelte.

Außerordentlich gering ist leider die Zahl der Tabatièren aus alter Zeit, welche sich mit Sicherheit als Erzeugnisse der Berliner Manufaktur bestimmen lassen. Ein kleines Meisterwerk der figürlichen Porzellanmalerei aus dem ersten Jahr des Bestehens der Manufaktur ist kürzlich in die Sammlung von Dallwitz gelangt. Die mit vergoldeter Bronze montierte, außen weiß gelassene Dose trägt im Innern des Deckels das Bildnis einer typischen Berlinerin in Strohhut und Mantille. —

Widmung in obiger Dose

Zu den trefflichsten unter unseren Künstlern, die sich dem Bücherzeichen widmen, zählt der Leipziger Meister Prof. Bruno Héroux. Quellende Erfindungsgabe, wirklicher Gedankenreichtum einen sich in seinen Exlibris mit glänzender Beherrschung aller Ausdrucksmittel. In der verhältnismäßig kurzen Spanne Zeit von 1900 an hat Héroux über hundert Exlibris geschaffen, von denen 71 Radierungen sind, während der Rest sich auf Holzschnitte, Steindrucke und Ätzungen verteilt: man darf aber wohl aussprechen, daß keins von diesen Blättern dem andern gleicht, daß ein jedes einen

Tabaksdose. 1762. Sammlung von Dallwitz

Tabaksdose. 1768. Samml. der Kgl. Porzellanmanuf.

Dosendeckel mit einem Bilde nach Lancret
In der Keramischen Sammlung der Königl. Porzellanmanufaktur in Berlin

Tabaksdose mit allegorischer Darstellung

ganz besonderen Vorwurf und eine besondere Stimmung zeigt. Kürzlich erschien im Selbstverlag des Meisters (Leipzig, Kaiser Wilhelm-Str. 55) eine, in einem köstlichen Bändchen zusammengefaßte Sammlung von 101 Blättern, zu denen Richard Braungart die fesselnde Einleitung schrieb. Allen Freunden der schönen Kunst sei dies Werkchen aufs wärmste empfohlen. —

Im künstlerischen Schmuck unseres diesmaligen Heftes herrscht wiederum die Farbe. Wer da weiß, mit welchen Schwierigkeiten heut die Kunstanstalten und Druckereien zu arbeiten haben, wer diese sich immer steigernden Schwierigkeiten auch nur annähernd zu schätzen weiß, wird anerkennen müssen, daß wir nicht Mühe, nicht Kosten scheuten, um dem — wir wissen es und freuen uns darüber — verwöhnten künstlerischen Sinn unserer Leser trotz allem gerecht zu werden. Gleich unserm einleitenden Beitrag über das Schaffen von Prof. Ernst Liebermann gibt die Farbe ein besonderes Gepräge. Wir dürfen z. B. mit besonderer Freude auf das kraftvolle Titelblatt, den ‚Handgranatenwerfer', hinweisen, der in der Wiedergabe geradezu meisterlich gelungen ist. Von Otto Marquard, dem badischen Künstler, bringen wir zw. S. 40 u. 41 ein ‚Blumenstück' bester Art, Feld- und Bauerblumen, prachtvoll vom goldgelben Hintergrund sich ablösend. Prof. Max Feldbauer in Dresden gab uns sein Gemälde „Unser Haus in Mitterndorff" (nach S. 64), keck und frisch und liebenswürdig mit der Gattin des Künstlers auf der grünen Fläche und dem höher gelegenen Landhaus — prachtvoll in der Farbenzusammenstellung. — Von Prof. Carl v. Marr, dem gefeierten Münchener, schalten wir zw. S. 72 u. 73 eines seiner neuesten Frauenbildnisse ein, reizvoll nicht zuletzt durch die fein abgewogene Verteilung von Licht und Schatten; eigenartig und gewinnend auch durch die Stellung und Kleidung, die bei Frauenbildnissen ja immer eine besondere und gerechtfertigte Bedeutung besitzen. — An harmlosere fröhliche vergangene Tage mahnt der „Tanzplatz bei Hannöversch-Münden" von Prof. Louis Kolitz (n. S. 80). Unsere Zeit war wohl etwas abgerückt von dem verstorbenen trefflichen Berliner Meister (geb. 1845 zu Tilsit); aber er gehört zu denen, die sehr wahrscheinlich nun wieder, stärker und stärker, in den Vordergrund gelangen werden. Wir Älteren erinnern uns gern seiner Landschaften, zumal seiner Kriegsbilder von 1866 und 1870, aus den Kämpfen, an denen er selbst

Nadelbüchse
Sammlung Oppenheim

Buchzeichen. Radierung von Prof. Bruno Héroux

Buchzeichen. Radierung von Prof. Bruno Héroux

als Offizier teilnahm — Kampfszenen, wie „Die Preußen bei Mars la Tour“, „Im Wald von Orleans“ — und wir warten heut noch, nach drei Jahren Krieg, ab, ob unsere heutige Kriegsmalerei gleiche Anschaulichkeit bieten kann und länger lebendig bleiben wird, als jene jetzt als veraltet und überlebt übersehene. — Voller Stimmung, leuchtend in der Farbe ist das Bild „Entenjagd“ von Prof. Karl Kappstein (zw. S. 104 u. 105), gerade als reines Landschaftsbild überaus gewinnend. — Das gilt auch von dem, durch leise klingenden Humor belebten Gemälde von Prof. Ludwig v. Zumbusch, ‚Bergsteiger‘, das wir nach S. 112 einfügten, mit besonderem Dank nicht nur an den immer liebenswürdigen Künstler, sondern auch an den Besitzer. — An den Ernst der Zeit endlich mag uns das Gemälde von Prof. Karl Ziegler erinnern, das den Nachfolger Hötzendorffs, den neuen österreichisch-ungarischen Generalstabschef, General Arz von Straußenburg, darstellt (nach S. 120); eine kernige Soldatengestalt, künstlerisch wirkungsvoll in den offenen Kraftwagen gestellt mit dem Ausblick auf das weite Kampfgelände. — Aus der Reihe der übrigen Abbildungen möchten wir besonders das Gemälde „Am Breuschkanal“ von Prof. Julius Bergmann (n. S. 32) herausheben, dann das einzigartige ‚Scherzo‘ unseres treuen Freundes Prof. Julius Diez (n. S. 96) und endlich die schöne Plastik „Die vier Haimonskinder“ von dem Berliner Meister Prof. Peter Breuer (n. S. 24). Auch das ein Kriegsbild: denn diese vier Haimonskinder der Sage, Adelhart, Ritsart, Witsart, Rainald, fochten ja gegen ihren Lehnsherrn Karl den Großen in langwierigen Kämpfen. Wie u. a. nachzulesen in dem alten Buch: ‚Eyn schön lustig Geschicht, wie Keyser Carle der groß vier gebrüder, Hertzog Aymont von Dordons Süne, 16 jar lang bekrieget‘ (Simmern 1535). Prof. Breuer hat das Abenteuerliche, Heitere und Ernste der uralten Erzählung im meisterlichen Aufbau höchst gelungen zum Ausdruck gebracht. — Wir lenken schließlich die Aufmerksamkeit unserer Leser auf den neuen Umschlag der Hefte, mit dem wir ihnen eine Überraschung erfreulichster Art bieten. Es erschien uns dringend geboten, auch in dieser Richtung die künstlerische Seite stärker zu betonen als bisher. Wir hatten einen engeren Wettbewerb veranstaltet, an dem die hervorragendsten Vertreter der Buch-Schmuckkunst Anteil nahmen. Unter vielen vortrefflichen Beiträgen errang unser langjähriger Mitarbeiter Heinrich Wieynck den ersten Preis. H. v. Sp.

Buchzeichen. Radierung von Prof. Bruno Héroux

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Schriftleiter: i. V. Otto Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Hindenburg
Bildwerk von Prof. Fritz Klimsch in Berlin

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker
32. Jahrg. Oktober 1917 2. Heft

„Schwer ist die Zeit – sicher ist der Sieg!"

(Hindenburg-Wort)

Zum 70. Geburtstag unseres General-Feldmarschalls

Von Hanns von Zobeltitz

In Ruhe saß er in Hannover, derselben Stadt, in der er als junger Leutnant im 3. Garde-Regiment in Garnison gestanden, und der er immer ein gutes Gedenken bewahrt hat. Er hatte erreicht, was wenigen Soldaten beschieden, hatte eines der schönsten preußischen Korps acht Jahre befehligt, hatte seinen Obersten Kriegsherren fünfundvierzig Jahre in Treuen und Ehren gedient. Nun war er, 1911, zur Disposition gestellt worden; unter Verleihung des höchsten preußischen, des Schwarzen Adlerordens. Seine militärische Laufbahn schien beendet. Vielleicht erschien ihm das zu früh. Geäußert hat er sich wohl nie darüber, geklagt sicher nicht. Sein Kaiser und König hatte befohlen; Jüngeren mußte Platz gemacht werden.

Da brach der Krieg aus, der Weltenbrand. Selbstverständlich stellte sich der Siebenundsechzigjährige sofort zur Verfügung. Aber noch verzichtete die Oberste Heeresleitung. Er mußte warten und harren. Bis dann in entscheidungsschweren Stunden, kurz hintereinander, am 22. August, jene drei denkwürdigen Telegramme eintrafen, die ihn neuer Bestimmung zuführten. Das erste, daß er sich bereit halten sollte, am Sonntag mittag abzufahren; das zweite, daß sein künftiger Generalstabschef, General Ludendorff, ihn bereits in kommender Nacht mit Sonderzug aus Hannover abholen würde; das dritte endlich, daß der Kaiser ihn zum Führer einer Armee, Front Osten, ernannt hätte.

Sein Name war außerhalb engerer militärischer Kreise, in denen er hochgeschätzt und verehrt wurde, fast unbekannt. Aber wenige Tage später hallte er laut durch ganz Deutschland. Die Schlacht von Tannenberg war geschlagen, ein gewaltiger Sieg errungen, Hindenburg hatte die drohende Russengefahr, fast in letzter Stunde, abgewendet: die russische Narew-Armee war fast vollständig vernichtet; 30000 Gefangene, dann 60000, dann 70000, endlich 92000 meldeten die Telegramme, und der treffsichere Volkswitz erfand unter dem lauten Siegesjubel bald den hübschen Scherz: Hindenburg kann nicht zählen!

Am 23. August war der General in Marienburg eingetroffen; am 27. waren seine ersten entscheidenden Schläge auf die russische Armee niedergesaust. Mit Cäsar hätte er sprechen können: ‚Ich kam, ich sah, ich siegte.'

Man hat sich darin gefallen, Hindenburgs ersten großen Sieg als ein zweites ‚Cannae' zu feiern, seinen Schlachtplan mehr oder minder als reife Frucht des geistreichen gleichnamigen Werkes des allzufrüh für uns verstorbenen Chefs des Generalstabs, Grafen v. Schlieffen, hinzustellen. Der Vergleich zwischen Cannae oder auch zwischen Sedan und Tannenberg aber, scheint mir, ist denn doch nicht ganz zu-

Digitized by Google

treffend. Gewiß bleiben im Geist jedes Führers, der sich mit kriegsgeschichtlichen Studien beschäftigt, Anregungen haften, die ihm zugute kommen mögen, wenn er selbst vor große Aufgaben gestellt wird. Jede Schlachthandlung hat aber ihre eigenen, ihre ganz besonderen Voraussetzungen. Ein Feldherr vom Range Hindenburgs kann sich daher gar nicht starr an Vorbilder lehnen. Er geht seine eigenen Wege, die er aus seinem Geiste heraus gebären muß. Ich bin fest überzeugt, daß weder Hindenburg noch sein Stabschef an Cannae oder Sedan gedacht haben, als sie den Plan erwogen, die feindliche Armee auf dem Gefilde um Tannenberg zu umfassen und einzukesseln. Das Große des Wurfs und das Abweichende von allen Vorbildern liegt ja zunächst in dem ganz eigenen Entschluß, das Heer des Generals Samsonow sofort mit kerniger Faust und fast allen Kräften anzupacken, obwohl man eine zweite große russische Armee, die des Generals Rennenkampfs, in unmittelbarer, bedrohlicher Nähe wußte. Aber es gab auch andere bedeutungsvolle Unterschiede: so verfügte z. B. Hindenburg über ein vorzügliches Eisenbahnnetz, das er ausgiebig zu nützen verstand, ebenso wie das eigenartige Gelände, das er vorfand. Vor allem aber konnte er unbedingt auf seine Truppen vertrauen, nicht nur auf ihre Tapferkeit, sondern nicht minder auf ihre Ausdauer und Marschfähigkeit. Dies unbedingte Vertrauen, diese schöne Zuversicht hat er sich auch fernerhin, unter allem Wechsel der Kriegslagen zu erhalten gewußt: „Jeder einzelne Mann ein Held," so hat er es einmal ausgedrückt, „das kann ich ehrlich sagen!"

Es folgte die ruhmreiche erste Masurenschlacht, in der die zweite russische Armee vom deutschen Boden verjagt wurde. Es folgte weiterhin der erste Vormarsch gegen Warschau und die Weichsellinie, der vor russischer Überlegenheit unterbrochen werden mußte, und es folgte dann die völlige Umgruppierung der Streitkräfte an der Ostfront, eine der geistreichsten Maßnahmen Hindenburgs, die um die Novembermitte 1914 zu den Schlägen von Wloclawek und Kutno führten und die geplante große russische Offensive in Polen siegreich unterbanden, die russische Dampfwalze zum Halten und Stehen brachte, das deutsche Ostheer bis fast vor die Tore Warschaus führte und östlich der Weichsel, späteres vorbereitend und Westpreußen sichernd, tief nach Nordpolen hinein.

Geistreich nannte ich soeben Hindenburgs Schachzüge. Groß, bewundernswert war seine schnelle Entschlußkraft. Im vollen Gefühl der Verantwortlichkeit scheute er sich nie, Operationen aufzugeben, abzubrechen, sobald sie ihm nicht mehr gewinnbringend erschienen; nie klammerte er sich an ein paar Fetzen Gelände. Immer wieder sicherte er sich dadurch neue Initiative, neue operative Handelsfreiheit, neue Wege zu neuen Zielen. Aber in diesem rechtzeitigen Verzicht auf zweifelhaft gewordene Erfolge lag stets der weite Ausblick aus der Gegenwart in die Zukunft, ruhte dies schier geheimnisvolle Wissen: die Saat, die du heute aussäest, wird später Früchte tragen. Bisweilen mahnt hierin bei aller Verschiedenheit seine Strategie an die des großen Friedrich, der auch nicht zögerte, eine Provinz aufzugeben, wenn er die Gelegenheit erspäht hatte, auf einer andern dem Gegner einen schweren Schlag zu versetzen. —

Noch einmal hatte Hindenburg so den zähen Russen nach Ostpreußen hineingelassen; aber nur, um ihn in der Winterschlacht in Masuren ins Herz zu treffen und in straffer Verfolgung den Sieg weit auf russischen Boden zu tragen; auch hier streute er Frucht aus, die erst die Zukunft reifen sollte. Reif wurde sie, als der Meister im Rahmen der gewaltigen Offensive, die der Durchbruch bei Gorlice einleitete, zu dem andern Durchbruch bei Prasznisz, östlich der Weichsel schritt, durch dessen Erfolg Warschau unser wurde und in überraschender Folge das ganze ehemalige Kongreßpolen, fast das ganze Litauen samt den großen Festungen Kowno und Grodno fest in unsere Hand kamen; dazu beinahe das gesamte alte deutsche Kulturgebiet von Kurland.

Es ändert an der Einschätzung der Tatsachen dabei nichts, an welcher Stelle Hindenburg das Durchstoßen der feindlichen Linie ursprünglich geplant haben mag. Fest aber steht der Beweis, daß seine Strategie keineswegs einseitig war, daß sie die Einkesselung, die Flügelumfassung, den Durchbruch mit stets gleicher Kraft anzuwenden wußte, wo immer die eine oder die andere Form folgerichtig erschien. Und endlich — das ist vielleicht das Höchste und zugleich Erstaunlichste, daß Hindenburg immer wieder die Stelle in den feindlichen Fronten erspähte, wo sein Eingreifen ihm den Sieg versprach.

Hell leuchtend stand nun Hindenburgs Stern über Deutschland, über Heer und Volk. Schon war er — Generaloberst, Generalfeldmarschall, Oberbefehlshaber der ganzen Ostfront — zum deutschen Nationalhelden geworden. Nie vielleicht sah die Welt einen gleich merkwürdigen Aufstieg. Denn nicht fürstliche Gunst, so reich sie ihm wurde, hatte ihn emporgetragen. Das felsenfeste Ver-

Digitized by Google

trauen, der rückhaltlos bewundernde Glaube von Heer und Volk standen für ihn ein, schauten auf ihn als den Retter in schwerster Zeit, klammerten sich an seine Mannhaftigkeit. Ähnlich vielleicht, wie einst Preußen auf den alten Fritz, dann auf Blücher, den Marschall Vorwärts, blickte ... seltsam genug: auf Hindenburg und Ludendorff baut man wie dereinst auf Blücher und Gneisenau. Und niemand wägt, welch mehr oder weniger an Können und Vermögen dem einen oder dem andern zuzumessen ist; um mit dem wundervollen Fürsten von Wahlstatt zu reden, dem Doktor oder dem Apotheker. Der wissende Offizier mag unterscheiden, dem Volksbewußtsein sind beide Männer fast zu einer Gestalt verschmolzen.

In seinem Hauptquartier von Ober-Ost aber saß der Feldherr als ritterlich schlichter Mann, unermüdlich tätig und doch der Geselligkeit, einem heiteren Wort, auch einem Glas guten Mosels nimmer abhold. Auch das alles mag den Zauber seiner Persönlichkeit in unserer aller Augen unwillkürlich noch erhöht haben: die eiserne Ruhe und Schlichtheit, das Geradlinige, allem Prunk Fremde seines Wesens, seine echte Menschlichkeit, seine warmherzige, aus frommer Brust quellende Art. Und nicht zuletzt die kernige Kraft seiner Worte. Das ganze Volk horchte auf, wenn er sprach, wenn der elektrische Funke einen Ausspruch von ihm in alle Welt trug. Wir jubelten ihm zu — auf die Gegner, die ihn längst fürchten gelernt hatten, aber wirkte seine gelassene unbedingte Siegeszuversicht mehr als alle pomphaften Reden. Er ist ein ganzer Mann: das mußten mit uns auch sie sich gestehen.'

Dann kam, nachdem der bisherige Chef des Großen Generalstabes, von Falkenhayn, abberufen, an anderer Stelle, in Rumänien, Verwendung fand, die Stunde, in der der Kaiser Meister Hindenburg auf den Posten stellte, den ihm der Instinkt des Volkes wohl längst zugemessen: er wurde Chef des Großen Generalstabs des Feldheeres und mit ihm General Ludendorff erster Quartiermeister. Es rauschte in Deutschland, als diese Tatsache bekannt gegeben wurde, rauschte wie mit Adlers Flügeln.

Heut ist es noch nicht möglich, zusammenfassend darüber zu berichten, was Hindenburg in seiner neuen, die gesamten Operationen beherrschenden Stellung getan, umgemodelt, verbessert, gemehrt hat. Aber das darf denn doch gesagt werden, daß sein scharfes Auge bis in die letzten Fugen der gewaltigen Heeresmaschine spähte, daß seine Tatkraft sich allerorten geltend machte, daß seine unbeugsame Energie keiner Schwierigkeit nachgab. Er griff mit eiserner Hand durch, wo er es für notwendig und geboten hielt. Er war so streng, wie er gerecht und wohlwollend war. Rastlose Arbeit, schärfste Pflichterfüllung, wie er sie sich selber und seinem Stabe auferlegte, forderte er nicht von der Truppe nur, sondern auch von allen Stäben und Behörden, im Felde, in der Etappe, nicht zuletzt in der Heimat. Es war gewiß gut gewesen vorher: jetzt wurde — warum sollte man es nicht aussprechen dürfen? — alles noch viel besser. Und bewiesen wurde wieder einmal, daß ein großer Feldherr fast immer auch ein großer Organisator ist, wenn er über die nötige Machtvollkommenheit verfügt. Das galt von Cäsar, von Friedrich dem Großen, von Napoleon. Moltke hat wohl bisweilen beklagt, daß ihm in dieser Hinsicht die Hände mehr als gut gebunden waren. Eine spätere Zeit wird wissen, was alles zu dem vielgenannten „Hindenburg-Programm“ gehörte, innerhalb der Zusammenfassung aller Kräfte an den Fronten und in der Heimat! Auch des neid- und restlosen Zusammenwirkens von Heer und Flotte, das er auf sein Panier geschrieben, der freudigen Zustimmung zu dem vielbefeindeten U-Krieg muß gedacht werden. Und nicht zuletzt seiner vornehmen Gabe, unter gewiß nicht immer ganz leichten Verhältnissen, mit den Heeresleitungen unserer Verbündeten vollste Verständigung zu gewinnen, ihr Vertrauen und das ihrer Truppen sich und uns zu sichern.

Hatte sein Denken und Tun bisher dem Osten gegolten, er fand nun auch im Westen, von Flandern bis zu den Vogesen und zur Grenze der Schweiz, reichen Raum zur Betätigung. Unter ihm entstand jener gewaltige Verteidigungsabschnitt, den nicht wir, sondern die Gegner bald kurzweg als Hindenburg-Stellung bezeichneten. Keine Linien mehr, kein Wall, sondern tiefgegliederte Verteidigungszonen, mit Hindernissen allerart und stärkster Artillerie ausgestattet. Er gab den großen Abwehrschlachten auch taktisch neue Formen; es handelte der neuen Obersten Heeresleitung sich nun nicht mehr um die starre Verteidigung in einer Stellung. Elastisch, biegsam, je nach den Umständen, wurde die Front, sollte ausweichen, wo es nötig erschien, sollte im Gegenstoß wieder vorschnellen, wenn es möglich und erfolgversprechend war. Der Grabenkrieg, in dem die Westarmee wie versteinert gelegen und geharrt hatte, gewann neues Leben. Die angriffsweis geführte Verteidigung kam wieder zu ihrem Recht, der Führung, der oberen und der unteren, wurde neue Initiative eingeflößt, der Truppe neues Ver-

Digitized by Google

trauen auch zur eigenen Manneskraft und Tüchtigkeit.

Es folgte jene Großtat, die die Feinde in fast wortloses Staunen zunächst, dann in größte Erbitterung versetzte: der überraschende strategische Rückzug aus einem vorspringenden Bruchteil besetzten Landes, das eine wieder weitblickende Organisation gleichzeitig in ein Gelände verwandelte, in dem auf längere Zeit jede größere Kampfhandlung für die Gegner unmöglich gemacht wurde. Dieser Rückzug, der wieder einmal zeigte, wie gering Hindenburg Besitz oder Nichtbesitz eines „Fetzen Landes" einschätzte, wenn er durch Aufgabe desselben Höheres, Wertvolleres zu erreichen vermochte. Gleichwertig waren auch diesmal Entwurf und Ausführung: sie führten den zögernd folgenden Feind vor neue, schier uneinnehmbare Verteidigungszonen, verkürzten die eigene Frontlinie, machte Divisionen zu anderweitiger Verwendung frei und bereit.

Es gehört freilich nicht nur der eiserne, immer tatenbereite, nie zögernde Wille eines Hindenburg dazu, solch eine Maßregel zu wagen. Auch die sichere Überzeugung in der eigenen Brust des Feldherrn war notwendig: Du darfst es tun — Heer und Volk schenken dir ein so unbedingtes Vertrauen, daß sie jedem deiner Schritte im voraus zustimmen. Heer und Volk! Es wird allezeit eine erstaunliche Tatsache bleiben, mit welcher Ruhe jener große strategische Rückzug in der Heimat aufgefaßt und aufgenommen wurde. Da war kein Erschrecken und kein Schwanken. Jedweder im Volk sagte sich: Hindenburg hat's befohlen, also wird es richtig und gut sein! Volkstümlich im edelsten Sinn des Wortes war er geworden!

Sie glauben an ihn: die Feldgrauen draußen in zertrümmerten Gräben und Unterständen, das Volk daheim — das ganze Volk in allen Schichten, in allen Parteien, Männer, Frauen, ja ... und Kinder! Seit er an der Spitze der Obersten Heeresleitung steht, ist in deutschen Landen eine Ruhe und Gelassenheit gegenüber allen kriegerischen Ereignissen eingekehrt, die an ein Wunder grenzt. Es verschlägt nicht einmal, wenn ein Rückschlag, wie er in einem so gewaltigen Ringen von Millionen nicht ausbleiben kann, eintritt: Laßt nur! Hindenburg wird's schon wieder gutmachen! Sie glauben an ihn, sie verehren, sie lieben ihn: nicht nur den großen Feldherrn, sondern auch den Mann mit dem großen Herzen, den einfachen, treuen Mann, der auch für die Bedürfnisse und die Not in der Heimat das vollste, reifste Verständnis besitzt. Wie ein Zauberspruch hallte sein Aufruf durch die Lande, der sich der Schwer- und Schwerstarbeiter annahm und, zur Hindenburg-Spende wachsend, Widerhall in allen Gauen der Heimat fand.

Ruhe und Gelassenheit gegenüber allen kriegerischen Ereignissen gab er uns. Weit darüber hinaus aber prägte sein unerschütterlicher Siegeswille auch die Siegeszuversicht. Immer wieder, in allem Wechsel der Ereignisse, gab er dieser Siegeszuversicht kraftvollsten Ausdruck — zum Segen für unser ganzes, schwer kämpfendes und, wer wollte es sich verhehlen, schwer leidendes Volk.

Fürsten, Heer und Volk werden sich an Hindenburgs siebzigstem Geburtstag einen, ihm ihre Glückwünsche darzubringen. Was könnte man ihm Besseres, Herrlicheres wünschen, ihm, des Reiches Vorkämpfer, des Kaisers ersten Paladin, als den Sieg, den endgültigen Sieg über alle unsere Feinde. Daß sein Wort sich in vollstem Umfange erfülle: ‚Schwer ist die Zeit — sicher ist der Sieg!'

Digitized by Google

Die Stadt in Ketten

Von Paul Oskar Höcker

Fortsetzung

Manchmal sah Helene, wenn sie morgens zum Dienst ging, Frau Babin und Leonie. In ihren dünnen, knappen, vorjährigen Fähnchen huschten sie immer so schnell über den Republikplatz, daß sie ihnen kaum hätte nachkommen können. Übrigens wollten sie ihr auch offenbar keine Gelegenheit geben, sie anzusprechen. Yvonne war nie dabei. Helene sorgte sich um die Kleine und bat Laroches Vetter Broussart, eine Auskunft über die Kranke einzuholen. Die lautete dann sehr betrüblich. Broussart hob die Achsel und ließ sie müde sinken. „Erst hat man ihr den Fuß abnehmen müssen, letzte Woche das Bein. Knochentuberkulose."

Wie ein Schlag traf das die junge Frau. Die Vorstellung, das fröhliche, junge Geschöpf gleich den entsetzlichen Weibern der Armut, denen man hier in den Vorstädten auf Schritt und Tritt begegnete, stelzfüßig einherkommen zu sehen, peinigte sie so, daß sie in Tränen ausbrach, sich lange gar nicht beruhigen konnte.

„Mein Gott, mein Gott, und gibt's denn niemand, der ihnen nun helfen wird?"

„Frau Babin hat ja sogar die städtische Unterstützung zurückgewiesen. Sie wollte durchaus keine Almosen. Man kann sie bedauern, gewiß, aber man muß sie bewundern. Wenn alle Französinnen so stolz dächten! Aber sie bilden in unserer lieben Stadt Lille eine arg verschwindende Minderheit, die Märtyrerinnen des Vaterlandes."

Ein paar Tage darauf wagte Helene in ihrer Freistunde wieder einmal einen Besuch bei den Damen. Mehrmals war sie vergeblich dagewesen: Frau Babin hatte sich stets vor ihr verleugnen lassen. Heute fand Helene endlich Einlaß. Aber sie kam in ein Trauerhaus. Die kleine Yvonne war in der Nacht gestorben.

In dem tiefen, aufrichtigen Schmerz kam es zu einer Art Versöhnung. Aber Helene fühlte sich dann bei den Beerdigungsfeierlichkeiten doch wieder so fremd, wie kaum je zuvor in diesem Kreis. Die Bestattung gestaltete sich zu einem fast prunkvollen Fest, das zu der Bescheidenheit der Lebensumstände der Babins in gar keinem Verhältnis stand. Die ganze Front des Brauereieingangs war mit schwarzem Tuch ausgeschlagen, der Hausflur, in dem weiß bemalt der Sarg aufgestellt war, durch schwarzes Tuch mit silbernen Fransen zu einer Kapelle von düsterer Pracht umgestaltet. Zu Häupten der Entschlafenen brannte ein Kandelaber mit sechzehn großen, schweren Kerzen. Pflanzenkübel waren aufgestellt. Weihrauch schwängerte die Luft.

Auf der Straße standen Gruppen Volks, die alle Vorgänge scheu-gefesselt beobachteten. Neben der Haustür war, wie es die Liller Sitte will, ein Tischchen mit einer Schale zur Aufnahme der Beileidskarten aufgestellt. Alle, die mit der Toten auch nur je ein Wort gewechselt hatten, fanden sich ein. Andere suchten im kleinen Buchbinderlädchen lange, um eine besonders schöne und beziehungsreiche Beileidskarte mit Engeln und Palmzweigen herauszufinden. Wieder andere, die im Besitz richtiger Visitenkarten waren, nahmen diese einzige Gelegenheit, davon Gebrauch zu machen, mit einer gewissen Genugtuung wahr.

In dem engen, düstern Raum, durch den der gesamte Hausverkehr nach wie vor stattfinden mußte, drängten sich den ganzen Tag schluchzende Frauen und Mädchen und ängstlich-neugierige Kinder um den offenen Sarg. Frau Babin und Leonie hielten hier vom frühen Morgen an die Totenwache. Sie waren von der seelischen Erregung, von Blumenduft, vom Fasten und von dem fortgesetzten Danksagen selbst schon ganz unirdisch. Als der Sarg geschlossen wurde, verfiel Frau Babin in Schreikrämpfe. Und gerade als Helene, von Geneviève begleitet, eintraf, hatte sich der inzwischen auf Hunderte angewachsenen Trauergemeinde die größte Erregung bemächtigt. Alles drängte zum Eingang, alles wollte Zeuge sein: auch Leonie drinnen am Sarg war ohnmächtig zusammengebrochen!

So ward der größte Schmerzenstag dieser drei stillen Frauen, die so ängstlich die Menge gemieden hatten, zu einem öffentlichen Schaustück für die volkreiche Vorstadt.

Entfernte Bekannte, die noch immer in leidlichen Verhältnissen lebten, ließen sich's etwas kosten, mieteten eine Trauerkutsche und nahmen an dem Leichenzug im Wagen teil. Frau Babin aber wollte sich's ebensowenig

Digitized by Google

wie Leonie nehmen lassen, dem Sarg zu Fuß zu folgen. Schwankend schritt sie zwischen dem Geistlichen hinter der unter Blumen verschwindenden Bahre her.

Der Zug ging durch die halbe Stadt. Und das Trauergefolge wuchs und wuchs. Wer den Zug sah und nichts zu tun hatte, der blieb stehen, grüßte feierlich den unbekannten Toten und schloß sich dann an, irgendwen aus dem Gefolge fragend, wer es sei, den man mit solch hohen Ehren bestattete. Eine Beisetzung bedeutete in dieser schweren Zeit, die keine Feste, keine Feiern kannte, ein Ereignis, das doch das Einerlei unterbrach. Wenigstens gelangte man dabei einmal durch die sonst von den deutschen Landstürmern so scharf bewachten Tore aus der Stadt hinaus... Von Patrouillen geleitet durfte der Trauerzug zum Friedhof und zurück, ohne daß für jeden im Gefolge ein Passierschein ausgefertigt war.

Aber der Vorfrühlingsausflug der Gelegenheitstrauernden fand einen jähen Abschluß. Bei der Rückkehr vom Friedhof ging es zweimal zischend über die Vorstadthäuser hinweg — mit mächtigem Getöse schlug es am Südbahnhof ein — und dann hagelten die Schläge in rascher Folge in nächster Nähe... Eine englische Granate fuhr in das Eckhaus, neben dem die Straßenbahnwagen, die schon vollbesetzt waren, hielten. Kreischen, Schreien, Jammern, Heulen: ein nervenaufpeitschendes Durcheinander entstand. Und in wilder Flucht jagten die Hunderte durchs Tor, die Sperrposten überrennend.

Eine größere Anzahl Leidtragender war schwer verletzt. Noch stundenlang fuhren die Sanitätswagen durch die Vorstadt.

Das Geschützfeuer hielt den ganzen Abend und die ganze Nacht hindurch an. Kaum einer, der die Augen zutun konnte. Auch Helene fand keinen Schlaf. Die Scheiben klirrten ununterbrochen, die Abschüsse und Einschläge waren kaum mehr voneinander zu unterscheiden. Geneviève kam früh gegen ein Uhr im Nachthemd in ihre Tür. „Schläfst du, Helene? Nun? Dann mach' ich's wie Fleurette bei Ma und komme zu dir."

Sie lagen dann in Helenens Bett und lauschten, oft den Atem anhaltend, dem Rollen und Heulen, Krachen und Grollen draußen.

„Papa sagt, was wir hier hören, das ist das Sperrfeuer der Deutschen. Draußen tobt eine Schlacht. Die Engländer haben bei Ypern angegriffen und die Unsern bei Armentières. Die Dreiundvierziger stehen im Kampf. Dabei ist Rocher." Geneviève atmete schwer. „Wenn er überhaupt noch lebt. Das weiß man ja nicht."

Helene hatte nun wieder solches Mitleid mit dem ernsten jungen Ding.

„Arme, liebe Kleine."

Nur selten war Geneviève Zärtlichkeiten zugängig. Aber nun tat ihr's wohl, gestreichelt zu werden. Sie ließ ihren Tränen freien Lauf. „Kein Volk hat es so schwer wie wir. Die Deutschen haben ihre Verlustlisten. Und in London erfahren sie's alle, wenn ihren Lieben hier in Flandern ein Unglück zustößt. Aber in Paris verschweigen sie's. Und hier in Lille sitzen wir nun gar wie im Gefängnis. Vielleicht ist mein Roger schon lange tot."

Als ein furchtbarer Krach die Häuser in den Grundfesten erzittern machte, schreckten sie wieder beide empor.

„Das muß in der Zitadelle eingeschlagen haben," sagte Geneviève und holte tief Atem. „Vielleicht liegt nun die nächste Lage schon hier bei der Post."

„Ach, weißt du, Kind," versuchte Helene zu trösten, obwohl auch sie ihren Herzschlag stark beschleunigt fühlte, „ich sage mir: wenn ein Gewitter über der Stadt steht, braucht ja auch nicht jeder Blitz in das Haus einzuschlagen, in dem gerade ich bin." Und sie bemühte sich zu lachen.

Nach einer Weile begann Geneviève wieder: „Papa sagt, wenn alles gut geht, dann sind sie morgen abend hier."

„Wer?" fragte Helene verwirrt, mit großen Augen ins Dunkle starrend.

„Nun, die Unsern. Die Dreiundvierziger. Sie gehören zur Sturmtruppe. Sie sind viel, viel stärker als die Deutschen hier. Die Befestigungen, die sie hier angelegt haben, die kennen die Unsern ja ganz genau. Die Arbeiter bringen doch immer die Zeichnungen. Und Ebenezer Drachman schafft sie über Holland zu den Unsern. Da wissen sie, wo die Batterien der Deutschen stehen. Das ist viel wert, sagt Papa."

Helene konnte nicht länger neben ihr liegen bleiben. „So, so, so," sagte sie schwer atmend. Sie bedeckte die Augen mit den Händen. Ein Schauer ging über sie hin.

Die Erregung hatte Geneviève mitteilsam gemacht. „Weißt du, mich wollen sie's ja nie hören lassen. Aber man nimmt doch dies und das auf. Und alle sind sie ja doch nicht so verschwiegen wie Drachman. Im Café Boulevard, oben im ersten Stock, da haben sie ihre Zusammenkünfte, bevor sie über die Grenze geschmuggelt werden. Und man gibt ihnen dort Spazierstöcke, die hohl sind. Und darin stecken die Nachrichten und die Zeichnungen." Geneviève hatte sich nun auch wieder erhoben. „Ich glaube, heute wacht Papa gewiß die ganze Nacht. Zwei

Digitized by Google

Meilen von hier tobt der Kampf von Graben zu Graben. Wenn die Unsern durchkämen! Ach, Helene, dann käme Roche her! Und so viele, so viele — Brüder, Verlobte, Söhne, Freunde, Bekannte ... Das wäre ein Freudentag, nicht?... Helene, denke doch nur, und du hättest dann bald auch George wieder!"

Helene saß jetzt an ihrem Putztisch, ganz in sich zusammengeduckt und lauschte.

Wieder zischte und heulte und krachte es. Die Scheiben klirrten. „Ich schlüpfe hinunter zu Papa!" sagte Geneviève plötzlich. „Es wird ihn freuen. Warum antwortest du nicht, Helene? Soll ich nicht zu Papa laufen?"

„Ja, gehe nur, Geneviève."

Lange blieb dann Helene sitzen und lauschte dem noch immer sich verstärkenden Toben des Kampfes. Eiskalt geworden suchte sie endlich wieder das Bett auf. Sie hatte Mitgefühl mit Geneviève. Zum erstenmal war ihr diese weibliche Regung in dem herben Mädchenherzen nahegangen. Aber all die geheimnisvollen Enthüllungen über den Spionagendienst, den dieses Haus, in dem sie ein Asyl gefunden, der französischen Sache leistete, erfüllten sie mit wachsendem Grauen. Sie dachte an Hans West, dachte an das gute Vertrauen, das er ihr entgegengebracht hatte. Er wußte, daß sie deutsch fühlte. Und hier — hier lauerte der Verrat an allen Ecken und Enden.

Als es dämmerte, gingen Türen im Haus. Helene schreckte aus dem Halbschlaf empor. Gewiß verließ Laroche jetzt die Wohnung. Irgendwo bekam er Nachrichten. Es gab ja noch so viele feindliche Kanäle, die selbst Geneviève nicht kannte. Ob er tatsächlich der bestimmten Hoffnung lebte, daß heute die deutschen Linien durchbrochen würden, daß Lille wieder in die Hände der Franzosen und Engländer gelangte?

Dann gäbe es auch für sie ein Wiedersehen mit George, meinte Geneviève. Ja, wünschte sie selbst es denn?

Sie war ganz irre an sich geworden.

Angele, die Köchin, und alle Apfelgesichter sprachen am Morgen von nichts anderem als der Hoffnung, die alle Liller bewegte: der Geschützdonner, der jetzt die ganze Stadt, alle Türen, alle Möbel, alle Fenster zittern und klirren und beben machte, entschied wohl über das Kriegsschicksal des ganzen Dreistädtebezirks.

Als Helene zum Amt ging, bemerkte sie's wohl: die Mienen der Franzosen waren ganz verändert. Die Dienstboten, die Ausrufer von Kohle, Gemüse, dem Bulletin, von Knoblauch, Lumpen, Sand, die Ladenmädchen, all die Polizisten der Mairie, die Geschäftsleute, die Schulkinder, die Handwerker — sie alle, alle, alle hatten ein bestimmtes freudiges Leuchten im Auge und Miene. Und überlegen tuschelten sie über die Landsturmablösung bei der Post, die sich noch so harmlos friedensmäßig gebärdete. Wie sie einander schadenfreudig zublinzelten, als da ein paar Motorfahrer pfeifend durch die Straßen sausten. „Aha, es ist doch schon Gefahr im Verzuge!" Und irgendwoher kam ein von einem Pionier geführter ratternder Dampfkraftwagen an. Zufällig sah Helene, daß er nur große Papierrollen beförderte, wohl für die deutsche Soldatenzeitung; aber der Lärm und die Bewegung bildete für die Liller eine Art neuen Trostes: ‚Oh, sie ziehen schon um!' Auf dem ganzen Weg waren alle Franzosengesichter hell, alle Augen gläubig. Mit Sturmeseile hatte sich das Gerücht verbreitet: ‚Heute abend sind die Unsern da!'

Aber auf der Kommandantur ging der Dienst genau so trocken und regelrecht seinen Weg wie alle Tage. Nur der Schreiber, der im Nebenzimmer arbeitete, sagte zum Unteroffizier, als der Hauptmann draußen war: „Das waren wohl unsere U-Batterien heute nacht?"

Gelassen erwiderte der Unteroffizier: „Ja, sie haben sich wieder 'mal blutige Nasen holen wollen, die Franzosen."

Über die Kämpfe, die da draußen tobten — das Schießen nahm kein Ende —, wurde sonst überhaupt nicht gesprochen. Jeder tat hier seinen Dienst, in der Überzeugung, daß sie ihn draußen ebenso selbstverständlich verrichteten.

„Haben sie nicht alle schwere Angst auf der Kommandantur?" fragte Berthe, die, aus der Schule kommend, mit Helene an der Haustür zusammentraf. „Denk' nur, Tante, wir haben heute nachmittag frei. Mademoiselle sagt, länger als bis zum Abend könnten sich die Deutschen hier nicht halten."

Laroche kam nicht zu Tisch. Sie beunruhigten sich sehr. Geneviève hatte Mühe, allerlei Möglichkeiten zu ersinnen, die ihn abgehalten haben könnten, denn Mama Laroche war durch das Schießen wieder um ihre Nachtruhe gekommen und krankhaft gereizt. Gewiß hatte ihr Mann einem der Barbaren einmal gründlich die Wahrheit gesagt — er war ja solch ein Heißsporn trotz seiner fünfzig Jahre — und die grausamen Hunnen hatten ihn verhaftet! Anderthalb Stunden warteten Geneviève und Helene mit dem Essen auf den Hausherrn. Endlich setzten sie sich zu Tisch. Es war für Helene schon höchste Zeit, sie mußte sich beeilen, um pünktlich zum Nachmittagsdienst zu kommen.

Digitized by Google

Gerade sollte Angele noch den Kaffe hereinbringen, da hörte man die Haustür gehen hörte eilige Schritte, eine fremde Stimme — Helene glaubte ein paar englische Worte verstanden zu haben — und dann fiel die Tür zum Billardzimmer ins Schloß, und Benjamin kam gleich darauf und berichtete: Papa sei da, mit einem fremden, großen Herrn, aber er habe ihn gleich weggeschickt, und niemand dürfe ins Billardzimmer hinüberkommen als Geneviève.

Geneviève hatte rasch ihr Mundtuch zusammengelegt. Ohne ein Wort zu sagen, entschwand sie.

Benjamin meinte: das müsse unbedingt ein Engländer sein, den der Papa da mitgebracht habe. Er sei einen Kopf größer als Papa. Und ‚oh yes' habe er von ihm ganz deutlich gehört.

Die Aufregung innerhalb der Bürgerschaft war noch gestiegen. Berthe, die von Ma den Auftrag hatte, Kuchen in der Konditorei der Rue Leon Gambetta zu besorgen, brachte von da die Nachricht: die Damen vom Geschäft wüßten ganz genau, daß die Engländer im Anmarsch auf Lille seien, und am Vormittag hätten über Haubourdin Luftkämpfe stattgefunden, und zwei Kirschtorten und eine Brioche, die von deutschen Offizieren bestellt waren, seien heute mittag nicht abgeholt worden: höchstwahrscheinlich befinde sich die deutsche Besatzung schon auf der Flucht!

Aber die Haltung des Militärs wies noch immer keinerlei Veränderung auf. Auf ihren Weg zum Amt begegnete Helene genau denselben Ablösungstruppen wie stets um diese Stunde. Die Posten standen an denselben Stellen. Nur die Stimmung der Franzosen schien zur Fieberhitze zu steigen. Auch die bisher Vorsichtigeren wagten sich mit ihrer Meinung hervor. Ein feldgrauer Radfahrer blieb in der Rue Bethune im Straßenbahngeleise stecken, stürzte und überkugelte sich. Und strahlend sprangen die Weiber aus den Läden, den Estaminets, den Budiken. Und es gab ein großes triumphierendes Lachen. Das hätten die Liller noch gestern nicht gewagt.

Im Überlichtsaal der Kommandantur herrschte heute allerdings noch stärkerer Betrieb als sonst. Eine Anzahl Feldgendarmen war in Reih und Glied angetreten. Ein junger Reiteroffizier, der von einer Verwundung her noch den Arm schonte, unterwies hier in kurzen Worten seine Leute. Flüchtig griff er jetzt mit der Linken an die Mütze und verließ die Halle.

„Das ist wohl das Kommando zum Empfang der Dreiundvierziger?“ fragte einer der Adjutanten, der gerade durch die Halle kam, den Kavalleristen.

„Nein, das steht schon ausgeruht auf dem Nordbahnhof empfangsbereit. Die hier schick' ich zum Fliegerfang hinaus.“

Der Adjutant lachte. „Fliegerfang is jut!“

Der Dienst rollte sich zunächst ab wie immer. Aber gegen vier Uhr hatte der Hauptmann ein Telephongespräch mit einer anderen Dienststelle, das Helene doch in seltsame Unruhe brachte. Sie konnte freilich nur Bruchstücke hören.

„... das freut mich, daß der Wachthabende von Exzellenz nicht bestraft wird. Es ist ein Unteroffizier meiner alten Kompagnie. Wenn der selbständig den Befehl gegeben hat, das Flugzeug zu beschießen, weil er's sicher als ein feindliches erkannt hat, so ist ihm das doch hoch anzurechnen: Entschlußfähigkeit auch der unteren Führer! ... Einer der Abgeschossenen ist also noch am Leben? So? Im Feldlazarett? Na, und der andere? ... Ja, eine Gendarmeriestreife ist auch von hier aus schon unterwegs ...“

Dann ging das Gespräch auf ein anderes Gebiet über. Der Hauptmann lachte ein paarmal. „Na, Krause, nun kommen sie also nach Lille, die Dreiundvierziger!“ rief er, nachdem er den Schallbecher angehängt hatte, dem Unteroffizier zu, der im Nebenzimmer Quartierzettel ausschrieb und unterstempelte. „Aber freilich anders, als sie sich's gedacht haben.“

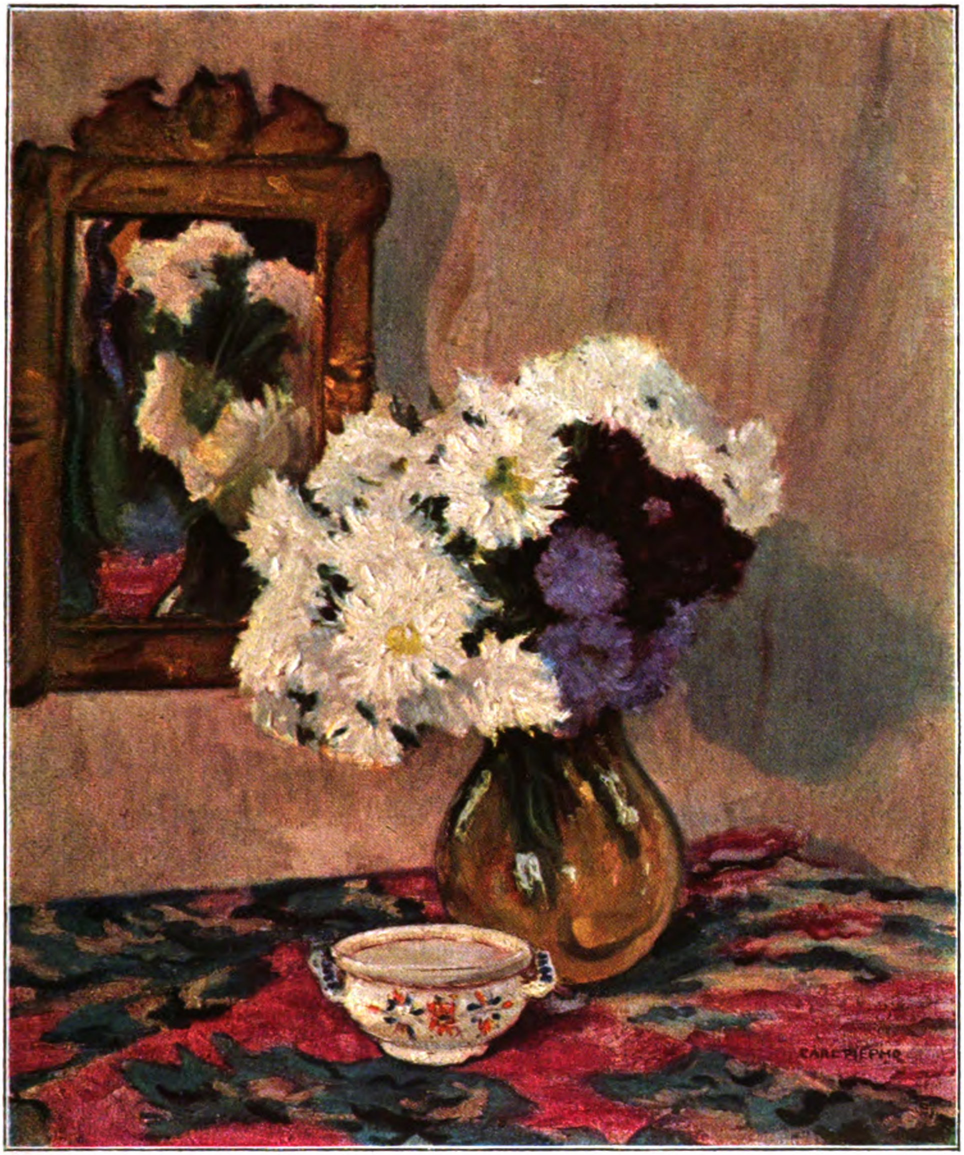
Unteroffizier Krause nahm stramme Haltung an. „Jawohl, Herr Hauptmann, der Wachtmeister Hansen sagt: über vierhundert Gefangene seien's!“

Der Hauptmann griff nach seinem Seitengewehrkoppel und der Mütze. „Den Siegeseinzug müßt' man sich doch eigentlich ansehen.“ Er setzte die Mütze auf. „Zwanzig Minuten Feuerpause!“ rief er in den Saal, nickte Helene zu und ging.

Ein paar Schalter wurden geschlossen. Auch Helene machte von der Dienstunterbrechung Gebrauch.

Als sie zur Grand' Place gelangte, sah sie die aller Beschreibung spottende Aufregung: einzeln und in Trupps, hier in Scharen, dort paarweise, Mütter mit Säuglingen, Männer, Mädchen, Halbwüchsige, alles eilte, lief, hastete, raste über den Platz; Greise, Stelzfüßige, Dämchen auf Stöckelschuhen suchten mitzukommen, wurden mitgerissen. Hier stürzten Aufwärter in weißen Schürzen aus den Estaminets, Zeitungsjungen, Mairiebeamte, Herren und Damen und Kinder, Köchinnen und Verkäufer. Es war, als ob drüben in der zum Bahnhof führenden Rue Faidherbe ein Riesenvakuum aufgestellt sei,

Digitized by Google



Stilleben

Gemälde von Carl Piepho

(Im Besitz der Kgl. Neuen Pinakothek in München)

Digitized by Google

Digitized by Google

das alles, was beweglich war, mit unwiderstehlicher Gewalt anzog und in sich einsog.

„Die Dreiundvierziger —!"

Niemand rief es, aber es ging von Mund zu Mund. Auf allen Lippen stand es. Und Schmerz wechselte mit Freude, Jubel mit Enttäuschung. Denn schon wußte man: sie kamen nicht, wie noch vor ein paar Stunden fest erwartet, als Sieger, sondern als Gefangene der Deutschen.

Jetzt bog ein Reiter um die Ecke der Rue Faidherbe. Ihm folgten vier Landsturmleute mit aufgepflanztem Seitengewehr und dahinter wie ein langes, langes blaues Band über rotem Grunde französische Uniformen. Zu vier und vier marschierten sie, müde, ohne Richtung, ohne Tritt, verstaubt, verschwitzt, mit gelben Gesichtern, Leichtverwundete dazwischen mit seltsam abstechenden blütenweißen Verbänden. Sie alle waffenlos. Viele ohne Käppi. Gefangene. Hauptsächlich waren's Dreiundvierziger: das Lieblingsregiment der Liller. Der endlose Zug wurde auf beiden Seiten von Landsturmleuten begleitet, die das Seitengewehr aufgepflanzt hatten. Ab und zu ritt auch ein Ulan mit Lanze nebenher.

Mütter und Väter erkannten ihre Söhne, Schwestern den Bruder, Frauen ihre Männer, Bräute den Verlobten, Freunde den Freund... Fast jeder aber hatte einen Bekannten darunter...

Grimmig, trotzig blickten die einen der Gefangenen, beschämt, vergrämt die andern. Wieder andere winkten. Sie erkannten ihre Vaterstadt aber alle kaum mehr. Wo war die breite Rue Faidherbe mit den glänzenden Geschäften, den lustigen Kaffeehäusern, den Kinos und Basaren? Wo war die stolze Empfangsstraße, die vom Bahnhof zum Markt führte? Man zog hier zwischen zwei grauenvollen Ruinenfeldern entlang. Die Neubauten des Theaters, der Börse waren ja unversehrt. Aber auch durch ein kreisrundes Granatloch im Obergeschoß der Hauptwache schien der blaue Himmel. Und das verhaßte grelle Schwarzweißrot prangte daneben am Portal des Echo du Nord: eine deutsche Zeitung hatte sich hier aufgetan! Und überall, auf dem ganzen Leidenswege, deutsche Plakate, deutsche Posten, deutsche Geschäfte!

Der Barbier an der Grand' Place wollte sich vom Fenster aus einem Bekannten unter den Gefangenen bemerkbar machen. In dem Wirrwarr reichte die Stimme nicht aus. Er klatschte heftig in die Hände. Und das steckte an: das Gefühl fürs Theatralische löste in vielen Lillern sofort das Bedürfnis aus, den Einzug der unglücklichen Landsleute in einen Triumph zu verwandeln. Der Applaus dröhnte bald über den ganzen Platz. Lebehochrufe auf die braven Dreiundvierziger wurden laut. Und in dem allgemeinen Geschrei verstiegen sich einzelne zu lauten Verwünschungen gegen die Deutschen. Ein baumlanger dicker Wollagent, der vor dem Café de la Paix immer eine Art offener Börse betrieb, sprang auf die Stufen am Sockel der Siegessäule und schrie, bis er vor Anstrengung blaurot im Gesicht war: „Vive la France! Vive la France!"

Ein Soldat der Militärpolizei nahm ihn am Arm und führte ihn in beschleunigter Gangart weg. Er sträubte sich, schrie und schrie. Aber andere nahmen den Ruf auf. Wie ein Rausch war es, der sie plötzlich erfaßte.

Und die ungeheure Volksmasse, die den Zug der Gefangenen auf beiden Seiten begleitete, machte den Versuch in die Reihen einzudringen. Aus den Bäckerläden, den Fleischerläden, den Fruchtläden stürzten Frauen und Mädchen herbei und stopften den armen Gefangenen wahllos kleine Geschenke in die Hand. Die Landsturmleute ließen es zunächst geschehen; sie freuten sich über das gute Liller Herz. Aber die Gutmütigkeit wurde sofort als Schwäche empfunden. Rücksichtslos wollten nun die Männer die Marschordnung umstoßen, vielleicht sogar mit Gewalt den und jenen der alten Freunde befreien. Es kam zu scharfen Gegenmaßnahmen. Die Ulanen gaben ihren Pferden die Sporen und sprengten heran.

Helene stockte der Atem vor Aufregung. Sie hatte sie ausziehen sehen, die Dreiundvierziger. Das war heute vor sieben Monaten gewesen. Welch grauenvolle Dramen hatten sich inzwischen abgespielt. Und wieviel stilles Herzeleid war erduldet worden. Sie sah da eben ein junges Ding, das sich hinter einem Landsturmmann mit einem jähen Aufschrei in den Zug hineinwarf... „Rocher! Rocher!" schrie sie. — Und „Geneviève —" klang's zurück.

Schon hatte der Feldgraue die heftig Widerstrebende am Arm gefaßt und riß sie aus der Reihe heraus. Aber Herren und Damen mischten sich ein. Es wogte hin und her.

Helene erkannte Geneviève — die stille, ernste Geneviève. Die sich da wie eine Rasende gebärdete.

Ein Ulanenwachtmeister machte dem Ringen ein kurzes Ende, er ritt mitten in die Gruppe hinein und teilte sie. Ein junger Bursche ward von einem Soldaten der Militärpolizei abgeführt. Aber Geneviève lief weiter mit dem Zuge mit. In ihren Augen stan-

Digitized by Google

den die Tränen. Sie wußte dem gefangenen Vetter auch gar nichts zu sagen in ihrer Erregung. Sie rief nur immer wieder seinen Namen: „Rocher! Rocher!"

In Staub gehüllt von der hin- und herhastenden Volksmenge, die den Zug begleitete, aus den Häusern hinzustürzte, Gaben brachte, Koseworte zurief oder Verwünschungen gegen den Krieg, ging es die Rue Nationale entlang über den Boulevard de la Liberté zur Zitadelle. Die Begleitschar wuchs, das Geschrei verstärkte sich, die aufgepeitschten Leidenschaften nahmen immer widersetzlichere Formen an.

Helene hatte Geneviève folgen wollen, um ihr zuzusprechen, sie zu beruhigen, aber sie kam gegen das Gewühl nicht an. Und rasch hatte sie die Freundin aus den Augen verloren. Unter Herzklopfen blieb sie an der nächsten Ecke stehen.

Dem Zuge folgte ein unabsehbarer Troß von Männern, Frauen und Kindern aller Stände. Immer wieder tönten herausfordernde Rufe aus der Schar. Aber dicht vor dem Sommergarten griff eine starke Patrouille der deutschen Militärpolizei ein und schnitt den ungestüm Nachdrängenden den Weg ab. Die Haltung der Soldaten war so sicher und ruhig-entschlossen, daß den Aufgeregten der Mut rasch entschwand. Sobald sie sich nicht mehr gegenseitig anfeuerten und durch ihr Geschrei aufpeitschten, sahen sie die Nutzlosigkeit ihrer Auflehnung ein. Ein paar besonders Lärmsüchtige wurden festgenommen und nach der Wache gebracht. Kleinlaut wichen darauf die anderen zurück. —

Aber auf dem Marsfeld, beim Einmarsch der Kriegsgefangenen in die Zitadelle, kam es dann doch wieder zu erregten Szenen. Helene hörte die erste Schilderung davon im Geschäftszimmer auf der Kommandantur. Unteroffizier Krause berichtete dem Hauptmann.

„Die waren ja ganz rabiat. Wachtmeister Hansen hat sie aber rasch kirre gekriegt. Ulanen haben erst im Trabe angesetzt, Volte rechts, um den ganzen Zug herum, dann angaloppiert — da spritzten sie auseinander. Es hätte das größte Unheil entstehen können: die paar gutmütigen Landstürmer und die tausend fanatischen Liller."

„Sicher gibt's eine exemplarische Strafe für die Bürgerschaft. Der Gouverneur läßt nicht mit sich spaßen."

Helene mußte alle Willenskraft aufbieten, um in der seelischen Verfassung, in der sie sich befand, ihre Dienstarbeiten richtig und gewissenhaft zu erledigen. Immer wieder schweiften ihre Gedanken zu Geneviève. Sie hatte so tiefes Mitleid mit ihr und mit dem armen kleinen Rocher. Das war wohl das Erbe deutscher Sentimentalität. Denn im deutschen Gemüt gab es keinen Haß gegen den Besiegten, der wehrlos war. Als Lille noch den Franzosen gehörte und die ersten deutschen Kriegsgefangenen eingebracht worden waren, hatte man sie bespien, hatte ihnen die Achselstücke, die Kreuze, die Knöpfe abgerissen ... ‚Ach, nicht daran denken!' sagte Helene sich, gewaltsam den häßlichen Bildern wehrend.

Als sie nach Dienstschluß heimkam, war Geneviève noch nicht da. Die Apfelgesichter ängstigten sich um ihre Vizemama. Frau Laroche hatte ihre Nervenzustände. Da war nun ein Fremder ins Haus gekommen, ihr Mann gab ihr keine Auskunft, niemand wußte, was für eine Bewandtnis es mit ihm hatte, es wurde ein großes Geheimnis daraus gemacht, aber aus den Nachbarhäusern kamen schon die Bekannten und fragten, wer der Fremde sei. Und an den Ecken sei soeben eine Proklamation des Gouverneurs angeklebt worden ...

In ihrer erregten Stimmung hatte sich Helene gar nicht weiter umgesehen. Benjamin gab ihr Bescheid. Er hatte die Bekanntmachung genau studiert. Im ersten Morgengrauen war heute früh ein Flugzeug hinter der deutschen Linie beschossen worden. Bei ziemlich trübem Himmel war es sehr niedrig geflogen. Es war stark beschädigt und hatte bei Houbourdin landen müssen. Als die Bahnschutzwache zur Landungsstelle gelangte, fand sie in den Trümmern des Flugzeugs den schwerverwundeten, vernehmungsunfähigen Flugzeugführer, aber der Beobachtungsoffizier war entkommen. Nach den aufgefundenen Papieren war der Flüchtling ein Engländer. Schwere Strafe wurde demjenigen angedroht, der dem feindlichen Flieger Unterschlupf oder Unterstützung gewährte.

Es gab keine Möglichkeit mehr, durch telephonische Verbindung bei den Bekannten nach Genevièves Verbleib anzufragen. Da für die gesamte Zivilbevölkerung der Zapfenstreich auf neun Uhr festgesetzt war, gerieten sie mehr und mehr alle in Sorge um die ‚Vizemama'. Auch Laroche selbst zeigte sich sehr beunruhigt.

Helene war eine unbestimmte Angst an den Gliedern emporgekrochen. Sie konnte kaum schlucken. Als sie in ihr Zimmer hinaufstieg, fühlte sie eine seltsame Mattigkeit in den Kniekehlen. Der Aufenthalt in diesem Hause war ihr unheimlich geworden. Sie mußte erfahren, wer der geheimnisvolle Fremde war.

Mit Berthe, mit Louise und Madeleine, die artig wie alle Abende in den langen weißen

Digitized by Google

Nachtkitteln zu ihr hereinkamen und ihr die beiden knallenden Gutenachtküsse links und rechts auf die Backe gaben, konnte sie heute nicht sprechen und scherzen wie sonst.

Aus dem Billardzimmer kam keine Kunde. Das Hausmädchen hatte einen dunkelroten Kopf, als Helene sie fragte, ob Monsieur Laroche einen Logiergast für die Nacht habe oder ob sich's nur um einen Besuch zum Abendessen handle. Oh, sie wisse gar nichts — gar nichts.

Es schlug eben neun Uhr, als Geneviève ankam, atemlos, erschöpft. Sie suchte sogleich ihren Vater im Anbau auf. Aus dem Billardzimmer huschte sie dann zu ihrer Mutter. Doch hier blieb sie nur ein paar Minuten. Helene hörte sie gleich darauf nebenan eintreten.

Berthe kam bloßfüßig über den Gang und öffnete die Tür. „Geneviève," bettelte sie, „kommst du nicht, uns Gutenacht sagen?" Die Antwort schien sie nicht zu befriedigen. Schmollend zog sie sich zurück.

Endlich entschloß sich Helene zu der Freundin zu gehen.

Geneviève kniete in dem niedrigen Betstuhl. Sie war in Tränen aufgelöst. Als Helene eintrat, erhob sie sich, zeigte der Freundin das Gesicht aber nicht.

„Was geht vor, Geneviève?" fragte Helene. „Um Gottes willen. Sprich doch! Sag' doch."

Lange schwieg Geneviève. Aber Helene sah, sie wurde von Schluchzen geschüttelt. „Geneviève — ich hab' dich gesehen — dich mit Rocher — es hat mir so innig leid getan. Ich versteh' dich, Geneviève. Glaube mir. Aber hier im Hause ist so etwas Furchtbares, Geheimnisvolles, was mich um euch alle zittern macht... Geneviève, hab' doch Vertrauen zu mir..."

Endlich fand Geneviève die Kraft, sich aufzuraffen. „Ja, Helene, der heutige Tag bringt uns beiden ein Wiedersehen mit dem, den wir liebhaben. Aber anders als wir's erwartet haben. Rocher — gefangen. Und George..."

„George —? Du hast Nachricht?"

Geneviève nickte. Sie zeigte nach dem Billardzimmer hinüber... „Der Gast, den Papa hatte —"

„Wer ist es, Geneviève? Willst du mir's nicht sagen?"

„Papa hat ihn fortgeschickt. Es wäre zu gefährlich gewesen... Drachman hat ihn zu Antoine gebracht. Es war Mapplebak."

„Mapplebak?"

„Der Flieger. Ja. Der Engländer. Der Beobachter in dem Flugzeug, das sie heute früh bei Haubourdin abgeschossen haben."

„Um — Gottes — willen —!" Ganz entgeistert starrte Helene die Freundin an.

Geneviève lächelte müde und verbittert. „Um wen bangst du, Helene? Mir ist jetzt alles gleich, alles. Und für dich... Nun ja, Helene, ich muß es dir sagen. Es ist eben so traurig für dich — wie für mich das Wiedersehen mit Rocher... Mapplebaks Flugzeugführer war George."

„Der — der — der abgeschossen ist?"

„Er liegt draußen im Feldlazarett Haubourdin. Ein Schuß durch den Hals, sagt Mapplebak. Aber nicht lebensgefährlich."

„Geneviève —!" Sie schrie es nicht. Aber es klang, als ob ihre Stimme zerrisse. „Gib mir doch Auskunft, Geneviève. Ich bitte dich, liebe, liebe Liebste..."

„Ich weiß doch nichts. Ach, Helene, ich bin so traurig. Rocher gefangen —!"

Eine schwere, trübe Nacht brach für sie beide an.

Von der Ypernfront grollte wieder der Donner in ihr Weinen.

⌘ ⌘ ⌘

Benjamin kam morgens, vom Weg zur Schule, noch einmal zurückgelaufen, atemlos und berichtete: an allen Ecken seien in der Nacht schwefelgelbe Plakate angeschlagen worden, auf denen der Gouverneur der Einwohnerschaft von Lille die Strafe für die Revolte beim Durchmarsch der Kriegsgefangenen verkündigte — eine halbe Million Francs habe die Stadt als Buße zu zahlen, und vom heutigen Tage an durfte sich kein Franzose nach sechs Uhr abends mehr auf der Straße zeigen!

Sie glaubten es nicht. Laroche verließ das Haus barhäuptig und ging zur Post hinüber, wo sich an der Ecke neben dem schwarz-weiß-roten Schilderhaus die Menge staute und den Anschlag las. Die Apfelgesichter warteten, erregt durcheinanderschwatzend, in der offenen Haustür. Berthe lief dann zu Geneviève und zu Helene hinauf und teilte ihnen mit, was der Vater gesagt hatte: zum Abend sei gewiß die Schlacht in den Straßen da!

Ma weinte. Sie sorgte sich um ihren Mann. Er würde sich unter keinen Umständen fügen, und dann nähmen sie ihn fest, die Hunnen!

Bleich und übernächtig, hin und her gerissen zwischen widerstreitenden Empfindungen, fand sich Helene um neun Uhr auf dem Amt ein. Sie nahm die erste Gelegenheit, da sie sich allein sah mit dem Unteroffizier, wahr, um ihn zu bitten, Hauptmann West telephonisch anzurufen und bei ihm anzufragen, ob er's nicht ermöglichen könne, sie noch heute auf dem Amt aufzusuchen.

Digitized by Google

Kurz vor ein Uhr hörte sie das kreischende Geräusch der Hupe seines Autos. Das Personal machte Mittagspause. Mit klingendem Spiel zog draußen die Wache auf. ‚Wem Gott will rechte Gunst erweisen‘ — spielte die Kapelle. Die zum Essen gehenden Mannschaften summten die Marschmelodie in den Schreibzimmern und in der Halle mit. In der schmalen Straße pfiffen sie einzelne Soldaten, auch ein paar Liller Kinder, die mit der Zeit die Märsche der Landsturmkapelle kennen gelernt hatten. So versöhnlich, so harmlos, so hoffnungsfreudig klang es, trotzdem die Fenster dazwischen vom Geschützdonner klirrten ...

Hans West kam in lehmbespritzten Stiefeln. Er war den ganzen Vormittag beim Stellungsausbau beschäftigt gewesen. Erst vor zwanzig Minuten hatte ihn Helenens Bitte, sie aufzusuchen, draußen am Fernsprecher in der Wasserburg erreicht.

Die Halle war jetzt ganz leer, alle Schalter waren geschlossen. Die Schritte des Ankömmlings hallten scharf durch die Mittagsstille. Helene hatte ihm entgegengehen wollen, aber ein plötzlicher Krampf packte sie an und machte ihr's unmöglich. Sie ließ sich wieder auf ihren Schreibtischplatz sinken, preßte den Kopf zwischen die Hände und weinte. So fand er sie.

Sie raffte sich endlich zusammen und streckte ihm die Rechte hin; die Linke ließ sie aber noch vor den Augen. Teils schämte sie sich ihrer Tränen, teils bangte ihr vor seinem forschenden Blick. Denn die ganze Wahrheit konnte und durfte sie ihm ja doch nicht sagen. „Es ist so gut von Ihnen, daß Sie gekommen sind.“

Er lächelte gutmütig. „Soll ich wieder mal Pionierarbeit verrichten? Dämme aufführen gegen Überschwemmung mit Tränenfluten?“

Sie ging auf seinen Ton ein. „Eine Brücke bauen, lieber Freund. Eine Brücke über die unnatürliche Grenze, die durch mein Leben geht.“ Nun ließ sie auch die linke Hand sinken, wandte sich ihm zu und sah ihn flehend an. „Ich bin ja in solcher Zerrüttung, weiß mir gar keinen Ausweg mehr. Mein Mann soll draußen liegen — in einem Feldlazarett in Haubourdin — verwundet — gefangen ...“ Wieder packte eine Art Weinkrampf sie hart an.

Er hatte Mütze und Handschuhe auf den Schreibtisch gelegt und sich einen Stuhl herangezogen. Ihre beiden Hände erfassend ließ er sich dicht bei ihr nieder. „Ruhe, Ruhe, um Gottes willen. Ihr Mann? Verwundet — gefangen ... Nein, nein, nein, weinen dürfen Sie nicht ... Sie müssen mir der Reihe nach alles sagen ...“

„Ich weiß nicht mehr als nur eben das Gerücht. Aber Sie können sich vorstellen, wie mich das überfallen hat. Ich war ganz ahnungslos ... Er sei der Führer des Flugzeuges gewesen, das sie bei Haubourdin abgeschossen haben.“

„Dessen Beobachter der Engländer war? Der entkommen ist? Ich hab' eben an der Porte St. André die Bekanntmachung gelesen. Ganz flüchtig. Auf Mapplebak wird gefahndet. Sagen Sie doch: was wissen Sie Näheres?“

Es quälte sie namenlos, sich nun nicht alles von der Seele wälzen zu können. Wieder trieb es ihr die Tränen in die Augen und in die Kehle. Sie vermochte kaum zu sprechen. „Nur — was die Leute einander erzählen ...“

„Hier auf der Kommandantur?“

„Ja. Hier. Und was so durchgesickert ist. Was meine Freundin hörte.“

„Von wem?“

„Ach — wohl nur, was in der Menge gesprochen worden ist, die sich da vor den Anschlägen an den Ecken zusammenfindet.“

„Liebe — liebste Frau Martin — was hier in der Stadt zusammengefabelt wird, das wird doch hoffentlich jetzt nicht mehr imstande sein, Sie so zu erregen.“

In ihrer Qual, in ihrer Scham, nicht alles sagen zu dürfen, verschlang sie die Hände ineinander, preßte ihre Finger, dann zog sie das Taschentuch und ballte es nervös zusammen. Wieder mußte sie seinem forschenden Blick ausweichen. „Wenn er es ist, dann wäre doch die Möglichkeit, daß er die Absicht gehabt hat ...“

„Reden Sie doch. Haben Sie denn kein Vertrauen zu mir?“

„Ach, lieber Freund, darum bat ich Sie doch herzukommen. Und jetzt — ich flehe Sie an, Herr West, helfen Sie mir. Ich muß ihn sehen, ihn sprechen.“

Ein Weilchen blieb es still zwischen ihnen. Er blickte ernst zu Boden, die Augenbrauen fest zusammenziehend. „Ich dachte — er wäre Ihrem Herzen längst entfremdet, Frau Helene,“ sagte er endlich.

Stumm nickte sie. Dann wandte sie ihr Antlitz von ihm ab. „Aber es ist meine letzte Hoffnung, daß er die einzige sich ihm bietende Gelegenheit wahrgenommen hat... Vielleicht ist endlich der Deutsche in ihm wiedererwacht ... Vielleicht war es für ihn eine Flucht in die Heimat!“

Nun verstand er.

Er erhob sich und durchmaß den Raum ein paarmal. Tief aufatmend blieb er vor ihr stehen. „Wie der Bericht es darstellt, hat es ja freilich eher den Anschein, als ob das Flugzeug sich im Morgennebel verirrt hätte und durch das Feuer der Unseren zu einer Notlandung gezwungen worden wäre. Aber

das ist vielleicht nur Annahme. Und es ist tatsächlich der Name Ihres Mannes genannt worden? Das wäre allerdings eine überraschende Wendung ..." Wieder nahm er die Wanderung auf. Mehr und mehr gewann die Erregung die Herrschaft auch über ihn. Es war doch wohl etwas wie Eifersucht dabei. „Und er sei verwundet, heißt es? Schwer?"

Sie hob die Schulter, matt seufzend. „Ein Schuß durch den Hals."

„Ich werde gleich draußen anfragen. Warum haben Sie sich nicht gleich mit dem Lazarett verbinden lassen?"

„Man würde mir wohl kaum Auskunft gegeben haben." Bitter lächelte sie. „Einer Französin."

Nach kurzem Besinnen griff er nach seiner Mütze. „Aber Sie sollen ihn natürlich sehen. Dafür werde ich schon sorgen."

„Ich kann die Stadt nicht ohne weiteres verlassen. Es bedarf eines Ausweises. Ach, es ist alles so schwer für mich."

„Ich helfe Ihnen. Einen Besuch im Lazarett wird Ihnen doch kein Mensch verwehren."

Auch sie war aufgestanden. „Sie tun ein gutes Werk."

Mit etwas Selbstspott sagte er: „Ja, es ist furchtbar rührend von mir. Selbstlos. Nicht?"

In einer ihr selbst unerklärlichen Anwandlung erfaßte sie seine beiden Hände. Es drängte sie so aus tiefster Seele, jetzt ganz offen zu ihm zu sein. Und so unglücklich war sie, daß sie trotz allem ein Geheimnis vor ihm hüten mußte. Aber weshalb es sie an das Krankenlager ihres Mannes trieb, das sollte er ihr nachfühlen. Sie wollte George innerlich vor sich retten. Vielleicht mehr um ihres eigenen Stolzes willen. Nur fand sie die rechten Worte nicht.

„Kommen Sie gleich mit mir, Frau Martin," sagte er nach kurzem Schweigen. „Es sind ja nur ein paar Schritte zum Paßamt. Vielleicht treffen wir noch einen der Herren."

Aussicht war kaum vorhanden. Wie hier im Kommandanturgebäude so mochten auch drüben in der Mairie, wo die Paßangelegenheiten bearbeitet wurden, die Geschäftsräume der Mittagspause halber verlassen sein. Aber sie machten wenigstens den Versuch.

„Von 1 bis 3 Uhr geschlossen!" verkündete ein Anschlag am linken Tor des Innenhofes in der Mairie.

Hans West überlegte. „Ich suche drüben im Kasino Anschluß zu bekommen. Irgendwer wird mir ja Auskunft geben können. Dann bringe ich Ihnen Nachricht. Gehen Sie jetzt ruhig nach Hause." Er reichte ihr die Hand. „Und werden Sie vor allem wieder Herr über Ihre Nerven. Das ist jetzt das Notwendigste."

Sie fuhr sich mit dem Taschentuch rasch über die Augen. „Ich quäle Sie so mit meinen Angelegenheiten. Es ist lieb und groß von Ihnen, daß Sie mir beistehen."

„Lieb und groß. Hm. Vielleicht ..." Er lächelte trüb, fast schmerzlich. „Auf Wiedersehen!" brach er hastig ab.

Dann sah er ihr noch nach. Sie schlug die Richtung auf den Republikplatz ein. Ihr Gang war nicht so stolz und bewußt wie sonst. Die Sorge drückte sie nieder. Ob da wirklich noch eine tiefe, unausrottbare Neigung mitsprach? Er preßte trotzig die Lippen aufeinander.

Dem Schofför, der mit dem feldgrauen Auto bis zum Eingang der Mairie gefolgt war, rief er kurz zu: „Warten!" Dann bog er rasch in die zum Kasino führende schmale Straße ein.

„Hallo — Hans, mein Sohn!"

Ein vom Kasino kommendes zweites Auto stoppte. Theo saß darin. Und neben ihm Hauptmann Hölderlin vom Paßamt. Eben den, den er suchte.

„Grad' komm' ich vom Essen bei euch, Hans. Ich dachte dich hier im Kasino zu finden. Dieweil bist du längst im eigenen Schattohschloß draußen in Lambresart untergekrochen. Menschenskind, und das erfährt unsereins nur so ganz durch Zufall?"

„Ich wollte dich längst mal einladen, Theo. Weißt du auch, daß ich mit Consentius zusammen wohne? Den kennst du doch? Von Masuren her, nicht? ... Grüß' Gott, Hölderlin! Ich war eben drüben bei Ihnen, wollte Sie sprechen. Gewissermaßen amtlich."

„Ich hab' heute schon um halb ein Uhr mein Lädchen zugemacht. Ihr Bruder hat mich eingeladen, mit hinauszukommen, auf den Flugplatz."

„Steig ein, Hans, und komm mit. Sehr interessant. Wir haben den Engländer abmontiert."

„Das Flugzeug," erklärte Hölderlin, „das unsere Landstürmer gestern abgeschossen haben, draußen bei Haubourdin."

Hans West war an das ratternde Auto herangetreten, den Fuß auf das Trittbrett aufstellend. Es machte einen solchen Lärm, daß der Flieger-Oberleutnant dem Führer entsetzt zurief: „Stellen Sie doch einen Augenblick ab, Warnke, man kann ja keine Sterbenssilbe verstehen!" Dann hatte er wieder eine Unmenge Fragen an den Bruder. Warum er so gar nichts von sich hören lasse? Ob er jetzt eben ein Halbstündchen für ihn übrig habe? Er könne auch draußen auf dem Flugplatz Mittag essen. Er müsse sich aber rasch

Digitized by Google

entscheiden, denn um 1 Uhr 40 habe sich Exzellenz angesagt. „Die haben nämlich ganz eigenartige Zerstörungswerkzeuge mitgehabt, die Burschen. Ja, in dem abgeschossenen Flugzeug. Das muß dich als Pionier doch mächtig interessieren. Etwa nicht? Sie hatten es sicher auf ein Munitionslager abgesehen. Der Führer ist ein Franzose, den haben sie gottlob geklappt. Aber der Engländer kraucht noch irgendwo hier herum. Du hast wohl den Aufruf ans Volk gelesen, wie?"

„Also eben um die Sache handelt sich's: um den Franzosen, der da abgeschossen ist."

„Aber so sei doch nicht ungemütlich, Hans, mein Sohn. Steig ein, wir erzählen uns unterwegs ... Ist das Auto da an der Mairie das deinige? Das kann uns folgen."

„Nein, Theo, es ist mir unmöglich. Ich habe einen Auftrag übernommen, den ich ausführen muß, und zwar sofort. Und deswegen ist mir's von Wichtigkeit, daß ich da gerade noch Hölderlin erwischt habe ..."

Der Hauptmann lachte. „Für Kommißgeschäfte bin ich in der Mittagspause nicht zu haben, West. Um drei Uhr setz' ich mich wieder in den Schwitzkasten, dann in Gottes Namen. Aber bis dahin bin ich Zivilist, Freiherr, Naturschlemmer."

„Wenn mir aber wirklich so sehr daran liegt! In zwei Worten ... Sie entsinnen sich doch der Frau Martin, der unglücklichen Frau, die beim Bombardement im Oktober verschüttet worden ist?"

Hölderlin hob die Brauen. „Ach, die hübsche Dolmetscherin, die sich die Quartierkommission angebändigt hat?" Er schmunzelte. „Gar kein schlechter Geschmack."

„Also folgendes liegt vor," sagte Hans „der Flugzeugführer, der bei Haubourdin abgeschossen worden ist, ist ihr Mann. Er liegt verwundet dort im Lazarett, und Frau Martin hat mich gebeten, ihr dazu zu verhelfen, daß sie aus der Stadt hinaus darf, um ihren Mann im Lazarett von Haubourdin aufzusuchen."

„Ausgeschlossen," sagte Hölderlin sofort. „Von hier aus nicht zu machen. Der Mann muß zuerst vom Oberkommando vernommen werden. Ich bitte Sie, der ist doch Kriegsgefangener. Da sind unter Umständen wichtige Nachrichten herauszuholen. Nein, nein — ohne Zustimmung des Armeeoberkommandos ganz undenkbar. Und selbst wenn ich ihr einen Passierschein dahin geben wollte — die im Lazarett würden sich schwer hüten, eine Französin hereinzulassen."

„Eine Französin? Mein Gott ..."

Theo hatte den Bruder immer verwunderter, immer verstörter angesehen. „Nun sag' mal, Bruderleben, was für eine schreckliche Leidenschaft ist da in dich gefahren! Diese Frau Martin —!"

„Ach, Theo, ich bitte dich," unterbrach ihn Hans unwirsch. „Das ist hier überhaupt keine Leidenschaft, hier kommt lediglich ein Freundschaftsdienst in Frage. Du hast Frau Martin ja doch auch noch als Mädchen gekannt, die Nichte von Karl Maria ... Wir sind nämlich alte Jugendfreunde," erklärte er Hölderlin.

Die beiden Herren im Wagen wechselten Blicke. Hans West, der sie bemerkte, wurde darüber rot. Der Hauptmann vom Paßamt hob die Schulter. „In allem Ernst, lieber West, ich käme in Teufels Garküche. Es läßt sich nicht machen, beim besten Willen nicht."

„Auch wenn sich's um eine unglückliche Frau handelt, eine Deutsche, die ganz zweifelsfrei ist, ganz unantastbar, in jeder Hinsicht?"

„Na, Hans, mein Sohn," sagte nun der Flieger etwas ärgerlich, „jetzt will ich dir denn doch mal sagen, daß deine Beurteilung zum mindesten auffallend milde ist. Ich habe Frau Martin vor einiger Zeit im Café de la Paix in Gesellschaft von zwei anderen Lillerinnen gesehen — na, und ich kann dir nur versichern, die haben ihr in meinen Augen ein verdeibelt schlechtes Relief gegeben." Er wandte sich an Hölderlin. „Kennen Sie die rote Lou? Die aus der Bar der Nitouche. — Und die übelberüchtigte Manon war auch dabei. Wie ich dich kenne, Hans, mein Sohn, da wundert's mich doch, daß du dich mit dem Kreis weiter einlassen willst."

Hans West fühlte, daß seine Hände eiskalt wurden. „Ich weiß, Theo," sagte er stockend, gewissermaßen suchend, „daß du keinem Klatsch nachgehst. Also kann da nur ein schauderhaftes Mißverständnis vorliegen."

„Nee, Kronensohn, optische Täuschung gibt's für mich nicht. Einziges Talent ist mein gutes Auge. So war's auf Jagd — und so ist's jetzt bei der Fliegerei. Und was mir in den Gesichtswinkel kommt, das erfasse ich. Also kannst du mir glauben. — Aber jetzt entscheide dich, Alterchen, steig ein und komm mit oder laß' uns kurz und schmerzlos scheiden. Exzellenz verträgt alles — nur das Warten nicht. Und ich möchte keinen Anranzer kriegen wegen Frau Martin."

Der Pionier verließ das Trittbrett. „Fahr zu, Theo. Wir sprechen noch darüber."

Inzwischen hatte der Fahrer angekurbelt. Hans West blieb noch ein paar Augenblicke ganz benommen stehen. Die Mattigkeit, die ihn überfiel, mochte ja auch vom Hunger kommen. Aber er wäre jetzt nicht imstande gewesen, an Essen zu denken. Er mußte erst Helene sprechen.

Digitized by Google

Im Begriff Warnke anzurufen, seinen Autofahrer, fiel ihm ein, daß der gleich ihm seit früh sieben Uhr unterwegs war. „Fahren Sie heim, Warnke. Futtern!“ rief er ihm zu.

„Und der Herr Hauptmann?“

„Gleichgültig. Los.“

Der Kopf etwas vorbeugend, mit dem Blick auf dem holperigen Pflaster der zerschossenen Straße, die zum Republikplatz führte, machte er sich auf den Weg.

In der Mittagsstunde war die Stadt sonst immer wie ausgefegt. Alle Geschäfte schlossen um diese Zeit. Aber heute gab's an den Ecken, an denen das schwefelgelbe Plakat klebte, starke Ansammlungen. Erregt besprachen die Liller die scharfe Maßnahme des Gouverneurs: daß zur Strafe für die gestrige Revolte der Zapfenstreich auf sechs Uhr abends festgesetzt ward. Daneben verblaßte ganz der Eindruck, den die auch vom nächtlichen Regen schon etwas verwaschene Bekanntmachung über den englischen Flieger Mapplebak hervorgerufen hatte. In dicken Klumpen drängten sie sich und redeten sich in immer stärkere Erregung. Aber bei der Annäherung einer deutschen Uniform ward es still in den Gruppen. Hans West bemerkte indessen doch die haßerfüllten Blicke, die ihn beim Vorübergehen streiften.

Auch Angele, die ihm öffnete, als er in der Rue Inkerman klingelte, sah ihn fast entsetzt an. War es nur Unerzogenheit oder bewußte Unhöflichkeit — sie machte sofort wieder kehrt, lief zum Kücheneingang, ließ die Tür hinter sich ins Schloß fallen ... Und dann hub drinnen im Hause, auf den Treppen, ein hastiges Laufen an, man hörte gedämpftes Sprechen, zischendes Rufen ...

Hans West war in den Hausflur eingetreten und wartete.

Endlich kam Helene in die Treppenhaustür, bat um Entschuldigung für das Mädchen, das ihn nicht hatte eintreten lassen, und öffnete die Glastür zum Musikzimmer.

Seltsam unsicher trat er ein.

Nach der Bauweise der meisten Liller Häuser war auch das von Laroche von jener ungemütlichen, glaskastenartigen Unabgeschlossenheit, die alle drei Erdgeschoßräume durch hohe Glastüren mit dem Treppenhaus verband. Man fühlte sich immerzu beobachtet. Die zahlreichen Spiegel verstärkten noch das Gefühl, daß man auf dem Präsentierteller saß. Bei einem zufälligen Blick in den Salviatispiegel über dem Marmorkamin entdeckte Hans West auch die eifrig die Köpfe zusammensteckende Gruppe der Apfelgesichter in der an den Gartensaal anstoßenden Küche, deren Tür wie immer offenstand.

„Ich muß allein mit Ihnen sprechen, Frau Martin,“ sagte er, die Brauen zusammenziehend, als sie ihn bat, am Kamin Platz zu nehmen.

Sie sah ihm sofort an, daß er ihr keinen guten Bescheid brachte. Mit einem müden Achselzucken wies sie nach der Küche. „Ach, die Kinder —!“ sagte sie. „Sie verstehen ja nicht deutsch. Es ist nur diese begreifliche Aufregung heute — wohl in allen Liller Häusern — die Strafe des Gouverneurs schneidet hart in das häusliche Leben ... Aber wie seltsam sehen Sie mich an! Warum setzen Sie sich nicht?“

„Frau Martin — ich glaubte, Sie wußten, daß ich es gut mit Ihnen meine — und ich war fest davon überzeugt, daß Sie mir in allem vertrauen, daß Sie offen und ehrlich zu mir sind. — Aber da erfahre ich nun, daß Sie Geheimnisse vor mir haben. Das hat mich verletzt.“

Sie glaubte schon alles verraten. Das Zimmer mit den Spiegeln drehte sich um sie. Sie griff in die Luft. Leicht aufstöhnend ließ sie sich auf den nächsten Sessel sinken. „Ach, lieber Herr West — ach, wenn ich Ihnen wirklich offen beichten dürfte, auch das letzte, glauben Sie mir, ich wäre glücklicher. Denn wie es mich peinigt, das kann ich Ihnen kaum schildern.“

„Was hat Sie dazu treiben können, die Gesellschaft von Frau Dedonker und diesem Barmädchen aufzusuchen?“ Da sie ihn überrascht ansah, fuhr er abwehrend fort: „Eine bessere Bezeichnung verdient sie wirklich nicht. Theo hat Sie neulich mit den beiden Personen im Café de la Paix gesehn. Ich war entsetzt, als ich's hörte.“

Sie war schon halb erlöst, daß es sich um nichts anderes als um diese Begegnung handelte, nicht um das Geheimnis, das seit gestern das ganze Haus Laroche in Atem hielt. Bittend faltete sie die Hände und sah ihn mit einem matten, unsichern Lächeln an. „Und haben Sie sich nicht gesagt, daß es mich doch sicher eine schwere Überwindung gekostet hat?“

Er nahm endlich Platz, legte seine Mütze mit den Handschuhen auf den nächsten Stuhl und ergriff ihre Hände. „Wollen Sie Vertrauen zu mir haben?“

Sie nickte stumm.

„Sind Sie öfter mit den Damen beisammen gewesen?“

„Nur das eine Mal. Ich werde Ihnen erklären, wie es gekommen ist.“

„Aber das Urteil über Sie ist dadurch bei manchen getrübt. Und — was mir am meisten leid tut — auch das Urteil meines Bruders.“ Er schilderte ihr mit wenig Worten die Begegnung, beschönigte dabei nichts.

Digitized by Google

Sie hatte den Kopf gesenkt, tief beschämt. „Sie wissen ja, daß Manon eine Pensionsfreundin von mir und Geneviève ist. Nun traf ich sie wieder, hier im Hause. Sie hatte Nachrichten von meinem Mann. Die Lou hatte sie ihr gegeben. Und da trieb es mich natürlich, sie zu sprechen. Manon brachte uns zusammen."

„Lou? Die rote Lou? Von der haben Sie Nachrichten?" Er sah ihr forschend in die Augen. „Woher kann die sie haben?

„Das weiß ich nicht. Aber sie behauptete das alles mit solcher Bestimmtheit ... George sei als Schüler auf den Flugplatz gekommen. Er habe drüben ins Heer eintreten müssen, kein anderer Ausweg sei ihm nicht geblieben weil sie ihn sonst sicher wieder ins Gefangenlager abgeschoben hätten ... Und ich sagte mir: hier ist vielleicht eine Möglichkeit, ihm ein Wort zukommen zu lassen, eine Mahnung ... Sie können sich doch denken, wie es mich gequält hat. Sich vorzustellen: er kämpft drüben. Da hätte ich doch jede Hand benutzt, um ihm eine Botschaft zukommen zu lassen. Die letzte! Daß ich ihn aus der Liste der Lebenden ausstreiche, wenn er nicht die allernächste Möglichkeit wahrnimmt, um hier zu landen."

„Glaubten Sie denn im Ernst daran, daß irgendwer jetzt noch die Gelegenheit finden sollte, mit denen da drüben in Verbindung zu kommen?"

„Es gibt noch solche Gelegenheiten, ganz gewiß."

„Dann wäre es Pflicht, die deutsche Behörde darauf hinzulenken."

„Meine heiligste Pflicht war die: in meinem Mann das Gewissen zu wecken. Wenigstens griff ich nach dem Schimmer der Hoffnung, daß mein Wort ihn erreichen könnte." Sie atmete tief auf. „Vielleicht hat es ihn erreicht. Und hat ihm die Kraft gegeben, sein Leben einzusetzen. Denn feige war er nicht. Nur irregeleitet."

Er riß ihn hin und her. Die Vorstellung, daß es tatsächlich noch Beziehungen irgendwelcher Art über den Schützengraben hinweg geben sollte, hatte für ihn etwas gar zu Abenteuerliches. Er wollte annehmen, daß sich Helene nur von der französischen Flunkerei habe betören lassen. Aber zugleich machte der Offizier in ihm Forderungen geltend. Unklarheiten vertrugen sich nicht mit seiner dienstlichen Anschauung.

„Ich will Ihnen ja wünschen, daß Ihr Ruf Ihren Mann erreicht hat," sagte er. Aber dann schüttelte er den Kopf und sagte: „Freilich glauben kann ich's nicht. Denn unsere Aufsichtsbehörden sind doch, gottlob, hellhörig und scharfsichtig genug."

Eine Weile blieb es still zwischen ihnen. Er hatte ihre Hände zwischen die seinen genommen. „Ich muß Sie von hier wegbringen, Frau Helene," sagte er endlich.

Es klang so sorgeerfüllt, daß sie sich ganz schlecht vorkam. „Sie wissen ja, daß ich keine Heimat mehr habe. Dort draußen wollten Sie mich auch nicht mehr dulden."

„Mir ist bange um Sie, Helene."

Ihr Herz schlug. Es schlug ihm zu. Sie hätte sich am liebsten in seine Arme geworfen, sich da ausgeweint. „Ich weiß, daß Sie's gut mit mir meinen. Ach, wahrhaftig, ich fühle es doch. Wer hat mir denn in all der Not geholfen?"

„Aber nun — treibt Sie's zu Ihrem Mann?"

Sie preßte fest die Lippen zusammen. „Nur klar sehen will ich," sagte sie endlich. „Ich will ohne Groll an ihn denken können." Und nach einem tiefen, schweren Seufzer schloß sie: „Ohne Verachtung."

Noch immer hielt er ihre Hände. Etwas ungeschickt streichelte er sie. „Ich helfe Ihnen. Sie sollen einen Freund haben, auf den Sie sich verlassen können. In jeder Lebenslage. Ich habe Sie lieb, Helene. Wirklich lieb. Das darf ich Ihnen doch sagen?"

Sie löste ihre Hände aus den seinen und preßte sie gegen ihre Augen. Sie mußte wieder weinen. Aber diesmal waren es Tränen der Rührung. Ein heller Schein glitt über ihr schmales, blasses Gesicht. „Es ist mir so fremd geworden," sagte sie und versuchte zwischen den Tränen zu lächeln, „daß ein Mensch so lieb und gut zu mir spricht."

Für eine Sekunde riß er sie an sich und küßte sie auf die Stirn, ins Haar. Aber er gab sie sofort wieder frei und erhob sich, wie erschrocken über sich selbst.

„Ich werde nach Haubourdin fahren," sagte er, bemüht, seiner Stimme wieder die ruhige Gelassenheit und Sicherheit zu geben. „Will mich im Feldlazarett erkundigen. Und Sie bekommen dann noch heute Nachricht."

Sie war von dem Ausbruch seiner Zärtlichkeit noch so überrascht und verwirrt, daß sie ihm nicht zu erwidern vermochte. Die Augen hielt sie mit dem Tuch bedeckt. Aber sie nickte lebhaft.

Er nahm seine Mütze auf und ging zur Tür. „Auf Wiedersehen," sagte er leise. Seine Stimme zitterte noch immer.

Wieder nickte sie, ohne aufzublicken.

⌘ ⌘ ⌘

Durch volkreiche Vorstädte, an zerschossenen Fabriken und Lagerhöfen vorbei, gelangte Hans West mit der Straßenbahn nach Haubourdin. In einer Mittelschule war das

Digitized by Google

Abendsonne
Gemälde von Prof. Richard Winternitz

Digitized by Google

Lazarett untergekommen. Der Chefarzt war nicht zugegen; der Wachthabende wies den Hauptmann an den Stellvertreter, einen landsturmpflichtigen Professor aus Göttingen. Als Hans West den Namen hörte, war er freudig überrascht.

„Professor Doktor Butlar? Seit wann ist der Herr hier?"

Er sei erst Anfang der Woche für den Stabsarzt herkommandiert worden, der nach dem Osten gekommen sei, sagte der Wachthabende.

Ein Sanitätsgefreiter begleitete den Besuch über den Schulhof in das Mittelgebäude. In dem Lehrerkollegiumszimmer neben der Aula, die als Hauptverbandssaal diente, hatte sich der Göttinger Professor häuslich eingerichtet. Häuslich — aber nicht eben gemütlich. Der unheimlich große Tisch, der den meisten Raum des Zimmers beanspruchte, machte jeden Versuch der Wohnlichkeit unmöglich. Ein Teil des Tisches diente zum Schreiben. Daneben deutete ein verbrauchtes Tischtuch mit einem Kaffeegeschirr die Speisegelegenheit an. Weiterhin kamen ein geöffneter Handkoffer — eine Waschschüssel mit Seifennapf — schließlich kleine Stöße von Wäsche, Büchern, Schriftstücken, Zigarrenkisten, Flaschen ...

„West? Hans West? Ja, etwa der Intimus vom Fritz Consentius? Heil und Sieg! Aber das nenn' ich eine Überraschung! — Nein, kommen Sie lieber hier rechts vorbei, da ist mein Empfangssalon — dort drüben das Feldbett stellt mein keusches Schlafgemach vor ... Ich bin in all der Hetze noch gar nicht zum Auspacken gekommen. Ich hab' mich Hals über Kopf hier in die Geschäfte stürzen müssen ... Vom Kommiß hab' ich natürlich noch keine Ahnung, Sie können sich denken, wie ich da auf Schritt und Tritt anecke. Muß ich Sie eigentlich anreden: Herr Hauptmann haben? — Oder darf ich gleich ganz unmilitärisch fragen: hätten Sie nicht grad' Zeit und Lust, Kaffee mit mir zu trinken?"

Hans West kannte ein Bild des Professors, das er bei Consentius gesehen hatte. So recht das Bild eines gemütlichen, etwas altmodischen, trotzdem vertrauenerweckenden Gelehrten war es. Goldene Brille, rotblonden Vollbart, gute, lustige, blaue Augen. Da die Schwester von Fritz Consentius, die ihren Dr. med. gemacht hatte und ein Jahr lang Assistentin von Professor Butlar gewesen war, in hohen Tönen sein Loblied sang, so mußte schon etwas an ihm sein.

„Na, Fritze wird Augen machen, wenn ich ihm erzähle, daß ich Sie hier getroffen habe, Herr Professor. Daß Sie sich so heimlich in seiner allernächsten Nähe angesiedelt haben und noch keinen Sterbenslaut von sich gegeben haben!"

„Ach, Herr Hauptmann, Sterbenslaute — die hört man hier so ununterbrochen, daß man gar nicht zum Leben und Lebenwollen kommt. Es gibt heillos viel zu tun. Aber das ist jetzt mein Kaffeeviertelstündchen, in dem ich Krieg und Kommiß und Verbandwatte und Rizinus vergessen will. Ich hab's dem Unteroffizier gesagt: das muß ihm heilig sein."

„Kaffee. Wunderschön. Aber wenn Sie zufällig noch einen Teller warme Suppe hätten, nähm' ich ihn noch lieber."

„Was, Sie haben noch nicht gegessen? Sie können sogar noch mehr kriegen als einen Teller Suppe. Rindfleisch mit Nudeln hat's heute gegeben. Ich sage Ihnen: bei Pfordte in Hamburg nicht besser." Er klingelte am Telephon und machte in der Küche eine Bestellung. „Und von dem weißen Bordeaux ein halbes Fläschchen, von dem guten, dem weißgekapselten!"

Hans West kam nicht so rasch, wie er gerne wollte, auf den Zweck seines Besuchs zu sprechen. Der Professor hatte zu viel Fragen. Auch das Schicksal von Fräulein Consentius beschäftigte ihn lebhaft.

„Fritz hat wohl auch noch keine bestimmte Nachricht von seiner Schwester? Ja, die Feldpost nimmt oft seltsame Wege. Also die Stadt Frankfurt richtet auf dem Liller Nordbahnhof eine Erfrischungsstätte ein, nicht wahr? Ich hatte mich erst dorthin gemeldet, und es war alles im besten Zuge. Fräulein Consentius war auch bereit, als Schwester mitzukommen, sie war in meiner Klinik Operationsschwester, vorzügliche Kraft, aber da heißt es nun wieder, nein, Lille ist Durchgangsstation, lediglich für Verpflegung. Da schicken sie nur Verpflegungsdamen hin, die ausgebildeten Kräfte werden anderweit gebraucht, und so weiß ich bis zur Stunde noch nicht, wo wir schließlich landen werden. Die Leiterin der Station wird eine Frankfurter Dame. Sobald sie eintrifft, suche ich sie auf dem Bahnhof auf, denn da ist nun ein ganz seltsames Zusammentreffen ... Holla, hier kommt Ihr Essen!"

Es tat dem jungen Hauptmann wohl, ein paar Löffel Suppe zu essen. Aber zum rechten Genuß der Mahlzeit kam er doch nicht. Er hatte den Hunger schon übergangen. Auch die verschiedentlichen Erregungen beeinträchtigten ihn. Und es kam hinzu, daß der gemütliche, lebhafte Professor, im Bestreben, ihn gut zu verpflegen, ihm keine rechte Ruhe ließ. Ganz aus aber war's mit seiner Aufnahmefähigkeit, als Butlar den Namen der Frankfurter Dame nannte, die als Leiterin

Digitized by Google

der Erfrischungsstätte hier erwartet wurde...
„Ja, denken Sie, Herr Hauptmann, also das ist ein eigentümliches Zusammentreffen: die Witwe eines schwerreichen Japanimporteurs, sehr wohltätige Frau soll es sein, intelligent, unternehmend, viel gereist, eine Frau Martin, spricht fließend französisch und nun haben wir da seit gestern den französischen Flieger hier, den sie abgeschossen haben, dicht bei Haubourdin, nicht wahr, und dabei kommt es heraus, daß das der Stiefsohn von dieser Frau Martin aus Frankfurt ist. Haben Sie Worte?"

So waren sie nun endlich bei der Angelegenheit, die den Hauptmann so tief innerlich aufgewühlt hatte. Er legte sofort Messer und Gabel hin, rückte mit dem Stuhl zurück und wandte sich dem Professor überrascht aufhorchend zu. „Wegen Martin bin ich hier!" sagte er.

„Sie kennen ihn?"

Hans West berichtete mit ein paar Sätzen. Er überhastete sich dabei. Seiner Darstellung konnte der Professor nicht recht folgen. Es gab erst wieder Rückfragen. Der Verwundete, der drüben lag, sei ein Franzose, kein Deutscher.

„Haben Sie ihn gesprochen?" fragte der Hauptmann, bemüht, seine Erregung zu verbergen.

Der Professor hob mitleidig die Achseln. „Sprechen ausgeschlossen. Es ist ein schwerer Fall. Schuß durch den Hals. Wirbelsäule gestreift. Anzeichen von Lähmung. Auch das Gehör hat gelitten. Er sollte natürlich vernommen werden, aber ich wußte ja gleich: das war ganz aussichtslos. Was man in Erfahrung über ihn gebracht hat, weiß man lediglich aus den beschlagnahmten Papieren. — Haben Sie den Mann schon früher gekannt?"

„Nie. Ich hatte gehofft, ihn sprechen zu können, um seiner Frau, die eine Jugendbekannte von mir ist, ein Wort zu sagen. Aber sehen möchte ich ihn, wenn das erlaubt ist."

„Er liegt im Saal D. Lauter schwere Fälle. Ein Stück Mensch in Verbandgaze und Leinen. Einer wie der andere. Wir machen ja keine Unterschiede, ob Freund oder Feind. Es sind bloß Fälle. Und man hat den Ehrgeiz, möglichst viel durchzubringen. Drüben bei den Franzosen soll's anders sein. Schaudervoll, was man so hört. Wir können hernach einmal hinübergehen. Ja, sagen Sie, Herr Hauptmann, und die Frau von ihm ist also hier in Lille, selbst eine Deutsche? Eine Kampff? Von den berühmten Kampff-Werken? Nun bitt' ich Sie, hätte so ein Mensch es nötig gehabt, sich drüben naturalisieren zu lassen? Ach, heiliger deutscher Michel, wann wirst du wirklich klug werden! Aber ich habe Sie unterbrochen..."

Im Saal D lagen vierundzwanzig Schwerverwundete. Die Betten waren blütenweiß. Nur die Wolldecken, die aus einheimischen Kasernen stammten, zeigten das Hechtgrau der französischen Ausrüstung mit den groß eingewebten Buchstaben R. F. Einer der Verwundeten sah aus wie der andere. Daß der einen Schnurrbart trug, jener keinen, merkte man kaum. Wachsbleiche oder fast grünliche Gesichter blickten aus den Verbänden, die Lippen waren schmal, der Leidenszug stand auf jedem Antlitz. Lautlos gingen die Schwestern mit dem Fieberthermometer von Bett zu Bett. Sprachen sie mit einem der Sanitäter, die mit gröberer Arbeit beschäftigt waren, so geschah es stets im Flüsterton.

„Es ist hier zunächst festzustellen," erläuterte der Professor dem Besuch, „wer transportfähig ist. Da Kampfhandlungen zu erwarten sind, muß Platz geschaffen werden. Wer die Reise verträgt, wird nach Deutschland gebracht. Martin werden wir wohl nach dem Festungslazarett abschieben müssen. Dort sind bessere Einrichtungen, auch Spezialisten für Einzelfälle. Aber viel Hoffnung haben wir nicht. Längeren Transport würde er keinesfalls vertragen."

Nun standen sie vor George Martins Bett. Eine Tafel nannte seine Personalien, wie sie sein französisches Soldbuch, seine Erkennungsmarke und die im Flugapparat und in seinen Kleidern aufgefundenen Papiere aufgewiesen hatten. Dabei befanden sich die Vermerke über Fieber und andere ärztliche Beobachtungen.

Seltsam waren die Gefühle, die Hans West beherrschten, während er neben dem regungslosen, wachsbleichen, wie eine Mumie verpackten Verwundeten stand. Ein eifersüchtiger Haß hatte ihn auf diesem Wege begleitet — und nun sank alles von ihm ab, was feindselig gewesen war, nur Mitleid beherrschte ihn.

Der Kranke schlug einmal die Augen auf und bewegte die trocknen Lippen. Schon hatte es die Schwester bemerkt, kam herzu und gab ihm mit dem Glasröhrchen ein paar Tropfen zu trinken. Wie Dank ging es im matten Leuchten über die Züge des völlig Hilflosen.

Als sie wieder auf dem Korridor waren, auf dem noch die Landkarte Europas mit den französischen Farben von Elsaß-Lothringen hing, sagte Hans West: „Hol' mich der Deibel, ich hab' ja auch schon manches Schlamassel mitgemacht, hab' die Piou-Pious wahrhaftig nicht geschont, aber ich begreife nicht, daß es da drüben, bei den Franzleuten, Ärzte gibt, für die nicht eben Mensch Mensch ist. So eine Wut hab' ich auf den Kerl ge-

Digitized by Google

habt, den Martin, und jetzt empfinde ich nichts als Mitleid. Es ist eine Affenschande."

Der Professor lachte. „So ist's recht. Das ist so wieder mal echt deutsch."

„Also verkehrt?"

„Nee. Wir müssen wohl so sein. Heldentum ist doch nicht bloß blindwütige Schlächterei. Die Stillen und die Feinen, die nur dann rauh und groß werden, wenn das Schicksal es verlangt, die sind mir immer die wertvolleren. Eben weil sie die deutschesten sind."

Hans West war es eine Wohltat, diesen Landsturmarzt kennengelernt zu haben. Und es freute ihn, daß der Mann voraussichtlich der Schwager seines Freundes Fritz Consentius werden würde. Auf dem Weg zur benachbarten Station nahm er ihm das Versprechen ab, daß er sie baldigst in St. André in ihrem ‚Schattohschloß' besuchte. Und dann kamen sie auf die ‚Verpflegungsstätte Frankfurt' zu sprechen. Es war anzunehmen, daß Frau Martin nächster Tage aus Frankfurt hier eintraf. Den Professor drängte es, die Berufung von Fräulein Consentius bei ihr durchzusetzen. Und Hans West band ihm auf die Seele, dabei der tiefunglücklichen, vereinsamten, aller Mittel entblößten Frau des Verwundeten nicht zu vergessen.

„Mit dem Obergeneralarzt hab' ich über den Fall schon gesprochen, aber seine Dienstgewalt reicht hier nicht aus, nur der gute Wille kann helfen. Ich weiß nicht, wie Frau Martin mit der Stiefmutter ihres Mannes steht: immerhin muß doch schon das rein weibliche Mitgefühl sie packen. Zunächst handelt sich's darum, daß Frau Martin ihr sobald als möglich ein Asyl in der Frankfurter Verpflegungsstätte gibt. Ich halte es für ungerecht, sie als Französin zu behandeln. Sie leidet darunter, und es ist doch auch unnatürlich, sie in der stockfranzösischen Umgebung zu belassen, wenn eine nahe Anverwandte von ihr hier eine so einflußreiche Stellung bekommt."

„Keine Sorge, lieber Herr Hauptmann. Der Frankfurter Dame werde ich energisch zu Leibe rücken. Ich bin nämlich nur vor Feldwebeln schüchtern. Bei Exzellenzen, Wohltätigkeitsdamen, Regierungspräsidenten und Sanitätsgefreiten kann ich manchmal von einer märchenhaften Unverschämtheit sein. Sie werden sich wundern."

Hans West sah nach seiner Armbanduhr. Es war höchste Zeit, daß er sich nach dem ‚Geschäftszimmer der Abschnitte' begab, um die schriftlichen Arbeiten des Tages zu erledigen. „Wann kommen Sie zu uns, Herr Professor? Consentius wird natürlich ein kleines Fest rüsten wollen."

Der Professor lachte. „Hauptsache, daß uns dabei Zeit bleibt, ein bißchen Musik zu machen. Fritz hat ja geschwärmt von Ihrem Cellospiel. Ich bringe dann meine Bratsche mit. Haben Sie Noten?"

„Ein halber Koffer Kammermusik steht noch unausgepackt da. Man ist nie so recht zur Sammlung gekommen, weil die Brummbässe draußen sich immer so eklig mausig machen."

„An die Paukenbegleitung hab' ich mich inzwischen gewöhnt. Na, und Sie als Frontsoldaten stört es ja gewiß nicht. Ich freue mich ja so darauf, mal für ein paar Abendstunden aus dem Lysolgeruch herauszukommen und Beethovenluft zu atmen."

„An Beethoven haben wir uns noch nicht gewagt. Höchstens Haydn."

„Na, ich bringe einen famosen Boccherini mit. Der ist vom Blatt zu spielen."

„Consentius ist ja ein geschworener Feind der Katzelmacher. Aber Boccherini ist doch wohl achtzehntes Jahrhundert, also für seine Landsleute von heut nicht mehr verantwortlich."

„Grüßen Sie mir den Fritz recht herzlich. Und natürlich — den Doktor."

Der Doktor: das war Fräulein Ella Consentius.

Später als sonst traf Hans West auf seiner Dienststelle ein. Es warteten schon Ordonnanzen mit Umläufen, Befehlsempfänger, die Postordonnanz, Bureauvorsteher, Unteroffiziere, Pionierpark-Verwalter auf ihn — es ward fünf Uhr, bis er endlich die Möglichkeit fand, sich mit der Quartierkommission in Verbindung zu setzen, um Helene an den Fernsprecher rufen zu lassen.

„Ich war in Haubourdin, habe Ihren Mann gesehen, er liegt im Saal D, ist zurzeit nicht bei Bewußtsein, aber Lebensgefahr besteht nicht. Voraussichtlich wird er nach dem Gouvernementslazarett überführt, und dann wird sich kaum eine Schwierigkeit ergeben, daß Sie ihn aufsuchen."

Er hörte das schwere Seufzen im Telephon. Sie dankte ihm, daß er sich die Mühe gegeben hatte. Sie sprach förmlich, korrekt, offenbar sprach sie in Gegenwart anderer.

Eine Weile blieb es still. Er wartete auf irgendein persönliches Wort.

„Ich möchte mit Ihnen reden, Frau Martin. Aber nicht auf dem Amt. Ist es Ihnen recht, wenn ich Sie nach Dienstschluß in der Intermanstraße aufsuche?"

Fast erschrocken lehnte sie ab. „Nein — nein, bitte heute nicht."

„Grund?" fragte er, die Augenbrauen zusammenpressend.

„Ach — mein Gott — können Sie sich's nicht denken? Die Erbitterung hier in allen

Digitized by Google

Häusern. Bedenken Sie, was das für die Liller bedeutet: um sechs Uhr daheim sein. Das können sie hier den Deutschen wohl am allerschwersten vergeben."

„Und Sie selbst, Frau Martin? Müssen Sie auch schon so früh das Amt verlassen?"

„Ich habe eine vom Gouvernement abgestempelte Armbinde bekommen. Und eine Bescheinigung darüber, daß ich im Dienste der Militärbehörde stehe. Denn ich muß doch meine Dienststunden einhalten. Aber in den Liller Kreisen wird man es mich sicher schwer empfinden lassen. Und wenn ich da heute gar noch den Besuch eines deutschen Offiziers empfangen wollte ... es ist unmöglich."

„Sie müssen aus diesen unklaren Verhältnissen heraus. Ich habe mit Professor Butlar vereinbart, daß Sie auf dem Nordbahnhof unterkommen. Frau Kommerzienrat Martin richtet dort die Verpflegungsstätte der lobesamen Stadt Frankfurt ein: die Stiefmutter Ihres Mannes."

Er konnte den Eindruck, den die Mitteilung auf sie ausübte, nicht mehr feststellen. Sie wurden getrennt.

Es blieb ein unbefriedigtes Gefühl in ihm zurück. Noch zweimal versuchte er Verbindung zu bekommen. Die Leitung blieb besetzt.

Als er sich wieder in den Wust der schriftlichen Arbeiten versenkt hatte, kam Besuch: Consentius wollte ihm den Vorschlag machen, den Abend im Gouvernementskasino zu verleben. Vom Flugplatz aus hatte Theo angeklingelt und gemeldet, daß Exzellenz nach der Besichtigung den Wunsch geäußert habe, ihn dort zu sehen. Also ein Anlaß, daß man sich mal wieder traf und gründlicher aussprach, als es bei der eiligen Begegnung heute mittag möglich gewesen sei.

Hans West wußte sofort: sein Bruder sorgte sich um ihn. Vielmehr: er gönnte der ‚Französin' nicht sein Interesse.

„Gut. Einverstanden. Und um ganz in der Familie zu bleiben, können wir ja auch noch Butlar dazu einladen, den trefflichen Professor."

Der Oberleutnant war äußerst überrascht, von dem zukünftigen Schwager zu hören. Hans West mußte ihm die Begegnung draußen in Haubourdin mit allen Einzelheiten schildern. Natürlich freute sich Consentius herzlich über die Aussicht, daß seine Schwester nun doch nach hier in nächster Nähe unterkommen sollte.

Consentius war ein langaufgeschossener Mensch mit rotem Gesicht, hellblondem Haar und überraschend dunklen Augen. Nach den Bildern, die Hans West von seiner Schwester gesehen hatte, besaß sie dieselben Augen, dasselbe Haar; aber ihre Figur hatte nicht das Eckige und Ungelenke von Fritz, sie war schlank, biegsam, schön gewachsen.

„Und Butlar hat dir gefallen?" fragte der Oberleutnant lebhaft. „Eine Schönheit ist er ja gerade nicht. Aber fabelhaft guter Kerl. Tatsächlich."

„Ich werde mich hüten, ihn nicht nett zu finden. Du sagst es deiner Schwester wieder — und gleich wäre ich unten durch bei ihr."

„Bist du nicht bald mit deinen Unterschriften fertig, Hans? Es wird jetzt nämlich riesig spannend da draußen." Auf einen fragenden Blick hin erläuterte der Oberleutnant: „Es ist gleich sechs Uhr. Die Liller scheinen es wieder auf eine Kraftprobe ankommen lassen zu wollen. In den Straßen wimmelt es."

Hans West zuckte die Achseln. „Echt französisch. Sie halten es für eine patriotische Tat, sich gegen eine deutsche Maßregel unter allen Umständen aufzulehnen."

Der Oberleutnant lachte. „Da schlägt es schon sechs ... Menschenskind, jetzt leg' doch die Feder endlich hin und komm mit ... Was ist nur los mit dir, Hans? Du hast ja so seltsam nach innen blickende Augen?"

„Hab' ich? Wirklich?" Hans West atmete tief auf. „Ich bin in einer so schweren Unruhe. So gar nicht soldatisch ist das. Wie? Du wirst mich auslachen. Aber vielleicht erzähle ich dir ..." Jäh brach er ab. „Doch jetzt laß uns endlich gehen, Volksstudien machen."

Er warf die Feder hin.

Consentius maß ihn mit prüfendem Blick. ‚Schade um den Jungen,' dachte er, ‚er ist verliebt!'

⌘ ⌘ ⌘

Am Mitteltisch saßen die Exzellenzen. An den Enden, wo die Brüder West Platz gefunden hatten, ging es am lebhaftesten zu. Hier war der kleine Prinz Amil der Mittelpunkt. Er hatte eine reizende Art, auf die Neckereien von Theo West einzugehen. Manchmal erhob sich ein stürmisches Gelächter, so daß die alten Herren von der Tafelmitte fragend herüberschauten. Das Mahl war kriegsmäßig einfach, es bestand nur aus Suppe und einem Gang; aber der Weinkeller bot noch allerhand Überraschungen und die Durchlaucht sprach sich begeistert für den sonst von allen Herren verschmähten herben Veuve Cliquot aus. Die Leuchter mit den brennenden Kerzen waren schon aufgestellt — das Zeichen, daß geraucht werden durfte —, da und dort lichtete sich auch schon die große Tafel, und einzelne Herren verfügten sich in ihre Hotelzimmer, um zu schreiben, oder in die unteren Säle, in denen Billard, Klavier,

Zeitung und Biertische harrten, aber der Kreis um den Prinzen blieb seßhaft.

Hans West machte immer wieder den Versuch, sich in die allgemein angeregte Stimmung einzufühlen. Er saß zwischen Theo und dem Prinzen, und über seinen Kopf hinweg gingen die meisten der lustigen Reden. Aber es gab ihm jedesmal einen Stich, wenn Theo eine seiner Anspielungen auf die ‚lustige Witwe' vom Boulevard Vauban anbrachte, etwa im Gegensatz zu der ‚herben', die in den Gläsern von ihnen perlte. Immerzu fürchtete er, daß nun auch Helenens Namen fallen würde, daß etwa der Leiter der Einquartierungskommission, bei dem sie Dolmetscherdienste tat, nach ihr gefragt würde, daß irgendeiner der Kameraden sich daran erinnern würde, daß er sie in Gesellschaft der vielgenannten Frau Manon oder gar der roten Lou gesehen hatte. Ihm gegenüber saßen Consentius und der Professor. Sie hatten einander unendlich viel zu erzählen und beteiligten sich nicht an dem ausgelassenen Hinundher. Aber es wollte dem Hauptmann doch so vorkommen, als streifte ihn öfters ein forschender Blick aus den Augen seines Freundes.

Während der Mahlzeit war der Polizeihauptmann zweimal an den Fernsprecher gerufen worden. Er gab dem Gouverneur gleich darauf Bericht über die Meldungen, die von den verschiedenen Wachen eingelaufen waren. Von den hundertdreißigtausend Seelen, die Lille noch immer beherbergte, hatte sich nur eine verschwindende Minderheit gegen das Gebot des frühzeitigen Zapfenstreichs aufzulehnen gewagt. Etwa sechshundert Personen waren aufgegriffen worden, weil sie entgegen dem Verbot sich noch nach sechs Uhr auf der Straße gezeigt hatten.

„Sie bleiben eben einfach die Nacht auf der Wache, die Leutchen bekommen bei der Entlassung ihre Polizeistrafe zudiktiert, und morgen abend um sechs werden es keine hundert mehr sein, die sich der Unbequemlichkeit aussetzen."

Einer wiederholte dem andern, was der Gouverneur gesagt hatte. Und Consentius meinte: „Viele Liller wären gewiß Franzosen genug, um den Märtyrertod auf sich zu nehmen; mit einer schönen Phrase auf den Lippen sich zu opfern, dazu finden sich immer ein paar Theaterhelden. Aber bloß ein Nachtquartier auf der Wache und eine Polizeistrafe — das ist ihnen doch nicht heroisch genug. Im Grunde sind sie wirklich große Kinder."

Theo West war anderer Meinung. Er unterbrach sein lustiges Geplänkel mit dem Prinzen und berichtete über seine Beobachtungen bei der Bergung des abgeschossenen Flugzeugs. Sein junges, bartloses, gebräuntes Gesicht ward ernst. „Ich bin überzeugt, daß sie hier ein stark ausgebildetes Spionagewesen unterhalten. Sie halten fest zusammen, wenn es gilt, uns zu schädigen. Kinder sind sie in der Hinsicht durchaus nicht. Wir dürfen ihre Absichten nicht unterschätzen, Es laufen von hier nach Frankreich hinüber noch zahlreiche Fäden. Wir haben in dem Flugzeug ein paar Zeichnungen aufgefunden, die haarscharf die Lage unseres Flugplatzes bezeichnen, die Richtungspunkte, die wahrzunehmen sind, um unsere Munitionslager zu finden. Die Sprengmunition, die das Pärchen da mit sich führte, hätte genügt, um das ganze Stadtviertel in die Luft fliegen zu lassen, das an die Wälle bei den Lagern grenzt. Und ist es nicht geradezu abenteuerlich, daß der Engländer Mapplebak trotz aller Strafandrohungen, trotz der schärfsten Aufsicht, die nur erdenklich ist, spurlos entwischen konnte? Es ist anzunehmen, daß mehr als nur einer, der sich etwa als Märtyrer opfern wollte, um sein Versteck weiß. Von ihrem Standpunkt aus eine vaterländische Tat. Hüten wir uns, sie als harmlos anzusehen. Es ist unser Erbübel, daß wir dem Feind gegenüber immer gleich ritterlich empfinden wollen. Wir sind zu gutmütig."

Ein weiterer Kreis hatte zugehört. Ein Kamerad rief Theo West zu: „Unsere deutschen Flieger gelten für die allergutmütigsten, West!"

Theo nickte: „Viele sind es noch. Leider. Ich habe mir's abgewöhnt."

Es war Hans West, als habe sein Bruder ihn während seiner Ausführungen mehrmals mit seinem scharf beobachtenden Jägerblick gestreift. Ein Groll stieg in ihm auf. Theo war kühl und selbstsicher, irgendwelche Leidenschaft gab es für ihn nicht, nie hatten Wein, Weib oder Würfel ihn auch nur um Haaresbreite von dem Weg ablenken können, den er für den richtigen hielt. Aber er nahm sich auch niemals die Mühe, zu prüfen, ob die Pfade, die andere schritten, nicht auch zum Ziel führten. Dem Mangel an Leidenschaft gesellte sich der Mangel an Herz, vielleicht auch an seelischer Kraft. Theo war klug und doch beschränkt. ‚Immerhin ist er in seiner bewußten, unnahbaren Ruhe glücklicher, als ich es je sein kann,' sagte sich Hans. Und wieder erfaßte ihn diese seltsam peinigende Unsicherheit im Gedenken an Helene.

Nach dem Essen herrschte in den unteren Sälen eine anregende Geselligkeit. Vor den Karten, die eine der Wände bedeckten, staute sich eine Gruppe und folgte den Ausfüh-

rungen eines Generalstäblers, der die Kriegslage erörterte. Der Prinz mußte bei den Exzellenzen Platz nehmen. Mit seiner bescheidenen, liebenswürdigen Art, die im Gegensatz stand zu seinem trotzigen Knabenmund und seiner dunklen Stimme, eroberte er sich auch in den sachlicheren Gesprächen der älteren Herren alle Herzen. Der Landsturmarzt wurde gebeten, Klavier zu spielen, wies aber darauf hin, daß Hans West und Consentius im Vierhändigspielen ganz Meisterliches leisteten, und so bedrängte man das musikalische Paar; die einen wollten das Meistersingervorspiel, die anderen einen Operettenwalzer. Da Hans West durchaus nicht in Stimmung war, zu musizieren, mußte sich Consentius opfern. Er spielte Chopin, aber die allgemeine Unterhaltung war doch schon so lebhaft, daß sein Spiel kaum durchdrang.

Als die Exzellenzen aufgebrochen waren, kam Consentius zu seinem Quartiergenossen und sagte: „Du, Hanning, das Jungvolk will heut abend noch abenteuern, sie haben eine Verschwörung angezettelt, auch den Professor mitzulotsen. Was tun, soll ich das Auto kommen lassen, damit wir uns spanisch drücken?"

Der Prinz hatte seine Hand auf die Schulter des Oberleutnants gelegt. „Ha, Verbrecher! Spanisch drücken? Ich habe die eidliche Zusicherung, daß Sie mir alle bis 2 Uhr 30 Gesellschaft leisten! — Hier herrscht Meuterei, verehrter Theo!" rief er dem Flieger zu.

Theo West lachte. „Nee, Durchläuchting, bei den biederen Landbewohnern werden Sie kein Glück haben. Bar ist mir ja auch scheußlich ... Ich schlage vor, wir bleiben hier, bis uns die Oberordonnanz wegen Ruhestörung an die Luft setzt und bringen Sie dann im Triumph bis zu Ihrer Residenz."

„Morgen früh um sieben hab' ich mich im Hauptquartier zu melden. Ich bestehe auf meinen Schein, daß durchgebummelt wird."

Der Kreis, der bereit war, noch mit in die Bar der Nitouche hinüberzukommen, war sehr zusammengeschmolzen. Nur die jüngsten Herren befanden sich darunter. Allgemeinen Jubel erweckte es, als Butlar erklärte: „Natürlich nehme ich an dem Bummel teil." Er nahm seine goldene Brille ab und rieb sie. „Ja, das könnte euch so passen, hernach auszuposaunen, ich sei ein Jubelgreis, ein versteinerter Patriarch, der auf Räder gesetzt werden muß, wenn er in Bewegung kommen soll."

Auch Consentius mußte in das Lachen mit einstimmen. „Der Professor will sich hier mit aller Gewalt den Ruf der Lasterhaftigkeit anschminken, wie mir scheint, weil er durch so viele Jahrzehnte Tugend belastet ist."

Still war die Stadt, dunkel, tot. Man hörte da und dort den Schritt eines Postens, einer Patrouille. Dann rollte draußen dumpfgrollend eine Salve der Batterien von Armentières. Wieder ward es still. Die Fenster klirrten noch nach. Drauf unterbrach nichts als der sporenklirrende Tritt der Offiziere die nächtliche Stille. Degen oder Säbel hatte keiner mehr. Sie trugen am Ledergurt, der die silberne Feldbinde rasch verdrängt hatte, die Ledertasche mit dem Armeerevolver.

In einer schmalen Straße gab einer der jungen Herren am geschlossenen Rolladen eines Cafés ein Zeichen mit dem Knopf des Reitstocks. Nach einer Weile ward vorsichtig geöffnet. Getuschel, Lachen. Und aus dem Innern des Hauses drangen die Töne eines Grammophons, das die helle, dabei fette Stimme eines atemlos hastig schnarrenden französischen Coupletsängers wiedergab. Ein Donnerschlag, dann eine lang sich hinziehende Geschützsalve folgte, machte den Boden erzittern. Ein paar Augenblicke setzte das Licht aus, vielleicht vom Luftdruck. Sie mußten nun beide der Kameraden gedenken, die wenige Kilometer von hier im Kampf standen. „Wollen wir uns doch lieber drücken, Hanning? Mein Gott, kein Mensch wird uns vermissen ..."

In dem hellen Rahmen der offenen Bartür erschien soeben die schlanke Gestalt Theos. Er hielt die Hände schützend vor die Augen. „Hans —?!" In seinem raschen Schritt kam er auf die kleine Gruppe zu. „Wo steckt ihr denn? Vorwärts, keine Müdigkeit vorgeschützt, auf Befehl Seiner Durchlaucht wird bis zwölf Uhr dreißig fabelhafter Unfug getrieben ... Du, Hannemann, es wird dich übrigens interessieren: sie ist richtig da, die lustige Wittib. Ja, die Freundin von deiner Helene. Das ist ganz gesund für dich, Junge, das Persönchen mal hier so mit zu erleben, in Freiheit dressiert."

„Ach — Theo — du weißt nicht, wie mich das quält."

„Selbstredend weiß ich das, Kronensohn. Eben darum bin ich noch mal zurückgekommen, um dich hereinzuholen."

„Macht dir's etwa Vergnügen?"

„Nee. Dir wird es auch keins machen. Soll's auch gar nicht. Aber: „c'est la guerre."

Consentius lachte. „Ich lasse mich köpfen, wenn Bruder Theo heute keinen Schwipps hat."

Digitized by Google

„Es wäre der erste. Immerhin Verpflichtung für euch zwei beide, mindestens Vorwand, mir beizustehen. Also bitte."

Sie mußten mitkommen. Der Flieger gab ihnen übermütig seinen Arm und führte sie hinein.

Der erste Raum, in dem sich die Bar mit dem hohen Marmortisch, den hohen Drehstühlen und den Regalen mit den unzähligen Likörflaschen befand, lag im Halbdunkel. Aber aus den anschließenden kleinen Salons schlug ihnen eine Flut von Licht entgegen.

⁂

Auf dem Amt schnurrte das Räderwerk wie alle Tage. Die Dienstgeschäfte nahmen alle Kräfte in Anspruch. Der Fernsprecher war fast unausgesetzt in Tätigkeit. In seiner gleichförmigen Art gab der Gefreite Auskunft. Selten, daß er an den Unteroffizier eine Frage richten mußte. Ab und zu schaltete er die Leitung in das Amtszimmer des Hauptmanns um, weil ein Offizier der Kommandantur persönlich mit ihm Verbindung wünschte. Helene mußte sich immer von neuem wieder über die Selbstverständlichkeit wundern, mit der diese deutschen Herren, die im Frieden allen möglichen Zivilberufen angehörten, nun im Kriege Amtsgeschäfte erledigten, die ihrem früheren Wirkungskreis so weltenfern waren. Wenn sie damit die Aufgeregtheit, Planlosigkeit verglich, die in der Mairie herrschte, und die Gereiztheit der Bürger, die mit der Stadtbehörde zu tun hatten und sie auf Schritt und Tritt des engherzigen Bureaukratismus, wohl gar der Ungerechtigkeit, der Bestechlichkeit zieh!

Einen Augenblick unterhielt sich der Hauptmann mit einem Offizier der Militärpolizei über die Haltung der Bürgerschaft am gestrigen Abend. Helene hörte die Zahl der Festgenommenen nennen. Auf den fliegenden Wachen waren bis zum Abendbericht etwa sechshundert Personen angehalten worden, die sich entgegen der Verordnung des Gouverneurs noch nach sechs Uhr auf der Straße gezeigt hatten. Ein paar Dutzend hatte man sogleich laufen lassen, aus gutmütiger Einsicht, weil nach den Umständen anzunehmen war, daß sie wegen der allgemeinen Überfüllung der Straßenbahnen sich verspätet hatten. Aber in der Nacht war dann noch eine Streife vorgenommen worden, und dabei hatte man seltsamerweise Angehörige der besten Liller Gesellschaft ertappt.

Der Hauptmann, der zurückgelehnt dagesessen hatte, das Schallrohr an Ohr und Mund, richtete sich unwillkürlich auf, als er einen der Namen hörte.

„Frau Dedonker — die Tochter von dem Notar Ducat? Vom Boulevard Vauban? Über die wir neulich sprachen? ... Ja, natürlich habe ich sie öfters gesehen. Wirklich wunderhübsche Person. Bissel auffallend. Ganz recht: Schönheit nur im Urteil der Herren; Damen sind ja meistens ganz verwundert über den Männergeschmack."

Eine eilige Dienstangelegenheit unterbrach das Gespräch. Hernach wandte sich der Hauptmann an seine Dolmetscherin: „Haben Sie mir nicht neulich gesagt, Frau Martin, daß Sie Frau Dedonker vom Pensionat her kennen, aus Dinant? Nun bitte ich Sie... Das ist also die Damenwelt von Lille... Frau Dedonker ist in der frühen Morgenstunde, als sie eine Bar bei der Rue Esquermoise verließ, von einer Patrouille aufgegriffen und zur Wache gebracht worden. Sie soll sich dabei auch noch so herausfordernd benommen haben, daß im Bericht steht: es sei wohl alkoholische Überreizung anzunehmen. Schaudervoll. Der Mann im belgischen Gefangenenlager in Deutschland — der Vater in Paris. Übrigens entsinne ich mich: das Rote Kreuz, bei dem sie früher war, hat sie auch schon abgelehnt. Können Sie sich so etwas erklären?"

Helene war es, als habe sie einen Schlag erhalten. Sie empfand es wie einen körperlichen Schmerz. Und ein fades Gefühl auf der Zunge machte sie matt und wehrlos. Sie vermochte kaum zu antworten.

Der Hauptmann ließ sich den Unteroffizier kommen und verhandelte mit ihm über das Stadthaus, in dem Frau Dedonker bisher gewohnt hatte. Soviel er erfahren, war damit zu rechnen, daß Frau Dedonker mit dem nächsten Transport über die Schweiz nach Frankreich abgeschoben werden würde. Es mußten alle Maßnahmen getroffen werden, daß für das Haus ein Verwalter eingesetzt ward. War kein Verwandter ausfindig zu machen, so hatte die Mairie ein Inventar aufzunehmen, damit bei einer künftigen Belegung mit Einquartierung eine ordnungsmäßige Übergabe stattfinden konnte. Den Hauptmann beschäftigte der Fall hauptsächlich in Hinsicht auf wirtschaftliche Maßnahmen, für die er sich verantwortlich fühlte. „Sie wissen ja, Lehmann, wenn die Franzosen ausposaunen könnten, es sei bei so einer Gelegenheit, wo kein Besitzer anwesend ist, eine ihrer fürchterlichen Pendulen abhanden gekommen — mir könnten sie so'n Scheusal fußfällig anbieten, ich nähm's nicht — dann erscheint das immer gleich in den Pariser Frühstücksblättern."

Es war für Helene wieder eine grausame Aufgabe, still und gelassen und fleißig ihrer Arbeit nachzukommen, ohne die gewaltige

Digitized by Google

Erregung, die sie durchzitterte, auch nur ahnen zu lassen.

Noch stärker als sonst ward heute das Amt in Anspruch genommen. Wie üblich mußte Helene dem ersten Ansturm der mit Bitten, Beschwerden, Wünschen und Vorstellungen kommenden Hausbesitzer und ihrer Abgesandten standhalten. Die frühzeitige Festsetzung des Zapfenstreichs hatte in die kleinen und kleinsten Angelegenheiten jedes Hausstandes eingegriffen. Alle merkten es jetzt, daß Krieg war und daß der Feind als Sieger im Lande herrschte.

Krause konnte dem Kleingewehrfeuer der Niederträchtigkeiten, das sich in dem engen Raum entlud, nicht folgen. Er schnappte nur dies und das auf, es genügte aber, um das Mitgefühl, das sich sofort in ihm hatte regen wollen, zum Schweigen zu bringen. „Wenn die Bande in unserem Mainz oder in Bonn sitzen tät," sagte er zu Frau Martin, „dann wären sie noch schlimmer als die Russen in Ostpreußen. Und jetzt reißen sie's Maul auf, weil der Gouverneur ihnen einmal einen Verweis gibt. Nur nicht sanftmütig, Frau Martin. Die werden sonst bloß noch unverschämter."

Helene mußte dem Feldgrauen innerlich recht geben. Aber ihr Dienst gab ihr keine Gelegenheit, eine Meinung zu haben und zu äußern.

Als sie zur Mittagspause das Amt verließ, traf sie in der Straße, die zur Mairie führte, Dr. Broussart, den Neffen von Laroche. Sicher hatte er sie erwartet, aber er spielte den Überraschten, als er sie sah. Wie es Geneviève gehe, seinem Onkel, der Tante, den ‚Apfelgesichtern', fragte er, und ob sie schon gehört habe, daß George draußen im Feldlazarett von Haubourdin liege ...

Irgendeine neue tatsächliche Mitteilung konnte er ihr nicht machen; er wußte nicht mehr, als was ein Gerücht ihm zugetragen hatte. Sie merkte auch sehr schnell: er wollte von ihr nur in Erfahrung bringen, was über Manon beschlossen war.

„Ich weiß nur das eine, das Furchtbare — was Sie ja auch schon zu wissen scheinen."

Er begleitete sie. Seine ganze Art war unaufrichtig. Sie wog darum jedes Wort ab, das sie sagte. Und er merkte ihre Zurückhaltung. „Es kann leicht möglich sein," begann er, nachdem sie eine Weile schweigend durch die stille, in der Mittagssonne liegende Ruinenstraße nebeneinander hergeschritten waren, „daß ich Ihren Mann vor Ihnen sehe, Frau Martin."

Einen Augenblick verzögerte sie den Schritt' „In Haubourdin?"

„Nein, hier." Er zeigte nach dem Militärhospital, das hinter ihnen lag. „Ich hörte. daß er hierher überführt wird."

„Ins Festungslazarett?" Sie blieb stehen. „Wer hat es Ihnen gesagt?"

„Mir hat man überhaupt nichts gesagt. Wir werden ja kaum mehr beachtet. Ich erfuhr es nur so durch Zufall. Aber wenn ich George sehe, was soll ich ihm ausrichten? Soll ich ihm sagen, wie wundervoll die Harmonie zwischen Ihnen und Ihrem deutschen Freunde geworden ist?"

Sie atmete schwer. „Wenn George transportfähig ist und hierherkommt, dann werde ich zweifellos selbst Gelegenheit finden, ihn zu sprechen, Herr Broussart. Und was ich ihm zu sagen habe, das sage ich ihm dann selbst."

„Wenn Sie annehmen, daß es erfreulich genug für ihn ist —"

„Ich habe nur die eine, einzige Frage an ihn zu stellen: welchem Vaterland er angehört."

„Sie fühlen sich offenbar wieder völlig als Deutsche?"

„Ja!"

Schweigend gingen sie weiter. „Und Sie empfinden es gar nicht störend," begann er nach einer Weile, „daß der Kreis, in dem Sie leben, daß Laroche und sein ganzes Haus alles, was deutsch ist, aus tiefster Seele hassen?"

„Bis zum heutigen Tage hoffte ich noch immer, Verständnis dafür zu finden, daß der Krieg nur zwischen Männern geführt wird. Ich achte Laroche, ich liebe Geneviève und ihre Geschwister. Es wäre mir ein tiefer Schmerz, sie verlieren zu müssen."

„Aber Sie würden sie kaltblütig opfern, sobald Ihr Dienst bei den Deutschen es fordert?"

„Ach, Broussart, was konstruieren Sie da wieder — bloß um mich zu quälen."

„Ich konstruiere gar nichts. Ich rechne nur mit Tatsachen. Selbstverständlich wissen Sie doch, was im Hause Laroche vorgeht. Ich weiß es natürlich auch. Und es kann mir doch nicht gleichgültig sein, zu erfahren, wie Sie sich dazu stellen."

„Wozu?"

Er wandte sich flüchtig um. Niemand befand sich in Hörweite. „Onkel hat Mappleback untergebracht. — Bitte sehr, keinen unnötigen Aufstand. — Sie brauchen mir wahrhaftig keine Komödie vorzuspielen."

„Ich — bin — entsetzt ..." Sie war in dem Trümmerfeld, das bis zum Einfluß der zerschossenen Straße auf den Republikplatz reichte, stehen geblieben. „Das hab' ich nicht gewußt. Nein, das nicht. Um Christi willen.

Prüfend sah er sie an. „Frau Martin — ein heller Kopf wie Sie ... Aber gut: jetzt

Digitized by Google

Aus deutschen Landen: Ein Bild aus der Lüneburger Heide. Künstlerische Aufnahme von Prof. Dr. Richard Linde

Digitized by Google

Digitized by Google

wissen Sie's. Das genügt ja. Und Sie werden mir nun wohl nachfühlen, daß ich in Erfahrung bringen möchte, was Sie zu tun gedenken."

Sie suchte sich zusammenzuraffen. Hastig wehrte sie ab. „Ich glaube es nicht. Das wäre ja so furchtbar. Daß Laroche sich selbst und sein Haus — seine Frau, seine Kinder — in eine solche Gefahr brächte!"

Wieder war er stehen geblieben. Mit seinem Stöckchen wühlte er in dem Erdreich des Trümmerfeldes. Eigentümlich lauernd war sein Blick. „Laroche hat Sie sehr geliebt, Frau Martin. Das wissen Sie. Bitte, jeder wußte es. Er hat nie ein Hehl daraus gemacht. Und es wäre doch möglich, daß er Mapplebak nur deshalb Aufnahme gewährt hat, weil er der einzige Zeuge war, der den Absturz Ihres Mannes miterlebt hat. Um Ihnen Gelegenheit zu geben, ihn zu sprechen."

„Ach Broussart —!" Sie preßte beide Hände gegen die Schläfen. „Wie stellen Sie sich das nur vor? Wie können Sie Laroche etwas unterschieben, das so an Wahnsinn grenzt ..." Plötzlich wandte sie sich blitzschnell ihm zu und sah ihm forschend ins Gesicht. „Haben Sie etwa — einen Auftrag? Haben Sie Laroche gesprochen? Oder Geneviève?"

„Bewahre. Nur Benjamin, ganz zufällig. Aber weil ich wußte, wie innig Ihre Beziehungen zu Ihrem Jugendfreund geworden sind ... Ach, bitte, Frau Martin, ich bin weder dumm genug, um ahnungslos geblieben zu sein, noch Philister genug, um mich zu entrüsten ... Jedenfalls hielt ich es für meine Pflicht, mit Ihnen zu sprechen, bevor ich Ihren Mann sehe."

Er nahm die Haltung an, sich von ihr zu verabschieden. „Was wollen Sie also Ihrem Mann sagen lassen?"

Fest preßte sie die Lippen zusammen. Ein Sturm ging durch sie hin. Endlich gewann sie die Herrschaft über sich. „Durch Ihre Vermittlung — kein Wort. Ich muß mir erst selbst Klarheit verschaffen."

„Bitte," sagte er kühl. Noch ein paar Augenblicke wartete er. Dann ging er mit kurzem höflichen Gruß.

Helene dehnte sich den Weg endlos. Sie hatte Angst. Wie ein böser Geist war ihr Broussart erschienen. Noch während sie an der Haustür klingelte, stand sie in dem Bann, es sei nur ein wüster Traum, und gleich würden die ‚Apfelgesichter' sie im Triumph in die Mitte nehmen, wie in den Friedenszeiten, wo sie immer ein gerngesehener Gast gewesen war, und würden lachen, schwatzen, Unsinn machen, einander necken ...

Aber seltsam ernst war heute der Ton im Hause Laroche. Auch Laroche selbst erschien ihr unfrei. Sie hatten schon alle zusammen um sechs Uhr gegessen. Das Mädchen trug ihr allein auf. Berthe leistete ihr ein paar Augenblicke Gesellschaft. „Es ist heute gräßlich!" beschwerte sie sich. „Geneviève denkt nur noch an Rocher. Und Papa hat bei Tisch kein Wort gesprochen." Sie klappte spielerisch mit dem Nachtischbesteck und fragte leichthin: „Glaubst du auch, daß sie Mapplebak bekommen, die Deutschen?"

Helene hatte Messer und Gabel hingelegt. Es war ihr unmöglich, auch nur noch einen Bissen zu nehmen. „Berthe — ach, du mein liebes Kind ... Gar nicht sprechen dürftet ihr davon. Ach Berthe, ich habe doch selbst solche Angst!"

Die kleine Stupsnasige lachte. „Ich finde es riesig spannend. Oh, jetzt ist doch einmal etwas los. Wie furchtbar langweilig war es die ganze Zeit! Und Benjamin ist so stolz. Oh, Tante Helene, wie sie ihn feiern in der Schule, weil Mapplebak bei uns gewesen ist." Sie nickte ihr lebhaft zu. „Papa ist sehr mutig, nicht? Daß sie immer nur von den kühnen Soldaten im Felde reden! Papa nimmt es mit vielen von ihnen auf. Hab' ich nicht recht?"

„Ja doch, ja doch ..." Ganz abwesend sagte es Helene. Die Kehle schnürte sich ihr zusammen. Wie erschütternd waren diese Gegensätze. Sollte sie dem Kind, das für den Vater schwärmte, klarmachen, daß er mit dem Verhängnis ein freventliches Spiel trieb?

Laroche kam ins Speisezimmer, noch während Berthe schwatzte. Ein mattes Lächeln huschte über sein bleiches Gesicht. Wie entschuldigend sagte er: „Es war nicht geheimzuhalten vor den Kindern. Und ich hoffe nur, Berthe, daß ihr nicht morgen auf dem Spielplatz darüber schwatzt. Denn sie haben überall Spione, die Deutschen."

Berthe reckte ihr Stupsnäschen. „Aber Papa — ich bin doch eine Französin." Sie bekam von Helene den für sie bestimmten Nachtisch zugesteckt und verließ fröhlich das Zimmer.

Laroche hatte sich Helene gegenübergesetzt. Es begann dunkel zu werden, aber keines dachte daran, das Licht aufzudrehen. Beide hatten die Hände vor sich gelegt. Stumm musterten sie sich eine Weile. Man hörte noch von oben die hellen Stimmen der Kinder — jetzt einen entzückten Aufschrei von Fleurette — gewiß hatte ihr Berthe etwas von den kleinen Herrlichkeiten des Nachtisches zukommen lassen.

„Ich muß Mapplebak sprechen!" stieß Helene endlich mit trockener Stimme aus.

Digitized by Google

Matt hob und senkte Laroche die Schulter. Eine Überraschung war es nicht mehr für ihn, daß Helene eingeweiht war. „Sie sprechen seine Sprache. Möglich, daß Sie ein Bild von ihm gewinnen. Mir ist er seltsam fremd geblieben."

„Warum — ja, ich muß Sie danach fragen — warum in aller Welt haben Sie ihn bei sich aufgenommen?"

„Eine Frau draußen in Haubourdin hat ihm meinen Namen gesagt — ich würde ihm helfen — und ein Milchjunge hat ihn dann hergeführt. Was sollte ich mit ihm anfangen?" Ein Lächeln flog über seine abgespannten Züge. „Es ist ein unbequemer Gast. Spricht kein Wort französisch. Und gut zwei Köpfe größer ist er als ich. Sie hatten ihn schon draußen in Haubourdin in Zivil gesteckt. Aber für den großen Schädel fanden sie keinen Hut. So ist er barhäuptig hier angekommen. Daß er dem Posten drüben an der Post nicht sofort aufgefallen ist, begreife ich noch immer nicht. Ich habe Drachman Nachricht gegeben. Der soll ihm die Möglichkeit verschaffen, über die holländische Grenze zu kommen. Einstweilen habe ich ihn zu Antoine geschafft."

„Antoine Bergerat?" Helene ließ für ein paar Sekunden die Lider mit den schweren Wimpern über die Augen fallen. Die furchtbare Zeit da draußen auf dem Fabrikhof stand sofort wieder greifbar vor ihr. Nie war sie die Furcht vor dem schwarzäugigen kleinen Schofför losgeworden.

„Sie hatten ja immer ein Vorurteil gegen ihn, Helene. Aber sie kannten ihn wohl in seiner schlimmsten Zeit. Ich habe ihm jetzt die Unterstützung verdoppelt. Und Mapplebak hat ihm zwanzig Pfund versprochen."

„Haben Sie denn gar keine Furcht, Laroche?" fragte sie und preßte die Hände krampfhaft ineinander.

Er schüttelte den Kopf. „Wer soll helfen, wenn ich nicht helfe? So viele, an die man geglaubt, auf die man vertraut hat, sind feige zurückgewichen. Ich tue, was ich für meine Pflicht halte. Wenn ich noch jung wäre, trüge ich Waffen. Es ist dasselbe."

„Und die Sorge um die Kinder?"

Für einen Augenblick schien es ihn nun doch zu packen. Aber er lehnte sich vor und legte seine Rechte auf ihre beiden gefalteten Hände. „Ich habe doch Freunde, die sie nicht im Stich lassen werden."

„Ach, Laroche, lieber, lieber Freund, in welch inneren Zwist zwingen Sie uns alle!"

Man hörte Geneviève kommen. Sie ging nicht so leicht wie sonst, nicht so forsch. Gewiß hatte sie sich drüben im Billardzimmer, wo sie solange allein geblieben war, dem Kummer um Rocher hingegeben. Es trieb Helene aufzustehen und sie an sich zu drücken. Geneviève war sonst gar nicht weich. Zu ihrer ewigen Arbeit, zu der Verantwortung für die Geschwister, ihren Pflichten als vielgeplagte Vizemama, wollte die Zärtlichkeit wohl nicht recht stimmen. Aber jetzt tat ihr's wohl, ein gutes Wort zu hören.

Im Dunkeln blieben sie dann zu dritt am abgeräumten Eßtisch sitzen. Im ganzen Haus war es schon ganz still geworden. Nur ab und zu erzitterte es von den Stößen der schweren Geschütze draußen. Und dann klirrten auch die Scheiben.

„Helene will mit Mapplebak sprechen," sagte Laroche zu seiner Ältesten. „Herkommen lassen dürfen wir ihn nicht mehr. Er sieht gar zu polizeiwidrig aus. Da muß Helene schon selbst hin."

Geneviève nickte, traurig lächelnd. „Du wirst ihn ja wohl verstehen, Helene. Ich hab' all mein Englisch aus dem Pensionat aufgeboten, aber es war mit ihm nichts zu machen, er hat kein Wort erfaßt — nur mit dem Wörterbuch war es zur Not möglich."

„Ich muß ihn sprechen. Er wird mir doch sagen können, wie das alles kam ... Wie lange er George kennt, was sie gesprochen haben, bevor sie aufstiegen und während der Fahrt."

„Antoine sagt, er habe ein Tagebuch; den ganzen Tag sitze er da, rauche und schreibe."

„Hat er denn gar nichts gesagt über George. Gar nichts?"

Geneviève zuckte die Achsel. „Es war noch nicht einmal so zwischen uns, als wenn sich Taubstumme unterhalten."

„Nun noch die ganze, lange Nacht warten!"

Laroche stand auf. Es bedrückte ihn, daß Helene von dem Gedanken an ihren Mann so gar nicht loskam. Und zugleich quälte ihn die Eifersucht auf ihren deutschen Jugendfreund. Ein paarmal ging er durch den langgestreckten Raum, die Hände im Rücken verschränkt, die Stirn vorgebeugt. Dann blieb er stehen und sagte seltsam matt, fast tonlos: „Sie sind ganz anders geworden, Helene. Glauben Sie, ich fühle das nicht?"

Geneviève war mit ihrem Stuhl näher an die Freundin herangerückt. Sie strich ihr übers Knie. „Ach Papa, quäle sie nicht. Sie hat auch ihr Päcklein Kummer zu tragen. — Nicht, Helene?"

Nun war ihr's wieder ganz unmöglich, auch nur ein Wort davon zu sagen, wie sie unter ihrer Zwiespältigkeit litt. Und noch weniger brachte sie einen Vorwurf über die Lippen, daß Laroche sich so schwer verging. Sie fühlte sich ja nicht minder schuldig. Aber es war ihr voller Grauen aufgegangen, daß

Digitized by Google

ein längeres Verweilen in diesem Hause sie immer tiefer in die schwerste innere Zerrüttung hineintrieb.

„Hab' ich denn schon davon erzählt," begann sie endlich unsicher, „daß Georges Mutter herkommen wird?"

Sie waren beide äußerst überrascht. Helene mußte berichten. Dunkel entsann sich Laroche, daß er bei einem Besuch in Brüssel, vor Jahren, als Helene blutjung verheiratet war, die Stiefmutter ihres Mannes kennen gelernt hatte. Eine etwas kurzgeratene, zur Fülle neigende, sehr gepflegte, wohl auch sehr eitle Fünfzigerin, die um alles in der Welt nicht aus den Vierzigern herauswollte.

„Ich habe nie sonderlich mit ihr gestanden," sagte Helene zögernd, „wir sind einander ganz fremd geblieben. Aber wenn sie hierher kommt, dann — dann wird sie wohl erwarten — vielleicht verlangen —, daß ich zu ihr ziehe."

Laroche hob hastig das Kinn und sah scharf nach ihr hin. In dem Dunkel sah man aber nur noch die Umrisse, erkannte keine Miene mehr. „Oh," sagte er gedehnt, „Sie wollen fort von uns."

„Ich — muß wohl," gab sie leise zurück.

Lange blieb es still zwischen ihnen. Geneviève hatte ihre Hand von Helenens Knie zurückgezogen. Nun saßen sie fremd nebeneinander.

„Ich fürchtete es, Helene," sagte Laroche, „daß die Deutschen Sie uns wieder wegholen würden. Es ist mir ein schmerzlicher Verlust" — tief atmete er auf — „Sie bei unseren Feinden zu wissen."

Geneviève umklammerte plötzlich Helenens Hand. „Aber du wirst uns doch nicht feindlich werden, Helene?"

Traurig, müde, schüttelte Helene den Kopf. „Ach, Geneviève!"

Berthe kam im Nachthemd herunter und berichtete, Ma höre noch sprechen und könne nicht schlafen.

Da brachen sie denn auf. Aber es lag auf ihnen allen dreien eine schwere Last.

(Fortsetzung folgt)

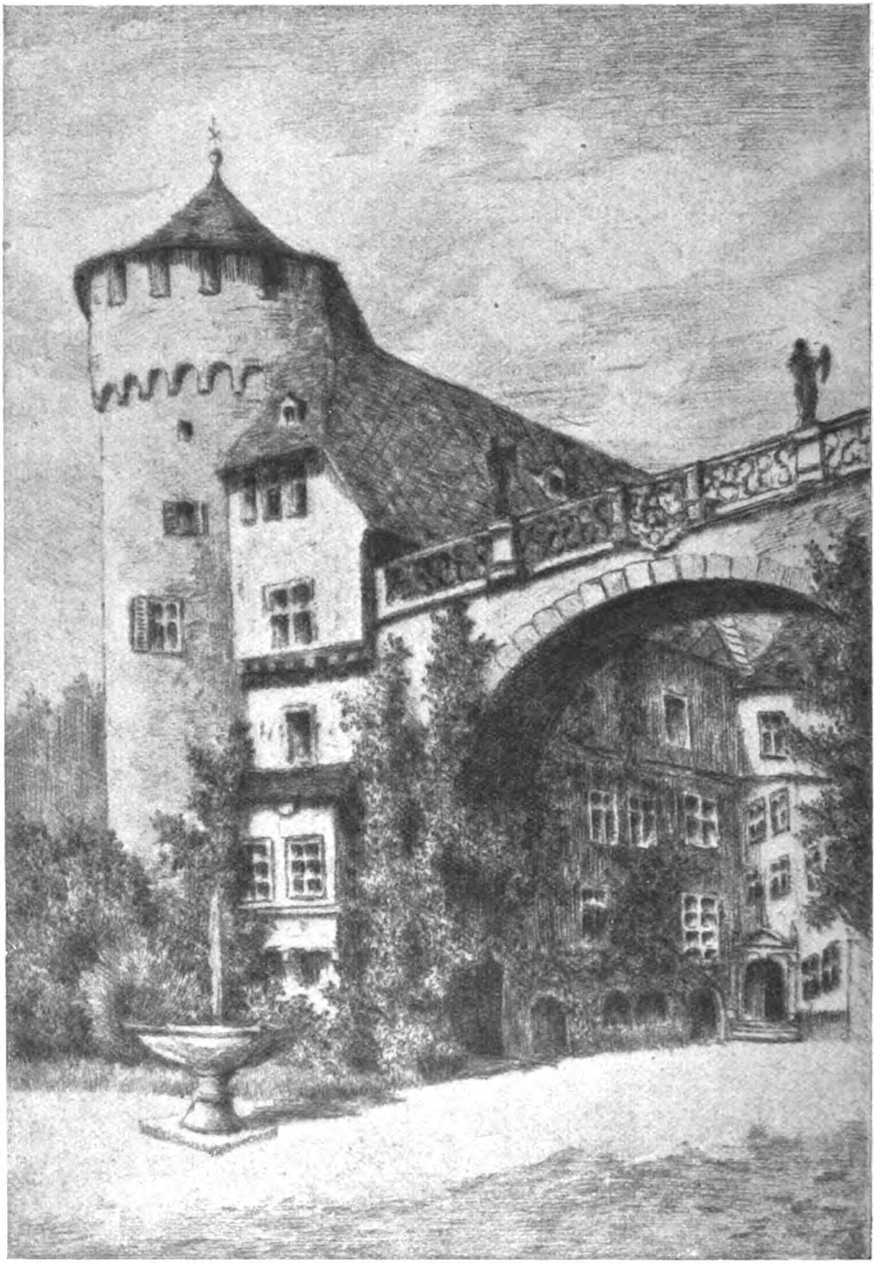
Frontnacht

Das ist wieder eine Nacht,
Wo die Furcht durch Herzen schleicht!
Mancher, eh' er's noch bedacht,
Stürzt ins Dunkel und erbleicht —
Wundervolle Lebensmacht,
Haben wir denn je gelacht?
Nahmen wir das Sterben leicht? . . .

Ja, wir lachten, das ist wahr,
Doch nun scheint es lange her.
Sind es Stunden?... Ist's ein Jahr?...
Finger zittern am Gewehr,
Feucht an Schläfen klebt das Haar —
Furchtbar, unberechenbar
Ist die Nacht... wie Mensch und Meer...

Helmuth Richter

Digitized by Google



Aus der deutschen Heimat: Fürstenau im Odenwald

Radierung von M. S. Thiemann

Digitized by Google

Susanna-Bertha

Im Dünensande, in stiller Nacht,
Träumt übers Feld ein Kanonier;
Den Lauf des Rohrs beklopft er sacht,
Wie ein Reiter klopft sein Tier.

Er lauscht, wie's tief und erzen hallt –
Summt's nicht wie ferner Heimatklang?
Wie Glockenlied übern deutschen Wald,
So läutet der Stimme Sang:

Ich war eine Glocke auf hohem Turm,
Ich jauchzt' in die Lande Gottes Ehr'.
Nun riß mich vom Stuhle der Wettersturm,
Nun ward ich Waffen und Wehr.

Ich starb und lebe doch lebensreich,
Ein Osterlied war mein Sterbegeläut;
Ich schmolz für Deutschland im Feuer weich,
Hart leb' ich für Deutschland heut.

Zur Eintracht rief ich, zur Andacht fein,
Sanft war mein Sang, mein Mund war mild;
Nun brüll' ich »Krieg!« in der Krieger Reih'n,
Bis ich brüllend den Krieg gestillt.

Susanna taufte mich Gießerkunst –
Nun heiß' ich Bertha; mich schiert es nicht,
Ich dien' einen Gottesdienst voll Brunst:
Ich läute zum Weltgericht.

Vernimmst du den Gruß? Erkennst du den Ton?
Aus der alten Stadt? Aus dem lieben Tal?
Hast ja, mein Jung', als Flachskopf schon
Mich gezogen wohl hundertmal!

Ich läutete, wie du zum Taufstein kamst
Und zum Altar mit der Braut, zu zwei'n;
Ich läutete, wie du drei Handvoll nahmst
Für des Vaters Totenschrein.

Digitized by Google

Ich läutete Leid, wie du heiß geweint
Um den besten Freund, den verschlang der Krieg;
Ich läutete Lust, wie über den Feind
Hinbrauste der deutsche Sieg.

Sturmruf heult' ich in Feuersnot, –
Trag' selber im Leibe nun Tod und Brand,
Und trag' ihn zum Feinde, vor Brand und Tod
Zu schirmen mein Haus und Land.

Brite, dir dröhn' ich's in Herz und Ohr:
Gönn' Fried' und Freiheit dem Erdenrund!
Ich bin zum Sprechen ein heilig Rohr
Für Gottes donnernden Mund.

Ich schleudr' es hinaus, daß die Welt es hört:
Brite, daß du der Bluthund bist,
Bis endlich der Deutsche das Netz zerstört,
Das du wobest aus Macht und List.

Dann steig' ich wieder zum alten Gestühl
Und summe wie einst über Wald und Feld
Und sing' in versöhnter Völker Gewühl
Ein Wohlgefallen der Welt.

Was träumst du und zauberst, mein deutscher Sohn?
Zünde! Ich brenn' auf ein feurig Wort!
Ich weiß die Weise, ich weiß den Sermon –
Schieß! – und der Brite steht dort!

Am Rohrlauf lehnt der Kanonier –
Hat er der Glocke Geraun erlauscht?
Sein Auge leuchtet; er hat mit ihr
Vertraute Zwiesprach getauscht.

Ein Stern funkt auf am Dünensaum –
»Fertig zum Schuß!« Aufdröhnt das Erz;
Die Glocke läutet – ein dumpf Bumbaum –
Das fuhr in des Feindes Herz!

Fritz Erdner

Digitized by Google

Das Frühstück. Gemälde von Gabriel Metsu
(Im Rijksmuseum zu Amsterdam)

Digitized by Google

Gabriel Metsu

Ein Maler des holländischen Bürgertums

Von Jarno Jessen

Nichts ergänzt Chroniken und Geschichtsschreibung mit größerer Zuverlässigkeit als die Kunst, die ihre Zeit spiegelt. Unsere bildenden Künstler verachten die Berichterstattung, und doch bietet ihr Werk in anderer Form Gegenwartsgeist. Sie sind die Kinder des technischen Zeitalters, und viele Arbeiten sind nur die Auseinandersetzung mit theoretischen Problemen. Seit Delacroix, um der Wahrheit näherzukommen, photographische Treue aufgab und die Farben in Aufruhr versetzte, erklingt es in Malerei und Plastik vom Getöse widerstreitender Grundsätze. Für manche gibt es nur noch im Anschluß an polynesische Neger die freie Form, die vereinfachte Farbe; für andere liegt im Hieroglyphen, im bloßen Farbenfleck, der tiefe Sinn. Zerlegung oder Zusammenfassung der Tonwerte, Betonung oder Aufhebung der Form, werden verlangt, und eine radikale Gruppe ist entschlossen bis zu der Forderung der naturfernen Kunst vorgedrungen. Es schmerzen die Augen von wagemütigen Methoden, ‚Sturm'-Kunst verwirrt das Urteil, aber das wissenschaftliche Zeitalter kommt jedenfalls zum Ausdruck. Immer noch verhütet der Reichtum des Lebens jedoch die Festlegung auf ein einziges Dogma, und so beharren neben dieser Fortschrittlichkeit erprobte Ausdrucksweisen. Wir haben die Künstler, die vorsichtig nur weniges vom Wesen des Neuen aufnehmen, und wir haben die unentwegten Bewahrer der Überlieferung.

Alle deutsche Kunst hat von jeher in liebevollster Schilderung des Wirklichen, selbst wenn sie Unwirkliches darstellte, das Heil gesucht. „Wer etwas Rechts will machen, daß er der Natur nichts abbrech," hat Dürer gelehrt, und in diesem Sinne wirkten schon die Holzbildhauer im Marburger Dom, wie die Freskomaler in Wismar. Dieser deutschen Treue danken wir eine unwiderlegliche Beweisführung von der Höhe einstiger Kultur. Steine und Leinwand werden zeugen, wenn ein verblendetes Urteil die Fabel vom deutschen Barbarentum aufrechtzuerhalten trachtet. Gleichviel, ob der Geist leidenschaftlich im Reich der Träume weilte und dem Unsichtbaren kühnste Formenbildung lieh, das Blümchen am Wege wurde nicht übersehen. Wenn sich die Madonna inmitten aller Engelchöre dem Altdorfer offenbart, zeigt ihm die Vision zugleich klar im Wolkenreich die Form jedes Musikinstrumentes. Er malt sie mit derselben Sorgfalt wie auf dem rein naturalistischen Bild die Hüte und Kappen der Pilger an der wundertätigen Heilquelle. Und wie fabelhaft echt ist alles Beiwerk bei aller Phantastik in Pachers Legendenzyklus der St. Wolfgangskirche, oder in verwandten Schöpfungen der Größten unserer Großen, der Dürer und Grünwald. Auch den romanischen Völkern hat es an gewissenhaften und geistreichen Kulturschilderern nicht gefehlt. Bei allem idealistischen Schwung, allem Freiwuchs ihrer Formen, bestand das Element der Zuverlässigkeit in der Wiedergabe der Wirklichkeit. Tiefe Einblicke in das häusliche Leben wie in das öffentliche Treiben aller Volksklassen haben ihre Werke vermittelt. Aber der Ruhm der Berichterstatter verblaßte neben dem der

Selbstbildnis des Künstlers
Gemälde im Buckingham-Palast zu London

Herr und Dame am Spinett

Gemälde von Gabriel Metsu

(Früher in der Sammlung Schubart in München)

Digitized by Google

Digitized by Google

Schönheitsanbeter und der Titanen der Raumkunst. Recht eigentlich die Germanen sind zu Schilderern geboren. Ihre Fähigkeit des Sicheinspinnens läßt sie den Winkel der Wirklichkeit durch die Geduld, nicht durch das Temperament erfassen. Als die Malerei in den Niederlanden die Augen aufschlug, konnten sich die Pinsel in der Wiedergabe alles Sehbaren nicht genugtun. Sie schufen ihr Höchstes im Dienste der Kirche, aber der Heilige Geist, der die Seelen bewegte, ging zugleich mit aller Treue auf die Umwelt ein. Nicht die kleinste Hautfalte, kein Blumenblatt, keine Kleiderzier durfte dem Pinsel unwesentlich erscheinen. Und alle Legendengeschichte der Eyck und Goes bot zugleich eine Anschauung von den Sitten und Gebräuchen des Volkes. So blieb es auch bei den späteren Niederländern, gleichviel ob im katholischen Süden der Vlamen die Kraftbegabung eines Rubens, oder im protestantischen Norden der Holländer der geheimnisvolle Farbenzauberer Rembrandt auf alle Fachgenossen des Umkreises ausstrahlten. Eine Fülle unerreichter Kulturschilderer ist gerade auf diesem Boden erwachsen. Zwar mehren die Teniers und Coques den Ruhm der Rubenssphäre, aber recht eigentlich um Rembrandt erschloß sich ein gelobtes Land für alle Sitten- und Gesellschaftsmaler.

Merkwürdig, daß gerade solche Begabungen während der unruhigen Zeitgeschichte des 17. Jahrhunderts in Holland zur Entfaltung kamen. Noch grollte es in der Luft nach der Gewitterentladung der Befreiungskämpfe gegen die Spanier. Innere und äußere Kriege gingen weiter. Schreckliche Parteiopfer ließen die Herzen der Vaterlandsfreunde bluten. Aber die Maler schufen wie auf einer umhegten Friedensinsel. Alle neuen Kolonialverbindungen schienen ihnen nur wichtig, weil sie niegesehene Köstlichkeiten für Tracht und Heim in das Land strömen ließen. Aus der Gemütsverfassung ihrer Bilder wirkt es, als ob die Künstler alle wie Gevatter Schneider und Seifensieder in Goethes Egmont nur auf „bürgerliche Gesundheit, Sicherheit und Ruhe" angestoßen hätten. Dieser Wesensanlage und dem durch dichtes Beieinanderwohnen auf kleiner Scholle besonders gespornten Wetteifer danken wir eine unerhörte Verfeinerung der Bildausgestaltung. Scheint es doch auch, daß die holländische Heimat mit ihrer Küstenhelligkeit und ihren Luftverschleierungen das Malerauge besonders erzog. Hier lernte es ungeahnte Feinheiten im Weben der Luft und des Lichtes aufspüren. Auch verstärkten die stille Weite der Weidenebenen, verträumte Winkel und behaglich gedämpfte Innenräume das Schwergewicht der nordischen Temperamente. Holland bot den Künstlern keine steinernen Wunder, wie die Akropolis und Rom, aber es wies ihnen malerische Backsteinbauten, oft tief getönt mit hellen Einfassungen der Fenster und Türen. Renaissance und Barock hatten prächtigen Rat- und Zunfthäusern hier eine eigenartige Stempelung aufgeprägt, und die langen Straßenzeilen neben den baumumschatteten Grachten fesselten den Blick durch die bewegten Umrisse vielformiger Giebelhäuser. Wir sinnen dem Treiben der Menschen in diesen rührigen, freiheitsliebenden Gebieten nach, die ihren Entwicklungswillen so stark in der

Das eingeschlafene Landmädchen
Gemälde in der Nationalgalerie zu London

Digitized by Google

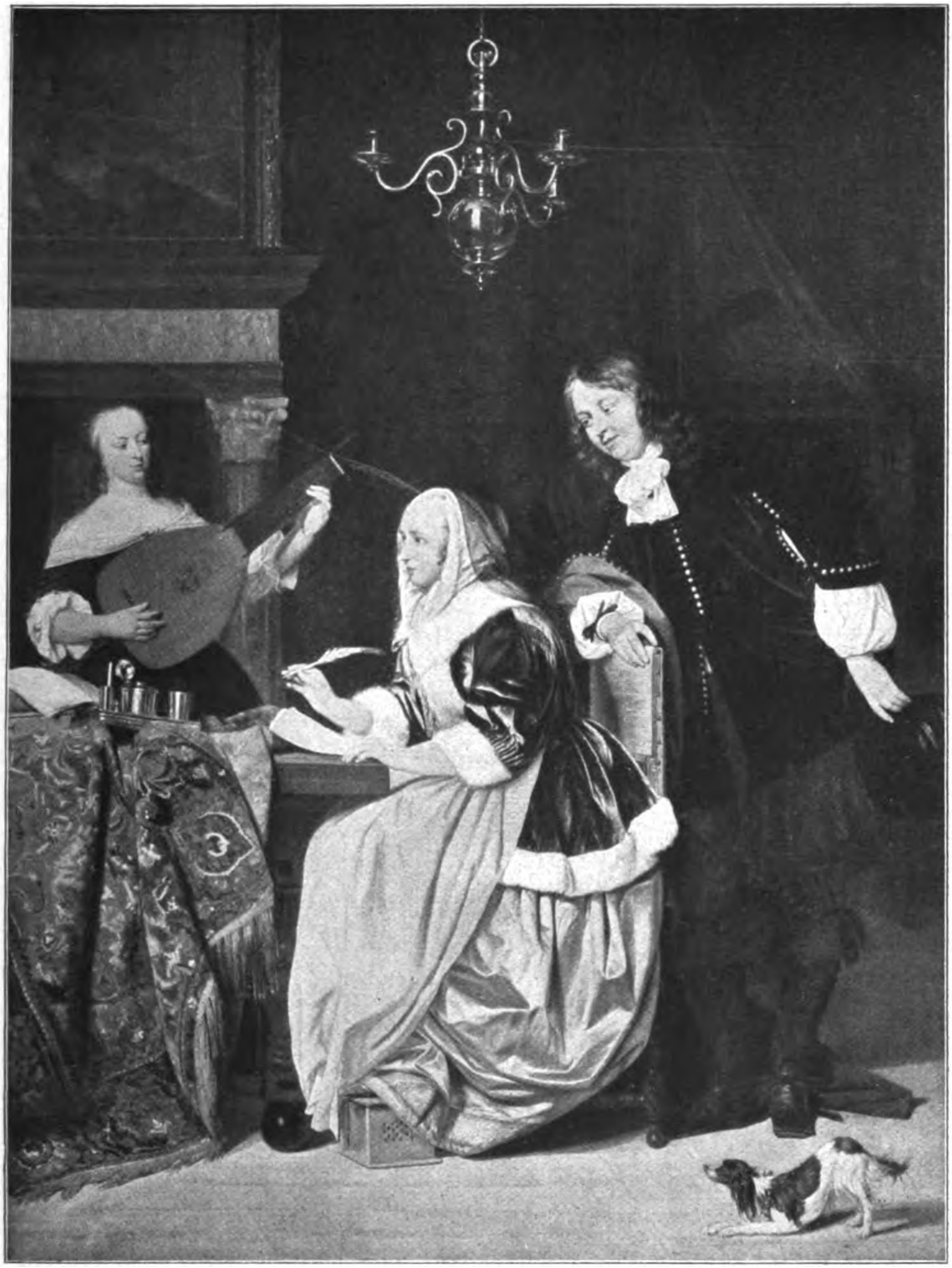
Weltgeschichte geltend machten, und wir können das Rätsel ihrer ganz auf das Genrehafte zugeschnittenen Daseinsschilderung nicht recht lösen. Wohl treibt die Soldateska, spanisch, kavaliermäßig uniformiert, oftmals in den Bildern ihr Wesen. Wouwermann läßt das Weiß seines Schimmels auch aus Schlachtenqualm aufleuchten, die Pinsel wagen sich selbst an bedeutsame Geschichtsereignisse und laute Volksszenen, aber immer behauptet das Genre innerhalb kleinerer Rahmen seinen Charakter. Jedem Vorwurf wird eine äußerste Durchbildung gewidmet, so daß Terborchs vielköpfiger ‚Friedenskongreß zu Münster‘ in der Londoner National Gallery zu voller Schätzung die Lupe notwendig macht.

Den Holländern war die großzügige Ausdrucksform, die bei ihren vlämischen Nachbarn eine bedeutende Religions- und Geschichtsmalerei entstehen ließ, nicht gegeben. Alles war bei ihnen ganz auf peinliche Wiedergabe der Umwelt gestellt. Auch konnte eine wundervolle Bildniskunst hier wie in England erblühen, denn die selbstbewußten Bürger ließen sich allein, im Familien- oder Gesinnungsgenossenkreise verewigen. In ihren amtlichen Würden, als Schützen, als Gildenmitglieder, als Vereinsvorstände, sollten Doelen- und Regentenstücke die Männer und Frauen der Kenntnis der Nachwelt überliefern. Und Charakterschilderung wie das Handwerk beherrschten die Maler. Sie waren auch für die Landschaft und Stilleben trefflich ausgestattet. Das Meer, dessen Hauch in ihre Städte drang, Schiffsbetrieb, freie Ebenen mit Windmühlen und gesundem Viehstand, ein besonders üppiger Gartenbau, Jagd und Fischfang lockten mit köstlichen Stoffen. Auf seinem Sondergebiet, der Kulturschilderung, blieb der Holländer ganz örtlich befangen. Messen wir die Werke der Terborch, Mieris, Steen an denen eines Goya, Hogarth, Daumier, dann macht sich der heißere Puls, der darstellerische Wagemut der anderen neben holländischer Daseinsruhe fühlbar. Es gibt auch tolle Wirtshausszenen, Marktgeschrei, allerhand Anstößiges innerhalb dieser Sittenbilder, aber die Künstler sind keine Kriminalrichter mit dem Pinsel, sie sind nicht dämonisch veranlagt. Ihnen sind das wählerische Hinsetzen des Tons, das Abwägen der Einzelheit und das Abrunden des Ganzen das Wesentliche. Aber wir müssen ihnen oft innerhalb ihrer Beschränkung auch einen hohen Einsatz von seelischer Zartheit zugestehen. Tatsächlich danken wir diesen Realisten die silbernen Früchte auf goldenen Schalen. Unsere heutige Malerschaft ist in der Verachtung des Begriffes der Salonkunst erzogen. Aber angesichts der niederländischen Kleinmeister im Sammlerheim oder im Museumsraum wird mancher seine Auffassung nachprüfen. Noch immer gilt das Wort Poussins: ‚l'art c'est la délectation‘, und eine Salonkunst dieser Art wäre ein lohnendes Ziel auch für den Maler von heute.

Das Geschenk des Jägers
Gemälde im Rijksmuseum zu Amsterdam

Nur kurze Wegstrecken trennen die Städte Hollands, und dennoch entwickelte sich damals ein vielseitiges Malerleben. Fast kennzeichnet sich der Unabhängigkeitssinn des Volkes auch in den Kunstzweigen, die sich innerhalb verschiedener Stadtbezirke ausbildeten. Von Amsterdam aus leuchtete die Zentralsonne Rembrandt, die überallhin ihre Strahlen entsandte. Um ihn in der Reichshauptstadt sammelte sich eine Schar bester Begabungen. Harlem, wo Kunstinteressen Brot des Lebens bedeuteten, hatte seinen Frans Hals und die Ruisdael-Familie. Im Haag taten sich Bildnismaler wie Ravensteyn und Netscher hervor.

Digitized by Google



Der Musikliebhaber. Gemälde von Gabriel Metsu
(In der Königl. Gemäldegalerie im Haag)

Digitized by Google

Hier war der einzige Ort, in dem, dank der Gattenliebe einer Fürstin, der Witwe des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, die Summe des Könnens im Fach holländischer Großmalerei gezogen wurde. Denn auf den Wänden des Huis ten Bosch entstand in ihrem Auftrag sein Heldenleben in Bildern, und an dieser allegorisierenden Geschichtsschreibung mußten sich außer den de Bray und Everdingen auch ein paar vlämische Nachbarn beteiligen. Sie sollten Schwung und Kraft in eine Luft der Gebundenheit und Eleganz tragen. Der Malerkreis in Utrecht tat sich durch unholländisches Wesen hervor. Hier hing man an italienischen Idealen, und die Honthorst, Both und Moreelse zeigten sich in ihrem Streben nach dem Pathetischen und Romantischen und der akademischen Form nicht wie die übrigen Landsleute als die Söhne, sondern als die Enkel der Natur. Ganz örtlich verzückt arbeitete man in Delft, wo der unsterbliche Jan Vermeer mit seinem kühlen, weißlichen Ton und grauen Schatten die Luft selbst, und mit seinem betörenden Zitronengelb und Mattblau ganz selbständig und doch ganz als Holländer malte. Meist betätigten die Maler überall ihr Standesbewußtsein durch Gründung einer Lukasgilde. Selbst das kleine, aber geistig so rege Dordrecht leistete sich 1642 seine „simpele confrererie“. Neben Amsterdam bildete sich in dem wissenschaftlich gleich hervorragenden Leyden die Führerschaft im vaterländischen Kunstleben heraus. Hatte dieser Boden doch schon Anfang des 16. Jahrhunderts ein großes Talent wie den Malerradierer Lucas van Leyden, dessen Größe Gefolgschaften hinderte, hervorgebracht. Aber hier sahen dann Rembrandt, sahen die Dou, Mieris, Steen, Metsu, van Goyen ihre Geburtsstätte, und hier übertrug der junge Rembrandt seine frühe Malweise auf alle diese wirklichen Talente. In Leyden erschloß sich die Blüte der holländischen Sittenmalerei. Bauern, Bürger, Patrizier, Märkte, Ställe, Wirtshäuser, Wohngemächer gaben Vorwürfe her, die durch ihre vollendete Darstellung die Sehnsucht nach Helden und Traumgestalten fernhielten. „Wie es in einem durchaus praktischen Leben,“ sagt Fromentin, „Triebkräfte gibt, welche die Art der Betätigung adeln, kann man in dieser für so positiv gehaltenen Kunst, in diesen Malern, die in der Mehrzahl nur für kurzsichtige Kopisten gehalten werden, eine Höhe und Blüte der Seele finden, eine zärtliche Liebe für das Wahre, eine herzliche Zuneigung zum Wirklichen, die ihren Werken einen Wert verleiht, den die Dinge an sich nicht zu haben scheinen.“ Werke dieser Kulturschilderer in ihren kleinen Abmessungen, mit ihrer feinen Lichtbeobachtung und den in die Tiefe hineingehenden, gleichsam kontavgemalten Bildern ähneln sich oft wie die Arbeiten von eines Malers Hand. Selbst das Modell, die Zimmerausstattung, der Orientteppich, das pelzbesetzte Jackett, das Bogenfenster mit seiner Marmorreliefverzierung wiederholen sich. Die Verwandtschaft ist so groß, daß auch dem Kenner das Auseinanderhalten der Terborch, de Hooch,

Dame am Klöppelkissen
Gemälde in der Königl. Galerie zu Dresden

Der Eindringling

Gemälde von Gabriel Metsu

(Photographie von Franz Hanfstaengl in München)

Digitized by Google

Digitized by Google

Maes, Dou, Metsu, Mieris, Vermeer und Steen oft schwer wird.

Als einen der zuverlässig feinsten Künstler der Leydener Gruppe ist Gabriel Metsu festgestellt. Er trägt mit Recht den Ehrennamen des besten Genremalers Hollands. Wie bei den meisten dieser Kleinmeister lauten biographische Berichte auch über ihn sehr spärlich. Die Kunstforschung erlebte nicht, wie bei Terborch, den Glückszufall, daß treubehütete Aufzeichnungen aus dem Besitz von Nachkommen plötzlich Dunkelheiten aufhellten. So wissen wir nur, daß Metsu 1629 oder 1630 in Leyden geboren wurde. Er war der Sohn eines flandrischen Malers und der Mutter Jacquemintje, die, wie es eines seiner Bilder zeigt, selbst den Pinsel führte und in erster Ehe ebenfalls Malersgattin gewesen war. 1644 unterzeichnete der Fünfzehn- oder Sechzehnjährige bereits mit Leydener Künstlern gemeinsam eine Eingabe an den Magistrat wegen Gründung einer Malerinnung. Wahrscheinlich war Gerard Dou sein Lehrer; im Jahre 1648 erfolgte die Errichtung der Lukasgilde, und Metsu zählte zu den ersten Mitgliedern; 1653 hat ihn wohl Rembrandts Ruhm nach Amsterdam gelockt. Hier blieb er, und hier entriß den verheirateten Mann 1667 eine ungeschickte Operation plötzlich dem Leben. Am 24. Oktober hat seine Beerdigung stattgefunden. Rückschließend aus diesen Angaben und aus den Mitteilungen seiner Werke, können wir nun folgern, daß Familieneinflüsse ihn die Malkunst als sehr ernste Berufsarbeit auffassen lehrten, und daß er sehr jung durch seine Begabung Schätzung genossen haben muß. Flotte Jugendjahre mit allerhand reuigen Anwandlungen muß er durchlebt haben, denn seiner Frühzeit werden Szenen aus anstößigen Häusern, ein Verlorner Sohn und Biblisches zugeschrieben. Hagar, Magdalena, Judas, der arme Lazarus, Simson, mehrfach der Gekreuzigte selbst begehrten nach Formgebung. Auch die humanistische Bildung der Zeit äußerte sich in der Stoffwahl von Olympiern, wie Bacchus und Venus, Vulkan und Minerva. Immer aber hält der geborene Realist die Augen offen im Leydener Lebensgetriebe. Den alten Goldwäger mit der Pelzkappe beobachtet er im Amt, er beobachtet die Fisch- und Wildhändlerinnen, die Schmiede. Anfangs malt er noch dünn und hell, ähnelt Dou im Gelbgrau des Tons und dem Untersetzten der Gestalten. Der Zeichner tritt mehr hervor. Denn wie alle Holländer, lernt er auf gutes Zeichnen großen Wert legen. Das betont er in verschiedenen Selbstbildnissen, die die Zeichnung vor ihm liegend zeigen, in Bildern, auf denen er die Malstudentin, die Zeichenklasse vor dem Gipsabguß mit dem Bleistift tätig schildert. Man hat Gerard Dou nicht nur als seinen Lehrer vermutet, weil dieser Künstler damals der Leydener Malmeister ersten Ranges war, sondern weil er im engsten Raum bei seinen friedvoll häuslichen Stoffen zart beseelt und ebenso zeichnerisch wie malerisch fein zu sein verstand. Aber seit Metsu Leyden als Wohnort mit Amsterdam vertauschte, nahm er das Gepräge jenes Meisters an, gegen dessen Einzigart es keine Gleichgültigkeit geben konnte, des Zauberers Rembrandt. Eines der schönsten niederländischen Gemälde des Schweriner Museums, ‚Das Scherflein der Witwe‘

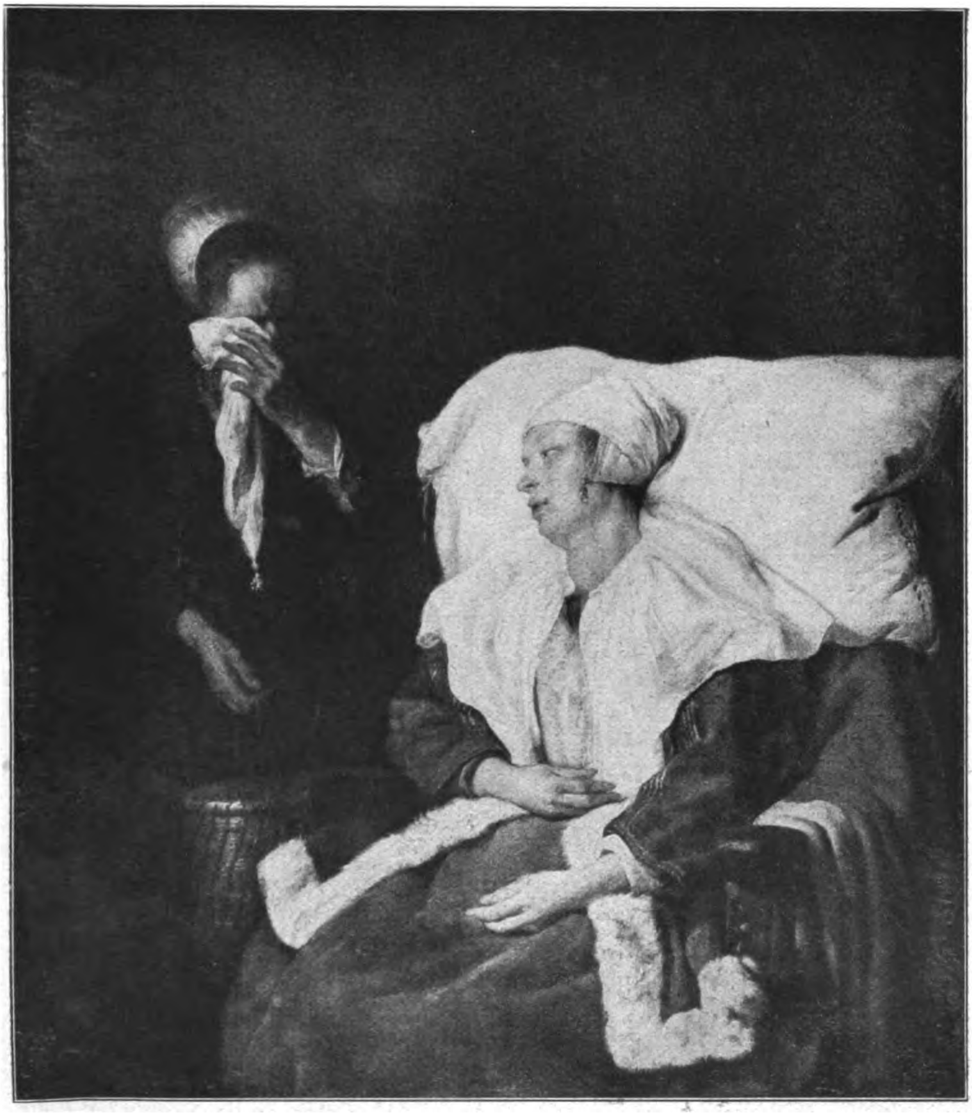
Das Austernfrühstück
Gemälde in der Eremitage zu Petersburg

ist ganz in der Eigenart der Komposition, des Kostüms und der Farbe, wie in seinem Gemütsreichtum von Rembrandtschem Geist erfüllt. Auch die Art des einseitigen Lichteinfalls und des Verschmelzens aller Lokalfarben im Gesamtton dankt Metsu dem bewunderten Meister. Er bildet sein Helldunkel voll köstlicher Farbenklänge ebenfalls bis zur Vollendung aus. Freilich sind ihm die geheimnisvollen Tiefen des Rembrandtgemütes nicht gegeben. Er hat keinen Sinn für die Tragödie, ihn belastet keine große Traurigkeit. Gelegentlich streift auch ein Hauch des berühmten Landsmannes Jan Steen Metsus Vortrag. Sichtlich nähert er sich ihm im schnellen Hinsetzen etwas kühler Töne. Sein ‚Dreikönigsfest' in München trägt diese Spuren. Nur spricht aus den kostümierten Modellen, dem Bohnenkönig und dem Narren ohne Witz nicht Steens eigenartiger Geist. Sein leidenschaftlicher Maltrieb kann auch an der Eigenart des geistreichen Franz Hals nicht vorbeigehen. Wie er will Matsu den Pinsel bei Wiedergabe von Marktfrauen in bräunlichgrauer Tonhaltung temperamentvoll führen. Gern sucht er die Gesellschaft der Volksgenossen und der Leute seines Standes auf. Er findet sie alle liebenswürdig, denn er ist voller Wohlwollen für die Menschen. Während der fruchtbaren Schaffensjahre in Amsterdam lernt er auch manches von den beiden Malkollegen Maes und de Hooch, die wie er im Genrebild die lockendste Kunstgattung sahen, und die mit ihm die klassische Dreizahl holländischer Gesellschaftsschilderer unter Rembrandts Einfluß bilden. Er versucht sich mit vollem Gelingen in der Tonwärme des Maes, der in seinem Schwarz-Weiß-Rot und den dunklen Schatten so plastische Wirkungen im Dämmerlicht des kleinbürgerlichen Heims erzielt. Er spürt wie de Hooch dem leisen Weben des Sonnenlichtes im Durchblick der Zimmer und in stillen Höfen nach.

Die Höhe seines Könnens und die Leichtigkeit seines Schaffens offenbaren sich in einer langen Reihe von Daseinsschilderungen im Treiben der Straßenhändler und im Heim des begüterten Bürgers. Er wechselt die Anordnung der Gestalten und die Farbenstellung, aber sie gleichen sich alle in einer gewissen vornehmen Haltung. Welch zartes Wesen verraten die Hände! Selbst beim alten Geflügelverkäufer, dem Trinker, dem Soldaten, der blitzsauberen Magd gibt es wie bei der Dame nur sanftes Fassen mit schön gebildeten Fingern. Auch adelt er seine Modelle stets durch die Sauberkeit der Zeichnung und den Geschmack seiner Kunst.

Leidendes Kind
Gemälde in der Sammlung Oskar Huldschinsky in Berlin

In den zahlreichen Volksbildern Metsus wird dem Stilleben ein wichtiger Platz eingeräumt. Wohl gibt es echte Menschentypen unter den Käufern und Verkäufern von Wild und Geflügel. Es sind auch trauliche Stadtwinkel mit eingefangen, aber den Hasen und Wildenten, den Hühnern und Heringen, lohnt es auf dem Kasseler Bilde der ‚Gemüse- und Wildbrethändlerin', den beiden Dresdner Gegenstücken, dem ‚Geflügelverkäufer' und der ‚Alten Wildhändlerin', dem ‚Geschenk des Jägers' im Rijks-Museum, dem ‚Jäger' im Haag, der ‚Fischhändlerin' in Prag, eingehende Aufmerksamkeit zu widmen. Über den geringsten



Die Kranke. Gemälde von Gabriel Metsu
Im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin
(Photographie der F. Bruckmann A.-G. in München)

Digitized by Google

Teil des Bildinhalts hat stets das künstlerische Gewissen mit die Aufsicht geführt. Auf dem ‚Gemüsemarkt in Amsterdam‘ im Louvre überschreitet Metsu seine gewöhnliche Bildanlage der Zweizahl oder Dreizahl um mehrere Personen und es gelingt ihm, ein lebendiges, lustiges Stück Grachtgetriebe in Steenschem Puls festzuhalten. Auch hier kommen Blumenkohl und Rüben und das Gezweig eines breitschattenden Baumes nicht zu kurz.

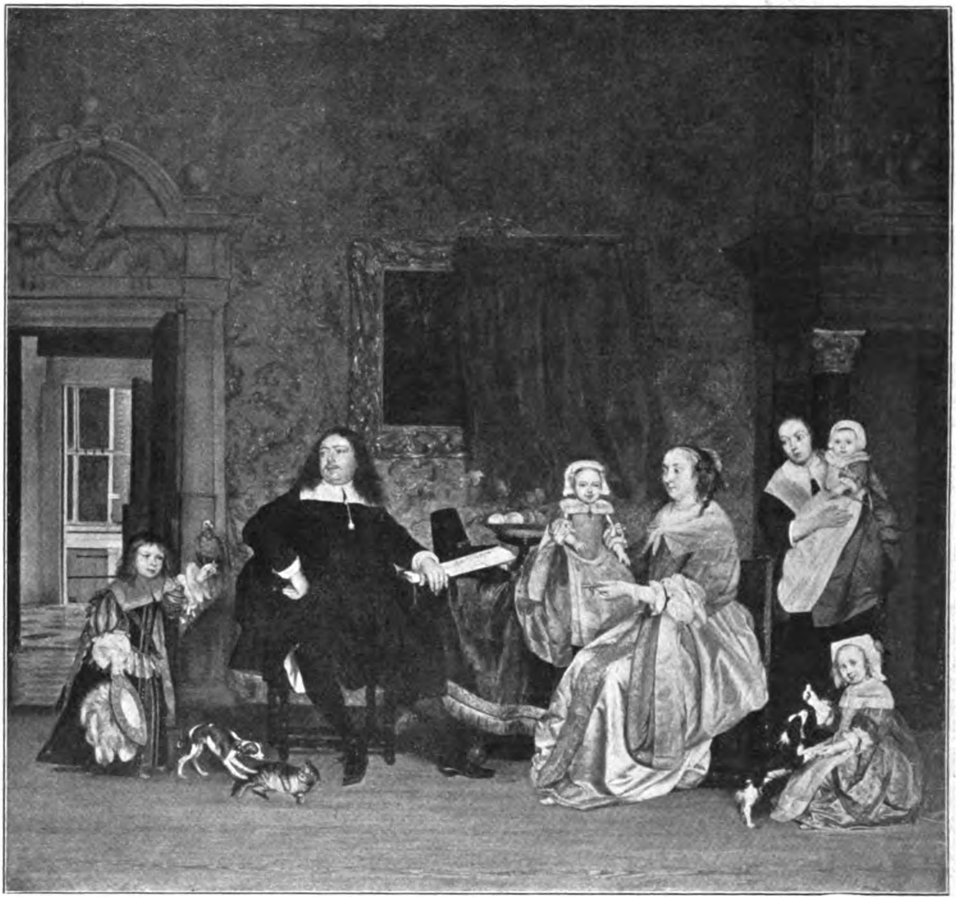
Während des letzten Arbeitsjahrzehntes hat der Künstler den Gipfel seines Ruhmes in bürgerlicher Kulturschilderung erreicht. Seinem Fleiß und Feinsinn danken wir den Einblick in das Lebensgetriebe der reich und behäbig gewordenen Niederländer. Goldgepreßte Ledertapeten, blinkende Messingkronleuchter, schwere Barockmöbel und venezianische Prachtgläser hat er mit verblüffender Treue gemalt. Er hat die pelzverbrämten Atlasjacketts und Spitzenhauben der Mefrouws und die bauschärmeligen Kavaliersröcke und breitkrempigen Kegelhüte der Mynheers echt überliefert. In solchen Heimen und solchen Trachten verkehren die Menschen als gäbe es nur ein Wohlgefallen auf Erden. Sie schlürfen Austern zum Frühstück, verzehren Pfauenpastete, trinken Rheinwein aus kristallenen Stangengläsern. Dem Pagen wird vom Silbertablett ein Brief abgenommen. Man füttert den Papagei, das Schoßhündchen Bei den Frauen mit dem Klöppelkissen, den Leserinnen und Briefschreiberinnen handelt es sich mehr um angenehme Beschäftigung als um Tätigkeit. Sehr viel wird miteinander musiziert. Gitarre, Flöte, Violine, Viola di Gamba, das Spinett, Gesangübungen spielen eine Rolle. Ohne besondere Nervenerregung scheint sich oft zwischen dem Kavalier und der Schönen Liebesgeplänkel zu spinnen. Es ist ein anderes siècle amoureux als das, welches hundert Jahre später die Rokokokunst aufdeckt. Metsu wagt selten, wie in dem dramatisch zugespitzten, tonschönen ‚Eindringling der Sammlung Northbrook, oder in dem ‚Schlafenden Mädchen und zwei Herren‘ der Londoner National Gallery einen Vorwurf in der Art Fragonards. Er liebt es dagegen, wie Steen, leidende Frauen und den Hausarzt im Amt zu malen. Dann kommt etwas Weiches, Schutzheischendes seiner künstlerischen Glacéhandschuhart entgegen. Wie die Ghirlandajo und Altdorfer hat er in dem ‚Besuch bei der Wöchnerin‘ einen wundervollen Kulturbeitrag hinterlassen. Sein ‚Leidendes Kind‘ auf dem Schoß der Mutter (Sammlung Huldschinsky, Berlin), in Vermeerscher Vortragsart, zählt zu den Perlen aller Genregemälde.

Liebespaar beim Frühstück
Gemälde in der Königl. Galerie zu Dresden

Bei aller Gleichartigkeit der Vorwürfe und der technischen Haltung ist Metsus Farbengebung voller Abwechslung. Greifen wir aus den Hunderten seiner Bilder nur die drei im Berliner Kaiser Friedrich-Museum heraus, so wären drei Malernamen für sie nicht verwunderlich. Auf dem Gemälde ‚Die Kranke‘ klingt Weiß beherrschend aus den Tönen, bei der ‚Köchin‘ ein mildes Blau, und

Der Geflügelverkäufer. Gemälde von Gabriel Metsu
(In der Königl. Gemäldegalerie zu Dresden)

Digitized by Google



Die Familie des Kaufmanns Geelvinck. Gemälde im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin

auf dem siebenfigurigen Gemälde ‚Die Familie des Kaufmanns Geelvinck' ist der schwarze Anzug des selbstbewußten Hausherrn der Vollakkord neben dem melodischen Dreiklang von Grau, Gelb und Pfirsich in der Kleidung der blonden Gattin. Hier wirkt alles besonders malerisch, weil der leise Goldschimmer der Ledertapete den Untergrund bildet. Bei den ersten beiden Werken ist alles aus dem Dunkel herausgearbeitet, während bei dem dritten frische Vielfarbigkeit durch ein gleichmäßiges, mildes Tageslicht im holländischen Patriziergemach wundervoll abgestimmt wird. Wie fein hat Metsu Rembrandtsches Helldunkel gemeistert. Wie lebhaft ohne Lautheit wußte er in Farben zu reden, und immer ist er der vollendet feine Zeichner. Mit Rötel, Kohle und Kreide teilt er sich in größter Leichtigkeit mit. In fließendem Linienzug mit leichten Schraffierungen weiß er die Formen festzuhalten. Oder er geht malerisch vor, entwickelt alles aus Dunkelheiten und gibt den Umriß wie in impressionistischen Andeutungen. Sein künstlerisches Könnentum kennt auch hierbei keine feststehende Vorschrift. Freilich ist es erst der heutigen Zeit vorbehalten geblieben, die Fülle in dieser Enge zu entdecken. Haben wir doch Unendliches von jenen Meistern gelernt. Das neue Holland besitzt seinen zweiten Rembrandt in Israels, und der Geschmack und Takt der alten Meister lebt in den Mauve und Maris, den Bosboom und Mesdag fort. Auch die Realisten von heute zeigen einen seelischen Einschlag und pflegen bei Tieftonigkeit ein warmes, reiches Farbenleben und breiten Vortrag. Nur ein beschränktes Versuchsfeld haben sie dem Impressionismus eingeräumt, denn Temperamentkunst liegt diesen Nordländern nicht. Vielfach sind sie die Heimatsschilderer geblieben, aber die Sitten- und Gesellschaftsmalerei der großen Kleinmeister hat keine zweite Blüte in Holland erlebt. Wir sind dankbar, daß im Werk der Metsu und seiner Malbrüder die Bürger des Barock als echte Menschen erscheinen. Solche Kunst wird zum Künder des Ewigmenschlichen, und sie hilft in Lessings Sinn den Endzweck aller Kunst erfüllen, indem sie Vergnügen bereitet.

Digitized by Google

Mazeppa

Von Dr. Freiherrn von Mackay in München

Der Zersetzungsprozeß Rußlands schreitet, nachdem die zarische Gewalt gestürzt ist, von Tag zu Tag wie nach elementarem Naturgesetz fort. Unzählige Republiken und Republikchen künden ihre Selbständigkeit an. Der Fremdvölkerring um den moskowitischen Reichskern scheint sich mehr und mehr zu lockern. Nachdem der polnische Block aus ihm herausgerissen, drängt Finnland auf Lostrennung, und seinem Beispiel folgt die Ukraine, um damit das einstmals zarische Reich, das ohne den Besitz der ‚schwarzen Erde' mit ihren unermeßlichen Mineralreichtümern einem verkrüppelten Menschen gliche, vor die Schicksalsfrage von Sein oder Nichtsein zu stellen. Zugleich aber dringen die Truppen der Mittelmächte von Galizien und Podolien her in die Vorwerke dieser Hochburg russischer Macht ein: so wird das ukrainische Problem, das beim Kriegsbeginn wie eine dunkle, formlos schwebende Wolke am osteuropäischen Horizont auftauchte, eine brennende Gegenwartsfrage. Die Erinnerung an die Lösung, die Karl XII., der kühne schwedische Eroberer, versuchte, um das germanische Nordeuropa vom Alpdruck der slawischen Gefahr zu befreien, wird lebendig, mit ihr aber auch das Gedenken an eine andere noch seltsamere ritterliche Gestalt, die sagenumwoben aus den Gefilden der ukrainischen Steppe sich erhebt: an einen Mann, dessen Leben eine Legende schon seinen Zeitgenossen war und dessen Wesen späteren Jahrhunderten Sinnbild und Spiegelung letzter menschlicher Daseinsprobleme gleich Shakespeares Hamletgestalt geworden ist. Dichter, Maler, Meister der Tonkunst, ein Byron, Gottschall, Heine, Freiligrath, Victor Hugo, Bulgarin, Puschkin, ein Horace Vernet, ein Liszt haben die Tragik seines Schicksals und das Dunkel seines Genius in Versen, Farben, Tönen zu deuten versucht, und jeder hat einen andern Goldblick höherer Ideale und tieferer Weltoffenbarung aus Erz und Schlacke der Taten dieses merkwürdigen Helden freigeschlagen. Als junger Page am polnischen Hofe wird er, vom Lager ehebrecherischer Liebe vertrieben, auf eines weißen Rosses Rücken gebunden und hinaus in die Steppe gejagt. Von Geiern umkreist und von Wölfen umheult, findet er Rettung bei Kosaken, zeichnet sich unter ihnen durch heldenhafte Taten aus, wird ihr Hetman und der Vertraute des Zaren Peter, verrät, in leidenschaftlicher Vaterlandsliebe die Befreiung der Ukraine erstrebend, seinen Herrn, macht gemeinsame Sache mit dem königlichen Schwärmer und tollkühnen Heerführer Karl XII., sieht aller seiner Träume Glückshoffnungen in der Schlacht von Poltawa zusammenbrechen, muß schließlich mit seinem gekrönten Bundesgenossen nach der Türkei entfliehen — — und mitten in des Lebensabends Dunkel umflicht noch einmal den Scheitel seines greisen Hauptes der Schimmer jugendlich-heißer Liebe zu Matrena, der von ihm entführten Tochter des Kotschubei, eines der Kosaken, deren Verrat er zum Opfer fiel. Wunderbarer, wechselvoller von abschüssigen Höhen zu düsteren Tiefen scheint keines Mannes Daseinslauf von Gottes Hand gelenkt worden zu sein, und wenn auf irgendeines Helden Grab, so paßt auf seinen Totenhügel Byrons Mitleidswort: ‚Who may smile, that sinks beneath his fate?'

Das ist der M a z e p p a der Dichtung, der Volksmär. Wie sieht er aber in der geschichtlichen Wirklichkeit aus?

Von Geburt soll er nach Voltaires bekanntem Lebensbild ‚Karl XII.' Pole gewesen sein, was aber wenig wahrscheinlich ist. Kostomaroff, der Geschichtsschreiber der Ukraine, hält ihn mit ebensowenig stichhaltigen Gründen für den Abkömmling einer wolhynischen Kleinadelsfamilie. In Solowjeffs „Geschichte Rußlands seit den ältesten Zeiten" dagegen erscheint er als Sproß einer Kosakenfamilie, die vom polnischen König den persönlichen Adel empfangen habe: für diese Auffassung sprechen tatsächlich alle wirklich verbürgten, freilich sehr spärlichen Nachrichten über das Leben des Hetmans und seine Charaktereigenart. Im Jahre 1645 im Gouvernement Kiew geboren, kam er frühzeitig an den Hof Johann Kasimirs in Warschau. Dank seiner vornehmen Gestalt, seiner echt ritterlichen Art, in der sich sein tapferes, leidenschaftliches Herz mit hohen geistigen Begabungen paarte, rückte er schnell zur Stellung eines Kammerherrn auf, fühlte sich aber unter dem polnischen Adel niemals wohl. Die Verachtung, mit der die Schlachzizen auf die Ruthenen, ihre alten Feinde, herabsahen, nicht minder die hochmütige, unduldsame Behandlung aller Anhänger der ukrainischen Kirche als Ketzer, brachte ihn in unaufhörliche Reibereien und Händel, deren Anstifter er schließlich in aufwallendem Zorn die Schärfe seines Schwerts entgegensetzte. Damit war seine Stellung unmöglich geworden. Er floh auf ein ererbtes Gut in Wolhynien und wurde der Nachbar des Pan Falbowski, eines alten polnischen Großgrundbesitzers mit einer jungen, schönen Frau, die sich alsbald in den Ankömmling verliebte. Der betrogene Gatte erwischte Mazeppa eines Tages unterwegs bei einem Ritt zu seiner treulosen Ehehälfte, hielt ihm einen bloßstellenden Brief vor, ließ

Digitized by Google

ihm von bereit gehaltenen Häschern die Kleider vom Leibe reißen und ihn rittlings auf das eigene Pferd binden, das, durch Peitschenhiebe und Schüsse gehetzt, mit seiner Last querfeldein, durch Gebüsch und über Stoppeln, heimwärts in den Gutshof unter heimlichem Gelächter der Bauern jagte. So sieht das wenig poetische Wahrheitsbild des berühmten Kosakenritts aus vor der Meute hungriger Wölfe und der Herde wilder Pferde, durch reißende Ströme und finsteren Urwald, in furchtbarer Todesangst und bis zum Ermatten aller Sinne: das ist der nackte Kern des Sinnbildes eines tragischen Heldenlebens, das Gottschall in den Worten deutet:

„Ein wildes, unbegrenztes Streben stürmt
Ins Weite, doch es bleibt ans Tier gebunden."

Der ehrgeizige Mazeppa konnte den Schimpf, den er unter den Augen seiner Dienstleute erlitten, nicht verwinden und ging, angeblich im Auftrage Johann Kasimirs, zu den Saporogern, um mit diesen Verhandlungen wegen der Wiederaufnahme alter Beziehungen zur polnischen Krone anzuknüpfen.

Als nach dem Sieg an der Kalka sich die Horden des Großchans Tschinggis den Weg nach Polen freigemacht hatten, war 1240 Kiew dem Boden gleichgemacht worden. Eine trostlose, anarchische Zeit hatte für alle unter dem Schutz der byzantinischen Kirche lebenden slawischen Völker begonnen. Die Felder der Bauern waren verwüstet, die befestigten Städte zerstört. Mit der Macht des Großfürsten erlosch der Stern des Ansehens und des Glanzes der Druschina, der Ritterschaft des Bojarenadels ebenso wie der Hoheit der griechischen Geistlichkeit. In den Schlupfwinkeln des ‚wilden Feldes', den sumpfigen Niederungen des Dnjepr, sammelte sich, was durch die Kriegsnot von der Scholle, vom Herd, aus dem Erwerb gestoßen und vertrieben war: verarmte Bauern, vertriebene Städter, entlaufene Soldaten, Gesindel allerart, wie es aus der Drachensaat der damaligen Kriegsführung emporwuchs. Ein abenteuerliches Räuberleben entwickelte sich unter der bunt zusammengewürfelten Menge, und die Männer, die auf Jagd, Diebstahl, Plünderung, wie sich die Gelegenheit bot, ausgingen, nannten sich Kosaken — freie, leichtbewaffnete Krieger (im Türkischen bedeutet das Wort schlechthin soviel wie Räuber). Aber der Zwang, sich auch hier der Überfälle durch versprengte Tatarenhorden zu erwehren und die Lebendigkeit des christlichen Glaubens- und Gemeinbürgschaftsbewußtseins führten dazu, daß sie sich sehr bald in fester Organisation und strenger Zucht zusammenschlossen. Sie wählten einen Ataman (gleich Hetman, deutsch: Hauptmann) als Führer, bauten sich ihre Sitsch, das heißt befestigten Plätze, führten eine Art demokratischer Gemeindeordnung mit Wahlrecht aller Waffenfähigen und kommunistischer Verteilung des Grund und Bodens und seiner Erträge in den Kuränis, den um die Burgen sich ansetzenden Siedelungen ein, und entwickelten zugleich ein regelrechtes System der Landesverteidigung. So entstand eine Art von Militärrepubliken, die trotz ihres lockeren Gefüges sich als sehr wirksamer Schutz gegen die tatarische Gefahr erwiesen; das bezeugt vorab die Tätigkeit eben der Saporoger, das heißt der ‚südlich der Wasserfälle' des Dnjepr wohnenden kosakischen Fischer- und Kriegsgenossenschaften. Sie hatten im 15. Jahrhundert im Dienst Polens mit hervorragender Tapferkeit gegen die Tataren und Türken gefochten, sich dann aber, als die Warschauer Regierung ihre Selbständigkeit zu beschränken suchte und ihnen Hetmane aus der polnischen Schlachta aufzwingen wollte, sich zu selbständigen ‚Woiskos' oder ‚Kosch' verbunden, deren Führer umgekehrt Bündnisse mit den Tataren und Türken, später auch mit den Schweden schlossen, um sich des vom Jagellonenreich her drohenden Drucks zu erwehren. So befestigte sich ihre Machtstellung immer mehr: dank der Furcht der Ukrainer vor der Herrschaft des Polentums, das, fremder Rasse, Sprache, Religion, sie wie Leibeigene behandelt und niemals irgendwelche Rücksicht auf ihre nationale Eigenart genommen hatte. Als Nationalheld des Landes der schwarzen Erde wurde der Bochdan Chmelnitzki gefeiert, der mit seinen Kosaken die Polen in der Schlacht von Korsun vernichtend aufs Haupt geschlagen und ihren Herrscher Potocki gefangengenommen hatte. Johann Kasimir war vom vatikanischen Legaten, Chmelnitzki vom Patriarchen in Konstantinopel mit einem heiligen Schwert zum Kampf belehnt worden: beides zum Zeichen dessen, daß es sich bei diesen Kämpfen um eine große Entscheidung zwischen der katholischen und der griechischen Kirche handelte. Byzanz triumphierte über Rom. Der siegreiche Hetman war nahe daran, alle ruthenischen Länder, also ein Gebiet größer als das Deutsche Reich, unter seiner Herrschaft zu vereinen, als er von der kräftig sich erhebenden Macht des Moskowitertums unter Alexej Michailowitsch sich blenden ließ. Auf einer großen Kosakentagung 1654 soll er, als der Zar einen Bojaren zum Verhandeln über ein Lehensverhältnis geschickt hatte, folgende Rede gehalten haben: „Wir sind nicht stark genug, um zwischen großen Königreichen allein zu bestehen. Vier Nachbarn sind es, denen wir uns ergeben können: der König von Polen, der Sultan der Türkei, der Chan der Krim, der Zar von Moskau. Welchen wählt ihr?" Einstimmig hätten die Kosaken erwidert: „Hoch lebe Alexej Michailowitsch!" So wurde der Lehensvertrag abgeschlossen, und als 1667 der Friede von Andrussowo zwischen Polen und Rußland zustande kam, besiegelte sich die Übermacht des Moskauer Gossudars durch Überweisung des linken Dnjeprufers samt Kiew endgültig; die Hetmanwürde sank auf die Stufe einer untergeordneten Häuptlingswürde zurück.

Digitized by Google

So also traf Mazeppa die Verhältnisse an, als die majestätisch rauschenden Wogen des Dnjepr ihn erstmals begrüßten. Auf dessen linkem Ufer saß ein Hetman Samoilowitsch, der die Nachfolgerschaft Chmelnitzkis in Anspruch nahm und zu den Moskowitern hielt, auf dem rechten Ufer ein anderer, der sich als Erbe der Saporoger betrachtete und mit den Türken Freundschaft pflegte. Bei ihm, Dorotschenko, kehrte der Edelman aus Warschau ein, wurde gastlich aufgenommen, und vergaß alsbald der Sendung, die ihm der Polenkönig aufgetragen. Das Kosakenblut brach durch. Hochgeschätzt und geehrt ob seiner Sprachkenntnisse und staatsmännischen Fähigkeiten, die an dem Saporoger Hof eine seltene Gabe waren, wurde er binnen kurzem Kanzler seines neuen Herrn, der ihn, als 1674 der Zar eine Armee auf den Marsch brachte, um die Unterjochung der Ukraine zu vollenden, nach Konstantinopel zum Sultan mit einem Antrag auf Hilfeleistung schickte. Unterwegs wird er von Häschern mit seiner Botschaft abgefangen und nach Moskau geschleppt. Jetzt beginnt das geschichtlich Abenteuerliche seiner Laufbahn. Sein Schicksal scheint besiegelt; denn mit ‚Verrätern' wurde am zarischen Hof kurzer Galgenprozeß gemacht. Aber merkwürdig: durch seine Beredsamkeit, sein vornehmes Wesen, durch sein Geschick, in der Umgebung Alexejs sich Freunde und — Freundinnen zu erwerben, weiß er seine Ankläger mundtot zu machen; unberührt, sogar mit Geschenken reich beladen, darf er heimwärts ziehen. Möglich, daß die Gnade ihren tiefsten Quellgrund, abgesehen von höfischen Einflüssen, in einer klugberechnenden Politik hatte: Mazeppas hervorragendes diplomatisches Geschick war erkannt, und man handelte in Petersburg nach dem Grundsatz, daß ein lebender Freund mehr wert ist als ein toter Gegner. Jedenfalls brachte Mazeppa tiefe Eindrücke von Moskau zurück. Er hatte erkannt, daß die Macht der Romanoffs weit unterschätzt, daß im Norden, nicht im Süden, nicht am Goldenen Horn, der zukünftige Herr der Geschicke der Ukraine saß, und handelte demgemäß. Er geht zu Samoilowitsch über, erscheint als dessen Geschäftsträger wiederholt in Moskau und schließt dort wertvolle Freundschaften: so, unter der zeitweiligen Regierung der Zarin Sofia, mit deren allmächtigem Günstling, dem Fürsten Galitzin. Als dann Samoilowitsch angeklagt wurde, das Mißlingen des russischen Feldzugs gegen die Türken von 1687 absichtlich befördert zu haben, war der Weg zum höchsten Ziel seines Ehrgeizes für Mazeppa frei. Auf der Rückkehr von der türkischen Grenze zog Galitzin durch die Ukraine, verbannte im Namen des Zaren Samoilowitsch nach Sibirien und schrieb eine neue Hetmanwahl aus. Paul Cremer berichtet darüber nach alten russischen Texten. „Nach dem Gesange des Tedeum legt man die Abzeichen der Hetmanwürde auf den Tisch: die Standarte, die Bulawa oder den Streitkolben, den Buntschuk. Galitzin steigt auf eine Bank und erklärt den Kosaken, daß der Zar sie ermächtigt habe, einen neuen Hetman nach ihren alten Gebräuchen zu wählen. Eine große Stille tritt ein; dann erheben sich zahlreiche Stimmen: Mazeppa, Mazeppa! Diejenigen, die um das Geheimnis der Intrige wissen, sprechen andere Namen aus. Der Generalissimus tut so, als ob er nicht verstehe, nennt den Erwählten des Volkes, übergibt ihm die Abzeichen der Macht und empfängt von ihm den Eid. So wird Iwan Stepanowitsch Mazeppa am 25. Juli 1687 zum Hetman ausgerufen; er erkennt den moskowitischen Bojaren als Schutzherrn an und gibt ihm sogleich zehntausend Rubel als Zeichen der Dankbarkeit."

Mit dieser Wendung tritt Mazeppas Leben und Wirken in den Rahmen der großen weltgeschichtlichen Ereignisse. Im Jahre 1689 wurde die Regentschaft Sophias, welche die Herrschaft völlig an sich zu reißen strebte, von Peter I. gestürzt; als er, der kraftbewußte und tatendurstige Stiefbruder des schwachsinnigen, eigentlich rechtmäßigen Thronerben Iwan, die Regierung antrat, umfaßte sein unfertiges Reich ein Gebiet, das von Archangelsk bis Asow sich erstreckte, aber weder an das Schwarze Meer noch an die Ostsee heranreichte. Im selben herrischen Zäsarengeist, wie der erste ‚liberale' Herrscher Rußlands mit hohem und niederem Klerus umsprang, um an Stelle des Patriarchats seine rein weltlich-geistliche Selbstherrschaft zu setzen, stellte er auch das Programm zur Erhebung des Moskowiterstaats auf die Stufe eines Weltreichs ersten Ranges auf, trug sich mit großen Plänen zur Eroberung der Türkei, Polens, selbst Persiens, und wollte vor allem an der Ostsee Rußland die Tür zum warmen Meer freimachen. Um dieses Zieles willen führte er den großen zwanzigjährigen Nordischen Krieg, der Rußland in die Reihe der Seemächte rückte; damit aber und mit jenen gegen Konstantinopel und den Persischen Golf gerichteten Plänen schlug er auch schon das ganze Register der Gegensätze zu England an, die heute durch die Ententeverbrüderung künstlich zugedeckt, sicherlich jedoch nicht abgeschliffen sind. Der ritterlich-draufgängerische Karl XII., der große Held dieses Kriegsdramas, stürzte sich nicht mutwillig und unversehens, wie es die englische Geschichtsklitterung will, auf Seeland und von da aus auf Kopenhagen, sondern in der durch die politische Lage notwendig geforderten Taktik, der Verschwörung zuvorzukommen, die gegen ihn durch Zar Peter, August II. von Sachsen und Friedrich IV. von Dänemark angestiftet war und hinter der wieder England als stiller Geschäftsgenosse in der Person des Admirals Rooke stand; London hatte vorab das Ziel vor Augen, Dänemark zu demütigen, dessen überseeischer Handel mit dem Emporblühen Kopenhagens sich kraftvoll entfaltete und das unter Führung Fried-

Digitized by Google

richs III. nicht nur die übersundischen Lande, sondern auch ganz Schleswig zu gewinnen und damit Herr aller Zufahrten zur Ostsee zu werden drohte. Nach den Siegen bei Narwa und Riga hätte Karl XII. einen Frieden schließen können, der ihn zum Schiedsrichter des Nordens gemacht haben würde; als er statt dessen den polnischen Lockungen folgte und nach dem Sieg bei Klissow sich immer weiter von der zuverlässigen Rückendeckung entfernte, wäre sein düsteres Ende auch ohne die Launen widriger Naturereignisse und Zufallsschläge besiegelt gewesen. Gleichwohl ist es sicher, daß ebenso über seine wie über des Parteigängers und Waffengefährten Mezappa Politik mehr falsche als richtige Urteile im Schwang sind. Peters des Großen Staatskunst strebte im Innern vorab dahin, das moskowitische Reich zu zentralisieren, alle die feudalen und ständischen, an Selbständigkeit gewöhnten Gewalten und eigenbrötlerischen Herren der Bojarenzeit der zarischen Hoheit unterzuordnen. Hierbei aber stieß er notwendig auf besonders starken Widerstand in der Ukraine. Gewiß nicht um seiner von europäischem Geist durchtränkten neuzeitlichen Bestrebungen willen, da ja das ruthenische Land mit seiner kulturellen Entwicklung, in Ablehnung teils an den byzantinisch-griechischen, teils an den römisch-lateinischen Gesittungskreis Rußland um Jahrhunderte voraus war. Sondern wegen des unausrottbaren Freiheitsgeistes, der in der kosakischen Aristokratie lebendig war. Wenn die Bauern der Ukraine Chmelnitzkis Taten in der Hoffnung zugejubelt hatten, dadurch von den Fesseln eines Hörigen-Lebens frei zu werden, so hatten sie sich getäuscht. Wie es den damaligen Auffassungen entsprach, wurden sie von dem Kosakentum ebenso gut als arbeitspflichtige Heloten ohne Rechte betrachtet; immerhin ertrugen sie das Los dieser Herrschaft leichter, weil diese nationalen Charakter hatte und bei aller Strenge doch auf volkstümlichen Grundlagen fußte. Die Starschina, das militärisch organisierte Verwaltungssystem, hatte sich dem Wesen nach auf westeuropäischen Ideen einer verfassungsmäßig beschränkten monarchischen Gewalt entwickelt, und die saporogische Ritterschaft, deren Truppe kein Geringerer als Friedrich der Große als „die tapferste und mutigste aller irregulären Truppen der Zeit Peters des Großen“ rühmt, galt insofern mit Recht als Hort der Volksrechte, als ihre Hetmane durch freie Wahl aller Edlen an die Spitze der Starschina berufen wurden. Hier liegt der Angelpunkt der Politik Karls XII. und seines Strebens, von der Ukraine aus des moskowitischen Gegners Herr zu werden. Scharfen Blicks, richtigen Urteils erkannte er, daß die kosakischen Führer und ihr Anhang trotz allem zeitweiligen Paktieren mit Moskau sich niemals gutwillig der selbstherrschaftlichen Vergewaltigung, wie sie Peter I. plante, beugen würden, daß dort, in der Ukraine, mit ihren erprobten Heeren und ihrem Reichtum an allen wirtschaftlichen wie militärischen Hilfskräften, eine beste Angriffsstelle für wirksame Bedrohung der zarischen Macht gegeben war. Sein Plan war richtig in der Idee; das Scheitern begründete Unzulänglichkeit der gewählten Mittel.

Mazeppa hatte seinen Regierungssitz in Baturin, dem alten Sitsch der Hetmane unweit Tschernigoff an der Desna, aufgeschlagen. Er verstand es, große Reichtümer zu sammeln, aber auch das Geld in verschwenderischem Hofleben zerfließen zu lassen, das ein Gemisch von polnischer Sittenverfeinerung, kosakischer Roheit und orientalischem Prunk zur Schau trug. So führte er ein üppiges Herrendasein und war bereits ein kinderloser Greis vor sechzig Jahren, als die Nachrichten von Karls XII. Heldentaten ihn aus der Beschaulichkeit des Lebensabends aufrüttelten. Sofort nach dem Frieden von Altranstädt (1706), als König August auf den Warschauer Thron zugunsten seines Nebenbuhlers Stanislaus Leszynski verzichten mußte, schickte er einen Vertrauensmann zu diesem mit dem Angebot zur Unterstützung der damals mit den Schweden verbündeten Polen: er wolle „die 7000 Russen, die in der Ukraine lagerten, niedersäbeln und daraus eine Brücke für das Heer Karls XII. bauen, wenn dieser ihm zur Hilfe komme“. Der Schwedenkönig aber behandelte den Vorschlag gleichgültig. Er gedachte Litauen zu erobern, um von dort aus die Armeen des Zaren in Schach zu halten, der auf Ingermanland seine Faust gelegt und die schwedischen Kriegsvölker in Estland und Livland zurückgetrieben hatte. Der Zug blieb, obwohl Karl bis zur Beresina und in die Nähe von Smolensk gelangte, ohne durchschlagenden Erfolg. Jetzt trug der König, der im Sommer 1708 sich südwärts wandte, Mazeppa ein förmliches Waffenbündnis unter der Bedingung an, daß dieser mit seiner ganzen Kosakenmacht zu des Königs Heeren stoßen und ihm die in der Nordgrenze der Ukraine gelegenen Festungen ausliefern sollte, wofür ihm die Herrschaft über alles ruthenische Land versprochen wurde. Mazeppa ging sofort auf das Angebot ein. Das ist sein berüchtigter ‚Verrat‘, wie sämtliche russischen Geschichtsschreiber sein Vorgehen brandmarken. Kaum mit Recht. Denn eigennützige Gründe seines Abfalls vom Zaren, wie sie ihm untergeschoben werden, bestanden überhaupt nicht. Die Abhängigkeit von Moskau war nur eine bedingte. Vor allem aber hätte jede andere Parteinahme ihm zweifellos seine Hetmanwürde gekostet; in der ganzen Starschina und in der gesamten Untertanenschaft war die Überzeugung lebendig, daß eine letzte, niemals wiederkehrende Gelegenheit zur Verwirklichung des völkischen Ideals, der Wiedervereinigung der gespaltenen Ukraine zu einem selbständigen nationalen Staat, sich bot. Sicher ist soviel, daß dieselbe Handlung, um derentwillen Mazeppa als Hochverräter an den Pranger gestellt wurde, die ganze Ukraine in aller Zeit als eine vornehmste, vaterlands-

Digitized by Google

befreiende Heldentat besungen hätte, wäre sie geglückt; daß die Würfel gegen ihn fielen, war nicht eigentlich seine, sondern Karls XII. Schuld. Der günstige Augenblick für das Zusammenwirken beider und für eine kühne Umflügelung und Zerschneidung der russischen Streitkräfte, von denen die Armeen des Zaren im Sumpf- und Waldland der Poliesje, die Truppen Menschikoffs im Norden bei Grodno festgehalten wurden, war ein für allemal vorüber. Als dem Zaren erstmals durch den Kosakengeneral Kotschubei und den Obersten Iskra über die Pläne Mazeppas Andeutungen gemacht wurden, war sein Vertrauen auf den Hetman noch so groß, daß er die Ankläger selbst dem Beschuldigten zur Strafe schickte, der sie hinrichten ließ. Aber obwohl so die Zeugen wider ihn mundtot gemacht waren, wurde doch bei Peter, als die Schweden weiter vordrangen, der Verdacht, daß er sich in schmählicher Weise habe betrügen lassen, rege. Er zog starke Streitkräfte gegen das Hetmanat zurück, Karl XII. aber zögerte mit seinen Entschlüssen und blieb untätig einen ganzen Monat (18. Juli bis 18. August) am Dnjestr stehen, während Mazeppas Truppen verstreut teils in Litauen, teils in Polen und bei Smolensk kämpften. So zog sich das verderbliche Gewitter über den Häuptern des Schwedenkönigs und seines Verbündeten unwiderstehlich zusammen. Baturin wurde von den Russen mit stürmender Hand genommen, am 8. Oktober 1708 Lewenhaupt, der zum Entsatz heranrücken sollte, bei Liesno besiegt, womit unersetzbare Massen von Munition, Geschützen und Trainvorräten in die Hände des Zaren fielen, während nur 6000 Mann sich zu ihrem König durchschlagen konnten. Der kleine Erfolg, den dieser dank der Unterstützung durch 15000 Mann Saporoger mit der Einnahme der Festung Wepritsch errang, konnte die Lage nicht mehr retten. Am 8. Juli 1709 erfolgte der tödliche Hauptschlag bei Poltawa; Mazeppa floh mit Karl nach Bender, wo er, angeblich an Gift, am 22. September starb.

⌘ ⌘ ⌘

Nil aequale homini fuit illi, nil fuit umquam
Sic impar sibi . . .

Nichts war jenem Manne gleich, nichts sich ungleicher als er selbst. Das Römerwort paßte trefflich als Sinnspruch auf den Grabstein Mazeppas. Er ist nichts weniger als der romantische Held, als der er in der Phantasie der Volkserzählung lebt; er gleicht sehr viel mehr jenem Ahnherrn Winston Churchills, dem berühmten Herzog von Marlborough, dem Typ feudaler Heerführer mittelalterlicher Zeit, bei dem brennende Begier nach ritterlichem Kriegsruhm sich mit nüchternem Sinn für eine machiavellistische Staatskunst seltsam paarte, der unter Jakob II. erst gegen Monmouth focht, dann plötzlich mit den ihm anvertrauten Truppen zu Wilhelm von Oranien überging, darauf nach Irland zurückkehrte, um als jakobitischer Verschwörer eingekerkert zu werden, nach der Thronbesteigung seiner Gönnerin Anna aber wiederum zu höchsten Ehren aufzurücken, Oberbefehlshaber im spanischen Erbfolgekrieg zu werden und schließlich in dunklem Lebensabend, wegen Unterschleifen verurteilt, alles Ansehen einzubüßen, das er als unermüdlicher, kühner, weitschauender und mit kaltblütiger Sicherheit allen Lagen gewachsener Feldherr und Diplomat gewonnen hatte. Aber ebenso, in solcher nüchterner Betrachtung seines in überraschenden Schicksalswendungen unruhig dahinfließenden Lebensgangs, schimmern um so mehr Lichter seines Wirkens und der Ziele seines Strebens durch in das Dämmern der großen Entscheidungen, deren Würfelfall heute vielleicht auf dem südrussischen Kampfplatz bevorsteht. Das Wesen und Wechselspiel dieser Bindungen zwischen welterschütternden Umwälzungen heute und vor 200 Jahren bedarf keiner näheren Klärung. Dem nachdenklichen Leser wird es von selbst deutlich beim Blick zu den schicksalsschweren Problemen, die Weltkriegskrise und Umsturz im russischen Reich Deutschland aufgeben: hell leuchtet vorab in ihrem Dunkel der Stern der Erwartung, daß, was einem Mazeppa mißlang, die Befreiung eines großen Volks von moskowitischer Zwingergewalt, kraft des Schwertes der Mittelmächte nun Wirklichkeit werden könnte.

Hindenburg

Auf deinen Geist vertrauen wir,
Auf deine Größe bauen wir,
Wir glauben deiner Kraft,
Die gegenüber einer Welt
Der Heeres Zügel mächtig hält
Mit Riesenmeisterschaft!

Ob du die Heere vorwärtsschickst,
Ob du — zu siegen — rückwärts blickst
Brandstätten als Fanal,
Ob Flieger du gen Engelland,
U-Boote auf das Meer entsandt,
Wir folgen deiner Wahl!

Warum? Weil deutsch dein Heldentum
Und deutsch dein Ziel und deutsch dein Ruhm —
Du selbst so still und schlicht!
Wie du auch lenkst des Krieges Schritt,
Wir zögern nicht, wir gehen mit —
Vorbild der Kraft und Pflicht!

Hans Caspar von Zobeltitz

Digitized by Google

Glücklicher Erbe

Roman von Hermann Wagner

(Fortsetzung)

Frau von Gerling mußte helfen, sagte sich Ludwig Dietel, genau so wie er ihr helfen konnte und wollte! Brauchte er auf seinem Gute nicht eine Frau, eine Art Haushaltungs-Vorsteherin, eine Hausdame, die in allen Dingen der Wirtschaft die Stelle seiner leider nicht vorhandenen Gattin vertrat? Sie hatte das nötige Alter, und als Witwe eines Gutsbesitzers verfügte sie über die nötige Erfahrung. Sie würde sein Angebot mit Freuden annehmen, da es ihr schwer wurde, sich und ihre Tochter von den Resten ihres einstigen Vermögens in Berlin durchzubringen. Und vor allem: sie war die Tante seiner Frau!

Er sprang auf, pfiff und klatschte in die Hände. Anton erschien. „Meinen Überrock, meinen Hut, meinen Stock — schnell! Ich komme kaum vor Abend wieder. Bereiten Sie alles zur Abreise vor. Längstens übermorgen gehen wir nach Blichow."

Es war über ein Jahr her, daß Ludwig Dietel Frau von Gerling das letztemal gesehen hatte, und er erinnerte sich ihrer als einer Vierzigerin, deren überlegene Art ihm eine gewisse Scham eingeflößt hatte.

Sie hatte immer zu verstehen gegeben, daß sie jede Unterstützung seitens ihrer besser gestellten Verwandtschaft ablehne. Diese stolze Hartnäckigkeit hatte es mit sich gebracht, daß sich die Beziehungen zu ihrer älteren Schwester, der Freifrau von Reick, mit der Zeit immer loser gestalteten, zumal es die letztere unpassend fand, daß das junge Fräulein von Gerling, um sich seinen Lebensunterhalt selbst verdienen zu können, in eine Handelsschule geschickt wurde.

Dieses jungen Mädchens, der Hede, entsann sich Ludwig Dietel schon deutlicher. Sie hatte sich des öfteren bei Judith blicken lassen, und es war, wenn er gerade zu Hause gewesen war, dann und wann nicht zu vermeiden gewesen, daß auch er ein paar flüchtige Worte mit ihr gewechselt hatte. Einen bestimmten Eindruck hatte er dabei nicht von ihr empfangen. Sie war, wenn er nicht irrte, blond und nicht häßlich. Sehr beachtet hatte er sie nicht.

Rein zufällig war ihm noch bekannt, in welchem Vorort Frau von Gerling wohnte, und durch einen Blick in das Adreßbuch gelang es ihm auch, Straße und Nummer ihres Wohnsitzes festzustellen.

Es war ein Hinterhaus, und in diesem Hinterhaus war es das dritte Stockwerk. Des weiteren verriet ihm das Adreßbuch, daß Frau von Gerling Sprachlehrerin sei. Das war ihm neu. Nach einigem Suchen entdeckte Dietel das versteckte Hinterhaus und stieg in das dritte Stockwerk hinauf. An einer Flurtür fand er neben der elektrischen Glocke ein kleines Porzellanschild: „Henriette von Gerling." Hier läutete er.

Als man öffnete, sah er sich zu seinem Erstaunen einem jungen Mann gegenüber, der, eine Zigarette zwischen den Lippen haltend, ihn noch um einen Kopf überragte.

„Verzeihung," bat Ludwig Dietel, „ich habe wohl an der falschen Türe geläutet?"

„Es fragt sich, zu wem Sie wollen," versetzte nicht unliebenswürdig der junge Mann.

„Ich möchte zu Frau von Gerling."

„Da sind Sie schon an der richtigen Tür. Leider ist Frau von Gerling nicht zu Hause. — Sie muß aber bald zurückkommen. Wenn Sie einstweilen bei mir warten wollen ..."

Es war etwas in der Stimme des jungen Mannes, das für ihn einnahm. Ludwig Dietel zögerte eine Weile, entschloß sich jedoch dann, zu warten, weil es seine Neugier reizte, zu erfahren, wer der Fremde sei.

Er folgte ihm durch den dunklen Flur in ein kleines Zimmer, in dem der Zigarettenrauch in dicken Schwaden hing. Die Einrichtung war geschmackvoll, ja, sie zeigte sogar einen gewissen alten Glanz. Allein eine lange Reihe von Jahren hatte diesem Glanz etwas Mattes, Verblaßtes gegeben. Es schien, als ob aus jedem einzelnen Möbelstück eine Geschichte spräche, in verhaltenen, vornehmem Tonfall, ohne Leidenschaft, doch mit Würde.

„Wie nett Sie wohnen," rief der Eintretende unwillkürlich aus. „Übrigens: Ludwig Dietel."

„Wie," fragte der andere sehr überrascht, „Hedes Onkel?"

„Ja, sozusagen," gab Dietel mit leichter Befangenheit zurück. „Kennen Sie Hede?"

„Ich? Sehr genau ..."

Der junge Mann sprach die Worte mit großer Hast, gleichsam in dem Bestreben, sie, die er nicht umgehen konnte, möglichst schnell loszuwerden. Gleichzeitig rückte er dem Gast einen Stuhl zurecht, riß eines der beiden Fenster auf, um den Rauch hinauszulassen, und nannte, sich endlich umwendend, seinen Namen: „Ich heiße Simon Straßer und wohne bei Frau von Gerling zur Miete."

„Schon lange?" fragte Dietel, den, er wußte nicht, aus welchen Gründen, die Mitteilung unangenehm berührt hatte.

„Schon seit einem halben Jahr." Das hörte sich an wie ein Seufzer.

Es gab eine längere Pause zwischen ihnen, die Pause einer von ihnen beiden nur dumpf im Unterbewußtsein empfundenen Verlegenheit, die Simon Straßer damit künstlich auszufüllen suchte, daß er voll Umständlichkeit eine neue Zigarette in Brand setzte und sodann die Schachtel — es war eine ganz billige Fünfzig-Pfennig-Packung — auch dem Gast hinhielt. Dietel bediente sich und tat rein

Digitized by Google

Das Spukhaus (Motiv aus Oldenburg). Gemälde von Prof. F. Hoffmann-Fallersleben

Digitized by Google

Digitized by Google

mechanisch, um nur überhaupt etwas zu sagen, die Frage: „Frau von Gerling gibt wohl Unterricht in Französisch?"

„In Englisch," verbesserte ihn Simon Straßer. „Täglich von drei bis sechs. Sie hat drei Familien, sehr achtbare Leute ..."

„Und Hede?"

„Fräulein von Gerling ist Korrespondentin in einem großen Kontor."

„Ich hatte lange keine Gelegenheit, mich nach den Damen zu erkundigen," glaubte Ludwig Dietel seine Unwissenheit entschuldigen zu müssen.

„Man hat in letzter Zeit oft von Ihnen gesprochen," half ihm Simon Straßer über die Klippe hinweg.

„Über mich?"

„Das heißt," schränkte Simon Straßer das Gesagte ein, „man hat über den plötzlichen Tod Ihres Oheims gesprochen."

„Oder richtiger: von der Erbschaft, die mir von meinem Oheim zugefallen ist?"

Simon Straßer nickte, und sein sympathisches Jünglingsgesicht, dem ein dunkler flotter Schnurrbart einen Anflug starker Männlichkeit gab, überflog ein Lächeln naivster Offenheit. „Herr Dietel," sagte er, „wie muß einem Menschen zumute sein, der ganz plötzlich so unverschämt reich wird!"

Ludwig Dietel lachte. „Möchten Sie das gern wissen?"

„Ja," sagte Simon Straßer mit einer Überzeugung, die gleichsam von heißester Sehnsucht dampfte.

„Dann sind Sie wohl selbst nicht reich?"

Simon Straßer wies mit einer eindrucksvollen Handbewegung auf die billigen Zigaretten hin, die er auf den Tisch geworfen hatte. „Fragen Sie mich das im Ernst?"

„Wegen der üblen Sorte Zigaretten, die Sie da rauchen? Es gibt Leute, die sich zuzeiten nicht einmal die leisten können ... Darf ich Ihnen eine von den meinen anbieten?"

„Danke. Das Rauchen ist nämlich meine Leidenschaft. Ich rauche den ganzen Tag. Und ich würde auch des Abends und des Nachts rauchen, wenn — wenn Fräulein von Gerling es mir gestatten würde."

„Sie gestattet es Ihnen nicht?"

„Nein. Sie begreift nicht, daß ein Mensch, der schon seit Jahren nichts anderes mehr tut als warten, einfach rauchen muß, wenn er sich nichts daraus macht, zu trinken."

„Worauf warten Sie denn?"

Simon Straßer zog den Rauch durch die Lungen und stieß ihn mit Behagen wieder aus. Darauf betrachtete er nachdenklich die glühende Spitze und antwortete: „Das ist so leicht nicht gesagt. Ich warte auf mancherlei. Vor allem freilich auf Geld."

„Sie sind spaßig," bemerkte Ludwig Dietel belustigt, „und jedenfalls muß man sagen, daß Sie mit Haltung zu warten verstehen ... Was sind Sie von Beruf?"

„Kunstmaler," erwiderte Simon Straßer, indem er den Rest der schnell verrauchten Zigarette im Aschenbecher zerdrückte, „und die Haltung, die ich zeige, wird nur so lange von Bestand sein, als die paar Gänse, denen ich Malunterricht erteile, nicht auf einen anderen Sport verfallen ... Begreifen Sie es jetzt, warum ich rauche?"

Ludwig Dietel hielt ihm die Zigarettentasche hin. „Wollen Sie sich nicht doch bedienen?"

„Oh, sehr gern."

Simon Straßer gab sich Feuer, blies das Zündholz aus und legte es mit einer Gebärde, als begehe er eine eingeübte feierliche Handlung, in peinlichstem Ordnungssinn in den Kohlenkasten. Darauf reckte er sich, dehnte die Arme und rief aus: „Scheußlich!"

„Was?"

„Das Warten!"

„Sie sind noch jung," tröstete ihn Ludwig Dietel.

„Das sagte man mir schon, als ich achtzehn war, und jetzt bin ich achtundzwanzig. Und man wird es mir noch sagen, wenn ich achtzig sein werde, denn ich habe eine gute Natur ... Es ist eine Schande. Und wissen Sie, von wem? Von Ihnen!"

„Von mir?"

„Von Ihnen und von allen den Leuten, die Geld haben, ohne zu wissen, daß ich auf sie warte ... Warum kommen sie nicht? Ich bin da und warte. Aber sie wissen es nicht. Niemand will es wissen ... Es ist zum Fluchen!"

„Fluchen Sie nicht. Sie sehen ja, daß ich da bin. Was wollen Sie von mir?"

„Das fragen Sie noch? Malen sollen Sie sich von mir lassen! Malen!"

„Gut, so malen Sie mich. Ich bin einverstanden. Warum nicht?"

Es machte den Eindruck, als erwache Straßer aus einem Traum. Er starrte Dietel unsicher an und lächelte dann kindlich: „Jetzt machen Sie sich lustig über mich!"

Ludwig Dietel schüttelte den Kopf. „Gar nicht," erwiderte er ruhig. „Warum sollte ich mich nicht von Ihnen malen lassen?"

„Sie kennen mich ja gar nicht. Können Sie es denn wissen, ob ich nicht am Ende nur ein großmäuliger Stümper bin?"

„Ich nehme an, daß Sie das wissen, und außerdem gefallen Sie mir. Sie sollen Ihren Willen haben, Sie sollen mich malen. Da ich in zwei Tagen nach meinem Gute abreise, lade ich Sie ein, mich dort zu besuchen. Sie sollen solange bleiben, als es Ihnen gefällt."

„Ich glaube, ich war unverschämt," stotterte Simon Straßer. „Sind Sie mir nicht böse? Halten Sie mich nicht für einen Maulhelden?"

„Unsinn! Ich würde mich freuen, wenn mein Auftrag imstande wäre, Sie zu fördern. So ganz unmöglich ist das nicht. Ich bin, seit ich die Erbschaft gemacht habe, in einem ziemlich großen Kreise sehr schnell bekannt geworden, und das dürfte Ihnen nützen."

„Und ob!" rief Simon Straßer aus, und in seiner Stimme zitterte ein ganz neuer Ton, der ein Gemisch von Bitterkeit und Freude war. „Aber ich kann es noch immer nicht recht glauben. Ist es Ihr Ernst?"

Digitized by Google

„Schätzen Sie Ihre Fähigkeiten mit einem Male so gering ein, weil Sie so zweifeln?"

„Überzeugen Sie sich selbst." Simon Straßer holte aus einem Winkel, zwischen einem Wust von Papieren und Mappen, eine Leinwand hervor, die notdürftig in rohe Leisten gespannt war. Er trat mit dem Bilde zum Fenster, ließ das günstigste Licht darauf fallen und forderte Dietel auf, es zu prüfen.

„Ein Porträt?" fragte Ludwig Dietel.

„Ja, das Porträt eines Mädchens."

Ludwig Dietel tat einen Blick darauf und rief erstaunt aus: „Das ist ja Hede!"

„Erkennen Sie sie?"

„So, . . . so schön ist Hede geworden?" murmelte Ludwig Dietel, indem er einen Schritt näher und sodann zwei Schritte zurücktrat, so die richtige Entfernung suchend, die die beste Wirkung verbürgte. „Das Bild ist gut. Ich verstehe zwar nicht viel von Malerei, aber das eine sehe ich: das Bild ist gut! Es ist etwas Ungewöhnliches darin, etwas — ich weiß nicht, wie ich es nennen soll — — Sieht Hede wirklich so aus?"

„Ich sehe sie so," versetzte Simon Straßer.

„Das heißt, es müssen sie nicht alle so sehen?"

„Ich denke: nein."

Wieder kam jene unbestimmte Befangenheit von vorhin über Ludwig Dietel. „Ich glaube, daß Sie sie sehr gut kennen müssen, um sie so malen zu können," meinte er nach einer langen Weile verwunderten Betrachtens. „Das ‚Kennen' sogar nicht rein äußerlich verstanden. Sie müssen ihr auch innerlich nahegekommen sein. Wie?"

„O ja," erwiderte Simon Straßer.

Ludwig Dietel sah den Maler aufmerksam an und fragte dann: „Nehmen Sie persönlichen Anteil an den beiden Frauen? Ich frage aus ganz bestimmten Gründen."

„Warum sollte ich es leugnen?" gab Simon Straßer nach einigem Zögern zurück. „Gewiß, ich nehme großen Anteil an den beiden Damen, denen ich zu großem Dank verpflichtet bin."

„Die beiden haben es wohl nicht leicht?"

„Leider gar nicht. Aber sie sind sehr tapfer."

Ludwig Dietel stand auf und durchmaß das Zimmer. „Gut. Da Sie mit den Verhältnissen hier in der Familie so vertraut sind, so hören Sie mich an. Ich habe einen Plan. Einen Plan, der mir und den beiden Frauen helfen soll. Ich habe die Absicht, die beiden von hier fortzubringen, in eine andere Umgebung, die ihrem Stande angemessener ist."

„Was?" rief Simon Straßer mehr erschrocken als erfreut aus.

Ludwig Dietel schien diesen Ton geheimen Mißbehagens nicht zu hören. „Es ist eigentlich eine Schande," fuhr er fort, „daß sich von der nicht unbegüterten und nicht einflußlosen Verwandtschaft der beiden niemand in würdiger und geziemender Weise um sie gekümmert hat . . . Von mir selbst will ich nicht sprechen. Mich beschäftigte bis vor kurzem anderes, und zuletzt war ich bettelarm, viel ärmer als Sie, Herr Straßer, und viel hilfloser als die beiden Damen . . . Aber jetzt bin ich reich, und auch der Kreis, in dem ich mich betätige, hat sich völlig geändert. Ich besitze mehrere Güter, die ich bewirtschaften soll, aber ich bin ohne Frau. Frau von Gerling stammt von einem Gute. Ich will sie bitten, mir zu helfen."

„Haben Sie nicht eine Frau?" fragte Simon Straßer, und das klang ein wenig mißtrauisch.

„Ich hatte eine, ja. Aber sie lebt nicht mehr bei mir, und es ist nur noch eine Frage von Wochen, daß wir geschieden werden."

„Verzeihen Sie, wenn ich vorlaut war," bat Simon Straßer bedrückt. „Aber was Sie mir da mitteilen, kommt mir so überraschend, so — — — Frau von Gerling soll also von hier fortgehen? Und ihre Tochter mit ihr?"

„Fürchten Sie um Ihre Wohnung?"

„Sehr," gab Simon Straßer zu, aber seinem Ton hörte man es an, daß es nicht bloß die Wohnung war, um die er fürchtete.

„Seien Sie nicht eigennützig," redete ihm Ludwig Dietel zu, „denken Sie nicht nur an sich selbst, sondern auch an die beiden, die es ebenso nötig brauchen, wie Sie, daß ihnen jemand hilft . . . Geschieht es zum Vorteil des Mädchens, wenn es als Buchhalterin in einem muffigen Kontor verkümmert?"

„Arbeit schändet nicht. Und die beiden Damen waren zufrieden . . ."

„Weil sie es mußten. Das heißt noch nicht, daß sie die Gelegenheit nicht ergreifen werden, ihre Lage zu verbessern . . . Sagten Sie nicht selbst, daß Sie ihnen zu Dank verpflichtet wären? Nun also! Muß es Sie nicht freuen, wenn ihr Los ein besseres wird?"

„Gleichviel, ich werde sie verlieren . . ."

„Ist es denn soviel, das Sie zu verlieren glauben?"

Simon Straßer war einen Augenblick unschlüssig und wendete sich zur Seite. Dann stieß er heftig hervor: „Ja!"

„Lassen wir das," rief Ludwig Dietel, „reden wir nicht davon . . . Wiederholen möchte ich nur: Ich lade Sie ein, mich zu malen, auf mein Gut zu kommen und so lange dort zu verweilen, als es Ihnen Spaß macht. Vielleicht finden Sie dort mehr Anregung zu Ihrer Arbeit als hier." Er hielt dem Maler die Hand hin. „Schlagen Sie ein?"

Draußen läutete es.

Simon Straßer fuhr auf, war sehr bleich und schien zu überlegen. Entschlossen aber drückte er dann die angebotene Hand. „Ich danke Ihnen sehr. Ich nehme an."

Er ging hinaus, um zu öffnen, und Ludwig Dietel hörte die halblaute freudige Stimme eines jungen Mädchens: „Guten Abend, Simon!" Von einem irgendwo versteckten Gefühle des Neides gepackt, erhob er sich, um die Angekommene zu begrüßen.

Da stand sie auch schon an der Tür, ein Mädchen, das er nicht wieder zu erkennen glaubte! Ihre Wangen waren tief gerötet, und sie sagte atemlos: „Onkel, du?"

Digitized by Google

„Ja, ich," erwiderte er, ihre Hand viel wärmer drückend, als er es sonst getan hatte. „Wo bleibt deine Mama?"

„Mama," rief in unverkennbarer Freude Hede die Treppe hinunter, „schnell, komm — Onkel Ludwig ist da!"

Simon Straßer stand mit einem starren Lächeln abseits.

Die weiße Wolke.

Es war alles vortrefflich gegangen. Frau von Gerling hatte den Vorschlag ihres reichen Verwandten nicht nur angenommen, sie hatte ihn mit Freuden angenommen, nicht zum geringsten deshalb, weil Ludwig Dietel den Takt besessen hatte, ihn in die Form einer fast flehentlichen Bitte zu kleiden.

Da es nichts Demütigendes für sie hatte, einem Manne zu helfen, der erklärte, ohne den Beistand einer vertrauenswürdigen und sachverständigen Freundin einfach fremden Menschen auf Gnade und Ungnade ausgeliefert zu sein, hatte sie gern ja gesagt. Und ihre Tochter hatte sich ihr, vor Freude fast außer sich, angeschlossen.

Dies Mädchen beschäftigte Ludwig Dietel eigentlich mehr, als ihm lieb war.

War er früher auf beiden Augen blind gewesen oder lag der Fall so, daß Hede sich im Laufe kaum eines Jahres dermaßen verändert hatte, daß er jetzt in ihr geradezu eine Entdeckung gemacht zu haben glaubte?

Freilich, mit jungen Mädchen können in dem Alter zwischen siebzehn und achtzehn große Veränderungen vor sich gehen. Ein Backfisch von siebzehn Jahren wird im Ausdruck seines Gesichts häufig nichtssagend und farblos sein, während seine Züge bald darauf Leben bekommen können.

Daß in dem Antlitz Hedes dieses Leben war, stand außer allem Zweifel. Nur daß auch dieses kaum eine Frage war: wer dieses Leben in ihr geweckt hatte ...

Damit lenkten die Gedanken Dietels wieder genau in eine Bahn ein, auf der sie, seit er den Besuch bei Frau von Gerling gemacht hatte, schon einige Male gelaufen waren.

Gefiel ihm nun Simon Straßer oder gefiel er ihm nicht? Zweifellos zog es ihn sehr zu diesem Menschen hin, der gut erzogen schien, obgleich er sich zuweilen von dem, was im gesellschaftlichen Verkehr gang und gäbe war, weit entfernte. Aber gerade diese Unbeherrschtheit der Formen, die ihren Ursprung nicht in unerzogener Nachlässigkeit, sondern in einer lebhaften Gemütsart und in einem starken Selbstbewußtsein hatte, nahm für ihn ein, da man schnell den Künstler und Könner in ihm herausfühlte.

Welcher Art war also jenes Gefühl, das er unbestritten gegen ihn hatte? Es lag irgendwo versteckt ganz tief im Innern und traute sich nicht recht heraus.

Allein Ludwig Dietel packte es mit entschlossener Hand und zerrte es an das grelle Tageslicht. Und da erwies es sich, es ließ sich nicht leugnen, als eine Eifersucht gewöhnlichster Art. Ja, Ludwig Dietel war eifersüchtig. Eifersüchtig auf wen? Auf Simon Straßer. Zu dumm!

Bei Gott, dieser Zustand war mehr als dumm — er war von einer Lächerlichkeit! War es nicht schon der Komik genug, wenn ein Mann sich just in dem Augenblick in seine eigene Frau verliebte, da diese vor Gericht die Scheidung gegen ihn beantragte? Und bedeutete es anderseits wiederum nicht den Gipfelpunkt des Zynismus, dieser Frau, deren Verzeihung man erlangen wollte, die Treue schon wieder zu brechen, ehe man Verzeihung erlangt hatte?

Ludwig Dietel betrachtete sich im Spiegel und spuckte vor sich aus.

Aber im gleichen Augenblick dachte er: ‚Was würde Judith dazu sagen?'

Dieser Gedanke verließ ihn nicht mehr, und er spielte mit ihm, wie ein Kind mit einem geschliffenen Glasstück spielt, das so viele Farben zeigt, wenn man es gegen das Sonnenlicht hält.

Es gab da Möglichkeiten, die man kaum auszudenken wagte! Sollte es so unmöglich sein, Judith unruhig zu machen? Auf ihre junge, schöne Nichte durfte selbst eine Frau von dem Range Judiths eifersüchtig sein, ohne sich etwas zu vergeben ...

Es blieb da nur noch Hede selbst.

Wie, wenn es die für baren Ernst nahm, wenn sie — romantisch, wie junge Mädchen sind! — bereit war, sachliche Folgerungen daraus zu ziehen?

Er war nicht eitel, hielt sich indessen doch für nett genug, um auf ein junges Ding jenen Eindruck hervorzurufen, der besticht — ganz abgesehen von seinen Millionen, die diesem Eindruck alles andere als hinderlich waren.

Aber da fiel ihm Simon Straßer ein, der in seinem Wesen nicht danach aussah, als ob er sich gutwillig etwas nehmen ließe, auf das er ein Recht zu haben glaubte.

Alle Wetter, dieser Maler gefiel ihm jetzt schon um vieles besser! Er war ein Gegner, mit dem zu kämpfen sich lohnte. Zu kämpfen? Nein, damit ginge man wohl zu weit. Aber einen kleinen Tanz konnte man mit ihm schon wagen, ein mehr scherzhaftes Kreuzen der Klingen, eine leicht und geschickt eingeleitete Spiegelfechterei, die lediglich auf die ahnungslosen Zuschauer wirken sollte!

Ludwig Dietel trat erneut vor den Spiegel und unterließ es diesmal, vor sich selbst auszuspucken, denn er fand, daß er im Gegenteil Beifall verdiene. Und da niemand da war, ihn zu spenden, klatschte er selbst in die Hände, was Anton draußen für ein Zeichen hielt, daß er gerufen werde.

„Der gnädige Herr befehlen?"

„Meinen besten Anzug," befahl Ludwig Dietel, „und eine weiße Nelke für das Knopfloch — ich fahre aus."

‚Weiß ist die Farbe des Friedens,' dachte er, ‚die Farbe der Unterwerfung. Ich bin doch neugierig, ob sie auf Judith ganz ohne Eindruck bleibt!' —

Digitized by Google

Er mußte mit der Stadtbahn bis über Erkner hinausfahren, wo Frau von Reick seit dem Tode ihres Gatten — er war Oberstleutnant gewesen und gestorben, als seine einzige Tochter kaum sechs Jahre alt gewesen war — ein kleines Landhaus bewohnte.

In welch zuversichtlicher Stimmung er auch den Entschluß gefaßt hatte, vor seiner Abreise von Berlin noch einmal persönlich eine Versöhnung mit seiner Frau zu versuchen, es klopfte ihm doch heftig das Herz, als er jetzt auf den Knopf der Glocke am Gartentor drückte.

Die Lene kam, um ihm zu öffnen, das kratzbürstige Faktotum, das ihm schon das Tor aufgemacht hatte, als er noch als Verlobter zu seiner Braut gekommen war.

Sie riß nicht wenig die Augen auf, als sie ihn erkannte, und aus dem Ausdruck, der darin lag, konnte er unschwer erraten, daß die im Haus drinnen ungeachtet seines ihm so überraschend zugeflogenen Reichtums noch weit davon entfernt waren, ihm verziehen zu haben. „'n Tag Lene," sagte er trotzdem. „Ist meine Frau zu sprechen?"

Die Alte schien nicht übel Lust zu haben, ihm überhaupt den Eintritt zu verwehren. „Ich weiß nicht," zögerte sie, „ich muß erst mal fragen ..."

Er zwang sich zu einem gemütlichen Ton und schob sie beiseite. „Lene, machen Sie keine Geschichten. Melden Sie mich nur an."

Er ging ihr voraus, und sie folgte ihm mit dem störrischen Widerwillen einer Amtsperson, die man übertölpelt hat. „Aber zu allererst bei der alten Frau Baronin," brummte sie, „sonst riskiere ich's nicht."

„Ganz wie Sie wollen, Lene," beschwichtigte er sie, „haben Sie nur keine Bange!"

Und da saß er nun in dem Salon, in dem es ganz düster war, weil man an allen Fenstern zum Schutze gegen die heiße Sonne die Läden geschlossen hatte, und wartete und hatte selber Bange.

Bewirkte es die Düsterheit des Raumes, daß ihm so ängstlich zumute war, oder trug das Bewußtsein die Schuld, daß er in wenigen Minuten einer Dame gegenüberstehen würde, die seine Schwiegermutter bald — gewesen sein würde?

Ihn überlief ein leichtes Gruseln, und er bedauerte es jetzt lebhaft, daß er sich für das Stelldichein mit seiner Frau nicht einen gefahrloseren Ort ausgesucht hatte. Selbst in einem Gerichtssal, meinte er, schlossen sich die Präliminarien zu einem ehelichen Frieden leichter, weil dort der Boden, wenn auch wenig einladend, so doch streng neutral war, während man in dem Hause der Schwiegermutter nie das Gefühl los wurde, auf feindlichem Boden zu stehen.

Die Tür ging auf, und Ludwig Dietel zuckte zusammen.

Zugleich aber befahl er ein Lächeln auf seine Lippen, verneigte sich tief und beugte sich zum Kusse über eine Hand, die sich ihm augenblicks kalt entzog. Nicht einmal sein Gruß wurde erwidert, und zwei ruhige und gelassene Augen sahen ihn nur mit strenger Verwunderung an, als stellten sie die Frage: ‚Was, Unwürdiger, hast du noch hier zu schaffen?'

Er stammelte etwas, von dem er nicht recht wußte, was es war, das sich aber immerhin als die Bitte angehört haben mußte, die gnädige Baronin möge ihm gestatten, daß er noch einmal mit seiner Frau spreche — da er, durch die unverdiente Gunst des Schicksals unerwartet zum reichen Gutsbesitzer geworden, von Berlin endgültig wegziehe, um sich auf dem Lande der lang ersehnten straffen Arbeit hinzugeben.

„Von dem erfreulichen Umschwung Ihrer Verhältnisse haben wir erfahren," sagte die Baronin in einem förmlichen, von leisem Spott nicht völlig freien Ton. „Sie hatten ja die Aufmerksamkeit, meiner Tochter die Mitgift, die sie in die Ehe eingebracht hat, durch Ihren Anwalt zustellen zu lassen, — samt Zinsen und Zinseszinsen, genau berechnet."

Ludwig Dietel verfärbte sich. „Hab' ich Judith damit beleidigt?" stotterte er.

Die Baronin lächelte eisig. „Die Zeiten, da Sie meine Tochter beleidigen konnten, sind vorbei ..."

„Aber sie hat mein Verfahren doch wohl als taktlos empfunden?"

„Nein, es entsprach durchaus den Formen, die mir für einen Verkehr zwischen Ihnen und Judith als die einzig gegebenen erscheinen. Sie beide haben persönlich nichts mehr miteinander zu schaffen. Zur Regelung etwaiger noch vorhandener Meinungsverschiedenheiten sind die Anwälte da."

Ludwig Dietel fluchte innerlich und nannte sich einen Esel. Er sah ein, daß es kaum eine Möglichkeit gegeben hätte, die Sache ungeschickter anzudrehen, als er es getan hatte. Und er suchte jetzt zu retten, was noch zu retten war, indem er sich in demütigster Zerknirschung in das schlechteste Licht setzte. „Gnädigste Frau," entschuldigte er sich, „konnte ich denn wagen, anders vorzugehen, als ich es getan habe? Ich lief als ein Mensch herum, der an dem beschämenden Bewußtsein krankte, das Vermögen seiner Frau vergeudet zu haben. Und nun bekam ich mit einemmal Geld. Da wollte ich vor allem die Empfindung meiner drückenden Schuld loswerden. So ging ich zu meinem Anwalt, weil ich mir dachte, daß es Ihnen und Judith nicht minder peinlich sein würde als mir, wenn ich Ihnen mit dieser leidigen Geschichte persönlich unter die Augen träte ..."

Er redete verzweifelt und schwitzend darauf los, wie einer, der den Gegner stumm reden möchte, nur um es zu verhindern, daß dieser ihm sogleich die Tür weise. Ganz gefühlsmäßig wurde ihm klar, daß Verhandlungen immer der Anfang zur Verständigung sind. Und so suchte er krampfhaft nach einem Bissen, auf den seine Feindin anbeißen könnte. Aber soviel er auch redete, ein solcher Bissen wollte sich nicht finden. Die Baronin blieb unzu-

gänglich und steif. „Ich möchte nur wissen," sagte sie schließlich, „welcher Zweck Sie hierher führt. Ich seh einen solchen Zweck nicht ein. Sind wir miteinander nicht fertig?"

Aber er wehrte sich mit wahrer Todesverachtung. „Ich möchte trotzdem bitten, meine Frau sprechen zu dürfen —"

„Wozu?"

„Wozu, das weiß ich selbst nicht. Aber ich möchte sie trotzdem sprechen!"

„Da Sie selbst zugeben, daß Ihnen jeder Grund zu einer Unterredung mit Judith fehlt, so lehne ich eine solche schlankweg ab."

„Dann beantrage ich, daß Judith wenigstens befragt wird, ob sie mich anhören will," widersetzte er sich erregt und zornig.

„Erlauben Sie," rief sie erstaunt, unwillkürlich einen Schritt zurückweichend, „was ist das für ein Ton?"

Er lenkte augenblicklich wieder ein. „Liebe Schwiegermama ..."

„Schweigen Sie!"

„... Gnädigste Frau," verbesserte er sich voll Geistesgegenwart, „Sie müssen doch einsehen, daß ein Ehemann — auch ein schlechter, ein verworfener Ehemann — zuweilen das Bedürfnis, nein, die Notwendigkeit, die unbedingte Notwendigkeit fühlen kann, mit seiner eigenen Frau zu sprechen!"

„Seltsam. Sie haben dieses Bedürfnis früher nie gefühlt, soviel wie ich weiß."

„Verzeihung, manchmal doch!"

„Ich dächte, das wäre höchst selten der Fall gewesen — wollen Sie das leugnen?"

Er atmete auf. Gott sei Dank, er hatte seinen Köder! Schon biß sie an!

„Aber es war dann um so ehrlicher und inniger," schmeichelte er. „Und gerade jetzt..."

„Jetzt haben wir dieses Bedürfnis nicht!"

„Sie sind sehr hart, gnädigste Frau, und ich weiß nicht, ob Judith sich dieser Härte so unbedingt anschließt ..."

„Es ist keine Härte, und wenn es eine wäre, dann steht es doch außer allem Zweifel, daß meine Tochter sich ihr anschließt."

„Aber es ginge doch immerhin an, sie zu fragen," wendete er vorsichtig ein.

Die Baronin schien unschlüssig. „Ich habe keine Lust, das zu tun," sträubte sie sich. „Judith wohnt wieder in meinem Hause, und es ist ihre Pflicht, sich nach meinen Wünschen zu richten."

„Gut, dann wende ich mich an Sie selbst, gnädigste Frau," flehte er und machte sich viel kleiner, als er es je als Versicherungsagent gewesen war. „Haben Sie ein Einsehen und sagen Sie: ja! Nur dies eine Mal noch! Dies letzte mal!"

Sie sah ihn an, und er merkte, daß es lediglich von dem Ergebnis dieser Musterung abhängen würde, ob sie ihm seine Bitte gewährte. Er richtete sich also voll auf und gab seinem Gesicht den Zug biederer Treuherzigkeit. Auch die weiße Nelke in seinem Knopfloch schob er mit einer betonten Bewegung in den Vordergrund, als das Zeichen bedingungsloser Übergabe.

Sie ließ mit dem Blick wieder von ihm ab und sagte: „Ich will es mir überlegen ..."

„Bedenken Sie, daß mir viel, sehr viel daran liegt," verstärkte er seine Bitte noch einmal.

Da entschied sie, schon den Türdrücker in der Hand: „Aber ich gebe Ihnen nur zehn Minuten!"

„Zwanzig," handelte er.

„Keinesfalls mehr," sagte sie streng, „und ich verbitte mir jede Wiederholung!"

Er verneigte sich sehr tief, wischte mit dem Taschentuch den Schweiß von seiner Stirn und erwiderte: „Meinen wärmsten Dank —"

⌘ ⌘ ⌘

Katze und Maus.

Aus den zwanzig Minuten war eine halbe Stunde geworden, und aus der halben Stunde schließlich eine ganze. Allein Ludwig Dietel war mit dem, was er seiner Frau zu sagen hatte, noch lange nicht fertig, und so verdroß es ihn mit Recht, als zweimal hart an die Tür des Zimmers geklopft wurde, und die vorwurfsvolle Stimme einer unbeugsamen Mutter rief: „Judith!"

Judith erhob sich und zuckte mit den Schultern, in einer Art, die auf Ludwig Dietel nicht den Eindruck einer Einladung zum Bleiben machte.

Aber da seine Frau immerhin nicht seine Schwiegermutter war, ließ er sich nicht einschüchtern, sondern sagte: „Judith, wir sind noch nicht miteinander fertig."

„Das sind wir schon längst," erwiderte sie, „und es hat keinen Zweck, daß du dich noch weiter bemühst." Sie sagte das weder zornig, noch frostig, sondern einfach mit jener unerschütterlichen Ruhe, die hinter eine Sache, die glücklich hinter ihr lag, auch glücklich den Schlußpunkt gesetzt hat.

Wieder mahnte jenes entsetzliche Klopfen draußen: „Judith!"

Ludwig Dietel sah ein, daß er sich zu etwas ganz Außerordentlichem aufraffen müsse, wenn er die Partie nicht verloren geben wollte, und er dachte fieberhaft nach. Woher nahm er dieses Außerordentliche, das unbedingt wirkte?

Er wußte es nicht, und er bedauerte tief, daß er nicht zu seiner Frau sagen konnte: ‚Du, der Arzt hat gestern bei mir Rückenmarksschwindsucht festgestellt — ich muß sterben!' Wie er sie kannte, würde sie diesem nicht widerstehen können. Aber er war hoffnungslos gesund. Hoffnungslos gesund und hoffnungslos reich.

„Judith!" rief drohend draußen die Mutter.

Judith wandte sich zum Gehen.

Da griff Ludwig Dietel nach ihrer Hand, hielt diese, die heftig widerstrebte, fest und stammelte: „Du — du weißt noch nicht alles!"

Sie erschrak unwillkürlich, versuchte in seinem Gesicht zu lesen und meinte: „Nun?"

„Nein, nicht hier," widersetzte er sich. „Hier kann ich es dir nicht sagen. Aber es ist wichtig. Du mußt es hören. Nur nicht hier!"

Und er gab seiner Miene etwas Angst-

Digitized by Google

liches und Scheues, was ihm in Anbetracht des Horchpostens draußen vor der Tür auch nicht schwer fiel.

„Wo sonst?“ fragte sie, von seiner Ängstlichkeit angesteckt und unsicher gemacht.

„Begleite mich ein paar Schritte. Bis zum See herunter. Dort wo wir immer waren — du weißt schon ... Niemand wird uns dort stören!“

„Muß es sein?“ fragte sie.

„Es muß!“ schwor er düster.

„Warte,“ flüsterte sie hastig, „ich will Mama ein paar Worte sagen ...“

Er blickte ihr nach, während sie davonflog: schlank, biegsam, fast noch ein Mädchen — und ein so starkes Verlangen nach ihr erfaßte ihn wieder, daß er sich im voraus für den größten Dummkopf dieser Welt erklärte, wenn es ihm auf dem Wege zum See nicht gelingen sollte, etwas zu erfinden, das ganz einfach etwas Außerordentliches war.

Judith kam zurück. Sie hatte einen grünseidenen Schal um die Schultern geworfen. „Komm,“ forderte sie ihren Mann auf, und man hörte ihrer Stimme eine Beschämung an, von der es nicht ganz sicher feststand, ob sie ihren Grund in Vorwürfen der Mutter oder in Selbstvorwürfen hatte.

Den Weg, den sie einschlugen, gingen sie nicht zum ersten Male. Mancherlei Erinnerungen knüpften sich für sie an diesen Weg, Erinnerungen bittersüßer Art. Jeder Baum, jeder Strauch, an dem sie vorüber mußten, hatte irgendeine Bedeutung: da hatten sie einander geküßt, dort sich gestritten, hier sich wieder versöhnt. Wohin sie auch sahen, es war unvermeidbar, daß sie irgendeinen Merkstein ihrer Liebe wahrnahmen, der sie stumm fragend ansah und der enttäuscht den Kopf zu schütteln schien, als sie so gar keine Anstalten trafen, ihm zu antworten.

Sie begriffen wohl beide die stumme Mahnung, allein nur Ludwig machte den schüchternen Versuch, sie zu beherzigen.

Auf eine Bank zeigend, an der sie eben in befangenem Schlenderschritt vorüberkamen, sagte er: „Erinnerst du dich noch, Herz, hier auf dieser Bank — —“

„Ist dies das Wichtige, was du mir noch zu sagen hast?“ unterbrach sie ihn.

„Nein,“ beugte er sich kleinlaut ihrer Unerbittlichkeit, „das nicht — ich dachte nur — —“

„Bitte, laß das. Was hast du mir noch zu sagen? Faß dich möglich kurz!“

„Sei nicht so sachlich und nüchtern,“ beklagte er sich, „ich bin das von dir nicht gewöhnt. Es steht dir auch nicht. Es macht dich älter, als du bist.“

„Es ist mir gleichgültig, wie ich dir erscheine.“

„Mir nicht. Es nimmt mir die Stimmung, wenn ich sehe, wie du dich zur Härte zwingst, wo du doch so zart bist — zart wie eine kleine Blume ... Es nimmt mir die Stimmung und den Mut. Und beide brauche ich, um dir das sagen zu können, was ich dir sagen muß ...“

„Beeile dich!“

„Eilt es dir so sehr? Ich denke mir, daß du doch Langeweile empfinden mußt, wenn du mit deiner Mama den ganzen Tag über so allein bist. Nicht?“

„Ich hatte früher oft nicht einmal Mama als Gesellschaft —“

Alle Himmel, das hatte er wieder falsch angepackt, nein, das war nicht der richtige Weg! Er räusperte sich, fuhr mit den Fingern zwischen Hals und Hemdkragen, als sei ihm dieser zu eng, und meinte: „J—a!“

Doch sie schwieg und war durchaus nicht geneigt, ihn aus der Schlinge zu ziehen, die er sich selbst gelegt hatte.

„Du hast recht,“ suchte er sich, ganz vorsichtig von hinten herum, von dieser Schlinge zu befreien, „es war nicht schön von mir ...“

„Davon wollen wir nicht mehr reden,“ lehnte sie mit herber Kühle ab, „es führt zu nichts “

„Warum?“ widersprach er lebhaft. „Man wird sich zum mindesten über sich selber klar!“

„Drüber nachzudenken, hatte ich früher Zeit genug, und ich habe die Klarheit gewonnen, die ich brauche.“

„Ich nahm mir früher zum Nachdenken keine Zeit,“ bekannte er, „leider ... Aber Klarheit habe ich heute auch. Weißt du, die Art, wie sie mir eingehämmert worden ist, diese Klarheit ist mir etwas bitter bekommen — ja, das darf ich wohl sagen!“

Er wußte mit einem Male, wo er einzuhaken hatte: als frisch gebackener Millionär hatte er kein Glück bei ihr gehabt, vielleicht rührten sie seine Schicksale als Versicherungsagent! ‚Das Außerordentliche, das unbedingt wirkt,‘ dachte er, ‚ich habe es!‘

Und er blinzelte behutsam zu ihr hinüber, um ihre Miene zu studieren, wie ein ränkevoller Junge, der sich durch einen Blick auf den ahnungslosen Lehrer orientiert, ob der Zeitpunkt für den Angriff auf ihn günstig gewählt ist.

Es schien nicht, als ob dies der Fall sei. Wo mochte sie mit ihren Gedanken weilen? Kaum bei ihm. Sie hatte sich abgewendet und blickte auf den See hinaus. Eine schöne Andacht lag darin, wie sie das tat, eine schöne Andacht und eine schöne Versunkenheit, die zu stören es ihm an Mut mangelte.

Und so folgte er nur ihren Augen und versank auch selbst in den Anblick der tief blauen, zart gewellten Wasserfläche, deren grüne Ufer leis zu träumen schienen.

„Wundert es dich nicht,“ begann er tastend, „daß sich hier gar nichts verändert hat?“

Sie schwieg.

„Mich wundert das ganz ungeheuer,“ fuhr er, mutiger gemacht, fort. „Und dann scheint mir doch wieder, als ob alles anders geworden sei. Ja, ich sehe es mit anderen Augen. Siehst du, es liegt daran, daß ich anders geworden bin — ich!“

„Ich habe mich nicht verändert —“

„Nein, du nicht, Gott sei Dank — du hattest das auch nicht nötig ... aber mir,

Digitized by Google

weißt du, tat es not. Meinst du nicht auch?"

„Mir kommt keine Meinung über dich zu."

„Du drückst das etwas schroff aus, dünkt mich, und es will mir scheinen, als ob du dich etwas übereiltest, wenn du so rundweg eine solche Behauptung aufstellst ... Warum sollte dir keine Meinung mehr über mich zukommen? Angenommen, die Scheidung, die du gegen mich anstrebst, würde wirklich Tatsache — was ich nicht hoffe ..."

„Sie wird Tatsache!"

„... was ich dennoch nicht hoffe, Liebste!... Aber angenommen, sie würde wirklich Tatsache, diese unselige Scheidung —: so wäre doch damit nur erzielt, daß ich nicht mehr dein Mann bin! Aber ganz ausstreichen aus deiner Erinnerung könntest du mich damit trotzdem nicht — ich meine, so völlig austilgen, mit Haut und mit Haaren und mit allem, was ich war und bin! Ich wäre doch immerhin dein Mann gewesen! Und vielleicht könnte ich dann wenigstens dein Freund sein oder zum allermindesten dein guter Bekannter, über den dir wohl immerhin eine Meinung zustünde — nicht?"

„Du gehst Schleich- und Kreuzwege, die mich verwirren sollen," versetzte sie ungeduldig. „Was willst du?"

„Nur ein wenig Gerechtigkeit," bat er.

Sie machte eine hochmütige Geste.

„Und ein wenig Nachsicht," setzte er hinzu.

„Ein wenig!"

„Nein, du hast recht, es müßte schon viel, sehr viel Nachsicht sein. Bei Gott, ich gebe zu, daß es soviel Nachsicht sein müßte, als du gar nicht aufbringen kannst — du nicht und auch keine andere Frau!"

„Nun also!"

Er seufzte. „Gut, lassen wir die Nachsicht fallen, da es ihrer nicht soviel gibt, als ich brauche... Aber Gerechtigkeit! Auf der Gerechtigkeit muß ich bestehen, um sie muß ich dich bitten, nach wie vor! Um jene, mit der man einen Menschen beurteilt, den man einmal gut gekannt hat... Liebste, du hast mich doch gut gekannt — einst?"

„Das dacht' ich!"

„Siehst du," rief er triumphierend aus, „und du hast mich doch nicht ganz gekannt! Du hast nur die eine Seite an mir gekannt und nicht auch die andere — ja, du hast mich immer nur einseitig gesehen, Jawohl!"

„So?" spottete sie. „Hast du mich zu dem Zweck hierher gelockt, um mich über deine andere Seite aufzuklären?"

„Ja," beteuerte er feierlich.

„Ich glaube, dann hättest du mir diesen Weg ersparen können. Mir liegt nicht soviel daran, diese angebliche andere Seite kennen zu lernen. Ich habe von der einen genug."

„Es ist nur der Vollständigkeit halber, Liebste — und damit du, wenn wir geschieden werden sollten, weißt, wer dein Mann war — so und so!"

„Da bin ich neugierig." Sie lachte verächtlich.

„Ich begreife das, und ich will dir gern die Genugtuung verschaffen, daß deine Neugier auch befriedigt wird. Denn es wird eine Genugtuung für dich sein, und du wirst Ursache haben, dich zu freuen."

„Das wäre das erstemal."

„Also immerhin doch einmal," sagte er ernsthaft, „und du wirst wenigstens nachher nicht sagen können, daß sich die Stunde, die du mir noch geschenkt hast, nicht gelohnt hat... Nur müssen wir uns dazu setzen."

„Das nicht," wehrte sie sich.

Doch er führte sie mit sanftem Zwang unter die drei Kiefern am Seeufer. „An unseren alten Platz," erklärte er weich.

Ja, auf dieser Bank hatten sie manchmal gesessen. Wie lange war das her? Immerhin schon einige Jahre. Allein der See wußte von dieser verflossenen Zeit nichts, seine Wellen spülten sich noch mit demselben Ton dunkelsüßen Erzählens an das Ufer heran wie damals.

Der See erzählte von Dingen, die mit Theaterdamen, Pfändungen, Wucherern, Offenbarungseiden, falschen Jugendfreunden, dicken, heiratslustigen Rentnerwitwen, mangelnden Abendbroten und dergleichen nichts zu tun hatten. Er erzählte von Dingen, die nur zwei verstanden, die sich gern hatten ...

„Wie toll dieses Wasser darauflos erzählt," bemerkte Ludwig wehmütig. „Kannst du's verstehen?"

„Ich bitte dich, langweile mich nicht..."

So antwortete Judith. Aber der Ton ihrer Stimme sagte etwas ganz anderes, als ihre Worte es taten, die ja immer nur dazu da sind, das zu verschweigen, was man gern sagen möchte und doch nicht sagt.

„Ich meinte nur so," entschuldigte sich Ludwig, „es fiel mir gerade ein ... Aber nun zur anderen Seite!"

Er hüstelte verlegen, denn es wurde ihm doch nicht so leicht, von den Tagen zu sprechen, da er auf Anordnung des Amtsgerichtes Berlin-Mitte ein Verzeichnis seines gesamten beweglichen und unbeweglichen Vermögens hatte anfertigen müssen.

Judith musterte ihn mit leisem Spott, da sie seinem Zögern wiederum ganz andere Ursachen zuschob. ‚Ausreden', dachte sie, ‚und zwar kindlich ungeschickte Ausreden, so daß er einem fast leid tun könnte!'

„Nun," forderte sie ihn auf, „wie sieht sie aus, diese deine andere Seite?"

„Schäbig," antwortete er trocken und wie befreit.

„Wie?"

„Schäbig," wiederholte er, „sehr schäbig... Hast du mich schon einmal schäbig gesehen?"

„Ich verstehe dich nicht recht."

„Ich meine es ganz äußerlich: hast du mich schon einmal schäbig gesehen — in einem abgetragenen Anzug, in minderwertiger Wäsche, mit durchlaufenen Schuhsohlen?"

„Ich wüßte nicht..."

„Aber ich. Es war gar nicht lange danach, als du von mir fortwarst ... Es war

Digitized by Google

sonderbar. Kaum, daß du mir den Rücken gewandt hattest, folgten auch alle anderen, voran meine Gläubiger, deinem Beispiel: sie wandten sich von mir ab... Das heißt, sie beschäftigten sich eifrig mit mir, nur daß sie nicht mehr persönlich, sondern einzig und allein durch die Gerichtsvollzieher mit mir verkehrten. Die räumten meine ganze Wohnung aus, so daß ich eines Tages in einem abscheulich ausgestatteten Zimmer — draußen im Norden! — vor dem Spiegel stand und die Wahrnehmung machte, daß ich schäbig, ja, fast verwahrlost angezogen sei..."

„Du?"

„Ich. Ich, Ludwig Dietel, mußte vor einem Manne im Amtsgericht, Abteilung für Zivilsachen, Zimmer Nr. 44, die Finger heben und eidlich versichern, daß ich nur drei Taschentücher besitze. Ich besaß wirklich nicht mehr, und es war ein Glück, daß ich nicht den Schnupfen hatte, denn ich hätte mir nur unter Schwierigkeiten ein viertes Taschentuch kaufen können. Ja, um mir ein Taschentuch kaufen zu können, hätte ich auf eine Mahlzeit verzichten müssen, und das hätte ich kaum ertragen, weil ich damals sehr hungrig war und ohnedies nur eine Mahlzeit im Tage einnehmen konnte — bei Aschinger, weißt du, für vierzig Pfennig!... Aber verzeih, du kennst ja den ersten Stock bei Aschinger nicht."

Sie schüttelte den Kopf.

„Eine wunderbare Einrichtung dort, versichere ich dir, kaum zu glauben: für vierzig Pfennige ißt du dich richtig satt! Erbsen mit Speck oder Rindfleisch in Rosinensauce — so einen Teller! Und Brötchen in beliebiger Anzahl dazu!... Du, in meinem ganzen Leben hab' ich noch nicht soviel Brötchen gegessen wie in den paar Wochen damals bei Aschinger! Auf Ehre!"

„Ja, hattest du denn nicht —?"

„Nein, ich hatte nicht. Nichts hatte ich, gar nichts, am allerwenigsten Geld. Nur Hunger hatte ich und eine seelensgute Wirtin, die mir manchmal ein paar Groschen borgte. Von denen lebte ich. Und ich lebte nicht als Schlemmer."

Sie war sehr blaß geworden. „Aber deine Brüder und deine Freunde —?"

„Pfui Teufel, erinnere mich nicht an meine Brüder! Aber an meine Freunde darfst du mich erinnern, ja. Ich hatte noch einen Freund, einen Jugendfreund. Zu dem ging ich. ‚Hilf mir,' sagte ich zu ihm, ‚ich hab' nichts zum Beißen!' Und er gab mir einen Klaps auf die Schulter, wie so ein richtiger, braver Jugendfreund, und sagte: ‚Ja, ich helfe dir — du kannst Versicherungsagent bei mir werden!'... Und da wurde ich Versicherungsagent."

Ihre Blässe war einer glühenden Röte gewichen: „Das ist nicht wahr!"

„Nicht wahr? Frage doch bei den zahllosen Leuten nach, an deren Türen ich wie ein Hausierer gestanden bin, den man überall abweist, weil er nicht das Talent hat, sich wie eine Laus in ihren Pelz zu bohren! ... Aber sie werden sich meiner kaum noch erinnern, denn ich war ihnen ein Nichts, das sie nur unwillig anknurrten, wenn es sich nicht schnell genug von ihrer Schwelle trollte! Nur eine wird mich noch nicht vergessen haben, eine Frau — —"

„Eine Frau?"

„Eine, aus der man bequem hätte drei machen können, so umfangreich war sie. Eine brillantenschwere Protzin, vor der ein beneidenswerter Rentner das Zeitliche gesegnet hatte und die nun glaubte, mir ihre fette Hand antragen zu müssen —"

„Dir?"

„Mir. Aber aus dem Geschäft wurde nichts, weil ich es vorzog, die Flucht zu ergreifen — von so einem rechten Grausen geschüttel, weißt du, das einen packt, wenn man sich schon gar keinen Rat mehr weiß und wenn man erwägt, ob es nicht Zeit sei, sich auf anständige Weise für immer zu drücken... Siehst du, damals erwog ich diesen Gedanken. Und da dachte ich an dich. Und dieses Andichdenken machte mich wütend, und ich biß fest die Zähne zusammen und schwor: ‚Nu gerade nicht — und wenn ich in Hamburg Hafenarbeiter werden soll! Du drückst dich nicht, du bleibst!'... Ja, so dachte ich. Und so hätte ich auch gehandelt! Und dann legte ich mich nieder, und als ich aufwachte, da umklafften mich meine Brüder und meldeten mir, daß ich ein Millionär sei!"

Er schwieg und sah auf die Spitzen seiner Schuhe nieder. Er schämte sich auch ein wenig, denn ihm war, als habe er seine Erzählung doch mit mehr Gefühl vorgetragen, als für einen Mann in seiner Lage gut war. Konnte sie nicht glauben, daß es in seiner Absicht lag, sie zu rühren?

‚Herrgott', beschimpfte er sich selbst, ‚was bin ich für ein elender Heuchler! War das vielleicht nicht meine Absicht?!'

Er nahm eine Zigarette aus der Tasche und fragte: „Hast du etwas dagegen, wenn ich rauche?"

Daß sie keine Antwort gab, faßte er als eine Zustimmung auf, und brannte sich also eines von seinen dünnen parfümierten Dingern an. Nach ein paar hastigen Zügen lachte er gezwungen und sagte: „Das wäre also meine andere Seite. Ich glaubte, daß ich sie dir enthüllen durfte — jetzt, wo ich ein Krösus bin und du meine Beichte nicht mehr falsch auffassen kannst. Das tust du doch hoffentlich nicht, wie?"

„Warum hast du dich ... damals nicht an — mich gewendet?" fragte sie, seiner Frage ausweichend.

„Ist das dein Ernst?"

„Ich spaße nicht."

„Ich hätte mich an dich wenden sollen, damals, als ich nichts zum Beißen hatte? An dich, deren Vermögen ich vergeudet hatte? Das ist dein Ernst?"

„Ich hätte das verlangen dürfen..."

Digitized by Google

Digitized by Google

„Verlangen —? Mit welchem Recht, wenn ich dich bitten darf?"

„Ich war deine Frau!"

„Die die Scheidung gegen mich eingeleitet hatte —!"

„Aber doch deine Frau!"

„Jetzt willst du mit einem Male wieder meine Frau sein, während du das noch vorhin lebhaft bestrittest! ... Wäre dir wirklich soviel daran gelegen gewesen, die Frau eines Versicherungsagenten zu sein?"

„Dazu hätte ich es nicht kommen lassen."

„Wirklich? Und du hättest mir zugemutet, daß ich Almosen von dir annehme?"

„Das, was eine Frau ihrem Mann schenkt, kann nie ein Almosen sein!"

„Bei Gott, meine Liebe," stöhnte er und warf die halb ausgerauchte Zigarette in den See, „wir verstehen einander nicht! Glaub' mir, ich hätte es als ein Almosen empfunden! Ich hätte mich gräßlich geschämt!"

„Und ich muß mich heute schämen, weil ich dir nicht beigesprungen bin, als du Not gelitten hast... Warum hast du mir das übrigens alles erzählt?"

„Du, ich glaube fast," sagte er gespannt, „daß ich mit meiner Erzählung nicht den erhofften Erfolg erzielt habe?"

„Welches sollte denn der Erfolg sein?"

Er nagte an seinem Schnurrbart und meinte: „Ich bin vielleicht ein Esel, aber ich bildete mir ein, dich überzeugen zu können, daß ich, wenn es darauf ankommt, nicht nur Geld vergeuden kann!"

„Es liegt mir nicht so sehr viel daran, gerade das zu erfahren," antwortete sie mit einer Geste des Verstocktseins. „Ich hätte etwas anderes lieber erfahren."

„Und was wäre das?"

„Ich hätte gewünscht, daß du damals zu mir gekommen wärest und dich mir anvertraut hättest."

„Aber —."

„Dann," gestand sie unter Erröten und stockend, „hätte ich mich zu dir bekannt..."

„Und jetzt — jetzt tust du das nicht?"

Sie schüttelte den Kopf.

Er sprang auf und schlug sich mit der geballten Hand vor die Stirn. „Ich Esel," murmelte er, um laut hinzuzufügen: „So stößt du dich also an meine Millionen?"

„Nein! Aber ich stoße mich an deinem mangelnden — Vertrauen."

„,An deine mangelnde Liebe' willst du sagen," rief er heftig, „gestehe es nur!"

„Vielleicht ..."

„Du mußt es ja wissen," sagte er verbissen und trotzig, „du weißt ja alles, du kennst mich ja ganz genau ..."

Sie schwieg. Aber auch er hatte mit einem Male alle Lust zum Reden verloren und starrte finster vor sich hin auf den See. Ihm kam das Ganze als ein Katze-und-Maus-Spiel vor, und er hatte den Eindruck, daß er dabei keineswegs die Rolle der Katze spielte. Aber auch die Maus wollte er nicht sein — er, der reiche Dietel, der auf seinem Gute bald Gelegenheit haben würde, mit einem jungen, schönen Mädchen namens Hede zu flirten. Und es kam ihn jäh das Verlangen an, für eine Weile selbst die Rolle der Katze zu spielen. „Wie wird es also mit uns," murrte er fast drohend, „bestehst du auf der Scheidung?"

„Ja."

„Ich hatte mir alles anders gedacht," leitete er lauernd seinen Angriff ein. „Ich habe jetzt ein Gut und brauche unbedingt eine Frau. Ich hoffte, du würdest diese Frau sein. Ist daran wirklich nicht zu denken?"

Sie lächelte spöttisch. „Du wirst schnell eine andere Frau finden — bei der Übung, die du darin hast ..."

„Habe ich schon!" Er schnellte den ersten Pfeil ab, bemüht, mit scharfem Jägerauge festzustellen, ob das Geschoß auch sein Ziel erreicht habe.

Das hatte es — bei Gott, das hatte es wirklich! Judith war recht merklich um einige Schattierungen bläßer geworden.

„So schnell?" fragte sie mit einem Spott, der seiner selbst nicht mehr so sicher war.

„Was willst du," erklärte er bieder, „es eilt. Ich habe eine Wirtschafterin gefunden, eine sehr tüchtige Frau."

„So heirate sie doch!"

„Dazu ist sie mir zu alt," meinte er gemächlich. „Sie hat schon eine erwachsene Tochter, die du kennst."

„Ich?"

„Ja, die Hede."

„Wer?"

„Deine Kusine, die Hede — ein sehr nettes, junges Fräulein übrigens."

Oh, die Pfeile saßen vortrefflich, sie hatten mitten ins Schwarze getroffen. Himmel, welch ein Meisterschütze er doch war.

In der Tat, eine größere Überraschung hätte Judith kaum treffen können. Das war ja geradezu ein Überfall. Noch zögerte sie, dem Gehörten Glauben zu schenken.

„Spaßest du?" fragte sie wie betäubt.

„Erlaube, wie sollte ich dazu kommen, zu spaßen? Mir war in meinem Leben nie ernsthafter zumute ... Die Sache ist einfach die, daß ich gezwungen bin, die Bewirtschaftung eines großen Gutes zu übernehmen, obgleich ich von der Landwirtschaft noch so gut wie gar nichts verstehe. Dazu kommt noch, daß mich meine eigene Frau im Stich läßt. Muß ich da nicht dem Himmel danken, wenn sich eine andere Frau meiner annimmt, und zwar eine, wie ich sie nicht besser treffen konnte?"

„Du hast meine Tante um diesen Gefallen gebeten?" fragte Judith blaß.

„Fast auf den Knien. Sie wollte erst nicht recht. Aber dann sah sie ein, daß ich sie haben mußte, und da sagte sie zu. Und auch Hede hatte nichts dagegen."

„Das kann ich mir denken ..."

„Das arme Ding, nicht wahr? Sie hat wirklich Anspruch auf eine bessere Zukunft."

Digitized by Google

„Nun, ich denke, daß du das deine tun wirst, dich für ihre Zukunft einzusetzen ...“

„Mit allen Kräften,“ versicherte er feurig, „ganz wie ich es ihr und ihrer Mutter schuldig bin!“

„Und auch dir selbst!“

„Mir selbst?“ fragte er erstaunt.

„Lassen wir das,“ sagte sie mit eisiger Kälte. „Ich wünsche dir viel Glück.“

Er duckte sich und machte sich ganz demütig. „Du, das klingt ja wie Hohn, wenn du sagst: ‚Ich wünsche dir viel Glück!‘ Das wünschest du mir ja gar nicht.“

„O ja.“

„Wenn das der Fall wäre, dann müßtest du doch auch etwas dazu tun, daß sich dieser Wunsch erfüllte ...“

„Das werden andere besorgen ...“

„Judith!“

„Laß mich!“

„Überlege es dir noch, Judith ... Wann ist der nächste Termin in deiner Scheidungsklage gegen mich?“

„In vier Wochen.“

„Ich denke mir, daß ich an diesem Tage krank sein und vor Gericht nicht erscheinen werde. Ja, ich habe so eine Ahnung ... Und du?“

„Ich werde gesund sein!“

„Du hast eine unverwüstliche Gesundheit,“ klagte er, „leider. Aber vielleicht erwischt es dich auch einmal!“

„Ich denke nicht.“

„Ich hoffe ja.“

Sie erhoben sich, denn die Sonne schickte sich schon an, in den See unterzutauchen.

„Muß ich gehen?“ fragte er.

„Ja,“ sagte sie mit abgewendetem Gesicht.

„Und darf ich wiederkommen?“

Darauf blieb sie die Antwort schuldig.

„Gut, ich komme wieder,“ versicherte er mit einem dankbaren Neigen des Kopfes. „Gott befohlen! Er möge dir zur rechten Zeit eine kleine Krankheit schicken!“ Er beugte sich schnell über ihre Hand und drückte einen Kuß darauf. „Auf Wiedersehen, Liebste!“

„Du!“ Sie maß ihn wie haßerfüllt.

Er sah ihr lächelnd nach.

Glücklicher Erbe!

Wer von Berlin etwa nach Blichow reiste, der konnte den Schnellzug nur eine kurze Strecke benutzen. In Hainichen mußte er aussteigen, um sodann noch eine Stunde mit der Kleinbahn zu fahren. Aber auch diese brachte ihn bloß bis Schwanthal, und wenn er die zehn Kilometer von dort bis Blichow nicht zu Fuß zurücklegen wollte, dann mußte er Glück haben, denn namentlich im Sommer hatten die Bauern wenig Zeit und Lust sich für eine Fuhre nach Blichow.

Blichow zählte nur sieben Häuser und außerdem ein Gebäude, das man bei einigem guten Willen ein Schloß nennen konnte. Sogar einen Turm hatte es auf dem Dach, mit einer Uhr, die seit mindestens zehn Jahren auf halb zwölf zeigte. Eine Freitreppe führte zu dem Haupttor hinauf, und die vielen kleinen Fenster in den zwei Stockwerken äugten neugierig die uralte Eichenallee hinunter, der erst nach einer Strecke von anderthalb Kilometern eine der sieben Bauernhütten von Blichow den Weg verlegte. Jeder, der den schattigen Baumgang hinauffuhr, hatte die Empfindung, daß ihn ein Märchenschloß erwarte. Und er war dann, wenn ihn der alte und absonderliche Joachim Dietel in eines der nüchtern eingerichteten Fremdenzimmer führte, mit Recht enttäuscht.

Aber die Enttäuschung schwand schnell, wenn man mit dem großen Hause, in dem man Aufnahme gefunden hatte, erst näher bekannt geworden war. Das war nicht leicht, denn es hatte soviel Räume, daß es einiger Zeit bedurfte, ehe man mit ihnen allen einigermaßen vertraut werden konnte.

Da war ein Musikzimmer, in dem ein alter Flügel stand, obwohl niemand ihn den alten Joachim Dietel hatte benützen hören, und da war ferner ein Lesezimmer, an dessen Wänden sich hohe Regale mit Büchern und Zeitschriften allerart reckten, in denen der Herr, nach Versicherung seiner Wirtschafterin niemals gelesen hatte. Der Sonderling hatte ein Spielzimmer gehabt, obwohl er nicht spielte, ein Rauchzimmer, obwohl er nicht rauchte, und viele Fremdenzimmer, obwohl er nur höchst selten einen Gast bei sich empfing. Und alle diese Räume waren auf das vortrefflichste imstand gehalten.

Aus dem seltsamen Hause kam man in den fabelhaften Park, der sich hinter dem Schloß breitete, eine einzige Wildnis von ältesten Eichen, Eschen und Pappeln, von dichtem Strauchwerk und vernachlässigten Wiesen, mit einem schwarzen Teich, auf dem Seerosen blühten und an dessen Ufern das Schilf meterhoch wucherte.

Und hinter dem Park, der, niemandem zugänglich, von einem hohen eisernen Zaun umgeben war, begann wieder eine neue Welt.

Dort stand das Haus des Gutsverwalters Rösicke, mit einem Zier- und einem Gemüsegarten und mit viel Blumen in den Fenstern, von einigen einfachen Häuschen benachbart, in denen eine Anzahl Arbeiter ihre Wohnung hatte. Auch die Ställe und die Scheunen und die sonstigen Wirtschaftsgebäude hatten hier ihren Platz, in angemessener Entfernung vom Schlosse selbst, welches nicht duldete, daß der laute Werktag zu nahe an es herankam. Herr Rösicke aber war einfach der Minister seines Herrn und hatte den Auftrag, an gewissen Tagen und zu bestimmter Stunde zum Vortrag zu erscheinen. Im übrigen besaß er in seinem Wirkungskreise, der sich auf einen Landbesitz von vielen Geviertkilometern erstreckte, unumschränkte Vollmacht. Schon seit mehr als fünfundzwanzig Jahren übte er sie fachtüchtig aus.

Er war ein ergrauter Achtundfünfziger und glich in mancher Hinsicht seinem verstorbenen Herrn. So wie dieser war er kein Freund langer Gespräche, wenn auch nicht

Menschenscheu und Hang zur Verschrobenheit die Ursache seiner Schweigsamkeit waren. Er sah vielmehr auf die Menschen mit der heiteren Überlegenheit eines viel Erfahrenen herab, der weiß, daß es ebenso unnütz wie wenig bekömmlich ist, sich über die Nichtigkeiten des Daseins zu ärgern.

Er war es gewesen, der den jungen Erben vom Bahnhof in Schwanthal abgeholt hatte, und es war ihm ein wenig schwer geworden, den neuen Herrn besonders höflich oder formvoll anzureden. Bei dem Verstorbenen war es strenge Vorschrift gewesen, ihn nie anders als mit ‚Herr Dietel‘ anzusprechen. Und nun war plötzlich ein junger Mann da, dem man den ‚gnädigen Herrn‘ schon von außen deutlich ansah.

Glücklicherweise schwand die Befangenheit vor dem neuen Gebieter schneller, als Rösicke gedacht hatte. Dieser junge Mann war das Muster eines umgänglichen Menschen, liebenswürdig, heiter, offen und viel eher schüchtern als betont herrisch; er war wie einer, der es nicht verbirgt, daß er auf dem Gebiet, das er betritt, ein Fremdling ist und der deshalb um Nachsicht werben möchte. Rösicke war im tiefsten befriedigt und gab zu verstehen, daß er die ihm gestellte Aufgabe, dem Neuen ein Lehrer und Führer zu sein, mit Freuden erfüllen werde.

„Wissen Sie,“ sagte er, „der alte Herr war wunderlich: er kümmerte sich um seinen Besitz so gut wie gar nicht. Ich mußte alles machen. Aber ich werde auch alt. Da wäre es doch sehr schön, wenn Sie die Zügel selbst in die Hand nehmen könnten.“

„Ich wollte schon immer Landwirt werden,“ versicherte Ludwig Dietel, „und ich denke, daß ich's nach und nach schon schaffen werde, wenn Sie mir helfen. Ich habe die Stadt und alles, was mit ihr zusammenhängt, gründlich satt . . . Gibt's hier auch Jagd?“

„Natürlich.“

„Ausgezeichnet! Dann werde ich mich kaum langweilen!“

„Nein, zu langweilen braucht sich hier niemand. Wenn man nur will, dann hat man alle Hände voll zu tun.“

Ludwig Dietel hatte nun Gelegenheit, sich mit Bedacht auf seinem Besitztum einzurichten.

Frau von Gerling und ihre Tochter waren noch nicht da, sie kamen erst einige Tage später. Nur Anton, sein Diener, war um ihn und die alte Wirtschafterin des Verstorbenen. So war er fast ganz allein und konnte mit all dem vielen, was jetzt sein unumschränktes Eigentum war, Bekanntschaft schließen.

Und er gehörte nicht zu jenen nüchternen Naturen, die es als ihre erste Aufgabe betrachtet hätten, das Schloß von oben bis unten neuzugestalten und von dem, was sie zweifellos ‚alten Hausrat‘ genannt haben würden, zu befreien. Ihm gefiel alles so, wie es gerade war, bis auf die Turmuhr, die mit Hartnäckigkeit nur die Zeit von ein halb zwölf anzeigte, und er brachte ganze Stunden damit zu, es zu betrachten, mit Liebe, wie das den alten Möbelstücken zukam, vom Lieblingszimmer des Verstorbenen angefangen bis zum letzten Fremdenzimmer.

Lebte etwa etwas von dem alten Sonderling Joachim Dietel in seinem Blute, weil es ihm so leicht und so behaglich wurde, sich in diese neuen Verhältnisse zu finden?

Er hatte den groben Onkel leider viel zu wenig gekannt, als daß er dies jetzt hätte beurteilen können, aber soviel war ihm doch klar: die Abenteuerlust von früher war ihm gründlich abhanden gekommen. Er hatte sich ausgetobt, und es war nur schwer denkbar, daß ihn wieder einmal der Drang anfallen sollte, auf die alte Art Dummheiten zu machen.

Er freute sich der Stille, die um ihn war, stöberte in alten Papieren und Büchern, entlockte dem vergessenen Flügel süß-wehmütige Melodien und blickte in stummer Versunkenheit die lange Eichenallee hinunter, als müßte von dort irgend etwas Helles und Frohes kommen, das noch fehlte, auf daß sein Glück vollkommen würde.

Den Abend verbrachte er im Park, der ihm gerade so gefiel, wie er war, und den er auch so zu belassen gedachte. Er lag auf einer der verträumten Bänke und ließ die Dämmerung langsam näher kommen. Und in ihrem Frieden war ihm, als ob er begönne, erst das wahre und wirkliche Leben zu erfassen, im Gegensatz zu dem Leben, das er früher geführt hatte und das nur ein geschminktes Leben gewesen war, ein Theater- und Scheinleben, aus dem man angeekelt wie aus einem Rausch erwachte.

Und wenn es allmählich finster wurde, dann glaubte er die Stimme des alten Joachim Dietel zu hören. Sie hatte nichts Grobes an sich, nur etwas Rauhes, das sich schnell verlor, wenn man sich erst eine Weile an sie gewöhnt hatte.

Sie fing damit an, daß sie auf die Dummheit der Menschen schalt, die ihr Glück in dem roh-lauten Getriebe der Außenwelt suchten, und sie hörte, fast zärtlich werdend, damit auf, daß sie von jenem echten Glück erzählte, welches tief in der Einsamkeit verborgen war, in jener Einsamkeit, die ein jeder Mensch in seiner Seele mit sich herumträgt und die er erst wahrnimmt, wenn er an einem abgeschiedenen und ruhigen Ort in sich hineinhorcht.

Ludwig Dietel hatte dieses echte Glück jetzt gefunden, und er hielt es fest. Als ob ein gütiges Schicksal ihn führe, so war ihm, und als er nie mehr irren könne. Und wenn er noch nach einem verlangte, dann war es dieses, sich und seine Entdeckung jemandem mitteilen zu können, um diesen anderen gleichfalls so glücklich machen zu können wie sich selbst.

Wer war dieser andere? Fast schwankte er. Eigentlich konnte es nur eine sein. Aber diese eine wollte nicht. Lag es so ganz außer dem Bereiche der Möglichkeit, daß er sich auch für die zweite entscheiden konnte?

Allein er gab das Grübeln auf und forderte

Digitized by Google

Rösicke auf, daß dieser ihn mit seinem Besitz bekannt mache.

Stundenlang ritten die beiden über die Felder, und Ludwig Dietel hatte immer neue Fragen, die zu beantworten dem Inspektor sichtliches Vergnügen bereitete.

Der Schweigsame fand plötzlich Worte. Ja, er lebte geradezu auf. „Hat man sich da Jahr für Jahr geplagt," sagte er, „und dabei immer gedacht, daß es am Ende doch für die Katze sein würde! Und jetzt sieht man, daß es doch einen Zweck hatte!"

„Warum haben Sie geglaubt, daß Ihre Arbeit zwecklos sein würde?" fragte Ludwig Dietel verwundert.

„Nun, hat es viel Zweck, sich für einen Herrn abzurackern, den es ebenso gleichgültig lassen würde, wenn man fünfe gerade sein ließe?"

„Was war dazu der Grund?"

Es war zu erkennen, daß Rösicke mit der Sprache nicht recht heraus wollte. „Er war ein wunderlicher Kauz," meinte er schließlich, „und steckte voll Absonderlichkeiten. ‚Wozu,' sagte er ‚schinden Sie sich, Rösicke? Für mich? Ich bin alt. Und meine Erben — —' ... Ich glaube, Herr Dietel, der Alte liebte seine Erben nicht!"

Ludwig Dietel war rot geworden und sagte: „Im Gegenteil, er verachtete uns."

„Nur Sie nicht — er hätte Ihnen doch sonst nicht alles vermacht ..."

„Das war auch nur so eine Schrulle."

Doch der Alte schüttelte den Kopf. „In seinen Schrullen lag Sinn," widersprach er, „und er war im Grunde gar nicht so verschroben, wie er aussah. Ich glaube, daß er gerade für Sie manches übrig gehabt hat, wenn auch Sie derjenige waren, auf den er scheinbar am schlechtesten zu sprechen gewesen ist."

„So? War er das?"

„Ja, er erzählte so mancherlei, und ich hatte mir deshalb auch ein ganz falsches Bild von Ihnen gemacht. Sie verstehen es, einen angenehm zu enttäuschen. Ich hätte das nicht gedacht."

„Ich hätte früher vieles nicht gedacht," gestand Ludwig Dietel, „und ich habe mich teuer belehren lassen müssen. Aber es war nicht schade."

„Das ist nie schade, wenn Sie einem alten Mann gestatten wollen, so zu reden. Und ich denke, daß der Verstorbene genau gewußt hat, was er wollte. Es ist ihm in seiner Jugend nicht anders ergangen wie Ihnen."

„Wissen Sie das?" fragte Ludwig Dietel lebhaft interessiert.

„Herr Joachim Dietel war nicht sehr gesprächig, aber im Laufe von etlichen zwanzig Jahren hört man doch einiges, wenn man aufpaßt. Und aus den Äußerungen, die er fallen ließ, hab' ich mir ein ganz bestimmtes Bild von ihm gemacht. Nach diesem Bilde ist er in seiner Jugend ein Hitzkopf und Durchgänger gewesen, das steht fest."

„Aber doch nur kurze Zeit," sagte Ludwig Dietel. „Denn wir Brüder kannten ihn schon als Kinder als einen verschlossenen Einsiedler, der niemand an sich heranließ."

„Mein verehrter Herr, ich will Ihnen etwas sagen: in einem jeden jungen Menschen ist ein Überschuß toller Kraft, die sich verausgaben will, in dem einen mehr, in dem anderen weniger, und bei dem, der sie nicht rechtzeitig verausgaben kann, rächt sich das später: er behält irgendeinen Knick, den er nie mehr ganz los wird. Mir sind Leute, die es einmal sehr toll getrieben haben, lieber. Wenn sie keine Lumpen sind, dann werden sie die vorzüglichsten Menschen. Und unser Alter war ein solch vorzüglicher Mensch!"

„Kein Menschenfeind?"

„Es kommt darauf an, was Sie unter einem Menschenfeind verstehen wollen. Wenn Sie den Begriff nur äußerlich nehmen, dann trifft er auf Joachim Dietel zu. Er ließ niemanden an sich heran, am wenigsten Leute, die sich mit deutlichem Zweck um seine Freundschaft bemühten. Da konnte er unglaublich grob und bissig sein. Aber im stillen hat er viel Gutes getan. Ja, im geheimen war er den Menschen, besonders den kleinen, ein Freund!"

„Und warum hatte er keine Frau?"

Anstatt zu antworten, fragte Rösicke zurück: „Haben Sie nicht das Bild gesehen, das im Musikzimmer hängt, über dem Flügel?"

„Die blasse Photographie?"

„Diese, ja. Haben Sie sich sie angesehen, Herr Dietel? Es lohnt sich."

„Es ist ein junges Mädchen."

„Ein sehr schönes, junges Mädchen, nicht?"

„Etwas schmal im Gesicht und mit sonderbaren, tiefliegenden Augen, wenn ich mich nicht täusche?"

„Schwindsucht, Herr Dietel — an der ist sie auch gestorben! Die hatte er einmal lieb, soviel ist sicher. Aber es war nichts, der Tod war stärker. Das fraß denn wohl auch für immer an ihm."

„Das muß lange her sein," sagte Ludwig Dietel verwundert.

„Ja, sehr lange. Sieht nicht alles hier im Schlosse danach aus, als ob es aus Zeiten stammte, die weit zurückliegen? Der Alte liebte und pflegte das. Aber ich denke, daß da einmal eine frische und junge Luft nottäte und daß Menschen hierher müßten, die das alte Gebäude wieder lebendig machten ... Hoppla, da sind wir ja daheim!" —

Ludwig Dietel betrat die Räume des Schlosses jetzt mit ganz neuen Empfindungen. Er fühlte sich plötzlich heimischer in ihnen und immer war ihm, als sei der Alte noch da, dessen Bild greifbarer und farbiger vor seinen Augen stand. Er hörte seine Stimme, sah deutlich vor sich, wie er ihm freundlichen Willkommen bot. ‚Alles ist dein,' sagte diese Stimme, ‚weil es dir wirklich zukommt. Du bist nach Verdienst mein Erbe, vergiß das nicht!'

Er ging in das Musikzimmer hinüber, setzte sich an den Flügel und schlug ein paar Akkorde an.

Digitized by Google

Schafherde. Motiv aus der Mark Brandenburg. Aufnahme aus den Werkstätten für photographische Arbeiten von Sabine Stolle und Irma de la Chaux in Berlin

Digitized by Google

Digitized by Google

Es dämmerte draußen, und der Duft des kommenden Sommers floß durch das offene Fenster herein.

Da stand er auf und sah sich das Bild noch einmal an. Und es wurde mit einem Male lebendig, lächelte ihn wehmütig an und sagte: ‚Glücklicher Erbe!‘

„Anton,“ rief er laut, „bringen Sie Licht!“

Ach, er hatte plötzlich ein grenzenloses Verlangen nach Licht — nach Licht, Leben und Menschen!

„Sind die Zimmer drüben im anderen Flügel hergerichtet?“ fragte er seinen Diener.

„Jawohl.“

„Gut. Schicken Sie morgen zum Mittagzug einen Zweispänner nach dem Bahnhof — die Damen kommen!“

⁂

Wetten wir!

Der Tag war außerordentlich warm geraten. Zu Mittag hatte die Sonne so scharf gebrannt, wie sie es im Juli auch nicht besser tun konnte. Die Turmuhr zeigte zwar auf ein halb zwölf, aber es war jetzt schon vier. Kaffeestunde.

Frau von Gerling hatte zu diesem Zweck draußen im Park decken lassen, auf einem Platz dicht hinter dem Schloß, den man von der ärgsten Wildnis wuchernden Strauchwerks gesäubert hatte. Die dichten Äste eines mächtigen Nußbaumes gaben den Schatten, an dem sich zunächst nur die roten Rosen labten, die in einem schönen großen Ziergefäß auf dem blendend weißgedeckten Tisch standen. Herr Dietel wurde noch erwartet.

Frau von Gerling trat auf die Freitreppe, hob, um der Sonne zu wehren, eine Hand über die Augen und blickte die Eichenallee hinunter. „Hede!“ rief sie.

Hede schlenderte die Allee herauf, langsam, mit bloßem Kopf, eine abgerupfte Blume zwischen den Lippen. Man sah es ihr an, daß sie weder von Gedanken noch von Gefühlen beschwert war, sondern sich einfach jener lässigen Trägheit hingab, die im Sommer so gut gedeiht. Auch der gefühlvollste und geistreichste Mensch kann an solchen dampfenden Tagen das Verlangen haben, sich wie eine schnurrende Katze in die Sonne zu legen, um nichts zu tun, als sich von der Natur sagen zu lassen, daß man ein Stück Mitnatur sei, das eben lebt — einfach lebt ...

„Hede!“ wiederholte Frau von Gerling.

Das junge Mädchen hob den Kopf, blinzelte zum Schloß hinauf und schien nicht allzuviel Lust zu haben, den Schritt zu beschleunigen. „Ja?“ rief sie zurück.

„Ich bitte dich, wo bleibst du — und wo ist Ludwig?“

Hede zuckte mit den Schultern. „Aufs Feld hinausgeritten, denk' ich.“

Frau von Gerling konnte ihre Stimme endlich mäßigen, denn Hede war jetzt nahe genug, um sie verstehen zu können. „Sieh doch einmal nach, ob du ihn irgendwo findest. Es ist wegen des Kaffees ...“

‚Gott, der Kaffee ...‘ dachte Hede und schlenderte weiter, mit blinzelnden Augen, bereit, den erhaltenen Auftrag sogleich wieder zu vergessen, der ihr im Augenblick nicht so wichtig war, daß er sie aus dem Zustande ihrer behaglichen Trägheit hätte aufscheuchen können. Sie ging den Parkzaun entlang, blieb zuweilen stehen, um von dem herausquellenden Gesträuch ein Blatt abzurupfen, griff sich dann an den Stäben wie eine Traumwandlerin weiter, um sich schließlich vor einem schmalen Graben auf ein Knie niederzulassen, die Hand in das kühle Wasser zu tauchen und dann in völliger Versunkenheit zuzuschauen, wie die Wasserperlen von den schlanken Fingern zurücktropften.

In dieser Stellung überraschte sie Ludwig Dietel. Sie nahm ihn erst wahr, als er mit seinem Pferde dicht an ihrer Seite hielt und, dem Braunen einen leichten Klaps auf den glänzenden Hals versetzend, „Holla!“ rief.

Sie sah sich mit einer halben Wendung des Kopfes nach ihm um und meinte schläfrig: „Du, Vetter?“

Er sprang vom Pferde, warf ihm die Zügel über und ließ es grasen. „Es ist gut, daß ich dich treffe, Hede,“ sagte er.

„Ja, das ist gut. Ich hab' einen Auftrag für dich. Man erwartet dich zum Kaffee.“

„Und ich möchte dich um etwas bitten. Es ist etwas Ernstes.“

Sie tauchte die Hand ein letztes Mal in den Graben und vollführte dann mit ihr eine rasche Bewegung durch die Luft, um das Wasser abzuspritzen. „So?“ sagte sie.

„Du scheinst nicht sehr neugierig?“

„Gar nicht. Ich bin nur träge. Ich möchte mich hier ins Gras werfen und in die Wolken hinaufstarren.“

„Wenn du da so hinaufstarrtest, so bekäme das deinen Augen nicht gut. Du hast ohnedies schlechte Augen.“

„Schlechte Augen?“

„Du siehst mich gar nicht. Ich gebe mir alle Mühe, mich dir bemerkbar zu machen — aber du siehst mich nicht!“

„Ja, ich gehe hier herum wie im Traum, und es fällt mir wirklich schwer, zu glauben, daß ich wach bin ... Gott, wie schön ist das hier! Man darf so faul sein ... Ich hätte nie gedacht, daß ich so faul sein könnte!“

„Ich bitte dich, erwache für eine Weile und streife deine Träume ab. Ich muß dich um etwas ersuchen, dringendst ersuchen! Du sagst immer ‚Vetter‘ zu mir. Bitte, laß das. Es findet nicht meinen Beifall.“

„Nicht?“

„Wundert dich das?“

Sie gab endlich ihre kniende Stellung auf, strich mit dem Ellenbogen einige über die Stirn hereinhängende Haare zurück: „Seit ich hier auf dem Lande bin und drüben in dem verwunschenen Schloß wohne, wundere ich mich über gar nichts mehr. Aber du darfst mir trotzdem sagen, warum der ‚Vetter‘ nicht deinen Beifall findet.“

„Mir kommt es so vor,“ erklärte er nach einer Weile, „als büßte ich als dein Vetter

Digitized by Google

dir gegenüber an Wert ein, an Wert und an der Möglichkeit, auf dich Eindruck zu machen. Das behagt mir nicht, verstehst du? Ich möchte dir näher kommen, Hede. Und das ist nur möglich, wenn wir unsere verwandtschaftlichen Beziehungen auflösen ... Wie stellst du dich dazu?"

Sie lachte und rief aus: „Laß mich lieber dazu sitzen — ja?"

Sie warf sich in das Gras und forderte ihn mit einer Handbewegung auf, ihrem Beispiel zu folgen. Beide ruhten sie eine lange Weile so und blinzelten über die Felder hin, auf denen die Saaten, schon hoch emporgeschossen, jung und grün wogten.

„Wie fühlst du dich?" fragte Ludwig.

„Überhaupt?"

„Überhaupt und im besonderen."

„Wohl — überhaupt und im besonderen! Ja, im besonderen hier. Ich mag Berlin nicht mehr. Berlin ist mir etwas Abgetanes und Häßliches. Brrr ... Nur einen Wunsch habe ich noch. An dich, Vet — — Ja, wie soll ich also sagen?"

„Ludwig!"

Sie zögerte. „... an dich, Ludwig!"

Halb aufgerichtet, sich auf den rechten Ellenbogen stützend, verneigte er sich gegen sie. „Bitte?"

„Ich möchte reiten. Ach du, reiten —!... Das mußt du mich lehren! Unbedingt!"

„Das ist sicher der vernünftigste Wunsch, den du je gehabt hast."

„Na —?" zweifelte sie.

„Ohne jede Frage der vernünftigste. Eine junge Dame wie du muß reiten können. Sie muß. Sie kommt erst voll zur Geltung, wenn sie reitet."

„Das sagst du so: eine junge Dame! Bin ich denn das? Jung — meinetwegen! Aber Dame —?"

„Erlaube ..."

„Weißt du, die Leute in dem Kontor, in dem ich beschäftigt war, haben mich in dieser Beziehung gar nicht verwöhnt. Damen gab es dort keine, nur Mädels. Mit mir machten sie noch eine Ausnahme, denn sie riefen mich mit Betonung: Fräulein ... Dieser dicke Direktor, das Ungetüm! ‚Fräulein, was haben Sie denn da geschrieben — das ist doch Quatsch!' ‚Fräulein, schnell — kommen Sie herein!' ... Das war dort die Tonart."

„Unglaublich!" empörte sich Ludwig.

„Ach, ihr Herren habt es doch besser! Versetze du dich einmal in meine Lage. Hättest du dir einen Anschnauzer bieten lassen, Vetter?"

Er runzelte die Stirn. „Wie?"

„Ludwig?"

„Ich?" erklärte er kalt. „Ich hätte jedem, der es nur gewagt hätte, mich von obenherab anzusehen, die Faust unter die Nase gehalten. In dieser Hinsicht verfüge ich über ein steifes Rückgrat. Nichts zu machen."

„Aber wenn es hätte sein müssen — wenn du zum Beispiel nichts zum Beißen gehabt hättest?"

„Gleichviel. Eher wäre ich standesgemäß verhungert, als daß ich einem Herrn Schulze oder Müller nur die geringsten Zugeständnisse gemacht hätte ... Hattet ihr übrigens in eurem Kontor auch einen Mann namens Schulze?"

„Nein, aber wir hatten zwei Müllers, und der eine von diesen beiden war in mich verliebt ... Er hieß mit dem Vornamen Benjamin. Denk' mal!"

„Unverschämt!" murmelte er.

„Gar nicht," widersprach sie, „er war furchtbar nett. Wo er nur konnte, half er mir. Und ich brauchte das, weißt du, ich verstand noch so wenig von den Dingen, die man von mir verlangte ... Gott, dieser dicke Direktor! ‚Glauben Sie, Fräulein,' schnaubte er, ‚wir zahlen Ihnen die fünfundsiebzig Mark im Monat umsonst?' ... Aber da sprang Herr Benjamin Müller immer für mich ein. Er half mir immer so, daß es die anderen nicht merkten, und machte überhaupt kein Wesen davon, daß er mir half — es sollte so aussehen, als ob ich alles von allein verstünde ..."

„Ach," seufzte Ludwig vernehmlich, „ihr Mädels habt es doch besser!"

„Was sagst du da?"

„Nichts, es entfuhr mir nur so ..."

„Ja, und einmal sagte er sogar ‚gnädiges Fräulein, gestatten?' zu mir!"

„Wer? Der dicke Direktor?"

„Nein, der Benjamin Müller. Aber es war nur draußen auf der Straße, denn im Kontor hätte er sich das nicht getraut."

„Auf der Straße? Der Schuft!"

„Gott, er war so schüchtern, er wurde sogleich rot, wenn ich ihn nur ansah. Und ich mußte ihn immer ansehen, es war das einzige Vergnügen, das ich in diesem gräßlichen Kontor hatte. Er trug einen so großen und starken Schnurrbart, wie ein alter Wachtmeister von der Polizei, und dabei war er doch um zwei Köpfe kleiner als ich selbst — und so dünn, so dünn! Und so treuherzige Augen hatte er, die es viel deutlicher sagten als seine Worte: ‚Gnädiges Fräulein, ich meine es ehrlich mit Ihnen!'"

„Was, das hat er auch gesagt?"

„So halb und halb. Damals auf der Straße. Du, es war ein richtiger Heiratsantrag! Sogar die Höhe seines Einkommens verriet er mir. Es waren dreihundertfünfundsiebzig Mark im Monat!"

„Ah!"

„Das schien mir damals ungeheuer viel. Ich sah geradezu mit scheuer Ehrfurcht zu ihm — herunter. Aber als ich seinen Schnurrbart sah, da — —"

„Da batest du um Bedenkzeit!"

„Nein."

„Du sagtest ja?"

„Ich lief ihm davon."

Ludwig raffte mit einer grimmigen Bewegung ein Büschel Gras zusammen und riß es aus. „Aha! Es fiel dir ein anderer

Digitized by Google

Schnurrbart ein, einer, der dich nicht so sehr zum Lachen reizte ..."

Sie zog die Augenbrauen zusammen und fragte: „Was willst du damit sagen?"

Er ließ sich nicht irremachen, sondern nannte kaltblütig einen Namen: „Simon Straßer!"

Sie wurde brennend rot. „Du bist ja dumm," stieß sie hervor.

Er brannte sich eine Zigarette an und betrachtete nachdenklich ihren Rauch. „Das eine muß man diesem anderen Schnurrbart doch lassen," sagte er, „er hat dich vortrefflich gemalt."

„Das ist ja dumm," wiederholte sie hartnäckig.

„Was ist dumm?" fragte er geradeheraus, sie mit einem düsteren Blick messend.

„Was du denkst."

„Was denke ich denn?"

„Ich weiß nicht. Aber du denkst etwas, was nicht wahr ist. Keine Spur davon ist wahr. Es ist zum Lachen."

„Aber soviel gibst du doch zu," fragte er sie streng, „daß das Bild gut ist?"

„Davon verstehe ich nichts."

„Lächerlich. Wenn du auch nichts davon verstanden hättest, woran ich nicht zweifle — —"

„Oho," bremste sie, „soviel wie du verstehe ich davon noch allemal!"

„— — woran ich nicht zweifle," beharrte er, „so hat er es sich doch sicher nicht entgehen lassen, dir das nötige Verständnis dafür beizubringen. Er hat zweifellos nicht verfehlt, dich darüber aufzuklären, daß er nicht nur ein Maler, sondern der Maler ist — der beste Maler der Jetztzeit! Alle jungen Maler sind der beste Maler der Jetztzeit. Und er sieht ganz danach aus."

„Er sieht nicht schlecht aus." Sie ging nun ihrerseits zum Angriff über.

„Er sieht sogar gut aus," pflichtete er ihr bei, „viel besser, als dies in solch romantischen Fällen Gebrauch zu sein pflegt. Nur raucht er scheußliche Zigaretten."

„Er hat kein Geld, sich bessere zu kaufen."

„Es scheint so. Wo soll er da aber das Geld hernehmen, um seiner Frau das Reiten zu ermöglichen?"

„Wie meinst du das?" gab sie verwirrt und schon halb geschlagen zurück.

„Warst du nicht in einem Kontor?" sagte er erstaunt. „Das wenigste, was man dort von dir verlangt hat, war doch, daß du rechnen könntest. Rechne es dir also aus. Kann ein Mann, der aus Gründen nicht der Sparsamkeit, sondern des Zwanges Zweieinhalbpfennig-Zigaretten raucht, dreitausend Mark aufbringen, um seiner jungen hübschen Frau, der das Reiten so vortrefflich steht, ein Pferd zu kaufen?"

„Du bist abscheulich!"

„Doch nicht ganz so sehr wie Herr Benjamin Müller?"

„Du bist abscheulicher!"

„Ich bin wenigstens so groß wie du, Hede, und über meinen Schnurrbart hat mir noch kein Mädchen Nachteiliges gesagt."

Sie musterte ihn schnell und lachte. „Wirklich?"

„Hede," sagte er weich, „du könntest auch auf einen Mann Eindruck machen, der weder Benjamin Müller heißt noch Zweieinhalbpfennig-Zigaretten raucht!"

„Und der auch der beste Maler der Jetztzeit wäre?"

„Das nicht, der aber seiner Frau dafür sogar zwei Reitpferde halten könnte!"

„Du Protz!"

Er machte seine Stimme noch weicher. „Ich bitte dich, unterschätze das nicht, Hede. Geld ist wichtig, ungeheuer wichtig, ich weiß das aus Erfahrung. Geld ist schon wichtig für den, der es hat, und noch viel wichtiger für den, der es nicht hat. Und du hast es nicht."

„Leider," klagte sie.

„Nun also," setzte er ihr zu, „möchtest du es nicht haben — recht viel?"

„Doch."

„Ich sehe," erklärte er im Brusttone tiefster Befriedigung, „daß die Beschäftigung in den Kontoren doch ihr Gutes hat. Man lernt es dort, Männer richtig einzuschätzen, die Geld haben. Nur dürfen diese Männer nicht Benjamin Müller heißen und keine unmöglichen Schnurrbärte haben, wie?"

„Das ist Zynismus!"

„Es ist Lebenserfahrung, mein Kind, erworben zwischen dem Amtsgericht Berlin-Mitte, wo man mich zwang, den Offenbarungseid zu leisten, und der Kanzlei eines Notars, der mir die Eröffnung machte, daß mir eine Millionenerbschaft zugefallen sei .. Aber bleiben wir bei der Gegenwart ... Wie würdest du dich zu einem Mann stellen, der in dich verliebt ist, der nicht so unmöglich aussieht wie dein Herr Benjamin Müller und der den Vorzug hat, reich zu sein?"

„Das ist keine Gegenwart," wich sie aus, „das ist nicht einmal Zukunft. Wo ist ein solcher Mann?"

„Er ist manchmal nicht weit."

„Ich sehe ihn nicht."

„Ich sagte dir schon, daß du schlechte Augen hättest. Das kommt davon, wenn man in die Wolken starrt, die gar nicht da sind ... Du siehst mich nicht. Ich gebe mir alle Mühe, mich dir bemerkbar zu machen, aber du beliebst nicht, mich zu sehen."

Sie riß den Mund auf und rief: „Du?!"

„Welch kleinen Mund du hast, Hede — reizend!... Ja, erschrick doch nicht so: ich!"

Sie machte den kleinen Mund wieder zu, wickelte sich einen Grashalm um den Finger und meinte: „Du bist wirklich unglaublich!"

„Wieso?" warf er ein.

„Ja, das muß man sagen. Unglaublich, fast verworfen."

„Warum?" fragte er trocken.

„Wenn mich nicht alles täuscht, dann bist du verheiratet."

„Ja, mit der Einschränkung, daß ich bald geschieden sein werde."

Digitized by Google

„Wollen wir wetten, daß du nicht geschieden wirst?" sagte sie, lustig mit den Augen zwinkernd.

„Wie kommst du auf den Gedanken?" fragte er.

„Ich habe es im Gefühl," erklärte sie geschmeidig. „Ich habe keine Gründe, aber mein Gefühl täuscht mich nie. Ich denke es mir. Und hoffe es."

Er war verletzt, und verbarg das nicht. „Du hoffst es sogar?"

„Ich hoffe es, ja — zu deinem und Judiths Besten. Du spielst dich ja nur auf. Ich bin überzeugt, daß es für dich sehr qualvoll sein würde, wenn du deine Frau wirklich verlörest. Und wo nähme Judith wieder einen Mann her, wie du einer bist?"

„Du bist eine Kröte!"

„Mit einem Schnurrbart, über den noch kein Mädchen etwas Nachteiliges gesagt hat!"

„Ver—!"

„Und mit den Millionen, von denen sich so viele Reitpferde anschaffen lassen!"

Er gebot ihr mit einer Handbewegung zu schweigen. „Also wetten wir! Um was?"

„Schlag vor!"

„Wenn du gewinnst," versprach er düster, „dann — dann verpflichte ich mich, dafür zu sorgen, daß — daß dir jener Mann — irgendeiner — wer es auch sei — der dich heiratet — dennoch ein Reitpferd anschaffen kann!"

Sie strahlte. „Nur ein Reitpferd? Von einem Reitpferd allein kann man nicht leben, du!"

Ihre Geschäftstüchtigkeit versetzte ihn in einen Zustand höchster Verblüffung. „Sag' mal, Mädel — warst du denn so lange in einem Kontor?"

„Fast ein Jahr."

„Deshalb!... Also abgemacht, nicht nur ein Reitpferd. Auch was dazu gehört, eine Ausstattung ... Ich verpflichte mich!"

„Du verpflichtest dich?"

„Ehrenwörtlich," versicherte er.

„Bravo! Und wenn ich verliere?"

„Du verlierst! Ich warne dich!"

„Und wenn ich verliere?" wiederholte sie unerschrocken.

„Dann wirst du," befahl er finster, „ohne Widerrede jenen Mann heiraten, den ich dir bestimme!"

„Auch den Benjamin Müller?"

„Den nicht, aber sonst jeden, den ich dir bestimme, selbst mich... Dazu verpflichtest du dich!"

Sie hielt ihm die Hand hin und rief aus: „Dazu verpflichte ich mich, ehrenwörtlich — jeden Mann, den du mir bestimmst, selbst dich!"

„Abgemacht," sagte er, „es gilt!"

Sie sprang auf. „Es gilt!... Herrlich! Ich werde heiraten! Auf alle Fälle!"

„Selbst mich!"

„Selbst dich," beteuerte sie entschlossen, „im schlimmsten Falle!... Ludwig?"

„Ja?"

„Glaubst du, daß es jetzt Zeit ist, den Kaffee zu trinken?"

„Es scheint mir so," antwortete er mürrisch. „Gehen wir."

Den Gaul in ihrer Mitte, schritten sie dem Schlosse zu — er anscheinend verdrossen, sie in der allerbesten Laune.

„Du bist trefflich gelaunt," bemerkte er bissig. „Ich kann das würdigen. Ich kenne den Grund."

„Wie soll ich denn nicht," versetzte sie über den Rücken des Pferdes hinweg, „wo ich doch auf alle Fälle einen Mann kriege und ein Reitpferd dazu?"

„Du nicht so," lehnte er ihre Gründe verächtlich ab. „Du weißt recht gut, wer morgen kommt."

„Morgen —?"

„Morgen —?" wiederholte er spöttisch. „Ja, morgen. Morgen mit dem Mittagzug. Du kannst ihn abholen, wenn es dir Spaß macht ..."

„Wen?" fragte sie, wirklich ahnungslos.

„Den Maler — den besten der Jetztzeit! Hol' ihn nur ab! Er wird sich freuen!"

„Ah," sagte sie überrascht, „schon —?"

„Schon?" grinste er. „Sie weiß nichts! Die ahnunglose Seele! Der reinste Unschuldsengel! Na — —"

„Ich hole ihn nicht ab," erklärte sie bestimmt, „da er es nicht einmal der Mühe wert gefunden hat, mich vorher zu verständigen —"

„Ich bitte euch, wo bleibt ihr?" rief ihnen Frau von Gerling über den Zaun zu. „Ich warte schon seit einer Stunde!" (Schluß folgt)

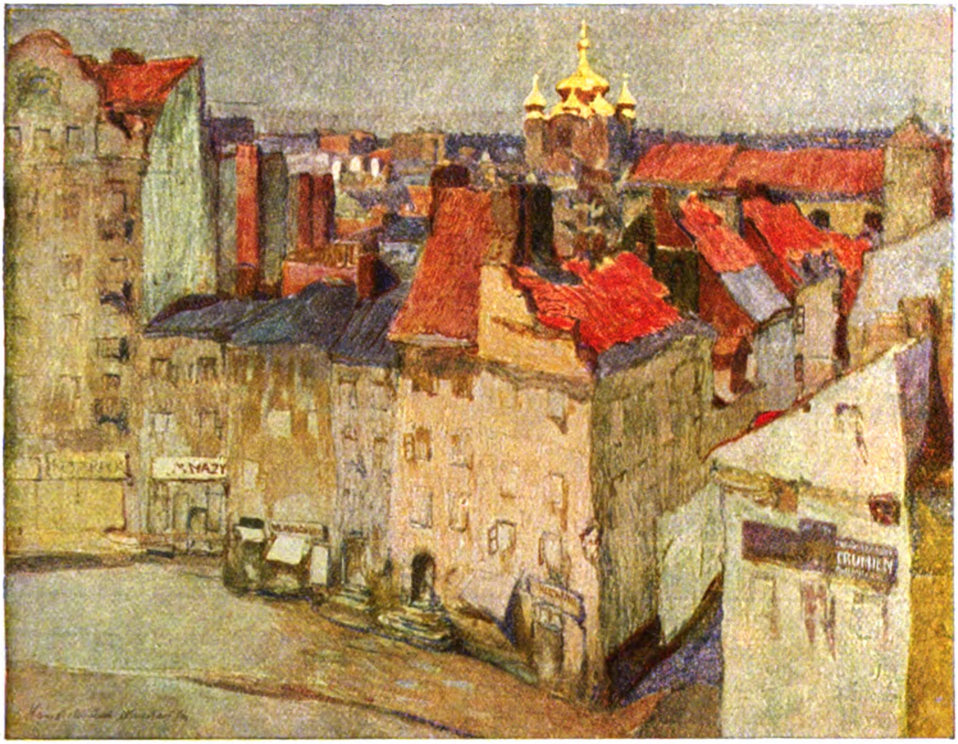
Liebeslied

Noch sang ich nie ein Lied von unserer Liebe.
Und dennoch tönt ein ewiger Gesang
Von Herz zu Herzen, mir ist nimmer bang,
Daß nur ein Wörtchen je verschwiegen bliebe.

Gibt's schönern Reim als den: trifft Blick auf Blick?
Und ein Ton bebt in dieser stummen Weise,
Der singt so süß, so zum Vergehen leise
Von dir und mir und unserm stillen Glück.

Karl von Eisenstein

Digitized by Google



Blick auf das alte Warschau vom Schloß am Plac Zamkowy aus

Hans Kohlscheins Bilder aus Polen

Von Dr. Richard Klapheck in Düsseldorf

Die diesjährige Große Berliner Kunstausstellung im Kunstpalast zu Düsseldorf hat der Bildersammlung des Kunstmalers beim Generalgouvernement in Warschau, Professor Hans Kohlschein aus Düsseldorf, einen eigenen Saal angewiesen. Bilder, die, seltsam genug, eigentlich zum ersten Male eine wirkliche Wiedergabe von Land und Leuten in Polen vorführen. Denn was bisher polnische Maler von ihrer Heimat auf westeuropäischen und österreichischen Ausstellungen zeigten, besaß entweder, durch das Studium der Künstler in Paris oder München beeinflußt, meist keine ausgeprägt polnisch-nationale Note, sondern mehr einen allgemeinen westeuropäisch modernen Charakter. Den temperamentvollen M. S. Lenz, den Führer der jüngeren polnischen Künstlergeneration, mit seinen flott gemalten, lebendigen Bildnissen, darf man vielleicht als den eigenartigsten dieser westeuropäischen polnischen Maler ansprechen. Die große Schar der Bauernmaler anderseits, die ihrer farbigen Kostümbilder wegen als die eigentlichen Vertreter polnischer Kunst gelten, Pillati, Reyzner, Pickarski, Jarocki, Malczewski, Vlastimil Hofmann, von Eysmond, Boutschkouri, Krasnowolski, Wodzinowski und andere mehr geben von Polen ein ganz einseitiges Bild. Sie hängen zu sehr, und das ist kennzeichnend polnisch, am Tatsächlichen des Kostüms und dessen bunten, roten und grünen Farben und den oft äußerst reizvollen reichen Stickereien. Durch die Brille dieser Bauernmaler gesehen, stellt sich der Fremde als Kennzeichen polnischen Lebens und Landes farbenprächtige Bilder vor.

Aber das Leben entbehrt dort oft sehr der Farbe, wenigstens mehr, als die polnischen Maler in ihrer Vorliebe für leuchtendes Rot und Grün darzustellen lieben. Vor allem in den Städten. Der Palast steht hier neben der schmutzigen Hütte. Aber die alten historischen Bauten der Sachsenzeit und des letzten Polenkönigs Stanislaus August Poniatowski sind ebenso ungepflegt wie die bürgerlichen Wohnhäuser. Ganze Stücke sind aus dem Verputz abgefallen. Die Fassade ist graugrün-dreckig verschossen. Auf den Warschauer Hauptstraßen, dort, wo das Leben sich drängt, auf der Jerusalemer

Digitized by Google

Polnisches Bauern-Dreigespann

Straße, auf dem langen Straßenzuge zwischen Kalischer und Wiener Bahnhof, dann auf der Marszalkowska, die zum Sächsischen Garten führt, wo abends die Ghettojuden sitzen, und auf der Nowi Swiat, der Neuen Welt, und der Stare Miasto, der Altstadt, und schließlich in der Allee Ujadowski, dem Boulevard der Müßiggänger und prächtigen Gespanne, welche die Straße am Ujadowski-Park, am Botanischen Garten, am Palais Lazienki und Schloß und Garten Belvedere, dem heutigen Sitz des Generalgouverneurs, auf und ab kutschieren — wenig Farbe. Der grün-grau verschossene Kaftan der Juden und grüngelb verschlissene Tücher der Weiber schieben sich in dem Gedränge neben das moderne Gewand, das auch der starken Lokalfarben entbehrt. Ausdruck, Lebhaftigkeit der Geste und Bewegung sind für das Leben in Warschau viel maßgebender denn Farbe. Aber dieser Reiz großstädtischen Treibens hat den polnischen Maler nicht fesseln können, weil er in dem Gemisch von neuzeitlichem Leben und dessen Mangel an Farbenfreudigkeit und von zerlumpten Bettlergestalten zu sehr die Farbe vermißte.

Bettler am Eingang der Karmeliter- oder Josephskirche in Warschau

Farbe kennt eigentlich nur das Stadtbild der Dächer, hoch oben von den Kirchtürmen und Schlössern gesehen. Hans Kohlschein hat einen Blick vom alten Schloß am Plac Zamkowy auf die Altstadt, Stare Miasto, gemalt (S. 193). Über den graugrün verschossenen Putzfassaden der Häuser leuchten die roten, ziegelgedeckten oder stahlblauen, schieferbedeckten Dächer. Darüber die goldene Zwiebelhaube mit ihren Töchterhauben von der griechisch-

Digitized by Google

Bettler vor der Kreuzkirche in Warschau

Bettler vor der Kreuzkirche in Warschau

Digitized by Google

katholischen russischen Dreifaltigkeitskirche. Aber das farbenarme Leben unten in den Straßen kann man im Grunde nur in ausdrucksvollen Linien fassen. Und dafür war Hans Kohlscheins kraftvolle Linienkunst wie geschaffen.

Vor den hohen Portalen der barocken und klassizistischen Kirchenfassaden in der Nowi Swiat, der Kreuz- und der Karmeliter- oder Josephskirche, der Jozefa Oblubienca in Warschau, hocken tagaus, tagein zerlumpte Bettlergestalten. Gelbgraue, fahle Gesichter mit stierenden Augen, mit ausgeprägten Jochbeinen, Nasen und Kinn. Schleppend der Gang. Gebeugt der Rücken. Die Lebhaftigkeit des Blutes übertreibt jede Geste, um den Fremden um ein Almosen anzuflehen (S. 195). Das Feldgrau des Weltkrieges hat diese Bilder noch stumpfer im Farbton gestaltet. Da zieht auf einem der Bilder von Kohlschein ein Zug gefangener Russen über den Marktplatz des Stare Miasto (S. 197). Graugrün verwaschen wie die Dächer der schmalbrüstigen Häuser mit den breiten, hinausragenden Luftschächten, die dem Hinterhaus Licht und Luft zuführen, ist auch der Zug der Soldaten. Dazwischen der hellere Ton der Fassaden. Die beiden dunkleren horizontalen Farbstriche oben und unten geben dem Bilde den ruhig wirkenden Rahmen, den Charakter des flächenhaften Wandbildes; der sich nach innen verjüngende dunkle Zug rechts die Illusion der großen Platzanlage. Auch die übrigen Bilder orientieren durch die geschickte Massenverteilung sehr gut über die räumliche Situation. Vor der Jozefa Oblubienca schieben die Bettlergestalten sich zu dem breiten Portal (S. 194). Die dunkle Gestalt unten rechts auf dem Bilde der Bettler vor der Kreuzkirche und die ihre Rückenlinie begleitende Linie des Treppengeländers, oben dann zwei hell gekleidete, sich über das Treppengeländer neigende und nach der Straße hinuntergrüßende Mädchen geben zusammen mit der Bettlergruppe links ein klares Bild der hochgeführten, nach unten ausladenden Freitreppe (S. 195). Über das Treppengeländer und die Figuren geleitet das Auge hinauf zum Kirchenportal. Der Gegensatz der hell gekleideten eleganten Mädchengestalten und ihre freien Bewegungen lassen das Elend der unten hockenden, dunklen Bettler noch anschaulicher werden. Oder das Bild der Bauern im Wirtschaftshof des Warschauer Schlosses (S. 200). Drei Gruppen illustrieren den nach innen, nach der Hofausfahrt sich verjüngenden Hof. Der kräftigere Farbton des Bauernweibes in der Mitte des Bildes gibt eine nicht unwichtige Farbenbetonung, welche die Gruppen auf dem graugelben Winterbild gegeneinander abwägt.

Bauernfuhrwerk im Schnee vor der Josephskirche in Warschau

Digitized by Google

Zug russischer Gefangener auf dem alten Markt in Warschau

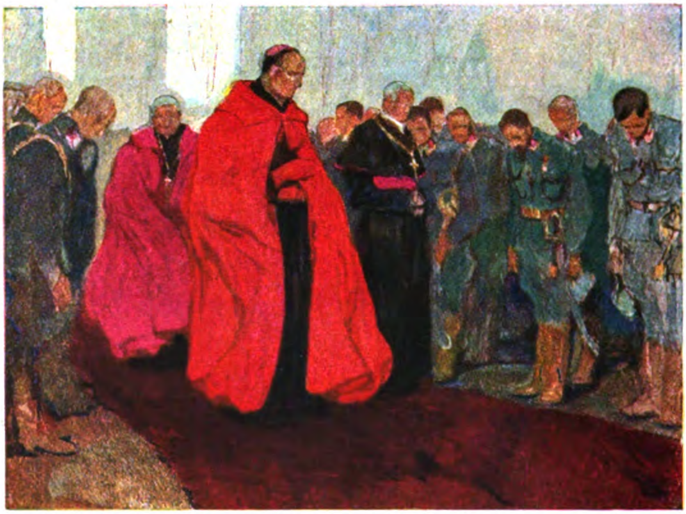
Auch die Bauern bringen an den Wochentagen wenig leuchtende Farben nach Warschau. Der schwere Pferdeschlag mit dem hochstehenden hölzernen Halsjoch, die breiten, abstehenden Räder der Panjewagen und die eckigen Gestalten der Bauern lassen sich im wesentlichen auch nur in kräftigen Umrißlinien wiedergeben. Kohlschein hat sie vortrefflich charakterisiert. Aus seinen Linien fühlt man die ganze Schwere des polnischen Bauernschlages (S. 196).

An den Festtagen freilich, wenn die Landbevölkerung reich geputzt in die Stadt kommt, sieht Warschau schon leuchtende Farben in seinen Straßen. Große grüne und rote Fahnen begleiteten den Zug der stillen, schweren Menge, die nach der Totenfeier für den polnischen Nationaldichter Sienkiewicz sich über den Schloßplatz begab (S. 198). Die Tage der Proklamation von 1916 sahen Warschau sogar in festlich rauschenden Farben. Kohlschein hat den Einzug der polnischen Legion in ihrer historischen schmucken grünen Ulanenuniform mit rotem Brustaufschlag gemalt, den feierlichen Akt im königlichen Schlosse, den Erzbischof mit der hohen Geistlichkeit in roten und violetten Festgewändern (S. 198). Dann die Huldigung der Studenten im Schloßhof (S. 199). Man sieht noch nicht den, dem die Huldigung gilt, und sieht ihn dennoch im Rahmen der Tür hoch oben am Balkon: denn die wehenden lila-roten Fahnen an den oberen Fenstern des Schlosses fassen die stürmisch bewegten, sich vorwärts drängenden, die Mütze schwenkenden Gesten der Studenten im Hofe zusammen. Das ist höchst geschickt, wie die Farben und Linien Kohlscheins Bilder komponieren. Ich kenne ein anderes auf der Ausstellung in Düsseldorf, einen Blick in eine Warschauer Synagoge. Die breite Horizontale des höher gelegenen Allerheiligsten, wo der Rabbi mit dem Kantor und Vorbeter hantieren, lastet schwer über der geduckten, in helle Totenhemde gekleideten Menge. Und erst diese horizontale Empore mit ihren dunkleren roten und violetten Farben, die noch schwere Säulen zu tragen hat, gibt den Eindruck der demütigen Scheu, mit der sich die Juden dem Allerheiligsten nähern. Oder das Bild aus dem Sächsischen Garten. Die verwitterte Marmorplastik und die hellgelb, hellgrün und hellila gekleideten Mädchen auf den Bänken sind glänzend zu den hellen Laubtönen gestimmt. Das Bild hat den Reiz französischer Pastellbilder des 18. Jahrhunderts.

Digitized by Google

Nach der Totenfeier für den polnischen Dichter Sienkiewicz auf dem Schloßhof zu Warschau

Draußen auf dem flachen Lande, wo der Bauer farbige Gewänder liebt, ist die Farbenzusammenstellung das Erkennungszeichen der einzelnen Bauernschaften. Braune Röcke mit roten Aufschlägen tragen die Lubliner (S. 202), gelbe oder helle mit grünen Einsätzen die Lowiczer usw. Hans Kohlschein hatte den Auftrag, der künstlerische Historiograph des Generalgouvernements zu sein, Bilder aus den Tagen der Besetzung Polens im Weltkriege zu malen. Aber sein künstlerischer Sinn gab mehr.



Der Erzbischof von Warschau nach der Verkündigung des neuen Königreiches im Schloßhof zu Warschau

Digitized by Google

Studenten auf dem Schloßhof in Warschau nach der Verkündigung vom 5. November 1916

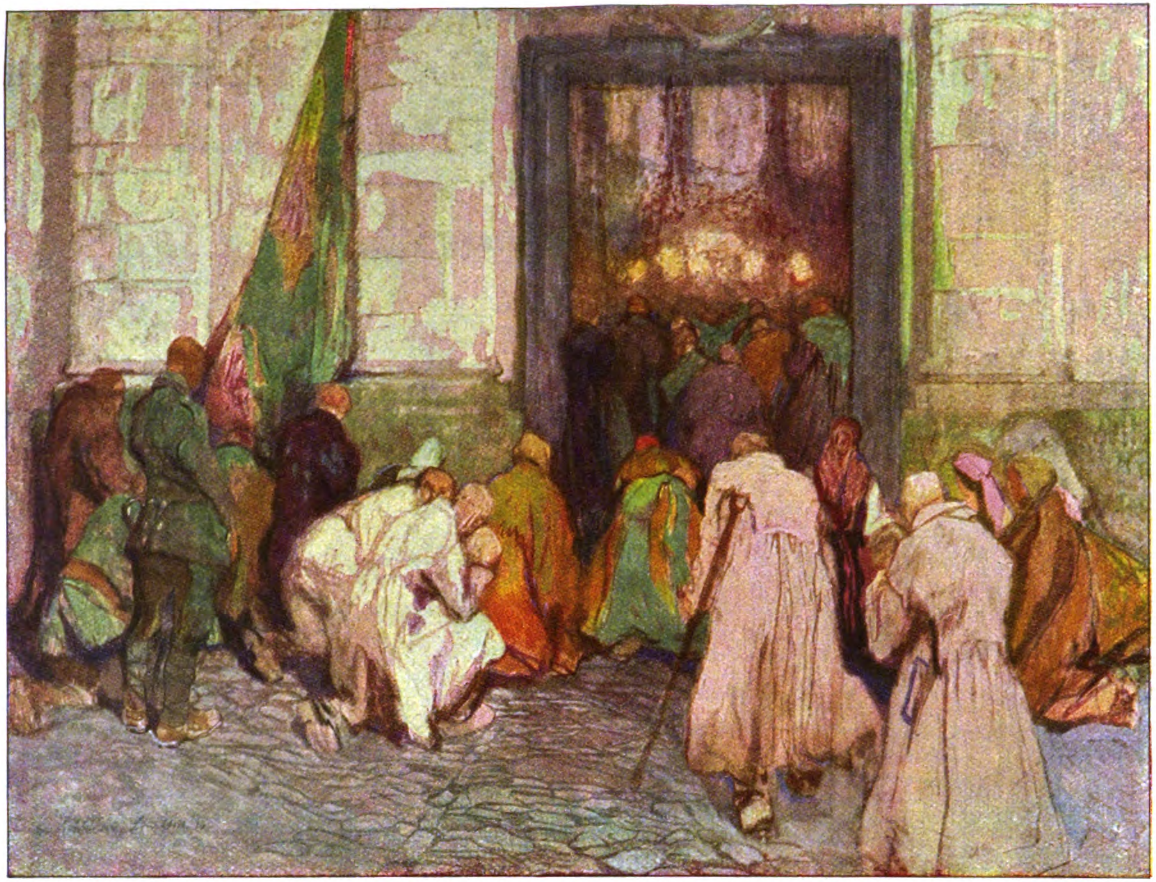
Digitized by Google

Bauern in einer Lowiczer Kirche

Seine Bauernbilder sind farbig ganz ausgezeichnet fein abgestimmt, die roten, braunen und gelben Töne auf dem Bauernmarkt zu Lublin (S. 202), oder die grünen, weißen und gelben Töne der Bauerngestalten vor der Kirche in Lowicz (S. 201). Die große grüne Fahne ist auf dem Lowiczer Bilde gar nicht zu missen, farbig wie in der Massenkomposition. Aber nicht das farbige Bauernkostüm war für Kohlschein, wie für den polnischen Maler, das Wesentliche, sondern die Haltung und Bewegungen ihrer Träger.

Der untere Schloßhof zu Warschau im Schnee

Digitized by Google



Am Fronleichnamstag vor der Kirche in Lowicz

Digitized by Google

Bauern auf dem Lubliner Markt

Wie ausgezeichnet auf dem Lowiczer Markt die Bauern in ihrer Schwerfälligkeit charakterisiert sind, der Lärm, das Feilschen, das Gedränge! Zwei Ruhepunkte rahmen seitlich das Bild ein.

Die polnischen Bilder sind nur ein kleines zeitliches Kapitel im Schaffen des noch jugendlichen Künstlers, der, er ist 1879 zu Düsseldorf geboren, erst Ende der dreißiger Jahre steht. Aber für kommende Zeiten sind sie ein wichtiges künstlerisches Dokument aus den Tagen Polens im Weltkriege. Und, was wichtiger, die erste wirkliche künstlerische Wiedergabe von Land und Leuten in Polen.

Lubliner Bauern in einer Kirche

Digitized by Google

Luther und die deutsche Sprache

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Auch stammlich und sprachlich ist Deutschland ein Bundesreich. Franken, Friesen, Alamannen, Bajowaren, Altsachsen wurden durch die Merowingen und die Karolingen in einen politischen Völkerverband zusammengezwungen, dagegen die Jüten und Dänen nicht mehr mit, die gute Freunde der Sachsen gewesen waren. So blieben die skandinavischen Verbindungen der Dänen erhalten und befestigten sich im Lauf der Geschichte, während bei den festländischen Germanen ein innerer Ausgleich eintrat, die ‚zentripetale' Annäherung, die sie allmählich zu Deutschen werden ließ. Die Friesen, die nebst den Angeln und Jüten eine ursprüngliche Mittelstellung zwischen den Nordgermanen und Festlandgermanen eingenommen, sind so durch die politischen Verhältnisse voll zu den Deutschen herübergezogen worden. Wären sie außerhalb des Reiches verblieben, möchten sie mehr die Gemeinsamkeit mit den ebenfalls seefahrenden Nordgermanen gepflegt haben, und ähnliches ist für die Sachsen anzunehmen. Ein Abbild der Entwicklungen, die für die Wasserkante des Festlands verhindert wurden, gibt uns England, als außerhalb der merowingisch-karolingischen Einwirkungen liegend, wo Sachsen und Angeln, dazu Jüten- und Dänenteile zum gesonderten Volkstum verschmolzen.

Die Taten Karls des Großen sind also die Grundlage für die Entstehung unserer deutschen Sprache. Es ist bezeichnend, wie im altsächsischen ‚Heliand', der so etwas Vergleichbares wie sieben Jahrhunderte später Luthers deutsche Bibel ist, ein sehr feines Stilgefühl des Dichters Ausdrücke vermeidet, die gar zu mundartlich, nur plattdeutsch sind, zugunsten von solchen, die auch von den übrigen Stämmen des Reiches gekannt waren. Die Literatur beginnt schon hier dem Ausgleich der mündlichen Dialekte voranzustreben, der naturgemäß nur äußerst langsam erfolgen kann und bis auf den heutigen Tag nicht mit dem bloßen Auge des Laien, sondern nur mit den Forschungsmikroskopen der Germanistik wahrzunehmen ist. Wenn Kaiser Otto der Große, der mächtige Niedersachse, mit den bairischen Herren in der Pfalz von Regensburg zu Tisch sitzt, können sie sich nicht ohne weiteres unterhalten, sondern bedürfen des Vermittlers, der das Gesprochene dem andern Teil erklärt. Diese Sachlage muß man mit in Betracht ziehen, wenn man im Mittelalter so vielen Auflehnungen gegen die Einheit begegnet.

Karl der Große war ein treuer Hüter der volksheimischen Art und Überlieferung gewesen, und so auch der volklichen Sprache, ohne die sie nicht bestehen können. Er begann auch die Abfassung einer Grammatik der Vätersprache, sagt sein Biograph. Das würde zunächst eine rheinfränkische geworden sein. Wenn aber im 9. Jahrhundert in ganz Oberdeutschland und in Niederdeutschland in den Volkssprachen gedichtet, vorhandenes Eigentum der Volksdichtung aufgezeichnet wurde, so ist das die Folge jener Haltung des großen Kaisers. Daß sein Sohn Ludwig der Fromme so gar nichts zur Stärkung des deutschen Bewußtseins getan, daß er die schriftliche Sammlung einheimischer Epenlieder, für die Karl gesorgt hatte, geradezu absichtlich hat verkommen lassen, entzog auch der verheißungsvoll erblühenden althochdeutschen und altsächsischen Literatur den Boden wieder. Durch Ludwig wird für drei Jahrhunderte das Monopol des Latein als Schriftsprache in Deutschland entschieden. So kommt es, daß der kaum in den ersten Spuren begonnene deutsche Sprachausgleich zerreißt und daß neu entstehende Begriffe nur stammlich begrenzte Mundartausdrücke hervorbringen. Der schon der urgermanischen Zeit bekannte Mann an der lohenden Esse, mit der Lederschürze, heißt von alters einheitlich der Schmied, aber die jüngeren Handwerke, auch das des Blechschmieds, haben mundartliche Namen.

Dadurch, daß der Eisenstolz der Stauferzeit das Nationalbewußtsein kräftigte und nun das Sittlichende der Nationalidee in den gehobenen Inhalten der Poesie seinen Ausdruck suchte, fing von neuem eine sich in der Volkssprache entfaltende Literatur an, zum vereinigenden Bindeglied der Sprachentwicklung zu werden. Das Mittelhochdeutsch der Hartmann, Wolfram, Walter, der Nibelungen und der Gudrun ist noch keine Schriftsprache, wie wir sie haben. Aber, wie es vom Heliand erwähnt wurde, so vermeidet auch jetzt der Dichter die zu sehr als dialektisch gefühlte Formen. Wenn man sagen sollte, welchen Charakter die mittelhochdeutsche Literatursprache im Durchschnitt habe, so ist es eher das Mainfränkische, als das Schwäbische oder das Bairisch-Österreichische. So schiebt sich die Vermittlung schon nach Mitteldeutschland zu, wohin sie Luther dann vollends verlegte.

Die Ritterkultur wandelt sich in den spätmittelalterlichen Materialismus des städtischen Geldes, worin alle Üppigkeiten und Narreteien sich prächtig entfalten, aber der poetische Sinn grauenhaft herunterkommt und aller verbleibende Geist und Witz sich mit Lust vergröbern. Dafür hinterläßt die untergegangene Stauferzeit den Umschwung zum Deutschen in den Formalien:

Digitized by Google

seit ungefähr 1240 begann man die Urkunden der Rechtsgeschäfte und der öffentlichen Kanzleien deutsch statt lateinisch abzufassen. Das geschah dann jeweils in der Mundart, die aber für diesen Schriftgebrauch durch die Einflüsse der mittelhochdeutschen Literatur wesentlich gemildert war. — Seit Karl IV., dem Lützelburger Kaiser, der in Prag residierte, ist das Bemühen der Kaiserkanzlei zu erkennen, eine sprachliche Linie zu halten, die ihre Urkundentexte und Erlasse, namentlich diese, im ganzen Reiche möglichst gemeinverständlich mache. Dieser ausgleichenden Art folgt auch die in Österreich beheimatete Kanzlei der habsburgischen Kaiser, die nach den Lützelburgern kamen. Sie mildert die dortigen härteren Konsonanten, z. B. die p von puch und purg oder purgk (Buch und Burg), so daß sie in Fühlung mit dem Mitteldeutschen bleibt, und in den Vokalen oder Doppellauten stimmt das Bairisch-Österreichische mit dem Mitteldeutschen an sich überein. Schon kommt so das „mein", „dein", oder das „Haus" zum amtlichen Übergewicht gegen das Niederdeutsche und das Hochalamannische, die übereinstimmend mîn Hûs sagen. Dabei trennt sich noch ein Teil des Alamannischen, nämlich das Schwäbische im heutigen Württemberg und bairisch Schwaben, von den Oberrheinern und Schweizern. Wo diese î und û haben, hat jenes ei und au, die allerdings etwas nach oi und ou hinüberklingen. So kommt auch diese ost-alamannische Vokalisierung mit derjenigen der Kaiserkanzlei überein und trägt zu ihrer allgemeineren Anerkennung bei. Formell zeigt sich diese Anerkennung durch die wettinischen Ernestiner: die kursächsische Kanzlei legt ihrer Sprache die der Kaiserkanzlei zugrunde. Etwas hat darauf wohl auch der Umstand eingewirkt, daß Kursachsen das Reichsvikariat hatte, d. h. während der Erledigung des Kaiserthrons bis zur Neuwahl die stellvertretende Reichsregierung in einem größeren Teil von Deutschland ausübte.

So bahnt das Zusammengehen der beiden Kanzleien, die von der Adria bis zum damals plattdeutschen Wittenberg und Belzig ein geschlossenes Gebiet darstellen und darüber hinaus in ihrer Bedeutung reichen, eine einheitliche Amtssprache an. Nur ist es erschreckend, sich auszudenken zu müssen, sie wäre dann so zur Verkehrssprache geworden! —

Wiederholt ist der Schatz der deutschen Geschichtlichkeiten von Kräften, die das Bessere meinten und deswegen das Ausländische einführten, unwissend seiner schönsten Kostbarkeiten beraubt worden. Man ist mit unserem Volkstum umgegangen, wie wenn ein ungebildeter Tapezier in dem Erbschloß einer alten Familie die alten gediegenen Nußbaum- und Eichenmöbel, die silbernen Geräte, die feinen Goldschmiedsschmucksachen, die die Ahnenmütter trugen, als nicht zeitgemäß aus dem Hause schafft, statt der hausteinernen alten Wendeltreppen mit dem zierlichen Maßwerk solche aus Eisenguß bestellt und so das ganze Hauswesen bis zum Christofle-Besteck auf dem Eßtisch so praktisch und schön, wie er's nur weiß, verbessert. Zur Zeit, da dies geschrieben wird, streben diese Tapeziere an, das Reich mitsamt dem Staat, der seit dem Großen Kurfürsten auf den echtdeutschen Gedanken der gegenseitigen Pflicht gegründet wurde, in einen kitschigen Franzosenparlamentarismus zu verwandeln, angeblich zugunsten der besseren Rechte des Volkes, tatsächlich zu seiner Auslieferung an den verantwortungsfreien Machthandel zwischen den Parteistrebern. Niemals aber hat etwas so tief in die Wurzelhaftigkeit der deutschen Verhältnisse hineingeschnitten, als wie im Spätmittelalter das germanische Rechtsleben zerstört ward — mit seiner gutsinnigen Erfahrungsweisheit, seiner innersten Herzlichkeit, die jeweils den Herrn und die von ihm Abhängigen durch gegenseitige Treue verbindet, mit seiner Duldung des gesunden natürlichen Verstandes — und dafür das fremde Recht aus der römischen Dekadenzzeit zur Einführung kam, sein seelenloses, klügeliges Begriffsdenken und seine studierten Juristen, die den bis dahin in seinen Verhältnissen selbstmündigen Deutschen zum „Laien", zum „Klienten", zum „Untertan" herniederdrückten. Damit beginnt in unserer Geschichte diese geistige Fremdherrschaft, deren spitzfindiger Verstandesdrill sich doch so trefflich mit der schauderhaftesten Verbohrtheit in vorurteilsvolle Doktrinen verträgt, wofür nur e i n Beispiel die Hexenprozesse des 16. und 17. Jahrhunderts sind.

Eines der Opfer der neuen Juristen-Bürokratie wird aber auch die deutsche Sprache. Denn eben um die Zeit, da die Kanzleien beginnen deutsch zu schreiben, beginnen sie dafür lateinisch und römisch zu denken. In der Kahlheit der „Begriffe" sowohl, wie im Satzbau und in der Grammatik. Es schwindet der germanische Satzrhythmus: die den ganzen Satz als musikalische Einheit durchflutende Betonung, nach der es sich richtet, ob man die Wörter gedrungener oder aufgelöster bildet, ob man z. B. die Genitive durch -es oder nur durch -s gibt, das -e des Dativs spricht oder nicht spricht, wie sich hörfeiner die Form „schöne Fraun" oder „kluge Frauen" in den hinfließenden Rhythmus fügt. Es schwindet der wundersame Reichtum der altdeutschen Sprache an abgestuften und treffend abschattierten Ausdrücken, wovon seitdem nur noch die Mundarten eine Vorstellung geben. Und vor allem ist es die poetische Bildlichkeit des deutschen Rechtswesens, die kraftvolle Anschaulichkeit der deutschen Rechts- und Verkehrssprache, wovor sich diese neue Schulung der Definitionen und Formulierungen entsetzt. So zieht denn in unsere gestaltvolle Sprache die ganze Nüchternheit des Römerwesens ein, drängt ihre ‚exakte' Vorsicht die Fülle der deutschen Bezeichnungen zurück. Immer ärmer, immer hölzerner behilft sich die Kanzleischreiberei mit den durch die juristische Begrifflichkeit hindurchgegangenen Wendungen, nicht mehr

Digitized by Google

durch die alte gescheite frische Bündigkeit, sondern durch Wörter-Zusammensetzungen, Partizipialkonstruktionen und all diese lahmen Künste verschlungener römischer Rhetorik bringt man die zu sagenden Inhalte heraus. Jene verwickelte, vermittelbarte, geistesärmliche Sprache entsteht, von der sich die Gewissenhaftigkeit des Bürokratenwesens noch seither nicht wieder hat losmachen mögen, vielmehr noch in das Politikerwesen, Schulwesen und anderes abfärbt. Die Grammatik aber, die über die Richtigkeiten oder Unrichtigkeiten darin entscheidet, ahnt nichts mehr von den Gesetzen und Bedingungen der wirklichen deutschen Sprache. Achtlos ordnet und mißt sie nach dem, was römische grammatici als Anatomie des Latein erkannten und aus Ciceros Advokatenstil in befehlshaberische Regeln brachten.

Da, als alles dies entstand, kam Luther. Mit der ganzen Ursprünglichkeit seiner volkswurzelnden Natur, die weder das Studium, noch die grübelnde, ringende Klosterzeit hatten vernichten können, fühlt er jenen Zustand heraus, und sein gesund leitendes Gefühl wird ihm zur Erkenntniskritik, die auch hier bis zu den letzten Klarheiten dringt. „Ich habe noch bisher," schreibt er, „kein Buch noch Brief" — Brief kommt von dem Neutrum breve — „gelesen, da rechte Art deutscher Sprache innen wäre. Es achtet auch niemand, recht deutsch zu schreiben, sonderlich die Herren Kanzlei- und Puppenschreiber, die sich lassen dünken, sie haben Macht, deutsche Sprache zu ändern." Ganz so bewußt, wie er ein Reformator in Theologie und Kirche wird, setzt er sich die Aufgabe, es im Gebrauch unserer Muttersprache zu werden. Denn beides hängt ihm aufs nächste zusammen, der dem freien Christenmenschen seinen persönlichen Weg zu Gott durch die unmittelbare Seelenkraft des Glaubens zuspricht und ihn nach eigenem deutschen Denken beten und die heiligen Schriften lesen lassen will. Hier hat der Humanismus durch Luther Wichtigeres und Schöneres gewirkt, als er sonst im deutschen Wesen wohl abermals gehindert und geschadet hat. So wenig Luther in die Richtungen und Maße dieser Quellenerschließer des Altertums hineingepreßt werden könnte, ist es doch im Innersten freiheitlich-humanistisch, den Christen auf die Quellen seiner Lehre, die Texte der Bibel zu weisen. Im engeren Sinne humanistisch ist es, ihm diese Bibel aus ihren Urtexten, dem Hebräischen des Alten Testaments und dem Griechischen des Neuen, in die Hand zu geben. Die verschiedenen Übersetzungen, die vor Luther durch das Gewerbe der neuen Gutenbergkunst für Geistliche oder Sektierer gedruckt, doch wenig verbreitet worden waren, hatten sämtlich noch auf dem mittelbaren Boden der lateinischen Vulgata gestanden.

Und nun auf die gleiche Art weiß Luther die deutsche Sprache, deren er bedarf, in ihren Quellen aufzufinden. „Ich will deutsch reden, mein gnädiger Herr Wenzel!" schreibt er an den befreundeten W. Link zu Nürnberg. „Wo es Euch nicht so schwer noch zu viel oder zu lang oder zu weit oder zu hoch oder zu tief und dergleichen &c. wäre, so bitte ich Euch, Ihr wollet irgendeinen Knaben lassen sammeln alle deutschen Bilder, Reime, Lieder, Bücher, Meistergesänge, so bei euch dies Jahr sind gemalt, gedichtet, gemacht, gedruckt durch eure deutschen Poeten und Formenschneider oder Drucker; denn ich habe Ursache, warum ich sie gern hätte. Lateinische Bücher können wir hier selbst machen!" — Bemerkenswert liegt Luther an den Nürnberger fränkischen Sprachproben, abgesehen davon, daß in dieser Stadt die bürgerliche Dichterzunft sowohl wie die der Drucker hervorragend rege sind. So hat Luther für Wortschatz und Sprachbeobachtung auch in erster Linie den Maler Lukas Cranach ausgepumpt, seinen guten Wittenberger Freund, der aus dem oberfränkischen Städtchen Kronach stammte, heute an der Bahnlinie, die vom Thüringer Wald zum Maingebiet sich niedersenkt. Noch lag in Süddeutschland und in den fränkischen Rheinlanden der Schwerpunkt des deutschen Lebens. Insbesondere war dort das geweckte, gebildetere Bürgertum zu Hause, dazu aber auch ein in seinen mehr als anderswo geengten Verhältnissen vielsinnierendes, ideen-unruhiges Bauerntum, dessen gedankliche Vergleiche mit unversteckten Sehnsüchten neuerdings viel zur Eidgenossenschaft hinüberschweiften. Nicht minder, als Luther sich an die Fürsten und Reichsstände wendet, denkt er auch an die Gemeinden dieser Leser, bei seinen Flugschriften wie beim Neuen Testament und der Bibel, obschon dem einzelnen Bauernhause vorerst der Preis dafür noch nicht erschwinglich sein konnte. (Das Neue Testament kostete anfangs beim Drucker $1^1/_2$ Gulden, ward aber von anderen nachgedruckt und auch öfter aufgelegt.) Man darf aussprechen, daß Luther, nicht nur durch seine sozialen Gewissensschärfungen, sondern nicht zu wenigst auch durch seine Schöpfung einer vereinigenden Sprache ein gar nicht zu überschätzender Zusammenhalter unseres Volkstums geworden ist. Ein besserer jedenfalls, als der nur dem politischen Unverstand durch seine umgängliche Persönlichkeit so gut gefallende fahrige Kaiser Maximilian, der es mit den Eidgenossen zum Bruch kommen ließ, die blühenden Niederlande nur erheiratete, um sie dadurch dem Reich in der Folge erst recht zu entfremden, und der das Hindernis nationaler Reichseinrichtungen war, wie sie die Fürsten unter Führung von Bertold von Henneberg, dem Mainzer Kurfürst und Erzkanzler, anstrebten; ganz abgesehen davon, wie schwer dieser gekrönte Mann die von ihm zu vertretende Reichswürde vor fremden geringeren Fürsten, u. a. dem König Heinrich VIII. von England, aus seinem temperamentvollen Selbstachtungsmangel erniedrigen konnte. Luthers instinktive Mit-Aufmerksamkeit für die mainfrän-

Digitized by Google

kische Mundart bleibt desto bemerkenswerter, wenn er wohl kaum gewußt hat, daß ihr eine vermittelnde Rolle schon vom Mittelalter vorgezeichnet gewesen war.

Seine Sprachschöpfung ist eine vollkommen überlegte, und den weltgeschichtlichen Erfolg, daß sie der Nation ein gemeinsames Deutsch gab, verdankt sie ihrer richtig durchdachten Strategie. Durch die beiden Hand in Hand gehenden Kanzleien, die kaiserliche und kursächsische, ist der Laut- und Formencharakter gewissermaßen festgelegt: südost-deutsch-mitteldeutscher Vokalstand, in den Konsonanten ein Gemisch von ober- und mitteldeutsch. „Ich rede nach der sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland.“ Darin liegt eine Verschiebung und Überschätzung, aber, soweit sie das ist, nur eine glückliche. Und weiter ist es die Gunst der Sachlage, daß da für den Bergmannssohn von Eisleben und Mansfeld keine schwierige Anbequemung notwendig ist, er trägt die gleiche Vermittlung in der eigenen Person. Doch nur in der Laut- und Formengrammatik folgt er der Kanzleisprache. Sonst ist sein ganzer Bedacht, dem Deutschen wieder die Zunge so zu lösen, wie es lebendig gesprochen wird, ihm seine naturgeborene Gelenkigkeit, Anmut, Bündigkeit, Kraft zurückzugeben, seinen die Sätze durchfließenden Rhythmus, den er, der gute Musiker, sehr wohl heraushört. Unermüdlich, um das selbstwüchsige Deutsch zu finden, beschäftigt ihn, „den Leuten auf das Maul zu sehn“; so soll seine Bibel werden, sagt er, wie im Hause die Mutter spricht und wie auf dem Markt die Leute reden. Die wissen denn auch nichts von Denaren und Medimnen, drum setzt er Zinsgroschen, spricht von Maltern und Scheffeln und läßt Christus mit den Jüngern, statt so und so viel Stadien, eines Feldweges weit über Land gehen. Anstatt zu einer fremdbleibenden philologisch-antiquarischen Übersetzung, wie sie uns bis heute verhindern, die Hellenen zu kennen, macht er seine Bibel zu einer rechten Eindeutschung, die allein dem deutschen Hause wie sein eigenes Buch werden kann, und dadurch erst bringt er in unserer Sprache den Schwung der Propheten, die Macht der Psalmen, die Volkstümlichkeit der Evangelienerzählungen so ursprünglich heraus, daß der einfache Leser die Übertragung aus dem entlegenen Hebräischen oder Hellenistischen vollkommen vergißt. Im Sendschreiben vom Dolmetschen hat er die Rechenschaften, die er sich darüber gibt, auch schützend und verteidigend mitgeteilt. „Wenn ich den Eseln soll folgen, die werden mir die Buchstaben vorlegen und also dolmetschen: ‚Aus dem Überfluß des Herzens redet der Mund.‘“ Er sagt: Weß das Herz voll ist, deß gehet der Mund über. Das hat die Art der deutschen Sprichwörter und „das heißt deutsch geredet“. Die Sätze deutsch bilden, nicht nur rechte deutsche Wörter nehmen. Was aber diese anlangt, so fahndet er förmlich nach kräftig guten Ausdrücken und nach solchen, die den verarmten schriftdeutschen Wortschatz wieder aus den Mundarten auffüllen und ausweiten, wozu ihm das Fränkische trefflich beiträgt. Die Mundarten sind ihm der reiche Wehrschatz gegen die eingeschlichenen Fremdwörter, soweit sie als solche empfunden bleiben. (Denn unzählige, nicht mehr als fremd empfundene Lehnwörter sind ja seit Kelten- und Römerzeiten in unserem Wortbestand.) So schreibt er an Spalatin: „Helft mir die Worte zurechtsetzen, aber also, daß Ihr keine Ausdrücke von Höflingen und Soldaten an die Hand gebt!“ Da trifft seine Sicherheit genau die eigentlichen Alamode-Stände, die es auch später im Barock-Schwulst und der süßlichen Amadis-Galanterie des 17. Jahrhunderts gewesen sind. Luthers Bibelsprache hat mit der des Dichters gemeinsam, daß sie das Fremdwort, das sich als ein solches dem Gefühl verrät, durch sich selber ausschließt. Sie hat auch in allem übrigen den Takt der Dichtung, ohne den es in dieser keine reine Wirkung gibt. Mag der ärmlich lebende Beduine, der Hirt der Gebirge Palästinas in den steinigen Tälern, einem Empfinden darin den Überschwang geben, daß er sagt: „meine Seele ist voller Fett und Schmalz,“ so läßt Luther diese Sinnbildlichkeit, so gerne er an sich sie hat, als uns fremd und peinlich fallen und spricht wie das Volkslied von „Freude und Wonne“. Über der Bibelverdeutschung, die er mit allem Bewußtsein so ganz unakademisch vornimmt, entdeckt der vierzigjährige Mann, den man einst in den singenden und musizierenden Zirkeln der Erfurter Scholaren den „Philosophen“ geheißen, den bisher in ihm unerkannten Dichter. Nicht zufällig entsteht im Jahre des Neuen Testaments, 1522, sein im Ton der historischen Volkslieder gehaltenes Fliegendes Blatt von den zu Löwen in dem Niederland um des Glaubens willen verbrannten zween jungen Knaben, worauf dann 1524 das schöne fünfstimmige Gesangbüchlein von Joh. Walther schon vierundzwanzig von Luther für den Gemeindegesang bestimmte Glaubens- und Andachtslieder bringt. Die deutschen volkstümlichen Spruchreime, deren treffender Ausdrucksweise Luther so vieles verdankt, hat er um so viele und ausgezeichnete vermehrt, daß noch manche davon in aller Mund sind und, wie bei allem volkstümlich Besten, der Name des Urhebers vergessen ist.

Die Leistung, die Luther in der Herstellung einer geeigneten gemeindeutschen Schrift- und Umgangssprache vollbrachte, ward ein durchschlagender, erstaunlich rascher Sieg. Schon die ihn in den zwanziger Jahren so bitter befehdeten, schrieben seine Sprache, ohne es eigentlich zu achten; Luther selbst weist wohl einmal mit Genugtuung darauf, daß sie aus seinem Dolmetschen „deutsch reden und schreiben gelernt“. Er schlug überhaupt diese Bresche des Deutschen in die sonst lateinischen Kämpfe der Theologen und Gelehrten.

Digitized by Google

Am raschesten hat die Sprache seiner Bibel — die 1534 abgeschlossen ward, nachdem das Neue Testament im September 1522 erschienen war — das plattdeutsche Niederdeutschland erobert. Um 1530 schließen sich ihr dort die landesherrlichen Kirchenordnungen an, bald die staatlichen Behörden. Über Schleswig-Holstein dringt sie nach Dänemark, wo sie ganz ähnlich zur öffentlichen Bildungssprache wird. Erst gegen 1800 erkämpft sich das Dänisch dies Hausrecht wieder; Dichter wie Baggesen aus Korsör, Schillers feuriger Bewunderer, bedienten sich noch des Deutschen im Wechsel mit ihrer Muttersprache. — Mehr Widerstand als das plattdeutsche Gebiet leistet das kulturgeschichtlich mit Recht selbstbewußtere Süddeutschland. Im Südwesten mußte die Luthersche Sprache in der Tat recht fremd erscheinen. Man druckt seine Schriften und Werke nach — sofort nach Erscheinen wird das Neue Testament in Basel nachgedruckt — und hängt kleine Wörterverzeichnisse daran, woraus der Benutzer z. B. ersieht, daß mit „Ziege" eine Gais gemeint sei oder mit „Topf" ein Hafen. Die Gemeinschaft im Protestantismus überwindet dann diese Gegensätzlichkeiten. Sie auch hat es gemacht, daß die Schweiz, deren alamannische Mundart seit dem 14. Jahrhundert wenig mehr vom Reich her beeinflußt worden und so in ihrer „urchigen" Echtheit stehen geblieben war, in Druckwerken, Schrift und Schulunterricht zum Lutherschen Hochdeutschen übergeht. Auch die süddeutschen Katholiken zwingt es nach. Es ist da gezögert und mancherlei gefehdet worden; zuletzt, wie sich ja oft die Hartnäckigkeit der Streitpunkte auf eine Einzelheit versteift, spitzt es sich zu auf einen schnurrenhaften Widerstand gegen das „protestantische e" (Seel e, Sünd e). Die Süddeutschen sprechen ja ohne e-Endung die Seel, die Freud, der Bayer will sei Ruh, und auf der Alm da gibt's ka Sünd. Die Endung e dagegen wird dort als eigentliches „en" empfunden, der Garte sagt man, die Gartelaub; dadurch versteht sich die Ereiferung. In diese Ausklänge sprachlichen Zwiespalts haben die Jesuiten der süddeutschen Universitäten das Wort der Vernunft gesprochen, das sie so oft überlegen zu finden wußten: „was hat die Glaubenslehre mit dem e zu tun?" mahnte der Innsbrucker Ignaz Weitenauer, und so ist im 18. Jahrhundert auch nach dieser Seite hin die Einheit des deutschen Volksgebiets in Schrift- und Umgangssprache des sogen. ‚Hochdeutsch' eine vollkommene geworden. Daß letzteres von den Mundarten um so mehr beeinflußt wird, je näher diese der Schriftsprache stehn, ist sehr verständlich. Deshalb färbt sich das mündliche Hochdeutsch im Bayrischen, Württembergischen, Fränkischen nebst Pfälzischen, Mitteldeutschen am unbefangensten nach dem jeweiligen Dialektklang. Plattdeutsche und Schweizer dagegen sprachen das Hochdeutsch als eine ursprünglich landfremde Sprache und halten es von der heimischen Mundart um so natürlicher geschieden.

Bei alledem nun verdankt unser Volkstum der Schöpfung Luthers Wichtigeres als eine im Ganzen sehr wohlgelungene sprachliche Einigung. Denn alle solche Einigungen können nie soweit Selbstzweck sein, daß dafür bessere Werte aufgeopfert werden dürften oder daß diesen vernichtend vorgegriffen würde. Was würde uns z. B. heute eine noch so als „nationale" Großtat gepriesene Einheitsstenographie Gutes bedeuten, wenn sie nichts taugt? Wenn sie aus diplomatisierenden Nachgiebigkeiten zustande kommt, und solchem elenden Flickwerk zu Liebe dann die besseren Systeme in die Rumpelkammer kommen, wo sie sich mit manchem, das wir auch noch hätten behalten dürfen, wiederfinden! — Luther gab uns, außer einer guten, vor allem auch eine grundehrliche Sprache. Eine solche, die das Üble, Faule und Schwache nicht mit charaktergefährlicher Grazie beschönigt, sondern jegliches bei seinem Namen nennt. Darin liegen Werte der sittlichen Volkserziehung, die ganz unschätzbar sind. Und zwar einer solchen, die sich gleichmäßig auf alle Schichten erstreckt. Wenn dem Prinzeßchen ihre aus- oder inländischen Erziehungsdamen die erforderlichen kalten Firnisse beigebracht haben, so kommt wohl eine Viertelstunde vor dem gnädigsten Zubettgehn, wo sie sich wieder in Luthers Bibel zu dem zurechtliest, was in der menschlichen Seele gesund und natürlich bleiben soll.

‚Lies die Bibel!' riet Goethe dem jungen Schriftsteller, und verschiedene Male wies er darauf, wie sie in der Lutherschen Übertragung ‚deutlich denken' lehrt. Der Kampf für unsere Muttersprache wäre ein sehr oberflächlicher, wenn er sich nur gegen überflüssige Fremdwörter richten wollte. Er ist gegen alles zu führen, was sie ‚papieren' macht, wie man es treffend benannt hat, oder was sie durch solche, die sich gerne als die ‚Intellektuellen' wichtig tun, um ihre inhaltsehrliche Gradheit und Gediegenheit mit salbadernden geistreichelnden Wichtigtuereien bringt. Noch immer gilt es das Luthersche Werk zu erhalten und in *seinem* Verständnis daran fortzuarbeiten. Unausgeschöpft sind die Fülle und die Weisung der Mundarten. Ohne Furcht vor den Regelpedanten mögen wir von dort noch immer gute sinnkräftige und schöne Ausdrücke — aber nicht die der gemeineren Großstädte, wozu die Zeitgenossen neigen — der Schriftsprache zuführen, mit jenem richtig auswählenden Takt, der in der Begabung des guten Schriftstellers und des echten Dichters sich von selber findet. Und immer wieder gilt es, aus ihnen die frische Gelenkigkeit und die innere Freiheit der Sprache zu verjüngen, die gegen das Amtsjuristentum und die Regelmacherei derer zu schützen sind, die niemals Luther, aber ebensowenig auch Lessing und Goethe und Jakob Grimm begriffen haben.

Digitized by Google

Sommerwind

Wo wir wandern, stehn und sind
Wandert mit der Sommerwind.

In der Frühe wehend auf
Weckt er uns zum Tageslauf.

In dem heißen Mittaglicht
Streicht er kühl ums Angesicht.

Durch den Tag auf Schritt und Tritt
Läuft er wie ein Hündlein mit.

Tritt beim letzten Abendschein
Mit uns durch die Türe ein.

Wandert leis die ganze Nacht
Um das Bett getreu und wacht.

— Sag', ob du die Liebe bist,
Die allgegenwärtig ist!

Will Vesper

Das Kindlein Pan

Sitzt dort nicht ein helles Kind
In dem dunklen Bruch der Föhren?
Trägt's mir zu der leichte Wind,
Kann ich gut sein Stimmlein hören:

Bin kein Sperling und kein Fink
Und kein junger Eichelkater,
Bin ein Seelchen fein und flink,
Und der Wald hier ist mein Vater.

Meine Mutter ist ein Reh,
Wenn die Menschen schlafen müssen
Kommt es durch den tiefen Schnee
Her zu mir, um mich zu küssen.

Menschlein, Menschlein, schau mich an,
Holdes Glück ist dir begegnet,
Bin ich doch das Kindlein Pan,
Das den Bruder Dichter segnet.

Alfons Petzold

Digitized by Google

Parkbild

Gemälde von Prof. Hermann Göhler

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

Wie ich anfing

Erinnerungsschnitzel von Fedor von Zobeltitz

Aus der Berliner Kadettenzeit

Wenn ich auf der Berliner Stadtbahn an dem langweiligen großen Gerichtsgebäude vorüberfahre, das nunmehr an die Stelle des alten Kadettenhauses in der Neuen Friedrichstraße getreten ist, muß ich jedesmal an die beiden Jahre zurückdenken, die ich in diesen Mauern verlebt habe. Das war 1872 und 73. Heute dauert die Geschichte länger. Heute gibt es in den Voranstalten eine Unter- und Obertertia und in der Lichterfelder Hauptanstalt Unter- und Obersekunda und Unter- und Oberprima: die ganze Einteilung ist auf die Grundlage der Realgymnasien gebracht worden, und das ist auch sehr vernünftig. Denn wenn man früher einmal aus irgendwelchem Grunde — es brauchten durchaus nicht immer Schulden zu sein — als eben erst aus dem Kadettenkorps entlassener junger Leutnant den Abschied nahm, dann stand man ziemlich hilflos in der Welt. Man hatte eine einseitige militärische Erziehung genossen, die einem nun nicht mehr allzuviel nützen konnte, in manchen Fällen sogar ein Stein am Bein war. Heute entspricht die Reifeprüfung im Korps der anderer höherer Lehrschulen, so daß auch ein aus der militärischen Laufbahn geschleuderter ehemaliger Kadett noch in der Lage ist, das Studium fortsetzen zu können.

Als der Große Kurfürst 1653 in Kolberg die erste Kadettenanstalt nach französischem Muster einrichtete, gab man noch nicht so viel auf wissenschaftliche Bildung. Friedrich der Große bot sogar Casanova, als der berühmte Abenteurer sich kurze Zeit in Berlin aufhielt, eine Stelle als Gouverneur in der neu begründeten Kösliner Voranstalt an; der geniale Weltenbummler würde sich gut als ‚Schuster' geeignet haben. Seit die Hauptanstalt nach Lichterfelde verlegt wurde, ist manches anders geworden. 1872 wurde der Grundstein gelegt; da waren die Berliner Kadetten dabei.

Ich sehe das alte Riesenhaus in der Neuen Friedrichstraße noch deutlich vor mir. Links vom Haupteingang wohnte der Portier, dessen Trommel die Stunden kündete. Dann trat man auf den sogenannten Karreehof, von dem aus rechts ein Hallengang nach dem Lazarett führte und auf der entgegengesetzten Seite ein anderer nach dem zweiten Hof, in dem ein paar Bäume standen und Abwechslung in das Bild brachten. In einem der Quergebäude lag der „Feldmarschallsaal", ein großer Raum, mit Bildern preußischer Generäle geschmückt, in dem gegessen wurde und die schriftlichen Examina stattfanden. Gerade gegenüber erhob sich die Kaserne für die sechste Kompagnie, der ich zugeteilt worden war. Ihr Chef war der Hauptmann v. P., ein galliger, griesgrämiger Herr mit einer Brille auf gewaltiger Hakennase, von langer dürrer Figur und mit ungeheuer großen Füßen, die in wahrhaften Oderkähnen von Stiefeln steckten. Im Gegensatz zu ihm war der Kommandeur der Anstalt, Oberst des Barres, aus einer alten Réfugiéfamilie stammend, klein, dicklich und rund, und da er mit Vorliebe einen langen Reitermantel trug, so sah er wie ein riesiger wandelnder Tintenwischer aus. Sein Ablatus war der Major von Vietinghoff, von uns der ‚rote Helfershelfer' genannt, weil er feuerrote Haare über einem mit Sommersprossen übersäten Gesicht trug und im Kostüme eines mittelalterlichen Henkersknechts sicher eine recht gute Figur gemacht haben würde. Ich hatte einiges Talent zum Karikaturenzeichnen und in einer französischen Stunde einmal die drei Gewaltigen porträtiert. Das Blatt fiel in die Hände des Lehrers, des lieben alten Professors Herrig, der sich köstlich darüber amüsierte und es in die Tasche steckte, um es im Kasino zu zeigen. „Sie haben ein gefährliches Talent, junger Freund," sagte er mir wohlmeinend, und die Gefährlichkeit merkte ich auch in der Folge. Auf irgend eine Weise mußte der Hauptmann v. P. von dem Spottbild erfahren haben, denn bei Gelegenheit einer kleinen Dummheit hielt er mir eine donnernde Standpauke, die mit den Worten schloß: „Weißes Papier unflätig beschmieren, das können Sie — hä! Juckt's Fell, Junkerchen — warten Sie, werd's kratzen!" Das war seine Lieblingswendung. Uns juckte auch zuweilen das Fell, und er kratzte es immer gehörig. Er galt als ausgezeichneter Pädagoge, aber in unseren Augen war er ein unausstehlicher Kerl. Die Wahrheit lag wohl in der Mitte.

Die Hauptanstalt zählte damals sieben Kompagnien. In der Sekunda hatte ich einen schüchternen kleinen Primaner als Stubenältesten, in der Prima einen Selektaner, einen begabten Menschen von vernichtender Faulheit, der in den Arbeitsstunden immer nur Romane las, aber doch seine Karriere gemacht hat. Heut ist er Gouverneur einer sehr großen Stadt, erinnert sich aber sicher noch ganz gern der zahllosen Dummheiten aus seiner Kadettenzeit. Manche der Kadetten von dunnemals sind berühmte Heerführer geworden. Viele sind mir im Leben wieder-

Digitized by Google

begegnet, so erst vorjährig eine Exzellenz in St.-Quentin, im Korps immer nur ‚Nase‘ genannt, weil sein Riechorgan einer aus klassischer Linie stark herausfallenden Entwicklung zustrebte. Einen stotternden Grafen K., der ein toller Schlingel war und es im Durchfallen zu höchster Vollendung gebracht hatte, sah ich zum letzten Male vor einem runden Dutzend Jahren oder länger bei Gelegenheit eines Hofballs. Er trug schon die Majorskandillen, wollte aber den Abschied nehmen, um gleich seinem Bruder in den Hofdienst zu treten und fragte mich nun, ob ich wohl glaube, daß sein Sprachfehler ihm dabei gefährlich werden könne. „Sehn Sie, Z—Z—Zobeltitz,“ sagte er, „beim —Ko—ko—kommandieren geht's ja. Das f—f—fährt mir immer so 'raus. Aber wenn mich nun 'ne P—P—Pri—Prinzess'in ansp—sp—spricht, und ich kann nicht gleich antworten, dann bin ich doch beli—bela—belämmert ...“ Er kam jedoch nicht in den Hofdienst, weil er leider bald nachher starb. Ein ebenso lieber und gutmütiger Mensch und genau so ein Tunichtgut war Graf Friedrich R., der aus hohenzollernschem Blut stammte, aber in der Sprache der Kadetten ein ‚Ruppsack‘ erster Güte war. Er hatte eine ganz hübsche Stimme und nahm deshalb am Gesangunterricht teil, doch quakte er bei den schönsten Liedern immer nur wie ein Frosch oder stieß papageienhafte Laute aus und behauptete dann, das käme vom ‚Stimmwechsel‘. Er blieb dann auch nicht mehr lange im Korps, wurde auf eine Presse abgeschoben und brachte es glücklich zum Leutnant; als Kürassieroffizier habe ich ihn noch ein paarmal wiedergesehen, ehe er seine umfangreiche schlesische Herrschaft übernahm. Er verheiratete sich dreimal und ließ sich zweimal scheiden und starb vor einigen Jahren.

Der Tageslauf in Berlin ähnelte dem in der Voranstalt. Die Trommel rief zwar nicht zum Streite, aber zu jeder Gelegenheit. Es wurde gebüffelt und gefaulenzt, Ulk getrieben und manierlich gelebt. Aber man war doch schon erwachsener geworden, guckte des Sonntags den Damen unter die Hüte und spielte gern den ‚feinen Willem‘. An den Sonntagen nach dem Mittagsappell begann der Stadturlaub. Die Feineren zogen sich dazu unter den Mantel eng anliegende Offiziershosen an (die verboten waren), womöglich auch Lackstiefeln und setzten eigene Mützen auf. Wer es nicht dazu hatte, ließ sich wenigstens die Rockärmel mit Seide füttern, weil der grobe graue Kommißstoff unter den roten Aufschlägen doch gar zu gewöhnlich aussah. Aber Hauptmann v. P. kam bald dahinter. Eines Sonntags ließ er beim Appell die Ärmel aufkrempen, und wer seidenes Futter trug, kriegte keinen Urlaub. Dann mußte der Feldwebelleutnant die eleganten Herren aufschreiben; ihre Röcke wurden zum Schneider geschafft und wieder auf den Stand der Kommißlinie gebracht. „Hä — wollt schon den Leutnant spielen,“ sagte Hauptmann v. P., „juckt's Fellchen, wartet, werd's kratzen . . .“ Jede Kompagnie hatte auch hier als Hausverwalter einen Feldwebelleutnant, ein Dienstgrad, der derzeit nur für das Kadettenkorps geschaffen war und erst später verallgemeinert wurde. Auf der Sechsten hatten wir anfänglich einen höchst originellen Feldwebelleutnant, einen Mann, der sich die größte Mühe gab, durch die umständlichsten und verschnörkeltsten Satzbildungen die Höhe seiner Geistigkeit zu beweisen. Wenn beim Anprobieren einer neuen Garnitur ein Rock nicht passen wollte, so sagte er beispielsweise, indem er die rechte Hand an das Kinn und die Stirn in gewichtige Falten legte: „Die Natur läßt sich nicht beugen, wann noch die Brustfüllung mankiert, wohingegen die Längte im Verlaufe der Zeit mit der Breite in korrupte Beziehung zu der Schulterung kommen könnte.“ Oder er nannte eine zu kurze Hose einen „Begriff unzulänglicher Fassungsmöglichkeit“ und behauptete von einem zerschlagenen Barometer, er „reaumüre“ nicht mehr. Ein prächtiger Herr war sein Nachfolger, der später auch wirklicher Leutnant wurde und mir vor einigen Jahren noch einmal in den Weg gelaufen ist. Er kannte mich gleich wieder und erinnerte mich an tausend Kleinigkeiten aus der Vergangenheit, wußte auch ganz genau, was aus all den Kadetten der Sechsten geworden war; „aber,“ sagte er, „Schriftsteller ist bloß einer geworden.“ Das war nämlich ich.

Meine Aufsätze waren immer noch gut. Manchmal ließ ich mir auch ein bißchen helfen. Vater hatte ein paar schriftstellerische Freunde, die das gern taten. Der eine war Georg Belly, der Verfasser des ‚Monsieur Herkules‘, aber der trieb gern seinen Unsinn. Ein Aufsatzthema ‚Das Meer ein Bild des menschlichen Lebens‘ packte er vom ironischen Guckwinkel aus an und endete damit, daß man einen Lehrer, der solche ausgefahrenen Vergleiche fordere, im Meer der Vergessenheit ersäufen müsse. Ein Anderer war Herr Karl August Heigel, damals Redakteur des ‚Bazar‘, später ein Günstling König Ludwigs von Bayern, der ihm den Adel verlieh. In einem seiner Romane — ‚Ohne Gewissen‘ oder ‚Die Dame ohne Herz‘, ich weiß nicht mehr genau, in welchem der beiden — hat er auch meinen Vater als einen Herrn von Zabeltitz eingeführt. Am hilfreichsten erwies sich mir aber immer Herr Alwill Raeder, der unter dem alten Dedo Müller bei der ‚Staatsbürger-Zeitung‘ beschäftigt war, irre ich nicht, ein Sohn des berühmten Komikers Gustav Raeder, des Verfassers von ‚Robert und Bertram‘. Zu einem Aufsatz hatten wir stets eine Woche Zeit. Ich nahm den Entwurf dann Sonntags mit und fand Raeder gewöhnlich in einem Weinstübchen der Friedrichstraße unten am Belle-Alliance-Platz, wo er bereitwillig mit mir den Aufsatz durchging und mir manchen guten Wink

Digitized by Google

gab. Ich habe bei dem freundlichen Mann eine ganze Menge gelernt und bin ihm immer dankbar gewesen. Er war ein tüchtiger Kritiker, hat viel zur Theatergeschichte geschrieben, auch eine vortreffliche Monographie des Zirkus Renz, zu dessen Stammgästen er gemeinsam mit Belly gehörte.

Mein Entzücken aber war, daß ich eines Sonntags in einem meiner Mutter befreundeten Hause Arndt auch einmal der Luise Mühlbach vorgestellt wurde. Das war kurz vor ihrem Tode, doch sie sah als Sechzigerin noch immer recht stattlich aus und knüpfte in ihren Romanen nach wie vor den fröhlichen Anfang an das fröhliche Ende. Sie war vor nicht langem aus Ägypten zurückgekehrt und hatte Mehmed Ali in zwölf Bänden verherrlicht und auch schon wieder einen Roman ‚Kaiser Wilhelm und seine Zeitgenossen' veröffentlicht, dessen Fortsetzung nach ihrem Tode erschien. Als ich meinem Bruder Hanns begeistert von dieser Bekanntschaft erzählte, zuckte er als gebildeter Mann nur die Achseln und sagte wegwerfend: „Gott, die olle Mühlbachen!..." Mehr Erzählertalent hatte Herr Hermann Goedsche, damals Redakteur der ‚Kreuz-Zeitung', mit seinem Kollegen Georg Hesekiel und meinem Vater zuweilen Gast an der Mittagstafel im Hotel de Rome. Seine unter dem Pseudo Sir John Rettcliffe veröffentlichten Sensationsromane werden heute noch gelesen, während die zahllosen brandenburgisch-preußischen Geschichten Hesekiels so gut wie vergessen sind. Auch mit Hesekiels Tochter Ludovika, die als Pfarrersgattin Ende der achtziger Jahre starb und gleichfalls eine Reihe von Romanen von ausgesprochen konservativer Richtung veröffentlicht hat, war ich später häufiger zusammen. Mit einem anderen Bannerträger des Hohenzollerntums, dem Hofschauspieler Georg Hiltl, machte mich Hanns gelegentlich bekannt, als der immer gefällige Hiltl eine von Offizieren gespielte Wohltätigkeitsvorstellung einstudieren half.

An den freien Sonntagen war ich natürlich fast immer bei den Eltern, die derzeitig in der Lankwitzstraße wohnten, und brachte gewöhnlich ein paar Freunde zum Mittagessen mit. Hin und wieder lud mich auch mein Bruder zu den Maikäfern ein, so gelegentlich der Einweihung der Neueinrichtung seiner Kasernenwohnung, die durch ein Frühstück gefeiert wurde, das bis zum Abend dauerte. Der Tag steht mir besonders heiter in der Erinnerung, weil zwei der geladenen jungen Offiziere, die einen Schluck zu viel getrunken hatten, mich schließlich mit in das Woltersdorf-Theater schleppten, wo der Komiker Heder sein Benefiz feierte. Ihm zu Ehren hatte man die alte Kriegsposse „Wir Barbaren" neu einstudiert. In einer vor Paris spielenden Szene bekam Heder als Gardefüsilier ein Feldpostpaket in vorgeschriebener Schwere mit einem vereinzelten Unterhosenbein. Heder hatte nun ungefähr zu sagen: „Da schickt mir Mutter bloß det eene Hosenbeen, weil's sonst zu schwer geworden wäre; wo krieg ick denn nu aber das andre her?..." Auf diese Wendung warteten bloß meine jungen Herren. Sie wollten dem beliebten Schauspieler eine Freude erweisen und hatten ein zweites Unterhosenbein mit Würsten, Schinken und Delikatessen füllen lassen und schleuderten es nun mit dem Rufe: „Da haste det andre Been!" aus der Orchesterloge mitten auf die Bühne, wo es aufschlug, aus allen Nähten ging und seinen Inhalt ringsum verstreute. „Da sitzen sojar schonn de Schinken drin", improvisierte Heder, und das Publikum raste und jubelte. Bei Woltersdorf kamen derlei harmlose Unterbrechungen öfters vor. Ich entsinne mich, daß dort einmal die schon recht reif gewordene Mejo in einer neuen Rolle auftrat; dabei zerriß ihre Halskette, und die Perlen rollten über die Bühne. Sofort kletterten die sämtlichen Herren aus den beiden ersten Orchesterlogen rechts und links auf die Szene und halfen ihr suchen. Es waren merkwürdig gemütliche Zeiten. Die beiden jungen Offiziere, von denen ich sprach, blieben übrigens nicht mehr lange beim Regiment. Der eine, Herr v. P., trat in die serbische Armee, der andere, Herr v. W., ging sogar nach Persien, wurde Mohamedaner und Geheimer Rat und ist in Teheran in hoher Stellung gestorben.

In das Theater ging ich häufig, besonders gern in das Viktoriatheater in der Münzstraße, zu dem ein Freund meines Vaters, der Marquis Lucchesini, zärtliche Beziehungen hatte und mir zuweilen Billetts schenkte. Mein Bruder Hanns erwähnt diesen Marquis Lucchesini (er nennt ihn noch Graf) schon flüchtig in seinen Erinnerungen. Ich habe ihn in späteren Jahren wiedergesehen und möchte die Erinnerung fester formen. Er stammte aus einem alten Patriziergeschlecht von Lucca, das schon Ende des 17. Jahrhunderts die Grafenwürde und um 1750 den mantuanischen Marchesetitel erhielt, und war ein Enkel jenes Girolamo Lucchesini, der zu Friedrichs II. täglicher Tischgesellschaft gehörte und unter Friedrich Wilhelm II. zuletzt Botschafter Preußens in Paris gewesen war. Sein Sohn blieb in preußischen Diensten, wurde Kammerherr und Wirklicher Geheimer Rat und starb als Hofmarschall des alten Prinzen Karl. Er hatte drei Kinder, zwei Töchter, die Gräfin Cäcilie Westphalen und die Gräfin Mathilde Schlieffen, und einen Sohn Franz, der in die preußische Armee eintrat, aber schon als junger Leutnant wieder den Abschied nahm, den Bekannten aus meiner Jugendzeit. 1869 hatte der König ihm erlaubt, unter Ablegung des Grafentitels sich als Ältester des Hauses Marquis zu nennen, und ich entsinne mich noch genau, mit welcher selbstironischen Grandezza er sich meinem Vater in seiner neuen Würde vorstellte; von seinen toskanischen Besitzungen pflegte er in lustigem Spott immer nur von seinen beiden ‚Apfelsinenbäumen' zu sprechen. Von seiner

Digitized by Google

ersten Gattin wurde er nach fünfzehnjähriger Ehe geschieden; seine zweite, aus einem Lübecker Bürgerhause stammend, vermählte sich als Witwe zum zweiten Male mit dem Prinzen Bernhard von Sachsen-Weimar, der infolgedessen auf Rang und Titel verzichtete und den Namen eines Grafen von Crayenberg annahm. Die einzige Tochter Lucchesinis starb vor zwölf Jahren unvermählt in Wiesbaden, so daß das Geschlecht als erloschen gelten kann. Der Marquis war ein Mann von bezaubernder Liebenswürdigkeit; er war damals noch Junggeselle und hatte ein kleines Verhältnis mit einer Dame des Viktoriatheaters, in dem er einen ständigen Logenplatz hatte, den ich zuweilen benutzen durfte. Cerf war Direktor, irre ich nicht ein Sohn des berühmten ersten Leiters des ehemaligen Königsstädtischen Theaters am Alexanderplatz, von dem er auch die Originalität seines Wesens geerbt zu haben schien. Ein Junge Cerfs war gleich mir Ploener Kadett gewesen; ich hatte also immer Freikarten zum Viktoriatheater in der Tasche und schwelgte in den phantastischen Feerien, die man da gab. Besonders zwei, nach dem Französischen bearbeitete Märchenpossen, die „Henne mit den goldenen Eiern“ und die „Weiße Katze“, stehen mir noch lebhaft in der Erinnerung. —

Ich hatte im Korps einen guten Freund, einen baltischen Baron, den traf ich einmal an einem Sonntag abend Unter den Linden. Er wollte auf die Russische Botschaft, wo bei Herrn von Oubril ein großer Empfang stattfand, und nahm mich ohne weiteres mit. Ich hatte noch zwei Stunden Zeit bis zum Urlaubsschluß, wollte eigentlich zu Josty an der Schloßfreiheit gehen, wo ich mich verabredet hatte, ließ mich aber überreden und zottelte wirklich mit auf die Botschaft, obwohl ich da nie eine Karte abgegeben hatte und keine Seele kannte. Das fiel bei der Masse Menschen indessen nicht weiter auf; mein Begleiter stellte mich auch gar nicht vor und zeigte mir nur ein paar berühmte Leute: den Fürsten Anton Radziwill, den Minister Camphausen, den Schweizer Gesandten Obersten Hammer, den Vicomte de Gontaut-Biron, den Lord Russel und andere mehr. Und dann gingen wir an ein Büfett, aßen unmenschlich viel und tranken dazwischen Champagner, den ein langer Kosak als Ganymed unermüdlich verschenkte. Darüber freute sich ein schlanker Offizier vom ersten Garderegiment, den ich schon einmal kennen gelernt hatte, als ich meinen Bruder gelegentlich auf der Wache besuchte. Das war der Herr Constantin von Grimm, der bald darauf eines ganz eigenartigen Vorfalls halber den Abschied nehmen mußte und nun sein glänzendes Zeichentalent ausbeutete. Er gründete bei Payne in Leipzig das Witzblatt ‚Puck‘, das sich ein paar Jahre hielt und dann einging, stromerte hierauf viel in der Welt umher und endete schließlich als „Redacteur des Arts“ beim Evening Telegramm seines Freundes Bennet in New York. Er war ein Großneffe des berühmten Barons Melchior Grimm und sicher einer der genialsten deutschen Karikaturisten, obwohl sein Name in keinem Konversationslexikon und keiner Kunstgeschichte zu finden ist. Sein „Puck“, zu dessen eifrigsten Lesern auch Bismarck gehörte, ist heute so verschollen, daß ich mich vergeblich bemüht habe, noch ein Exemplar aufzutreiben. Im ‚Puck‘ erschien 1876 meine erste Erzählung in Versen. Sie ist nicht viel wert; ich war damals aber auch erst neunzehn Jahr und kein Genie in der Westentasche.

Noch eine andere Bekanntschaft vermittelte mir dieser unvorschriftsmäßige Botschaftsbesuch: die eines blutjungen Kavallerieoffiziers, der den Balten und mich Sonntags zuweilen im Korps abholte, um mit uns zu Hiller frühstücken zu gehen, weil, wie er sagte, dies anregend auf seinen schwachen Magen wirkte. Etliche Jahre später begleitete derselbe Offizier einen nunmehrigen Regimentskameraden, dem Prinzen Alexander Battenberg, nach Bulgarien zu einem kurzen Fürstenglück. Damals war auch ich nahe daran, mir für den unruhigen Kopf ein neues Feld der Tätigkeit zu suchen und in die bulgarische Armee einzutreten. Den abratenden Brief des Fürsten Alexander bewahre ich noch; Erinnerungen an diese Zeit habe ich — in freiester Ausgestaltung — in meinem Roman ‚Besser Herr als Knecht‘ verwoben. Auch mit einem Bruder des Fürsten, dem Prinzen Heinrich, hat mich der Zufall gelegentlich in Dresden zusammengeführt. Er war derzeit noch ein junger und sehr fröhlicher sächsischer Husarenleutnant, an dem Abend, den ich mit ihm verlebte und der mit dem Besuch eines Dresdner Variétés, des Viktoriasalons, schloß, sogar von ausgelassener Laune. Vielleicht hat er als Gatte der Prinzessin Beatrice von England, als Königliche Hoheit und Governor der Insel Wight doch noch zuweilen an seine glückliche Leutnantszeit zurückgedacht, ehe ein tragisches Geschick ihn hinterrücks packte.

Zu den Lokalen, in denen mein Vater in dieser für ihn günstigen Zeit am meisten verkehrte, gehörte außer dem Stammtisch ‚Paragraph Elf‘ hinter dem großen Büfett bei Hiller und der ‚Runde‘ im Hotel Petersburg noch die Ewestsche Weinstube. Dorthin hatte er mich einmal an einem Ferientage bestellt. Ich fand ihn in einer sehr angeregten Gesellschaft, zu der u. a. ein alter weißköpfiger Engländer gehörte, der in Geschäftsbeziehungen zu Stroußberg stand, ferner der Herzog von Ujest und ein junger Leutnant von den zweiten Gardeulanen, den dieser mitgebracht hatte, ein Graf Talleyrand-Périgord (er heiratete später eine Tochter des damaligen französischen Botschafters). Als ich gefrühstückt hatte, gab mir mein Vater eine kleine verschlossene Reisetasche, die ich meiner Mutter bringen sollte, da er noch zu „tun hatte“. Ein Kellner setzte mich in eine

Digitized by Google

der vor der Tür stehenden Droschken, und ich brachte die Tasche auch glücklich nach Hause. Noch aber sehe ich das entsetzte Gesicht der Mama vor mir, als ich sie ihr reichte. Es war wieder einmal einer der unglaublich leichtsinnigen Streiche meines guten Vaters. Die Tasche enthielt für rund sechzigtausend Taler an Banknoten und Wertpapieren, den Erlös einer geschäftlichen Transaktion (ich glaube, es war sein Anteil für den Bau der Märkisch-Posener Bahn), den der Papa auf der Bank abgehoben und mir nun sorglos anvertraut hatte. Das sah diesem alten Grandseigneur ähnlich, den das Leben noch sehr scharf unter die Scheren nehmen sollte. Er hatte wundervoll gepflegte Hände, und unter diesen Händen verflog das Geld wie Spreu im Winde.

Um diese Zeit interessierte er sich auch für einen neuen Zirkusbau, den der Direktor Ciniselli in Berlin errichten wollte. Der provisorische war auf einem freien Holzplatz unweit des Halleschen Tors aufgeführt worden, und da war ich denn oft und konnte auch die schöne Emma Ciniselli bewundern, der Graf P. von den Gardedukorps Abend für Abend ein Riesenbukett überreichen ließ, das immer die anmutige Hülle für ein kostbares Schmuckstück bildete. Bei Ciniselli war ein früherer hessischer Offizier als Stallmeister angestellt, den ich eine Reihe von Jahren nachher in Italien wiederfand, als ich dort selbst einmal in wilder Laune ein paar Wochen lang mit einem Wanderzirkus herumfuhrwerkte und mir den Stoff für meine Erzählung ‚Die Tierbändigerin' holte.

Um die Pfingstzeit dreiundsiebzig war Nassr-Eddin, der Schah von Persien, in Berlin. Es wurden große Hoffestlichkeiten gegeben, und dazu bedurfte man der Pagen. Der Pagendienst war den Selektanern vorbehalten, aber da die meisten von ihnen schon ihre Pfingstreise angetreten hatten, so griff man diesmal auf die für Berlin beurlaubten adligen Kadetten der Sekunda und Prima zurück. So wurde denn auch ich zum Pagendienst befohlen, zwar nicht zu der persischen Majestät höchstselbst, sondern zu einem unsrer liebenswürdigsten Prinzen, dem Herzog Elimar von Oldenburg, der als Major bei den ersten Gardedragonern stand.

Das war nun natürlich höchst interessant. Der sogenannte Pagenhofmeister gab uns zunächst die nötigen Aufklärungen über Benehmen, Anreden und Titulaturen. Wer zu einer Prinzessin kommandiert war, dem wurde das Schleppetragen mit einem Bettlaken eingeübt, das sich ein anderer Kadett um die Hüften befestigen mußte, so daß es hinter ihm herschleifte. Das war eine sehr notwendige Vorübung, denn ein Page hatte einmal in seinem Ungeschick der Kronprinzessin die nur angeknöpfte Schleppe fast völlig abgerissen. Man muß dabei ungemein aufmerksam sein und jeder Bewegung seiner Dame gewandt nachgeben, sonst kann man sich fürchterlich blamieren. Eine Waschschüssel vertrat bei dieser Probe das Silberservice der Kaisertafel. Dann setzte der Pagenhofmeister sich an einen Tisch, und man mußte ihm die Schüssel von der linken Seite reichen. Das machte der Kadett v. St., der Page beim Schah sein sollte, ganz geschickt, bloß sagte er dabei aufmunternd: „Bitte recht sehr", worüber der Herr Hofmeister aus der Haut fahren wollte, denn er war zwar ein herzensguter, aber schrecklich nervöser Mensch. Als nun alles so weit war, daß man annehmen konnte, wir würden uns nicht gar zu dämlich benehmen, wurde man zunächst anständig frisiert und uns das Haar überpudert, dann wurden wir angekleidet, wobei die rundliche Gattin des Pagenhofmeisters uns bei der Fältelung der Jabots den letzten Schliff gab. Nun trugen wir rote, goldgestickte Schoßröcke, weiße Kniehosen und Strümpfe und Schnallenschuhe und mußten den Dreispitz unter den linken Arm nehmen. Das war die Pagenuniform, die Friedrich Wilhelm IV. 1850 nach dem Muster der Zeit Ludwigs XIV. an Stelle der früheren eng zugeknöpften Fräcke eingeführt hatte; sie sah auch ganz hübsch aus. Draußen vor dem Hauptportal hielt schon eine Reihe Hofwagen, die uns nach dem Schlosse brachten, wo uns der Kammerherr von Witzleben empfing und uns nach dem Marschallsaal führte. Da bekamen wir ein Essen, das sich wohltätig von unsrer Korpsküche unterschied, auch Moselwein, doch achtete der Pagenhofmeister sehr darauf, daß wir ihn mit Wasser mischten und nicht zu viel tranken, denn es war vor Jahren einmal vorgekommen, daß ein Page bei dieser Abfütterung des Guten zu viel getan hatte und über die Schleppe der Herzogin Friederike von Anhalt-Bernburg gestolpert war. Während des Essens besuchten uns ein paar Hofchargen, weil sie noch nichts Besseres zu tun hatten, vor allem der Oberstkämmerer Graf Redern, der immer gern Revue über die Pagen abhielt, und der alte Graf Stillfried, der Oberzeremonienmeister, in Genealogie und Kostümkunde von erstaunlicher Gelehrsamkeit, auch Grand von Portugal und portugiesischer Graf Alcántara. Noch ein anderer, weißgelockter alter Herr im Frack und mit vielen blitzenden Orden kam an unsere Tafel, sprach mit freundlicher Miene und seltsam ölig klingender Stimme diesen und jenen an und fand allerlei Beziehungen: das war der Herr Geheime Hofrat Schneider, der den Titel ‚Vorleser Seiner Majestät' führte und seinem kaiserlichen Herrn unentbehrlich geworden war.

Endlich wurden wir nach dem Weißen Saal geführt, der noch nicht die Pracht von heute angelegt hatte, sich aber doch sehr vornehm ausnahm im Glanze der vielen Hunderte von Wachskerzen, die auf den gedeckten Tischen brannten. Hier übergab man uns einer Anzahl Oberlakaien, die uns abermals mit einer kurzen Instruktion versahen. Es war leicht zu begreifen. Wir hatten uns einfach hinter die Stühle unsrer fürstlichen

Digitized by Google

Herrschaften zu stellen und ihnen die Schüsseln zu präsentieren, die uns von den Lakaien gereicht wurden. Dabei war aber auch eine gewisse Auswahl getroffen; die sogenannten Entrées beispielsweise und die Fischgerichte durften wir nicht präsentieren, nur die großen Braten. Warum das damals so war, weiß ich nicht. Graf Stillfried-Alcántara hatte es wahrscheinlich nach uralter Vorschrift so angeordnet. Mein Lakai war ein sehr würdiger Herr, der mich immer ‚Erlaucht' anredete, weil ich jedenfalls einen gräflichen Eindruck auf ihn machte.

Nun warteten wir im Weißen Saal, bis in der Entfernung drei dumpfe Schläge hörbar wurden, die sich näherkommend und rhythmisch wiederholten. Da klopften die Zeremonienmeister mit den Stäben ihrer Würde auf das Parkett — und dann erschien der Hofzug: der Schah mit der Kaiserin, der Kaiser mit der Kronprinzessin, der Kronprinz mit der Prinzessin Karl, die übrigen Fürstlichkeiten und ein endloses Gefolge. Der Schah strahlend in Diamanten, aber ein bißchen schläfrig aussehend, während unter den Herren seiner Begleitung einige recht ausdrucksvolle Physiognomien auffielen, so die seines Ministers des Äußeren, Mirza Saïd-Khan. Der Gesandte Persiens in Berlin spielte damals noch keine Rolle, wurde aber bald durch einen ebenso gewandten wie liebenswürdigen, in Paris erzogenen Mann ersetzt, Mirza Risa-Khan, der auch zwei seiner Söhne im preußischen Kadettenkorps erziehen ließ. Die meisten Prinzen des Kaiserhauses waren bei jener Festlichkeit zugegen: Prinz Friedrich Karl in der roten Attila der Zieten-Husaren, Prinz Albrecht im blauen Waffenrock der Schwedter Dragoner, der alte Prinz Adalbert in Marineuniform, auch die Prinzen Alexander und Georg. Prinz Georg, den ich später öfters im letzten schöngeistigen Berliner ‚Salon', dem der Frau von Hohenhausen, wiedersah, hatte unter dem Pseudonym G. Conrad schon ein halbes Dutzend dramatischer Dichtungen verfaßt und eben erst ein anonymes Büchelchen ‚Vergilbte Blätter' erscheinen lassen, das viel Aufsehen erregte. Er galt auch lange für den Autor des vielbesprochenen Zeitromans „Um Zepter und Kronen", bis es bekannter wurde, daß sich unter dem russisch anklingenden Namen Gregor Samarow der ehemalige hannöversche Regierungsrat Meding verbarg. Übrigens war auch der Herzog Elimar von Oldenburg schriftstellerisch tätig. Er schrieb unter dem Pseudonym A. Günther eine ganze Anzahl kleiner Lustspiele, von denen einige, wie „In Hemdsärmeln" und „Herr von Lohengrin", nicht ohne Glück zur Aufführung kamen. Der Herzog begrüßte mich sehr freundlich, ehe er Platz nahm, fragte nach meinem Namen und wandte sich selbst während der Tafel häufiger an mich. Daß er mich nicht vergessen hat, ersah ich aus einer sehr komischen Episode, die ich an geeigneter Stelle erzählen will.

Ich hatte nun vorläufig Muße, meine Blicke an dem Glanze der Gesellschaft zu weiden. Von fürstlichen Damen waren außer der Kaiserin, der Kronprinzessin und der Prinzessin Karl noch die Prinzessin Friedrich Karl sowie deren älteste reizende Töchter, die Prinzessinnen Marie und Elisabeth, anwesend. Die greise Königin Elisabeth, Witwe Friedrich Wilhelms IV., besuchte die Hoffestlichkeiten nicht mehr; wohl aber konnte man ihr noch häufiger auf ihren Spaziergängen im Tiergarten oder am Kanalufer begegnen. Von den großen Heerführern dieser Zeit sah ich Moltke, Roon, Steinmetz und Herwarth von Bittenfeld. Bismarck hatte sich durch Neuralgie entschuldigen lassen, die ihn damals wieder heftig plagte. Aber auch unter der übrigen Generalität befand sich manche ragende Persönlichkeit: so die beiden Grafen Brandenburg, Enkel Friedrich Wilhelms II. und der Gräfin Dönhoff, die beiden Prinzen zu Hohenlohe-Ingelfingen, Prinz August von Württemberg, Graf Goltz, die Generäle von Pape und von Budritzki und manche andere. Die Minister waren fast allesamt zur Stelle: Camphausen, Leonhardt, Delbrück, Stosch, Stephan, Bitter und wie sie sonst noch hießen, ebenso die hohen Hofchargen: Prinz Calixt Biron als Oberstschenk, der Fürst zu Putbus als Obersttruchseß, Graf Dönhoff als Obergewandkämmerer, Graf Königsmarck als Oberküchenmeister, Graf Stolberg-Wernigerode als Oberjägermeister, Graf Pückler als Oberhofmarschall. Liebenswürdig angesprochen wurde ich nach aufgehobener Tafel von zwei Herren, die zu dem näheren Bekanntenkreise meines Vaters gehörten: von dem Vizeoberstallmeister von Rauch und dem Generalintendanten von Hülsen, in dessen gastlichem Hause in der Französischen Straße ich ein Dutzend Jahre nachher zum ersten Male den Assessor von Wildenbruch kennen lernen sollte.

Ich hatte als Page nicht viel zu tun, denn mein herzoglicher Gebieter lehnte fast jede Schüssel dankend ab und trank auch nur Mineralwasser. Mit um so größerem Erstaunen sah ich dafür, daß die persische Majestät sich trotz Mohamed den Champagner recht gut schmecken ließ. Sonst war der Schah auf dieser seiner ersten Europareise noch nicht so recht für die westlichere Kultur eingerichtet. Ich hatte schon von den Kammerherren erzählen hören, welche Verwüstungen das persische Gefolge in den ihm zugewiesenen Zimmern angerichtet hatte, und konnte mich jetzt auch durch den Augenschein überzeugen, daß der „König der Könige" Messer und Gabel vorläufig noch als etwas ziemlich Überflüssiges betrachtete. Eine vollkommen unklare Vorstellung schien er sich über seine beiden Pagen zu machen, wie aus einer höchst naiven Äußerung hervorging, die uns einer der Zeremonienmeister wiedererzählte. Immerhin beantwortete er den Toast, den der Kaiser auf ihn ausbrachte, sehr manierlich mit einem kurzen Gegenspruch

Digitized by Google

in französischer Sprache. Aber seinen Pagen wurde eine schwere Enttäuschung zuteil. Die Sitte will, daß gekrönte Häupter, die den Berliner Hof besuchen, ihren Pagen irgendein Andenken verehren, gewöhnlich eine goldene Taschenuhr (Zar Alexander II. hatte solche immer in Vorrat und ließ nur die Widmungen eingravieren). Daran hatte aber der Schah nicht gedacht; er spendete seinen Pagen sogar nicht einmal das Konfekt. Das ist nämlich ebenfalls eine uralte Sitte, die noch aus der brandenburgischen Zeit des fünfzehnten Jahrhunderts herrühren soll. Herzog Elimar packte mir gleich einen ganzen Teller voll Bonbonnièren und anderen Süßigkeiten ein, die ich schleunigst in den weiten (zu diesem Zweck mit Leder gefütterten) Taschen meines Schoßrocks verstaute. Die persischen Pagen aber gingen leer aus und machten lange Gesichter und donnerten auf der Heimfahrt zum Korps gegen die gesamte Dynastie Kadschar. —

Im Frühjahr brachten die großen Paroden auf dem Tempelhofer Feld, die wir immer mitmachen mußten, einige Abwechslung, im Sommer die Exerzitien bei der Einsamen Pappel und die Schwimmkurse in der Pfuelschen Badeanstalt. Zuweilen fand in den Sommermonaten in den Nachmittagstunden auch ein sogenannter ‚Korso' statt, zu dem wir Eltern und Verwandte einladen konnten. Dieser ‚Korso' bestand aus turnerischen Darbietungen, Fechtszenen und allerhand sportlichen Spielen, teilweise in Kostümen und mit Clownspäßen untermischt, und machte uns immer viel Spaß. Größere Ereignisse im Einerlei des Alltagslebens bildeten die Einweihung der Siegessäule und die Grundsteinlegung für die neue Hauptanstalt in Groß-Lichterfelde.

So verging die Zeit, und das Fähnrichsexamen rückte heran. Da wurden die Herzen bänglich, und die Pulse begannen rascher zu klopfen. Eines Tages sahen wir in einer der Zwischenpausen ein paar fremde Erscheinungen auf dem Karreehofe: das waren die ersten Examinatoren, Ungeheuer in unsern Augen, die nur darauf lauerten, uns unter teuflischem Auflachen gründlich durchrasseln zu lassen. Unheimliche Geschichten gingen von Mund zu Mund, besonders über Professor Gallenkamp, den Mathematiker; wenn der zum dritten Male eine Prise nahm, so war das ein Zeichen, daß man unrettbar verloren war. Auch dem immer freundlich lächelnden Historiker wurde eine heimliche Tücke nachgesagt. So hatte er einmal einen Examinanden gefragt, ob Rudolf von Habsburg zum Morgenfrühstück wohl sein Täßchen Kaffee getrunken hätte; darauf sollte man natürlich antworten, daß der Kaffee erst im siebzehnten Jahrhundert nach Europa gebracht worden sei — aber in der Verblüffung kam man nicht auf diese einfache Entgegnung. Solche alberne Graulgeschichten erhöhten natürlich die allgemeine Erregung. Nur Graf K. war ganz ruhig. Er wußte, daß er ja doch durchfallen würde, und hatte beschlossen, bei Arbeiten, die ihm nicht lagen, einfach die leeren Bogen abzugeben. Wozu sich unnötig den Kopf anstrengen!

Nun ging es los. Es dauerte ein paar Tage. Ich hatte nur vor der Mathematik eine gewisse Sorge, aber da half mir ein Spickzettelchen, das mir mein Nachbar zuschob. So machte ich denn ein recht gutes Examen und kam schließlich mit noch einem anderen in die Wahl zur Selekta. Aber der andere wurde vorgezogen, weil er ein armer Teufel war, und man mich für reich hielt. Ich hatte mich nämlich zu einem Kavallerieregiment gemeldet, freilich einem der billigsten, und in einem Zweifelfall wie diesem wurde die Kavallerie gewöhnlich zurückgesetzt. Den Abschluß des Examens bildete die Prüfung im Terrainzeichnen, im Fechten und im Tanzen. Gefochten wurde in der großen Turnhalle unter dem Hauptmann von Smolinski, einem sehnigen Polen, der die Angewohnheit hatte, immer in den Kniekehlen zu wippen, als ob er jeden Augenblick auslegen wollte — getanzt im Feldmarschallsaal unter Leitung des Ballettmeisters Médon. Bei diesem Médon haben ganze Geschlechter von Leutnants tanzen gelernt. Wir hatten ihn sehr gern, und wenn des Sonntags zufällig ein Ballett im Opernhause gegeben wurde, in dem er zu mimen hatte, gingen wir zu Haufen in das Parkett, klatschten ihm wütend Beifall und riefen ihn heraus. Das geschah gewöhnlich zur großen Verwunderung des Publikums, denn Médon war kein Solotänzer von Bedeutung wie etwa Charles Müller und Fritz Erich, die unvergeßlichen Verkörperer von „Flick und Flock", sondern nur ein sogenannter Quadrillenführer. Aber das war uns ganz gleich; wir begeisterten uns allein für ihn, und das wußte auch Herr von Hülsen und amüsierte sich hinter dem grünen Vorhang seiner Eckloge immer außerordentlich, wenn wir „Médon! Médon!" brüllten und nicht eher ruhten, bis er sich ein paarmal an der Rampe verbeugt hatte. Er sprach mit Vorliebe französisch mit uns und steckte voller kleiner Klatschgeschichten. Für einen Offizier, pflegte er zu sagen, sei gutes Tanzen geradezu eine Notwendigkeit; die Vortänzer bei Hofe fänden immer eine gewisse Berücksichtigung, und ein Prinzessintänzer könne von vornherein auf ungehemmte Beförderung rechnen.

Ich wußte also, daß ich gut abgeschnitten hatte, und konnte vom Kadettenkorps Abschied nehmen, denn jetzt begann die ‚Weidezeit', der Urlaub bis zur Einberufung zum Regiment. Mein Vater war derzeit in Warschau, meine Mutter schon auf unserm Landsitz, ich konnte daher unbesorgt noch ein bißchen in Berlin bummeln. Die Entlassenen mußten zunächst eine längere Rede des Herrn Obersten über sich ergehen lassen, und wir von der sechsten Kompagnie eine ebensolange seitens unsres Herrn Hauptmanns, der uns noch einmal erzählte, wie wenig

Digitized by Google

wir im Grunde genommen taugten, aber doch auch der Hoffnung Ausdruck gab, daß wir den Epauletten Ehre machen würden. Dann waren wir frei. Ich fuhr mit zwei Kameraden zunächst nach dem Hotel Janson und hierauf zum Hoflieferanten Robrecht, um die Equipierung zu bestellen und mir auch Zivil anmessen zu lassen. Jetzt mußte natürlich gefrühstückt werden. Das machten wir bei Ewest und tranken dazu französischen Champagner, die Flasche zu zwei Taler (damals war er noch billig). Natürlich tranken wir zu viel für unsere auf Nüchternheit eingestellten Verhältnisse, und als sich die Tür öffnete, ein Dragoneroffizier eintrat und ich vor ihm strammstehen wollte, gelang mir dies nicht — ich wankte und schwankte vielmehr und fiel dem Offizier in die Arme. Das war aber niemand anderes als mein geliebter Herzog Elimar, der mich auf der Stelle in eine Droschke packte und nach seiner Wohnung in der Belle Alliancestraße fuhr, wo er mich seinem Diener Wilhelm übergab. Wilhelm wiederum streckte mich auf ein Sofa und ließ mich zunächst ausschlafen. Als ich aufwachte, schämte ich mich natürlich fürchterlich, und selbst die Aussage Wilhelms, daß er schon einmal einen königlichen Prinzen in ähnlicher Verfassung gesehen hätte, konnte mich nicht so recht trösten. Dann kehrte Herzog Elimar zurück, nahm mich ernsthaft und wohlmeinend vor und überreichte mir schließlich als nachträgliches Pagengeschenk eine Taschenuhr, die ich lange getragen habe, bis sie mir in Italien von einem Zirkusclown gestohlen wurde. Nun machte ich aber, daß ich aus Berlin fortkam, und fuhr zu Muttern aufs Land, wo ich schon sehnsüchtig erwartet wurde.

Meine alte Großmutter lebte da noch, achtundsiebzig Jahre alt, körperlich natürlich nicht mehr sehr frisch, aber geistig noch ungemein regsam. Mein Bruder hat sie in seinen Erinnerungen trefflich geschildert, nur eine Einzelheit muß ich nachträglich richtigstellen. Hanns vermutet, ihre Begegnung mit Körner habe nur in ihrer regen Phantasie gelebt. Das ist indessen doch nicht so. Allerdings war Körner nie, wie unsre Familienchronik erzählt, in Pommerzig, auf dem Schmettowschen Gute. Die Großmutter wollte auch nicht dort mit ihm zusammengetroffen sein, sondern in Karlsbad, wo sie im Sommer 1810 mit ihrer Schwester Lottchen, der späteren Gattin des Onkels Leonhard Zobeltitz auf Topper, und mit ihrem Vater, dem Kammerherrn Boguslaw Grafen Schmettow, einige Wochen verweilte und wo sie auch Goethe gesehen haben wollte. Das ist durchaus glaublich; tatsächlich waren beide im Juli 1810 in Karlsbad, und es ist schon möglich, daß dem leicht schwärmenden jungen Körner die hübsche vierzehnjährige Komteß so gut gefallen hat, daß er ihrer Bitte um eine Locke nachgab. Diese Körnerlocke, die ich noch besitze, wurde von der Großmutter in einem Glaskästchen aufbewahrt, das auch sonst allerhand Raritäten enthielt; sie ist in vergilbtes Papier eingeschlagen, das die Aufschrift „Theodor Körner. 1810" trägt. Körner hatte damals soeben sein erstes Gedichtbuch ‚Knospen' veröffentlicht. Am 25. März 1874 starb meine Großmutter sanft und ruhig an den Folgen eines Schlaganfalls. Am Abend vorher hatte sie mir noch ein paar ihrer altmodischen Lieder vorgesungen, vor allem ‚In des Waldes tiefsten Gründen' aus dem Rinaldo Rinaldini-Roman des Vulpius, für den sie sich in ihrer Jugend begeistert hatte und den sie fürchterlich fand, als ich ihn ihr später einmal aus einer Leihbibliothek verschaffen konnte. Zu ihrem Begräbnis traf alles ein, was Schmettow hieß und auf fünfzig Meilen in der Runde zu erreichen war.

Einige Wochen danach telegraphierte mir der damalige Generalfeldmarschall von Manteuffel, der von seiner Dotation das Spiegelbergische Nachbargut Topper (seit 1560 Zobeltitzscher Besitz) gekauft hatte, daß ich zum Portepeefähnrich ernannt worden sei. Ein paar Tage später erhielt ich auch die feierliche, von Albedyll unterfertigte Bestallung, aus der ich indessen ersah, daß ich mich vorläufig nur mit dem ‚Charakter' dieser hohen Würde begnügen mußte. Ich war nämlich erst sechzehn Jahre alt, und eigentlich war der Eintritt in die Armee nicht vor beginnendem siebzehnten Lebensjahre gestattet. So bildete ich denn eine rühmliche Ausnahme, der ich mich auf die Dauer aber doch nicht ganz vollwertig gezeigt habe.

Strandlied

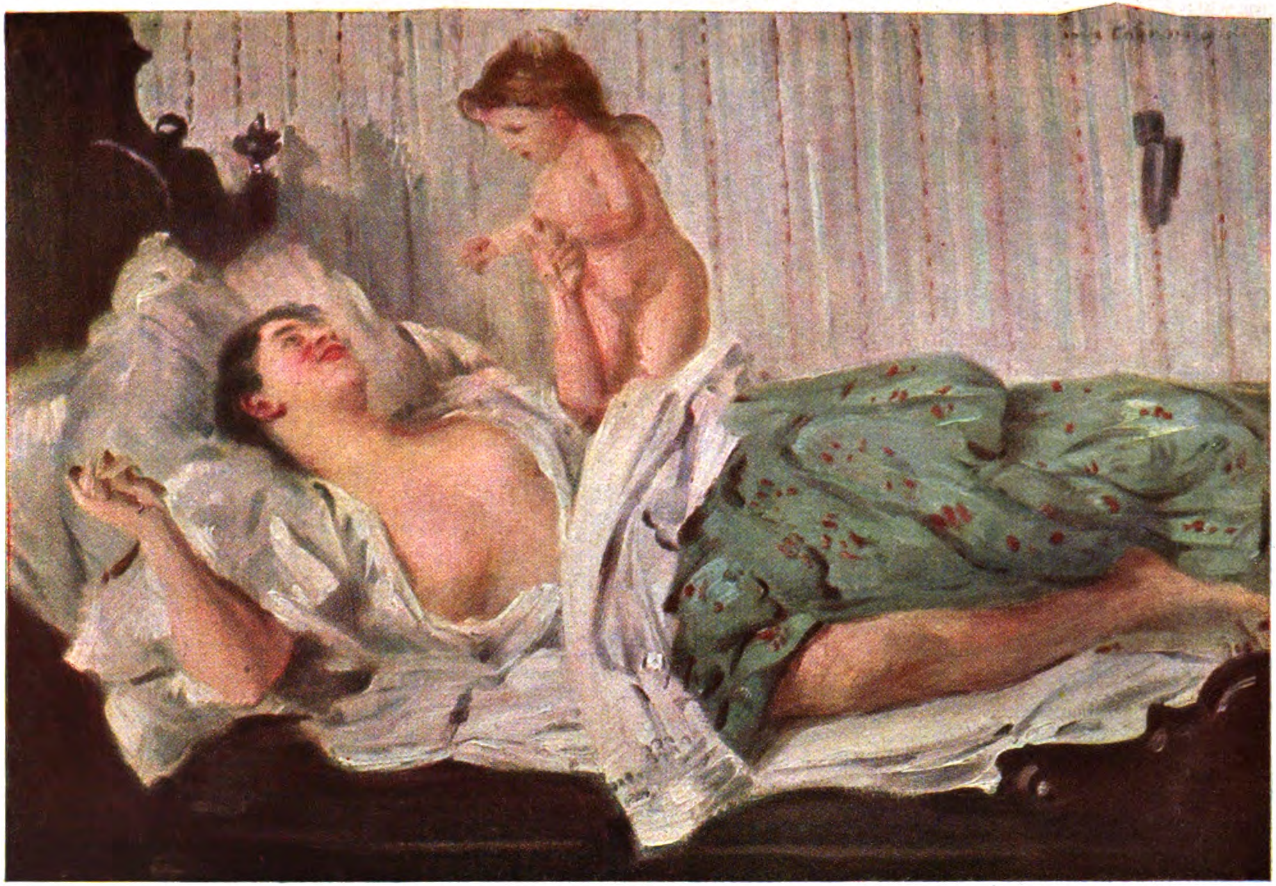
Von

Hans Bethge

Feuertrunken sind die Wasser,
Nun versinkt der Sonnenball.
Alle Dünen werden blasser,
Und die Luft ist wie Kristall.

Über die erregten Flächen
Kommt ein weicher Westerwind,
Und es wird ein heimlich Sprechen,
Wo die stillen Gräser sind.

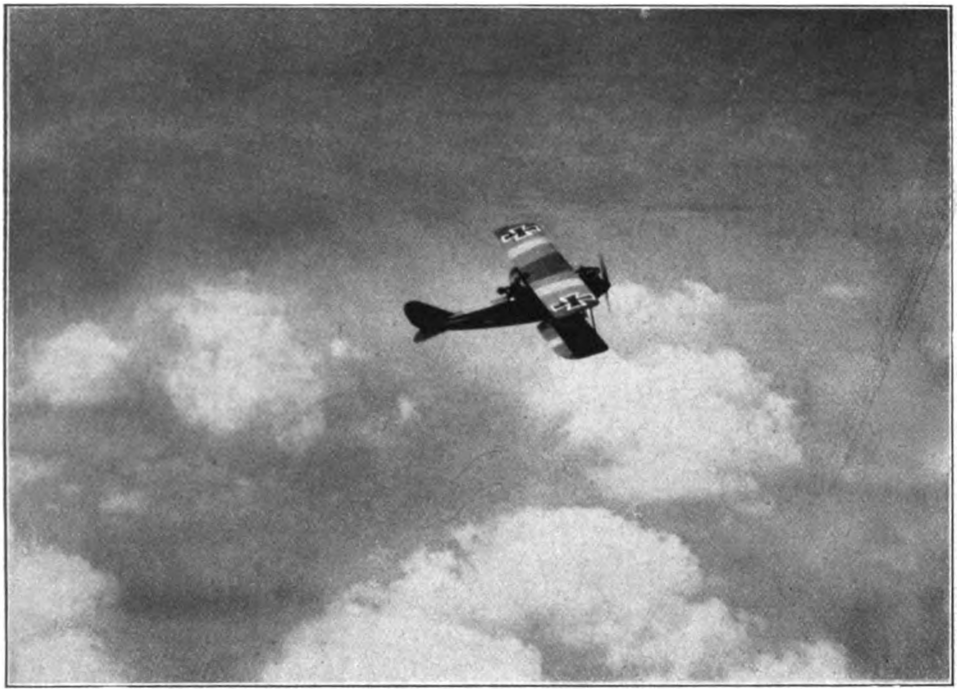
Digitized by Google



Tändelei. Gemälde von Prof. Lovis Corinth.

Digitized by Google

Digitized by Google

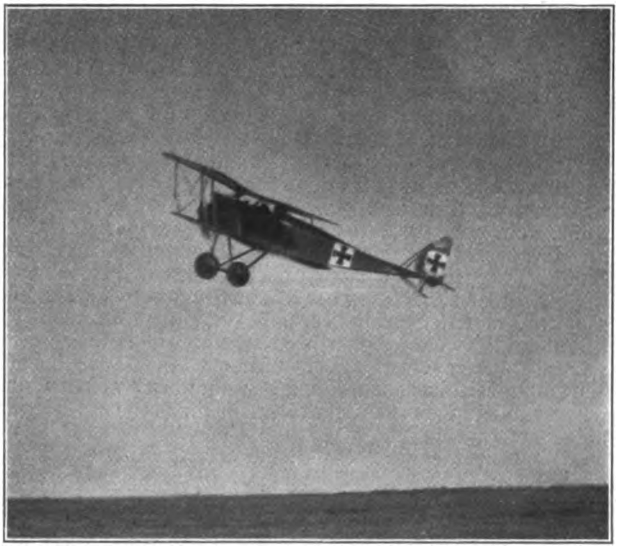


Deutsches Erkundungs-Flugzeug: D. F. W.-Doppeldecker über den Wolken

Über dem Feind

Etwas vom deutschen Feldflugwesen. Von Oberleutnant G. Anders

Bei Beginn des Krieges war das deutsche Flugwesen dem der Gegner an Umfang und an kriegsbrauchbarem Material unterlegen. Auch Personal war erst in beschränktem Maße vorhanden, die Flugzeuge selbst waren an Schnelligkeit und Wendigkeit den feindlichen nicht ebenbürtig: aber trotz der bestehenden sachlichen Mängel konnte die Oberste Heeresleitung von der jüngsten Waffe von vornherein mit größtem Erfolge Gebrauch machen. Die gewaltige Ausdehnung der Kampfgebiete, die Vervollkommnung der Transportmittel und die dadurch ermöglichte überraschend plötzliche Umgruppierung der Kräfte machten es notwendig, die Flieger zur Aufklärung in erhöhtem Maße heranzuziehen. Die Vorteile des Flugzeuges als Aufklärungsmittel, unabhängig von allen Hindernissen, die sich der Aufklärung durch Kavallerie auf der Erde entgegenstellen, die Möglichkeit, über den Kopf des Feindes hinweg Einblick in die Verhältnisse beim Gegner zu gewinnen, waren von so einschneidender Bedeutung für die Entschlüsse der Obersten Heeresleitung, daß die strategische Aufklärung in der Hauptsache



Deutscher Doppeldecker im Aufstieg

Digitized by Google

Cumuluswolken vom Flugzeug aus aufgenommen

den Fliegern überlassen wurde. Über Paris, den Ärmelkanal bis weit hinein in das Land des Feindes flogen die deutschen Flugzeuge und brachten wertvolle Meldungen zurück. Waren unsere Flugzeuge auch nicht so schnell und wendig wie die der Gegner, so waren sie dafür zuverlässiger und die deutschen Standmotore beständiger als die Rotationsmotore des Feindes.

Zunächst galt es, den Aufmarsch des Feindes zu beobachten, Feststellung der Ausladebahnhöfe, Größe der vorhandenen Rampen, des rollenden Materials, Stärke des Verkehrs auf den wichtigsten Bahnen und Anmarschstraßen waren die wichtigsten Punkte der Aufklärung. Hier ergänzten sich die Meldungen der Flieger mit denen der Kavalleriepatrouillen und gaben dem höheren Führer ein genaues Bild von den Absichten des Gegners. Die sorgfältige Ausbildung der Flugzeugbesatzungen im Frieden, namentlich die taktische Schulung der Beobachtungsoffiziere, erzielten trotz der zahlenmäßigen Überlegenheit der gegnerischen Flugzeuge von vornherein einen vollen Erfolg. Wie den Kavalleriedivisionen, so wurden auch den Fliegerabteilungen bestimmte Aufklärungsabschnitte zugewiesen.

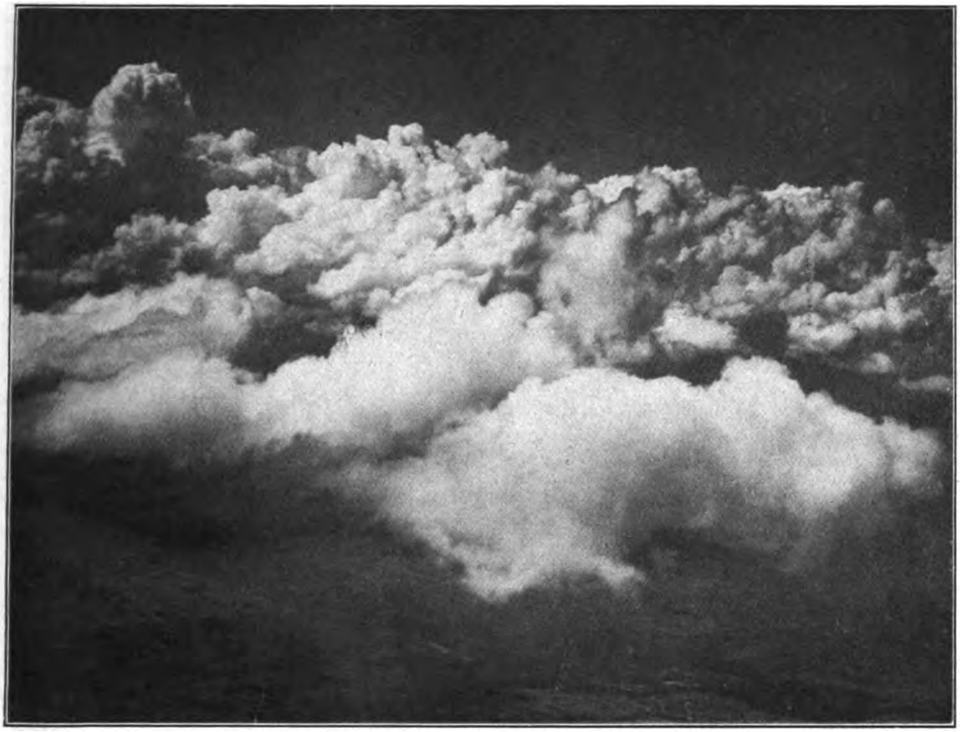
Mit dem Beginn des Stellungskrieges ging die gesamte Aufklärung, Fern- und Nahaufklärung, auf die Flugzeuge über. Das Drahthindernis bot den Kavalleriepatrouillen halt, konnte aber den Flieger hoch oben in der Luft nicht stören.

Hand in Hand mit der Vervollkommnung der Flugzeuge ging die Verbesserung ihrer technischen Ausrüstung.

Mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit holte die deutsche Flugzeugindustrie den ursprünglichen Vorsprung der gegnerischen Flugzeuge ein. Die Eindeckertaube mußte dem Doppeldecker Platz machen, der bei vermehrter Schnelligkeit — infolge des stärkeren Motors — über ein größeres Tragvermögen verfügte. Demgemäß wuchs der Tätigkeitsbereich des einzelnen Flugzeuges, und es war möglich, eine erhebliche Bombenlast mitzunehmen. In der Aufklärung wurde die photographische Kammer zu einem wertvollen Hilfsmittel, die die Augenerkundung durch Lichtbildaufnahmen ergänzte.

Denn es ist unmöglich, in dem schnellfliegenden Flugzeug den Verlauf der feindlichen Stellung mit allen ihren Einzelheiten durch das bloße Auge festzustellen und das Gesehene gleich auf die Karten zu übertragen. Hier bringt die Photographie ein ganz genaues Bild, das Zweifel nicht zuläßt. Man war bestrebt, ein möglichst zusammenhängendes Bild der feindlichen Linien herzustellen. Jeder Tag mit einigermaßen klarem Wetter wurde zum Photographieren ausgenutzt und so jede Veränderung an den feindlichen Stellungen festgelegt. Und so setzte sich aus Tausenden von Aufnahmen, dauernd wiederholt und überprüft, ein genaues Bild

Digitized by Google



Wie der Flieger die Wolken und die Erde sieht

aller Fronten zusammen, das an Genauigkeit jeder Kartenvermessung gleichkam.

Das Einschießverfahren der Artillerie durch Flieger erfuhr eine bedeutende Verbesserung, als es gelang, funkentelegraphische Apparate zu bauen, die sich leicht in den Flugzeugen anbringen ließen. Jetzt war es möglich, jeden einzelnen Schuß genau zu leiten und so die Sicherheit des Zielens bei größter Munitionsersparnis zu erhöhen; andererseits war den Flugzeugen die Möglichkeit geboten, besonders wichtige Meldungen sofort funkentelegraphisch zu übermitteln.

Beschränkte sich die Aufgabe der Flieger zu Anfang des Feldzuges zunächst nur auf die Aufklärung, so gab die Vervollkommnung der Abwurfmunition Gelegenheit, ihnen besondere Aufträge zum Angriff auf wichtige militärische Anlagen zu geben und selbst mit eigenen Waffen in den Kampf einzugreifen. Unsere Bombengeschwader haben mehrfach Hervorragendes geleistet und dem Feinde schweren Schaden zugefügt. Es sei hier nur an den Angriff auf das englische Munitionsdepot Cerisy erinnert, dessen Explosion eine englische Offensive störte, und daß die letzten erfolgreichen Angriffe unserer Großflugzeuggeschwader auf die Festung London unseren Fliegern Gelegenheit gaben, ihre ‚Eier‘ ins Ziel zu bringen, bewies das Wutgeschrei der englischen Presse. Es steht einwandfrei fest, daß London ein befestigter Platz ist, von Anlagen für Hunderte von Abwehrgeschützen umgeben, mit unzähligen Munitionsfabriken, Kriegs- und Truppenlagern, die zu vernichten Pflicht einer umsichtigen Heeresführung ist. Wenn bei dem Angriff Zivilpersonen zu Schaden gekommen sind, so bleibt es der englischen Regierung unbenommen, sie aus dem Festungsbereich zu entfernen. Im übrigen sei an Freiburg, Karlsruhe und Trier erinnert, die als offene Orte ohne jede militärische Bedeutung so viele Frauen und Kinder unter englischen Fliegerbomben bluten und sterben sahen. Das soll England unvergessen sein! —

Waren bei Beginn des Krieges die Luftkämpfe selten, so gehören sie heute zu dem Tagewerk unserer Flieger. Pistole und Karabiner sind längst veraltete Waffen des Fliegers, und nur das Maschinengewehr führt heute das Wort, selbst leichte Geschütze werden verwandt. Eins der ersten von dem inzwischen gefallenen berühmten Flieger Leutnant Frankl abgeschossenen Flugzeuge war ein riesiger französischer Doppeldecker, der vorn eine 3,7 cm-Schiffskanone trug. Am Rumpf war nach echt französischer Manier angemalt: „Aux vrais pruneaux français.“

Nicht nur im Luftkampf entscheidet das Maschinengewehr, auch im Angriffe auf Erdziele, Truppenansammlungen, Züge, Scheinwerferstellungen usw. gibt es dem Flieger Gelegenheit, an den Kampfhandlungen auf der Erde erfolgreich teilzunehmen. Unsere Infanterieflieger haben gerade in letzter Zeit

Digitized by Google

im engen Zusammenhang mit den Grabenbesatzungen entscheidend auf die Erfolge unserer Truppen eingewirkt. Sie hielten im Trommelfeuer in niedrigster Höhe die Verbindung zwischen den in vorderster Linie kämpfenden Truppen und der Führung aufrecht und brachten bei Wind und Wetter wertvolle Meldungen von den Absichten des Feindes und seinen Vorbereitungen.

Es ist natürlich das Bestreben beider Parteien, den gegnerischen Fliegern die Aufklärung zu verwehren. Diese Aufgabe fällt den Jagdfliegern zu. Gleichzeitig übernehmen diese auch den Schutz der Aufklärungs- und Artilleriefluggzeuge gegen die Angriffe feindlicher Flieger.

Nach dem heutigen Stande des Flugwesens sind also zwei Verwendungsarten scharf zu unterscheiden: Die Jagdflieger und die anderen. Die Aufgabe der Jagdflieger liegt schon in ihrer Bezeichnung, und die Meldungen der Heeresberichte mit Namensnennung der Berühmtesten haben dafür gesorgt, daß sie und ihre Leistungen wohlverdienterweise der ganzen Welt bekannt wurden. In ihren Reihen stehen die Namen der Boelcke, Immelmann, Parschau, Manschott bis zu Richthofen, Schäfer, Voß, Wolf und vielen anderen.

Und doch ist ihre Arbeit nur die Vorbedingung, ihre Schar erst der Vortrupp für die Flüge der andern, deren Arbeitsgebiet nicht so leicht zu umschreiben ist. Denn zu den anderen zählen die Beobachtungsflieger allerart, die Aufklärer, die 100 oder 200 Kilometer weit hinter die feindliche Front gehen oder dicht hinter der Kampflinie Anmarschwege und Lager beobachten, die Artillerieflieger, die das Schießen unserer Batterien leiten und durch Lichtbilder den Erfolg festlegen, die Bombengeschwader, die bei Tag- und Nachtflügen ihre Sprengstofflasten in feindliche Werke, Truppenlager und Munitionsbaracken werfen, und schließlich die jüngsten unter ihnen, die Infanterieflieger, die in einigen hundert Meter Höhe den kämpfenden Truppen in den vordersten Reihen voraufsliegen, die Verbindung mit den höheren Stäben aufrechterhalten und selbst mit dem Maschinengewehr in den Erdkampf eingreifen.

Alle diese Flieger müssen auch kämpfen, wenn sich ein Feind ihnen entgegenstürzt und ebenso wie der Jagdflieger das Maschinengewehr zu handhaben verstehen. Aber der Kampf ist für sie erst eine Aufgabe zweiten Grades, ist nur Mittel zum höheren Zweck.

Es ist ein oft gemachter, unnützer und auch unschöner Versuch, die Leistungen einer Waffe gegen die andere abzuwägen. So haben sich gelegentlich Stimmen erhoben, die die Taten der Infanterie gegen die nach ihrer Ansicht zu viel gepriesenen der Flieger betonten. Um nicht auch hier etwa im Leserkreise solche Gelüste aufkommen zu lassen, sei ausdrücklich erwähnt, daß kein vernünftiger Mensch dem Feldflugwesen die Palme der kriegerischen Höchstleistung zusprechen will zuungunsten der auf der Erde kämpfenden Truppen. Wer will überhaupt zu entscheiden wagen, welcher Kampf die besseren Nerven, den größeren Mut verlangt? Wer will sagen, ob achttägiges Trommelfeuer oder stundenlanger Flug und Kampf in 4000 Meter Höhe im feindlichen Abwehrfeuer schlimmer ist? —

Alle tun ihre Pflicht als deutsche Soldaten, setzen sich und ihr ganzes Können ein auf dem Platz, wo sie hingestellt werden: das ist die einzige Antwort, die auf solche Erwägungen gegeben werden kann. Die Flieger kämpfen eben unter ganz anderen Bedingungen

Maschinengewehre, die zur Fliegerabwehr auf dem Dache eines Gebäudes aufgestellt sind

Digitized by Google

In den Wolken fliegendes deutsches Flugzeug, von einem zweiten Flugzeug aus aufgenommen

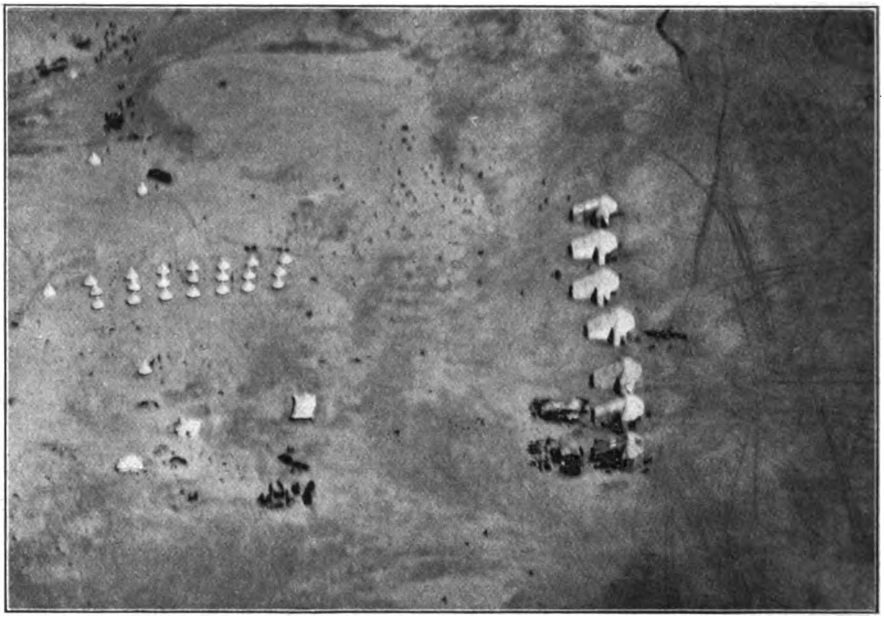
als die Erdtruppen, und wer sich einmal die Mühe gibt, sich in ihre Aufgaben hineinzudenken, sich ihre Leistungen im Geiste vorzustellen, der wird verstehen, daß nur eine Schar der Besten, die die festesten Nerven, die größte Zähigkeit und Entschlußfähigkeit, den echten persönlichen Mut und das todverachtende Draufgängertum im rechten Augenblick haben, solche Taten vollbringen kann, wie sie eben vollbracht worden sind.

Der Flieger sitzt — allein oder als Führer mit dem Beobachter zu einer Besatzung vereint — in seinem Flugzeug, das ihm mit 160—200 km Stundengeschwindigkeit durch die Luft reißt. Vor ihm rast der Propeller seinen flimmernden Kreis, um ihn sind mehrere hundert Liter feuergefährlichster Betriebsstoffe in dünnen Behältern untergebracht, im Rumpf zu seinen Füßen liegen Sprengstoffe in Bomben gepreßt, und er ist allein, ganz allein auf sich gestellt. Der moralische Halt, den die Anwesenheit von Kameraden oder Untergebenen gibt, fehlt hier ganz, die tröstende Gewißheit des Erdsoldaten, bei Verwundungen hilfbereite Hände, Sanitätspflege zu finden, muß der Flieger entbehren; seine Arbeit, seine Leistungen, sein Sieg und vielleicht sein Tod geschehen in riesenhafter Einsamkeit, oft Tausende von Metern hoch über der Erde, die seine Fliegerkunst überwand. Und jeder, der über dem Feind fliegt, weiß, daß er, wenn er die Erde wieder berührt, als Sieger zurückkehrt — oder als Toter, in jähem Sturz mit seinem Flugzeug zerschmetternd.

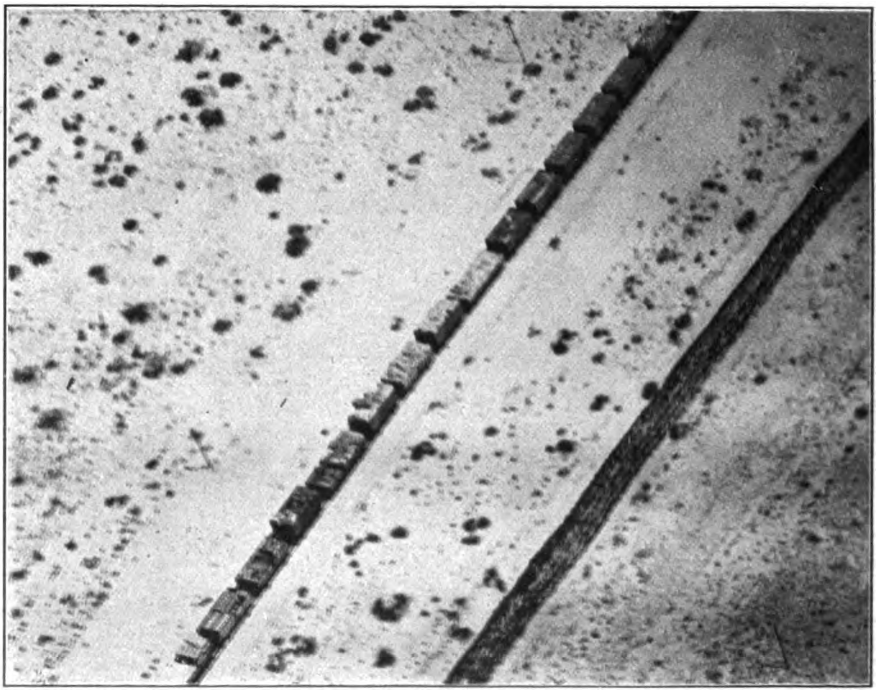
Was auf solchen Flügen unsere Jagdflieger leisten, ist, wie schon gesagt, allgemein bekannt. Und der erfolgreichste unter ihnen, Rittmeister Frhr. von Richthofen, hat gezeigt, was deutsche Fliegerkunst im Verein mit Mut und Glück zu erreichen vermögen. 58 Siege sind ihm (zurzeit, da diese Zeilen in Druck gehen) zuerkannt, eine Zahl, die die in Siegesmeldungen durchaus nicht skrupellosen Franzosen, die die Luftbeherrschung einmal gepachtet zu haben glaubten, nicht einmal ihre zweifelhaften Luftihelden erreichen lassen.

Und so sei bei dieser Gelegenheit nur noch ein Wort über diese Art gesagt, wie unsere Oberste Heeresleitung bei der Anerkennung solcher Luftsiege verfährt. Am einfachsten ist es natürlich, wenn der besiegte Feind hinter unseren Linien abstürzt oder notlanden

Digitized by Google



Der englische Flughafen El Bittia an der ägyptischen Front



Flieger-Erkundung an der ägyptischen Front: Rollender Güterzug mit Material beladen, aus 200 Meter Höhe von einem deutschen Flieger aufgenommen Links neben der Bahn Telegraphenpfähle

Digitized by Google

Mazedonische Berge, von einem deutschen Flugzeug aus aufgenommen

muß. Aber das ist ein Glücksfall, der kaum in der Hälfte der Abschüsse geschieht, denn dazu muß der feindliche Flieger sich erst einmal über unsere Front wagen! Bei allen Kämpfen, die über der Front oder gar hinter den feindlichen Linien erfolgen, ist das einwandfreie Zeugnis anderer beobachtender Soldaten notwendig, bevor dem Flieger der Sieg angerechnet wird. Die eigne Meldung, mag der Betreffende noch so glaubwürdig sein, gilt nicht; findet sich unglücklicherweise niemand als Zeuge, so kann er sich den Sieg — wie es in der Fliegersprache heißt — als ‚stilles Heldentum in seine Privatabschußliste' buchen.

Doch nun sei genug von den Jagdfliegern gesprochen, jetzt mögen die Tatsachen der anderen, der Beobachter, der Bombenflieger, der Infanterieflieger sprechen, knapp, kalt, sachlich und kurz, wie dienstliche Meldungen eben aussehen, die deutsche Offiziere erstatten — und eben darum von höchstem Interesse, wie es nicht Abenteurertum, sondern in Tod

Griechische Berge, von einem deutschen Flugzug aus aufgenommen

Ein Fliegerstückchen: Aufnahme eines feindlichen Fesselballons von dem deutschen angreifenden Flugzeug kurz vor dem Angriff photographiert

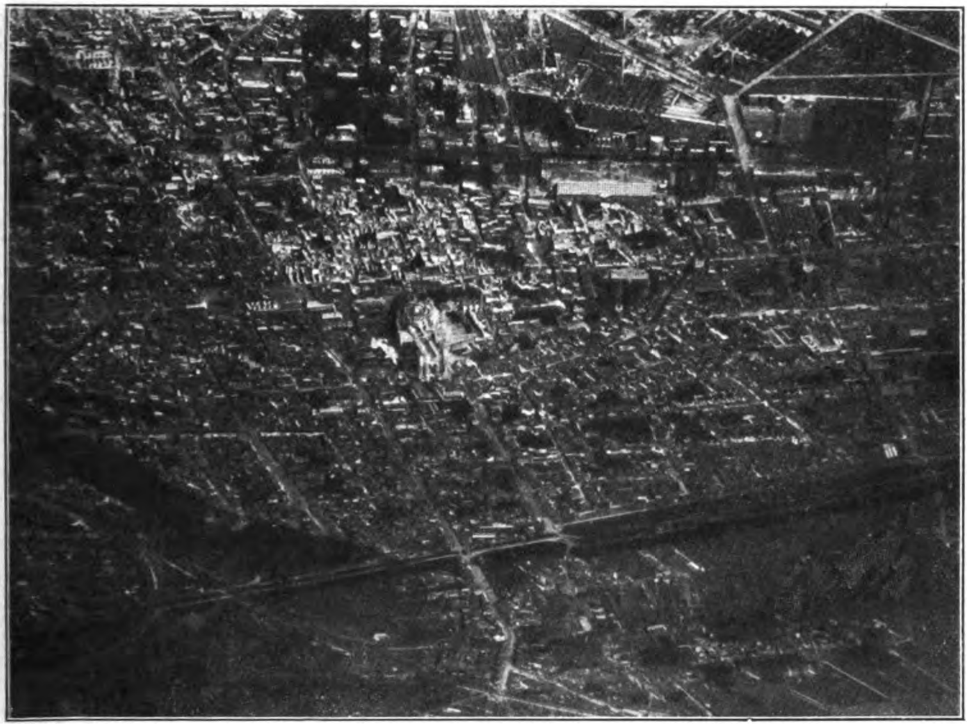
und Gefahren erfüllte schwerste Pflicht erweckt und größter Bewunderung wert. Und wenn hier Namen genannt werden, so möge der Leser nicht vergessen, daß sie nur Beispiele sein sollen aus einer Zahl unendlich vieler gleichwertiger Namen und Taten, die aufzuzählen den Rahmen eines Buches, geschweige denn dieses die Dinge nur flüchtig streifenden Artikels überschreiten würde.

Auf der Tragfläche sitzend über dem Feind.

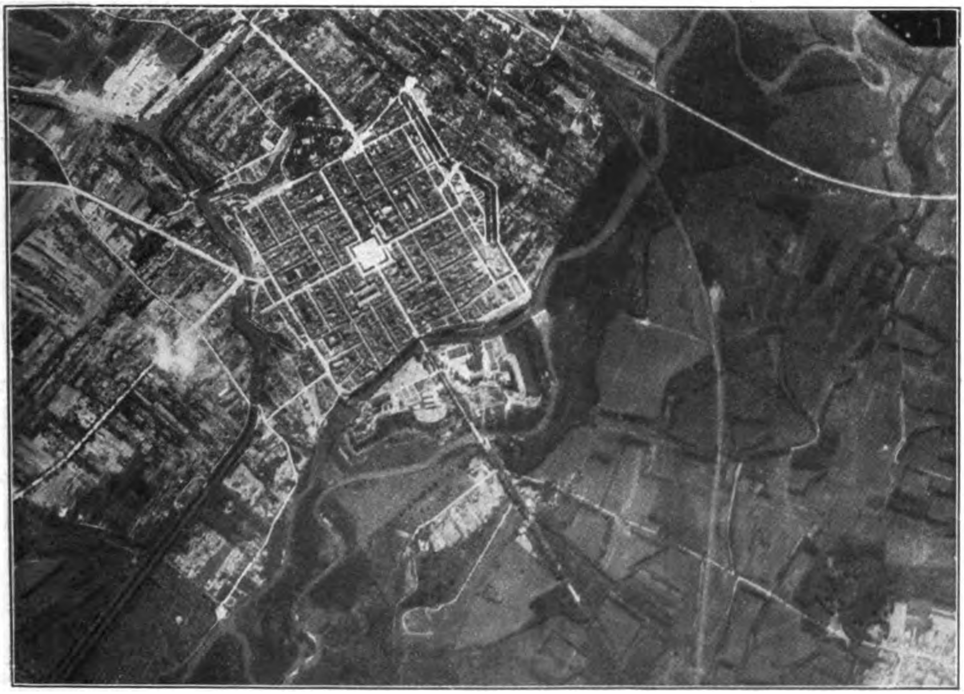
Leutnant d. R. v. Borries erhielt den Auftrag, das Einschießen schwerer Artillerie gegen feindliche Batterien zu leiten. Er stieg mit seinem Führer (Offiz.-Stellvertreter Horst) gegen Abend auf und konnte eine Stunde lang seinen Auftrag, von feindlichen Fliegern und Abwehrbatterien ungestört, erfüllen. Während des Photographierens der feindlichen Artilleriestellungen wurde das Flugzeug plötzlich in 2300 Meter Höhe von hinten überraschend mit Maschinengewehrfeuer angegriffen. Geistesgegenwärtig legte der Führer das Flugzeug in eine scharfe Kurve, so daß im nächsten Augenblick der Feind, ein Jagdflieger, feuernd an ihm vorbeisauste und im Dunst verschwand. Als der Führer nun versuchte, das Flugzeug wieder aufzurichten, versagte das Seitensteuer, so daß die Maschine in steilen Linkskurven herunterging. Es stellte sich heraus, daß einer der vielen Treffer, die das Flugzeug erhalten hatte, das rechte Seitensteuerkabel zerschossen hatte. Die ‚Kiste' lag derart steil in der Kurve, daß es zum Wiederaufrichten nötig gewesen wäre, das Seitensteuer als Höhensteuer wirken zu lassen! Trotz Drehen des Verwindungsgrades zeigte sich kein Erfolg, vielmehr begann das Flugzeug zu ‚flattern'. Während des Heruntersackens fing es sich jedoch und legte sich annähernd in die Wagerechte.

Dieser günstige Augenblick wurde von Offiz.-Stellvertr. Horst mit großer Geistesgegenwart ausgenutzt, so daß er in der Lage war, das Flugzeug allein durch Verwindung zu halten. Es kam nun darauf an, es auf nördlichen Kurs zu bringen und auf diesem Kurs zu halten. Dies erschien aussichtslos. Sie wurden also dauernd nach links abgeschoben und mußten sonach unbedingt in feindliche Hände fallen. Als letztes Mittel versuchte der Führer durch Heraushalten des rechten Armes und Herüberbiegen des Körpers auf der rechten Seite einen Gegendruck zu erzeugen. Diese Absicht unterstützte der Beobachter, Leutn. v. Borries, und kletterte auf das rechte Tragdeck heraus! Das Unternehmen gelang, und das Flugzeug behielt

Digitized by Google



Deutsche Fliegeraufnahme von Reims. In der Mitte die berühmte Kathedrale. Man sieht, daß sie keine sichtbaren Beschädigungen aufweist, während der hinter ihr liegende Häuserblock von deutschem Artilleriefeuer zerstört ist (Lupe zur Hand nehmen)



Deutsche Fernerkundung: Vitry le François, 100 Kilometer hinter der feindlichen Front von einem deutschen Flieger aus 500 Meter Höhe aufgenommen

Digitized by Google

Vogesenlandschaft, vom Flugzeug aus aufgenommen

Die Zitadelle von Arras, aus 500 Meter Höhe von einem Flieger aufgenommen

Digitized by Google

die Richtung auf die deutschen Linien bei. Alle Manöver mußten mit größter Vorsicht ausgeführt werden, denn das Flugzeug war nicht mehr zu fangen, sobald es rechts ins Rutschen kam. Ferner mußte es in steiler Fahrt zu Boden gebracht werden, da der Gegendruck rechts durch Körpergewicht sonst nicht ausgereicht hätte. Natürlich sank es immer stärker und wurde, während es in geringer Höhe über die feindlichen Linien flog, lebhaft beschossen. Doch gelangte es noch bis dicht hinter die erste deutsche Stellung, wo es sich in einem Granatloch überschlug. Die beiden Flieger waren unverletzt.

Wie der Infanterieflieger das Schlachtfeld sieht: Aufnahme eines unter Trommelfeuer liegenden Kampfabschnittes an der flandrischen Front. Die kleinen weißen Wolken sind niederschlagende und platzende Geschosse. Der weiß-schwarze Strich im Bilde ist der nachflatternde Wimpel am Flugzeug, der es als Infanterie-Flugzeug kennzeichnet

Nächtlicher Luftkampf.

Die Flugzeugbesatzung, Leutn. d. R. Peters und Leutn. d. R. Frowein, stieg gegen Mitternacht auf und flog in dunkler Nacht über die kämpfenden Truppen nach einem feindlichen Flugplatz, den sie umkreiste, ohne bemerkt zu werden. Bald darauf erschien ein feindliches Flugzeug, das vermutlich von einem Bombenflug aus deutschem Gebiet zurückkehrte und durch Signallichter nach unten seine Ankunft anzeigte. Das deutsche Flugzeug flog den Feind an, setzte sich hinter ihn und schoß ihn mit 25 Schuß Maschinengewehrfeuer ab. Brennend stürzte der Gegner zur Erde. Gleich darauf erschien ein zweites feindliches Flugzeug, das mit seinem Scheinwerfer den deutschen Gegner anleuchtete. Trotzdem gelang der Angriff abermals; auch dieses Flugzeug ging steil nach unten und verschwand im Dunkeln.

Diese beiden Abschüsse waren die ersten Luftsiege der tapferen und schneidigen Flugzeugbesatzung!

Nächtliche Bahnsprengung vom Flugzeug aus.

Leutn. d. R. Rusche und Unteroffiz. Schulz erhielten den Auftrag, eine nach Petersburg führende wichtige Bahnstrecke zu sprengen. Sie flogen nachts die Strecke entlang und warfen aus 10 Meter Höhe eine vorbereitete

Digitized by Google

Erbeuteter französischer Spad-Kampfeinsitzer, der bereits in zahlreichen Exemplaren in unsere Hände fiel

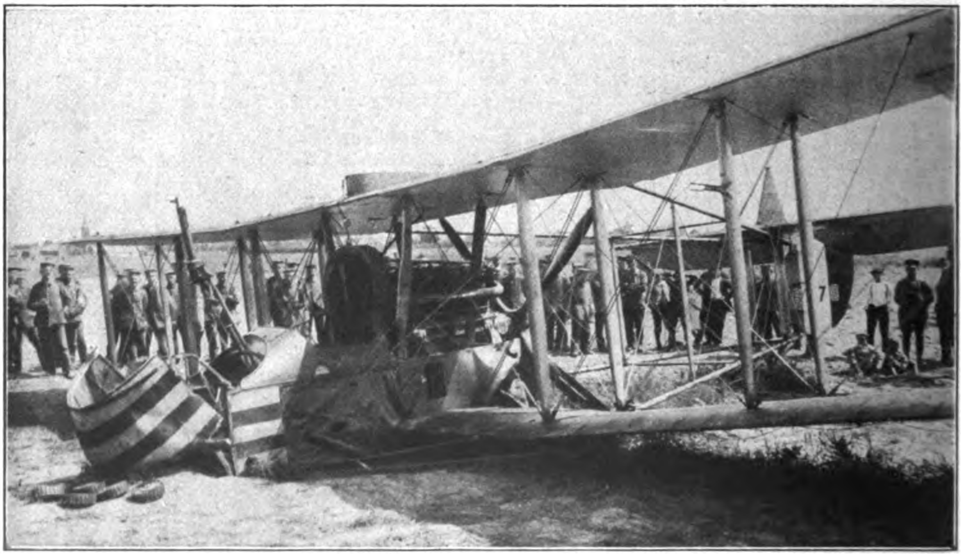
Sprengstoff-Ladung im Gewicht von 1 Zentner auf den Bahndamm. Die Lichtbild-Erkundung am nächsten Tage zeigte, daß mitten in den Gleisen ein Sprengtrichter von $2^1/_2$ Meter Durchmesser entstanden war, daneben lagen fünf entgleiste Wagen eines Zuges.

Nächtlicher Bombenangriff.

Eine Flugzeugbesatzung, Leutn. Töpfer und Leutn. d. R. Rosin, war früh morgens um vier Uhr hinter einem nach Hause fliegenden französischen Bombengeschwader unbemerkt hergeflogen und so über den feindlichen Flugplatz gelangt. Aus 10 Meter Höhe ließ das deutsche Flugzeug eine Zentnerbombe vor eine Flugzeughalle fallen, die nach einer Minute in die Luft flog. Das deutsche Flugzeug entkam ungefährdet und griff auf dem Heimflug noch feuernde feindliche Batterien mit Maschinengewehrfeuer an.

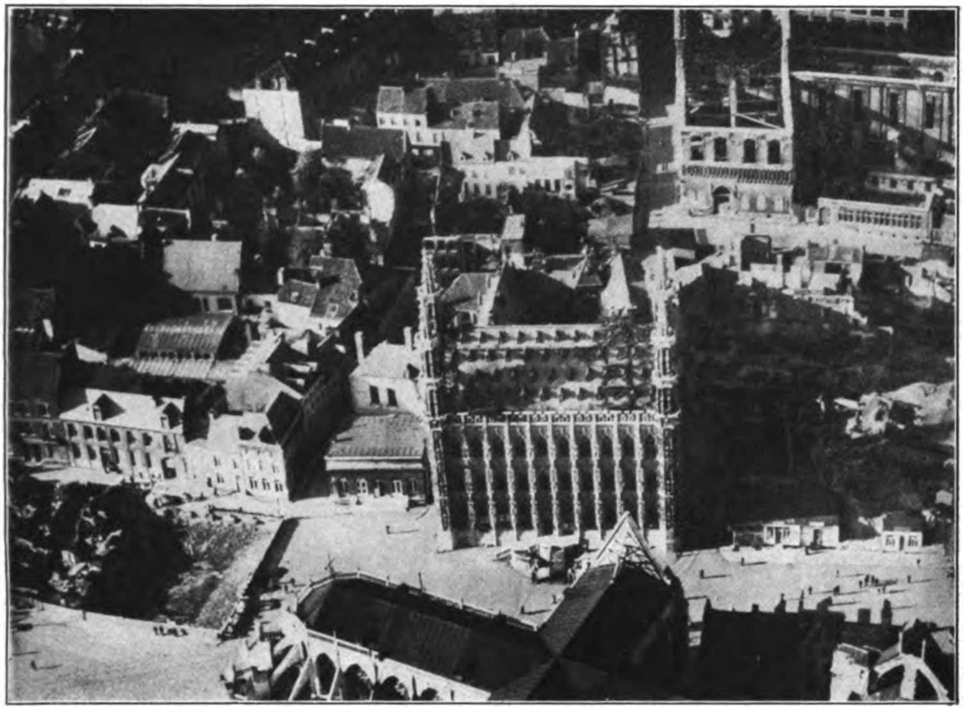
Im feindlichen Artilleriefeuer.

Das Infanterieflugzeug, Hauptmann Zorer und Führer Vizefeldwebel Schleiffler, flog am 24. April bei den schweren Kämpfen bei Roeux in 100 bis 50 Meter Höhe oft hinuntergehend über den kämpfenden Infanterietruppen und unterstützte die gegen die Engländer vorgehenden Truppen durch Maschinengewehrfeuer auf die Feinde. Trotz der durch die schweren Geschossen des Sperrfeuers verursachten gefährlichen Böen hielt sich das Flugzeug in der geringen Höhe über dem Schlachtfeld und meldete den Verlauf des Kampfes der Befehlsleitung, bis ein Infanterietreffer in den Motor zum Niedergehen



Ein von Leutnant Voß im Luftkampf abgeschossener englischer F. E. (Pighling Experimental)
Man sieht deutlich das Maschinengewehr, dahinter den Motor und den vierflügligen Propeller

Digitized by Google



Das Rathaus von Löwen, von einem deutschen Flieger aufgenommen. Das Bild zeigt, daß das Rathaus inmitten zerschossener Häuser unversehrt steht

Lille, von einem deutschen Flieger aus 700 Meter aufgenommen. In der Mitte das Theater

Digitized by Google

Deutsche Fliegeraufnahme von Dünkirchen

zwang. Der Führer brachte mit großer Kaltblütigkeit das Flugzeug bis zur Befehlsleitung, wo er notlandete.

Hauptmann Zorer wurde bekanntlich für die Leistung dieses Tages im Heeresbericht genannt.

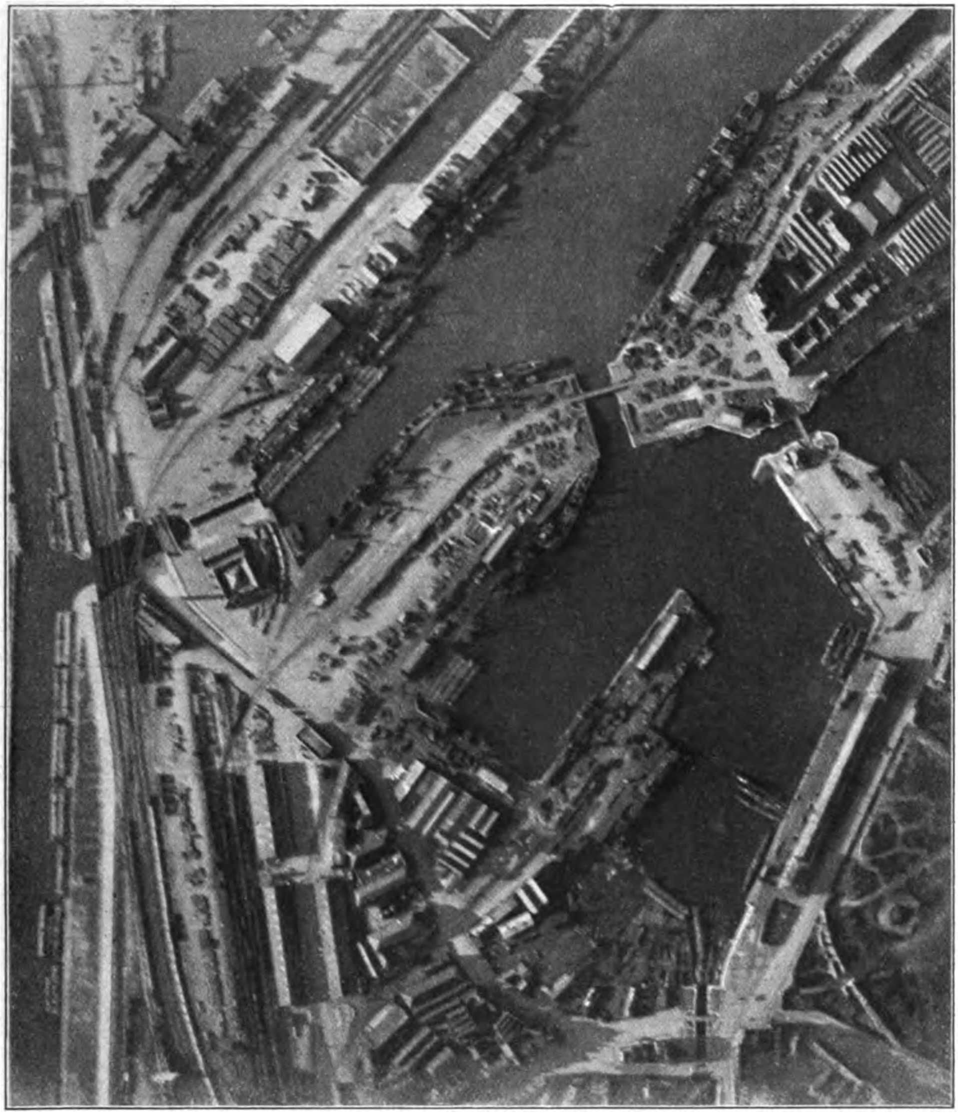
Im Kampf gegen Übermacht.

Ein deutsches Flugzeug, Führer Vizefeldwebel Hohmut und Beobachter Lt. Wagner, wurde in 5500 Meter Höhe hinter den feindlichen Linien von acht französischen Flugzeugen neuester Bauart angegriffen. Der Beobachter wehrte durch Maschinengewehrfeuer die Feinde ab und zwang zwei davon zum Niedergehen, so daß sie von unserer Artillerie unter Feuer genommen werden konnten. Als das deutsche Flugzeug schwere Treffer erhielt, brachte es der Führer noch zum eigenen Hafen zurück, wo er glatt landete.

Fliegerglück.

Ein deutsches Erkundungsflugzeug flog in etwa 4000 Meter Höhe über der feindlichen Linie an der Westfront, als es plötzlich vorn überkippte und in steilen Kurven heruntergging. Einen Augenblick fing sich das Flugzeug, dann sank es wieder weg, so daß der

Digitized by Google

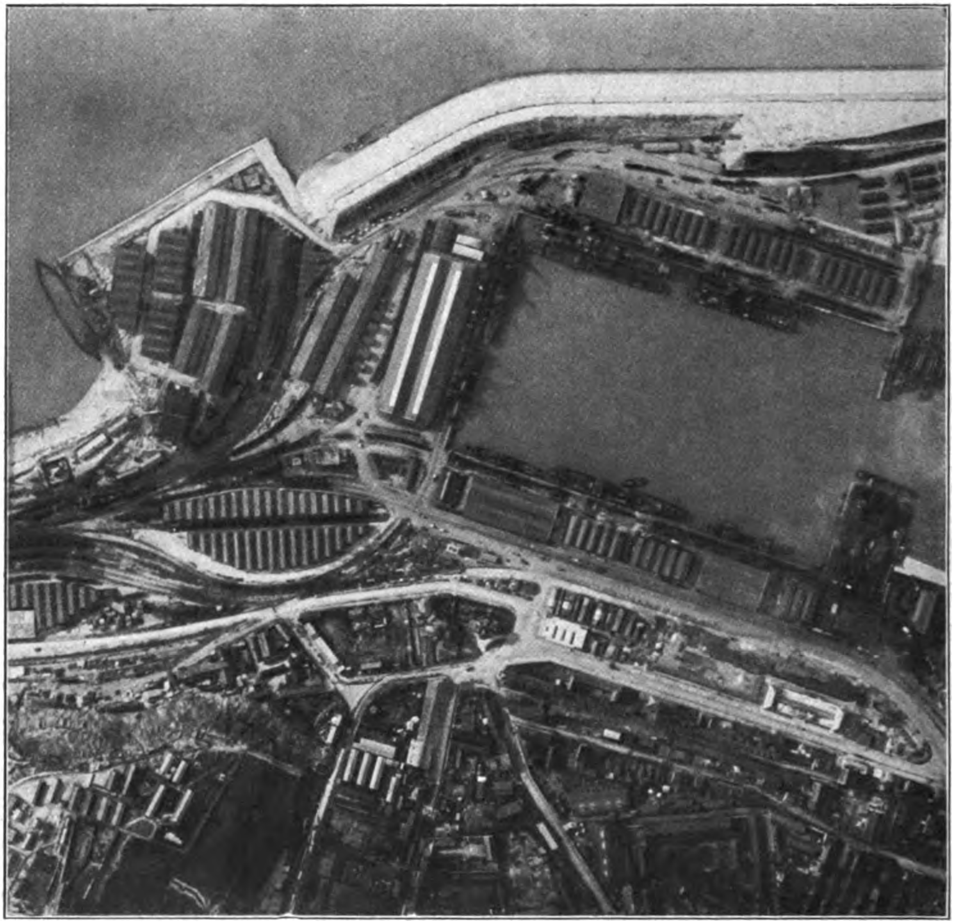


Deutsche Fliegeraufnahme von Dover

Beobachter (Oberlt. Behrla) den Flugzeugrumpf unter dem Leibe verlor und buchstäblich über dem stürzenden Flugzeug frei in der Luft schwebte. Im nächsten Augenblick stürzte er nach, fiel auf das Flugzeug und so glücklich, daß er dicht hinter seinem Sitz aufschlug und die obere Seite des Rumpfes durchbrach, wo er liegen blieb. Gleich darauf setzten die Kurvenstürze wieder ein, die vermutlich durch eine trombenähnliche Lufterscheinung verursacht waren, bis endlich in 2500 Meter Höhe der Führer das Flugzeug wieder in seine Gewalt bekam und es auch aus den Luftwirbeln heraussteuern konnte. Die Flieger waren also in der Windhose anderthalb Kilometer abgestürzt. Der Führer der mit dem Bemühen, die Herrschaft über sein Flugzeug zu behalten, vollauf beschäftigt war, hatte von dem ganzen Vorfall nichts bemerkt und sah nach der Landung zu seinem größten Erstaunen seinen Beobachter in einem Loch des Rumpfes hinter dem Beobachtersitz.

Diese kurzen, knappen Berichte werden dem Leser vielleicht einen Begriff von Gefahr und Not, von Sieg und Glück des Fliegerlebens geben, können zeigen, wie Führer und Beobachter, auf Tod und Leben ver-

Digitized by Google



Boulogne, von einem deutschen Flieger aufgenommen. Die Hafenanlagen mit Lagerschuppen und Eisenbahnanlagen sind deutlich erkennbar (Lupe zur Hand nehmen)

bunden, in jedem Falle ihr Bestes geben, um ihre hohe Pflicht zu erfüllen. Und wem diese kurzen Erzählungen nicht genügen, der mag daran denken, daß deutsche Flieger keine abenteuernden Sportsleute sind, sondern Soldaten, die ihrem Kaiser und ihrem Vaterlande dienen. Und wenn man die Flieger selbst fragen würde, so würde man auch keine längeren Berichte hören, denn ruhmvolles Preisen eigener Leistungen ist nicht ihre Art. Nur im Kameradenkreise sprechen sie vergnügt und lachend über das Erlebte, und oft trinken sich nach überstandener Gefahr „Franz und Emil" — wie Beobachter und Führer in der Fliegersprache heißen — im Kasino mit stillem Augenwinken zu. Darin liegt Gruß und Dank und neues Gelöbnis!

Aber in ihnen allen lebt der Stolz auf ihre besondere Waffe, die ihnen mitten im Weltkrieg das Glück brachte, einen uralten Menschheitstraum zu erleben, ihn erfüllen zu helfen: das Glück, fliegen zu können!

Und so wollen wir in dem Zufall, der die drei Worte ‚Krieger — Flieger — Sieger' so schön reimen läßt, eine gute Vorbedeutung für unsere prachtvollen Luftstreiter sehen.

Digitized by Google

Rußland, Finnland und die Ukraine

Von Prof. Dr. J. Haller in Tübingen

Vor einigen Jahrzehnten war es eine geläufige Redeweise, von Rußland als vom Koloß auf tönernen Füßen zu sprechen. In neuerer Zeit hatte man sich dessen entwöhnt. Daß der Koloß eines Tages stürzen und bersten könne, weil die Füße ihn nicht mehr trugen, erwarteten die meisten nicht mehr. Nur wenige sahen schärfer, aber man achtete ihrer nicht. Nun ist es doch geschehen, und nicht nur die Staatsform des Riesenreiches ist zerrissen, sondern der Körper selbst weist mächtige Sprünge auf. Es ist, als ob dem Riesen die Uniform vom Leibe gefallen wäre und er sich in seiner Nacktheit nicht als gewachsener Organismus, sondern als künstliche Puppe darstellte, deren Glieder nur zusammengenäht sind. Die Frage ist nur noch, ob und wie lange die Fäden halten werden; sind sie von Draht oder von Zwirn? Fast scheint das zweite der Fall zu sein; an einzelnen Stellen wenigstens hat die Ablösung schon begonnen, und eine große Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß sie das Ganze erfassen wird.

Das Bestreben wenigstens ist schon allgemein. Wohin man horcht, ob nach dem Kaukasus oder nach Turkestan, ob nach der Ostsee oder dem Schwarzen Meer, überall hört man den gleichen Ruf: los von Moskau, los von Rußland! Autonomie hieß es zuerst; aber schon heißt es immer häufiger und immer lauter: Unabhängigkeit!

Wir fragen natürlich vor allem nach der Haltung der westlichen Völker. Was aus den Kaukasiern, Turkmenen und Tataren wird, ist gewiß nicht ohne Bedeutung für die Zukunft. Wenn vollends in Sibirien die Bewegung siegt, die zur Lossagung von Rußland hinstrebt, so sind die späteren Folgen noch gar nicht zu übersehen. Aber für den Augenblick entscheidend und für uns maßgebend sind doch nur die Dinge an der Westgrenze des Reiches. Von ihrem Verlaufe hängt es ab, ob und in welchem Maße Rußland künftig eine europäische Großmacht sein wird. Von dem Volk, das sonst am meisten von sich reden machte, ist zurzeit so gut wie nichts zu hören. Die Polen, diese verzogenen Kinder Europas, die sich selbst für den Mittelpunkt der Weltgeschichte halten und den Mund stets am weitesten auftun, sie verhalten sich diesmal merkwürdig still. Müssen wohl fühlen, daß in Rußland für sie nichts mehr zu holen ist! Ihr Schicksal liegt in anderen Händen. In die erste Linie treten jetzt **Finnland** und die **Ukraine**. Sie allein haben heute entscheidende Bedeutung.

Finnland ist uns von früher her wohlvertraut. Die ganze Welt ist Zeuge der brutalen und heimtückischen Art gewesen, wie dieses kleine Volk geknechtet wurde, und die ganze Welt hat für die Unterdrückten, für ihr gutes Recht und ihre aufrechte, heldenmütige Haltung Partei ergriffen. Sogar die neue russische Regierung konnte nicht umhin, in ihrer Weise den Finnländern zu huldigen. Sie beeilte sich, schon am 20. März, eine Woche nachdem sie ihr Amt angetreten, Finnland die Autonomie zu versprechen und seine Verfassung anzuerkennen. In Finnland aber wußte man, was russische Versprechungen wert sind, und schätzte in dieser Beziehung die neue Regierung nicht höher ein als die alte. Nikolaus II. hatte 1899 die seit 90 Jahren in Kraft bestehende verbriefte Verfassung des Landes aufgehoben, ihm 1905 in der Angst vor der Revolution eine neue, sogar sehr demokratische — mit allgemeinem Stimmrecht auch für Frauen — verliehen, diese aber nachher, als der Schrecken vorüber war, dadurch unwirksam gemacht, daß er die finnländischen Angelegenheiten der Kompetenz der russischen Reichsduma unterstellte und die Landesregierung, den Senat, mit Russen besetzte. Die provisorische Regierung der Revolution hob diese Maßregel auf, aber die Finnländer ließen sich nicht täuschen. Ob Zar, ob Minister, ob Liberaler oder Sozialist, Russe bleibt Russe, sagten sie sich, und mit der ihnen eigentümlichen geraden und mutigen Art nahm ihr neuer, ganz aus Landeskindern zusammengesetzter Senat vom ersten Tage an eine unzweideutige Haltung ein. „Der Sieg Rußlands ist Finnlands Unheil“ sagte am 20. April der Senatspräsident Tokoi, seines Glaubens ein Sozialdemokrat. Offen erklärte er, das finnländische Volk habe während des Krieges die Hoffnung genährt, „daß eine Zeit kommen werde, wo das ganze russische Regierungssystem, ja womöglich das ganze russische Reich zusammenstürzen werde, und daß es die Freiheit durch den Zerfall, der dann in Rußland erfolgen müsse, erringen würde“. Mit Freimut und Nachdruck führte er aus, wie Finnlands ganze Geschichte und Kultur ihm ein Recht auf Selbständigkeit gebe, und leitete daraus die Pflicht ab, „dieses Recht unerschütterlich und folgerichtig zu entwickeln, so daß die Selbständigkeit des finnischen Volkes schon in der nächsten Zukunft sichergestellt wird“. Das war deutlich; in der Presse war man noch deutlicher. Überall wurde klar und bestimmt die Forderung aufgestellt, daß Finnland als vollkommen selbständiger Staat international anerkannt und geschützt werde. So erklärte sich die studierende Jugend, so beschlossen sämtliche Parteien des Landes einmütig.

Digitized by Google

Die russische Presse nahm den Handschuh auf; sie sparte nicht mit Drohungen. Das Blatt des allmächtigen Kerenski, der „Djen“, fragte höhnisch: „Wie denkt sich Finnland die Erreichung seiner Selbständigkeit? Glaubt es wirklich, mit seinen 3 Millionen gegen die 170 Millionen Rußlands gewaltsam ankämpfen zu können? Wenn diese Politik in Finnland siegt, kann sie zu gefährlichen und geradezu tragischen Folgen für Finnland führen.“ Die Finnländer haben sich nicht einschüchtern lassen. Sie bestehen darauf, daß die Rechte des abgesetzten Zaren auf ihre eigene Landesregierung übergegangen seien und die provisorische Regierung Rußlands bei ihnen nichts zu sagen habe. Das ist die alte Streitfrage: ob das Großfürstentum ein Bestandteil des russischen Reiches oder nur ein Staat des russischen Zaren sei. Ist das zweite der Fall, dann hat mit dem Sturz des Zarenhauses Finnland dem Rechte nach seine Selbständigkeit erlangt. Der finnländische Landtag hat einstimmig in diesem Sinne beschlossen, die provisorische Regierung in Petersburg als Antwort darauf den Landtag aufgelöst und Neuwahlen angeordnet. Wer wird recht behalten? Eine von den Fragen, die nicht durch Reden und Mehrheitsbeschlüsse, sondern nur durch Blut und Eisen ihr endgültige Lösung erfahren.

Die Finnländer wissen das am besten. Sie wissen auch, daß sie selbst zu schwach sind, diese Lösung zu schaffen. Sie sind nicht nur mutig und aufrichtig, sondern auch klug und nüchtern. Darum, wenn sie auch vom Anfang des Krieges an ihr Heil von dem Siege Deutschlands erhofften, so hat doch nur ein kleiner Teil ihrer Jugend selbst zu den Waffen gegriffen, um unter deutscher Fahne für das eigene Vaterland zu kämpfen. Wenn sie nun heute die Maske fallen lassen und das Banner des selbständigen Finnland vor aller Welt entfalten, so ist dies ein Zeichen, daß sie den Sieg Deutschlands nicht mehr nur erhoffen und ersehnen: sie fühlen sich ihrer Sache jetzt sicher, sie glauben zu wissen, daß Rußland den Besitz Finnlands mit Gewalt nicht mehr behaupten kann.

Die Folgen wären von ungeheurer Tragweite. Finnland mit seinen 3½ Millionen Menschen, unfruchtbar und unwirtlich, ist zwar an und für sich, trotz seines Reichtums an Wald und Wasserkräften und der vortrefflichen Eigenschaften seiner Bevölkerung, kein Gegenstand von hohem Wert. Aber durch seine Lage hat es auf das Schicksal Rußlands den größten Einfluß. Ist Finnland nicht mehr russisch, so kann Petersburg nicht Rußlands Hauptstadt sein, der Besitz Estlands und Livlands, die ganze Stellung an der Ostsee und damit die selbständige Anteilnahme Rußlands am volkswirtschaftlichen und staatlichen Leben Europas sind in Frage gestellt. Rußland muß also Finnland zu behaupten oder das verlorene wieder zu unterwerfen suchen, wenn es europäische Macht bleiben will. Die Finnländer haben die Frage gestellt, das Schicksal wird die Antwort geben. Das Schicksal und — das deutsche Schwert. „Ich vertraue auf Gott und Hindenburg!“ so sprach schon im Spätherbst 1914 der finnländische Landtagspräsident Svinhufvud, als er von seinen Freunden Abschied nahm, um nach Sibirien in die Verbannung zu gehen. Er ist längst zurückgekehrt, mit Jubel begrüßt, öffentlich gefeiert. Ganz Finnland wiederholt heute sein Wort: „Ich vertraue auf Gott und Hindenburg!“

⌘ ⌘ ⌘

So bekannt uns Finnland seit langem, so fremd ist uns die Ukraine. Wir haben sie eigentlich erst während des Krieges entdeckt. Vorher verbanden sich mit diesem Namen nur höchst unbestimmte Vorstellungen von Steppe, Reitervolk, Volksdichtung und schwermütig-melodischem Gesang — Kosakenromantik. Als zu Beginn des Krieges der „Bund zur Befreiung der Ukraine“ die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich lenkte, konnte man es erleben, daß im Kreise hochgebildeter Männer die Frage, wer eigentlich „diese Ukrainer“ seien, nur scherzhaft behandelt wurde. Wir hatten eben unser Urteil über dieses Volk von seinen Todfeinden bezogen, den Russen und den Polen, und diese hatten schon seit geraumer Zeit um die Wette gepredigt, es gebe gar keine Ukrainer und könne keine geben. Was man so zu nennen beliebe, sei einfach ein russischer Volksstamm, die Kleinrussen, in Österreich Ruthenen genannt, und die sogenannte ukrainische Sprache sei nichts weiter als eine russische Mundart.

Russen und Polen hatten allerdings ein gemeinsames Interesse, die Existenz eines ukrainischen Volkes zu leugnen, weil sie sich seit Jahrhunderten in die Herrschaft über dieses Volk teilten. Daß die Dinge sich aber in Wirklichkeit denn doch etwas anders verhalten, ist mittlerweile auch bei uns bekannt geworden. Es darf wohl als ausgemacht gelten, daß das Volk der Ukrainer, wie es selbst sich seit mehr als hundert Jahren nennt, in der Tat ein gutes Recht hat, als besondere Nation aufzutreten. Seine körperliche Erscheinung, seine seelischen Anlagen, seine Sitten und seine Sprache unterscheiden es scharf von den Moskauer Russen, so scharf, daß englische und französische Beobachter den Abstand größer fanden als den zwischen Schotten und Engländern, Nordfranzosen und Spaniern oder Italienern. Die Ukrainer zählen im ganzen etwa 34 Millionen, sind also unbestreitbar die zweitgrößte der slawischen Nationen, an Kopfzahl etwa so stark wie die Italiener. Ihre Wohnsitze erstrecken sich von den westlichen Abhängen der Karpathen bis zum Nordfuß des Kaukasus und vom Schwarzen Meer bis in die Pripetjsümpfe. An den Rändern dieses weiten Raumes sind sie mit andern Völkern — Polen und Ungarn im Westen, Tataren und Russen im Osten, Juden überall — stark durchsetzt, aber im Kern, am unteren Dnestr und Dnepr, in den russischen Provinzen Poltawa, Tscher-

Digitized by Google

nigow, Kijew, Podolien, Wolhynien und Jekaterinoslaw, siedeln sie mit 69 bis 98 vom Hundert der Gesamtbevölkerung (gegenüber nur 1—8 Proz. Russen) in geschlossener Masse und stellen auch in den angrenzenden Provinzen am Donez und in der Krim (Chersson, Kuban, Taurien) immer noch die Hälfte der Einwohnerschaft. Sie haben einmal ihren eigenen Staat besessen: er hatte seinen Sitz in Kijew am Dnepr und hieß Russj, so daß die Ukrainer das beste geschichtliche Recht hätten, sich einfach Russen zu nennen. Was heute Großrussen heißt, ist ein Mischvolk aus Ukrainern, die nordostwärts ausgewandert waren, und finnischen Ureinwohnern. Aber das Schicksal war dem ukrainischen Volk nicht günstig. Sein Staat wurde schon im 13. Jahrhundert von den Mongolen zerstört, und seitdem ist er das Opfer der Eroberung und Unterdrückung durch die Nachbarn gewesen. Zuerst unterwarfen ihn Litauer und Polen, dann, nach kühner, aber kurzer Erhebung unter dem Kosakenhetman Bogdan Chmelnitzky (1648), wurde er im Jahre 1667 zwischen Polen und Moskau dergestalt geteilt, daß der Dnepr die Grenze bildete, bis Rußland in der zweiten Teilung Polens (1793) und auf dem Wiener Kongreß (1815) sich fast das Ganze einverleibte und nur den westlichen Streifen, Ostgalizien, an Österreich überließ. Die Folge dieser langen Leidensgeschichte ist, daß das ukrainische Volk bis heute im wesentlichen ein Bauernvolk, und zwar ein armes und sehr unwissendes Bauernvolk geblieben ist. Der Großgrundbesitz gehört im Westen des Dnepr vorzugsweise den Polen, im Osten den Russen, und auch die Reste des ursprünglich ukrainischen Adels haben sich mit der Zeit polonisiert oder russifiziert.

Daß die Masse des Volkes nicht zum Bewußtsein ihrer selbst komme, dafür sorgte auf beiden Seiten die staatliche Gewalt. Die Geschichte der russischen Herrschaft in der Ukraine ist die Geschichte einer der brutalsten Vergewaltigungen. Sie gipfelt im Jahre 1876 in dem Verbot der ukrainischen Sprache für Schule, Öffentlichkeit und Buchdruck. Gegen eine nationale Bewegung, die seit Ende des 18. Jahrhunderts von der sehr dünnen Schicht der Gebildeten und Gelehrten ausging, wurde mit Verbannung und Kerker eingeschritten. Die Folge war ein auch in Rußland ungewöhnliches Maß von Volksunbildung: kaum 20 von hundert Personen konnten lesen und schreiben. In Galizien wirkte die polnische Herrschaft unter österreichischer Firma ähnlich. Hüben wie drüben schmeichelte man sich, dieses Volk von 34 Millionen aus der Geschichte getilgt zu haben. Daß es trotz allem eine ukrainische Nationalbewegung gebe, konnte man nicht ganz leugnen, aber man bestritt ihr als einer verschrobenen Anmaßung einer Handvoll von Schulmeistern jede praktische Bedeutung. „Es gibt keine ukrainische Nation und darf keine geben" hatte im Jahre 1863 ein russischer Minister gesagt, und noch im Anfang des gegenwärtigen Krieges wagte Ssasonow die Behauptung, die ganze ukrainische Frage sei nur eine Erfindung der Deutschen. Die Polen aber machten sich unentwegt lustig über die paar halbgelehrten Schwärmer, die als Wortführer einer Nation aufträten, die doch selbst von sich nichts wisse. An eine selbständige Zukunft der Ukraine zu glauben galt für krankhafte Ideologie.

Ein paar Tatsachen wollten dazu allerdings schlecht passen. Einmal ergaben die Wahlen zur ersten und zweiten russischen Duma (1906/7) eine stattliche Zahl von ukrainischen Abgeordneten — zuletzt waren es 64 — die einen eigenen nationalen Klub bildeten und für ihr Land die Autonomie forderten. Ebenso erschien in Österreich im Reichsrat seit Einführung des allgemeinen Wahlrechts eine ukrainische Nationalpartei von einigen dreißig Köpfen. In Rußland war der Schrecken darüber bei der Regierung so groß, daß man auf dem Wege des Staatsstreichs und Verfassungsbruchs das Wahlrecht änderte. Die Ukrainer verschwanden denn auch aus der Duma, aber die Bewegung nahm im Lande ihren Fortgang, da die gesetzlichen Beschränkungen seit 1905 aufgehoben waren. Schon war die gesamte Lehrerschaft des Landes ukrainisch und autonomistisch gesinnt. Auf dem gesamtrussischen Volksschullehrertag in Petersburg 1912 setzte sie den Beschluß durch, daß der Unterricht überall in der Volkssprache zu erteilen sei, was die sofortige Auflösung des Kongresses zur Folge hatte. Einsichtige russische Politiker täuschten sich nicht mehr darüber, wie es stehe. In der Duma tat sogar Miljukow den Ausspruch: „Die ukrainische Nationalbewegung dringt mit elementarer Kraft in alle Schichten der Bevölkerung, sie ist nicht mehr aufzuhalten." Die Regierung aber wußte nichts Besseres, als ein Verbot, den hundertsten Geburtstag des Volksdichters und Helden Taras Schewtschenko (1914) zu feiern. In Österreich gingen die Dinge anders: Die Regierung, hauptsächlich unter dem Einfluß des ermordeten Erzherzog-Thronfolgers, bewies den Ukrainern Entgegenkommen und war sogar bereit, ihnen die begehrte Universität in Lemberg zu geben. Das erregte wiederum in Petersburg die größte Besorgnis. In der Presse sprach man offen vom Kriegsfall. Man wollte verhindern, daß sich in Galizien ein ukrainisches Piemont bilde, daß von Lemberg aus die nationale Erweckung und Erhebung der Ukraine vorbereitet werde wie einst die Befreiung Italiens von Turin aus durchgeführt wurde. Es ist auch gar nicht zu verkennen, daß unter den mancherlei Beweggründen, die Rußland im Jahre 1914 zum Kriege trieben, einer der stärksten der Wunsch war, durch Eroberung von Ostgalizien der ukrainischen Bewegung ein für allemal ein Ende zu machen. Diese Bewegung mußte also doch wohl ernsthafter und gefährlicher sein, als man offiziell zugab.

Heute ist darüber jeder Zweifel geschwunden. Die Tatsachen sprechen eine laute und deutliche Sprache. Entgegen allen Behaup-

Digitized by Google

tungen hat die Ukraine sofort bei Beginn der Revolution ihr Haupt erhoben und ihre Forderungen gestellt, die beweisen, daß eine starke Strömung nationalen Selbstbewußtseins und Eigenwillens durch das Land geht.

In Kijew bildete sich ein Zentralausschuß aller ukrainischen Vereine, die „Zentrale Rada", unter dem Vorsitz des vortrefflichen Geschichtsschreibers der Ukraine, Michael Hruschewski, eines geborenen Kijewers, der in Lemberg Professor gewesen, von den Russen nach Sibirien verschleppt und nun zurückgekehrt war. Die Rada trat Ende April mit dem Programm einer „Autonomie im Bund mit Rußland" an die Petersburger Regierung heran: volle Selbstregierung, selbständige Teilnahme am künftigen Friedenskongreß, eigene Armee und Flotte. Sie gab zu verstehen, daß man, wenn diese Forderungen nicht bewilligt würden, die volle Unabhängigkeit erklären werde. Die Forderungen wurden abgelehnt, obwohl sie nicht nur von einem Kongreß ukrainischer Bauern (1500 Teilnehmer), sondern auch von einem solchen der ukrainischen Frontsoldaten gebilligt wurden, auf dem sich 2000 Mann als Vertreter von mehr als $1^1/_2$ Millionen trotz obrigkeitlichen Verbots versammelt hatten. Daraufhin erließ die Rada am 24. Juni das sogenannte „Universal", einen Aufruf an das ukrainische Volk, in dem sie erklärte, da Rußland sich geweigert habe, zur Ordnung im Lande mitzuwirken, werde man auf eigene Hand vorgehen und sich selbst Gesetze geben. „Ukrainisches Volk, in deinen Händen liegt dein Schicksal! Beweise in dieser schweren Stunde, daß du stolz und würdig an der Seite jedes organisierten und souveränen Volkes als gleiches zum gleichen treten kannst!" Ein eignes Ministerium wurde eingesetzt, und sein Präsident, Winnitschenko, erklärte sofort, die Unversehrtheit Rußlands gehe die Ukrainer nichts an. „Uns interessiert vor allem das, was hier sein wird, und dann erst das Allgemeine. Wir besitzen Macht und Ansehen genug, daß auf unsern Ruf einige Millionen ukrainischer Soldaten die Front verlassen würden."

Das alles sieht so aus, als wäre der Bruch erfolgt. Seine Folgen wären schlechthin unübersehbar. Was aus Rußland, dem russischen Reich würde, wenn die Ukraine sich von ihm trennte, ist nicht zweifelhaft: es würde aufhören, eine Großmacht zu sein. Schon der Verlust einer Bevölkerung von rund 35 Millionen wäre ein Aderlaß, den selbst Rußland spüren müßte. Geradezu vernichtend aber wäre die volkswirtschaftliche Einbuße. Die Ukraine ist Rußlands Kornkammer und zugleich der Nährboden seiner Industrie. Sie produziert, obwohl sie an Flächenraum nur den siebenten Teil des europäischen Rußlands ausmacht, doch für sich allein ein Drittel der gesamten russischen Getreideernte und war bis 1914 an der gesamtrussischen Getreideausfuhr sogar mit vollen neun Zehnteln beteiligt. An Steinkohle und Eisenerz lieferte sie mehr als zwei Drittel der Gesamterzeugung, vom Roheisen 64 Proz., vom Stahl 86 Proz. Von der gesamten russischen Warenausfuhr kamen 33 Proz. auf die Ukraine, von der Einfuhr nur 11 Proz. Rußland hat also volkswirtschaftlich bisher von der Ukraine gelebt. Zur Ukraine gehört endlich die ganze Nordküste des Schwarzen Meeres. Darum hat die Kijewer Rada, von ihrem Standpunkt ganz folgerichtig, die Forderung erhoben, daß die russische Schwarzmeerflotte dem ukrainischen Staat überlassen werde. Ebenso folgerichtig war freilich auch die Antwort von Petersburg: eine volle Autonomie der Ukraine sei unmöglich, weil Rußland dadurch vom Schwarzen Meer abgeschnitten würde. So ist es in der Tat: Rußland verlöre bei voller Autonomie, und wieviel mehr erst bei völliger Lostrennung der Ukraine, im Süden alle Verbindung mit der übrigen Welt, es würde aus der europäischen Orientpolitik ausscheiden müssen. Südosteuropa bekäme ein völlig neues Gesicht, und für die Politik aller Staaten, auch Deutschlands, wären gänzlich neue Bedingungen und Möglichkeiten gegeben.

Aber hüten wir uns, dieses neue Zukunftsbild schon für Wirklichkeit zu nehmen. Mit einem Aufruf ans Volk, einer programmatischen Erklärung und Einsetzung einer eigenen Regierung ist noch nichts entschieden. Es wirken auch hier starke Hemmungen und Hindernisse. Die Ukraine ist trotz ihres natürlichen Reichtums bisher ein armes Land, weil sie von Moskau ausgesogen worden ist. Sie besitzt kaum eignes Kapital; das Kapital, das im Lande arbeitet, hat seinen Sitz in Moskau und Petersburg. Sie ist ein Land ohne politische Erfahrung, ohne überlieferte politische Formen. Ihre politischen Ideen nähren sich von uralten, poetisch verklärten Erinnerungen — kurzum, ihr Streben nach Selbständigkeit ist vorerst ganz Sache des Gefühls. Ob die Kräfte, die dafür wirken, stark genug sind, Bleibendes hervorzubringen und sich zu behaupten, das ist die große Frage, und auch diese Frage kann, ganz wie die finnländische, nur durch Blut und Eisen und nicht von den Beteiligten allein entschieden werden, der Gang des Krieges muß auch auf sie den allergrößten Einfluß üben. Wie er schließlich auf sie wirken wird, läßt sich zur Stunde nicht voraussagen, aber einige Anzeichen sind immerhin schon jetzt zu erkennen.

Als General Brussilow seine letzte große Offensive begann, vier Tage, nachdem der Vertretertag der ukrainischen Frontsoldaten in Kijew mit der Verkündigung der vorläufigen Unabhängigkeit geschlossen worden war, da hat die ukrainische Regierung ihre Drohung nicht wahrgemacht und ihre Leute nicht aus der Front zurückgerufen. Mit gutem Grunde: das Ziel des Angriffs war Lemberg —, ein nationales Ziel wie nur irgendeines gerade für die Ukrainer. So begreift man, daß bald darauf zwischen Kijew und Petersburg ein Waffenstillstand geschlossen wurde. Als die russische Regierung ein paar Schritte entgegenkam, erklärte die ukrainische ihrerseits

Digitized by Google

in einem zweiten Aufruf, die Ukrainer wollen sich nicht von Rußland trennen. Man hatte von Petersburg aus mit der Eroberung Ostgaliziens und der Vereinigung des ganzen ukrainischen Volkes gewinkt! Der Plan ist gescheitert und ins Gegenteil verkehrt.

Seit zwei Jahrhunderten lastet die russische Übermacht mit ihrem ungeheuren Druck auf unserer östlichen Flanke. Heute scheint es, als sollte dieser Druck sich lösen und an die Stelle der starren Einheit die lebendige Vielheit, an die Stelle des harten Blockes das elastische Spiel beweglicher Kräfte treten, die sich gegenseitig binden und aufheben können. Welche Aussichten sich damit öffnen, bedarf keiner Erläuterung. Hier handelt es sich um mehr als Schutz und Sicherung, hier steht nicht mehr und nicht weniger als Deutschlands Zukunft auf dem Spiel. Hoffen wir, daß ein klarer Blickes dies erkenne und eine feste Hand die Erkenntnis in Tat umsetzen wird, damit künftig nicht auch von unseren Tagen das Wort gelte, das Bismarck auf die preußische Geschichte geprägt hat: Versäumte Gelegenheiten!

Das letzte Lächeln

Als sie den Kameraden endlich trafen —
Er lag am Drahtverhau und schien zu schlafen,
Ein spöttisch Lächeln um den schmalen Mund.
Indes, sein Herz gab keine Regung kund.
Schlief er hinüber in die große Ruh?
Nur seine Uhr, die tickte immerzu . . .

Gar seltsam war's, dies Lächeln zu erblicken,
Unheimlich klang dazu das laute Ticken.
Und einer riet: „Es ist, als wollt er sagen:
Seht nur, der Unverstand behält das Wort;
Die Zeit ist um, mein Herz darf nicht mehr schlagen —
Und meine Uhr tickt lustig weiter fort!"

Ernst sprach ein andrer: „Wie von höh'rer Zinne
Verspottet er die Kargheit unsrer Sinne,
Und dieses hat sein Lächeln mir entboten:
Was rechnet ihr mich vorschnell zu den Toten,
Da noch ein Teil von meiner Erdenkraft
In dieses Uhrwerks Spannung weiterschafft?"

Und wie sie grübeln noch, mit feuchten Blicken —
Ticktack, ticktack — da plötzlich hält das Ticken.
Und jäh, als sei erst dies das letzte Lebenszeichen:
Des Toten Mund ward streng, das Lächeln schien zu weichen.

Bernhard Schäfer

Digitized by Google

Estella und ihr Ebenbild

Von Kurt Küchler (im Felde)

Der Regimentsschreiber Friedrich Segensreich, Feldwebel der Reserve, stand unter der Tür, die in das Geschäftszimmer seines Regiments hineinführte. Er war ein großer, hagerer Mann von guter Haltung. Dünn und faltig tauchte der Hals aus dem Kragen seiner grauen Felduniform. Die Nase hing wie der gebogene Schnabel eines Vogels unter den kleinen, unruhigen Augen. Seine schmalen, bartlosen Lippen bewegten sich kaum, als er sagte: „Nun wären wir wieder einmal eingerichtet. Wie lange wird's dauern, und wir müssen weiter?"

Er betrachtete das Zimmer und seinen Inhalt aufmerksam und nickte befriedigt. Es war alles gut und schön. Seine Leute hatten nach zwei Kriegsjahren gründlich gelernt, aus einer bewohnbaren Stube ein militärisches Geschäftszimmer zu machen. Da war, an eine leere Wand gelehnt, der große, vielkastige, rotbraun gestrichene Aktenständer, den sie schon seit Vitry = le = François von Quartier zu Quartier, von Stellung zu Stellung mit sich führten. Da war bereits das kleine Tischchen mit dem Telephon und dem Kasten für Aktenpapier, Meldeformulare und Notizblöcke. Da stand auf einem Schränkchen in der Ecke das gründlich abgegriffene, dickleibige Kompendium für Militärrecht, das in keiner Schreibstube des preußischen Heeres fehlt. Da hingen die vier langen Fliegenfänger von der Decke, und es klebten schon ein paar dieser abscheulichen Störenfriede an den feuchtschimmernden Bändern. Und da lagen auf dem großen Tisch in der Mitte des Zimmers schon die säuberlich in gelbe Aktendeckel gehefteten Löhnungslisten, die Formulare für Verpflegungsrapporte, die Stärkenachweisungen, die Beitreibungserkenntnisse, die Listen für zustehende und empfangene Portionen und Rationen und dergleichen Unvermeidbarkeiten mehr. Und aus dem Nachbarzimmer klang bereits das harte Geklapper der Regimentsschreibmaschine.

Das war nun für die kommenden Tage oder Wochen sein Büro, sein Reich und seine Welt. Oder auch sein Schützengraben, wie der Feldwebel manchmal mit einem Anflug von Humor zu sagen pflegte. Denn auch hier, im Reich des Papiers und der Tinte, galt es Pflichterfüllung und Arbeit für das Vaterland bis zum letzten Atemzuge.

Der Regimentsschreiber und Feldwebel der Reserve Friedrich Segensreich ging langsam in das Zimmer hinein, setzte sich an den Tisch, nahm eine Löhnungsliste und einen Kopierstift zur Hand und vertiefte sich in das wägende Betrachten der Namengruppen und Ziffernkolonnen, versank und ertrank in ihnen, und war, was er sein ganzes Leben lang gewesen war, daheim auf der Registratur seines Amtsgerichts und seit Kriegsbeginn in der Schreibstube des Regiments: ein Zählapparat, eine Rechenmaschine, ein Ziffernbündel, ein Aktenmensch.

Durch die hohen Fenster dieses Zimmers, vor denen sich kostbare Brokatvorhänge mit silbern gewirkten Säumen leise im Winde bewegten, kam die Sonne in lauter goldenen Tropfen. Draußen waren breite Ulmenwipfel, die fingen das Licht auf wie in ein dichtgesponnenes Netz und ließen nur einen ganz feinen, goldenen Sprühregen von Funken durch, von denen jeder einzelne wie ein klingendes Mädchenlachen in das Schreibzimmer des Feldwebels hüpfte, in das Büro, das vor fünf Stunden noch gar kein Büro, sondern der überaus graziöse Salon der Herzogin von Chattencourt=Neuville gewesen war. Denn die Schreibstube des Regiments lag in einem wunderhübschen Schloß, und dieses Schloß stand in seiner edel gegliederten weißen und roten Renaissanceherrlichkeit mitten in einem alten Park voll ehrwürdiger, dunkler Baumgruppen, in deren geheimnisvolles oder auch trauriges Schweigen das Klappern einer preußischen Schreibmaschine streng und fleißig hineintackte. Nur als der hagere Feldwebel Friedrich Segensreich sich an den Tisch setzte und zu den Löhnungslisten griff, ohne den feierlichen, alten Wipfeln und dem heiteren Spiel der Sonnenfunken auch nur den kleinsten Blick zu schenken, ging ein Raunen durch die Häupter der alten Gesellen: „Er hat kein Auge für uns, für unsere vornehme Ruhe und unsere schöne dunkle Schweigsamkeit, und er hat keinen einzigen Blick für die goldenen Sonnenblitze, die wir auf unseren Zweigen tanzen lassen."

Sie hatten mit ihrem Vorwurf recht, die alten Bäume.

Als Friedrich Segensreich in der Tür stand, hatte er nicht einmal gesehen, daß die Wände seines neuen Büros mit zartblauen Seidenstoffen bekleidet waren, die ein zierlich hüpfendes Rankenwerk vergoldeter Rokokoleisten in anmutige Flächen einteilte. Er hatte nur die Kriegskarten und die Stellungskarten gesehen, die seine Leute an die blaue Seide geheftet hatten. Und es war ihm auch nicht aufgefallen, daß der Tisch, der nun mit Listen und Akten und Schreibmaterial und Löschblättern bedeckt war, ein kostbares, goldgefaßtes, löwenfüßiges Stück aus der Zeit des sechzehnten Ludwig darstellte, daß die Decke, von der die vier langen Fliegenleimbänder feucht und klebrig herunterhingen, ein blauer Himmel mit weißen Federwölkchen war, in dem sieben ausgelassene, rosenschwingende, nackte Amoretten

Digitized by Google

tanzten und spielten, und er hatte nicht wahrgenommen, daß neben dem braunen, vielfastigen Aktenschrank aus der Bürgermeisterei von Vitry-le-François ein weißer, stolzer Marmorkamin sich erhob, den ein tiefklarer, goldgerahmter Spiegel triumphierend überglänzte. Und wenn er nun hätte aufstehen müssen, um einen Paragraphen im Kompendium für Militärrecht nachzuschlagen, dann hätte er ganz gewiß nicht bemerkt, daß neben dem abgegriffenen, graugrünen Buch auf dem Rosenholzschränkchen allerlei entzückende, in Seide und Atlas gebundene Büchlein verliebter Verse standen, die gewohnt waren, in den schmalen, träumenden Händen schöner Frauen zu ruhen.

Denn der Regimentsschreiber Friedrich Segensreich war ein sechsunddreißigjähriger Junggeselle mit einer längst eingestaubten Seele. Er rauchte keine Zigaretten und trank keinen Wein, er wußte nichts vom Rokoko, nichts von tanzenden Amoretten und ebensowenig von roten Frauenlippen, er kannte nur Ziffern und Zahlen.

Das Telephon klingelte; ein kurzer Triller, der hart und unmelodisch in die Stille hineinschoß.

Der Regimentsschreiber nahm das Rohr. Mit kühler Stimme, die keine Schwebungen kannte, rief er hinein: „Hier Regimentsgeschäftszimmer!"

Und er sah und hörte nicht, während er den Fernspruch auf einen Schreibblock stenographierte, wie die Sonnenfunken, die in den Riesenkronen der schweigsamen Bäume spielten, und die tanzenden Putten an der Decke und die hüpfenden Ornamente im Rahmenwerk der mattblauen Seidenflächen spöttisch lächelten und flüsterten: ‚Ach nein, du dummer, hagerer, magerer, staubgrauer Feldwebel aus Preußen .. du irrst dich! Das ist kein Regimentsgeschäftszimmer, das ist immer noch der blaue Salon, in dem vor diesem schrecklichen Krieg eine feine Frau auf leichten Atlasschuhen leise umherging, mit großen dunklen Augen im blassen Königinnengesicht, und ein fließendes violenblaues Gewand um den aufrechten schlanken Körper, der wie ein süßes Lied aus einer Hirtenflöte war, und du wirst mit deinem Aktenstaub den Duft ihres tiefbraunen Haares und das himmlische Rauschen ihrer seidenen Gewänder nicht vertreiben können .. wenn du auch von alle dem nicht einen Hauch verspürst!‘

Friedrich Segensreich spürte wirklich nichts. Er sagte mit jener bedachtsamen Ruhe und kühlen Sicherheit, die ihn von jeher ausgezeichnet hatte, in das Telephon hinein: „Wir empfangen also ab morgen sieben Portionen und achtzehn Rationen mehr! Schluß!"

Und über ihm tanzten im blauweißen Himmel die Amoretten und schwangen ihre blaßroten Rosenketten.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Tür ging auf, der Oberst kam.

Der Feldwebel stand auf und nahm Haltung.

„Bleiben Sie sitzen!" winkte der Oberst ab. Der Oberst war ein kerniger, aufrechter Mann mit dem prächtigen, gebräunten und entschlossenen Gesicht des draufgängerischen Frontsoldaten.

Er ging mit raschen Schritten durch das Zimmer, die Hände auf dem Rücken ineinandergelegt, betrachtete mit leuchtenden Augen, denen man ansah, daß sie an allem Schönen dieser Erde rechtschaffene Freude hatten, die mattblaue Seidentapete und schmunzelte, als er das üppige Himmelsspiel unter der Decke sah.

„Wir sind da in einem famosen Schloß, Segensreich, in einem auf .. ser .. or .. dent .. lich famosen Schloß!" rief er gut gelaunt.

„Jawohl, Herr Oberst."

„Sorgen Sie dafür, daß alles in Ordnung bleibt, Segensreich! Nichts darf angetastet werden. Wir wollen diesem Herzog mal zeigen, was wir für Barbaren sind! Verstanden?"

Mit kühlem und verschlossenem Gesicht entgegnete der Feldwebel: „Jawohl, Herr Oberst!"

Der Oberst blieb vor dem hohen Marmorkamin stehen, über dem der Spiegel wie blankes Silber glänzte.

„Ah! .. Entzückend! .. Ent .. zück .. end!"

Er schnalzte leise mit der Zunge und nahm eine Figur aus Porzellan in die Hand, die einsam auf dem Marmorsims des Kamins stand und betrachtete sie mit strahlenden Augen.

„Ei ja, Donnerwetter! Schauen Sie mal her, Segensreich!"

Der Regimentsschreiber stand auf und blickte gehorsam hinüber. Es verzog sich kein Muskel in seinem hageren Gesicht. Das Ding war ihm noch gar nicht aufgefallen; was war es auch groß?! Ein steifes, bunt angemaltes Püppchen!

Der Oberst hielt die Figur auf der flachen Hand von sich ab und verlor sich in den Anblick.

Was er da entzückt betrachtete, war eine wunderhübsche Rokokodame aus dem kostbarsten Porzellan der berühmten Manufaktur von Sèvres, überaus zart in den Farben, in den blaßroten und mattblauen Farben, wie sie Ludwig der Fünfzehnte so sehr liebte, und in die sich die Damen und Herren seines liebebeglänzten Hofes kleiden mußten, wollten sie nicht das Mißfallen des allerchristlichsten Königs erwecken. Ganz allerliebst war diese Dame aus dem Rokoko, von feinster Künstlerhand zu einem Wunderwerk von Traum und Schönheit geformt. Mit vollendeter Anmut kamen die schmalen Füßchen aus dem mattblauen, seidenglänzenden, mit zierlichen Rüschen und Falbeln und Rosenranken bedeckten Rock, unter dem ein zartes Spitzenwerk wie selig erstarrter Blütenschaum den Betrachter bezauberte. Aus dem feinen, glatten Mieder wuchsen die knospenhaft süßen Rundungen einer mädchenhaften Brust und die köstlichen Formen mattglänzender Schultern und dar-

über war ein lächelndes Köpfchen, das den hohen und kunstvollen Bau des weißen, perlendurchflochtenen Haars mit natürlichster Anmut zu tragen wußte. Ein winziges, schwarzes Schönheitspflästerchen auf der linken Wange schien leise und beglückt das süße Leben zu atmen, das man unter der mattglänzenden Haut zu spüren meinte.

„Wundervoll! Köstlich!“ sagte der Oberst, ganz dem beseligten Schauen hingegeben. „Haben Sie je so etwas gesehen, Segensreich?“

Der Regimentsschreiber verzog ein wenig den schmalen Mund. „Nein, Herr Oberst!“ Er blickte dabei nach unten. Da lagen die Listen. Seine grauen Augen rechneten und zählten, zählten und rechneten..

Der Oberst setzte die Figur behutsam auf den Kamin.

„Daß mir keiner die Figur berührt! ... Wer sie zerschmeißt .. na, gnade ihm Gott! Verstanden, Segensreich?“

„Zu Befehl, Herr Oberst!“

Der Oberst ging hinaus. Die Amoretten unter der Decke winkten ihm mit ihren Rosen nach.

„Verpflegungsstärke dreitausendzweihundertsiebenundachtzig,“ murmelte der Feldwebel und langte mit seiner faltigen Hand nach neuen Listen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Gegen Abend, als die Sonnenfunken wie rubinrote Kerzenflammen auf den Blättern der schweigsamen Ulmen brannten, klopfte es.

„Herein!“ rief der Feldwebel.

Die Tür ging auf und es kam Estella. Sie kam, mitten in dieser Kriegszeit, mitten im besetzten Frankreich, wie ein Bild des Friedens, in ein niedliches, stäubchenloses, schwarzes Zofenkostüm gekleidet, mit weißer Tändelschürze, weißem Spitzenkragen und weißen Manschetten, mit Lackschuhen von bezaubernder Kleinheit, mit schwarzen, flordünnen Seidenstrümpfen und sorgsam aufgestecktem, tiefbraunem Haar, in das der Schein der Abendsonne goldbronzeleuchtenden Schmuck hineinflocht. Estella hielt ein Teebrett in den Händen, darauf stand eine Kanne und eine Zuckerdose und eine Tasse aus blütenweißem, hauchdünnem Porzellan.

„Bon soir, Monsieur.“ Man mußte bei dieser Stimme an den Klang einer Okarina denken.

Der Feldwebel blickte erstaunt auf und reckte den hageren Oberkörper. ‚Wo kommen Sie her?‘ fragen seine grauen, runden Augen.

Estellas dunkle Augen blitzten fröhlich. Ihre reizend gebogenen Lippen lachten.

„Ich bin Estella, die Zofe der Frau Herzogin von Chattencourt-Neuville. Die Frau Herzogin ist in Paris, ich habe nicht mehr hinkommen können, so schnell waren die Preußen da. Da bin ich hier geblieben, bei dem alten Herzog, der oben im Schlosse wohnt, aber sich nicht sehen läßt, weil er die preußischen Soldaten nicht leiden kann und überhaupt gegen den Krieg ist. Nun bediene ich den guten Herzog und bediene die Herren Offiziere, und die preußischen Offiziere sind alle nett zu mir und tun mir nichts, denn ich bin nicht nur hübsch, sondern auch tugendhaft und weiß wohl, wie ich es machen muß, um mich vor allzu guten Freunden zu schützen!“

Alles dieses sagte Fräulein Estella natürlich nicht in Wirklichkeit; ihre jungen dunklen Augen sprachen es, ihre schmalen, weißen Hände und ihre kleine, heitere Seele. In Wirklichkeit sagte sie nur mit einem leichten Knicks: „Darf ich Ihnen eine Tasse Tee bringen, Monsieur?“

Friedrich Segensreich nickte ein wenig verwundert. Estella setzte das Brett auf den Tisch, schob mit ihren flinken, respektlosen Händen die Verpflegungsrapporte und die Stärkenachweisungen beiseite, stellte Kanne und Zuckerdose und Tasse auf den leer gewordenen Platz, goß das dampfende Honiggelb des gut duftenden Tees in die Schale, knickste lächelnd und war weg wie ein Schmetterling. Ein Duft von frisch aufgeblühten Veilchen blieb im Zimmer und ein feines Rauschen von Seide, und einem Dichtersmann, der etwa heimlich in einer Ecke der Stube dies alles beobachtet hätte, wäre vor Herzklopfen und Verliebtheit der Atem stehen geblieben. Friedrich Segensreich jedoch schüttelte nur wie in tiefem Erstaunen den Kopf und griff, ohne Helligkeit in seiner Werktagsseele zu spüren, halb gegen seinen Willen zur Tasse. Der Tee leuchtete sonnengelb durch das dünne Porzellan. Das Getränk war heiß. Der Feldwebel spitzte die schmalen Lippen und blies hinein. Dabei glitt der Blick seiner grauen Augen über den Rand der Tasse zum Marmorkamin hinüber, auf dessen Gesims die zierliche Dame aus dem Rokoko zweimal ihre Anmut darbot, einmal in der Wirklichkeit und dann im köstlichen Widerschein des silberblanken Spiegels.

Da weiteten sich die Augen Friedrich Segensreichs.

Das lächelnde Gesicht des Mädchens und das lächelnde Gesicht dieser Dame aus Porzellan . . o Wunder . . welch eine Ähnlichkeit! Der Feldwebel vergaß das Trinken, setzte die Tasse hin, stand auf, ging mit langsamen, tappenden Schritten zum Spiegel, nahm das Figürchen in seine großen Hände und betrachtete lange und forschend das lächelnde Gesicht. Und plötzlich, rasch und scheu, fuhr er mit dem Zeigefinger, an dem ein Fleckchen Tinte saß, über die weiße Wange mit dem Tupfen des schwarzen Schönheitspflästerchens. Und ein Lächeln huschte wie ein schwacher Blitz um die schmalen Lippen des hageren Mannes, der in seinem ganzen Leben noch niemals ein blutwarmes Frauengesicht gestreichelt hatte. Aber dann erschrak er, wie in fassungslosem Staunen über sich selbst, stellte das Porzellanbildnis weg und ging eilig, beinahe flüchtend, zum Tisch, wo er mit einem tiefen Seufzer, in seiner ganzen Hagerkeit aufgerichtet, stehen blieb.

Seltsam, was er mit einemmal alles sah.

Digitized by Google

Aus deutschen Landen: Schloß Banz in Franken. Künstlerische Aufnahme von Franz Lieck

Digitized by Google

Digitized by Google

Er kam sich vor wie in einer wundersam verzauberten Welt. Er sah, wie die rubinflammenden Sonnenfunken über den Tisch huschten und wie golden der Tee durch das zarte Weiß der Porzellanschale schimmerte. Er sah das eigentümliche Leben des Lichtes auf der mattblauen Seidentapete und auf den Goldschnörkeln der spielerisch tanzenden Umrankungen. Er blickte zur Decke hinauf und sah mit Erstaunen den übermütigen Sphärentanz der nackten Engel, deren Fleisch rosig blühte. Er hatte mit einmal den Klang einer flötenhaften Mädchenstimme im Ohr und spürte einen Duft wie von frisch aufgeblühten Veilchen . . . und ganz langsam, wie unter einem magnetischen Zwang, wandte er den Kopf zum Marmorkamin, auf dem ein Bildnis ihm zärtlich entgegenlächelte, in das ein heiterer Künstler alle Graziosität des galanten und verliebten Frankreich einer längst gestorbenen Zeit hineingezaubert hatte ...

Da trillerte kurz und hart das Telephon.

Friedrich Segensreich drehte sich hastig um und nahm das Rohr. „Hier Regimentsgeschäftszimmer!" rief er mit tiefem Atemzug, wie einer, der das laute Pochen seines Herzens abdrücken will.

Und zu gleicher Zeit verschwanden die Sonnenfunken. Die heraufkommende Nacht wischte alles letzte Leuchten weg und dunkelblaue Schatten wogten unter den alten Bäumen des Parks.

⌘ ⌘ ⌘

Es begann eine merkwürdige Zeit für den Regimentsschreiber Friedrich Segensreich. Wir kennen alle das seltsame Gefühl eines zögernden Erwachens, jenes halb beängstigende, halb beseligende Schweben zwischen Traum, Halbschlaf und Wirklichkeit. Man möchte weiter träumen und weiß schon, man ist erwacht. Man möchte ganz wach sein und spürt doch noch die lockende, alle Empfindungen aufsaugende Gewalt des Schlafes. Es ist ein betrunkenes Schwanken über die Schwelle, die aus der Dunkelheit der Sinne ins helle Bewußtsein führt.

Zwischen ähnlichen Gefühlen schwankte Friedrich Segensreich haltlos hin und her, als er zu spüren begann, daß in seiner Brust etwas war, das sich Herz oder Seele nannte.

Er wollte nichts anderes sein als Arbeit und Nüchternheit, Dienst und Fleiß, Gehorsam und Sachlichkeit. Aber nun war mit einemmal eine Störung da, ein Spiel geheimnisvoller Kräfte, die das Gleichgewicht seines Lebens antasteten, eine Macht, die ohne Unterlaß an der Arbeit war, ihm den sicheren Boden unter den Füßen wegzuziehen. Da war die matt in ihren blaßroten und blaßblauen Farben schimmernde Figur auf dem marmornen Kamin vor dem hohen Spiegel und lächelte ihr süßestes Lächeln. Und da war jeden Nachmittag um sechs Uhr die zierliche Zofe Estella, die mit aller anmutigen Leichtigkeit ihres Wesens zu ihm ins Zimmer kam und ihm mit ihren schmalen weißen Kinderhänden den goldenen Tee in die Schale goß, deren Porzellan so dünn war, daß man fürchten mußte, es schon durch einen allzu harten Blick zu zerbrechen. Also, daß der hagere Regimentsschreiber sich zwang, das lichte Täßlein mit seinen langen knochigen Fingern ganz zart anzufassen. Und er tat es mit einem hilflos verlegenen Lächeln, das zaghaft über die Tasse und die weiße Mädchenhand und über die hübsch gerundeten Arme Estellas und über das fröhliche Gesicht des Mädchens glitt.

Einmal sagte der Feldwebel, in seiner etwas unbeholfenen Weise: „Wie kommt das nur, Mademoiselle, daß Sie der Dame dort auf dem Kamin so sehr gleichen?"

Estella wandte sich um, betrachtete das Köpfchen der Rokokodame und ihr eigenes Gesicht im Spiegel und zog die roten Lippen ein wenig nach unten: „O mon Dieu . . . finden Sie wirklich, daß wir einander ähnlich sehen?"

Und sie drehte sich um, faßte mit gespreizten Fingern ihr schwarzes Zofenkleid an den Seiten, schürzte es ein wenig, knickste leicht, neigte den Kopf auf die rechte Schulter und fragte mit einem spitzbübischen Lächeln und einem überaus koketten Augenaufschlag: „Finden Sie mich nicht viel hübscher, Monsieur, als dieses alte, angemalte Püppchen aus Porzellan?"

Da wurde Friedrich Segensreich purpurrot über sein ganzes Gesicht. In seine grauen Augen kam ein warmes Glänzen, das sein faltiges Gesicht seltsam verschönte. Hinter seiner Stirn wogte es heiß und betäubend. Er machte mit beiden Händen eine rasche, beinahe raubtierartige Bewegung auf das zierliche Persönchen zu, zwang sich aber, riß hastig seinen grauen Uniformrock gerade, fuhrwerkte mit zwei Fingern der rechten Hand zwischen Kragen und Hals, wie um sich Luft zu schaffen, und sagte mit rauher und klangloser Stimme: „Adieu, Mademoiselle!" .

„Bon soir, Monsieur!"

Ein Lachen sang silbern durchs Zimmer und Estella war weg.

Der Regimentsschreiber zwang sich zur Arbeit. Aber die Zahlen wogten, und die vielen Namen tanzten. Allerlei unklare und unbekannte Empfindungen rannen aufreizend durch sein Blut. Er verwechselte Verpflegungsrapporte mit Löhnungslisten. Er schob die Arbeit ärgerlich beiseite und ertappte sich ein paar Minuten später dabei, wie er Rosenranken auf königlich preußisches Aktenpapier malte, geriet in Zorn und griff in einer Art grimmiger Verbissenheit aufs neue nach den Schriftstücken, die noch zu bearbeiten waren. Aber als sich die Tür öffnete und der Oberst eintrat, flog er doch wieder aus einem Zustand träumerischer Verstörtheit in die Höhe. Ihm hatte geträumt, er hätte Hand in Hand mit der lebendig gewordenen Dame aus

Digitized by Google

Porzellan und der übermütig lachenden Sirene Estella tolle Ringelreihen um einen riesigen Haufen brennenden und dampfenden Aktenpapiers getanzt.

Der Oberst machte seine runden, erstaunten Augen, als er das blasse, verstörte Gesicht seines Regimentsschreibers sah.

„Sind Sie krank, Segensreich?"

„Nein, Herr Oberst!" entgegnete der Feldwebel mit mühsam geraffter Stimme. Dabei sang es und klang es in ihm wie fernes Okarinaspiel: „Finden Sie mich nicht viel hübscher, Monsieur .. viel hübscher .. viel hübscher .."

„Möchte ich mir auch ausgebeten haben," rief der Oberst. „Kann Sie nicht entbehren!"

Der Feldwebel riß sich zusammen.

„Gestatten der Herr Oberst .."

„Was ist los, Segensreich?"

„Wenn der Herr Oberst diese Porzellanfigur da drüben .. auf dem Kamin .. vielleicht steht sie besser im Zimmer des Herrn Oberst .."

Der Oberst überlegte eine Weile, dann sagte er: „Ach was, mein Lieber, die junge Dame steht gut hier. Kann gar nicht besser untergebracht sein. Ich habe selber schöne Sachen in meinem Zimmer. Und Sie sollen auch was für Ihre ollen Junggesellenaugen haben. Mahlzeit!"

Als der Oberst weg war, stöhnte der Feldwebel leise, ging in sein Quartier, das im Dachgeschoß des Schlosses lag, steckte das heiße Gesicht in kaltes Wasser, rieb sich mit einem rauhen Tuch ab und machte sich wieder an die Arbeit. Mit zusammengebissenen Zähnen beugte er sich tief auf den Tisch. „Zum Teufel, es ist Krieg," murmelte er. „Tu deine Pflicht! Was kümmern dich die Weiber!"

— — — — — — — — — — — — — —

Ohne Gnade verfiel der Feldwebel Friedrich Segensreich den geheimnisvollen, betörenden und betäubenden Mächten der Liebe und der Schönheit. Vergebens kämpfte sein Pflichtgefühl gegen den rätselhaften Zwang und Drang, sich in den Stuhl zurückzulehnen, die Augen zu schließen und von Dingen zu träumen, um die er sich bislang nie gekümmert hatte. Mitten aus der Kriegszeit heraus, in völligem Widersinn mit allen Aufgaben, die ihm der Dienst hart fordernd auferlegte, erblühte ihm mit einemmal ein seltsam phantastischer Garten. Da gab es jubelnde Nachtigallen und den schwülen Duft purpurner Blumen, da waren tönend schwingende Bäume, singende Quellen, hüpfende Springbrunnen mit silbern fallenden Tropfenschleiern, tanzende Mädchen, wehende Gewänder, liebkosende Hände und strahlende Augen.

Und jedesmal gab es nach solchem Traum ein schreckliches Erwachen. Dann stürzte das quälende Bewußtsein vernachlässigter Pflichten in sein Gewissen. Dann peinigte ihn eine brennende Scham, aus der sich schließlich ein zorniger Widerstand erhob, und er hatte Stunden, in denen ein flammender Haß aus den Tiefen seiner Seele emporstieg, ein Haß gegen das marmorkühle Ding auf dem Kaminsims und gegen die ewig lächelnde Zofe Estella. Aber er konnte dennoch nicht den Bann zerschlagen.

— — — — — — — — — — — — — —

Es kam die Katastrophe.

Eines Abends, während die rotgoldene Sonne die hohen Ulmen draußen im Park mit warmem Glanz umfing und die weiche Luft wie ein Strom von Liebe durch die hohen Fenster wogte, vor denen sich die silberdurchwirkten Brokatvorhänge im Winde leicht und schimmernd bauschten, hörte der Feldwebel Friedrich Segensreich aus dem Zimmer nebenan die Stimmen des Obersten und des Regimentsadjutanten.

„Himmeldonnerwetter!" rief der Oberst. „Was ist das für eine Luderwirtschaft!"

„Unbegreiflich, Herr Oberst!" klang die ruhigere Stimme des Adjutanten. „Ich habe geglaubt, mich auf Segensreich durchaus verlassen zu können ..."

„Zum Teufel mit Segensreich!"

„Er hat bisher alle Sachen tadellos bearbeitet, Herr Oberst. Ich habe meine Unterschriften gegeben, ohne die Akten nachzuprüfen!"

„Und nun sitzen wir drin!" donnerte der Oberst.

Segensreich hatte sich bei den ersten Worten steil aufgerichtet. Sein Gesicht war bleich wie ein Leinentuch, in seinen Augen brannte ein flackerndes Feuer. Eine Eishand strich über seinen Rücken.

Ein Blättern in Akten, ein Rascheln von Papier und dann wieder die Stimme des Obersten: „Ist denn der Kerl vollkommen verrückt geworden?"

Friedrich Segensreich duckte sich wie unter einem Faustschlag gegen die Stirn.

Da drinnen im Nebenzimmer zerschlug man mitleidlos seine Ehre. Er hatte seine Pflicht vernachlässigt, er war unzuverlässig geworden, er brachte grauenhafte Verwirrung in die Akten des Regiments. Ihm war, als spräche man über sein langes, treues, nun so trostlos verfahrenes Beamtenleben das Todesurteil. Eine gelbe schreiende Wut stieg in ihm auf, stieß von innen gegen seine Schläfen und lief bebend durch sein Blut.

Sein irrer Blick fiel auf die Rokokodame aus Porzellan. Die lächelte wie immer.

Dieses ewige Lächeln, das jetzt wie Hohn und Spott schien, fiel wie glühendes Gift in sein Blut und machte ihn rasend. Sein hagerer Körper bebte. Wie unter einem unheimlichen Zwang ging er mit harten Schritten, vorgebeugtem Oberkörper und ausgestreckten Händen zum Marmorkamin, packte stoßend zu und hielt die Porzellanfigur zwischen seinen bebenden Händen. Da spielten ihm seine aufgeregten Sinne eine Täuschung vor. Was er da hielt, war mit einemmal nicht mehr das kühle Bildnis aus Porzellan ... er hatte jäh die Vorstellung, als hielte er

Digitized by Google

den schmalen, süßen Körper der zierlichen Estella zwischen seinen Händen. Und ein Strom heftiger Liebe überflutete eine Sekunde lang seinen Haß und seinen Zorn, er hob die Figur zum Munde und drückte seine Lippen, die niemals einen Frauenmund geküßt hatten, auf die zarte, weiße Schulter. Aber die Lippen erschraken unter der Kühle des Porzellans. Er riß den Kopf zurück, starrte einen Augenblick lang auf das leblose, seelenlose Ding und auf das weiße Gesicht mit dem eingefrorenen Lächeln, dann holte er mit beiden Händen weit aus und schleuderte die Figur auf den Fußboden, daß sie klirrend und klingend und jammernd in viele Stücke zerbarst und zersprang.

Zu gleicher Zeit ertönte dichter ihm ein heller Schrei und ein hartes Geräusch wie von einem Fall.

Friedrich Segensreich fuhr herum.

Da lag Estella am Boden, lang hingestreckt, mit bleichem Gesicht und geschlossenen Augen. Sie war unbemerkt ins Zimmer gekommen, war hinter den völlig an seinen Zorn verlorenen Feldwebel getreten und hatte nicht mehr verhindern können, daß er jäh die Arme in die Luft warf und das arme Fräulein aus dem Rokoko mit grimmiger Gewalt an den Boden schmetterte.

Der Regimentsschreiber stand entsetzt mit hängenden Armen vor der Ohnmächtigen, eine ragende, graue Lemurengestalt. Dunkle Schatten jagten wie Wolken über sein Bewußtsein hin. Alles Denken verwirrte sich. Eine schreckliche Vorstellung schoß aus dem verschütteten Schacht seiner Kindheitserinnerungen. Seltsame Märchen hatte die Mutter erzählt. Märchen und Legenden von Blumen und Kunstwerken, die in sich die Seele eines Menschen trugen. Wurde die Blume gepflückt oder das Kunstwerk zerstört, dann mußte in derselben Sekunde der Mensch sterben, dessen Seele die Blume oder das Kunstwerk barg. War nicht Estellas Gesicht genau wie das Gesicht des von Künstlerhand geformten Geschöpfes aus Porzellan? War Estellas kleine Mädchenseele in dieses Ding aus totem Stoff hineingezaubert? Lag Estella tot am Boden, da mit ihrem starren Ebenbild auch ihre feine Seele zerbrochen war?

„Mörder!" riefen die tausend Scherben am Boden mit tausend Stimmen.

Ein grenzenloser Jammer griff den armen Regimentsschreiber an, der sich, völlig verstört, auf ein Knie niederließ, die schmalen, bleichen Hände der Ohnmächtigen in seine Fäuste nahm und mit aller Zärtlichkeit und mit rührender Angst ihren Namen rief.

Als Estella die Augen öffnete, kam der Oberst durch die Tür.

Der Feldwebel Friedrich Segensreich vergaß aufzustehen und Haltung zu nehmen. Er blickte seinen Oberst nur traurig an. Der sah die Scherben und die leere Stelle vor dem Spiegel und sein Gesicht färbte sich purpurn.

„Wer hat . . . Himmeldonnerwetter . . . wer hat . . ."

Der Feldwebel wollte Antwort geben, aber Estella kam ihm zuvor. Sie richtete sich halb auf, stützte sich mit der linken Hand anmutig auf den Fußboden, legte den rechten Arm zärtlich um den mageren Hals des Feldwebels, ließ ein schwaches Lächeln in den Zorn des Obersten wehen und sagte: „Grand malheur, Monsieur . . . ich bin's gewesen! Ich habe die Figur aus Versehen heruntergestoßen. Aber es macht nichts. Ça ne vaut pas la peine! C'est la guerre!"

Es kam so hübsch und drollig von den fein gebogenen Lippen, daß der Oberst laut lachte.

„Da sind Sie vor Schrecken umgefallen und mein Feldwebel spielt den Kavalier! A la bonne heure! . . . Ich habe nachher mit Ihnen zu reden, Segensreich!"

Er ging davon.

In der Seele des armen Feldwebels aber löste sich nach dieser Katastrophe alle Wirrnis in eine schöne, warme Milde auf. Ihm war, als träte er aus einer Nacht voll wüsten Spuks in die Weite eines klaren Tages.

Er hielt das hübsche Mädchen noch eine Weile in seinen Armen, dann beugte er, wie unter einem fremden Willen, den Kopf zu ihr hin und küßte behutsam ihre Lippen und fand zugleich, daß er keine außerordentlichen Empfindungen bei diesem Kusse hatte.

Estella lachte leicht, sprang auf, strich den schwarzen Rock und die weiße Schürze glatt, steckte ein paar Nadeln fest, die sich in ihrem Haar gelockert hatten, griff nach einem zierlichen Handbesen, der neben dem Kamin hing, kehrte die Scherben zusammen und trug sie hinaus in den Kehrichteimer. Stumm und reglos, mit heiterer Seele, sah der Feldwebel Friedrich Segensreich diesem Abschluß der Tragikomödie seines Lebens zu.

Dann ging er zum Oberst, bekannte sich zu seinen Sünden im Dienst, entschuldigte sich mit vorsichtigem Hinweis auf eine Überreizung der Nerven und erhielt vom Oberst nach einigen Donnerwettern drei Wochen Erholungsurlaub.

Schon am nächsten Tag reiste er in die Heimat.

Der Abschied von Estella war kurz. Er nahm ihre Hand, blickte lange in die großen dunklen Augen des Mädchens, sah mit Entzücken die schimmernde Pracht ihres tiefbraunen Haares, denn er hatte gelernt, das Schöne zu sehen, seufzte ein wenig und ging.

Estella blickte ihm mit ihrem zierlichsten Lächeln nach, ohne alles Begehren. Denn sie war nicht nur hübsch, sondern auch tugendhaft.

Zeitgeschichtlicher Rückblick

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch, Berlin

Abgeschlossen am 6. September 1917

Während in den Hauptstädten der kriegführenden Mächte und auch bei den Neutralen im letzten Monat wieder viel vom Frieden und seinen Möglichkeiten gesprochen wurde, sind im Westen, Süden und Osten die Kämpfe in unverminderter Heftigkeit weitergegangen. An der flandrischen Front haben zwar (Meldung vom 20. August) die Gefechte nachgelassen, wenn auch die Artillerietätigkeit in wechselnder Stärke ununterbrochen weiterging. Dafür meldete der Heeresbericht am gleichen Tage, daß nun die Franzosen in die gewaltige Offensive eingriffen: eine Schlacht von Verdun begann am 20. August auf beiden Maasufern, vom Wald von Avaucourt bis zum Caurières-walde. Auch hier haben die Angriffe den Gegnern keine Erfolge gebracht. Die vordersten nicht zu haltenden Stellungen werden planmäßig aufgegeben und dahinter wird dann der feindliche Stoß so geschickt und überlegt aufgefangen, daß er kraftlos verpufft. So tapfer und ohne Rücksicht auf blutige Opfer die Engländer und Franzosen anlaufen, die neutrale Militärkritik stellt fest, daß ihre Führung im Feldzuge nichts gelernt habe, daß sie die Angriffe regelmäßig noch nach dem alten Schema anlege, während die deutsche Strategie auf neue Gedanken kommt und so in der Defensive die feindlichen Operationen unwirksam macht. Allmählich müßten die feindlichen Heeresleitungen doch einsehen, daß sie dieser Strategie nicht gewachsen sind und Ströme von Blut vergeblich fließen. Ob sich die Kraft der Gegner in diesem Jahre mit den Kämpfen in Flandern und vor Verdun schon erschöpft hat, wissen wir ja nicht. Manche Anzeichen dafür liegen vor, daß sie den dringenden Wunsch hatten, noch in diesem Jahre etwas Entscheidendes zu erzielen. Sonst hätten sie doch gewartet, bis die amerikanische Hilfe, von der in den englischen und französischen Blättern soviel die Rede ist, eingetroffen ist.

⌘ ⌘ ⌘

In ähnlicher Weise haben sich die erneuten Kämpfe an der Isonzofront abgespielt. Am 17. August entbrannten dort schwere Artilleriekämpfe, die sich am folgenden Tage bis zur Meeresküste ausdehnten. In der Nacht zum 19. August überschritten die italienischen Truppen sodann den Isonzo und drangen gegen den Ostrand der Hochfläche von Bainsizza vor. Es gelang ihnen auch, bei dem ersten Vorprall Gefangene und Geschütze zu erbeuten. Der 21. August wurde im Wiener Generalstabsbericht als einer der heißesten Kampftage in der Geschichte der Isonzoarmee bezeichnet. Aber alle Anstrengungen der Italiener führten zu nichts. Auch hier hat sich das Abwehrverfahren der verbündeten Heeresleitungen vortrefflich bewährt, und so sind wiederum an diesen zehn- und mehrmal heiß umkämpften Linien die Stellungen der Österreicher, deren einer Teil an der südtiroler Front (Meldung vom 22. August) vom Feldmarschall Freiherrn Conrad von Hötzendorff geführt wird, behauptet worden.

⌘ ⌘ ⌘

Im Südosten ist der am 19. Juli mit dem Durchbruch am Zborow begonnene Angriff der Zentralmächte von ihnen östlich der österreichischen Grenze, auf russischem Reichsboden, angehalten worden. Er hat Galizien und die Bukowina völlig und nun endgültig vom Feinde befreit und eine Beute von über 40000 Gefangenen, beträchtlichem Kriegsmaterial und Lebensmittelvorräten gebracht.

Während weiter südlich bei Fokšani, wo die Heeresgruppe Mackensen in die russischen und rumänischen Stellungen eindrang, und in den Waldkarpathen erbittert gerungen wurde, und an der mazedonischen Front, bei Monastir, Durchbruchsversuche der Gegner erfolgreich abgewiesen wurden, brach hoch im Norden der Ostfront, an der Düna, eine neue deutsche Offensive wieder hervor wie Lützows wilde Jagd. Der Herausforderung mit dem Wort, die der Ministerpräsident der russischen Revolution, Kerenski, in Moskau an die Zentralmächte hatte ergehen lassen, folgte umgehend deren Antwort mit dem Schwert.

Am Morgen des 1. September, am glorreichen Tage von Sedan, überschritten deutsche Divisionen die Düna beiderseits Üxküll. In glänzendem Flußübergang gewann die Infanterie das Norduser, der Feind gab darauf seine Stellungen westlich der Düna auf und begann in der bekannten russischen Weise — Anzünden der Dörfer und Opfern der Nachhuten — seinen Rückzug nach Nordosten. Und schneller, als wir erwarten konnten, führte diese Offensive zu einem ersten bedeutenden Erfolg. Im Frühjahr 1915 waren unsere Truppen bis an die Aa und die Düna gelangt und standen seitdem dort in festen Stellungen, die jedem feindlichen Durchbruchversuche standhielten. Nun hielt die Heeresleitung die Zeit auch hier zum Angriff wieder für gekommen und, wie immer bei ihren Plänen, war es auch hier: stillste Vorbereitung, die das Geheimnis musterhaft wahrt, blitzartiges Vorbrechen, und wie eine reife Frucht fallen

die Siege ihr dann in den Schoß. Am 3. September wurde von der 8. Armee unter dem General von Hutier von Westen und Südosten her das an mehreren Stellen brennende Riga genommen. Am andern Tage fiel auch Dünamünde. Ein neues Ruhmesblatt, sagte der Heeresbericht, hat die deutsche Armee mit der Schlacht bei Riga ihrer Geschichte eingefügt; einen Hohenzollernprinzen, den Prinzen Eitel Friedrich, und den General Sauberzweig als Generalstabschef nannte neben anderen Führern die amtliche Veröffentlichung als besonders ruhmreiche Anführer dieser Tage. Auf der großen alten Heerstraße nach Wenden — unser alter Kaiser ist sie als Prinz mehrmals auf der Reise nach Petersburg gefahren — drängen nun die russischen Kolonnen nach Nordosten. Die 12. russische Armee ist völlig geschlagen und in voller Auflösung im Zurückfluten durch das südliche Livland. So antwortet Deutschland den Führern der russischen Revolution, die auch heute noch glauben, ihr Volk und Heer im Dienste der Eroberungsziele ihrer Verbündeten festhalten und sich verbluten lassen zu müssen!

Und ununterbrochen geht der Krieg der U-Boote weiter und vermindert den Schiffsraum, der für unsere Feinde verfügbar ist. Am 2. September meldete der Admiralstab, daß bis dahin seit Beginn des uneingeschränkten U-Bootskrieges bereits mehr als 6 Millionen Brutto-Register-Tonnen versenkt worden seien. Lakonische Worte, aber voll des schwersten Inhalts für unseren Hauptfeind England, den auch der Kaiser in der Anrede an die in Flandern kämpfenden Truppen am 22. August so bezeichnet hat.

Das ist am Anfang September die militärische Lage: „Ein Blick auf alle Fronten," so hatte Hindenburg an den Reichskanzler telegraphiert, der dies vor dem Hauptausschuß des Reichstags bekannt gab, „ergibt, daß wir militärisch am Beginn des vierten Kriegsjahres so günstig stehen wie nie zuvor." Und was das Wort des deutschen Feldmarschalls, der nie eine Phrase sagt und nie eine Übertreibung, bedeutet, das weiß heute die ganze Welt.

⌘ ⌘ ⌘

Mitten in diese Kämpfe herein erscholl die Friedensbotschaft Papst Benedikts XV. vom 1. August. Es war diesmal eine andere Botschaft, als sie dieser Papst früher schon während des Krieges hatte erklingen lassen. Er hat sich vom Standpunkt der Christenpflicht und der Menschenliebe aus öfter bemüht, den Völkern den Beginn von Friedensverhandlungen nahezulegen. Er mahnte alle, daß dazu jeder etwas nachgeben müsse und in gegenseitigem Ausgleich das Ende des Krieges herbeigeführt werden müsse. Mit Achtung sind seine Worte gehört worden. Erfolg hatten sie bisher nicht.

Diesmal aber tat Papst Benedikt einen ausgesprochen politischen Schritt. Er ließ nicht einen Hirtenbrief an die Gläubigen, sondern eine Note an die Souveräne ergehen, die in der diplomatischen Form weitergegeben wurde. Und diese Note enthält praktisch-politische Vorschläge, mit ihr nahm der Vatikan politisch Stellung im Weltkrieg.

Der Vatikan wird durch den Krieg in vieler Beziehung auch empfindlich berührt. Der Krieg zieht durch seine Gläubigen einen tiefen Riß. Selbst der internationalste Orden der katholischen Kirche, selbst der Jesuitenorden, ist durch ihn gespalten. Ein englischer Jesuit unterstützte die Rekrutierung Lord Kitcheners, französische Jesuiten nahmen an der Verteidigung ihres Vaterlandes teil, und deutsche Jesuiten tragen das Eiserne Kreuz. Schon das ist Grund genug für den Papst, zu sorgen, daß der Krieg nicht zu lange dauere, diesen Riß nicht allzutief zwischen den Gläubigen der katholischen Kirche mache. Aber der Heilige Stuhl wird auch unmittelbar davon berührt, daß Italien in den Krieg eintrat. Die römische Frage ist damit sofort wieder aufgebrochen. Es zeigt sich heute, daß das Gesetz von 1871, mit dem die Neutralität des Vatikans durch die Mächte garantiert wurde, praktisch nicht genügt. Es gibt dem Papst nicht die Freiheit der Bewegung, auf die er als Souverän Anspruch hat, und die Art, wie Italien die Frage des völkerrechtlichen Verkehrs des Papstes behandelte, verletzt seine Würde. König Alfons von Spanien bot daher gleich, als Italien in den Krieg eintrat, dem Papst den Escurial als Wohnsitz an. Papst Benedikt hat das abgelehnt und die Mißhelligkeiten seiner Lage ertragen. Um so mehr hat er Anspruch darauf, daß ihn der Ausgang des Krieges vor einer Wiederholung dieser peinlichen Lage sichert. Die römische Frage ist so auch ein Teil des Friedensprogramms geworden, und da sie für Millionen deutscher Katholiken eine Herzenssache ist, auch ein deutsches Kriegsziel.

Ferner bewegt den Vatikan sehr das Schicksal, das das Ende des Krieges zwei seiner hauptsächlichsten Objekte, wenn wir so sagen dürfen, Belgien und Polen, bringen wird. Denn beide sind durchaus römisch-katholische Länder, und das letztere stand bis zum Kriege unter dem russischen Glaubensdruck, unter der Herrschaft des Zarismus, in dem das Papsttum einen seiner schlimmsten Feinde sah. So hat es auch ein Interesse daran, wohin die russische Revolution führen wird, ob sie den Bürgern des neuen russischen Staats, den sie schaffen will, wirklich die volle Freiheit des Glaubens bringt.

Alle diese Zusammenhänge und Fragen mußte man sich klar machen, wenn man die Friedensnote des Papstes vom 1. August ganz in ihrer Bedeutung und Tragweite verstehen wollte. Wenn wir sie nun durchlasen, so war uns bei aller Achtung vor dem heiligen Vater doch das eine nicht zweifelhaft: Durch sie zog der Geist der Entente. So sprach nicht ein Souverän, der unbedingt neutral sein wollte. Die Note berührte

Digitized by Google

sich vielfach mit den Gedanken und der Ausdrucksweise des Präsidenten Wilson; schon das ist dem deutschen Volke, das heute allgemein Wilson als seinen Feind erkannt hat, Grund ferneren Mißtrauens. Und wo sie praktische Einzelforderungen aussprach: über Belgien oder gar über Polen oder Armenien, überall gehen ihre Vorschläge gegen unseren Bund, während sie die Eroberungen unserer Gegner nur nebenbei und lückenhaft erwähnten. So war es erklärlich, daß die öffentliche Meinung Deutschlands in der Note eine Sinnesänderung des Papstes zu unseren Ungunsten zu vernehmen glaubte. Aber Wilson, der ähnlich gesprochen hatte, ist unser Feind, Papst Benedikt ist es nicht, und darum haben wir seine Note mit der Achtung aufgenommen, die sie fordern kann. Ob sie eine Grundlage zu Verhandlungen sein kann, werden erst die Antworten Englands und Frankreichs zeigen, die heute, einen Monat nach Erlaß der Note, immer noch ausstehen. Deutschland mit seinen Verbündeten hat gar keine Eile, zuerst seine Äußerung darauf kundzutun.

⁂

Die Aktion des Vatikans erregte in Deutschland besondere Aufmerksamkeit, weil sie mit dem Vorstoß des Abgeordneten Erzberger zusammenfiel. Das Vorhandensein eines ursächlichen Zusammenhangs ist von dem letzteren in Abrede gestellt worden. Zeitlich jedenfalls fielen beide Aktionen zusammen, und daher wurde auch die Wirkung der einen durch die andere und umgekehrt bedingt. So entstand im August eine Bewegung, ja eine neue Krisis in Deutschland, die auf alle Patrioten tief niederdrückend wirkte, vor allem weil sie in so schreiendem Mißverhältnis zu unseren militärischen Erfolgen stand. Wir haben dergleichen innere Kämpfe und Streitigkeiten bei unseren Feinden während des Krieges regelmäßig als Zeichen der Schwäche beobachtet und verfolgt. Jetzt boten wir ihnen ein gleiches Bild.

Mit seinem Wunsche, an der Antwort auf die Note des Papstes maßgebend teilzunehmen, ging der Reichstag weit über seine verfassungsmäßigen Befugnisse, auch weit über das hinaus, was durch die außerordentlichen Verhältnisse des Krieges gerechtfertigt werden konnte. Trotzdem machte die Regierung ein Zugeständnis, indem ein Ausschuß von sieben Mitgliedern des Reichstags mit sieben Bundesratsmitgliedern die Antwort an den Papst beraten soll. Das ist mehr als auch die freieste Demokratie der Welt und das folgerichtigste parlamentarische System zugestehen. Denn nirgends hat die gesetzgebende Körperschaft das Recht, auf in der Schwebe befindliche, werdende Vorgänge der Exekutive in der Politik Einfluß zu nehmen. Darum ist auch dies Zugeständnis ganz unhaltbar.

Innerpolitische Wünsche und außerpolitische Forderungen durchkreuzen sich in diesem Kampf der Meinungen und Parteien in Deutschland ganz unentwirrbar. Denn die, die das parlamentarische System bei uns einführen wollen, sind zugleich die Führer der Mehrheit, die einen Frieden „des Ausgleichs und der Verständigung" wollen. Auch mit diesem Schlagwort ist es schließlich so gegangen, wie mit so vielen: es ist erstarrt, und jeder denkt sich etwas anderes darunter. Sinnlos aber ist es — der scharfe Ausdruck muß gebraucht werden —, wenn ein Parlament mit einer solchen Formel der Politik von vornherein Fesseln anlegen will. Kein Staatsmann der Entente einschließlich der Vereinigten Staaten ließe sich eine solche Bindung gefallen, die für die Friedensverhandlungen jede Bewegungsfreiheit, also eben schon jede Verhandlung unmöglich machte. Wir trauen der Klarheit und Festigkeit des neuen Reichskanzlers, daß er durch diesen Wirrwarr, den leider die deutschen Zustände zeigen, den Weg zur starken deutschen Zukunft findet!

⁂

In England, in Frankreich, vor allem aber in Rußland hat der August Krisen gebracht. Am entschlossensten ist auch heute noch die Stimmung in England. Aber der Bewegung, die durch die Sozialdemokratien aller Länder geht, hat sich auch die englische Arbeiterschaft nicht verschließen können. Und beim Austritt Hendersons aus dem Kabinett Lloyd George schien es einen Augenblick, als werde auch dieses erschüttert werden. Doch ging das wieder vorbei: die englische Welt steht heute einig in ihrem Siegeswillen da.

Auch in Frankreich führte die schleichende Krisis noch nicht zur Explosion. Zwar wurde der Präsident Poincaré unmittelbar durch die Enthüllungen des deutschen Reichskanzlers getroffen, aber noch ist nicht zu sehen, ob dieser Schuß ins Schwarze die Stellung des Präsidenten Poincaré unhaltbar macht.

In Rußland entstand in der „historischen" Sitzung vom 3. auf den 4. Juli ein neues, nun das dritte Ministerium der Revolution, unter dem Präsidium des jugendlichen Rechtsanwalt Kerenski. Bis heute hält es sich am Ruder. Es sucht Ordnung und Autorität wiederherzustellen, die Parteien auszugleichen, die Grundlagen für den Neubau zu legen. In einer sogenannten Reichskonferenz in Moskau hat es die Lage geschildert wie sie ist, praktisch aber nichts gefördert. Die Arbeit ist verlorene Liebesmüh. Nur wenn es bald Frieden schließt, kann Rußland hoffen, vor voller Anarchie bewahrt zu bleiben, und die neuen deutschen Schläge werden, besser als die Reden der russischen Minister, dazu helfen, dieser Einsicht in Rußland die Köpfe immer mehr zu öffnen.

⁂

Die deutschen Erfolge mußten auch dem beschränktesten Gegner die Augen darüber öffnen, daß unser Vierbund nicht niedergerungen werden kann. Gleichwohl sehen wir

Digitized by Google

nicht, daß an ihren amtlichen Stellen auch nur die Bereitwilligkeit sich durchgesetzt hat, den Gegner als gleichberechtigt anzuerkennen. Unter allen möglichen Verhöhnungen und Phrasen werden doch immer wieder die alten Kriegsziele aufrechterhalten, die unseren Bund zertrümmern sollen. Stellen wir sie, was für all das Reden vom Frieden recht nützlich ist, nach dem Stande von heute wiederum fest.

Was das Rußland des Zaren wollte, wissen wir: vor allem Ostgalizien, Armenien und namentlich Konstantinopel mit den Meerengen. Darüber hinaus strebte der Panslawismus nach der Auflösung Österreich-Ungarns und zur vollständigen Zertrümmerung der Türkei. Die deutschen Siege und die durch sie hervorgerufene russische Revolution haben einen dicken Strich durch dieses Kriegszielprogramm gemacht. Das Rußland der Revolution will diese Kriegsziele nicht mehr. Die Kadetten und die alten Panslawisten sind beiseite gedrängt, das neue revolutionäre Rußland will einen Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen; Rußland jedenfalls hat seinen Eroberungswillen aufgegeben und seine Kriegsziele preisgegeben.

Schwerlich haben vor dem Kriege in Deutschland viele Menschen geglaubt, daß das Verlangen Frankreichs, das Ergebnis von 1871 rückgängig zu machen und sich Elsaß-Lothringen wieder einzuverleiben, so stark sein würde. Obwohl sich der Krieg seit nun drei Jahren auf französischem Boden abspielt, klammert sich die französische Politik immer stärker an das Kriegsziel Elsaß-Lothringen. Und wenn wir auch infolge der Preßzensur und der Disziplin der französischen Presse ein wirkliches Bild von der Stimmung der französischen Bevölkerung nicht haben, so können wir doch kaum glauben, daß zwischen Regierung und Volk in dieser Hauptfrage ein klaffender Gegensatz bestünde. Es müssen doch auch große Schichten der französischen Bevölkerung selbst an diesem Kriegsziel mit aller Kraft festhalten. Gerade je unglücklicher der Krieg für Frankreich verlief, um so mehr versteifte Poincaré seine Politik auf dieses Kriegsziel, und er hat auch die englische darauf festgelegt. Seit Wilson und die russische Revolution die Forderung vom Selbstbestimmungsrecht der Nationalitäten hereingebracht haben, hat man den Wunsch nach Elsaß-Lothringen so gedreht, daß diese Bevölkerung selbst entscheiden solle, wohin sie gehöre, und die französische Agitation behauptet, daß dann selbstverständlich sich alles für Frankreich erklären würde. Das ist ja nun Unsinn, weil Elsaß-Lothringen zum allerkleinsten Teile französisch ist. Für uns gibt es keine elsaß-lothringische Frage im außerpolitischen Sinne. Wie das Verhältnis des Reichslandes zum Reich künftig geordnet werden soll, ist unsere Angelegenheit, und kein deutscher Diplomat könnte bei den Friedensverhandlungen zulassen, daß über Elsaß-Lothringen dort geredet werden darf. Solange Frankreich an diesem Ziel festhält, gibt es keine Versöhnung zwischen uns und ihm.

Die Rede des Reichskanzlers vom 28. Juli hat noch darüber hinausgehende französische Eroberungsbestrebungen enthüllt. Ein Geheimvertrag zwischen Rußland und Frankreich vom Januar 1917 existiert, der Frankreich die Eroberung des linken Rheinufers in Aussicht stellt. Klarer konnte nicht bewiesen werden als so, daß unsere Gegner auf Eroberungen ausgehen, während vor dem Kriege kein Mensch bei uns daran gedacht hat, auf ein Stück französischen Bodens Anspruch zu erheben.

Wenn sich England der französischen Forderung auf Elsaß-Lothringen so eifrig annimmt, so ist seine Berechnung klar: für den Verzicht Deutschlands auf Belgien den Verzicht Frankreichs auf Elsaß-Lothringen durchzusetzen. Diese Sachlage soll man sich in Deutschland vor Augen halten, wenn die belgische Frage erörtert wird. Sie ist schließlich der Eckstein des deutsch-englischen Gegensatzes geworden. Die Frage ist auch hier sehr einfach: entweder wird England in Belgien herrschen oder dieses Land wird unter unserem Einfluß stehen.

Erst danach kommt die Frage nach den Kolonien. Man übersieht bei uns oft, daß die Eroberung der deutschen Kolonien für England eines der wichtigsten Kriegsziele darstellt. Die Eroberung von Südwestafrika bedeutet die Abrundung der Vereinigten Staaten von Südafrika unter englischer Herrschaft. Deutsch-Ostafrika aber zu erobern, war, wie bekannt, ein Programmpunkt Englands, wir können sagen, seit Cecil Rhodes mit seinem Plane: Afrika englisch vom Kap bis zum Nil. Und indem England die ganze Osthälfte von Afrika für sich zu reservieren sucht, schließt es sie an sein eigentliches territoriales Kriegsziel an. Dieses sieht es in dem Streben, Ägypten und Indien durch eine große Landbrücke miteinander zu verbinden, die im weitesten Umfang die Sinaihalbinsel, Palästina, Arabien, Mesopotamien und Persien umfassen soll. Gelänge die Sicherstellung dieses Gebietes für England, so würde der Indische Ozean ein englisches Meer geworden sein, und die Sicherung dieses Juwels in der englischen Königskrone, wie man Indien genannt hat, außerordentlich gesteigert sein. Es sind Gedanken, die sicherlich die breite Masse des englischen Volkes selber nicht voll erfaßt und als Kriegsziel verfolgt. Aber sie sind ein wesentlicher, ja der wesentlichste Teil des englischen Kriegszielprogramms neben der Bekämpfung Deutschlands als wirtschaftlichen Rivalen, der der Krieg überhaupt dient, der die Einziehung eines neutralen Staates nach dem anderen, namentlich im fernen Osten dient. Daß die Verwirklichung dieses Zieles nur nach Auflösung der Türkei möglich ist, das liegt ja auf der Hand. Unversöhnlich stehen sich so auch die Kriegsziele Englands und Deutschlands heute gegenüber.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Paul Lindau, Nur Erinnerungen II (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf.) — Max Halbe, Jo (Berlin, Ullstein & Co.) — Adolf Paul, Stille Teilhaber, Wenn die Kosaken kommen, Finnische Erzählungen (München, Georg Müller) — Carl Albrecht Bernouilli, Der sterbende Rausch, Roman aus der Zeit der schweizerischen Grenzbesetzung (Basel, Frobenius)

Bald wird der Schnee des vierten Kriegswinters fallen. Auf viele Gräber da draußen, auf viele Häuser daheim. Aber das Werden und Schaffen im deutschen Geistesleben rastet nicht: auf den Bühnen ist regeres Leben als je, und auch im Schrifttum macht sich höchstens der Papiermangel, keineswegs ein Dichtermangel bemerkbar. Freilich: noch immer wirbelt auch Spreu genug in diesen Scheuern zusammen. Und wichtiger als je scheint heute das schwingende Sieb, das die Goldkörner scheidet von den tauben Hülsen; denn wenn eins uns nottut nach so vernichtendem Ungewitter, so ist es — in Geistes Namen — Korn und Kern.

Vestigia terrent! Die Spuren, die schrecken, brauchen nicht immer in die Höhle des Löwen zu führen. Gerade läuft mir Paul Lindau, behende genug für sein Alter, mit dem zweiten Bande seiner „Nur Erinnerungen" über den Weg, um an das böse Beispiel der siebziger Jahre zu erinnern und ihn selber als ihren Beelzebub an die Wand zu malen. Nach diesem beispiellosen Weltkriege ist ein noch schlimmeres Jahrzehnt als das nach siebzig nicht unmöglich. Nie war die Verschiebung von Besitz und Rang so jäh und zugleich so zäh wie in diesen Kriegsjahren: der gebildete Mittelstand ist herabgedrückt, die akademischen Berufe sind verödet, viele der Besten sind gefallen, was aber „in die Wolle gekommen" ist, verdankt dies zum Teil nicht so sehr einem weiten Horizont, als einem weiten Gewissen. Die neue Plutokratie aber — daß Gott erbarm'! — wird auf den ihr fremden Gebieten der Kunst und Literatur hilflos den Reklamekünsten unserer Marktschreier ausgeliefert sein, die ja heute schon im Tamtamschlagen ihre amerikanischen Vorbilder erreicht haben. So ist leider kaum anzunehmen, daß das Echte im Kurse steigen und der Büchermarkt zu den geistigen Goldsammelstellen zählen wird. Das Beispiel der siebziger Jahre warnt und schreckt.

Damit wären wir wieder bei Paul Lindau und seinen Spuren angelangt. Freilich hat sich die Hoffnung, die hier im Februarheft bei Betrachtung des ersten Bandes ausgesprochen wurde: Lindau möge im zweiten „ein wenig tiefer in sich hineinleuchten", nicht erfüllt. Vielleicht hatte Lindau, der immer ein vorsichtiger Mann war, seine Gründe dazu. Ihm kommt es mehr auf die blendende Wirkung an. Selbst davon gibt der zweite Band aber weniger als der erste. Loser noch sind diesmal die einzelnen Abschnitte aneinandergereiht; bei manchem erinnert man sich, ihn schon vor Jahren einmal unter dem Strich einer Zeitung gesehen zu haben. Tatsächlich ist es in der Hauptsache eine erweiterte Sammlung von Gelegenheitsaufsätzen bei Todesfällen oder Jubiläen; der Anlaß sänftigt den Ton, die Milde des Alters kommt hinzu, und da Lindau ein guter Weggenosse sein konnte, so geraten ihm ein paar Stücke über Menschen, die ihm näher stehen, zu liebenswürdigen Persönlichkeitsbildern; dafür tritt freilich das zurück, was seinem gefälligen Plauderton von jeher Leben und Linie gab: Lindaus eigentümlicher Blick für menschliche und schriftstellerische Schwächen. Am lustigsten sind seine Erinnerungen an Otto Erich Hartleben. Da gerät der Leser bald in ein behagliches Schnurren, das schließlich in heftige Zwerchfellerschütterungen übergeht. Am Kneiptisch zerpflücken Hartleben und Lindau das allbekannte Gilmsche Gedicht: „Stell' auf den Tisch die duftenden Reseden". Hartleben ist vermutlich gerade zwischen dem fünften und elften Glas gewesen, denn auf dieser Durststrecke pflegte sein würdiges Prälatengesicht von Leben und Witz zu sprühen, während es vor- und nachher in stoischem Gleichmut vor sich hinträumte. Er ereifert sich über das „lyrische Gewimmer" und findet die Stelle „von der Liebe reden" (reden!) besonders prosaisch. In der angeregten Kneipstimmung wandeln die beiden nun aus dem Stegreif die Strophe nach allen Richtungen hin ab. Die Prosa Gilms wird überboten in:

„Laß uns den Tisch mit Immortellen zieren,
Die letzten roten Astern trag herbei!
Und laß uns über Liebe diskutieren,
Wie einst im Mai!"

Nun sind sie im Zuge, und der Sängerstreit entbrennt. Der zweite und vierte Vers bleiben unverändert; die letzten roten Astern werden unausgesetzt herbeigetragen, und jede Strophe schließt mit dem wehmütigen „Wie einst im Mai." Je nach den anderen Blumen, die sich zu den Astern gesellen, ändert sich nun die Behandlung der Liebe:

„Stell' auf den Tisch die bräunlich gelben Mispeln...
Und laß uns wieder von der Liebe lispeln."

Digitized by Google

Treibjagd in Böhmen. Gemälde von Prof. Emanuel Hegenbarth

Digitized by Google

Digitized by Google

Andere Umstellungen ergeben: „Syringen — singen, Lawendeln — tändeln, Violen — kohlen, Zweigen — geigen, Maien — schreien, Kamillen — brüllen ... Endlich:

„Mit Blumen schmück' den Tisch und deinen Busen,
Die letzten roten Astern trag herbei,
Und laß uns wieder von der Liebe schmusen,
Wie einst im Mai!"

Da bedenken die beiden Umdichter, daß der Tisch allmählich doch recht voll geworden sein muß von allem, was sie darauf gestellt haben. Sie gebieten Einhalt:

„Stell' auf den Tisch nicht mehr als grad' vonnöten ...
Und laß uns wieder von der Liebe flöten."

Endlich wird's den beiden genug. Und da die Oktobernacht kürzer ist als sie vorausgesetzt hatten, wird ärgerlich „Schluß gemacht":

„Laß auf dem Tisch die jungen Blüten reifen
Und laß uns schließlich auf die Liebe pfeifen,
Wie einst im Mai."

... Meine pedantischen Bedenken gegen die etwas ausführliche Behandlung dieses Literaturscherzes werden durch die Überzeugung zerstreut, daß in unserer, an Heiterkeitsquellen nicht gerade übersprudelnden Zeit, ein humoristisches Kosthäppchen wohl einmal am Platze ist. Zumal wenn es das vorliegende Buch von seiner besten Seite zeigt. Am besten hat mir dann der Aufsatz über Adolf Wilbrandt gefallen, er atmet aufrichtige Herzlichkeit. Sie waren wirklich Freunde, ich weiß es zufällig aus Wilbrandts eigenem Munde. Aber der leichte Künstlersinn, die „flatternde Krawatte", einigte die beiden doch mehr äußerlich als im Innersten, da Wilbrandt eine wesentlich ernstere, tiefere Natur war. Frisch und flott lesen sich die Kapitel über „Wiener Freuden und Freunde"; das singende, klingende, springende Wien findet in Lindau einen verständnisvollen Bewunderer; von starkem theatergeschichtlichen Interesse ist der Abschnitt über Georg von Meiningen. —

Max Halbe: Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein; beinahe wie der polare Gegensatz zu einem Paul Lindau. Es ist kein Zufall, daß Halbes beste Dichtungen „Jugend" und „Mutter Erde" heißen; nur was in seiner Jugend und in seinem Heimatboden wurzelt, nährt fruchttreibend seine Dichtersäfte. Sein frühester Roman, den er mit sechsundvierzig Jahren schrieb, „Die Tat des Dietrich Stobäus" spielt noch ganz in der westpreußischen Heimat, der jetzt nach sechs Jahren erscheinende zweite „Jo" klingt dort nur in einer Vorgeschichte an, sein Hintergrund ist Halbes neue Heimat, das Bayernland. Im Mittelpunkte jedes dieser beiden Romane steht eine Frauengestalt, von hundert Lichtern eindringlicher Beobachtung umspielt, und sieht man näher zu, so findet man bei beiden schwesterliche Ähnlichkeit. Dort ist es Karola, eine moderne Eva, ein sinnliches Geschöpf mit dem weiblichen Fäulnisduft frühreifen Fallobstes. Hier heißt sie Nina und ist nicht minder wurmstichig, nur ihre Fallhöhe hat der Dichter zu vergrößern gesucht, indem er sie zur Jo erhebt, zur Geliebten des Zeus, anklingend an Correggios Bild in der Wiener Galerie: ‚Zeus naht in einer Wolke der Geliebten'. Aus Finsternis und Vernichtung heraus erwächst der Triumph des schaffenden und empfangenden Lebens. Aber mit diesem hochgegriffenen Sinnbild verknüpft Halbe noch eine andere Beziehung zu dem Bilde und seinem Schicksal. Corregio hatte seine Geliebte, die Parisina, als Jo gemalt, sie betrog ihn zum Dank mit seinem Lieblingsschüler, und der Meister ließ sie zum Dank dafür enthaupten. Auch Halbes Jo — Dreiviertelwelt sozusagen — stirbt eines gewaltsamen Todes, ihre Untreue richtet sie; nur daß sie selber die Strafe vollzieht und Hand an sich, oder vielmehr Hand an den elektrischen Stromgeber legt ... Vorher ist sie durch mancherlei Hände gegangen, vielleicht hat Halbe nicht ohne Ironie das Bild einer Wolke gewählt; aus den wogenden Nachtschleiern dieser umarmenden Wolke heben sich nach und nach — zuerst schattenhaft, dann immer klarer — die Köpfe von vier Männern ab, den eigentlichen Liebhabern dieser aschblonden Schönheit mit den dunklen Wimpern: Brandstädter, Rudolf, Ewald, Neubaum. Sie sind sehr scharf profiliert, in der Meisterschaft der Charakteristik — wie in der des Stils — ist Halbe noch gewachsen seit dem Stobäus. Brandstädter und Rudolf Bartholdy stehen sich als zwei dichterische Gegensätze gegenüber: dunkel und lichtblond. Der fünfzigjährige Brandstädter stammt aus einer alten norddeutschen Pastorenfamilie, und der ganze lutherische Zornmut seiner Vorfahren schließt sich in diesem Abtrünnigen zu einer stacheligen Knospe zusammen. Seine Angriffslust, sein Drang zu bessern und zu bekehren, sind der Väter Erbe. Es reicht hin, seinem Lebensschiff stürmische Fahrt zu geben, aber immer steht er fest am Steuer, der dämonische Mann mit dem dunklen Haarsturz, den brennenden Augen und der durchfurchten Stirn, eine Faustnatur, die sich in alle Geisteswirbel ihrer Zeit gestürzt hat. Seine unbändige Streitsucht tobt er als Sozialdemokrat, als Anarchist, Gottleugner und literarischer Umstürzler aus, bis ihn Mißgeschicke, das reifere Alter und die mildere Luft Süddeutschlands zum einsamen Denker abklären, der nach einem neuen Jenseitsglauben sucht und ihn in einer großen Bekenntnistrilogie dichterisch ausklingen läßt als Weltverbesserer, Weltgestalter, Weltverneiner. Ewald ist sein jüngerer und lichterer Gegensatz. Ursprünglich heiter und liebenswürdig, etwas verträumt und empfänglich für alles Schöne, aber vom Leben verdorben, reizbar und unstet gemacht. Er ist der letzte Liebhaber der Nina, die seinen Ohm, den Baron Ewald, geheiratet hat,

Digitized by Google

einen müden Aristokraten, Grübler, Zweifler und Sterndeuter. Diesem langen, schmalschultrigen Spätling eines vergehenden Geschlechts mit den ausklingenden, lässigen Bewegungen steht die Vierschrötigkeit des dicken Neubauer mit durchaus zupackenden Bewegungen gegenüber: ein moderner Zeitungsherausgeber, dessen durchdringende Schmierigkeit und Betulichkeit Halbe mit so sichtlichem Widerwillen gezeichnet hat, wie die beiden Dichter mit Liebe. Er schreibt eben mit seinem Herzblut. Auch dieser Roman hat ganze Gültigkeit als ein geistiger Heimatsausweis. Dem Leitstern voller Aufrichtigkeit, die ein geschäftskundiger Schriftsteller an der Themse ‚das Prinzip des Erfolges in der Literatur' genannt hat, folgt Halbe aus Gefühl. Sein inneres und äußeres Leben schließt sich zusammen, man könnte den Roman mit kritischem Prisma in das ganze Spektrum seines Fühlens und Denkens zerlegen. Jugenderinnerungen klingen auf, Schulfreundschaften, das dunkle, burgartige Gymnasium in der alten Ordensstadt, die noch mit bemoosten Festungsgräben umwallt ist. Die Geisteswirbel und Lebensfluten der Berliner Studentenzeit brausen vorüber; im Gegensatz zu der scharfzersetzenden Dunsthülle dieser Kampfstadt tut sich ihm später in München die weichere, sinnlichere Welt des Südens auf, und heller blinken die Dioskuren an seinem Lebenshimmel: Kunst und Liebe, auf. Seine Freude an der Natur umspinnt das Ganze und prägt sich aus in feinziselierten Bildern von dichterischem Reiz: der stille Silberspiegel des Starnberger Sees mit seiner klingenden Helligkeit, der rauschende Schloßpark von Dietamsried und die Erhabenheit jener Alpenkette, die aus der Ferne ernst herübergrüßt. — Leider verführt Halbe seine persönliche Beteiligung an allem, was er erzählt zu Beschaulichkeiten von gar zu langem Atem; er ist ebenso peinlich in der Zergliederung wie in der Begründung der Vorgänge, manchmal hat man den Eindruck des Ergrübelten, und seine Vorbereitungen bei jedem Fortschreiten der Handlung sind von einer wahrhaft beängstigenden Restlosigkeit. Anerzogene Eigenschaften des Dramatikers scheinen diese Peinlichkeit noch mitzuschleppen. Aber die Kunstmittel des Dramas sind wesentlich andere, als die der Erzählung. Der Zuschauer im Theater will immer überschauen, er dünkt sich gern klüger als die Handelnden auf der Bühne und will sich nur durch das Wie, nicht durch das Was überraschen lassen. Umgekehrt darf die Erzählung den Leser völlig überraschen, wenn er das Gelesene nachträglich in der Ordnung findet.

Es ist von eigenem Reiz, bei derartigen Gelegenheiten mit einem Blick in die Werkstatt eines Dichters, der zugleich Dramatiker und Epiker ist, zu beobachten, wie ihn mitunter das doppelte Handwerkszeug zu einer Verwechslung der Technik führt. Da finde ich in einer lesbaren Erzählung von Adolf Paul „Wenn die Kosaken kommen" seitenlange Zwiegespräche mit kurzer Wechselrede ohne weiteren verbindenden Text. Ein solcher ‚Dialog' erhält auf der Bühne Leben durch den Schauspieler vermittelst der Betonung, des Mienenspiels und der Geste. Dies alles muß der Erzähler durch seine Feder ersetzen, sie darf uns nicht im Ungewissen lassen über die notwendigen Schattierungen, Farbenspiele, Begleiterscheinungen, die das einfach gesprochene Wort nicht geben kann. Im übrigen weiß Paul sehr wohl zwischen beiden Kunstmitteln zu unterscheiden, er beherrscht sie beide vollkommen, und es ist erfreulich, ihm nach seiner „Exzellenz Unterrock", die hier vor einiger Zeit mit Recht ein paar kritische Nasenstüber bekam, wieder auf festem Boden zu begegnen. Es ist der Boden seiner Heimat, Finnland, an das sich der völlig eingedeutschte Dichter, durch das Kriegsgetöse ans Fenster gerufen, wieder lebhafter erinnert. Von den beiden vorliegenden „Finnischen Erzählungen" behandelt die erwähnte das Leben und Treiben in der finnischen „Einöde", dem an Bodenschätzen armen, an Schönheit reichen Urwald; wie der langsam „aufgefressen" wird von Axt, Säge und Pflug. Zwei Brüder, Matti und Heikki, bauen zusammen als Ansiedler ein Haus in der Einöde, in Eintracht nur, solange sie nicht wissen, wen die schöne Wanda, die beide lieben, vorziehen wird. Als sie sich für den ordentlicheren Matti entscheidet — nach einer allzu wortreichen Werbung — geht Heikki davon, nicht mehr als seinen Leichtsinn und seine Selbstsucht im Ränzel, wird Soldat, und als die Kosaken ein paar Jahre später sengend und mordend durch die ‚Einöde' ziehen, kommt er zur rechten Zeit, seinen verzweifelten Bruder, dem der Wolf das Kind gefressen hat, zu erblicken, wie er sein ermordetes Weib an dem brennenden Hause vorbei in den Wald trägt. Er rettet ihm noch das Leben, aber nur für kurze Frist, denn bald folgt Matti freiwillig seinem Weibe. Unter der tausendjährigen Tanne oben auf der Anhöhe am Strande, weithin sichtbar über See und Land, hat er es begraben, und auf ihrem Grabe sticht er sich das Messer ins Herz. Die Tanne wollte Blut trinken, so philosophiert der alte Samuli, Rache will sie an den Ansiedlern nehmen, die ihre Einöde zerstören, die Asche ihrer Häuser will sie stäuben sehen, damit der Wald wieder die Äcker fressen kann. Dieser alte Samuli ist eine prachtvolle Gestalt, ein menschgewordenes Stück Wald, im Rauschen der Tanne singt ihm allein das Leben, spricht ihm Gott; er zieht aus seinem natürlichen Pantheismus die Schlußfolgerung für sein Leben, er wohnt mit den Tieren im Walde, wo er sterben will — nicht alle Philosophen wenden so getreu ihre Lehre auf ihr praktisches Leben an. — In schroffen Gegensatz hierzu schildert die Erzählung „Stille Teilhaber" das Gründer- und Schiebertum in der Halbkultur einer finnischen Mittelstadt. Mit kräftig zuschlagender Geißel

Digitized by Google

geht der Dichter diesen gutgezeichneten Gaunertypen zu Leibe, so eifrig, daß er darüber vergißt, dem Helden Ekmann auch nur die notdürftigsten Beglaubigungszüge seines Wesens zu geben; erst nach seinem Tode zählt er seine Charaktereigenschaften in einer übersichtlichen Liste auf und verteilt sie an seine Söhne. Wir hätten es lieber gesehen, wenn er den Charakter an den Begebenheiten enthüllt hätte. Adolf Paul schreibt zu schnell, zu viel. Aus den „Stillen Teilhabern" hätte sich mit mehr Ruhe im künstlerischen Aufbau, mit mehr Sorgfalt und straffer Gliederung ein satirisches Meisterstück schaffen lassen. Auch so liest es sich freilich noch gut. Gleich der Anfang, die Einführung durch den Angler, bestätigt den geborenen Erzähler; die Schilderung der Schurkereien, der Generalversammlungen und Frühstücke ist kostbar; und zu wirklichem Humor — Humor aber ist der goldhellste Dichterorden — erhebt er sich etwa in der Würdigung des Fräulein Lindmann mit ihrer kaltgeschäftlichen Durchtriebenheit oder des Feuerwehrchefs Svennberg, wie er beim Fackelzug hoch zu Roß die Festrede halten will. Leider hat die altjungferliche Stute Fia, sein Reitroß, keinen Sinn für solche Feierlichkeiten, sie wiehert und schlägt nach den Musikanten aus, sie tanzt lebensgefährlich nach deren Melodien und anstatt, ein verständiger Pegasus, die poetischen Ergüsse ihres Reiters rhythmisch durch ihre Bewegungen zu gliedern, bockt und wiehert sie während der Rede, so temperamentvoll, daß Svennberg in jedem Satz sich wiederholt unterbrechen muß, um sie zu beruhigen; so wird aus der Rede mehr ein Reithausunterricht, als eine Huldigung für die Obrigkeit. Wie weit Fia schließlich in ihrer Respektlosigkeit geht, mag das Buch dem Leser selbst verraten.

Daß Paul ein geborener Erzähler ist, erkennt man an dem Behagen, mit dem er erzählt — ein untrüglicher Maßstab, von Vater Homer bis auf den heutigen Tag. Ein anderes Merkmal: der geborene Erzähler schaut und betrachtet, der Auch-Erzähler sieht oder gar erblickt neues. Dieser Unterschied wurde mir recht deutlich, als ich nach den „Finnischen Erzählungen" den Roman von Carl Albert Bernouilli: „Der sterbende Rausch" las. Bernouilli ist ein Auch-Erzähler, er erblickt, er hat auch kein Behagen am Erzählen, er stellt eifrig ein paar Eindrücke spitz nebeneinander und hastet, weiterzukommen. Ich nahm sein Buch in der stillen Hoffnung zur Hand, ihm Gutes darüber sagen zu können, denn ich hatte ihn einst wegen seines unglücklichen Wälzers „Overbeck und Nietzsche" nach Pflicht und Gewissen sehr kräftig zausen müssen. Leider hat man nicht immer Gelegenheit, nach dem Lehrsatz des Emersonschen ‚Ausgleichs', da ein Pflaster aufzulegen, wo man einst wehe tun mußte, denn zwischen Werk und Schöpfer bestehen nun einmal unleugbare Verwandtschaftsmerkmale ... Immerhin zeigt sich der Basler Schriftsteller in diesem Roman von erheblich angenehmerer Seite als in jener unüberlegten Schmähschrift. Im Stoff ist ihm schon ein anderer Schweizer zuvorgekommen: Paul Ilg in seinem Roman: „Der starke Mann." Die militärischen Strömungen, die dieser Krieg in der Schweiz hervorgerufen hat, müssen den Söhnen Helvetiens doch starkes Kopfweh machen; nach den Schilderungen nicht nur dieser beiden Romane scheinen wirklich — erklärlich durch die Sorge vieler Schweizer, auch noch hineingerissen zu werden in das Blutbad — zahlreiche Auswüchse dieser Art vorgekommen zu sein, die vermutlich selbst Gottfried Keller, der glühende Verehrer deutschen Wesens, der auch gern ‚drei Ellen guter Bannerseide' im Winde rauschen hörte, nicht gutgeheißen hätte. Man darf aus Zürich nicht Potsdam machen wollen — und umgekehrt. Der Wert des Bernouillischen Romans liegt in mannigfaltigen kleinen Strichelchen, die — man möchte beinahe glauben: dem Verfasser unbewußt — zu dem Bilde Schweizer Zustände und Strömungen seit dem Kriegsausbruch einen Beitrag liefern. Namentlich die Bewegung der Westschweizer und Franzosenfreunde ist nicht ohne Farbigkeit. Hans Justus Herwagen, der Sohn eines Tuchfabrikanten, Hauptmann und Kompagnieführer, der uns den Eindruck einer ‚erlesenen und außerordentlichen Männlichkeit' machen soll, wird durch den ‚Rausch' des Kriegers aufgerüttelt, sich einer Jugendgeliebten, Faustine, zu erklären. Aber kaum ist er ausgerückt, da hat's ihm schon im Quartier eine andere angetan: Germaine, das natürliche Kind eines reichen Barons, die Pflegetochter eines putzigen Säufers (der besten Figur des Buchs). Zwischen diesen Frauengestalten pendelt nun Hans Justus unschlüssig hin und her, bis plötzlich seine Stunde schlägt und das Uhrwerk des Romans stillsteht. Ein trauerspielmäßiger Ausgang: Germaine erhängt sich, der Hauptmann wird von einem Deserteur, ihrem Liebhaber, niedergeschossen, dieser wird füsiliert. Aber der Hauptmann übersteht das Wundfieber, Faustine pflegt ihn, und in der letzten Zeile des Buchs gibt sie ihm einen Kuß, ‚den ersten von den ungezählten, die sie später ihrem Bräutigam und Gatten gab'. Nicht alles ist in dem Romane so ordnungsmäßig registriert und so zweifellos vernünftig, wie diese Kußsumme. An entscheidenden Wendepunkten bekommt meist der Zufall die Fäden in die Hand, die Charaktere sind, abgesehn von ein paar gelungenen Nebengestalten, brüchig; die Leute reden oft an einander vorbei, obendrein im Papierdeutsch des Verfassers. Mitunter überrascht angenehm eine knappe Schilderung, und allgemein hat man den Eindruck eines gescheiten, aber etwas steifleinenen Schriftstellers, der eben kein „geborener Erzähler" ist.

Digitized by Google

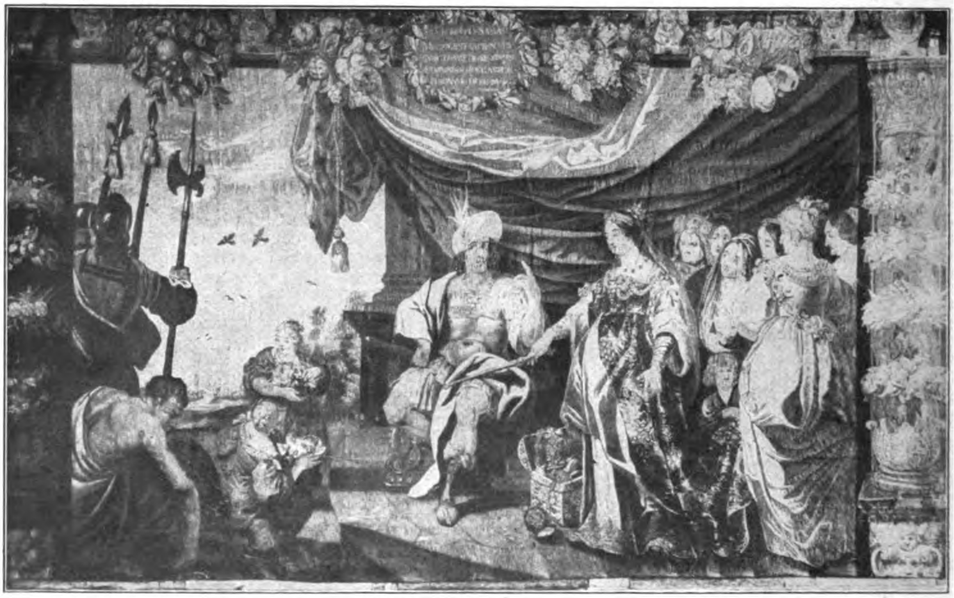
Illustrierte Rundschau

‚Au pauvre diable': Deutsches Museum in Maubeuge — Jungmannen-Denkmünze von Breitkopf-Cosel — Tierstudien von Hilde Wermelskirch — Zu unsern Bildern

Daß wir Deutschen Barbaren sind, weiß die ganze ‚zivilisierte' Welt. Barbaren schlimmster Art, beseelt von unheimlicher Mord- und noch unheimlicherer Zerstörungswut.

Wir haben in Belgien gehaust wie die Hunnen, wir haben das schöne Nordfrankreich vernichtet. Nichts ist vor uns heilig. Nun schossen gerade jetzt freilich die Engländer und die eigenen Landsleute Tausende von Granaten schwersten Kalibers auf die arme Stadt Saint Quentin und ruhten nicht eher, als bis die schon vorher schwer verletzte herrliche Kathedrale in Brand aufging: so behaupten wir. In Wirklichkeit, sagen dagegen die Franzosen, hätten wir in frevelhaftem Mutwillen das unvergleichliche Wunderbauwerk angezündet und dem Flammentode überliefert. Selbstverständlich werden sie in den berühmten Augen der bekannten zivilisierten Welt recht behalten — und wir werden weiter barbarische Mordbrenner bleiben, trotzdem sorgfältige photographische Aufnahmen der fortschreitenden Zerstörung das Gegenteil beweisen. Was bedeuten heut Beweise, wenn der böse Wille ihnen widerspricht! Nehmen wir es, bis auf weiteres, hin, daß wir Barbaren, Hunnen, Vandalen sind. Wir Barbaren haben freilich höchst merkwürdige, so gar nicht hunnenhafte Angewohnheiten. Zum Beispiel eine seltsame Achtung vor echter Kunst. Wir retten aus den bedrohten Lan-

Romanischer Taufstein aus der Pfarrkirche von Vermand



Die Königin von Saba vor Salomon. Brüsseler Arbeit um 1650

Digitized by Google

besteilen, was irgend an künstlerischen Werten zu retten ist. Selbstverständlich ‚stehlen‘ wir dabei, wo sich die Möglichkeit bietet, und das gibt uns dann wieder einen neuen Stempel niederträchtigster Gesinnung. So haben wir nach Maubeuge eine große Sammlung französischer Kunstwerke gebracht, sie dort von deutschen Kunstgelehrten sichten lassen und sorgsam zu einem öffentlichen schönen und reichhaltigen Museum vereinigt. Wiederum nur, um sie, sobald die Eroberungen der Tommys und Poilus weit genug fortgeschritten, nach Deutschland abzuschleppen! — In einem ehemaligen Warenhaus ‚Au pauvre diable‘ ist dies merkwürdige Museum liebevoll untergebracht. Da finden wir Pastelle von La Tour, seine berühmte Büste von Le Moyne, Gemälde von Boilly, Zeichnungen von Fragonard, Chardin, Bruckner, Van Loo, köstliche Bildwebereien und Teppiche, kirchliche Skulpturen, herrliche Möbel. Ein deutscher Offizier, Leutnant Frhr. von Hadeln, war ausdrücklich vom Armee-Oberkommando mit den oft sehr schwierigen Rettungsarbeiten betraut (die wunderbaren Glasfenster der Kathedrale von St. Denis wurde von deutschen Pionieren unter schwerem Feuer geborgen); ein anderer deutscher Offizier, Leutnant Keller, im Frieden Architekt in Berlin, hat das öde Warenhaus in ein würdiges Heim der Kunst verwandelt. So sind wir Barbaren. Schande über uns! So schreit und schreibt die Welt! Mag sie —

Büste des Malers Maurice Quentin La Tour von Le Moyne

Die deutschen ‚Jungmannen‘ haben in dem großen Kriege zahlreiche Aufgaben gefunden und in ihrer militärischen Organisation sich vielfach bewährt. Es entstand in ihnen ein Nachwuchs, der, gut und straff vorgebildet; den kämpfenden Truppen treffliche Kräfte zur Verfügung stellen konnte, und der auch in der Heimat, von edlem patriotischen Sinn erfüllt und geleitet, gute Dienste tat und weiter tun wird. Ein Freund und Gönner der Jungmannschaft hat den schönen Gedanken gehabt, ihr

Der Empiresalon

Die Überraschung. Gemälde von Louis Leopold Boilly

eine eigene Denkmünze zu widmen. In vornehmer, schlichter Form von dem Künstler Breitkopf-Cosel entworfen, soll sie die Erinnerung einer der größten, schwersten und stolzesten Zeiten deutscher Geschichte wachhalten und noch Kind und Kindeskinder an sie und unsere wackeren Jungmannen mahnen. —

Wir schließen den künstlerischen Schmuck unserer Rundschau mit ganz eigenartigen, fesselnden Tierskizzen. Eine junge Künstlerin, Hilde Wermelskirch, Försterstochter aus Neuvorwerk bei Primkenau in Schlesien, hat sie geschaffen, und zwar nach Modellen im Berliner Zoologischen Garten. Man darf sich von der unzweifelhaft starken Begabung der Zeichnerin noch Besonderes versprechen. — Unser lieber Zoologischer Garten ist auch von den ‚Kriegsläuften‘ nicht unberührt geblieben. So manches wertvolle Stück seines reichen Bestandes ist eingegangen, ohne ersetzt werden zu können; die Ernährungsschwierigkeiten für die Tiere sind stark gestiegen, und vielen wünschte man eine besondere Fett-Zusatzkarte. Der tätigen Leitung aber ist es dennoch gelungen, die schier einzig dastehende Sammlung im Großen und Ganzen und dazu die landschaftlichen und gärtnerischen Anlagen in ihrer Anmut aufrechtzuerhalten. So blieb der ‚Zoo‘ der beliebte Erholungsort der Berliner, zumal auch zahlreicher Feldgrauer aus den Lazaretten — und immer noch arbeiten wie im Frieden fleißige Kunstschüler und Kunstschülerinnen vor den Gitterstäben. —

Die Kunstblätter des vorliegenden Heftes leitet, wie billig, die Wiedergabe einer Büste unseres verehrten Feldmarschalls von Hindenburg ein, der am 2. Oktober ja seinen siebzigsten Geburtstag begeht. Lebensvoll und kräftig gab der Berliner Meister Prof. Fritz Klimsch den kernfesten Kopf des Kriegshelden, der dem deutschen Heere allezeit das Siegespanier vorantrug, wieder. Auch an dieser Stelle möchten wir dem Meister, dem großen Feldherrn und wahrhaft volkstümlichen, schlichten, deutschen Manne, unsere innigsten und herzlichsten, ehrerbietigsten Glückwünsche darbringen.

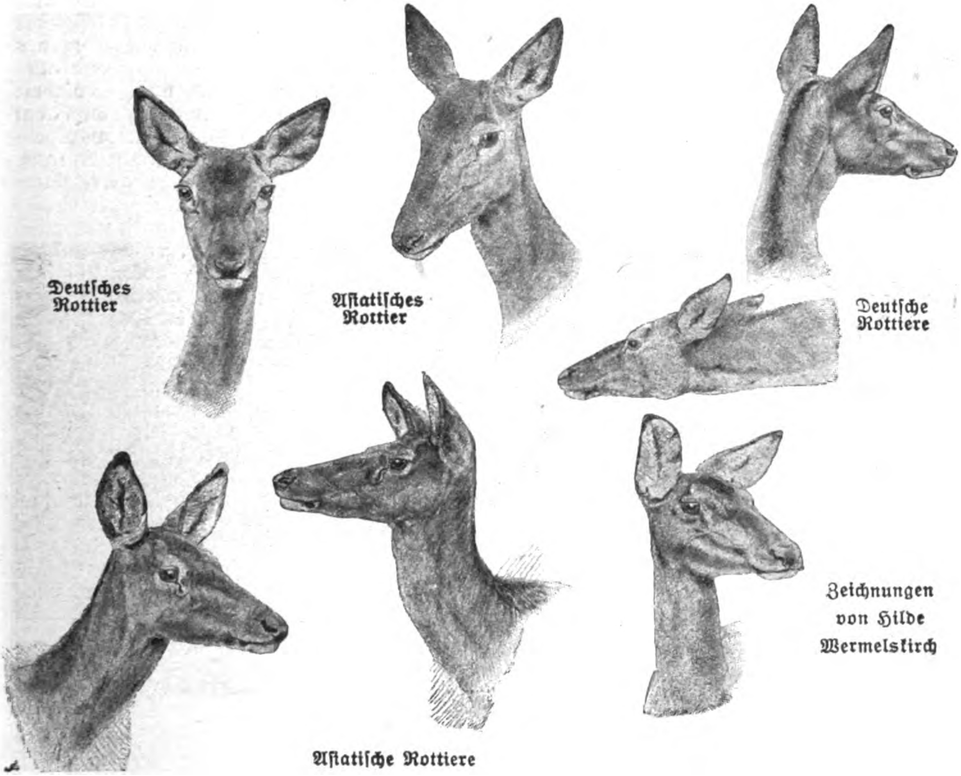
Jungmannschaft-Medaille von Breitkopf-Cosel

Digitized by Google

Aus der langen Reihe der farbigen Blätter erwähnen wir zunächst das schöne reife Gemälde ‚Tändelei‘ von Lovis Corinth, das den gefeierten Berliner Maler auf der Höhe seines Könnens — und von der liebenswürdigsten Seite zeigt (zwischen S. 216 u. 217). — In reizvollstem Farbenspiel schildert Prof. Emanuel Hegenbarth (nach S. 248 eingeschaltet) eine ‚Treibjagd in Böhmen‘. Nur mit stillem Neid kann man heut an ihr Ergebnis denken, heut, wo mindestens uns Großstädtern ein Stück Wildbret als kaum noch gekannte Delikatesse erster Ordnung erscheinen will. — Ein feines ‚Parkbild‘ gab uns der Karlsruher Prof. Hermann Göhler, fein nicht zuletzt durch die überraschend durchgeführte Perspektive (zw. S. 208 u. 209). — Ins oldenburgische Land geleitet Prof. F. Hoffmann-Fallersleben mit seinem ‚Spukhaus‘; prachtvoll in den Tönungen des herbstlich gefärbten wilden Weines, der im Gegensatz zu dem noch frischen Grün doppelt stark aus dem Bilde herausleuchtet. Es ist eine besondere Eigenheit des Künstlers, daß er stets koloristisch starke Vorwürfe zu finden und glückhaft zu behandeln weiß (nach S. 176 eingeschaltet). — Ein ‚Stilleben‘ (Blumenstück) des immer fesselnden Carl Piepho (nach S. 136), ein höchst wirksamer Frauenkopf, das feine Bildnis von Fräulein Erna Hanfstaengl in München, ein mit sichtlicher Liebe und Sorgfalt geschaf-

Russe

Löwenäffchen
Zeichnung von
Hilde Wermelskirch



Deutsches Rottier

Asiatisches Rottier

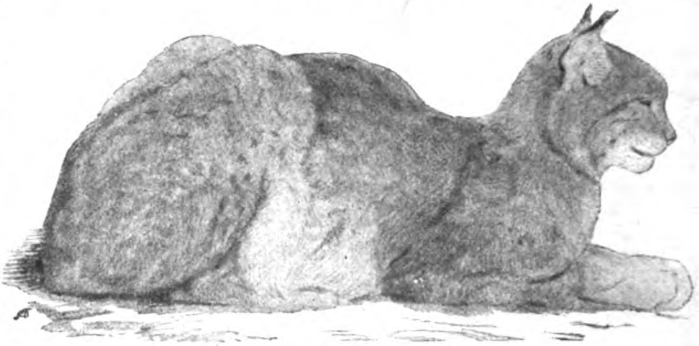
Deutsche Rottiere

Asiatische Rottiere

Zeichnungen von Hilde Wermelskirch

Russe. Zeichnung von Hilde Wermelskirch

fenes Pastell von Robert Wellmann (nach S. 184), eine der schönen, wahrhaft künstlerisch gesehenen und meisterlich durchgeführten Landschaft-aufnahmen von Prof. Dr. Richard Linde aus der Lüneburger Heide (zw. S. 152 u. 153) und endlich ein köstliches Gemälde von Prof. Richard Winternitz ‚Abendsonne' zw. S. 144 u. 145 vervollständigen den farbigen, vielseitigen Heftschmuck, an dem unsere kunstfrohen Leser gewiß volle Freude haben werden.



Asiatischer Lux. Zeichnung von Hilde Wermelskirch

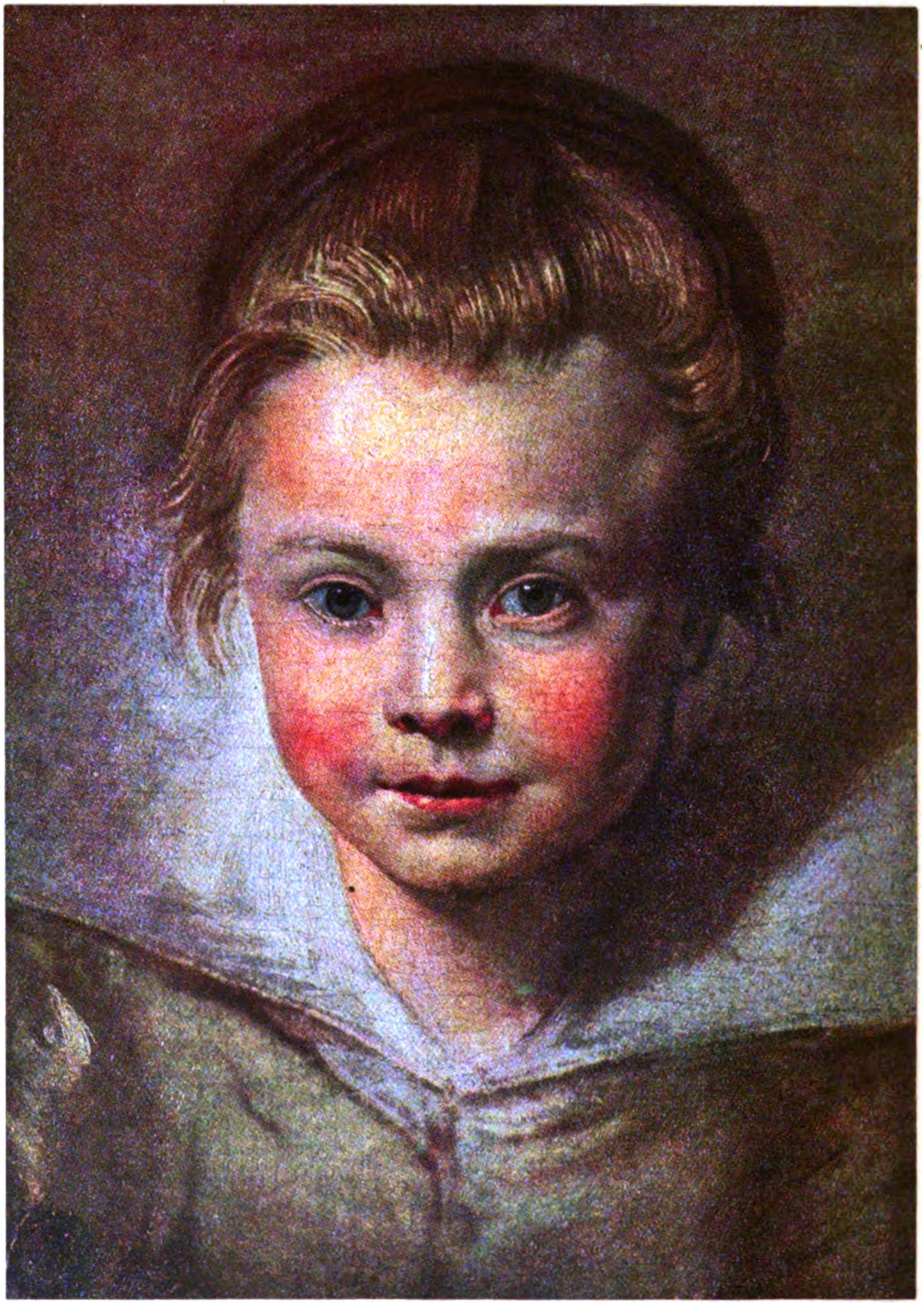
In der Tonbilderreihe haben wir der lieben deutschen Heimat besonders gedacht mit zwei reifen Aufnahmen. Es ist doch erstaunlich, was die photographische Kamera heute leistet, vorausgesetzt, daß sie in geschickten und geübten Händen ruht, daß sie nicht nur mit der in erster Linie erforderlichen technischen Geschicklichkeit und der notwendigen Erfahrung, sondern auch wirklich mit künstlerischem Verständnis gehandhabt wird. Was dann zu erzielen ist, zeigt die soeben erwähnte Aufnahme von Dr. Richard Linde, der ja freilich zu unseren berühmtesten Lichtkunstbildnern gehört: es zeigen aber auch die weiteren, dem Hefte beigegebenen Bilder. Das eine von Franz Lieck (nach S. 240) gibt das alte mächtige Schloß, die berühmte ehemalige Benediktiner-Abtei Banz im Frankenland, am rechten Mainufer, unterhalb von Lichtenfels gelegen, wieder; die zweite Aufnahme, aus der Werkstätte von Sabine Stolle und Irma de la Chaux in Berlin, wagt sich erfolgreich an eine stark bewegte Tiermenge, eine Schafherde im Wasser (zw. S. 192 u. 193). Der Vorwurf ist aus der Mark Brandenburg geschöpft. Unsere liebe deutsche Heimat, sie mag wohl leiden, der große Krieg trifft auch sie schwer, daß sie aus tausend und abertausend Wunden blutet. Aber wie glücklich und dankbar sollten wir — allen häßlichen inneren Streit vergessend, allen ach! oft so unnützen Hader der Parteien begrabend, — ja, wie glücklich und dankbar sollten wir sein, daß Meister Hindenburg, seine Unterführer und unsere tapfern Feldgrauen den Feind von unseren Grenzen ferngehalten haben, daß wir vertrauensvoll in die Zukunft des Vaterlandes blicken dürfen! v. Sp.

Asiatischer Lux. Zeichnung von Hilde Wermelskirch

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Schriftleiter: Otto Friese, Wien I, Bräunerstr. 8. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google



Bildnis eines Kindes

Gemälde von Peter Paul Rubens

(In der Liechtenstein-Galerie in Wien)

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker
32. Jahrg. November 1917 3. Heft

Die Stadt in Ketten

Von Paul Oskar Höcker

Fortsetzung

Vor sieben Uhr durfte kein Zivilist die Straße betreten. So stand es in der Verfügung des Gouverneurs. Aber das war deutsche Zeit. Und da der Liller innerlich noch immer nach der Pariser rechnete, überhaupt ein Langschläfer war, so merkte er keine Beschränkung. Selbst im Sommer begann das Stadtleben nicht vor der achten Stunde. Auch die Ausrufer von Kohlen, Gemüse, Kleinholz und dem Bulletin de Lille, das jetzt die Stelle der Zeitungen vertrat, widmeten sich ihrem ruhestörenden Geschäft erst gegen neun Uhr. So mußte ein Spaziergänger, gar eine Dame, in aller Morgenfrühe auffallen. Aber Helene hätte es nicht länger im Hause gehalten. Endlos war ihr die Nacht erschienen.

Durch die noch unheimlich toten Straßen, die sie früher so oft gegangen war, wenn sie mit der fertigen Arbeit das Putzgeschäft aufsuchte, kam sie nach der Fabrikvorstadt.

Als sie zu dem schmalen Haus gelangte, in dem Frau Babin wohnte, berechnete sie, daß Mutter und Tochter nun sicher in den nächsten fünf Minuten in der Tür erscheinen würden, um ihre tägliche Wanderung zum Photographen Verisal anzutreten. So innig war ihr Mitleid mit Leonce, auch mit ihrer Mutter. Aber sie wagte nicht, stehenzubleiben und das Paar abzupassen. Es würde ja doch nur zu einer unerquicklichen Begegnung kommen, die nichts förderte: die Brücke zwischen ihnen war abgebrochen.

Mit einem gelinden Gruseln betrachtete sie das Tor der Martinschen Fabrik. Überall die Spuren der Fliegerbomben — und der Verfall. In der ganzen Straße gab's kaum eine Fensterscheibe, die heil geblieben war. In die Arbeiterwohnungen, die leer standen, hatte der Wind Regen und Schnee durch die Fensterrahmen hineingepeitscht. Da und dort waren die Höhlungen durch Bretter abgedichtet, durch Papier, dessen Fetzen in der Zugluft flatterten.

Als sie um die Ecke biegen wollte, hörte sie Frauenstimmen hinter sich. Sie wandte sich um. Richtig: Mutter und Tochter verließen soeben eifrig redend das Haus. Fröstelnd hängten sie sofort beieinander ein, um sich zu wärmen und eng zusammengedrückt im Geschwindschritt zur Stadt zu gehen. Frau Babin war noch etwas schlanker geworden. Beide trugen noch dieselben engen, dünnen, unmodern gewordenen Fähnchen vom vorigen Frühherbst. Von rückwärts waren sie kaum zu unterscheiden. Wie sechzehnjährige Zwillingsschwestern wirkten sie. Aber trotz der Armseligkeit der äußeren Er-

Digitized by Google

scheinung zwang doch etwas in ihrer Haltung Achtung ab; man ahnte, daß es Damen waren, trotzdem sie wie kleine Ladenmädchen zu so ungewöhnlich früher Stunde mit ihren kleinen Arbeitssäckchen dem Geschäft zueilten.

Helenens Gedanken schweiften zu anderen Lillerinnen. Für ein paar Augenblicke mußte sie an die schöne, reiche Manon denken, die im Schmutz unterging ...

Der leichte Trippelschritt von Mutter und Tochter verklang. Helene schritt weiter.

Gegenüber dem Estaminet der Flämin, vor dem ein stelzbeiniges, in Lumpen gehülltes Weib kauerte, mußte sie haltmachen. Hier hauste Antoine Bergerat, der ehemalige Schofför der Familie Ducat. Eine Klingel gab es nicht. Helene klopfte. Die Hexe drüben an der Straßenrinne blickte auf und wischte sich mit den schmutzigen Händen die weißgelben Haarsträhne aus dem fahlen Gesicht ... Endlich rührte sich's im Haus ... In Pantoffeln schlich einer zum Erdgeschoßfenster und lugte durch den Spalt, ziemlich lange, wohl weil er das Auge erst an das helle Licht draußen gewöhnen mußte. Dann wurde vorsichtig ein Fenster geöffnet.

„Geneviève schickt mich!" flüsterte sie.

Sie mußte lange, lange warten. Krampfhaft mühte sie sich, nur das Haus anzustarren. Es war eines der Arbeiterhäuser, wie sie hier straßenweit zu vielen Hunderten standen: eine schmale Tür, daneben ein Fenster, oben ein niedriges Stockwerk, darüber ein hohes, schmalbrüstiges Dachgeschoß, das meist noch einer dritten Familie als Wohnung diente. Nirgends eine Blume, nirgends eine Farbe, nirgends ein Schmuck. Der Hausanstrich sah aschgrau aus wie das Steinpflaster der Straße. In Friedenszeiten hatten Kinder das öde Straßenbild belebt. Jetzt gab es hier keine Arbeit mehr, keine Männer; die meisten Frauen waren mit ihren Kindern fortgezogen, nur die wenigsten Häuser waren bewohnt.

Antoine öffnete endlich die Haustür. Helene trat in den engen Flur ein. Der kleine Schwarze, der in früheren Zeiten auf sein Äußeres etwas gegeben hatte, sah arg verwahrlost aus. Er war in eine Manchesterhose geschlüpft; Strümpfe trug er nicht. Sein vertragenes, blaugraues Hemd war am Halse offen. Er war noch ungewaschen, unrasiert. Unwillkürlich trat Helene einen Schritt zurück, als er zu sprechen anfing. Er befand sich in böser Laune. Aber die frühe Störung allein bildete nicht den Grund. Nach wenigen Sätzen hatte Helene es heraus: es war zwischen ihm und Adele, seiner Geliebten, zur Trennung gekommen.

„Geneviève hat mir nichts davon gesagt, Antoine," erwiderte sie auf seine allgemein gehaltene Anklage, in der er sich gegen die ganze Liller Gesellschaft erging. „Sie kommt heute mittag selbst — sie hat mit Ihnen zu sprechen. Wegen Mapplebak."

Er behielt die Hände in den Hosentaschen und spuckte aus. Mit der Schulter wies er nach dem Vorderzimmer. „Ist nicht da."

Verwundert, fast ungläubig sah sie ihn an. — „So früh schon fort?"

Er zuckte die Achsel. „Adele hat ihn ausgeführt. Gestern. Sie sind wohl irgendwo in einer Bar geblieben. Mir ist es gleich."

„Sie haben sich gezankt?"

„Bloß kein Wort mehr von ihr. — Und dem gönne ich sie gerade." Er stieß die Tür auf und wies auf einen schadhaften Lederstuhl. „Da ist sein Archiv. Wollen Sie sehen? Eine drollige Sorte von Engländer. Ich hatte sie mir anders vorgestellt."

Sie überwand ihren Schauder und trat ein. Das Aufschlagbett war ungemacht. Auf dem Tisch standen die Überreste einer seltsamen Mahlzeit mit noch seltsamerem Geschirr: eine kleine halbgeleerte Marmeladenschüssel, eine große Sardinenbüchse mit zackig durchstoßenem Deckel, dabei ein rostiges Messer, Brotreste, eine henkellose Kaffeetasse, in der sich eine Neige Rotwein befand.

„Er ist einen Meter neunzig groß, der Junge! Mit den Beinen — wenn er im Bett liegt — ragt er bis dahin ... Und immer dies alberne Lachen. Er kann froh sein, daß man nicht hingeht und ihn anzeigt."

Der erkaltete Pfeifenrauch, der Fischgeruch machte die Luft unerträglich. Helene wagte kaum zu atmen. Sie sah sich angewidert um, wollte dem empfindlichen und so schon stark gereizten Menschen aber keinen Anlaß zum Ärger geben.

„Antoine, Sie wissen, weshalb ich ihn sprechen will?"

„O ja. Monsieur Martin war ja sein Führer. Geneviève sagte mir's. Aber, wenn Sie ihn sprechen, dann glauben Sie ihm kein Wort. Er schnurrt, sobald er den Mund auftut."

„Können Sie sich denn mit ihm verständigen?"

„Ich nicht. Die Frau drüben vom Estaminet, die Flämin. Mordsdinge hat er zum Besten gegeben. Alles geschnurrt, alles."

„Daß er's wagt, sich so frei zu bewegen?"

„Hier kommen sie nur selten her, die Deutschen. Und da brauchten sie ja ein ganzes Regiment — ach, eine Division brauchten sie, um alle Schlupfwinkel zu durchstöbern. Wenn sie einen nicht schließlich aushungerten, hielte man es hier zehn Jahre lang aus."

Digitized by Google

„Ich gehe zu Vater Didelot, muß ihm doch Guten Tag sagen. Wenn Mapplebak kommt, benachrichtigen Sie mich, Antoine. Ja, wollen Sie?"

Sie hatte einen Stadtschein über zwanzig Francs in ihrem Täschchen bereitgelegt. Im Vorüberstreifen steckte sie ihm das Papier zu. Er hatte die taschenspielerische Geschicklichkeit aus seinem herrschaftlichen Dienerleben herübergerettet, Trinkgelder völlig unbemerkt einzustreichen. Auch nicht mit einer Wimper zuckte er dabei.

Mit ein paar schlürfenden Schritten war er an dem Ledersessel, griff in den Spalt zwischen Lehne und Sitz und holte ein Notizbuch heraus, das in einen wasserdichten Glanzstoff gebunden war. „Sie können ja Englisch. Wollen Sie lesen?"

Es widerstrebte ihr, sie hatte aber nicht den Mut, ihm ihr Empfinden klarzumachen. „Hernach, Antoine, hernach!" sagte sie.

Aber er hatte sie wohl doch durchschaut. Spöttisch lachend schob er das Buch in den Gurt, der seine Hose hielt. „Ich komme nach, zu Didelot!" sagte er.

Wie grauenvoll war das alles hier! Helene begriff nicht, daß Geneviève, dieser innerlich so vornehme Mensch, all die Häßlichkeiten einer solchen Umgebung überwinden konnte. Und noch weniger begriff sie Laroche, der es duldete, daß seine Tochter mit diesem Gesindel verkehrte.

Während sie zum Tor der Fabrik zurückkehrte, um an der Pförtnerswohnung zu klingeln, hing sie der Erwägung nach, ob sie dem armseligen Volk nicht doch unrecht tat. War es lauter Gesindel? Gab es darunter nicht auch Wesen, die selbst im tiefsten Unglück, in der bittersten Armut ihren Stolz nicht opferten? Mußte man die beiden Babins nicht ehrlich bewundern?

Didelot war noch grauer im Gesicht geworden, die Augen standen ihm noch tiefer in den Höhlen. Aber er war väterlich-gütig wie immer, als er die junge Frau sah. Natürlich wußte er sogleich, daß sie des englischen Fliegers halber kam. Mapplebak bildete den Gesprächsstoff des ganzen Viertels. In der Straße war die Einwohnerschaft geradezu stolz darauf, daß man ihn hier vor der deutschen Behörde verbarg.

Für Didelot hatte Helene Tabak mitgebracht. Er war glücklich. Am liebsten hätte er gesehn, wenn er den Besuch zum Kaffee hätte einladen können. Aber Adele war gestern hier gewesen und hatte ihm so ziemlich alles abgeborgt, was er an Vorräten besaß. Der furchtbare Streit zwischen dem Liebespaar war ihm nicht verborgen geblieben. Didelot hatte sich inzwischen schon damit abgefunden, daß ihm von seinen aufgesparten Schätzen nichts zurückerstattet würde. Er brauchte ja nicht viel. Die Unterstützung, die ihm seine ehemalige Herrin regelmäßig zukommen ließ, reichte aus. Schmerzlich war es ihm nur, daß nun von Woche zu Woche der Tabak im Preise stieg.

Über den Grund des Zerwürfnisses zwischen Antoine und Adele sprach sich Didelot nicht aus. Dazu war er immer noch zuviel Kavalier geblieben, der Alte. Sein philosophisches „C'est la guerre" mußte wieder einmal alles erklären. Aber daraus machte er kein Hehl: daß ihm Antoine längst nicht mehr gefiel. „Laroche traut ihm nichts Böses zu — Geneviève, Gott, das Engelskind, es täte mir leid, sie zu kränken — aber wenn die Deutschen da drüben auf dem Plakat gesagt hätten, sie zahlen tausend Francs dem, der ihnen den Engländer tot oder lebendig verschafft: ich hätte Antoine nicht auf die Probe stellen mögen."

Auch Helene schätzte den kleinen Schwarzen längst nicht anders ein.

Sie hatte sich an ihrem alten Fensterplatz niedergelassen. Der Prunus war so buschig geworden, daß er einen tiefgrünen Schatten in das kleine Zimmer warf.

„Sie wissen, Didelot, daß mein Mann in Haubourdin liegt?" fragte sie endlich in die Stille hinein.

Er seufzte. „Ach, Madame, wann wird der Krieg enden? Der arme Herr!"

„Es heißt, daß sie ihn nach dem Militärhospital überführen. Dann werde ich ihn sehen. Vielleicht."

Didelot stopfte sich mit dem neuempfangenen Tabak seine Pfeife; geschickt hielt er sie zwischen den Knien; man merkte gar nicht, daß ihm der linke Arm fehlte. Unter den ersten Zügen sagte er: „Wenn es erlaubt ist, Madame, dann besuche ich ihn auch."

„Er wird Ihnen dankbar sein. Sie haben gut zu dem Werk hier gehalten."

„Ob es je noch einmal werden wird? Challier sagt: sie vernichten grundsätzlich alle Industrien, die wir noch im Lande haben. Durch ihre Flieger oder durch ihre Kanonen — je nachdem."

„Wer vernichtet sie?" fragte sie unsicher.

Er paffte, warf einen Blick durchs Fenster, dann blinzelte er ihr zu. „Die Engländer!" Er sagte es nur halblaut.

Es pochte ans Tor. Zweimal kurz hintereinander.

„Das ist Antoine!" stieß der Alte aus.

Antoine hatte inzwischen seine blaue Montörjacke übergezogen und die Schirmmütze aufgesetzt. Das schien aber seine ganze Morgentoilette gewesen zu sein. Eine Welle

Digitized by Google

Alkoholdunst verriet, daß er im Estaminet der Flämin dem verbotenen Absynth zugesprochen hatte. Angeregt warf er das Tagebuch des Engländers auf den kleinen Tisch, an dem Helene saß. „Mehr kann ich nicht tun, als es Ihnen nachschleppen. Lesen müssen Sie es schon selbst.“ Er lachte und ließ sich von Didelot Tabak abgeben.

Helene las. Und gleich auf der ersten Seite las sie den Namen ihres Mannes.

Der Bericht war in einem abgekürzten Englisch geschrieben, dessen Rechtschreibung zu wünschen übrig ließ. Der Schreiber war zweifellos ein wenig gebildeter Mensch. Immerhin hatte der Telegrammstil eine gewisse unbewußte Anschaulichkeit.

„11. April. 4.45 vorm. Es stiegen auf Bartron mit Chaudier, Warraud allein, und Martin mit Mapplebak. Stichdunkel. Die andern rasch verloren. Martin: er kenne die Gegend genau. Nur ein paar Lichter von der Eisenbahn noch abpassen, dann wisse er. Aber plötzlich: Motor still. Defekt. Gelandet. Nicht festzustellen, welche Gegend. Niemand wach. Auch keine Posten da. Wieder aufgestiegen, nach Kompaß. Martin ganz ununzuverlässig, irrt sich, hat zweimal Störungen. Plötzlich beschossen. Kein Auftrieb. Ob Maschine beschädigt? Ich taste hinüber. Er verwundet. Stöhnt. Meine Hand fühlt warm. Öl? Nein, Blut wahrscheinlicher. Ich: ‚Damned!‘ Er antwortet nicht. Ich beuge mich über. Abstellen. Unten Häuser. Trotzdem Landung leidlich glatt. Ich rasch heraus. Schüsse. ‚Martin! Verflucht! Fußhunnen kommen!‘ Er rühre sich nicht. Da nichts übrig, als Reißaus nehmen.

„Am Dorfrand ein Schild. Ich rasch in den Graben dahinter. Kopf eingezogen. Fußhunnen rennen vorbei. Springen über den Graben. Verliert sich. Ich stehe auf. Am Schild steht: Dorf Flequières. Vorsichtig Taschenlampe angeknipst. Auf meinem Kartenabschnitt Dorf dieses Namens nicht verzeichnet. Martin also in ganz falscher Richtung gesteuert. Verdammter Kerl.

„5.45 beginnt es hell zu werden. Ein Weib kommt. Hallo, hier Engländer. Sie zittert, hat Angst. Ich zerre sie mit. Nur rasch fort von den Hunnen! Sie weist mir ein leeres Haus in der Nähe. Durchs Fenster hinein. Im Dorf alles still. Setze mich auf den Fußboden. Scheußlich kalt. Nach zwanzig Minuten leises Klirren am Fenster. Die Frau bringt halben Laib Brot, zehn Eier und eine große Schale Kaffee. Die Schale ohne Henkel, wie ein kleines Waschbecken.

„Die furchtbare Angst der Frau. Versteht kein Wort englisch. Infam. Wo nächste Stadt? Wie sie heißt? Nichts zu machen, versteht nicht, vielleicht taub.

„Reiterhunnen rasseln herein. Die Frau ist vom Fenster verschwunden. Drüben Licht, Bäckerladen, da halten sie. Frau wird gefragt. Gewiß nach dem Flieger. Keine Auskunft. Reiterhunnen weiter.

„Wird heller. Frau kommt zurück. Mann dabei. Winziger Kerl. Jetzt Verständigung. Lille 4—5 Kilometer entfernt. Hier gefährlich, aber Lille große Stadt, da nicht so gefährlich. Gut, daß ich nur Lederjacke trage. Sieht nicht aus wie Uniform. Mütze schon bei erster Landung verloren. Verdammter Martin. Der Mann ist aus Wattignies. Wattignies steht auf der Karte. Jetzt alles richtig. Er zeigt auf den Kopf. Endlich verstanden. Ja, ich muß einen Hut haben. Geht. Bleibt eine Ewigkeit. Bringt dann Hut an. Ich lache. Er lacht auch. Hütchen wie Erbse auf einer Kartoffel. Mann aus Wattignies bringt für mich laisser-passer nach Lille. Auf Tram steigen, hineinfahren, ehe Tag ist. Er mitfahren.

„Tram kommt an. Er vorn hinauf, ich hinten. Bleibe auf Perron, weil drinnen Fußhunnen. Mann aus Wattignies hat mir Kleingeld gegeben. Ich zahle. ‚Quelle porte!‘ fragt der Tramboy. Das weiß ich nicht. Gähne. Er knipst den Fahrschein, ich nicke verschlafen. Nur nicht sprechen, sonst verraten. Die Hunnen drinnen reden viel. ‚Der Flieger! — Der Engländer!‘ Ich gähne.

„Endlich steigt vorn der Mann aus. Winkt mir. Vor einem Bäckerladen Halt. Er klopft. Nichts rührt sich. Klopft, klopft. Leute sammeln sich an. Alles betrachtet uns. Ich muß über uns lachen. Der aus Wattignies ganz klein, wie ein Zwerg, ich fast zwei Meter groß. Wie aus einer Musikhall, wir zwei. Er schwitzt vor Angst, weil soviel Leute. ‚Weiter!‘ Ein paar folgen uns. Ins erstebeste Haus hinein. Warten. Weiter. Rue Inkerman. Hier alles schön. Feines Haus. Breakfast, Bad, Töchter, Hausherr, alles fein. Wie Sohn gehalten. Laroche kennt Martins Frau. Martin halber Deutscher. Vielleicht doch Spion.

„Hier schon bekannt: Eindecker abgeschossen. Muß Warraud sein. Hat Bomben abgeworfen über Gärtnerei und Treibhaus. Glasschaden. Über Flugzeug mit Martin hier noch nichts erfahren.“

Die Aufzeichnungen waren von da an mit Bleistift geschrieben und noch undeutlicher als zuvor. Helene hatte Mühe, sie zu entziffern. „Hier angekommen bei jungem Paar. Einfacher Mann, Mechaniker. Sie Mädchen aus einer Bar. Essen mit der Messerspitze die Marmelade. Mahlzeit von Sardinen

Digitized by Google

und kondensierter Milch. Messer mit Papier abgerieben als Wäsche. Französische Volkssitten sehr komisch. Laroche hat versprochen: Will mir Mann schicken, der mir hilft über Grenze kommen. Durch Holland möglich. Solang hier warten."

Das Datum des gestrigen Tages war noch aufgeschrieben. Aber weitere Aufzeichnungen folgten nicht.

Der Einarmige hatte sich an den Tisch gesetzt, an dem sie las. Antoine lehnte mit den Rücken gegen das Hoffenster und paffte.

Immer wieder drängte sie der Alte, zu übersetzen. Antoine ward erst aufmerksam, als die Aufzeichnungen sich mit dem Aufenthalt des Engländers bei ihm zu beschäftigen schienen. Seine schwarzen Augen blickten stechend. Was Mapplebak über Adele geschrieben habe, wollte er wissen.

Selbst diesem widerlichen Burschen gegenüber hielt sie eine Art Takt davon ab, den Wortlaut ungeschminkt wiederzugeben.

Auch bei den wenigen Bemerkungen über George war sie ins Stocken geraten. Ihr selber war es ja schon fast wie Erlösung, daß der Engländer Zweifel an ihm äußerte. Aber vor den beiden Hörern erwähnte sie seinen Namen überhaupt nicht.

Es ging auf neun Uhr. Helene konnte nicht länger auf Mapplebak warten. Sie traf schon jetzt nicht mehr pünktlich auf dem Amt ein. Zagend überlegte sie, wie sie's einrichten könnte, noch einmal am Tage herzukommen, und bat die beiden um Rat. Aber Antoine schnitt ihr rasch die Rede ab. Das sei zu auffällig, zu gefährlich. Auf keinen Fall dulde er, daß sie wieder vor seiner Wohnung stehen bleibe und klopfe. Sie seien so schon alle wie verrückt, die Leute hier in der Straße. Was bringe ihm der ganze Handel ein? Wofür setze er sich überhaupt der Gefahr aus? Laroche habe gleich an ihn gedacht, das sei ja sehr ehrenvoll. Aber die Ehre allein genüge ihm nicht. Das könne Frau Martin in der Inkermanstraße ruhig den Herrschaften ausrichten. Und er warte auf Antwort, lasse er sagen.

„Geneviève — soll ja heut mittag herkommen," sagte Helene stockend.

„Mit neun Francs für die Woche!" höhnte er und griff in Didelots Tabaksbeutel. „Ich habe das Leben satt —!"

Ein kurzer Spitzbubenpfiff am Fabriktor ließ sich hören. Helene fuhr zusammen. Die beiden Männer blickten einander fragend an.

Geräuschlos erhob sich Antoine und schob sich auf seinen Filzpantoffeln in den Nebenraum.

Wieder ein Pfiff. Etwas stärker.

Rasch, aber leise, riß Antoine das Fenster auf und gab den Pfiff zurück.

„Mapplebak?" fragte der Einarmige.

„Nein. Ebenezer ist es."

Helene entsann sich des Unterleutnants Ebenezer Drachman, der im Regiment von Manons Vetter Ducat stand, von mehreren Begegnungen her. Bei der Einnahme von Lille durch die Deutschen war er in Zivilkleidern entkommen. Seitdem trieb er ein gefährliches Spiel. Er verhalf versprengten Soldaten, die sich hier allenthalben verborgen hielten, durch Belgien über die holländische Grenze, damit sie zu ihrer Truppe nach Frankreich zurückkehren konnten.

Vor dem Manne hatte sie ein fast noch stärkeres Grauen als vor Antoine. Er war ein roher Emporkömmling. Schon sein Aussehen verriet sein ganzes Wesen: die flinken, schwarzen Spitzbubenaugen, das rüde Kinn, die roten, sinnlichen Lippen, das mächtige Gebiß, dabei die eitle, selbstgefällige Art jeder Frau gegenüber, als ob es für einen Schwerenöter wie ihn keine Grenze gäbe.

Antoine war rasch in den Hof gegangen, um ihn einzulassen.

Für eine Sekunde erstarrte das unternehmende Lächeln auf Drachmans braunem Antlitz, als er in die niedere Tür der Pförtnerwohnung eintrat und Frau Martin erblickte. Antoine schien es nicht der Mühe wert gehalten zu haben, ihm von dem Besuch zu berichten.

Drachman steckte in einem knappen, marineblauen Saccoanzug. Unbedingt gehörte der Manons Vetter, dem Major. Er hatte ihn wohl von Liddi. Indem er sich den schwarzgewichsten Schnurrbart emporstrich, begrüßte er Helene gönnerhaft. „Er ist ein braver Bursche, Ihr Mann. Trotz allem, Frau Martin. — Und wie steht's um dich, Antoine? Hast du jetzt endlich Schneid? — Pah, Weibersachen. Um Frankreich geht es. Du kannst mitkommen, wenn du willst, Antoine. Dann bist du des ganzen Schwindels hier ledig."

„Mitkommen?" Antoine hatte die Hände in die Taschen seiner Manchesterhose gesteckt und sich wieder ans Fenster gelehnt. „Warum? Ob ich mich drüben totschießen lasse oder hier krepiere vor Hunger — es ist dasselbe."

„Jämmerling. Du solltest froh sein, daß du sie losgeworden bist. Jetzt hast du dich selbst. Bist dein eigener Herr. Pfeife auf sie. Tä, die Weiber." Gönnerhaft machte er eine Handbewegung nach Helene und zwirbelte dann wieder an seinem kohlschwarzen Schnurrbart. „Verzeihung, das sind noch immer meine rauhen Kriegssitten. Ich

Digitized by Google

weiß sonst auch mit Damen umzugehen. Ist Geneviève noch nicht hier? Wann kommt sie? Wir müssen endlich klar sehen." Er pfiff durch die Lippen. „Mapplebak hat Eroberungen gemacht. Allen Mädels von Laroche hat er den Kopf verdreht. Ja, so ein Teufelsbursch ... Es ist eben nur noch lauter schwächliches Pack hier zurückgeblieben. Die armen jungen Frauen ..."

Helene war aufgestanden. „Wenn Geneviève sich Mapplebaks annimmt, Herr Drachman," sagte sie, ihn von oben bis unten messend, „dann geschieht es aus Beweggründen, deren Lauterkeit Sie wohl doch nicht fühlen." Sie atmete tief auf. „Mir ist es nur unsagbar schmerzlich, daß sie sich in all die Gefahren stürzt, um einer Sache willen, die Ihnen doch nicht in dem Maße heilig ist wie ihr."

„Oh, oh —!" Ebenezer konnte nicht so rasch mit. Bevor er eine Antwort bereit hatte, war die junge Frau an der Tür. Sie gab Didelot die Hand, nickte flüchtig und ging.

Niemand begleitete sie.

Nachdem sie die kleine eiserne Tür neben dem großen Fabriktor hinter sich zugeschlagen hatte, lief sie wie gehetzt der Stadt zu.

Noch immer lag die Vorstadt still. Erst auf den großen Boulevards war das Leben erwacht. Die Ausrufer schrien ihre kleinen Warenvorräte mit schriller Stimme aus. Frauen feilschten an den Wagen. Hundekarren schleppten Kohlenlasten. An den Rinnsteinen spielte schmutziges kleines Volk. In den Müllkästen wühlten erbärmliche Gestalten. Durch den sonnigen Frühlingsmorgen klang der Gesang von der Morgenübung heimkehrender Soldaten. Und ein Trüpplein Kinder zog im Gänsemarsch auf dem Bürgersteig und ahmte die Feldgrauen nach: „Mit Erz und And — für Va—ter—land ... Gloria, Viktoria ..."

Helene war es, als ob sie aus einem furchtbaren Traum erwachte. Sie hörte sich selbst einmal halblaut aufstöhnen.

Diese paar Stunden, die sie da draußen verlebt hatte, kamen ihr jetzt wie gestohlen vor. Sie fühlte sich als Verbrecherin an heiligen Dingen. Wie sollte sie nach dem, was sie heute morgen gesehen und gehört hatte, nur je wieder einem ehrlichen deutschen Manne ins Auge blicken? Vor einer Begegnung mit Hans West graute ihr es geradezu. Wenn er ihr jetzt in den Weg trat und sie fragte, woher sie kam — ob sie den traurigen Mut aufgebracht hätte, ihn anzulügen? Nein, unmöglich. Und die Wahrheit bekennen — hieß nichts anderes, als sie alle ins Unglück stürzen, mit denen sie lebte.

Ebenezer Drachman, Antoine Bergerat — beide empfand sie nun als Feinde, und als Feinde widerwärtiger Art. Aber um Geneviève, die sich für dieses Pack aufopferte, bangte ihr's. Und es tat ihr weh, daß Laroches ehrliche Vaterlandsliebe diese unehrlichen Pascherwege ging.

Sie mußte — mußte mit ihnen brechen.

In ihrem verzweiflungsvollen Sinnen hatte sie gar nicht mehr der Zeit geachtet. Sie war gelaufen, gelaufen, kaum sich überlegend, ob sie die rechte Richtung innehielt. Am Südbahnhof endlich blickte sie sich um. Es war gleich zehn Uhr. Nun stieg sie auf die nächste Straßenbahn, die den Boulevard de la Liberté hinauffuhr, und legte den Weg von der Haltestelle bis zum Amt in Eile zurück.

Im Oberlichtsaal winkte ihr aus dem Schalter der Quartierkommission der Unteroffizier zu. Sie nahm an, daß der Hauptmann nach ihr gefragt habe. Doch das war nicht der Fall. Der Leiter der Dienststelle war heute zum Feldgericht als Richter kommandiert und war vor Mittag nicht zu erwarten. Aber Besuch wartete drinnen. Eine Dame.

Der Unteroffizier lächelte. „Nein, keine Lillerin. Die hätt' ich ja draußen warten lassen. Eine Dame aus Frankfurt. Aber den Namen hat sie mir nicht gesagt. Es solle eine Überraschung sein."

Helene schlug das Herz. Sie fühlte es bis zur Kehle hinauf.

Zweifellos war es Georges Stiefmutter.

Unsicher näherte sie sich der Tür zum Geschäftszimmer.

⌘ ⌘ ⌘

„Ah, ma chérie —!" begrüßte Georges Stiefmutter die junge Frau. Sie umarmte sie und küßte sie links und rechts vom Mund auf die Wangen. So hatte sie es schon in ihren jungen Jahren den Pariserinnen abgesehen. Helene entsann sich nicht, je anders von ihr begrüßt worden zu sein. Auch das Untermischen der Rede mit französischen Brocken war bezeichnend für Georges Stiefmutter. Sie sprach fließend französisch, allerdings mit einem unverkennbaren Frankfurter Einschlag. Vor dem Kriege hatte Helene das alles für eine Eigentümlichkeit ihrer Schwiegermama gehalten, die man belächeln konnte, über die man aber kaum ernstlich nachzudenken brauchte. Jetzt gab es ihr ordentlich einen Ruck.

„Um Gottes willen, Mama, wir sind doch hier auf deutschem Boden!"

„Vraiment?" Frau Ada lachte. „Ha, denk' doch nur, Kind, wie ich mein liebes Lille wiederfinden muß! Als junges Ding,

Digitized by Google

wo ich die beaux arts studiert hab', da bin ich zwei Monat hier gewesen. Wenn doch nur nix im Musée kaputt ist! Ich bin ja so arg gespannt. Und ob Madame Ternier in der Rue Royale noch lebt? Ach, Kindche, das sind jetzt Erinnerunge! ‚Vous êtes la vraie Parisienne!' hat sie als zu mir gesagt. So eine feine Frau. Ja, in denne Häuser hat mer noch die alt' ‚französisch' Culture gehabt. Jetzt — was für Changements! Nit?"

„Du weißt, Mama, daß George schwer verwundet draußen in Haubourdin liegt?"

„Ha, geh, das ist doch so schrecklich!" Frau Ada zwinkerte mit den Augen und verzog das Gesicht schmerzlich, aber es wollte keine Träne kommen. „Mon Dieu, mon Dieu, was ich alles durchgemacht hab'! — Ach, bis man überhaupt bloß fortgekommen ist von daheim. Du ahnst ja nit, wie sie's einem erschweren, patriotisch zu sein. Da war die Gräfin Lenzkirch ... Ich sag' dir, Kindche, Intrigen! ... Und wo ich doch soviel in Frankreich war, und französisch hab' ich schon in der Kinderstub' parliert ... Ich hab' mich ja so gefreut, daß ich in mein geliebtes Lille hab' wiederkomme können ..." Plötzlich schossen ihr nun doch die Tränen in die Augen, und sie zog ihr seidenes Spitzentüchlein. „Ja, sag' doch nur, ma chérie, und wie ist denn das jetzt mit dem George? Kann man ihn denn sehen? Ich hab' mir gedacht, gelt, das wär' doch jetzt ein Zusammentreffen, wenn er aufwachen tät', und da säß' eine Schwester an seinem Bett, ganz feierlich — und da tät' er plötzlich mich erkennen! Ach, Kindche, ich bin in dem schrecklichen Krieg schon um gut sechs Jahr älter geworden."

So schwatzte sie. Und war schon früher nie ein warmes Gefühl der Zugehörigkeit zu ihr in Helenens Herzen gewesen: in dieser Stunde richtete sich eine Mauer von Stein zwischen ihnen auf.

Frau Ada Martin hatte kürzlich die Fünfzig überschritten, aber ihre vollendete Körperpflege, ihre Kunst, sich anzuziehen', suchten der Mitwelt ein Jahrzehnt zu vertuschen. Keine größere Freude hatte ihr früher widerfahren können, als wenn man sie für die Frau ihres Stiefsohns gehalten hatte. Von einzelnen Fällen solcher Verwechslungen zehrte sie noch jetzt. Sie neigte etwas zur Fülle, war zu ihrem Kummer auch nicht besonders groß und vielleicht ein wenig zu kurz in der Taille. Unablässig war sie darum bemüht, durch Sport, durch Massage ihrer Erscheinung die Täuschung einer gewissen Jugendlichkeit zu bewahren. So quälend ihr das frühe Aufstehen war, ritt sie doch jeden Morgen aus. Bei Kriegsausbruch war ihr Stall leer geworden. Sie hoffte nun sehr, hier wieder in den Sattel zu kommen. Im Felde sei ja doch alles viel freizügiger als daheim ...

„Du wirst hier schwere Enttäuschungen erleben, Mama," sagte Helene, die an ihrem Schreibtisch Platz genommen und die Schreibmanschetten übergestreift hatte. „Hier gibt es nur Arbeit, Arbeit, wenn man leidlich befriedigt sein will vom Leben!"

Frau Ada folgte unangenehm berührt ihren Bewegungen. „Weißt, Helene, wenn man sich auch für das Vaterland so aufopfert, dann braucht man deswegen doch nit gleich im Kommiß unterzugehen. Ich war ja ganz echauffiert, wo ich gehört hab', wie du hier gelebt hast. Eine Martin hat das nit nötig. Du hast mir nit schreiben können, sagst du ... Mon Dieu, in meinem Haus verkehren soviel Offiziere, da wär es doch eine Kleinigkeit gewesen, mir Nachricht zu geben ... Aber ich will dir jetzt keine Vorwürf' machen, weil der arme George ... Ach, ich muß mich so vor Aufregungen in acht nehmen, im letzten Frühjahr sollt' ich doch eine Kur in Nauheim machen, aber ich hatt' mich doch schon mit der Gräfin Lenzkirch für Nice verabredet. Du, ein richtiges kleines château, mit Autogarage, Wintergarten, wie man es sonst immer liest, und die ganze Dienerschaft noch da, nur der Koch war ins Grand Hotel wegengagiert, und für den Monat haben wir gezahlt, wart' einmal ..."

Helene hob die Hände zu den Schläfen. „Verzeih, Mama, ich kann dir in die Zeiten nicht mehr folgen."

„Ach ja, ma chérie, du hast ja so Schweres durchgemacht. Das Bombardement. Mein armes Lille —! Gar nit mehr wiederzuerkennen ist's. Und was da so rollt, das ist wirkliches Geschützfeuer? Gruselig, nit? Aber es ist Vaterlandspflicht, gell, daß man doch auch sein Scherflein beiträgt. So wahnsinnig viel zu tun gibt's für mich. Da ist also ein Fräulein Consentius, die soll ich zur Oberschwester machen. Ein Fräulein Doktor. Das ist jetzt so ganz selbstverständlich, daß es so etwas gibt. Ja, unsere deutschen Frauen. Aber verlobt ist sie doch auch schon. Echt weiblich. Und weißt du, ihr Verlobter, der Professor, der geht mir so auf die Nerven ... Ja, ich weiß wirklich nicht, ob ich's mit dem Manne auch nur drei Tage aushalten kann ... Die Verpflegungsschwestern, die ich mitbekommen hab', die werden sich schon einrichten. Die sind ja auch nit viel Besseres gewöhnt. Gute Kreise, gewiß. Aber weißt: in Friedenszeiten würd' man ja nicht damit verkehren.

Digitized by Google

Ein Fräulein, das Muster entworfen hat, eine technische Lehrerin, die Tochter von einer Pensionsinhaberin ... Mon Dieu, es hat sich eben soviel dazu gedrängt. Und die Tracht macht schließlich alles gleich. Ich will im Dienst natürlich auch Tracht tragen. Da ist nun wieder die Eifersucht von den Organisierten, den Krankenschwestern: es heißt, daß wir das Rote Kreuz nicht auf der Binde tragen dürfen. Ach, man muß eben über Äußerlichkeiten erhaben sein in dieser großen Zeit, sag' ich immer ... Der Professor hat mir gesagt, du wirst auch zu uns ziehn? Ja, Kindchen, aber mit dem Platz da hapert's. In meinem Stübche kann ich mich kaum umdrehe. Vielleicht kann man das Bureau heraustun aus der Fräulein Consentius ihrem. Ach, da gibt's noch soviel Arbeit. Und die Hauptsach' sind doch die armen Feldgrauen. Heut nacht soll ein großer Zug durchgekommen sein. Lauter Verwundete. Gräßlich. Nit?"

Der Unteroffizier brachte Anforderungen, die schleunigst zu übersetzen waren. Helene stand auf und reichte ihrer Schwiegermama die Hand. „Sobald ich kann, suche ich dich auf," sagte sie, sich zu einem verbindlichen Ton zwingend.

„C'est la guerre!" meinte Frau Ada und lächelte dem Unteroffizier zu. Dann umarmte sie Helene in ihrer üblichen Art. „Au revoir, ma chérie ... Ach so, man soll ja jetzt nur deutsch schwätze ..." Im Hinausgehen begann sie mit dem Unteroffizier eine Unterhaltung darüber, ob er selber schon mitgekämpft, ob er auch schon einmal mit dem Säbel einen Feind getötet habe ...

Helene flüchtete sich in die Arbeit. Nur so konnte sie ihre innerliche Beschämung niederkämpfen. Sie schämte sich: daß es auch in Deutschland noch solche Frauen gab.

Und es war Georges Stiefmutter —! Viele Jahre hatte er unter ihrem Einfluß gelebt. Gewisse Eitelkeiten beider waren zum Verwechseln ähnlich. Vor allem ähnelten sie in dem einen Grundübel der Deutschen: der Bewunderung aller Ausländerei.

‚Ich kann nicht zu der Frau, ich kann nicht!" Helene legte die Feder hin, stützte die Stirn in die Hände und sann nach. Wohin gehörte sie? Gab es denn wirklich keinen Fleck auf Gottes Erdboden, der ihr noch Heimat bot? Hatte ihre Heirat sie von allem abgeschlossen, was ihr Vaterland gewesen war?

Ein Groll in ihr, der aus den Tiefen weiblichen Empfindens kam, regte sich dann gegen die herzlos kühle Art, mit der Frau Ada den schweren Unfall ihres Stiefsohnes abtat. Die grausamen inneren Nöte, in die Georges Vaterlandslosigkeit seine Frau gerissen hatte, ahnte eine Weltdame ihrer Art wohl gar nicht.

Helene aber stand noch unter dem zerrenden Eindruck der Worte des Zweifels, die der englische Flieger über ihren Mann niedergeschrieben hatte. Und wie eine Art Gebet stand in ihr der Wunsch auf: sie möchte nur das eine, einzige Bekenntnis von George hören, daß er sein Leben dafür eingesetzt habe, um hier zu landen.

Besuche, Vermittlungen, Auskünfte, Übersetzungen rissen sie immer wieder aus ihrem Sinnen heraus. Sie vergaß darüber die Zeit. Die Stille erst, die in den anstoßenden Geschäftszimmern eintrat, machte sie aufhorchen. Es war ein Uhr vorüber. Im Hause Laroche wartete man jetzt auf sie. Wenigstens Geneviève würde warten, um ihr bei Tisch Gesellschaft zu leisten. Helene hatte Hunger. Morgens war sie vor Spannung nicht imstande gewesen, etwas zu sich zu nehmen. Aber es graute ihr davor, noch einmal die Füße unter den Tisch von Laroche zu stellen. Das Schicksal stieß sie in eine furchtbare Aufgabe hinein: Sie hätte anklagen müssen, wo ihr Herz verteidigte.

Die große Oberlichthalle war jetzt leer. Der Telephonist vorn am ersten Schalter, der die Mittagswache hatte, schien als einziger in dem weiten Raum zurückgeblieben zu sein. Er pfiff. Erst schüchtern, dann beherzter, wohl weil er sich über die Ergiebigkeit des Tones in der schallverstärkenden Mittagsstille freute.

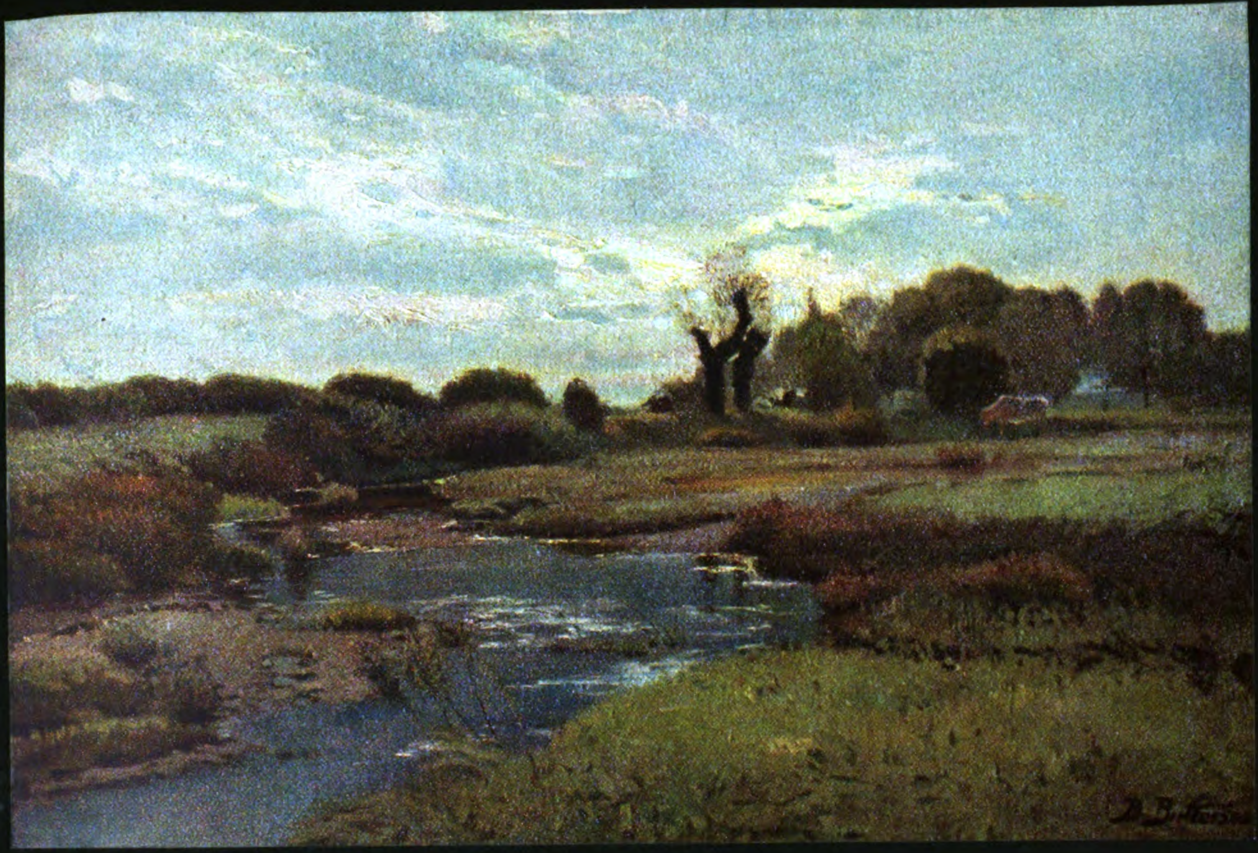
Jetzt flog die Schwungtür. Sporenklirren. Das Pfeifen brach sofort ab. Eine helle Stimme fragte. Die melancholisch-tiefe Antwort des Telephonisten erklang in einem Bayrisch, das der Fragende nicht verstand. Es folgte ein kurzes Hin und Her. Dann näherte sich der Sporenschritt. Und Helene wußte: Hans West kam.

„Gottlob, Sie sind noch da!" sagte er. Rasch zog er die Glastür hinter sich ins Schloß, warf seine Mütze, seine Handschuhe hin und kam auf sie zu, ihr beide Hände entgegenhaltend.

Sie hatte sich im Stuhle ihm zugewandt, blieb aber in sich versunken sitzen, und nur zögernd erhob sie die Rechte, um sie ihm zu geben.

„Ich hab' ganz Schaudervolles erlebt, Helene," sagte er. „Ach nein, nicht da draußen. Die Khakileute haben geschossen wie immer, nicht anders, meine Leute haben Deckung gehabt, und es ist nichts weiter passiert. Nein, nein. Aber hier in Lille selbst war's. Auf dem ganzen Herweg hatt' ich mir zwar vorgenommen, Ihnen keine Silbe davon zu

Digitized by Google



Wiesenbach. Gemälde von Prof. Bernhard Buttersack

sagen, aber ich braucht' Ihnen nur in Ihre fragenden, traurigen Augen zu sehen, da wußt' ich: ich bin Ihnen Rechenschaft schuldig."

„Mir?" Langsam schüttelte sie den Kopf. „Ich hab' kein Anrecht darauf."

Er hielt ihre Rechte zwischen seinen Händen. „Doch, Helene. Wir sind so alte, uralte Freunde. Da lächeln Sie, weil ich uralt sage. Aber es ist nicht ein Stück schöner, wunderschöner, dummer Kindheit, was uns verbindet? Und Älteres, Ehrwürdigeres als die eigene Kindheit gibt es doch nicht. Stimmt das? Ach, liebe Frau Helene, so böse hab' ich auf Sie sein wollen. Und hab's doch nicht gekonnt. Weil ich eben immer wieder das ‚Lenerle' in Ihnen gesehn hab', das deutsche Ding. Sie kann doch nicht falsch sein. So kann man doch nicht mit Blindheit geschlagen sein. Selbst wenn ... ja, selbst wenn man so innig, innig liebt."

Seine helle, gute, fast knabenhaft reine Stimme hatte etwas so Rührendes, Zwingendes, in dieser Stunde Erschütterndes, daß sie weinen mußte. Sie warf sich plötzlich mit beiden Armen auf die Schreibtischplatte und vergrub ihr Gesicht. Tastend suchte sie im Gürtel nach ihrem Taschentuch.

Er trat nahe an sie heran. Ungeschickt, wenn auch zart, strich er ihr über das Haar. „Nein, bitte, bitte, nicht weinen. Es soll Sie nicht kränken. Ich will offen sein. Sie sollen alles erfahren. Und dann sprechen Sie zu mir — offen und ehrlich. Gelt? Es hat mich ja so hin und her gerissen. Schaudervoll war es. Aber je weiter es hinter mich zurücktrat, desto sicherer ward ich. Ich will Ihnen alles sagen. Der Reihe nach. Aber Sie dürfen nicht mehr weinen."

Er setzte sich auf den Schreibtisch, beugte sich nieder, stützte seinen rechten Ellenbogen auf und hob mit der linken Hand ihr Kinn, so daß sie ihn ansehn mußte. Unter einem Tränenschleier sah sie sein junges, erhitztes, trotziges Gesicht mit den reinen, bittenden, ehrlichen Augen.

Und er erzählte ihr, wie es gekommen war, daß er — mit Consentius und dem Professor — seinem Bruder und dem Prinzen in die Bar der Nitouche gefolgt war und was er dort aus dem Munde von Manon Debonker vernommen hatte.

„Es war, um Sie herabzusetzen. Jetzt sag' ich mir das alles ja selbst. Ich sehe auch die Beweggründe. Aber ein paar Stunden lang hab' ich gelitten. Fritz ist ein Prachtkerl. Wenn ich den nicht gehabt hätte, dann wär' ich nicht so rasch wieder Herr über mich geworden. Das ist das Wundervolle, was ich da kennen gelernt habe: ein reiner, großer Mensch scheucht aus seiner Umgebung alles weg, was klein und unedel ist. ‚Du bist ein blinder Idealist!' schrie ich ihm erst zu in meiner maßlosen Erregung. Drauf er ganz ruhig: ‚Ach, weißt du, Hanning, ich bestrebe mich nur, ein anständiger Mensch zu sein, das genügt mir vollständig für meinen Hausgebrauch.' Ja, sehen Sie, und so ein Hunne hat mich dann richtig untergekriegt. Von Robert Schumann hat er einmal gelesen: Der Verstand irrt, das Gefühl nie. Und weil er für die D-Moll von Schumann schwärmt, geht er mit Schumann durch dick und dünn."

Wie ein Streicheln der Seele empfand sie seine Worte. Er ahnte ja nicht, wie die vertrauende Güte der Gesinnung sie aufrichtete, sie in ihren besten Vorsätzen bestärkte. Aber sie war ganz erfüllt von Dank. Bittend sah sie ihn an. „Glauben Sie doch nichts Schlechtes von mir. Ich stecke noch so tief in äußeren Unklarheiten. Es ist mir selber schmerzlich genug. Aber das haben die Verhältnisse mit sich gebracht. Ich kann jetzt nur nicht so jäh aus dem Kreis heraus, dem ich doch auch wieder Dank schulde ..."

„Das sollen Sie, sollen Sie, Helene!" Er richtete sich auf, blieb aber auf dem Schreibtisch sitzen und hielt ihre beiden Hände in den seinen fest. „Es ist auch schon alles besprochen. Sie kommen nach dem Nordbahnhof. Ella freut sich auf Sie!"

Ein trübes Lächeln trat auf ihr Antlitz. „Sie haben meine Schwiegermutter kennen gelernt?"

„Flüchtig gesehn." Fast trotzig preßte er die Lippen zusammen. Ein Schweigen trat ein. Dann sagte er: „Kennen lernen wollte ich sie auch gar nicht." Da sie verwundert aufblickte, ergänzte er: „Nun ja — aus Eifersucht."

Sie machte ihre Hände frei von ihm und stand auf. Sich von ihm abwendend preßte sie ihre Schläfen. „Ach, lieber Freund, wohin verirren Sie sich!"

„Ich — gönne es ihm nicht, daß Sie sich noch immer soviel mit ihm beschäftigen."

Sie atmete tief auf. „Also können Sie mich doch gar nicht verstehn."

„Ihr Mitgefühl — wohl. Denn Sie sind Weib." Nach einer Pause setzte er hinzu: „Sein Weib."

Nun wandte sie sich ihm wieder zu. Sie hatte beide Arme erschöpft sinken lassen. „Gewiß habe ich Mitleid mit ihm. Aber mehr als alles treibt und quält mich doch die eine Frage: was hat ihn bewogen, herzukommen, alle Gefahren auf sich zu nehmen, sein Leben einzusetzen?"

„Ja so. Sie möchten den Helden in ihm sehn? Um ihn zu verehren."

Digitized by Google

„Nein. Um ihn nicht mehr verachten zu müssen."

Das schnitt grausam scharf in die Stille. Das Wort blieb in der Luft hängen. Lange schwiegen sie beide. Jedes hing den eigenen Gedanken nach.

Endlich ging er, um Mütze und Handschuhe wieder aufzunehmen.

„Liebe Frau Helene — ich glaube nicht, daß er Ihnen Beweggründe, Anlaß und Umstände der bösen Fahrt selbst noch auseinandersetzen könnte. Aber Sie werden ihn ja jetzt endlich sehen. Sehen — sprechen kaum."

„Ich werde ihn — sehen?"

„Man hat ihn überführt. Er liegt im Kriegslazarett in der Militärhospitalstraße. Ich war beim Oberstabsarzt, habe ihn gefragt, ob eine Möglichkeit besteht, daß Sie ihn besuchen. Er hat nichts dagegen."

Ein schwerer, tiefer Seufzer löste sich aus ihrer Brust. „Ich danke Ihnen."

„Sie wissen: es ist ein Abschied."

Stumm nickte sie.

⁂ ⁂ ⁂

Auf dem Weg zum Krankenhaus trat Helene in eine kleine Bäckerei ein, in der sie etwas Gebäck zu sich nahm. Kakao oder Milch gab es nicht mehr. Sie stillte aber doch ihren Hunger. Und es war notwendig für die lange Wartezeit, die sie noch zu überstehen hatte, bevor zur Torwache die Nachricht zurückkam, die ihr die Erlaubnis gab, den Flügel aufzusuchen, in dem ihr Mann lag.

Das Gebäude war früher ein Kloster gewesen. Die ganze Anlage verriet es. Unter der Verwaltung der Deutschen waren bereits umfassende Änderungen, auch baulicher Art, vorgenommen worden. Der Sanitätsgefreite, der sie begleitete, gab ihr — zunächst erstaunt darüber, daß sie deutsch sprach — Auskunft. Er war hier seit dem ersten Tag der deutschen Besetzung tätig. „Wie's damals ausgesehn hat — ach du meine Güte! Ein Dreck war das hier! Und die armen Kerls, die Deutschen, die hier schwerverwundet lagen, die erst durch uns aus der Gefangenschaft befreit worden sind — eine einzige Kruste von Schorf und geronnenem Blut. Als ob sie die Unsern mit Absicht hätten verkommen lassen wollen. Von den armen Teufeln haben wir ja auch nicht viele durchgebracht. Die französischen Ärzte und Schwestern — die haben wir kennen gelernt, wir von der Sanität. Und dagegen nun die Sorgfalt, die jedem einzelnen verwundeten Franzosen oder Engländer erwiesen wird. Selbst Halbwilde liegen drüben, Gurkhas, Neger, Inder, man hat ja gar nicht soviel Geographie im Kopf, daß man weiß, auf welchem Weltteil man das Gesindel unterbringen soll. Aber ganz gleich: jeder hat sein sauberes Bett, seine gute Pflege, ob er nun aus München-Schwabing stammt oder aus Australien. — Ja, so sind wir Hunnen nun mal."

Das Wort ‚Hunnen' erinnerte sie an Mapplebaks Tagebuch. Mit welcher Selbstverständlichkeit wendete der Engländer das Wort auf alle Deutschen darin an. Und dagegen der Stolz dieses einfachen Mannes, daß seine Landsleute all die Unglücklichen, die für ihr Vaterland gekämpft hatten und der Pflege bedurften, mit derselben Barmherzigkeit umfingen.

Sauber waren die Betten, luftig die Räume, blütenweiß die Verbände, die sie in dem ersten Saal der Schwerverwundeten sah — aber wie grauenvoll wirkte dennoch der Anblick auf ihr Gemüt.

Und dann stand sie neben einer Schwester, mit der der Sanitätsgefreite ein paar Worte gewechselt hatte, und blickte ganz verständnislos das Gerüst an, das von der Decke herabhing und in dem sich eine Art Bahre mit einem in Verbandstoff gewickelten, mumiengleichen Bündel befand.

Sie sah ein bleiches Gesicht. Die Augen waren geöffnet. Sie hatten etwas seltsam Gläsernes. Vertrocknete Lippen bewegten sich fast unmerklich.

„Er will trinken," sagte die Schwester und nahm das Glasröhrchen, um die Lippen zu netzen.

Ein hellerer Schein huschte über das Gesicht des Verwundeten. Und dabei erkannte Helene die Züge ihres Mannes. Aber gleich darauf war das Antlitz wieder fremd, marmorn.

„Herr — Gott — im Himmel!" flüsterte Helene und preßte die Hände ineinander.

Die Schwester widmete sich an Nachbarlagern ihrem Dienst, kümmerte sich anscheinend nicht weiter um sie; aber als der jungen Frau plötzlich die Knie versagten, huschte sie herzu und schob ihr einen Schemel hin.

„Nicht zu lange bleiben, es quält ja nur, und dem Kranken hilft es auch nicht, bei dem hohen Fieber ist ein Erkennen ganz ausgeschlossen."

Helene saß eine Weile stumpf da. Sie blickte auf die Tafel, las die Kreideaufzeichnungen über den Fall, die Fieberhöhe, Namen, Nummer. „Leidet er?" fragte sie endlich.

„Kaum. Jedenfalls liegt er hier viel besser. Da draußen haben sie die Vorrichtungen nicht wie hier."

„Hat er gesprochen?"

„Nein. Es ist wohl eine Lähmung als Folge der Verwundung ... Aber, seltsam,

zuerst, als er im neuen Verband lag, hat er ein paar Töne gesungen, ganz leise, wie ein Kind vor dem Einschlafen. Seitdem ist er still... Aber jetzt müssen Sie gehen. Da nebenan ist so ein unruhiger kleiner Herr, der verträgt es nicht, wenn gesprochen wird."

„Ein Deutscher?"

„Ja, ein Kriegsfreiwilliger. Noch von Langemarck. Ein Studentlein. Das ist unser Liebling. Leider auch Wirbelsäule verletzt. Aber den bringen wir durch."

„Und — Sie meinen —"

Die Schwester preßte für eine Sekunde die Lippen zusammen. „Ach, das war nur so hingesagt, wir wissen doch im Ernst nie, wie die Ärzte urteilen."

Aber Helene fühlte heraus, das sollte ein Trost sein.

Sie hatte sich erhoben. Sie wollte der Schwester die Hand geben, doch die schüttelte lächelnd den Kopf. „Ich muß sonst gleich wieder bürsten. Seien Sie nicht böse."

„Nein, nein." Helene nickte ihr zu. „Und ich danke Ihnen für alles, was Sie für ihn tun."

„Ihr Mann, hörte ich?"

Tonlos bejahte sie.

Der Sanitätsgefreite hatte auf dem breiten Flur gewartet. Er nahm den Besuch nun wieder in Empfang.

„Im ersten Saal hat ein Deutscher nach Ihnen gefragt. Ob Sie Frau Martin wären? Er kenne Sie. Er sei bis zum Kriegsausbruch hier in Lille gewesen. Ein Landwehrleutnant. Er kam aus der Champagne und ist bei Messines verwundet worden. Nächste Woche ist er transportfähig, sagt der Arzt, dann kommt er nach der Heimat. Knieschuß und Granatsplitter an der Hüfte. Aber er war soweit ganz fidel. Ein Leutnant Schneider."

Jäh wandte sich Helene ihm zu. „Schneider liegt hier?" Es war der Prokurist ihres Mannes gewesen. Unter größten Schwierigkeiten hatte der Mann sich zu den deutschen Linien durchgefunden. Und auch er nun verwundet —!

„Kann ich zu ihm?"

„Aber nur zwei Minuten. Sonst zankt der Stabsarzt."

Das war nun auch ein erschütterndes Wiedersehn. Der große, starke, blonde Mann sah sie freundlich an. Rühren durfte er sich nicht. Er hatte alles vergessen, was vor dem Kriege oft zu Reibungen zwischen ihnen geführt hatte. Er freute sich, daß sie lebte. Und es war ihm ein Schmerz, zu hören, daß George schwerverwundet hier lag.

„Aber — ist es nicht ein Glück," sagte er, „daß er schließlich doch noch zu seiner Vaterlandspflicht zurückgefunden hat?"

Er ahnte nicht, daß ihr Mann als Gefangener hier lag. Auch ihr plötzlicher heißer Tränenausbruch verriet es ihm noch nicht.

„Ach — lieber Herr Schneider — wie wird einem das Herz zerrissen... Und so gute Augen haben Sie noch immer... Ich hab' Sie so oft gekränkt."

„Tut nichts. Sie haben jetzt ja doch noch erkennen müssen, daß wir Barbaren besser sind als unser Ruf. Nicht? Und der Firnis der Franzosen? Ich war doch drei Tage lang in der Champagne gefangen. Frau Martin — lieber bei einem wilden Völkerstamm. Dagegen ist es immer noch ein Vergnügen, mit einem zertöpperten Bein in einem deutschen Lazarett zu liegen. Und ich habe das Eiserne. Noch als Vizefeldwebel hab' ich's gekriegt. Ja, und denken Sie, mein jüngster Bruder hat das Eiserne Erster. Als dritter in der ganzen Brigade. Fein, nicht? Grüßen Sie Ihren Mann. Ich soll nächster Tage abtransportiert werden. Aber vielleicht sehe ich ihn noch..."

„Der Stabsarzt kommt!" raunte der Sanitätsgefreite Helene zu.

Sie strich über die weißgewordene, große Hand des Deutschen. Fast zärtlich. „Alles Gute!" flüsterte sie. Dann folgte sie ihrem Führer auf den Fußspitzen.

Während sie über den Hof ging und wie in einem stillen Gebet zum Himmel aufsah, traf ihr Blick die Reihe der Fenster, an denen von den Deutschen Blumenkästen angebracht waren. Da und dort zeigte sich schon das erste dankbare Grün. Hoffnung — neues Leben. Helene konnte nicht mehr an sich halten. Ein Schluchzen überfiel sie.

„Ach — es wird vielleicht noch alles ganz gut werden," suchte der Gefreite zu trösten.

Sie schüttelte den Kopf. Sie glaubte nicht daran, daß George sein Lager anders denn als stiller Mann verlassen würde. Aber die Qual brannte in ihrem Herzen, daß er sein Leben und seine Ehre hingegeben haben sollte für dieses Volk, das der ehrliche deutsche Landwehrmann voller Verachtung tiefer einschätzte als einen wilden Völkerstamm... Weil sie an Wehrlosen sich vergingen... Ach, sie hatte es ja selbst mit ansehn müssen!

Wenn George doch noch einmal den Mund auftun könnte, um ein Bekenntnis abzulegen! Durfte er denn aus dem Dasein scheiden, ohne Rechenschaft zu geben? Mußte es ihn nicht mit allen Fibern halten — mit dem letzten Rest seines Lebensdranges —, daß er sich rechtfertigte vor seinem Vaterland?

Mit enger Kehle, nassen Augen begab sich Helene in ihren Dienst...

... Von der neueingerichteten Verpflegungsstätte am Nordbahnhof ward im Laufe

Digitized by Google

des Nachmittags angerufen. Der Hauptmann unterhielt sich am Fernsprecher ein paar Augenblicke, lachte ein paarmal, dann stand er auf und reichte Helene den Hörer. „Der Professor wünscht Sie zu sprechen. Er ist wieder mal aufgezogen."

„Frau Martin? — Ja, also ich stehe hier als Amor, angetan mit Liebesköcher, aber im übrigen ganz vorschriftsmäßig, wovon Sie sich jederzeit überzeugen können. Ich soll Ihnen von Ihrer Frau Schwiegermama ausrichten, daß Schwester Ella Ihnen in ihrem Prunkgemach hier im Oberstock des Bahnhofs die zweite Fürstengruft zur Verfügung stellt. Mannschaftsbett mit Strohsack und wollener Decke. Schwester Ella speist soeben mit linder Hand dreiundsechzig Leichtverwundete, die abtransportiert werden sollen, sonst würde sie selbst mit Ihnen sprechen. Wenn Sie schon heute abend kommen wollten, so sei alles bereit. Sogar Seife. Ich persönlich habe nur die Bitte, mir dann morgen Auskunft darüber zu geben, ob Schwester Ella wirklich so lebensgefährlich ruhestörend schnarcht, wie ihr Bruder Fritz mir das unter Berufung auf seinen Diensteid mehrfach versichert hat."

Der lustige Ton tat Helene ordentlich weh. Sie fand kaum eine Antwort. Unsicher fragte sie nach ihrer Schwiegermutter.

Der Professor konnte sich auch da etwas Spott nicht versagen. „Die Gnädigste unterhandelt soeben in Voltaireschem Französisch mit der Vorarbeiterin der Reinemachefrauen. Aber die Unglückliche ist verzweifelt, versteht kein Wort — denn sie ist Flämin. Ich werde versuchen, mit Englisch zu vermitteln."

Hernach sagte ihr der Hauptmann: Der Landsturmprofessor habe sich im Kasino neulich alle Herzen erobert, weil er so gar kein Wesen aus sich mache, und er sei doch in der Heimat als ein ganz hervorragender Gelehrter angesehn.

Nur selten bisher war der Hauptmann in den Amtsstunden zugänglich für ein Gespräch gewesen, das nicht zum Dienst gehörte. Er hatte aber vernommen, daß der Gatte der jungen Frau als Todeskandidat hier im Kriegslazarett Aufnahme gefunden hatte, und weil ihr blasses Gesicht, ihr schmerzvoller Ausdruck sein Mitleid erregte, suchte er nach einer Ablenkung.

Nach Dienstschluß erschrak Helene zunächst wieder über das eigenartige Stadtbild. Auf den noch im vollen Sonnenlicht liegenden Straßen und Plätzen kein einziger Zivilist. Auch das Herumstehn in den Türen, das Hinauslehnen aus den Fenstern war durch eine verschärfte Bestimmung verboten. Nur Feldgraue waren zu sehn.

Kaum war Helene an der Postensperre vorüber, die den Verkehr der Kraftwagen zum Gouvernement regelte, als auch schon ein Militärpolizist, der ihr entgegenkam, vom Rad sprang und sie auf französisch nach ihrem Ausweis fragte. Sie hatte vergessen, die Armbinde anzulegen, und entschuldigte sich, sie aus ihrem Täschchen hervorziehend. „Na, Fräulein," sagte er nun gutmütig auf deutsch, „dann aber dalli — sonst werden Sie alle hundert Meter angehalten, es weht heute wieder höllisch scharfe Luft!" Helene kam es zum ersten Male zum Bewußtsein, daß sie in den Augen der Liller jetzt, wo ihr mehr Bewegungsfreiheit vergönnt war, ganz und gar zur feindlichen Macht gerechnet wurde. Als sie durch die stille kleine Straße kam, die zur Rue Bethune leitete, fuhr sie plötzlich jäh zusammen. Dicht hinter ihr war ein Blumentopf auf den Bürgersteig gefallen. Wie zufällig.

Sie hörte aus dem offenen Fenster eines oberen Stockwerks lachen.

‚Nicht stehenbleiben, nicht hinaufblicken!' sagte sie sich sofort. Und ruhig, als wäre nichts geschehen, ging sie weiter.

Aber sie empfand es wie einen Schnitt, der sie nun auch äußerlich von ihrem bisherigen Umkreis trennte — trennen mußte.

Im Hause Laroche herrschte große Aufregung. Mapplebak war am Nachmittag hier gewesen, Ebenezer Drachman war dann auch noch gekommen, und plötzlich hatte es geklingelt — zwei Soldaten hielten draußen. Angele erzählte Helene die Begebenheit noch im Hausflur. Wenn diese Lillerinnen aus dem Volk Bericht erstatteten: ob sich's auch nur um die kleinsten Vorkommnisse handelte — es hörte sich immer wie ein Drama an. Hier zitterte nun noch wirkliche Angst nach. Man hatte die beiden Soldaten zunächst warten lassen, um zu beraten. Die klingelten aber sehr ungestüm. Darob wuchs das allgemeine Durcheinander. Die beiden Fremden mußten rasch ins Billardzimmer eintreten. Das war ein Laufen, Flüstern, Rufen, Beschwichtigen auf den Treppen. Hernach ergab sich, daß die beiden Soldaten von der Post kamen. In der ganzen Stadt wurden die Fernsprechapparate, die sich noch aus Friedenszeiten in einzelnen Häusern befanden, beschlagnahmt und abgeholt. Auf dem Verzeichnis der Telephonabonnenten befand sich auch Laroche. Benjamin jagte hinauf, um die Mutter zu beruhigen, die sofort wieder ihre Weinanfälle bekommen hatte; Geneviève unterhandelte mit den Soldaten. Sie werde den Apparat selbst abnehmen und herausbringen. Die wehrten ab: nein, das sei unzulässig, denn dabei könnte der Fern-

Digitized by Google

sprecher beschädigt werden ... Und so traten sie in den Raum ein, in dem sich Laroche mit den beiden Herren befand ...

Geneviève war bleich, aber doch schon wieder leidlich gesammelt, als Helene kam. Laroche dagegen sah erbärmlich aus, und seine Stimme schwankte zuweilen. Solang die Soldaten mit dem Abnehmen des Fernsprechers und der Drähte beschäftigt waren, hatte er am Billard gestanden und seinen beiden Gästen, nur damit das Schweigen des Engländers nicht auffiel, eine Art Vortrag über die Karambolage gehalten. Er spielte zuweilen, aber seine Hände zitterten derart, daß ihm nichts gelang. Wenn einer der beiden Feldgrauen Billardspieler gewesen wäre, so hätte er alles durchschaut. Er und Drachman pafften in ihrer Erregung während dieser für sie grauenvoll spannenden halben Stunde unausgesetzt an ihren Zigaretten. Mapplebak hielt die Holzpfeife zwischen den Zähnen. Er suchte sich möglichst unauffällig zu geben und benahm sich daher so, wie es bei ihm zu Hause unter Herren üblich war. Er streckte seine langen Beine auf einen Stuhl aus, den er an das Sofa heranzog und legte den Kopf tief hinten über. Geneviève war äußerst erschrocken, als sie nach einer Weile, von der Unruhe getrieben, hereinkam und das sah.

„Das typische Bild," sagte sie zu Helene. „Die Soldaten können in ihrem Leben noch keinen Engländer gesehn haben, sonst müßten sie gemerkt haben: das ist Mapplebak, den sie durch Maueranschläge in ganz Lille suchen!"

An der Stelle, an der während der spannungsvollen, aber schließlich harmlos verlaufenen Begegnung Mapplebak sich mit den langausgestreckten Beinen geräkelt hatte, saß jetzt Laroche. Er war still, matt, alt. So hatte ihn Helene noch nie gesehn. Erst als sie von der Ankunft ihrer Schwiegermutter erzählte und daran anknüpfend berichtete, daß für sie ein Quartier im Bahnhofsgebäude hergerichtet sei, in der neuen Verpflegungsstätte, hob er den Blick und sah sie lange ernstforschend an. „Das letzte Glied also in der Kette der Freundschaft —" sagte er tonlos.

„Meine Dankbarkeit bleibt Ihnen, Laroche," erwiderte sie nach einigem Schweigen. „Auch meine Freundschaft."

Geneviève war wieder eingetreten. Sie hatte die letzten Reden mit angehört. Die Lippen fest aufeinanderpressend blickte sie Helene an. Es lag Groll in ihrem Ausdruck. Ein Vorwurf. Daß ihr Vater litt durch Helenens Fortgehen, das wußte sie. Sie wäre für ihn durchs Feuer gegangen — und Helene, die er so schwärmerisch liebte, mit einer so edeln Aufopferung, sie konnte seinen Herd so treulos verlassen ...

Auch als es dunkel wurde, blieben sie heute im Billardzimmer sitzen. Licht wurde nicht angesteckt. Nur der Schein, der durch die Kathedralglasfenster vom Flur hereinfiel, wo die flackernde Gasflamme brannte, leuchtete matt.

Sie waren alle heruntergekommen, die Apfelgesichter, um dem Vater Gutenacht zu sagen. Selbst Fleurette war es von Ma gestattet worden. Um sieben Uhr früh wollte er das Haus verlassen, er hatte eine kleine Reise vor, hieß es, und es war nicht ganz bestimmt, ob er morgen abend zurück sein konnte.

Berthe, die gleich den Geschwistern im Nachthemd war, erschien Helene ganz verwandelt. Sie machte schwärmerische Augen — zu der kleinen Stupsnase und dem lustigen Backfischmund wollte das aber gar nicht so recht passen. Helene zog sie an sich. „Und was ist denn mit dir, kleine Berthe —?" fragte sie gutmütig, sich zu einem scherzenden Ton zwingend.

Aus der Sofaecke, wo Benjamin auf der Lehne balancierte, kam die jungenhaft unzarte Erklärung: „Das weißt du nicht, Tante Helene? Berthe ist doch in Mapplebak verschossen."

Für einen Augenblick vergaß sich Berthe und schnitt dem Bruder eine lange Nase. Aber nur Helene und Louise sahen es, weil Berthe im Dunkeln saß.

„Sogar ein Gedicht hat sie gemacht!" plauderte Benjamin weiter aus und wippte sich auf der Sofalehne immer höher. „Madeleine — nicht?"

Zärtlich tastete Laroches Hand nach Berthes Schulter. „Laß dich's nicht verdrießen, kleine Berthe. Du hast keinen schlechten Geschmack bewiesen. Mapplebak ist ein guter, tapferer Junge."

„Du hast ihn nicht gesehen, Helene?" fragte Geneviève und zog sie mit ans Rundfenster.

Nun endlich kamen die beiden zu längerer Aussprache. Aber all das, was in ihrer Seele heute vorgegangen war, durfte Helene der Freundin ja doch nicht berichten. Zu grausam waren die Empfindungen, einander wohl auch zu widersprechend, als daß sie bei Geneviève volles Verständnis voraussetzen konnte. Nur über die erregenden Begegnungen dieses Tages berichtete sie. Welche Stürme über sie hergegangen waren, als sie Hans West gesprochen und als sie dann am Leidenslager ihres Mannes gestanden, als sie Schneider wiedergesehen hatte — das erfuhr Geneviève nicht.

Digitized by Google

Aber an eine Bemerkung von Antoine knüpfte sie an: Mapplebak flunkere, man dürfe ihm nicht glauben. Wie Geneviève über ihn urteile?

Geneviève hatte die Schläfe ans Fenster gelehnt. Matt lächelnd erwiderte sie: „Hast du nicht gehört, was Papa vorhin zu Berthe sagte?"

„Ach, Liebste, Berthe ist ein Kind! Ich verstünde deinen Vater auch darin: einem jungen Mädchenherzen nicht sein Ideal zu rauben."

„Verstehst du ihn wirklich, Helene? In allem?" Sie hob und senkte die Schultern in einem tiefen Atemzug. „Heut bin ich doch daran verzweifelt."

Nun tastete Helene nach ihrer Hand. „Ach — liebe, liebe Geneviève —! Nein, du darfst mich wirklich nicht nur nach dem einen, einzigen Gesichtspunkt beurteilen ... Du weißt, wie innig dankbar ich deinem Vater bin, wie ich ihn verehre, in allem ... Ach, Kind, du ahnst ja nicht, wie es mich in tiefster Seele oft zerreißt!"

„Man muß glauben und vertrauen."

„Du — gutes — Kind!"

Lange standen sie nun still nebeneinander am Fenster. Laroche schickte die Kinder endlich zu Bett. Fleurette verlangte, daß er gleich mit hinaufkam, um Ma Gutenacht zu sagen. Aus dem Mädchenlachen, das zu ihnen hereinklang, ging hervor, daß Laroche, um Fleurette das Treppensteigen zu ersparen, die leichte Last auf den Rücken nahm. Sie sangen dann alle zusammen ein Kinderliedchen, das sie schon fast vergessen hatten. Aber mitten darin gab es ein leichtes Aufkreischen. Benjamin hatte sich's natürlich nicht nehmen lassen, in einem geeigneten Augenblick der Schwester, die da vor ihm auf des Vaters Rücken hing, einen schallenden Klaps zu geben.

Oben herrschte dann noch lange Unruhe. Madeleine weinte über irgend etwas. Und Fleurette deklamierte in übertriebener Weise, immer wieder vom Lachen geschüttelt, von Berthe und der Mama verweisend unterbrochen, ein schwärmerisches Gedicht. Gewiß war es Berthes Erguß ihrer Gefühle für Mapplebak. Dazwischen schallten Benjamins kurze, übermütige Rufe. Er sprang wohl fünfmal noch hinauf und warf irgendein kindisch-lustiges Neckwort für die gekränkte Berthe ins Schlafzimmer der Mama, jedesmal unter stürmischem Protest zurückgewiesen.

Langsam kam Laroche die beiden Treppen herunter und über den Flur. Er ging unsicher, auch seine Stimme, die sonst etwas so Besänftigendes hatte, klang seltsam farblos.

„Noch immer im Dunkeln?" Er blieb am Billard stehen und rollte den weißen Ball, der noch eben erkennbar war, über die dunkle Ebene. Ein leiser Klack.

„Hast du gewünscht, zu treffen?" fragte Geneviève, sich vom Fenster lösend.

Sie waren alle ein wenig abergläubisch. Auch Laroche. Er antwortete nicht sogleich. „Wär's eingetroffen — so wie ich wollte — dann dürft' ich's doch nicht sagen. Ist's nicht so?"

Kurzes Schweigen. Plötzlich stieß Geneviève aus: „Ach, Papa, ich habe eine große, große Bitte. Wirst du sie mir erfüllen?"

„Du mußt sie mir nennen."

„Nein. So. Bitte, bitte."

Helene war zum Sofa gegangen und hatte sich gedankenschwer in die Ecke gesetzt. Geneviève zog ihren Vater mit sich dahin. Mit einem kleinen Schwung ließ sie sich neben Helene nieder. Und links Helene, rechts ihren Vater um den Nacken fassend, schmeichelte sie: „Helene, liebe, liebe Liebste, hilf doch mit! Papa soll morgen früh nicht mit nach Belgien!"

„Aber — das ist doch nicht etwa ... Um Himmels willen, Laroche, Sie werden doch nicht unvorsichtig sein! Gerade jetzt, wo überall die Aufmerksamkeit verschärft ist!"

„Ich habe es Drachman zugesagt. Er hat da zwei Leute, die zur Front wollen. Haby, der Glasermeister aus der Rue Solferino. Und dann der Mann der Wäscherin aus der Rue Gambetta. Weißt du, Geneviève, der kleine Landsturmmann, der früher im Kasino Rechnungsführer war."

Geneviève machte große Augen. „Der will mit? Der? Dem hätt' ich den Mut gar nicht zugetraut."

Leise lachte Laroche. Die Bewegung teilte sich in der Rückenlehne des Sofas seinen beiden Nachbarinnen mit. Geneviève empfand es als Wohltat, daß ihr Vater wieder in hellere Stimmung kam. „Erzähle doch."

„Ach — Biquet ist kein Held. Er ginge wohl nicht, wenn ihn nicht seine Frau so schlecht behandelte." Wieder lachte er. „Ein halb' Jahr lang hat er nicht aus dem Hause gedurft. Da hätte die Liebe, die ihn daheim fesselte, schon stärker sein müssen." Er holte tief Atem, und wieder fühlten sie's. „Aber seinem Beispiel verdanken wir mehr. Bergerat hat endlich zugesagt."

„Antoine —?!" Sie riefen es beide, sich sofort aufrichtend.

„Der Fall mag bei ihm wohl ähnlich liegen. Herzensenttäuschung, Verbitterung — was bietet dann das Leben noch viel? Und bei ihm kam noch hinzu: wirkliche Not. Ja, wenn wir alle so hätten erhalten können,

Digitized by Google

wie sie's im Grunde verdient haben. Aber es sind noch über zweihundert Mann hier. Was da jede Woche verschlingt."

„Es ist grauenvoll, wie sie leben, die armen Jungen!" sagte Geneviève. „Hunger und Angst. Und als einziges winkt die Aussicht: hinüberzukommen in neuen Kampf."

„Wär's vielleicht nicht doch noch menschlicher," sagte Helene, „sie ruhig ihr Los hier auf sich nehmen zu lassen?"

„Helene —!" stieß Geneviève aus. Sie packte ihre Hand, daß es Helene fast weh tat.

„Ach, laß nur, Geneviève. Im Grunde hat Helene recht. Sie haben alle schon genug der Schrecken hinter sich. Nicht jeder ist Abenteurer. Nun heißt es, neuen Gefahren trotzen. Ich würde sie ja auch gern in Ruhe lassen. Aber Frankreich braucht Soldaten ..." Mit der Hand abwehrend brach er ab: „Nein, nein, keine Politik, Helene hält ja nicht mehr zu uns. Sie hat nun andere Sorgen als wir."

Rasch fiel Geneviève ein, um abzulenken: „Du weißt, daß Helene George gesehen hat?"

Er nickte. „Ich hörte."

„Von wem?"

„Von euch. Als die Kinder noch da waren."

Geneviève nickte und lächelte. „Oh, siehst du, Helene — Papa —!"

„Ich muß mit Mapplebak sprechen," sagte Helene, ohne auf den Einwurf der Freundin, der doch wieder eine Art Vorwurf war, einzugehen, „ich muß endlich erfahren ... Kommt er morgen noch einmal her?"

Laroche schüttelte den Kopf. „Zu gefährlich jetzt. Wir nehmen den ersten Wagen der Schnellbahn nach Roubaix. Dort gehn wir in Gruppen nach dem Café Lion d'or. Da ist der Führer."

„Roux? Der Student?" fragte Geneviève eifrig ... „Er ist wieder zu Rade?"

„Er will diesmal selber mit hinüber. Sich stellen."

„Das Kind!"

„Er wird im Juli achtzehn. Drüben — die unsrigen — kommen auch schon alle an die Reihe."

Geneviève fuhr sich über die Augen. „Roger —! Ja, du hast recht, sie kommen alle an die Reihe." Nach kurzer Überlegung stand sie entschlossen auf. „Also — ein Vorschlag, Papa — du nimmst uns beide mit."

„Euch beide? Ach nein. Es ist um so auffälliger."

„Aber ich bestehe darauf." Sie lachte seltsam. „Vielleicht ist es Eifersucht auf Helene."

„Eifersucht?" Laroche nahm die Hand seiner Tochter. „Helene ist mir gut. Gewiß. Wie einem bejahrten Literaturlehrer. Ist's nicht so? Aber sonst?"

Geneviève hielt der Freundin rasch den Mund zu. „Antworte nicht. Ich beschwöre dich." Dann ergriff sie wieder die Hand ihres Vaters. „Ich will nicht von etwas fern sein, wo es vielleicht gefährlich ist. Wo Helene ist, will ich auch sein."

„Oh — das ist deine Eifersucht. Meine liebe, tapfere Geneviève —!"

In der völligen Finsternis, in der nur noch ganz schwach der Schimmer der Gesichter leuchtete, standen sie am Sofa beisammen. An der Front hatte wieder das zum Abend übliche starke Artilleriefeuer eingesetzt. Ab und zu bebten die Fenster.

Lange standen sie so und lauschten.

„Jetzt ist Roger schon weit, weit —" sagte Geneviève endlich. „Gewiß schon in Holzminden. Da kommen sie hin, heißt es Ich habe es auf der Karte gesucht, aber es gibt ja so viele, so viele Städte in Deutschland. Das hab' ich bisher gar nicht gewußt."

Wieder schwiegen sie.

„Nun müssen Sie ein Wort über George sagen," meinte Laroche, seltsam bitter, vielleicht auch spöttisch, aber sicher gequält.

Helene schluckte. „Ich muß erst Mapplebak über ihn gehört haben."

„So, so." Laroche sann noch eine Weile dem nach. Dann tastete er sich zur Tür, um sie zu öffnen, damit der Lichtschein hereinfiel. „Kommt also mit, wenn ihr durchaus wollt, morgen früh. Aber jetzt, bitte, in aller Stille zu Bett — sonst hat Ma wieder eine schlechte Nacht."

Sie verließen das Billardzimmer leise. Er drehte die Flurbeleuchtung ab. Nur noch flüsternd verständigten sie sich dann über den Aufbruch am andern Morgen, während sie zu den oberen Stockwerken emporstiegen.

Helene entledigte sich gleich ihrer Schuhe, damit man ihr Hin- und Hergehen nicht hörte. Sie kramte ihre Habseligkeiten zusammen. Es sollte ja doch die letzte Nacht sein, die sie hier verbrachte. Und mit klopfendem Herzen lag sie dann im Bett, verfolgt von den Bildern des Tages und voller Spannung auf das, was ihr nun endlich der Morgen bringen sollte.

⌘ ⌘ ⌘

Punkt sieben Uhr früh verließen sie das Haus.

Innerhalb des Dreistädtebezirks unterlag der Verkehr der Zivilisten keiner Beschränkung. Arbeiter und Arbeiterinnen, Schreiber, Geschäftsdamen, Marktleute benutzten die Schnellbahn von der frühesten Morgenstunde an, zu der sich die Bürgerschaft auf der

Straße blicken lassen durfte. Erst an der Weichbildgrenze der Nachbarorte und an den Kreuzungen der Landstraßen außerhalb der Stadt hielt die Postenkette den Verkehr an: nur solche Zivilisten, die mit genau ausgefüllten, auf Namen, Wohnung, Ziel, Tag und Zweck der Wanderschaft lautenden Scheinen versehen waren, wurden hier durchgelassen. Eine grauhaarige Flämin, die Geneviève und Helene in der Straßenbahn gegenübersaß, erzählte ihr Mißgeschick: ihre Schwester, die eine Gärtnerei betrieb, wohnte dicht außerhalb der Sperre, und für jeden Marktgang mußte sie sich erst den Paß verschaffen, um die Landerzeugnisse zur Stadt bringen zu können. Und weil sie heute der Schwester beim Gemüsepflanzen helfen wollte, hatte sie gestern zwei Stunden auf dem Paßamt sich anstellen müssen, um den Erlaubnisschein zum Überschreiten der Postenkette zu bekommen. „Immer und überall wittern sie Spione! Schließlich muß noch jedes Radieschen, jedes Gänseblümchen, das man zum Verkauf nach Lille schaffen will, seinen regelrecht ausgestellten Passierschein haben!"

Ein paar Umsitzende lachten. Helene fühlte den leichten Druck von Genevièves Arm. Sie sagte sich: wie leichtgläubig, wie vertrauensselig mußten im Gegensatz zu der Meinung der Gärtnersfrau die Deutschen sein, wenn doch Unternehmungen der Art, wie sie Ebenezer Drachman nun schon Dutzende von Malen gewagt hatte, immer wieder glatt verlaufen waren.

Auf der vorderen Plattform stand der Unterleutnant neben Mapplebak. Der Engländer sah aus wie ein Schofför oder Mechaniker, der zu seinem Arbeitsanzug einen Zivilhut aufgesetzt hatte. Er fiel durch seine Größe auf, hatte aber ein gutmütiges Kindergesicht. Besondere Klugheit drückten auch seine Augen nicht aus. Er hatte die Fäuste in den Seitentaschen seiner Lederjacke vergraben und starrte stumpf vor sich nieder. Zuweilen auch schloß er die Augen. Er schien noch müde zu sein. Ihm gegenüber lehnte Drachman an der Wagenwand. Sein Gesicht konnte Helene nicht sehen. Aber sie merkte, daß er unausgesetzt sprach, dazwischen Zigaretten rauchte und spuckte. Laroche hatte im zweiten Wagen Platz genommen. Erst im Verlauf der Fahrt, die etwa eine halbe Stunde währte, wurde es hell. Wenn Helene sich vorbeugte, begegnete ihr Blick dem von Laroche. Unbedingt erkannte er sie, aber sein Ausdruck blieb steinern.

Auf verschiedenen Wegen erreichten sie von der Endhaltestelle der Bahn aus das Café. Laroche machte mit seinen Begleitern einen größeren Umweg und betrat das Grundstück schließlich von der Hofseite her.

Im oberen Stockwerk, in einem öden, weißgestrichenen Raum, in dem sich zwei Reihen kleiner Marmortische mit Rohrstühlen befanden, sonst nichts, saßen fünf Männer und ein Bursch von etwa siebzehn Jahren, der in einem Radfahreranzug steckte. Die Männer hatten kleine Bündel und Pakete neben sich. Sie tranken Kaffee und aßen Brioches, schöne duftende Backware von weißem Mehl, wie man's in Lille nur noch selten bekam. Eine flinke, blonde Flämin bediente. Sie war ganz sauber, ging aber auf Strümpfen.

Geneviève trat vor Helene ein. Sie kannte alle, die hier waren. Leicht verwundert blickten sie die Fremde an, aber Laroches Tochter begrüßten sie mit stummem Kopfnicken. Einen etwas sorgfältiger als seine Nachbarn gekleideten Gast, der am Fenster saß, erinnerte sich auch Helene früher schon gesehen zu haben. Sie nahmen an einem der Tische Platz. Die Flämin bediente sie. „Wenn ich nicht irre," sagte Helene leise zu Geneviève, „war es in der Fabrik, wo er öfters hinkam."

„Leicht möglich," erwiderte Geneviève ebenso leise, „es ist Decouai, der Direktor der Weberei in Helemmes. Gewiß hatte er auch zu George geschäftliche Beziehungen. — Und der links von ihm kam auch öfters zu Papa in den letzten Wochen, wenn er Leute hatte, die hinüber wollten. Er ist die rechte Hand von Papas Freund. Erinnerst du dich nicht? Herr von dem Bosche, der Spinnereibesitzer in Canteleu."

„O ja — mit dem sich dein Vater immer im Café du Boulevard traf?"

Geneviève lächelte. „Er ist sehr stolz auf seine Spezialität. Siehst du die Stöcke, die sie da bei sich haben? Die sind alle hohl. Und darin sind die Nachrichten, die er verschafft hat. Mapplebak ist glücklich. Er nimmt einen Plan mit allen Fliegerstationen in und um Lille mit."

Der zitternden Hand Helenens entfiel das Löffelchen. Erschrocken fuhren sie alle auf. Die Unterhaltung ward überall nur im Flüsterton geführt. Etwas Nervosität war allen anzumerken. Der Fabrikdirektor aus Helemmes hatte sich zu dem Spinnereibesitzer aus Canteleu übergebeugt. Sie sprachen jetzt über die Begleiterin von Geneviève. Es fiel dann auch der Name George Martin — und in Verbindung damit der von Mapplebak.

In ihrem geräuschlosen Katzengleiten kam die kleine Flämin die Treppe herauf und machte sich an Genevièves Platz zu schaffen.

Digitized by Google

Am Kamin

Gemälde von H. S. Hubbell

Digitized by Google

Digitized by Google

Sie werde unten gewünscht, sagte sie dabei leise.

In dem unteren Raume hatte Laroche mit Mapplebak und dem Unterleutnant gesessen. Sie brachen soeben auf.

„Eine Morgenpromenade?" fragte die Wirtin und lächelte harmlos.

Laroche warf Geneviève einen stumm fragenden Blick zu. Wie Helene annahm, betraf er Roux, den Radfahrer, der als Führer dienen sollte. Ob er oben war?

In zwei Reihen gingen sie die Straße hinauf. Die Herren hatten die Hände in den Taschen, die Zigarette im Mund.

„Roux ist der blödeste Hammel, den ich je gesehen habe," sagte der Unterleutnant nach ein paar Minuten stillen Wanderns, ohne aber die Zigarette aus den Lippen zu nehmen. „Er hat für Mapp einen Passierschein: Barbier, 23 Jahre alt, schwächlich. Wenn der Landsturmposten den Ausweis überhaupt liest, dann ist der ganze Plan von vornherein gescheitert."

Laroche suchte krampfhaft über jedes Angstgefühl hinwegzutäuschen. „Wenn der Posten daran zweifelt, daß Mapp Barbier ist, dann muß Mapp ihn rasieren, um eine Probe seiner Kunst abzugeben."

Der Unterleutnant lachte. „Dann wäre beiden geholfen. Der schneidet ihm gleich die Gurgel durch." Er wandte sich nach Helene um und sagte: „Übersetzen Sie's ihm, Frau Martin. Vielleicht macht es ihm Spaß."

Helene hatte den Schritt absichtlich etwas verhalten. Mapplebak war darüber unterrichtet, wer Genevièves Begleiterin war. Er hatte Laroche bereits auseinandergesetzt, daß es ihm durchaus kein Vergnügen sei, mit Martins Frau zu sprechen. Martin war an seinem ganzen Unheil schuld. „Was soll ich der Lady darüber sagen? Entweder war er ein Pfuscher — oder ein Schuft."

„So sagen Sie ihr's doch!" hatte Laroche kalt geäußert.

Und nun war der Augenblick gekommen.

Von der breiten Bahnhofstraße waren sie in eine schmalere Seitengasse abgebogen, die zum Ostausgang führte. Dort lagen Gärtnereien, verlassene Fabriken, kleine landwirtschaftliche Betriebe. Durch die Postensperre an der Kreuzung kamen dort meist Ortsansässige: Handwerker, die kleine Reparaturen auszuführen hatten, Händler, Schulkinder. Bei manchen handelte sich's nur um den Weg bis zum nächsten oder übernächsten Haus, in dem sie wohnten oder beschäftigt waren. Drachman paßte für seine Unternehmungen Tage ab, an denen ein neues Bataillon den Wachdienst übernahm. So scharf die Bestimmungen lauteten, übten die gutmütigen Landsturmleute dem harmlosen Kleinverkehr der Kinder und Nachbarsleute gegenüber doch eine mildere Auffassung aus. Darauf rechnete auch der heutige Plan.

In Helene rang und stritt es wieder. Sie war in diese Bahn geglitten, ohne sich Rechenschaft zu geben. Aber jetzt empfand sie so quälende Gewissensbisse, daß selbst der Zweck, den sie im Auge gehabt hatte, an Berechtigung verlor. So feig und so schmutzig und hinterlistig kam ihr der ganze Handel vor.

Geneviève hatte sich von ihr losgelöst und war, den Schritt etwas beschleunigend, neben ihren Vater getreten, an dessen Seite sie weiterging.

Für ein paar Augenblicke blieb Helene stehen und sah Mapplebak kalt forschend an.

„Weshalb sagten Sie," begann sie auf englisch, „Sie hätten kein Vertrauen zu Martin gehabt? Sie sind doch schon vorher mehrmals mit ihm aufgestiegen? Er ist Fachmann. Er versteht seine Maschine. Warum sollte seine Kunst und seine Kenntnisse plötzlich versagt haben?"

Er paffte weiter. „Für einen Dummkopf habe ich ihn auch nicht gehalten. Sonst wär' ich für eine solche Fahrt gewiß nicht mit ihm aufgestiegen. Er hat sich dazu gedrängt. Gewiß. Weil es hieß, er kennt hier Weg und Steg, war ich einverstanden."

„Und Sie geben ihm tatsächlich eine Schuld daran, daß Sie hinter der deutschen Linie gelandet sind?"

„Tatsächlich. Und es ist sein Glück, daß er jetzt in deutscher Gefangenschaft ist. Er soll nur nicht das Pech haben, noch einmal in unsere Hände zu fallen. Denn dann ginge es ihm schlecht. Dafür würde ich sorgen."

„Wie meinen Sie das?"

„O, sehr klar: man würde ihn vor ein Kriegsgericht stellen."

Schweigend schritten sie weiter.

Geneviève warf zuweilen einen Blick zurück. Sie bemerkte, daß das Gespräch zwischen ihnen verstummt war.

Dicht vor einer Ecke, wo sich ein Kramladen befand, in dem Eisenwaren neben Filzpantoffeln, Stiefelwichse und Wäscheklammern feilgeboten wurden, blieb die vordere Reihe stehen und vertiefte sich anscheinend in die Herrlichkeiten.

Als Mapplebak ankam, löste sich Ebenezer Drachman aus der Gruppe los und schlenderte neben dem Engländer weiter.

Hundert Meter von hier stand der Posten.

Sie sahen noch, wie der Landsturmmann die Scheine prüfte und das Paar unbehelligt vorbeiließ.

„Wann können sie in Gent sein?" fragte Geneviève ihren Vater.

Digitized by Google

Der warf in die Spiegelung des Ladenfensters hinein einen stumm abweisenden Blick.

Helene musterte die beiden Gesichter, wie sie das Spiegelbild wiedergab. Ein häßlicher fremder Zug lag darin.

Aber indem sie ihr eigenes Bild sah, erschrak sie noch mehr: wie eine Verbrecherin kam sie sich vor.

Während sie sich von dem Laden abwandte, glitt Roux an ihnen vorbei, der Student. Er hatte an seinem Rade einen Sack mit Backware befestigt. Davon verkaufte er einiges in den Läden vor der Sperre — jede neue Wachmannschaft war bisher seine Kundin gewesen — und selbstverständlich setzte er das harmlose Geschäft in den Nachbarhäusern jenseits der Grenze fort.

Als einzelner Wanderer kam Antoine Bergerat nach einer geraumen Weile an. Er hatte seinen Werkzeugsack mit, steckte in seiner blauen Montur, trug keine Kopfbedeckung: er galt für einen hier in der Straße beschäftigten Arbeiter. Ohne Augenzwinkern ging er an den Bekannten vorüber.

„Ich bin wie erlöst," sagte Geneviève nach einer Weile, „daß ihn endlich der Ehrgeiz gepackt hat. Er war der einzige, dem ich nicht getraut habe. — Nicht, Helene, war er dir nicht auch unheimlich?"

Helene antwortete nicht. Soeben bog die Schlußgruppe um die Ecke. Vier Mann. Alle ausgerüstet für einen Tagesmarsch, mit kleinen Bündeln und Stöcken. Einer, der ein Glasauge hatte, ging voran.

„Das ist Sylvère Verhulst," flüsterte Geneviève der Freundin zu. „Der Belgier, weißt du. Ein garstiger Bursch. Aber er hat schon dreizehnmal den Weg gemacht und im ganzen sechsunddreißig junge Leute über die Grenze geführt."

Der Mann hatte den Anzug eines Eisenbahnarbeiters. Sie hatten wohl die Passierscheine von Arbeitern, die irgendwo in der Nähe in einem Werk arbeiten wollten. Arbeitslustigen legte man selten Hindernisse in den Weg.

Als die vier vorüberkamen, grinste der Einäugige. „Das Geschäft blüht heute!" raunte er Laroche zu.

Geneviève wartete, bis sie außer Hörweite waren. Mit leichter Verachtung sagte sie dann: „Verhulst ist es auch wirklich nur ein Geschäft." Sie wandte sich an Helene: „Dabei ist er ein ehemaliger Notariatskandidat. Aber er ist schon längst heruntergekommen. Natürlich arbeitet er nur gegen Bezahlung."

Nach einer Weile sagte Laroche verstimmt: „Andere auch — Leute, von denen ich's nicht geglaubt hatte." Und sich Geneviève zuwendend, formte er mit den Lippen, lautlos, den Namen Drachmans.

Geneviève stockte. „Ist es möglich?"

„Kommt weiter." Er begann erst wieder, als sie an der kleinen Gruppe Soldaten vorbei waren, die zur Ablösung zu ziehen schienen. „Ich sah's im Café. Leider. Es hat mir weh getan. Mapp hat ihm fünfhundert Francs ausbezahlt."

„Die Drachman unter die Führer verteilen soll?"

„Weiß ich, ob er's tun wird? In Geldbingen kennt er wenig Skrupel."

Geneviève blickte ganz verstört vor sich nieder. „Das tut mir sehr — sehr leid."

Da der nächste Zug der elektrischen Straßenbahn erst in zwanzig Minuten abfuhr, machten sie einen kleinen Umweg. Die Stadt hatte noch ein recht verschlafenes Aussehn. Auch hier rechnete die Bevölkerung innerlich noch immer mit der alten französischen Zeit. Vor neun Uhr deutscher Zeit tat sich kaum ein Laden auf.

„Werden sie den ganzen Weg zu Fuß zurücklegen?" fragte Geneviève nach einigem Schweigen ihren Vater.

„Bis Gent sicher. Von Gent nach Antwerpen wollen sie bei Nacht. Verhulst hat dort in der Taverne Cecil alles abgemacht. In einem kleinen Vorort wartet ein zweirädriger Wagen. In Olsene-Dorp. Verhulst kutschiert selbst. Er kennt die Strecke. Man muß eine Minute abpassen, sagt er, wo der Landsturmposten gerade unter dem Bahnübergang nach der anderen Seite patrouilliert. Auf dem weichen Sand hört man den Wagen gar nicht. Und dicht über der Grenze fangen ja schon wieder die Häuser an. Es sei ganz ungefährlich."

„Aber der kleine Rechnungsführer — der Mann der Wäscherei — war kreideweis vor Aufregung."

„Er wäre wohl auch lieber hier geblieben." Laroche seufzte. „Sie haben nicht alle Nerven wie Mapp. Den hat das ganze Abenteuer nicht weiter erschüttert."

Wieder eine Weile Schweigen. Endlich fragte Helene: „Hältst du ihn für aufrichtig, Geneviève?"

Geneviève sah erst sie, dann den Vater an. „Aufrichtig? Und warum nicht?"

„Du weißt, ich habe sein Tagebuch gelesen. Er will sich darin in besonderes Licht setzen. Auch wie er über den Aufstieg und die Landung sprach. — Sie haben ihn ja auch darüber gehört, Laroche."

Der erwiderte ernst: „Er gibt alle Schuld Ihrem Manne."

Helene holte tief Atem. „Und — wie urteilen Sie jetzt selbst?"

Digitized by Google

„Eine schwere Antwort, Helene." Er zögerte — sie drängte in ihn. Müde und trübgestimmt sagte er endlich: „Ich habe zum erstenmal ernstlich an George gezweifelt."

Sie gelangten zu dem großen, breiten Boulevard, der sich bis nach Lille hinzog. Bald sauste die Schnellbahn heran. Sie stiegen in den überfüllten Wagen ein. Zu einem Gespräch zwischen ihnen kam es nicht mehr. Auch als die Bahn neben dem Rohbau des neuen Theaters an der zerschossenen Rue Faidherbe hielt, nickten sie einander nur noch einen stummen Abschiedsgruß zu.

Helene hatte aus den häßlichen, erregenden, sie zugleich erschreckenden und demütigenden Erlebnissen dieses Morgens wenigstens die eine klare Erkenntnis gewonnen: George hatte mit seiner Landung auf deutschem Boden die Rettung aus seiner Zwangslage gesucht. Wenn ihn das Wagnis das Leben kostete, so hatte er es doch dem alten Vaterland zum Opfer gebracht: dann war er als tapferer Soldat gefallen.

Dieses Bewußtsein hob sie und trug sie wieder hinaus über die quälerischen Selbstvorwürfe, die aus der Erinnerung an all die betrügerischen Täuschungen ihrer bisherigen Umgebung emporsteigen wollten.

Noch einmal mußte sie nun lügen: um ihre Verspätung auf dem Amt zu entschuldigen. Aber das sollte auch der letzte Tag sein. Es durfte von nun an keine Verbindung mehr zwischen ihr und dem Hause Laroche bestehn.

Auf dem Weg zur Kommandantur kam sie an dem Gebäude der Kriegszeitung vorbei. Ein paar Franzosen, von Militärpolizisten begleitet, verließen soeben das Tor. Sie trugen Taschen mit großen Papierbündeln, Kleistertopf und Pinsel. Gleich am Durchgang zur Markthalle, die unter der Hauptwache lag, hielt einer der Soldaten inne und wies auf die nächste Säule. Der Zivilist begann alsbald ein großes Plakat anzuschlagen.

Sofort sammelte sich eine Schar um ihn an. Man vermutete eine noch strengere Beschränkung der Verkehrsfreiheit. Noch bevor das Plakat festklebte, noch während der Mann pinselte, klopfte, strich und wischte, reckte alles die Hälse und las.

Auch Helene war stehengeblieben. Eine neue Verfügung des Gouverneurs war es, die der Einwohnerschaft in verschärftem Maße die Folgen vor Augen führte, die eine Beteiligung an der Bergung des entflohenen englischen Fliegers nach sich zog. Die Todesstrafe wurde dem angedroht, der ihm Aufnahme gewährte, schwere Strafe auch dem, der um sein Versteck wußte und es nicht ungesäumt bei der deutschen Behörde zur Anzeige brachte.

Helene fühlte, wie ihr die Knie plötzlich den Dienst versagten. Sie merkte im Weitergehen, daß sie zitterte. Wenn irgendwer sie nun angesprochen hätte, so wäre sie in lautes Weinen ausgebrochen.

Immer drohender, immer furchtbarer stand vor ihr die Mitschuld an einem Verbrechen auf, das sich gegen die Sicherheit der deutschen Truppen richtete, ein Verbrechen, das mit dem Tode gebüßt werden sollte.

Sie wußte kaum, wie sie den Weg zum Amt zurückgelegt hatte, wußte kaum, mit welchen Worten sie ihr spätes Kommen erklärte ... Und hernach, als sie an ihrem Schreibtisch saß und mit den Übersetzungsarbeiten mechanisch begann, da war es ihr, als beobachtete sie sich selbst wie eine Fremde, wie eine feindliche Macht. Und es begann ihr zu grauen vor dieser feindlichen Macht, die sie gezwungen hatte, zur Verbrecherin zu werden.

⌘ ⌘ ⌘

Die elegante Frau Ada war unmöglich. Der Professor hatte das rasch erkannt und machte dem Leiter des freiwilligen Sanitätsdienstes kein Hehl daraus. Zum Glück waren die Verpflegungsschwestern tüchtige Kräfte. Sie faßten selbst mit Hand an, wo es not tat. Und bei der Überfüllung der Säle mit Verwundeten, die auf den Abtransport hier warteten, gab es eine Menge von Arbeit. Der Lichtstrahl war Schwester Ella. Immer frisch und guter Laune, mädchenhaft, natürlich, wußte sie auf den einfachsten Soldaten einzuwirken. Das sie eine ‚G'studierte' sei, wie der oder jener herausgehört hatte, wollten die wenigsten glauben. Ein ‚Fräulein Doktor' stellten sie sich altjüngferlich, reizlos und naseweis vor. Aber wer so hausfraulich mit Essenausteilen, Bettmachen, Verbandanlegen, Kaffee-Eingießen Bescheid wußte, so drollig kameradschaftlich zusprechen konnte wie sie —!

Auch Helene gewann im Zusammensein mit ihr neuen Lebensmut.

Dabei waren die nächsten Tage noch erfüllt mit allerlei kleinen ‚Palastrevolutionen', die durch das unverständige Vorgehen ihrer Schwiegermama angezettelt wurden. Die Verpflegungsschwestern, Mädchen aus guten Bürgerhäusern, die vom Ernst und von der Verantwortung ihrer zum Teil ungewohnten körperlich schweren Arbeit und von der großen vaterländischen Begeisterung erfüllt waren, erkannten in der verwöhnten reichen Frau, die sie hier anleiten wollte, rasch die ungeschulte Dilettantin der Wohltätigkeit. Frau Ada Martin mochte in Friedenszeiten

18*

Digitized by Google

auf Basaren eine brauchbare Kraft gewesen sein — hier versagte sie ganz und gar. Und stillschweigend teilten sie sich die Arbeit ein, ohne sich viel um sie zu kümmern, und ganz von selbst ging die eigentliche Führung auf Fräulein Dr. Consentius über. ‚Schwester Ella' ließ sie sich nennen; ihren Titel wollte sie nicht hören.

In dem Wartesaal, der für leichtverwundete Offiziere bestimmt war, nahmen die Hilfskräfte ihre gemeinsamen Mahlzeiten ein, in zwei Ablösungen, weil eine Arbeitspause hier ja niemals eintrat. Es war nun den Schwestern peinlich, fast unerträglich, dabei die gefühlvolle Betulichkeit miterleben zu müssen, die Frau Ada den still dasitzenden Offizieren aufdrängte. Die meisten, die aus schweren Gefechten kamen, oft auch noch unter Schmerzen litten, wollten lieber ganz in Ruhe gelassen — keinesfalls wollten sie so wortreich bedauert werden.

Schwester Ella sollte es der neuen Schlafgenossin also im Namen der anderen Schwestern nahelegen: damit sie auf ihre Schwiegermama in dem Sinne einwirkte.

Helene kam abends, als Frau Ada schon ihr Schlafzimmer im Obergeschoß des Bahnhofs aufgesucht hatte, an ihre Tür und bat um Einlaß.

„Ach, du bist's, ma chère. Entrez. Gell, du siehst dich nit weiter um. Arg durcheinander ist es hier. Aber man wird halt ganz zum Feldsoldaten. C'est la guerre."

Aus ihrer ernsten Stimmung heraus konnte Helene nur schwer die rechte Tonart finden, um auf Georges Stiefmutter Eindruck zu machen. Frau Ada witterte sofort Auflehnung und Verschwörung und wollte die Namen der Schwestern wissen, die sich über ihre Leiterin aufhielten; unnachsichtig sollten sie mit der ersten Gelegenheit nach der Heimat zurückgeschickt werden.

„Also ich bin wie eine Mutter für die undankbaren Geschöpf', wie eine Mutter, und plag' mich ab, von früh bis spät, nur damit alles en bonne contenance bleibt, und jetzt muß ich so was hören ..." Sie ließ sich auf ihr bereits geöffnetes Bett sinken. Ihr Ton ward weinerlich, jedoch Tränen zeigten ihre Augen nicht. „Und du machst dich auch noch zum Sprachrohr. Aber ich weiß ja, woher der Wind bläst. Die Fräulein Ella will hier das Zepter in die Hand kriegen, und der ihr Bruder ist halt der Intimus vom Herrn Hauptmann West ... da braucht man ja nit weit zu suchen."

Helene lehnte an der Tür. Sie preßte die Schläfen mit den kaltgewordenen Händen. „Ich bitte dich, Mama, was rührst du da auf! Solcher Umwege bedurfte es doch gar nicht. Ich habe doch selbst Augen, zu sehen."

„Und ich hab' die meinen, ma chère. Und mit dene seh' ich allerhand, was mir nit gefällt. Und ich muß dich schon bitten, dich lieber nur mit deinen eigenen Angelegenheiten zu befassen. Es ist schlimm genug, daß du in der Zeit, wo du doch in Sorgen um den armen George hättest sein müssen, überhaupt noch Sinn für einen andern Mann gehabt hast. Wie gesagt: ich bin nit blind. Und auch nit taub. Und nach meiner Auffassung hättest du's gar nit so weit kommen lassen dürfen, daß der junge Hauptmann da sich überall als dein Beschützer aufspielt."

„Du weichst ab vom Thema, Mama. Aber ich will dir Antwort geben. Ja: Hans West hat als ehrlicher Freund an mir gehandelt. Und ohne ihn — wäre ich untergegangen. George hatte mich verlassen; ihm war es das wichtigste, sich selbst in Sicherheit zu bringen."

„Jetzt — pietätlos ist das von dir, Helene, so über ihn zu reden, wo er auf den Tod daliegt. Ich glaub' ja, daß es dir schlecht gegangen ist. Aber in so einer schweren Zeit, wie sie unser Vaterland durchlebt, da heißt es eben für alle: Opfer bringen."

Helene atmete tief auf. Sie dachte an die schwere Schuld dieser Tage. „Welche Opfer ich gebracht habe, Mama, kann ich dir nicht sagen. Du würdest mich darin auch gar nicht verstehen."

„Vielleicht — daß du nit gleich wieder einen andern erhört hast? Meinst du etwa das? Das wär' ja noch schöner. Wieviel Anfechtungen hab' ich durchzumachen gehabt. Wenn man in seinen besten Jahren ist wie ich. Aber ich war immer stolz und unnahbar. Das heißt Opfer bringen ... Und jetzt wollen die abscheulichen Dinger da unten mir nachsagen, daß ich hinter den jungen Offizieren her bin." Nun schossen ihr plötzlich die Tränen wie ein Sturzbach hervor. „Und du machst dich zur Dolmetscherin, um mir damit eins auszuwischen."

„Nein, Mama, hier kann ich als Dolmetscherin nicht dienen, wir sprechen zu verschiedene Sprachen und werden einander wohl nie verstehen."

Frau Ada hatte sich zur Seite gebeugt. Große Tropfen fielen aus ihren Augen auf das reichbesetzte Spitzennachthemd, das auf den Kissen lag. „Geh nur, geh nur, laß mich jetzt bloß allein! Ach, meine Nerven und mein Herz. Das geht aber wirklich über meine Kräfte! Wenn man sich so alterieren muß —!"

Es war kein Ausgleich zu erzielen.

Am andern Tage kam Frau Ada erst

Digitized by Google

sehr spät herunter, mit einer erschöpften Leidensmiene, die zum Mitleid herausforderte. Sie frühstückte indes sehr ausreichend, und es schmeckte ihr trotzdem. Dann aber begab sie sich in den Keller, wo sich die beiden Küchen und die Wirtschaftsräume befanden, und machte den Verpflegungsschwestern und dem Hilfspersonal in wortreichem Ungestüm die bittersten Vorhaltungen. Der Professor, der den Lärm oben auf seinem Rundgang hörte, kam hinzu, suchte zu beschwichtigen, doch es blieb vergebens. Am Nachmittag stellte der immer ruhige, immer liebenswürdige, aber immer überlegene Leiter des freiwilligen Sanitätswesens, dem inzwischen Meldung erstattet war, der aufgeregten Frau Martin anheim, zunächst einen Urlaub zu nehmen, um ihre ‚durch die Überarbeitung sichtlich angegriffene Gesundheit' erst wieder herzustellen. Jedes Wort, das er sprach, löste Tränen bei Frau Ada aus. Endlich stieß sie auf einen Mann, der ihre geradezu übermenschlichen Anstrengungen zu würdigen wußte. Ja, sie brauchte Erholung. Noch mit dem Abendzug wollte sie nach Brüssel.

Es ward eine tüchtige Hetz, aber alles bemühte sich, ihr die erforderlichen Ausweise rechtzeitig zu verschaffen, ihr beim Packen zu helfen.

Die Schwestern atmeten erleichtert auf, als Frau Ada im Zuge saß. Alle, die augenblicklich vom Dienst abkommen konnten, versammelten sich an ihrem Wagen, um ihr Lebewohl zu sagen. Frau Ada hatte schon wieder jeden Groll vergessen. Sie umarmte die jungen Mädchen und drückte ihnen der Reihe nach die französischen Knallküsse links und rechts auf die Wangen. Am herzlichsten verabschiedete sie sich von dem Fräulein Doktor. „Jetzt — wenn ich Sie nit gehabt hätt' — ich hätt's ja gar nit gewagt, mich auch nur einen Tag wegzurühren. Aber bei Ihnen weiß ich doch alles in so guter Hut. Und grüßen Sie mir meine Helene." Sie schnüffelte ein paarmal und drückte ihr Spitzentaschentuch gegen die trockenen, zusammengekniffenen Augen. „Jetzt — in all der vielen gräßlichen Arbeit bin ich nit einmal ins Lazarett gekommen, um meinem armen beaufils Gutentag zu sagen. Es ist aber alles über mich so hereingebrochen. Mehr als die Schultern tragen können, vermag man eben nit auf sich zu nehmen. Und doch war es schön, daß ich auch einmal so richtig an der Front war, im Kanonendonner... Ach, was wissen denn die da drin in der Heimat, was Krieg ist..."

Der Zug fuhr ab. Ein weißes Spitzentaschentüchlein winkte noch lange.

So gehörte nun der drollige Besuch von Georges Stiefmutter der Geschichte an.

Wenn die Schwestern hernach noch einmal von Frau Ada sprachen, so geschah es immer mit einem verzeihenden Lächeln. Und bald hatten sie ihrer ganz vergessen.

Aber in Helenens Innern war ein Stachel zurückgeblieben. Sie fragte sich, wie es nur möglich war, daß irgendwer die innigen, lauteren Beziehungen, die sie mit Hans West verbanden, nach Gassenart einschätzen wollte. Für sie war er das nationale Gewissen.

Als er sie das erstemal in ihrem neuen Kreis aufgesucht hatte, lähmte sie noch das mit Beschämung gemischte Gefühl der Furcht, und sie nahm den ersten Vorwand wahr, um aus seiner Nähe zu kommen. Er hatte Ellas Bruder mitgebracht. Es war nach dem Essen; der Dienst ließ ihnen allen nur geringe Zeit. Ein neuer Transport Verwundeter war eingetroffen, und in allen Sälen gab es Arbeit. Der Professor hatte sich zur Mahlzeit überhaupt nicht einfinden können. Helene brachte ihm also einen Mannschaftsnapf mit Suppe in den Raum der Schwerverwundeten. Hier wurden die blassen Kämpfer auf ihre Transportfähigkeit untersucht. Manch erschütterndes Bild begleitete Helene aus diesen stillen Sälen in ihre Arbeit und die unruhvollen Nächte.

Auch die verschiedenen Besuche im Kriegslazarett bei George hatten sie an diese düsterste Seite des Krieges noch nicht gewöhnen können. Sie versuchte immer wieder, es der Schwester Ella gleichzutun, deren linde Fröhlichkeit auf ihre ganze Umgebung so erquickend wirkte. Allein sie hatte nicht deren ruhiges Gewissen. Noch immer lag George im Fieber, regungslos, ein armseliges Bündel Elend. Aber Schneider hatte stets einen so dankbar-ergebenen Augenaufschlag, wenn sie kam und ihm ein paar Blumen brachte, etwas Schokolade, später eine Bilderzeitschrift, ein paar Ansichtskarten.

Das unheimliche Dröhnen der Außenbatterien, das wieder nächtelang die Fensterscheiben klirren ließ, war der Vorbote neuen schweren Kämpfens vor den Toren der Stadt. Auch in die nächsten westlichen Vorstädte sauste manchmal der Eisenhagel. Friedliche französische Kleinbürger, Frauen, Kinder und Greise wurden getötet, mehr oder minder schwer verletzt. In der Umgegend der Forts mußte die einheimische Bevölkerung die dem englischen Feuer ausgesetzten Quartiere räumen. Traurige Züge von Auswanderern, die von ihren eigenen Bundesgenossen um ihre Heimat gebracht waren, kamen da nun öfters durch Lille. Aber die Liller wußten auch dafür rasch eine rosige

Digitized by Google

Färbung. „Oh, sie scheinen jetzt doch schon zurückzuweichen, die Boches!" So oft, so oft hörte Helene solche Äußerungen.

Da sie jetzt nur noch im deutschen Kreise verkehrte, schärfte sich ihr Ohr für derlei Stimmungsausbrüche. Mit selbstverständlicher Sicherheit nahmen die Verwundeten, die sie auf dem Durchgang zur Heimfahrt sah, die kurzen, wie in Stein gehauenen Siegesbotschaften hin, die aus dem Osten kamen. „Wir werden es schaffen!" sagten sie. Es lag eine tiefergreifende, tieferschütternde Gewißheit darin. Nichts von der hämischen, phrasenreichen Aufgeregtheit, die bezeichnend für französische Art war.

Hans West kam auf seinen Fahrten vom Stellungsausbau selten am Bahnhof vorüber, ohne halten zu lassen, auszusteigen und sie zu begrüßen oder — wenn sie im Dienst auf der Kommandantur war — Schwester Ella einen Gruß für sie ausrichten zu lassen.

„Wissen Sie, Frau Helene, daß ihr Gesichtsausdruck jetzt schon ganz, ganz anders wird?" sagte er einmal zu ihr.

„Man altert wohl schon ein bißchen, lieber Freund," erwiderte sie mit einem melancholischen Lächeln.

„Ach du mein —! Nein, Frau Helene, das ist es nicht. Ich meine: Ihre Augen werden wieder deutsch."

„Gibt es deutsche Augen?"

„Ja, deutsche Frauenaugen. Natürlich: nicht alle haben sie. Aber sieht man sie, dann erhebt und stärkt es einen. Es ist — als ob man durch Kirchenfenster blickte."

Nun ließ sie fast beschämt die schweren Wimpern sinken. „Ach, lieber Freund, ich wollte, es wäre so kirchenstill in mir, wie Sie vielleicht vermuten. Mich quält soviel, wovon ich Ihnen — leider, leider Gottes — nichts sagen kann und darf."

Er nahm an, daß das Schicksal ihres Mannes so schwer auf ihr lastete, und schwieg darauf.

Aber bei einer andern Gelegenheit drang er dann doch in sie, ihm mehr Vertrauen zu schenken, sich zu erinnern, daß so liebe alte Jugenderinnerungen sie verbanden ... „Jetzt sehen Sie nur all das Unglück, die Trauer, die zerbrochenen Schicksale. Das soll Ihre Erholung sein, wenn Sie von Ihrem Dienst kommen? So hatt' ich mir's nicht vorgestellt. Darum hab' ich Sie hier nicht untergebracht. Ein Hoffnungslichtlein wollt' ich in Ihrer Seele wieder anstecken." Er lächelte verzagt. „Ja, sehen Sie, mit Eisen und Beton und Holzschwellen lernen wir umgehen, wir Pioniere — aber mit Frauenherzen leider nicht."

Sie reichte ihm die Hand und nickte ihm zu, immer wieder gepackt von der ehrlichen, herzlichen Soldatenart. „Sie brauchen es nicht erst zu lernen, West. Sie können es. Und ich weiß Ihnen Dank dafür. Der ist still, der äußert sich nicht. Aber ich glaube, Sie fühlen ihn. Sie müssen doch selbst sehen, wie ich allmählich wieder zum Leben erwache."

„Ich werde mir dafür nächstens Beweise erbitten. Übrigens habe ich dafür schon eine umfassende Verschwörung zustandegebracht."

Sie schüttelte den Kopf. „Ach, lieber Freund, an Verschwörungen von Ihrer Seite glaube ich nicht ... In Ihren Augen liegt Ihr Herz. Sehen Sie, das ist das, was ich — deutsche Soldatenaugen nenne."

„Zwei Dinge fehlen Ihnen, Frau Helene. Das hab' ich in einem geheimen Anschlag auf Sie mit Fritz und Ella und dem Professor festgestellt. Erstens brauchen Sie einen blühenden Fliederstrauch mit etwas Wiesengrün — und zweitens ein paar Abendstunden Mozart, Haydn, Beethoven und Brahms. Und beides will ich Ihnen meuchlings verschaffen."

„Ach — lieber, lieber Freund!"

Er sah wohl, es war feucht in ihren braunen Augen aufgestiegen. Ganz langsam löste sich ein Tropfen von den langen Wimpern und rann über die Wange. „Wir wollen draußen in unserem Schattohschlößchen ein königliches Fest geben, Fritz und ich. Meine alte Kompagnie ist aus dem vorderen Bogen zurückgezogen. Sie liegt bis übermorgen in St. Andrä. Wohin sie verschlagen werden soll, das wissen die Götter. Und Fritzens alter Kommandeur hat auch schon zugesagt: morgen abend wird unheimlich geschlemmt bei uns da draußen. Pro Gast ein Wiener Schnitzel und zwei Sonatensätze. Ella kommt auch. Natürlich nur, wenn sie nicht eigens heimlich Befehl gibt, daß heut nacht irgendwo im Wytschaetebogen ein Angriff ist, der das Transportgewimmel dann morgen wieder auf dem Bahnhof unheimlich verstärkt."

„Ich bin kein froher Gast, lieber West."

„Wir wollen Sie schon froh machen. — Überraschungen gibt's! Soll ich verraten? Einer meiner Leute ist Karlsruher, der kommt morgen früh vom Urlaub zurück und bringt Faschtebrezle mit. Was — reizt das noch immer nicht? Echte Faschtebrezle."

„Und Sie werden Cello spielen!"

„Wenn's das Publikum nicht geniert. Der Professor ist ja unausstehlich: der hat schon alles, was ich übe, von Hekking gehört, oder von Popper. Da schwitzt unsereiner natürlich gleich an den Fingern und gikst."

„Ach — wie gern käm' ich — und Sie dürften sogar falsch spielen — dann dächt' ich mir, Onkel Karl Maria brummte dazwischen: fis, fis, nicht eff!"

Digitized by Google

„Ich gelobe Ihnen schon jetzt, eff zu spielen, nur damit Sie sich Onkel Karl Maria in seiner Verzweiflung über mich Unglückswurm vorstellen können."

Nun lachten sie beide. Helene empfand es schon wie eine Wohltat.

„Und Sie müssen noch bei Tageslicht kommen, Frau Helene, damit wir Ihnen unser Gärtchen zeigen können. Sie mögen es jetzt vielleicht für blutige Aufschneiderei halten, aber morgen sollen Sie sich davon überzeugen: wir haben selbstgezogene Radieschen. Und Brunnenkresse. Ja — und Fritz Consentius fabelt noch märchenhafte Dinge von einigen Veilchen. Die sollten eigentlich Geheimnis bleiben, aber es war stärker als ich, ich mußte es Ihnen preisgeben."

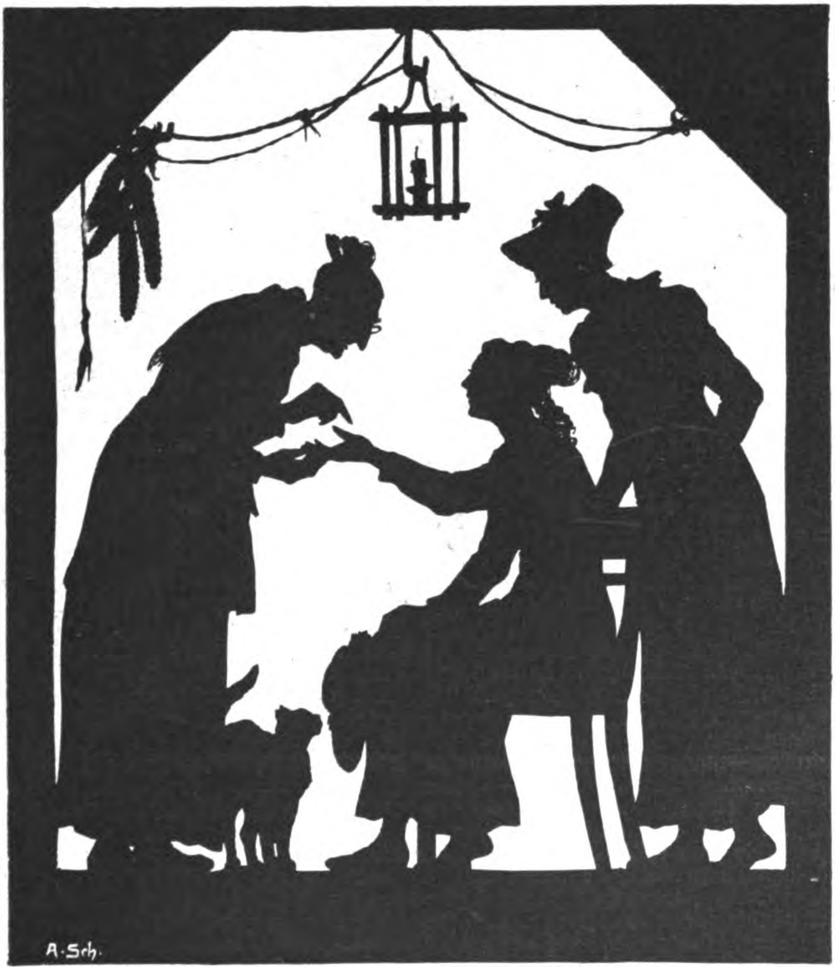
Mit Tränen in den Augen gab sie ihm beide Hände. „So dankbar bin ich Ihnen — so dankbar. Ach, West, Sie wissen ja gar nicht, wie heilend es auf mich wirkt, so lieben Unsinn zu hören. Und sagen Sie Ellas Bruder getrost: die Veilchen lockten mich am allermeisten. Er soll Ihnen nur ja nicht böse sein, daß Sie mir sie verraten haben. Die Vorfreude ist ja so groß."

„Diese grauenhaft tote Stadt, in die Sie gebannt sind. Nirgends ein bissel Grün. Nirgends Vogelgezwitscher. Und auch die Menschen ohne klingende Herzen. Ist's nicht so?"

„Ja, West. Es ist eine Stadt in Ketten."

Ein Weilchen sannen sie vor sich hin. Dann fragte er: „Sie kommen also?"

Stumm nickte sie. (Schluß folgt)



Bei der Wahrsagerin. Scherenschnitt von Anna Schirmer

Die Bedeutung des burschenschaftlichen Wartburgfestes von 1817

Von einem alten Heidelberger Franken

Zuweilen bei meinen vierundsiebzig Semestern träumt mir des Nachts, ich müßte mein Abiturientenexamen wieder machen, und zwar lautete der mit pädagogischem Tiefsinn von unserer Primanererkenntnis geforderte Aufsatz: „Inwiefern ist die Gegenwart sittlich und öffentlich mit der Zeit vor hundert Jahren zu vergleichen?" Um sofort jedoch den Burgfrieden oder Kotzebues neuere Epigonen zu besänftigen: ich habe nicht vor, diesen Traumaufsatz hier in den Monatsheften abzulagern.

Die Geschichte, so wie sie gelehrt wird, ist immer gemildert. Sie will nicht beelenden, sondern aufrichten, und sie folgt nur natürlich damit den großen Schöpfungsgesetzen: daß der Rückblick das Faulende und Absterbende liegen läßt und das Weiterbildende, Lebensfähige, das ‚Gute' herauserkennt. Sie erzählt vom Freiherrn vom Stein, von Scharnhorst, Gneisenau, Blücher, von der Königin Luise, dem ‚guten Engel für die gute Sache', wie sie noch in ihrem Andenken, zur Zeit der erharrenden Ungeduld, der junge Dresdener Dichter nannte:

So schlummere fort, bis deines Volkes Brüder,
Wenn Flammenzeichen von den Bergen rauchen,
Mit Gott versöhnt die rost'gen Schwerter brauchen!

Von Haugwitz, Lucchesini, von dem jammervollen Lombard und anderen Verkörperern einer mit dem Getue staatsmännischer Weisheit und Feinheit verputzten frivolen Unfähigkeit wissen die wenigsten Leute, soviel diese Namen einst in aller Munde waren.

Die Sorglosigkeit, womit Preußen sein Verderben von 1806 sich selbst bereitete, wäre nicht möglich gewesen ohne die sittliche Zersetzung, die aus der Atmosphäre des Hofes Friedrich Wilhelms II. den ganzen Staat erfaßt hatte, den gleichen, der in der festen Hand des unbetrügbaren großen Friedrich soeben erst zum bewundertsten in Europa aufgestiegen war. Es ist aber so, daß die ganz Großen — man lese die deutsche Geschichte von den Karolingern bis Bismarck — immer zunächst nur einseitig günstige Wirkungen hinterlassen. Sie entspannen die übrigen Energien; die guten Willenskräfte müssen sich allmählich erst wieder besinnen, daß sie verdrängt werden, wenn sie sich nicht rühren und selbständig fordernd auftreten. Weitum in den zwanzig Jahren, die auf den großen Friedrich folgen, gedeiht ein träger Strebergeist, zeigt sich eine Mißwirtschaft, die in schlimmen Fällen mit der Profitmacherei im unredlichen Verein ist; in sogenannten guten Kreisen herrscht eine, wenn wir nicht die Belege und Namen wüßten, gar nicht zu glaubende Verluderung, die mit der Pariser Directoire-Gesellschaft es reichlich aufnimmt und den ehrlichen Bildhauer Schadow zu einer Bezeichnung veranlaßt, die besser erraten als wiederholt werden mag. Minder angesteckt von dieser schnellen Verkommnis ist nur das Bürgertum der provinzialen Städte, ein Teil des durch Überlieferung gefesteten Landadels und das in seinen mühevollen Verhältnissen lebende, eigentliche arbeitende Volk.

Keine Lehre ist eindrucksvoller als die, wie alles darauf ankommt, welcher Sinn sich zum führenden, maßgebenden in den öffentlichen und gesellschaftlichen Richtungsnahmen macht. Nicht aus eigenen Lebensideen bestimmen sich alle jene Schichten, sondern sie bleiben, so wichtig und geistesturisch sie sich auch geben mögen, doch immer die seelischen Modeschwärme, die der Wind hin und her trägt, je nachdem er flau und schwül ist oder frisch und klar und die Luft von den Stickdünsten reinigt. Erst nach Jena und Tilsit gewinnt das Königspaar, das niemals unedel gewesen, seine entschiedene Haltung, und da steht nun auch sonst ein ganz anderes Preußen da. Zu den großen, ewig denkwürdigen Vorträgen Fichtes strömen die gleichen Berliner, die vor kurzem mit fast spöttischem, schadenfrohem Achselzucken den Sturz des Staates hingenommen und über den vielberufenen Anschlag: Ruhe sei jetzt die erste Bürgerpflicht, sich keineswegs so erregt hatten, wie es eine vormärzliche Legende ausgelegt hat. Straffe und ernste, hingebungsvolle Männer, unter ihnen persönliche Schüler Kants, nehmen die Reform des Staates in die Hand, beginnen den Neuaufbau auf die richtig deutschverstandene — statt französisch nachgeahmte — Weise, wie allein die staatsbürgerliche Freiheit und die Heranbildung zu ihr begründet werden können: mit der verantwortlichen, erzieherisch lehrreichen Selbstverwaltung in den vielbeteiligten kleineren Gebilden, den städtischen, ländlichen, provinzialen, über die sich die Größenmaße der Staatsgesamtheit wölben. Aus den Kreisen der Königsberger Hochschule und der namhaften freiheitlichen Ostpreußen beginnt der vaterländische ‚Tugendbund' von 1808 seine trotz mitlaufender Fragwürdigkeiten schöne und wertvolle Tätigkeit auszubreiten; seinen besonderen Berliner Kreis versammelt der an absonderlichen Eigenheiten vollends nicht arme, aber gerade durch sie vieles ausrichtende Turnvater Jahn. Und überall in die Jugend, ins Bürgertum, ins Volk packen die niemals

Digitized by Google

Interieur
Gemälde von Albert Engstfeld

Digitized by Google

Digitized by Google

am Guten verzagenden Schriften E. M. Arndts, der gleich einem kleineren Luther mit dem heiligenden Ernst des durchgeistigten Willens die männlich echte Herzensfröhlichkeit vereinigt, die wohltuende Freundschaft, Geselligkeit und Musika, die kerngesunde, innerlichste Heiterkeit, die volkstümliche Kraft einer die Gemeinden begeisternden, führenden, stählenden Dichtung.

So steigt ein verwandeltes Preußen empor, das der Verwandler des ganzen Deutschlands zu werden verheißt, der Vollstrecker der neustaatlichen und nationalen Ideen, die in den Auswirkungen Kants, Schillers, auch des kritisch klaren Lessing, dazu der deutschen Romantik seit ihren Klopstockschen Vorläufererscheinungen enthalten sind. Ideen, die auf die Verjüngung des ganzen volklichen Vaterlandes gehen, indem sie mit Fichtescher Energie in allem deutsch, ‚schlechtweg deutsch' ohne Scheidung sind; wobei sie infolge einer eigentümlichen Wirkung der Kantschen Philosophie und der Schillerschen rastlosen Selbstdurchklärung zugleich auch die unbewußte Wiederanknüpfung an die wahre germanische Freiheit enthalten, an die auf Treue, Verantwortung, Sachüberblick, Unlöslichkeit von Recht und Pflicht gegründeten Selbstbestimmungsformen verschütteter frühdeutscher Zeiten.

Wer diese Ansätze, deren Hauptvorkämpfer Stein ist, und die wundervolle alleinigende Erhebung vom März 1813 in ihrem größeren Fruchtbarwerden eigentlich zerstört hat, ist England, der lenkende ‚Verbündete' in *seinem* Weltkampfe wider den Hersteller der durch die Bourbonen verspielten Macht und Zielgröße Frankreichs, wider Napoleon. Schon während des Winterfeldzuges 1813/14 bereitet die britische Politik die Vereitelung der geschichtlich-nationalen Erwartungen vor, die sie in den Deutschen seit 1809 zu ermutigen wußte. Im Augenblick, da die Entschiedenheit des auf Paris rückenden Blücher die ewig gedankelnden und bedenkelnden Monarchen nachzwingt und damit das Erliegen des Imperators besiegelt, geht England, wie es das seit dem Frieden von Rijswick 1697 jedesmal gemacht hatte, an die Vorverständigung mit dem gemeinsamen Kriegsgegner. In diesem Fall mit dem für jeden Szenenwechsel vorbereiteten Talleyrand und dem zu ‚restaurierenden' Bourbonen, Ludwig XVIII. Seit Anfang 1814 in die Schlingen der englischen Ränke, der Metternichschen Gleichgültigkeiten und Selbstsüchte verfangen, sieht sich die preußische Staatskunst, die deutsch gesinnt gewesen, die eine vorläufige deutsche Zentralbehörde mit Stein an der Spitze ins Leben gerufen hat, die das Elsaß hatte heimbringen, den alten burgundischen Reichskreis der beiden Niederlande bundesmäßig an Deutschland hatte knüpfen wollen —, sieht sich das Hardenbergische Preußen zurückgeworfen auf die Selbsterrettungen einer benöteten, einzelstaatlichen Diplomatie, die trotz redlicher Bemühungen Wilhelm von Humboldts die Fühlung mit den volklichen deutschen Hoffnungen aufgeben muß. Und so, indem ihr die klare politische Deutung und Führung entschwindet, sinkt auch die noch gar zu traumselig und ungehärtet gewesene öffentlich patriotische Belebung ermattet und willenlos, hinnehmend, mißmutig, in die Philisterei des 18. Jahrhunderts zurück.

Und hier nun, zur gleichen Zeit, da der große Wiener Diplomatenjahrmarkt mit seiner Schlußakte zu Ende kam, ist von der deutschen Burschenschaft zu reden, die zu Jena am 12. Juni 1815 ins Leben trat und sich rasch auf den Universitäten ausbreitete. Zunächst ohne Ziele politisch gefaßten Willens. Ein gutenteils von jungen Theologen, die den Befreiungskrieg mitgemacht hatten, begründeter Bund, der im Sinne Fichtes, des Beraters von Vorentwicklungen an der Berliner Hochschule, die Form sein sollte, ein verinnerlichtes Deutschtum zur Grundlage für das sittliche Wollen zu machen, das ‚zur Fähigkeit des Handelns werde'. Das ist die erste Bedeutung der Burschenschaft, das Festhalten der Selbsteinkehr seit 1807, dieses innere und geschichtliche Deutschtum, das die Staatsmänner verleugneten und wenig kannten, dem sie teils reaktionär, teils mit französischen Verfassungsentwürfen entgegenarbeiteten, und dem auch das in seinen Michelschlaf zurückgesunkene Bürgertum nur geringe Hoffnungen bot; die Anläufe von 1813 errettet und doch noch zum Geist des Jahrhunderts gemacht zu haben, ist das Werk der Studenten. Über Fichte, Jahns deutsche Turnerei, Arndt, in dessen ethisch-männlichen und vaterländischen Liedern der Sinn des Bundes sich wiederfand, nach rückwärts sind es die Idealismen Schillers, die germanischen Erinnerungen des Klopstockschen und Hainbundkreises, dazu die Wander- und Heimatfreude der Romantik, die ihm die Inhalte geben und das Gesellige beleben, das mit Farben, Mützen und Rapieren im hergebrachten Rahmen bleibt. Eben diese studentische Richtigkeit und Formgerechtigkeit, die Vereinigung der frohsinnigen Korporation mit dem Tüchtig-Ernsten wurden der Burschenschaft zu der starken Werbekraft, die die pennalistische Übermacht der Landsmannschaft zerbrach und von ihnen nicht wenige den Übertritt vollziehen ließ.

‚Freiheit und Selbständigkeit des Vaterlands' sollte nächst Gott das Heiligste und Höchste sein; ‚das neuerwachte Bewußtsein der Volkseinheit' betonte man auch dadurch, daß die zugehörigen Verbindungen an den einzelnen Hochschulen nur eine Burschenschaft darstellten. So wird sie, zur gleichen Zeit der politischen Wiedereinsetzung der kaiserlosen Einzelstaaten-Herrschaft, das eigentliche und einzige Sinnbild des auch auf Nord und Süd gleichartig sich erstreckenden Gedankens der volklichen Nation. Nicht in Verleugnung der Einzelstaaten. Für einen doktrinären Unitarismus waren sie wieder zu gute,

Digitized by Google

heimattreue Landessöhne, wie die Mecklenburger, die die Führer der jenaischen Bewegung sind, auch die Thüringer, Balten und sonst an der Gründung Beteiligten. So schließen sie gerade in diesen ersten Jahren schon die Deutung in sich auf die späte, den volklichen ‚Imponderabilien' so zwiefach feinkundig entsprechende Reichsgestaltung durch Bismarck. Immerhin war in jenen naturgemäß auch beigemengten Temperamenten, die von der jugendlichen Erkenntnis des ‚einzig Richtigen' zornig und verachtungsvoll geschwellt werden, Stoff genug enthalten für einen baldigen Zusammenstoß mit der Amtlichkeit. Und dieser erst sollte zur größeren Anteilnahme der Öffentlichkeit führen, nach ihrer noch heute andauernden Art, eher durch Einzelvorgänge angestoßen zu werden, namentlich wenn sie die oppositionelle Seite darbieten, als von einer eigneren Schwungkraft würdiger und stetiger angetrieben zu sein.

Das Jahr 1817 war das Jubeljahr der Reformation, das auch die Burschenschaft zusammen mit der Feier der Leipziger Völkerschlacht begehen wollte. Zum 17. Oktober berief sie die Burschen auf die alte Lutherfeste, deren ehrwürdige Fachwerkbauten und Palasruinen den Eckpfeiler des sich durch die Mitte Deutschlands streckenden Thüringer Waldes, für die Zusammenkunft auch geographisch bestgewählt, bekrönten. Die Burschen an den katholischen Universitäten einzuladen, war vermieden; die Freiburger zogen zur eigenen Feier nach dem Wartenberg auf den Schwarzwaldhöhen von Villingen. — Nach Hochschulen gemeinsam trafen die Teilnehmer ein. Mit den Jenaern kam das Burschenschaftsbanner. Graf Keller, von vier Fahnenwächtern umgeben, trug es zur Burg hinauf, die schwarz und rote Fahne mit dem golden eingestickten Eichenkranz. Jugend schenkte sie der Jugend, die jenaischen Mädchen der Professoren- und guten Bürgerfamilien zum Dank den Befreiern aus soviel Verwilderung des alten Studentenwesens. Großherzog Karl August und Goethe waren den Burschen gutgesinnt; die zu allerlei prosaischen Zwecken dienende alte Landgrafenburg ward gastlich bereitgestellt; in den großherzoglichen Forsten fällte man das Holz für die Freudenfeuer, und aus seinen Fischweihern spendete der Landesherr Gaben für die Tafeln der vielhundert Studenten in den Höfen und im Palassaal. Im reinen Zusammenklang verliefen die Ordnungen der Feier. In der Hauptrede auf der Burg verband Riemann, der meistzunennende Gründer des Bundes, das Eiserne Kreuz auf der Brust, die Herstellung deutscher Tugend durch die Gemütererhebung der Reformation mit der durch die Befreiung aus dem Fremdjoch; er gedachte der Hoffnungen, für die die Toten von Leipzig ihr Blut dahingegeben und wie sie dann wieder hätten erlöschen müssen und aus Absicht vereitelt worden seien; in das Ziel des Gemeinwohls, das Treugelübde der Liebe zum einigen Vaterlande klangen seine gefühldurchwogten Worte aus.

Was dann am Abend beim Freudenfeuer der Leipziger Schlacht auf dem Watenberge, dem breitgeschwungenen Hügel nördlich von Eisenach, wo jetzt der Bismarckturm steht, geschah, war eine bei der vorherigen Beantragung im Festausschuß abgelehnte Improvisation der von Jahn dazu aufgestifteten Berliner. Nach Absingung der programmäßigen Lieder hielt Maßmann, ein nachmals verdienstvoller Organisator des Turnunterrichts und germanistischer Gelehrter, eine nach Kräften klingende Ansprache, worauf in Nachahmung von Luthers Verbrennung der Bannbulle eine Anzahl verabscheuenswerter Schriften — meistens Papierpacken, die dafür ausgegeben und auf einer Mistgabel hochgehalten wurden — in die Flamme geschleudert wurden, auch ein Zopf und Ulanenschnürleib, zur Verspottung des preußischen Beamten- und Leutnantswesens, und ein Korporalstock.

Jene verfemten Schriften waren sehr verschiedenwertig, Zeitungen und Bücher undeutscher Haltung, darunter auch Saul Aschers ‚Germanomanie'; einiges wider die Freiheitswünsche, andernteils gute, selbst liberale staatswissenschaftliche Bücher, die von den Verrichtern des Autodafés natürlich noch weniger als das übrige persönlich gelesen waren, aber nach Autoritäten von Professoren oder anderen Gutgesinnten verdammenswert erschienen. Der ehrlichste Zorn galt dem Berliner Geheimrat Schmalz, und mit einem dreimaligen Pereat auf alle ‚schuftigen Schmalzgesellen' endete diese Verbrennungsepisode.

Schmalz hatte sich als literarischer Kämpfer der alleinmaßgeblichen Bürokratie am eifrigsten angelegen sein lassen, den Bewegungen nach 1807, wo er selber dem Tugendbund angehörte, wie der Befreiungsbewegung von 1813 Verdienste und Werte abzusprechen. Ganz in die Wandlung verfangen, die ihn vom Paulus zum Saulus machte, sah er überall Jakobiner, benannte ungescheut eine Anzahl der untadeligsten Männer so und verfolgte E. M. Arndt mit seinem ganz besonderen Haß. Seine herausforderndste Broschüre hatte Friedrich Wilhelm III. durch eine ungnädige Kabinettsorder persönlich verurteilt, aber es gab in Preußen und anderweitig die amtlichen Stellen, denen er es gerade recht machte.

Das Wartburgfest ging am 19. Oktober im Stile der vorherigen Burgfeiern mit einer Burschenversammlung zu Ende. Viele der Heimkehrenden gedachten der burlesken Abendszene in ihren Erinnerungen und kleinen Aufzeichnungen kaum; einzelne, in denen der Aufstand gegen die ‚Knechtschaft' zu rumoren begann, priesen sie. Am meisten zur Aufbauschung und Nachhetze taten drei der jenaischen Professoren, die die Feier mitgemacht und an den Tischen mitgeredet hatten, ohne sie irgendwie zu lenken oder von

Digitized by Google

den Studenten als Hauptpersonen genommen zu werden; die gleichen ‚faselnden Metapolitiker‘, die mit ihrer Betätigungsluft schon früher den in seiner Deutschheit tief durchdachten und klaren Freiherrn vom Stein zornig aufgebracht hatten. Auf der Seite der angegriffenen Schandautoren setzte namentlich der preußische Geheimrat Kamptz, Herausgeber eines ‚Kodex der Gensdarmerie‘, Himmel und Hölle gegen die sichtbare aufgetretene Demagogie in Bewegung, da bei dem landesherrlichen Charakter der von ihm zusammengestellten Polizeigesetze das ‚Laster der beleidigten Majestät‘ vorliege.

Die Burschenschaft, in der die Ausgabe eines politischen Programms angeregt wurde, verwarf ein solches noch jetzt durch ihre Mehrheit wieder. Aber von beiden Seiten wuchsen nun doch die Dinge über die Fernhaltung hinaus und gaben dem Wartburgfest eine schiefe, aber stetig wachsende Zeitbedeutung. Die Amtlichkeit gelangte mehrerenorts mit dem ihr innewohnenden gemäßigten Tempo zu dieser gefahrschwangeren Erkenntnis, Metternichs berühmter Polizist, Fr. Gentz, veröffentlichte gegen die anmaßliche Selbstüberschätzung der Burschen eine wie immer glänzend überlegene, aber auch die kleinliche Nervosität dieser epikuräischen Reaktionäre und Kongreßmänner verratende Aufsatzreihe. Preußen und Österreich gemeinschaftlich intervenierten bei Karl August, der die großmächtlichen beiden Legaten mit heiterer Ruhe anhörte und sie veranlaßte, sich in Jena selber die Aufrührer anzusehen. Dadurch wurde wieder für einige Zeit Friede, so daß auch am 24. Juni 1818 bei der Taufe des großherzoglichen Enkels, Karl Alexander, die Jenaer Chargierten geladen waren und am Abend die ganze Burschenschaft von Jena, fünfhundert Mann stark, auf den Weimarer Schloßhof rückte, dem ‚durchlauchtigsten Großherzog, dem geliebten Beschützer deutschen Rechtes und deutscher Freiheit‘ ein ‚freies, freudiges Hoch‘ zu bringen.

So schwingt hier doch merklich bewußter der Ton auf der Freiheitssaite. Alles miteinander, — daß allmählich die ganze heilige Allianz von den Burschenschaftern redete, daß nicht wieder der politisch-öffentliche Geist in Deutschland sie suchte und anfeuerte, der um diese Zeit in den Mittelstaaten und Kleinstaaten die nur leider so wenig deutschen Verfassungen zum landesherrlichen Geschenk erhielt —, mußte unvermeidlich die Burschenschaft aus dem nur einig-vaterländischen Standpunkt herausdrängen. Damit tritt sie in ihre an ‚Idealen und Irrtümern‘, wie Karl Hase seine Erinnerungen betitelt hat, so reiche Kampf- und Sturmzeit ein, alsbald durchsetzt von chaotischen Parteiungen und Farbenschattierungen: von der revolutionären bis zur betonteren religiös-sittlichen, minderpolitischen Richtung, von der innigsten, verständnisvollen Deutschheit bis zur doktrinären Franzosenanbetung. Demgemäß reich auch an Spaltungen und Abspaltungen, die noch heute in größeren Verbänden nachleben.

Mit allem, bei Torheiten genug in jenen älteren Jahrzehnten, bleibt die Burschenschaft der aus Verfolgungen und zahllosen Einzelunterdrückungen stetig sich neuerhebende Bund der begeisterten Jugend, unverwelklich und unversieglich bis in diese Weltkriegstage, da die Tausende der Burschenschafter für einen deutschen Siegesfrieden kämpfen; in hundertjähriger Geschichte der Sammelpunkt akademisch-vaterländischer Erziehung, der geistig-ethischen Ursprungnahme von Männern, die im öffentlichen Leben, in der Geschichte des Reiches und seiner Staaten, wie in der der Wissenschaften — und allmählich auch der Hochtechniken, die Ehren und Verdienste ihrer Namen hinterließen.

Befreite Heimat

Als die Sonne sank, und der Abend kam,
Ging mir durchs Herze ein Märchen wundersam:
Als die letzten roten Strahlen über die Dächer fielen,
Sah ich die Kuppeln der Kathedralen mit Sonnenpurpur spielen.
Sah die Mauern, die alten, grauen, von Sonnenpurpur umglutet,
Sah die baltische Heimatküste von goldenen Wellen umflutet.

Und sie rauschten und sangen wie damals in Kindertagen,
Als sie mein törichtes Sehnen an fremde Küsten getragen.
Sangen: Die Sonne erglüht, und wird scheiden müssen,
Unsere Ostseeheide blüht, und wir sollen dich grüßen.

Komme doch, komm — alle Glocken läuten mit seligem Schalle,
Olai, St. Nikolai und der Dom — heimwärts läuten sie alle —
Frieden ward über Nacht — alles Weh ist verglommen —
Und mein Herze hat schluchzend gelacht: — ich darf nach Hause kommen!

Alice Weiß von Ruckteschell

Ein Napoleon — im Unterrock

Von Siegmund Feldmann

In unseren Tagen, die uns französische Art und französisches Volk in oft erschreckender Weise kennen gelernt haben, ist auch der seltsame abenteuerliche Zug im gallischen Volkscharakter wieder scharf hervorgetreten: das Festklammern an phantastische Hoffnungen und Erwartungen, das grenzenlose Vertrauen auf offenbare Unmöglichkeiten, eine phantastische Wertung von Geld- und Geldeswert, neben so manchem Tüchtigen auch das eigene Spielerische, das der Franzose selbst großen weltgeschichtlichen Ereignissen anhängt. Auf der andern Seite ist uns auch Napoleon I. wieder näher gerückt: nicht zuletzt durch seinen gewaltigen Kampf gegen England. Ja, man darf wohl sagen, daß sein Schatten doppelt gewaltig vor dem nachgekommenen Geschlechte sich aufrichtet. Seine Zeit war erfüllt von Wundern des Schicksals. Bonaparte war das blendendste, das verblüffendste, das ragendste, jedoch nicht das einzige, er war kein erratisches Wunder. Um ihn herum wimmelte es von Strebern und Erlebern, deren Laufbahn fast nicht minder bunt, überraschend und unglaublich scheint. Die Revolution hatte einen ganz neuen Typus von Glücksrittern geschaffen: kleine Napoleons, die das Eisen zu schmieden verstanden, das der große Napoleon in die Essen der Weltgeschichte legte.

Im Feuerschein dieser Essen tanzten, wie in einer Apotheose, auch die Frauen den Reigen der Eitelkeiten und Begehrlichkeiten mit. Jede nach ihrer Art und Anlage: die eine in einem verwegenen Cancan, wie die Tallien, die andere ein schalkhaftes Menuett, wie die Herzogin von Danzig, die uns später als Madame Sans-Gêne so vergnügt von der Bühne grüßen sollte — von dem Galopp der lustigen Witwe Beauharnais zu schweigen, die sich mit einer einzigen Pirouette auf den strahlendsten Thron schwang. Und erst Madame Montansier! Die war ein ganzes Ballett für sich allein. Auf einen Thron hat sie sich freilich nicht hinaufgetanzt, sie ist nur einen Augenblick lang daran ahnungslos vorbeigehuscht. Sie ist heute vergessen, selbst in Paris, wo doch eine Straße nach ihr heißt. Immerhin: neben dem Napoleon in Reitstiefeln mag auch dieser Napoleon im Unterrock sein Teil abkriegen. Ihre Tatkraft war kaum geringer als die des Eroberers, den sie sich fast erobert hätte; und auch von ihrer Person muß eine sieghafte Macht ausgegangen sein. Sonst hätte sie sich nicht so viele Menschen zu Werkzeugen ihrer zahllosen sinnverwirrenden Abenteuer gemacht, die, in ihrer engeren Sphäre, die Abenteuerlichkeit des Schlachtenkaisers beinah noch überbieten. Das erste Abenteuer führte das erstaunliche Frauenzimmerchen, das sich Brunet de Montansier nannte, aber bloß eine simple Brunet und 1730 als Tochter eines Handwerkers in Bayonne geboren war, nach der Insel La Martinique. Dorthin hatte sie der 1749 zum Intendanten der Kolonie ernannte Finanzrat Burson von Paris verschleppt, damit ihm die Zeit unter den Wilden nicht gar zu lang würde. Sie verkürzte sie jedoch nicht nur ihm, sondern auch allen andern Beamten so gründlich, daß er sie bald davonjagte. Das an die Tropenluft gesetzte Fräulein machte dann in San Domingo eine Modemagazin auf, das aber den örtlichen Anforderungen an Eleganz nicht zu genügen schien. denn Anfang 1754 finden wir sie wieder in Paris, wo ihr zwei betäubend gekleidete Neger, ein riesiger Lakai und ein zwerghafter Page, sowie zwei Kammerfrauen auf Schritt und Tritt folgten. Die ‚Amerikanerin' hatte bald genügendes Aufsehen erregt, um sich auf Kredit eine fürstliche Wohnung einrichten zu können, in der man ‚soupierte'. Man weiß, was dies in der Sprache jener Tage bedeutete. Allerlei echte und falsche Edelleute, die sich das Vergnügen leisten konnten, fanden bei ihr den Tisch und andere Möbel immer offen, und zwischendurch wurde gejeut, wobei die freundliche Hausfrau natürlich auch nicht zu kurz kam. Der Herzog de Tremoïlle, der Marquis de Souvrés, der Marquis de Jonzac, der Graf de Puysegur und andere vornehme Herren fehlten fast an keinem Tage, so stark war die Anziehung, die ihre Gastlichkeit auf die verwöhnteste Männerwelt ausübte. Sie besaß offenbar auch die Annehmlichkeiten des Geistes, deren eine Kurtisane großen Stils bedarf, um vorwärts zu kommen. Sie kam bald dermaßen vorwärts, daß sie diesen Beruf nur noch im Nebenamt, soweit es eben ihre Pläne erheischten, auszuüben brauchte. Und das hatte die Liebe bewirkt.

Durch den Mund seiner Nana sagt uns Macchiavelli, daß einer Kurtisane kein schwereres Unglück zustoßen könne, als von einer echten Leidenschaft befallen zu werden. Bei der Montansier traf dies nicht zu. Ihr erging es wie dem Taucher: es war ihr zum Heil, es riß sie nach oben. Sie vernarrte sich in den Schauspieler Neuville, einen Kulissenreißer zehnter Ordnung, dessen untadelige Plastik und schmachtendes Augenpaar den Pariserinnen die Köpfe verdrehte. So gering seine Erfolge auf der Bühne waren, so groß waren seine sonstigen Erfolge, die das Herz der Montansier mit Eifersucht vergifteten. Um nun den Viel-

geliebten ganz an sich zu ketten, faßte sie ihn an der Eitelkeit. Neuville war von dem Ehrgeiz gequält, erste Rollen zu spielen, die kein Direktor ihm anvertrauen wollte. Was die andern ihm versagten, wollte sie ihm geben: er sollte selber Theaterdirektor werden. Durch ihre Beziehungen zum Herzog von Harcourt, Gouverneur der Normandie, verschaffte sie Neuville das Privilegium der drei Theater von Rouen, Alençon und Caen, und da sie schon einmal auf diese Bahn verschlagen worden war, fand sie Geschmack daran und dachte auch an sich, indem sie bald darauf, 1777, das Privilegium zur Errichtung eines Theaters in Versailles errang. Versailles war damals die königliche Residenz, die Quelle alles Glücks und aller Gnaden. Die Montansier beschloß auch, diese Quelle auszuschöpfen, um ihren Neuville über Versailles in die Comédie française einzuschmuggeln, die das Ziel seiner Sehnsucht war. Einen andern Wert schien dieser Gewinn anfangs in ihren Augen nicht zu haben. Allein sie erkannte bald, daß er sich noch ergiebiger ausmünzen lasse, und wenn er auch den Geliebten nicht an die Comédie, so brachte er doch ihr eine Fülle von Genugtuungen und Triumphen, die ihre kühnsten Träume überflügelten. Versailles wurde die Wiege ihrer Macht.

Das Theater, das sie damals als Nebenbau an den linken Flügel des Schlosses errichten ließ, steht heute noch, außen wie innen unverändert, und reckt seine Fassade ziemlich vorlaut in den Park hinaus. Wenn die Königin sich aus ihrem Fenster beugte, mußte sie das Haus sehen, und da war es denn kein Wunder, daß Marie Antoinette, die sich in ihrem goldenen Käfig zum Sterben langweilte, eines Abends der Versuchung erlag, heimlich eine Vorstellung zu besuchen. Dem ersten Besuche folgten andere, die die Heimlichkeit immer mehr abstreiften, und ehe einige Wochen um waren, konnte der Oberhofmeister Herzog von Duras zu seinem Entsetzen feststellen, daß die junge Königin und die alternde Montansier Freundinnen waren. Allein weder die submissesten Vorstellungen, noch die in das Ohr des Königs geträufelten Klagen vermochten daran etwas zu ändern. Marie Antoinette fand solches Gefallen an dem übermütigen Geplauder der Montansier, daß diese jede Gunst erlangen und, nachdem der Unternehmungsgeist in ihr erwacht war, die verwegensten geschäftlichen Pläne schmieden konnte. Der großartigste war wohl, alle Theater Frankreichs unter ihrer Leitung zu vereinigen. Nicht einmal Balzac, der ein halbes Jahrhundert später damit umging, alle Pariser Theater in seine Hand zu bringen, hätte sich zu einem so phantastischen Gedanken aufgeschwungen. Aber Balzac war ein Kind, das sich über die Bedingungen eines solchen Betriebes keine Rechenschaft gab, während die Montansier ihre Absicht reiflich erwogen, mit Gründen unterstützt und in Ziffern ausgedrückt hatte, die der Prüfung standhielten. Sie konnte sich auch bereits am Ziele wähnen, als die Revolution ausbrach und ihre Pläne über den Haufen warf.

Jeder andere, der so eng in das Versailler Hofleben verwickelt war, wäre von dem großen Sturme der Revolution weggefegt worden. Die Montansier verlor aber weder den Kopf noch den Mut, von neuem zu beginnen, und vor allem schien sie, trotz ihrer sechzig Jahre, die Kunst der Verführung noch nicht verloren zu haben, denn sie fand in dem Abbé de Bouyon einen reichen Verehrer, der ihr sein Herz und sein Geld zu Füßen legte. Sie nahm das Herz, um das Geld zu bekommen, kaufte damit ein Marionettentheater und vergrößerte es zu einem Schauspielhaus, dem Théâtre de Beaujolais, das heute noch als Théâtre du Palais-Royal eine Heimstätte des tollen Pariser Schwankes ist. Sie steckte 570000 Franken in den Bau, allein da sie gleich im ersten Jahre mit Deshorges' Lustspiel ‚Der Taube' fast das Doppelte verdiente, hatte sie wieder Oberwasser, zumal sie das Eisen auf jede Weise zu schmieden verstand und in ihrem Salon, umgeben von den Königen des Tages — Robespierre und dem Herzog von Lauzun, Hébert und Danton, dem Père Duchêne und dem Prinzen Philipp Egalité von Orleans — eine der Königinnen von Paris wurde, der die gefeiertsten Schauspielerinnen als Hofstaat und als Köder dienten. Dieses unverwüstliche Weib übte meisterlich die Kunst, die erbittertsten Widersacher unter einen Hut zu bringen, indem sie alle mit gleicher Liebenswürdigkeit behandelte und durch ihre unversiegliche Frohlaune unterhielt. Sie vergaß jedoch darüber die großen Taten nicht, die ihr rastloser Unternehmungsgeist ausgeheckt hatte, und begann damit, auf der Place de Louvois einen Grund für 460700 Lire zu erstehen, um darauf das geräumigste Theater der Welt aufzumauern. Was es kostete, war gleichgültig. Sie schwamm in Geld und streute es zu allen Fenstern hinaus. Sie förderte auch den Bau gewaltig und traf bereits die Vorbereitungen zur Eröffnung. Die Ereignisse zerstörten ihr diese Freude.

Die Revolution hatte inzwischen eine Wendung genommen, die den Theatern sehr ungünstig war. Die schärfere Tonart wurde immer deutlicher hörbar, die Catone nahmen den Mund voller, und die Schreckenszeit warf bereits ihre Schatten voraus. Die Montansier begann nicht nur für ihr Geschäft, sondern auch für ihre Person zu fürchten, trotzdem sie Freunde in allen Lagern hatte, oder richtiger, weil sie sie in allen Lagern hatte und gerade dadurch verdächtig wurde. Da galt es rasch zu handeln, um die Gefahr zu beschwören. Eines Morgens versammelte sie ihre ganze Truppe, Männer und Weiber, die Statisten, Musikanten und Lampenputzer inbegriffen, auf der Bühne um sich, befahl ihnen, die Kostüme ihrer besten Rollen anzuziehen, verteilte unter sie

Digitized by Google

Flinten, Säbel und sonstige fürchterliche Mordwerkzeuge, rüstete die Schauspielerinnen zu Marketenderinnen aus und begab sich, eine Fahne schwingend, an der Spitze dieser Bande in die Nationalversammlung. Sie erzwang sich den Eintritt und erklärte den Volksvertretern, daß sie in Erfüllung ihrer Bürgerpflicht ihre Truppe zu einem Freikorps umgewandelt hätte, das um die Erlaubnis bitte, sich den Feinden des Vaterlandes entgegenwerfen zu dürfen. Nachdem sich die erste Verblüffung gelegt hatte, verteilte das Parlament auf Antrag des Präsidenten Hérault de Sechelles der ‚tapferen Citoyenne' eine ‚ehrenvolle Erwähnung' und bewilligte ihr die erbetene Ermächtigung.

Die Montansier strahlte. Auf eine so glänzende Reklame war noch nie ein Schauspieldirektor verfallen. Am Abend brach ihr Theater unter dem Jubel des sich erdrückenden Publikums zusammen, und bei Tage strich ihre ‚Armee', 85 Köpfe stark, Neuville als Hauptmann hoch zu Roß vorne an, waffenklirrend durch die Straßen von Paris, das seine Lieblinge in ihren neuen Heldenrollen mit Begeisterung begrüßte. Am 14. September rückten diese Vaterlandsverteidiger nach einer feierlichen Parade vor der Volksversammlung endlich ins Feld, zum Heere des Generals Dumouriez. Der Weg ging in kurzen Abschnitten über Chalons und Reims nach Belgien, und überall erregte der Aufzug das verdiente Aufsehen. In den Ortschaften, durch die die Leutchen kamen, spielten sie, zumeist unter freiem Himmel auf einer improvisierten Bühne irgendeine Posse, packten dann rasch die Schminktöpfe in den Tornister, griffen unter patriotischen Racheschreien wieder zu den Schießprügeln und setzten ihren Marsch unter Trommelwirbel und Hörnergeschmetter fort. Eine verrücktere ‚Tournee' hat es niemals gegeben. Das Erstaunlichste aber ist, daß diese Komödianten, als es Ernst wurde, ihre Pflicht taten und sich bei Jemappes schlugen wie die ältesten Haudegen. Der Komiker Dufresse wurde noch auf dem Schlachtfelde zum Offizier ernannt, der Primgeiger Delyemme trug eine Wunde und der Tänzer Seveste eine Belobigung vor der Front davon. Und wie sie es geschworen hatte, blieb die Truppe unter der Fahne, bis der Feind über die Grenze zurückgewichen war.

⌘ ⌘ ⌘

Der Historiker G. Lenôtre, der mit so reichbelohntem Eifer in die alten Häuser von Paris hineinleuchtete, um aus deren Winkeln halbvergessene Schatten aufzustöbern, fühlte sich versucht, dieser merkwürdigen Frau in einer richtigen Biographie das noch fehlende papierne Denkmal zu setzen. Er begab sich in die Bibliothek des Arsenals, wohin einmal aus den verschiedensten Archiven alles zusammengetragen wurde, was an Akten, Briefen und sonstigen Schreibseligkeiten von der vielbeschäftigten Dame übriggeblieben war. Allein schon nach wenigen Tagen mußte er von seinem Vorhaben abstehen. Lenôtre wollte nach Quellen graben und wurde beim ersten Anstich von einer Hochflut überschwemmt. In Sturzwellen schlugen die Daten und Taten über ihm zusammen, und vor der Unmöglichkeit, auch nur das Interessanteste aus diesem Wust in einem oder zwei Bänden zu verdichten, ergriff er die Flucht. Ein paar Dutzend Einzelzüge bildeten die ganze Beute, die er von dieser wagehalsigen Erforschungsreise ins Reich der Abenteuer heimbrachte.

Denn ihr waffendröhnender Kriegszug war noch lange nicht das letzte Abenteuer der tüchtigen Montansier, o nein! Nach der Galavorstellung, die sie bei Jemappes auf dem Welttheater gegeben hatte, griff die Frau Direktor mit so leidenschaftlich raffenden Armen nach Glück und Gewinn aus, daß ihr Leben einem Fieber voll toll durcheinanderjagender Visionen glich. Die ersten Visionen rüttelten sie tragisch aus der Siegeszuversicht auf, die sie auf ihrem belgischen Schlachtenbummel erworben hatte. Sie wähnte sich über jede Gefahr hinausgewachsen; sie rechnete jedoch nicht mit dem fürchterlichen Wohlfahrtsausschuß, dem rechtzeitig einfiel, daß sie sich einst in der Gunst Marie Antoinettes sonnen durfte. Ihre Freunde in der Regierung waren durch die Bergpartei gestürzt, geknebelt oder hingerichtet worden, und als das Verhängnis über ihrem Haupte sich zusammenzog, stand sie, wohl zum erstenmal in ihrem Leben, schutzlos da. Man beschuldigte sie des Einverständnisses mit den Engländern; andere klagten sie an, Verbindungen mit den Emigranten zu unterhalten oder Medaillen mit dem Bildnisse des Königs verteilt zu haben. Kurz, sie war eine Verräterin, und so schwer schien sie an dem Vaterlande gesündigt zu haben, daß der Abbé von Bouyon, der ihr das Geld für die Gründung des Theaters im Palais Royal gegeben hatte und ihr immer noch nachlief wie ein Pudel, eines Tages, bloß weil er ihr Verehrer war, von der erbosten Volksmenge abgefangen und an den nächsten Laternenpfahl geknüpft wurde.

Ein besseres Ende winkte auch ihr selber kaum, als sie auf Betreiben Heberts in die Conciergerie geworfen wurde. Allein ein Weib wie die Montansier läßt sich nicht so leicht kleinkriegen. Das Gefängnis schien für sie keine Mauern zu haben, so laut hallten ihre Wutschreie auf die Straße hinaus. Sie findet Mittel und Wege, ihre Verteidigung drucken und verbreiten zu lassen, sie läßt einen Regen von Flugblättern über Paris niedergehen, und, abgeschnitten von der Welt, von allen aufgegeben, gelingt ihr das Unerhörteste: in der Not neue Freunde zu gewinnen, die sich ihrer annehmen. Es bildet sich eine Partei, die an ihrer Rettung arbeitet, ihr ‚Fall' erregt die Gemüter, und der Lärm, den sie entfesselte, hat wenigstens den einen Erfolg, daß die Jakobiner immer wieder zögern, sie aufs Schafott zu schicken,

Digitized by Google

das für sie bereits aufgerichtet stand. Trotzdem wäre es ihr kaum geglückt, ihren Hals aus der Schlinge zu ziehen, wenn der Sturz Robespierres ihr nicht endlich die Freiheit gebracht hätte. Elf Monate hatte sie im Kerker gelegen, und jeden Morgen mußte sie gewärtig sein, zum letzten Gang abgerufen zu werden.

Der lange Todesschrecken hatte die Sprungfedern ihres Temperaments gestählt, nicht gebrochen. Statt sich des wiedergewonnenen Lichtes in Ruhe zu freuen, stürzte sie sich sofort mit verdoppelter Erbitterung in einen frischen Kampf. Nur ging jetzt der Angriff von ihrer Seite aus. Die Kommune hatte das neue, große Theater, daß die Montansier auf der Place Louvois errichtet hatte, unter dem Vorwande, das es der benachbarten Nationalbibliothek feuergefährlich sei, während ihrer Haft als Staatsgut eingezogen, und dafür forderte sie nun einen Schadenersatz von sieben Millionen. Der Konvent bewilligt ihr sogar acht, um eine Million mehr, aber er läßt ihr diese Heidensumme in Assignaten auszahlen, die keinen Groschen wert sind. Empört über diesen schlechten Witz, sendet sie einen Wolkenbruch von Schmähschriften gegen die ‚Regierung von Dieben‘ nieder; sie strengt einen Rattenkönig von Prozessen an, wiegelt die Presse auf, setzt Himmel und Hölle in Bewegung, randaliert so lange und arbeitet so geschickt, daß sich das Direktorium schließlich genötigt sieht, mit ihr zu unterhandeln. Man bietet ihr 1300000 Franken an, diesmal in klingender Münze. Die Montansier weist diesen Bettel mit Entrüstung zurück, an einem Tage, da ihr das Geld für das Frühstück fehlt, und erst mehr als ein Jahrzehnt darauf gibt sie sich, des langen Streites müde, mit einer Abfertigung zufrieden, die in einem Kapital von 300000 Franken und einer ansehnlichen Leibrente bestand. Nun war endlich der Friede geschlossen. Das Dekret, das ihn besiegelt, ist aber 1812 aus dem Hauptquartier von Moskau datiert und „Napoleon“ unterzeichnet.

Dieser kaiserliche Gnadenakt mußte in der Seele der Montansier sonderbare Empfindungen und die Erinnerung an die wunderbarste, phantastischste Verkettung in ihrer an Verkettungen reichen Laufbahn geweckt haben. Als sie, lange Jahre vorher, das Gefängnis verlassen hatte, war ihr erstes gewesen, sich sofort im Palais Royal eine neue prunkvolle Wohnung einzurichten, von der sie einen Teil an Barras weiter vermietete. Man weiß, welche Rolle Barras vom 9. Thermidor (27. Juli 1794) bis zum 18. Brumaire (November 1799) gespielt hat. Er hieß ‚Direktor‘, war aber eigentlich der Diktator; und kaum etwas vermag die Zerrüttung aller hergebrachten Begriffe durch die Revolution drastischer zu kennzeichnen, als dieser unumschränkte Gebieter Frankreichs, der als ‚möblierter Herr‘ bei einer Theaterdirektorin von gar nicht mehr zweifelhafter Vergangenheit nistet. An galante Beziehungen darf man hierbei nicht denken. Die Montansier zählte damals fünfundsechzig Jahre, und obschon der Spätherbst weder alle Spuren ihrer einstigen Schönheit noch die starken Reste ihrer Leidenschaften ausgelöscht haben mochte, war Barras von seinen Liebschaften außer Hause doch zu sehr in Anspruch genommen, um für die verblichenen Reize seiner Wirtin ein Auge zu haben. Nein, ihr Verkehr war harmloserer Natur. Barras kannte die Montansier von lange her und hatte den Geschmack an dem immer amüsanten Geplauder der ungemein klugen und gewandten Person nicht verloren. Darum befremdete es die vielen Besucher, die den Direktor überliefen, keineswegs, die Montansier schon am frühen Vormittag in seinem Arbeitszimmer festsitzen und an der Unterhaltung teilnehmen zu sehen. Unter diesen Besuchern einer der häufigsten war ein junger Artillerieoffizier ohne Sold und Verwendung, der immer ein Anliegen vorzubringen hatte, und an dem die Montansier, so schäbig seine Uniform, so dürftig und verschüchtert sein Auftreten war, einigen Gefallen zu finden schien. Darauf baute Barras einen Plan, sich des lästigen Bittstellers und zugleich der Freundin zu entledigen, die ihm vielleicht auch schon unbequem zu werden begann. Nachdem er deren Zustimmung eingeholt hatte, fragte der Direktor den jungen Offizier, ob er die Montansier heiraten wollte. Sie besäße eine Million bar und eine noch höhere Forderung an den Staat. Bei dieser Mitteilung verfärbt sich der Kriegsmann vor Freude. Sein Name war Bonaparte.

In seinen ‚Memoiren‘ schildert Barras das Verlobungsmahl mit teuflischem Behagen: „Ich setze Fräulein Montansier an meine Seite und sage Bonaparte, uns gegenüber Platz zu nehmen. Während des Essens fixieren die beiden einander unablässig. Wir erheben uns vom Tisch, und die Brautleute nähern sich und beginnen sehr eifrig zu plaudern. Ich entferne mich, um das interessante Gespräch nicht zu stören. Aber ohne zu lauschen, höre ich Worte, die an eine alte Intimität glauben lassen könnten. ‚Wir‘ werden dies tun, ‚wir‘ werden das tun. Das ‚wir‘ kehrt in der Unterhaltung immer wieder. Bonaparte erzählt Fräulein Montansier von seiner Familie; seine Mutter, seine Brüder werden eine so ausgezeichnete Frau zu schätzen wissen. Darum will er sie sobald als möglich nach Korsika bringen“ usw. usw. Man glaubt einen Romeo auf der Strickleiter Süßholz raspeln zu hören, und man versteht Barras, wenn er hinzufügt, daß er Mühe hatte, das Lachen zu verbeißen.

Dieser Ehebund, so herrlich er eingefädelt war, sollte zu Wasser werden. Der 19. Vendémiaire (10. März 1795), an dem er die aufsässigen Pariser niederkartätschte, kam und eröffnete Bonaparte weitere Horizonte.

Er wurde Kommandant von Paris, bezog ein stattliches Gehalt und nahm lieber

die zwar moralisch auch nicht ganz einwandfreie Josephine, die aber einer Montansier gegenüber doch noch wie neu war. Daß er diese Gemahlin aus den Händen des Barras und als Mitgift den Oberbefehl in der italienischen Kampagne empfing, ist übrigens eine bis heute immer wieder vorgetragene, aber nichtsdestoweniger dreist erfundene Fabel von durch die Bourbonen beeinflußten Skribenten der Restauration. Nach Italien wurde Bonaparte erst, nachdem sein Vordermann, General Scherer, entschieden abgelehnt hatte, und auf Betreiben Carnots geschickt, und Josephine mußte sich ihn nicht ‚kaufen', da er wahnwitzig in die schöne Frau verschossen war und erst nach längerem Zögern und vielen erheblichen Geschenken von ihr angenommen wurde. Sie zweifelte an seiner Zukunft und wollte noch im letzten Augenblick zurücktreten.

Die Montansier ahnte übrigens auch nichts von dieser Zukunft und sagte ohne Herzweh ihr Debüt als Zukunftskaiserin der Franzosen ab. Sie hatte ganz andere Pläne. Sie wollte nicht Kaiserin der Franzosen, sie wollte Kaiserin der Bühne werden. Von einem Taumel der Betätigung erfaßt, heckte ihr Geist fortwährend neue Entwürfe aus, die sie mit beneidenswertem Geschick zu verwirklichen wußte. Heutzutage hätte sie jeden amerikanischen Trust zuschanden gegründet. Sie baute das Théâtre Olympique, das später in einen Zirkus umgewandelt wurde, die Salle Favart, die als Italienische Oper bis zum Anbruch der dritten Republik blühte, die „Variétés", die, wie ihr Theater im Palais Royal, heute noch bestehen und ließ sich nebenher in die verschiedenartigsten Unternehmungen ein, die sie morgens zur Millionärin und abends zur Bettlerin machten. Aber morgens wie abends lebte sie vergnügt in den Tag hinein, mit stets offenen Händen alles zusammenraffend und alles verschwendend: eine Vollnatur von unverwüstlichem Temperament, an der der berüchtigte Zahn der Zeit sich stumpf gebissen hatte.

Es wäre vermessen, der Montansier auf ihren geschäftlichen Spekulationen folgen zu wollen, über denen sie übrigens ihre noch immer grünenden Herzenstriebe nicht vergaß, die kaum minder zahlreich gewesen sein dürften. Im Jahre 1800 heiratete sie, von einem bisher ungekannten Bedürfnisse nach bürgerlicher Wohlanständigkeit getrieben, ihren Neuville, den sie aber schon 1806 wieder verlor. Als man ihn hinaustrug, ließ sie den Sarg noch einmal öffnen und beugte sich über den Toten. „Wir haben viel gelitten, einer durch den andern," rief sie ihm als Abschiedsgruß zu; „verzeih mir!" Beide hatten einander in der Tat viel zu verzeihen. Diese Erkenntnis kühlte jedoch ihren Drang nach Liebe durchaus nicht ab. Im Alter von achtzig Jahren hatte sie eine enge Freundschaft mit dem Akrobaten Forioso, der, wenn das Paar Arm in Arm über die Boulevards schritt, auf seine Eroberung noch viel stolzer schien als sie auf die ihrige. Sie selbst hatte den Parisern das Staunen abgewöhnt. Darum wunderten sie sich ebensowenig über dieses Abenteuer wie über die Frömmigkeit, in die sie plötzlich versank, nachdem der Seiltänzer ihrer Zärtlichkeit überdrüssig geworden war. Zeit hatte sie sich genug gelassen, des Himmels zu gedenken. Aber so spät die Montansier zahlte, sie zahlte bar. Sie setzte die Kirche zu ihrem Erben ein; ihre Gläubiger vermachte sie ‚dem König von Frankreich'. So starb, zufriedener als der Napoleon in Reitstiefeln, neunzig Jahre alt, in ihrer Villa von Ternes dieser Napoleon im Unterrock, wie er gelebt hatte: mit einem Scherz auf den Lippen.

Ferngruß

Von Hugo Salus

Tag- und Nachtfahrt hinter mir,
Alpenglanz in wachen Blicken,
Drängt es mich, Geliebte, dir
Meinen Ferndrahtgruß zu schicken.

Ein paar Worte: Namen, Ort;
Denke dein, du innig Süße,
Alles blüht hier, Baum wie Wort,
Liebe blühn sie. Tausend Grüße.

Aus dem Postamt tretend, steh'
Ich im Alpensonnenblitzen.
Auf dem Ferndraht droben seh'
Singend ich die Amsel sitzen.

Was du singst aus voller Brust,
Jetzt nur heb' nicht deine Schwinge!
Liebe, Freude, Daseinslust,
Amselfreundin, singe, singe!

Klamm're um den Draht den Fuß,
Amsel, sing aus vollster Kehle!
Durch den Draht surrt jetzt mein Gruß,
Amsel, gib ihm deine Seele.

Daß, den Ferngruß in der Hand,
Meine Liebste lacht vor Freude:
Ahnt sie ja nicht, daß wir beide,
Du und ich, ihn abgesandt.

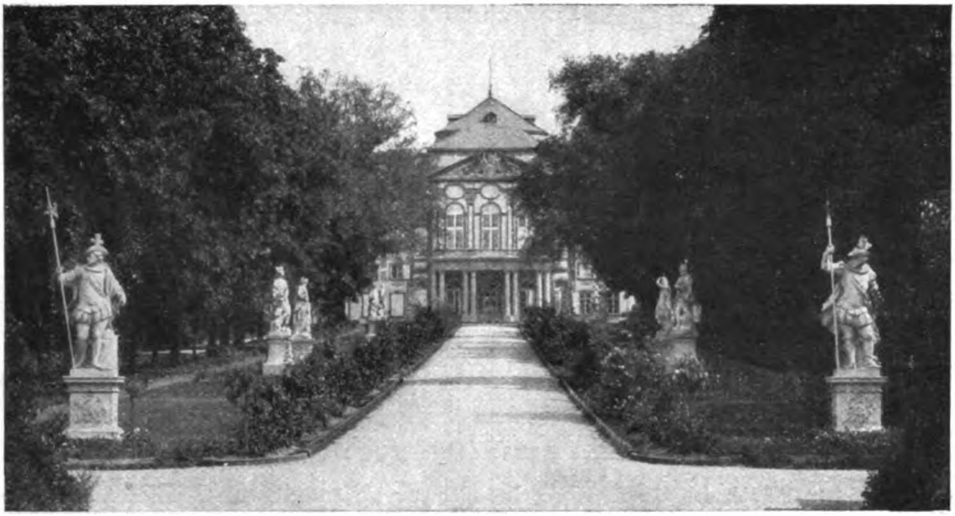
Digitized by Google

Vor dem Spiegel

Gemälde von Prof. Ludwig von Langenmantel

Digitized by Google

Digitized by Google



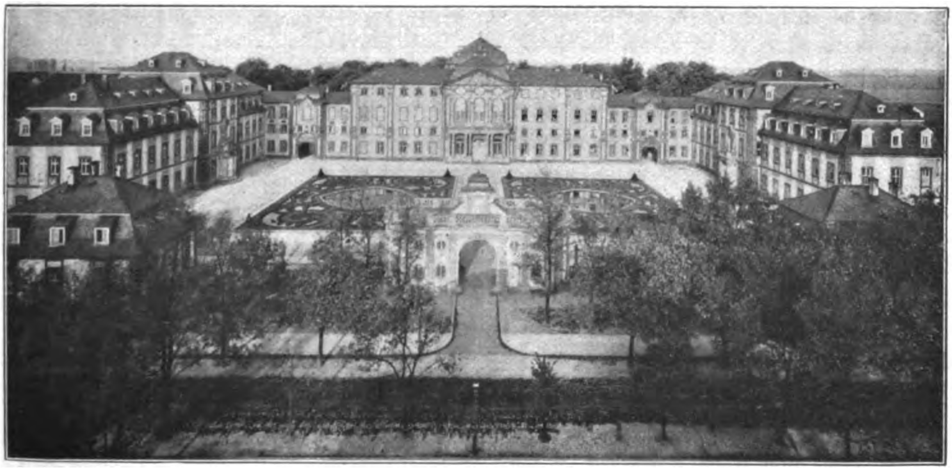
Schloßansicht von der Gartenseite. Blick auf das Corps de Logis

Das Schloß zu Bruchsal

Von Dr. Walter Bombe in Bonn

Im badischen Lande, mitten auf der Heerstraße nach Italien, träumte noch bis vor kurzem ihren Dornröschenschlaf die alte Bischofsresidenz zu Bruchsal, die erst in unseren Tagen wieder entdeckt worden ist. Heute eine Stadt der beschaulichen Ruhe und des Schweigens, ohne eigentliches Gegenwartsleben, war Bruchsal im 18. Jahrhundert, unter der Regierung des kunstsinnigen Damian Hugo und seiner Nachfolger auf dem Bischofsstuhl von Speier, ein Fürstensitz, der in Deutschland nur wenige seinesgleichen hatte. Damals regte sich hier ein frisches, freudiges Kunstleben, hervorgerufen und gefördert durch den Herrscherwillen jener geistlichen Reichsfürsten, deren Macht erst die große Revolution ein Ende bereitete.

In der freien Reichsstadt Speier lagen seit Jahrhunderten die Bürger mit den Bischöfen im Streit wegen der Grenzen ihrer Machtbefugnisse. Die Bürgerschaft versagte den geistlichen Landesherren das Residenzrecht, erlaubte ihnen keinen längeren Aufenthalt in den Mauern als für die Dauer zweier Wochen, zwang sie zu dauerndem Residieren in der Festung Philippsburg und suchte ihnen auch sonst die Ausübung ihrer Hoheitsrechte in jeder nur möglichen Weise zu erschweren. Nur auf kaiserliche Fürsprache hin und nach langwierigen Prozessen hatten die Bürger von Speier dem Bischof Lothar



Gesamtbild des Bruchsaler Schlosses mit seinem Ehrenhof, vom Kanzleigebäude aus gesehen

Digitized by Google

Das Schloß von der Hofseite

Friedrich von Metternich (1652—1675) eine Residenz in der Bischofspfalz nahe dem Dom erlaubt, und wenn sein Nachfolger Hugo von Orsbeck im Jahre 1675, als alle Schlösser des Bistums durch die Kriege zerstört waren, seine Wohnung in Speier nehmen durfte, so war das allein der Leutseligkeit der Augsburgischen Konfessionsverwandten zu danken. Heftige Religionsstreitigkeiten verbitterten dem greisen Hartard von Rollingen (1711—1719) den Aufenthalt in der Pfaffengasse daselbst, und im Jahre 1716 kam es aus geringfügigem Anlaß zu blutigen Straßenkämpfen. Als er 1719 starb, folgte ihm Damian Hugo, der schon seit drei Jahren sein Koadjutor war, ohne jedoch bis dahin an der Verwaltung des Bistums teilzunehmen.

Mit Damian Hugo bestieg ein Abkömmling des alten deutschen Grafengeschlechtes der Schönborn den Bischofsstuhl von Speier. Geboren 1676, war er bei den Jesuiten in Würzburg und Aschaffenburg erzogen worden und hatte seine Studien im Collegium Germanicum vollendet. Beim Kaiser wie beim Papst war er in gleicher Weise geschätzt, und das hatte er seiner diplomatischen Geschicklichkeit und seiner streng kirchlichen Gesinnung zu danken. So ebnete sich ihm rasch der Weg zu den höchsten Ämtern. Seit 1699 Ritter des Deutschordens, übernahm er 1700 die Verwaltung der Ballei Hessen und 1709 die der reichen Ballei Altenbiesen (Vieux fours) bei Mastricht, wo er gerne Hof hielt, große Bauten anlegte und seine staatswirtschaftlichen Talente ausbildete. Schon 1713 erhielt er den Kardinalshut, 1716 die Würde des Domdechanten und Koadjutors und 1719 die des Fürstbischofs von Speier. Als er 1740 auch zum Bischof von Konstanz gewählt wurde, regierte er zwei, wenn auch nicht gerade sehr große Staaten des deutschen Reiches.

Erst im Jahre 1720 verließ er mit zahlreichem Gefolge seinen Palast zu Mastricht, um nach Speier überzusiedeln, aber die freien Reichsbürger verweigerten auch ihm den Aufenthalt innerhalb der Stadt. Zu klug, um mit Gewalt sich eine Residenz zu erzwingen, gab er nach und verzichtete auf den Plan, die einst von Johann Schoch, dem Architekten des Heidelberger Friedrichsbaues im Stile der Renaissance vollendete

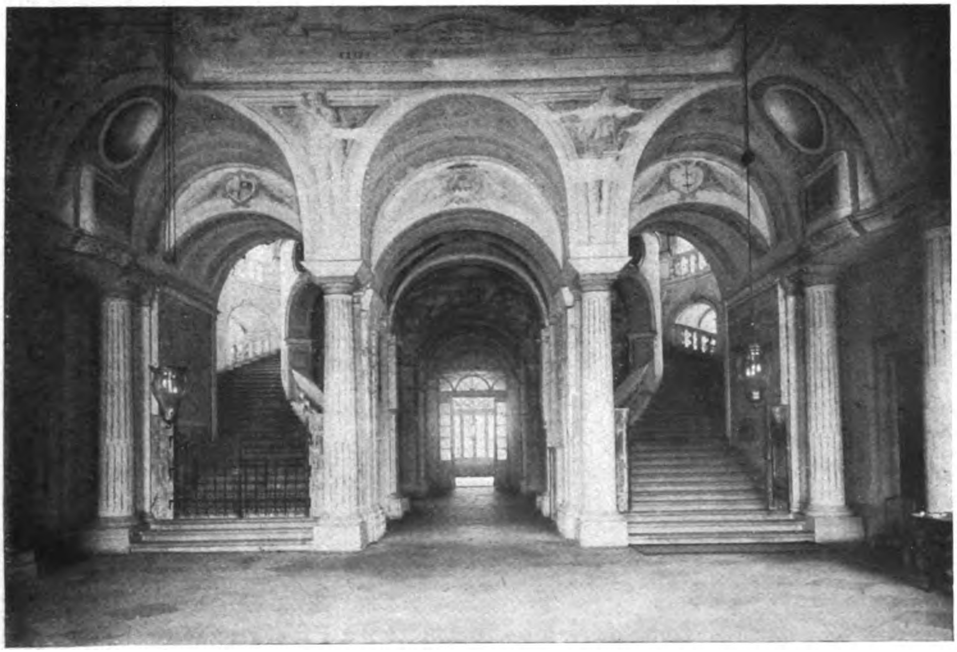
Teilansicht des Schlosses
Turm der Schloßkirche (Mitte), Westseite des Kirchenflügels (links), Kavalierbau (rechts

Bischofspfalz am Dom zu Speier wiederherstellen zu lassen. Dem Beispiel seines Bruders folgend, der sich zu Würzburg einen glänzenden Palast erbauen ließ, beschloß er, seine neue Residenz in Bruchsal aufzuschlagen, „wo, nach seinen eigenen Worten, „die Luft zu seiner und aller Menschen Gesundheit weit vor allen andern Orten vorzuziehen sei". Am 27. Mai 1722 fand die feierliche Grundsteinlegung zu dem neuen Schlosse statt, und Bruchsal, bis dahin ein unbedeutendes Landstädtchen, ward nun die dauernde Residenz der Fürstbischöfe von Speier und blieb es bis zum Ende des alten Reiches.

Als Schönborn die Regierung antrat, stand es schlecht um die Verwaltung und um die Geldwirtschaft in dem durch die Kriege verarmten Lande. In wenigen Jahren aber vermochte er es, die Einkünfte des Bistums wieder ergiebig zu machen und so zu steigern, daß er seine großen Baupläne ausführen konnte. Er gestaltete den Staatshaushalt völlig neu, ordnete die verworrenen Finanzen und legte eine Musterwirtschaft in dem Altenburger Hofe an, indem er die alte Wasserburg zu einer fürstlichen Meierei umwandelte und nach eigenen Plänen eine vorbildliche Bewirtschaftung des Bodens und eine durchdachte Verwertung der Einkünfte durchführte. Schon nach kurzer Zeit konnte aus dem Ertrage dieser Schweizerei und ähnlicher Bauernhülfe der fürstliche Hofhalt bestritten werden, und durch Schönborns umsichtige Geldwirtschaft begannen die Staatskassen sich wieder zu füllen, während gleichzeitig der allgemeine Wohlstand sich hob. Auch dem Forstwesen wandte er als leidenschaftlicher Jäger seine Fürsorge zu, die Wassergräben seiner Landschlösser wurden der Fischzucht dienstbar gemacht, durch Anlage von Schleusen billige Wasserwege zwischen Bruchsal und Philippsburg hergestellt; ferner ließ Schönborn Schneidemühlen errichten, Ziegeleien und Kalköfen erbauen und neue Steinbrüche aufschließen, um das für seine Bauten Nötige im eigenen Fürstentum zu beziehen. Es gab schließlich keinen Zweig des wirtschaftlichen Lebens, dem er nicht zu neuem Aufschwunge verholfen hätte.

Damian Hugo war aber nicht nur ein musterhafter Landesvater, der überall im Lande selbst nach dem Rechten sah, immer neue Hilfsquellen aufzufinden und für das wohlgeordnete Ganze nutzbar zu machen wußte, sondern auch ein sparsamer Wirt, der alle Einnahmen und Ausgaben einer genauen Prüfung unterzog. Manche gute deutsche Hausfrau wird ihre Wirtschaftsbücher nicht so in Ordnung haben, wie der Hausherr auf dem Schlosse zu Bruchsal, in einer Zeit, da auch an kleineren deutschen Fürstenhöfen Üppigkeit und Verschwendung herrschten.

Bei all diesem ausgeprägten Sinn für die kleinen Sorgen des Daseins hat Damian Hugo niemals aufgehört, ein echter Fürst zu sein. Namentlich bei hohen Kirchenfesten entfaltete er eine glänzende Pracht. Voran ritt die Nobelgarde der Husaren, in zwei Linien zogen die Grenadiere neben dem Sanctissimum auf, und Gardereiter schlossen den Zug, während die übrigen Soldaten

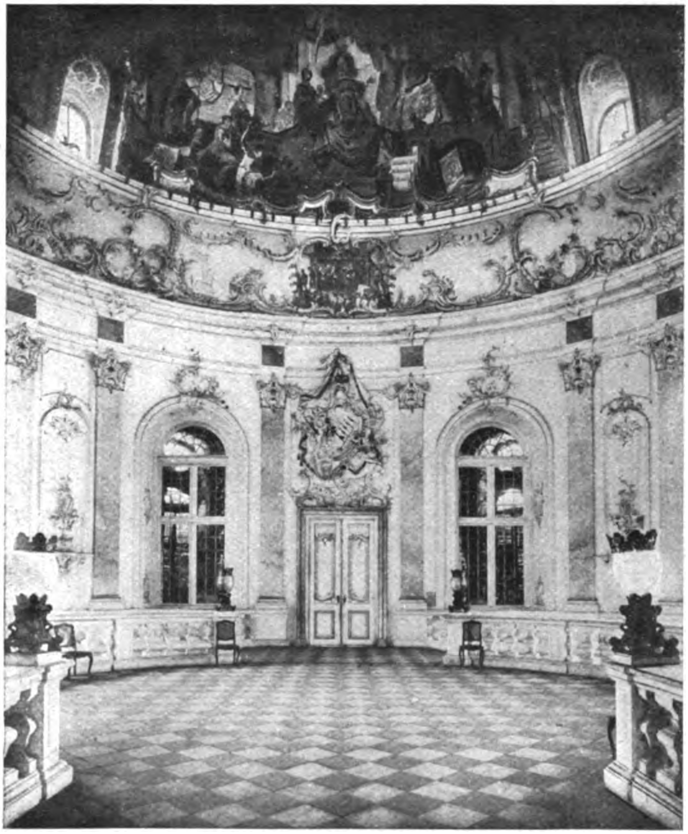


Eintrittshalle im Corps des Logis des Bruchsaler Schlosses

und die Bürgerschaft Spalier bildeten. Aus Mastricht brachte er seinen Marstall von vierzig Pferden nach Bruchsal. Seine Sechsspänner waren berühmt, und von seinen zwölf Staatskutschen war eine glänzender als die andere. Wenn er auf eines seiner überrheinischen Schlösser reiste, so glich das Gefolge von Soldaten und Hofleuten einem Heereszuge. Als er einmal, im Jahre 1729, zu einer Firmung nach Landau und Weißenburg fuhr, begleiteten ihn vierunddreißig Gardesoldaten zu Pferde mit einem Gefolge von hundertundvierzehn Personen, und vier Trompeter und Pauker verkündigten die Ankunft des fürstlichen Zuges.

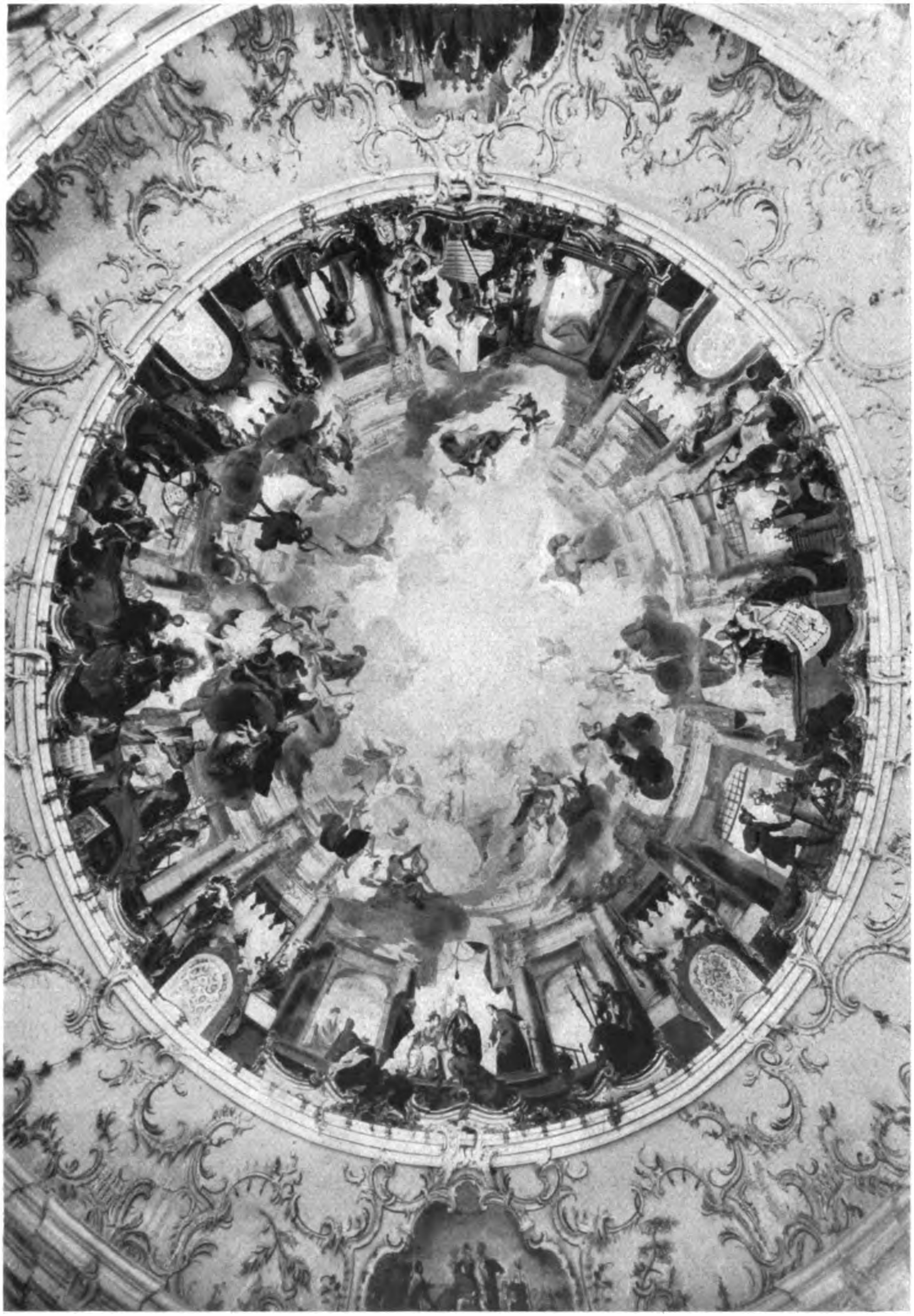
Damian Hugo ist ohne Zweifel einer der bedeutendsten Kirchenfürsten Deutschlands im 18. Jahrhundert gewesen. Kluge Umsicht und Herzensgüte vereinte er mit Pflichttreue und einer warmen Freude an der Kunst in allen ihren Äußerungen. Die größte Leidenschaft des Fürstbischofs aber war das Bauen, wie die seines Onkels und seines Bruders, dem, wie schon erwähnt, einer der glänzendsten deutschen Fürstensitze, die Residenz zu Würzburg, ihr Dasein, und Balthasar Neumann, ihr Erbauer, die Möglichkeit der Entfaltung seines großen Talentes verdankt. Damian Hugo nannte sich selbst den „Schönbornschen Bauwurmb," und den Schloßbau „seines Lebens Arbeydt". In allen bautechnischen Dingen besaß der fürstliche Bauherr erstaunliche Kenntnisse. Mit den Architekten, selbst einem Balthasar Neumann, prüfte er gemeinsam die Risse, änderte nach eigenem Ermessen und gab neue Anregungen.

Zum Bau der neuen Residenz in Bruchsal entschloß er sich, wie schon bemerkt, wegen der feindseligen Haltung der Bürgerschaft von Speier. „Was das vor harte zanksichtge Leydt seindt, ist nicht zu glauben," schreibt er im Mai 1720 aus Speier, aber schon vorher, im März 1720 hatte er seine Wahl getroffen, wie er seinem Bruder in Würzburg mitteilt: „Ich habe mir den Ort ausgelesen, woher meine Residenz hinkommen solle, ich habe mein Tag keine schönere Situation von allem gesehen; es ist zu Bruchsal, eine Stadt viel größer als Aschaffenburg, recht schön wieder gebauet." Auch die gute Luft war für den mit zarter Gesundheit bedachten Fürsten und die Wohlfeilheit des Lebens für den sparsamen Staatswirtschafter bei der Auswahl des Ortes in die Wagschale gefallen. Da die Reste der mittelalterlichen Wasserburg in Bruchsal, von der heute noch der Turm und das anschließende sogenannte Jagdschlößchen erhalten sind, nicht mehr als zeitgemäße fürstliche Residenz brauchbar waren, bezog Schönborn als Not- und Mietwohnung einstweilen das Rollingische Haus in der Stadt, das sein Vorgänger Hartard bereits 1718 zum Zweck der Hofhaltung gemietet hatte.



Rotundensaal im Treppenhaus des Corps de Logis

Im Norden Bruchsals, vor dem Speierer Tor breitet sich der Bauplatz aus, in der kurzen Achse ein Bestandteil der fruchtbaren, gesunden, gegen Ostwind geschützten Bergstraße, und von dieser durchzogen, in der Längsachse die nach dem Rhein sich öffnende Ebene, so recht geeignet zur Verwirklichung der Baugedanken einer mit dem Begriff des Unendlichen spielenden Zeit. Mit drängender Eile wurde der Schloßbau betrieben. Im Sommer und Herbst 1720 stand Schönborn in



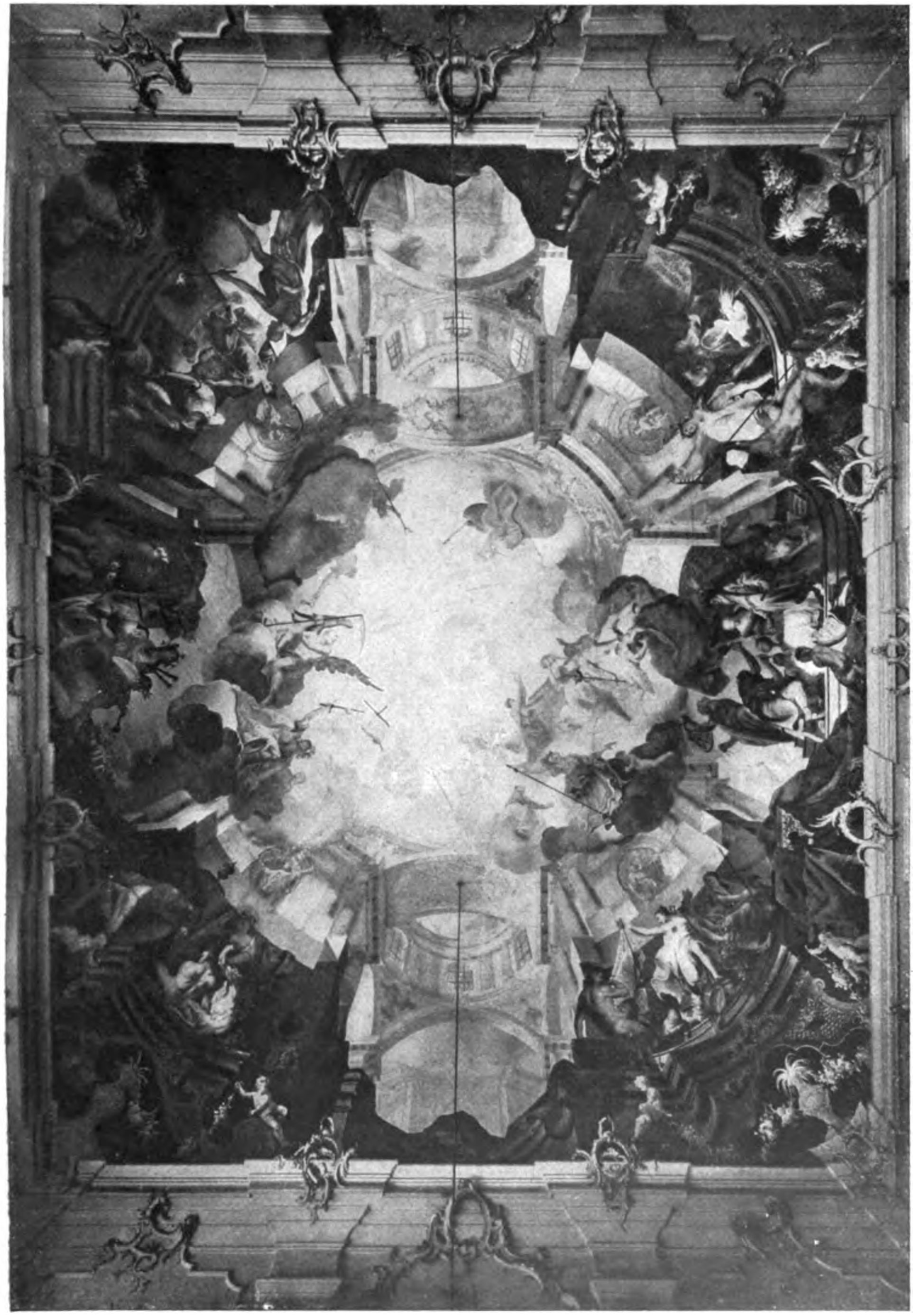
Deckengemälde des Haupttreppenhauses im Corps de Logis
Von Johannes Zick (1756)

Digitized by Google

näherer Beziehung zu dem Mainzer Architekten Maximilian von Welsch, der damals anscheinend zweimal in Bruchsal war und mindestens zehn Risse zu dem Bruchsaler Schloß anfertigte. Als geistiger Vater des Residenzplanes aber kommt, wie Baurat Dr. Fritz Hirsch in seinem Monumentalwerk über das Schloß zuerst nachwies, von allem der Mainzer Oberbaudirektor Anselm Franz Freiherr von Ritter zu Gruenstehn in Betracht, dem der erste Entwurf zuzuweisen ist. Dieser Nachweis, der geeignet ist, den verblichenen Glanz eines großen Sternes von neuem erstrahlen zu lassen, wurde bestätigt durch den glücklichen Fund von drei Bruchsaler Originalrissen, den Dr. Hirsch im Ritterschen Familienarchiv zu Kiedrich machte. In der Person des Freiherrn von Ritter also, und nicht, wie bis vor kurzem allgemein angenommen wurde, in Balthasar Neumann, haben wir den Urheber dieses herrlichen Bauwerkes zu verehren, und mit dem Residenzplan steht der Würzburger Meister, der 1723, als der Generalplan schon seit drei Jahren festgelegt war, einen kurzen Besuch in Bruchsal machte, in keinerlei Zusammenhang. Als Bauführer war vom Januar 1721 bis März 1723 Johann Georg Seitz und nach dessen Weggang Hans Michael Rohrer aus Rastatt wohl bis 1728 tätig. Von 1721 bis 1728 wurde der Kammerflügel, der Kirchenflügel und das Corps de Logis begonnen, 1730 die Mittelfront desselben an der Hof- und Gartenseite und 1732 das seit 1729 in Angriff genommene Treppenhaus vollendet, unter ständiger Beihilfe des kenntnisreichen Fürstbischofs. Im Jahre 1728, als der Freiherr von Ritter seine Entlassung genommen hatte und Rohrer auf die Dauer seinen Bauherrn nicht befriedigte, trat schließlich doch als künstlerischer Berater Schönborns Balthasar Neumann auf den Plan, dem wir die geniale Ausführung der Haupttreppe im Corps de Logis, die Pläne zum Kirchturm und zum

Kommode aus dem Bruchsaler Schloß, jetzt im Schloß zu Karlsruhe

Fürstensaal im Corps de Logis



Deckengemälde des Fürstensaales im Corps de Logis
Von Johannes Zick (1751)

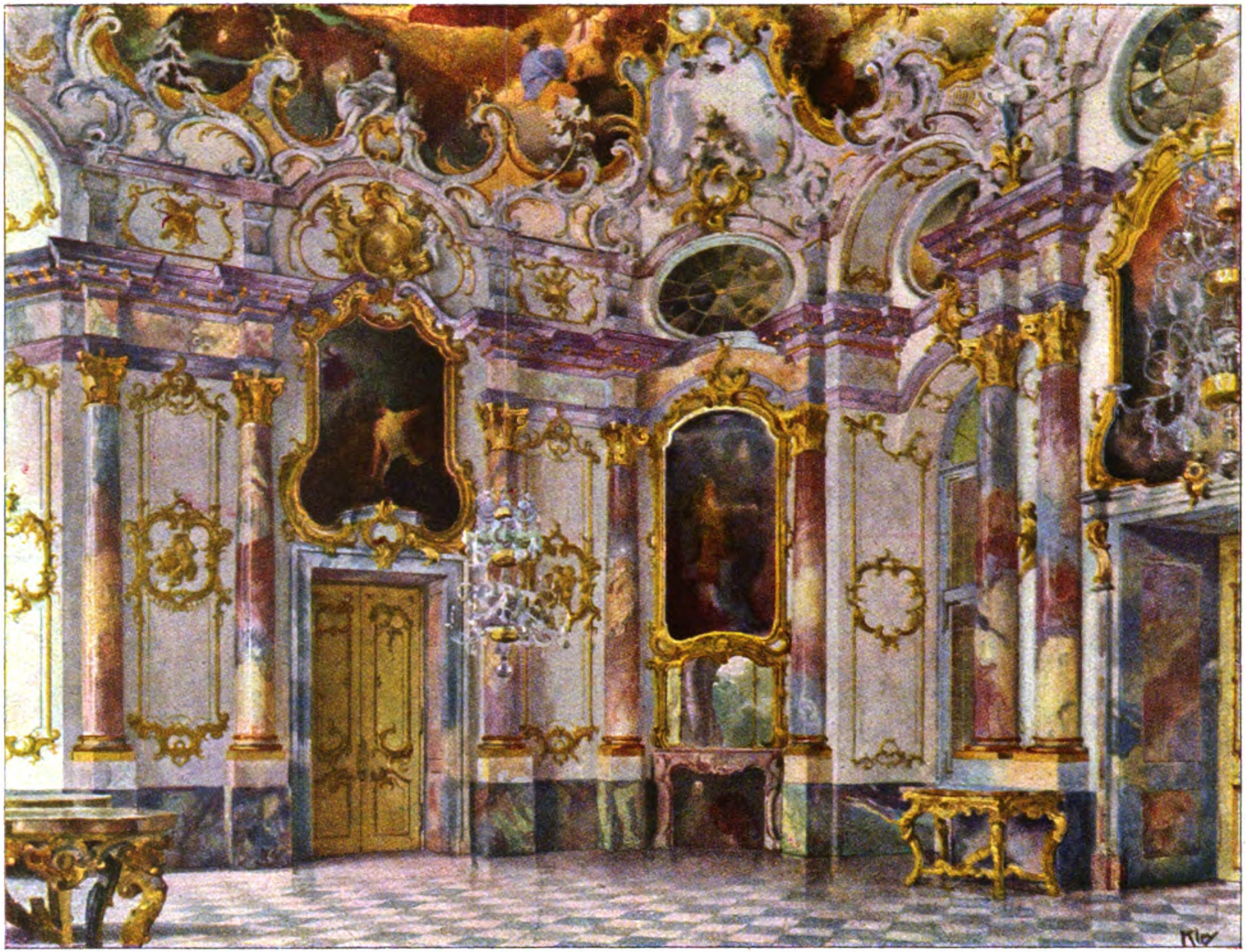
Digitized by Google

Deckengemälde im Marmorsaal des Corps de Logis

Schloßwachthaus zuschreiben dürfen. Schließlich hat sein begabter Schüler Leonhard Stahl die Entwürfe und Gedanken des großen Meisters aufgenommen und schöpferisch ausgestaltet.

Als das Treppenhaus im Rohbau eben fertig war, trat von 1733 bis 1737 infolge des Krieges zwischen Frankreich und dem Kaiser eine unliebsame Bauunterbrechung ein. Schönborn mußte fliehen und verbrachte drei Jahre unter schweren körperlichen und seelischen Leiden in der Fremde. Unter dem Jubel des Volkes hielt er am 11. März 1737 endlich wieder seinen Einzug in das Schloß. Schwer erkrankt und den Tod vor Augen, machte er am 28. August des Jahres sein Testament, in dem er 50000 Gulden für die Wiederherstellung des Domes zu Speier und zur Erbauung der Peterskirche in Bruchsal aussetzte. Kaum genesen, nahm er aber sofort die Fortführung des Schloßbaues aufs neue in die Hand. Das Schloßwachthaus mit der Inschrift: „Pax intrantibus Anno 1738" wurde errichtet, auch der Turm der Schloßkirche, beide nach Plänen Neumanns erbaut. Damit war das Bauprogramm der Schönbornschen Residenz im großen und ganzen vollendet. Trotz seiner sonstigen Sparsamkeit hat Damian Hugo nach eigenem Geständnis am Schloß allein „fast eine Million Gulden verbauet". Und doch war die Residenz Schönborns noch lange nicht das jetzt soviel besuchte glänzende Rokokoschloß. Der Ausbau gehört den Zeiten seines Nachfolgers Franz Christoph von Hutten an. Dessen Werk ist die prachtvolle Innenausstattung des Corps de Logis, des Treppenhauses und der mit Stuck und Freskenschmuck verzierten Rokokosäle. Dem kunstfrohen und liebenswürdigen Hutten folgte der mißtrauische und händelsüchtige August Wilhelm Graf von Limburg-Stirum, der durch endlose Prozesse beim Reichskammergericht die Bürgerschaft Bruchsals zwang, mit riesigem Kostenaufwand nochmals einen Mauergürtel um die Stadt zu legen, und der zu einer Zeit, als die große Revolution bereits mit dumpfem Grollen ihr Nahen kundgab, in einem für sein Land bestimmten Volkskatechismus die Forderung aufstellte: „Untertanen sollen sich wie die Diener verhalten, weil der Landesfürst ihr Herr ist und sowohl über unser Leben wie über unsere Güter die Gewalt hat." Von der Revolution verjagt, starb der für die neue Zeit verständnislose Kirchenfürst am 26. Februar 1797 im Exil. Das Schloß verdankt ihm immerhin die künstlerische Einrichtung des Musiksaals mit den herrlichen Stuckverzierungen Günthers, den Ausbau des Kavalier-Speisezimmers und die freitragende Nebentreppe im Stiegenhaus dahinter. Von dem neunundsiebzigsten und letzten Fürstbischof, Franz von Walderdorf, erhielt nur noch ein Zimmer des Schlosses und wohl auch der Eingangssaal des Kammerflügels 1797 seine Stuckverzierungen.

Digitized by Google



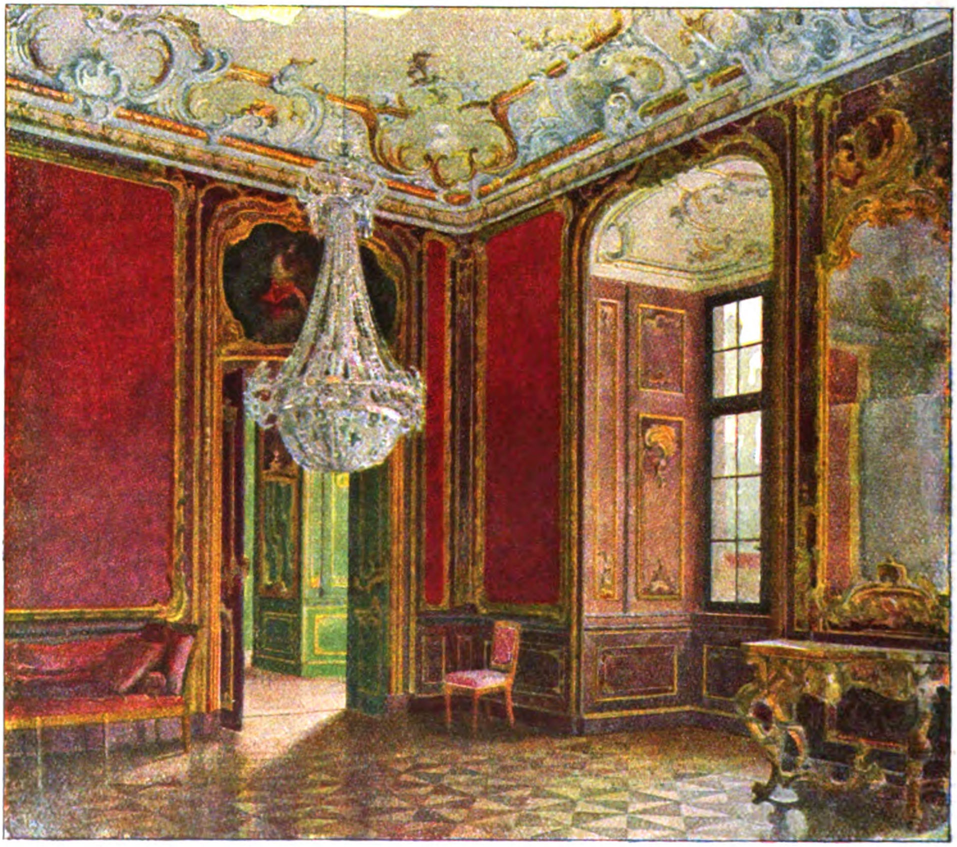
Der Marmorsaal im Corps de Logis des Schlosses zu Bruchsal. Aquarell von Heinrich Kley

Digitized by Google

Noch einmal entfaltete sich dann nach der Rokokopracht fürstliches Leben im Schlosse zu Bruchsal, als die Markgräfin Amalie, die ‚Schwiegermutter von Europa', hier residierte. Danach ist es still geworden in den prächtigen Räumen, die soviel Glanz gesehen haben, bis sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Forschung und zu Beginn des zwanzigsten die Fürsorge des Staates um das Schloß bemühte. Jakob Wille hat als erster die vielen Hundert Aktenbände der Archive durchforscht und in seinen ‚Bildern aus einem geistlichen Staat im 18. Jahrhundert' (Karlsruhe 1897 und Heidelberg 1900) eine fesselnde Schilderung des Schlosses und seiner Bewohner geliefert. Dann hat in langjähriger Arbeit der großherzogliche Baurat Dr. Fritz Hirsch neue geschichtliche Quellen erschlossen und als Nachfolger Langs in der Leitung der Wiederherstellungsarbeiten das schon erwähnte prächtige Tafelwerk herausgegeben (Heidelberg 1910), das, dank gütigst gewährter Erlaubnis, für die Abbildungen dieses Aufsatzes benutzt werden durfte. Was diesen beiden auf ihren archivalischen Entdeckungsfahrten noch verborgen blieb, das hat Hans Rott in seinen ‚Kunstdenkmälern des Amtsbezirks Bruchsal' (Tübingen 1913) und im elften Beiheft der ‚Zeitschrift für Geschichte der Architektur' 1914 niedergelegt. Seither ist der leidenschaftliche Streit darüber, wem das Verdienst gebührt, den Bau erdacht zu haben, einstweilen zur Ruhe gekommen.

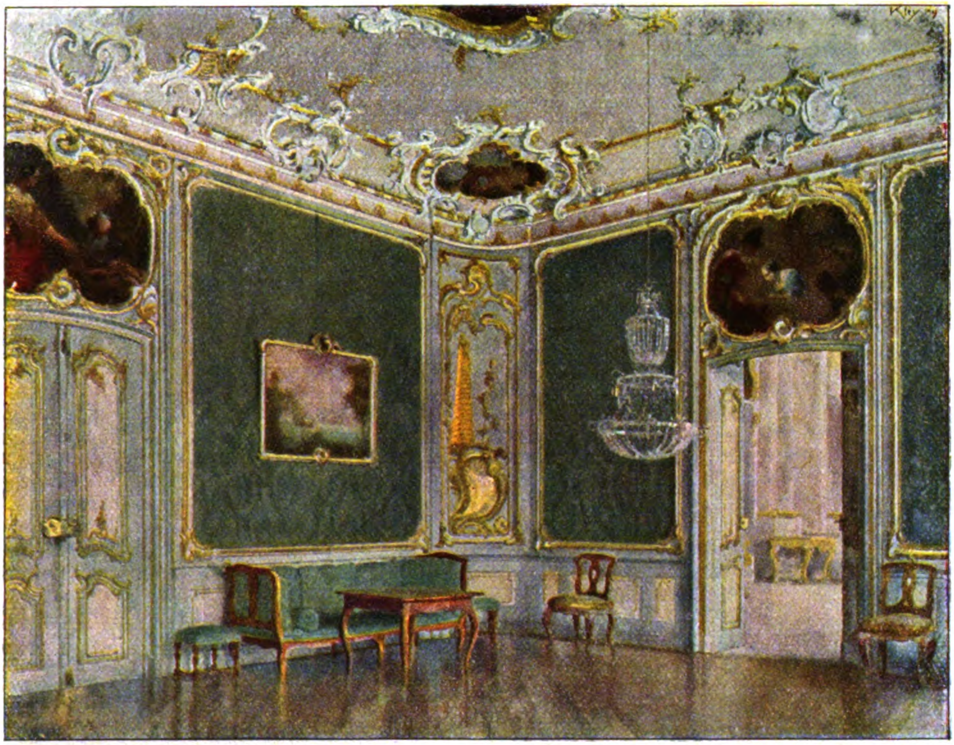
Im Hintergrunde des weiten Ehrenhofes beherrscht das Hauptgebäude des Schlosses, das seit den Tagen Schönborns so genannte ‚Corps de Logis' den rings von Bauwerken umschlossenen Platz. Durch die Pavillons, deren Tore einen malerischen Durchblick in den Schloßgarten gewähren, ist eine wohltuende Harmonie zwischen den verschiedenen Gebäuden erreicht, die sich in streng regelmäßiger Grundrißanlage als ein eigenes, einheitlich geschlossenes Stadtviertel ausbreiten.

Der Kammerflügel und der ihm genau entsprechende Kirchenflügel sind nächst dem ‚Corps de Logis' durch schöne und zugleich reiche Gliederung die architektonisch hervorragendsten Gebäudeteile der Residenz. Im Kammerflügel wird der ganze Mittelbau durch den zweistöckigen Musiksaal eingenommen. Im 19. Jahrhundert als Militärlazarett benutzt, hatte dieser Prachtsaal durch



Rotes Zimmer im Corps de Logis. Aquarell von Heinrich Kley

Digitized by Google



Grünes Zimmer im Corps de Logis. Aquarell von Heinrich Kley

Einbauen eines Zwischenstockwerks und durch Aufteilung des als Vorratsspeicher dienenden Raumes über der Zwischendecke seinen ganzen Reiz eingebüßt. Hier hat, wie überall im Schlosse, die feinfühlige Restaurierung den ursprünglichen Zustand nach Möglichkeit wieder herzustellen gesucht, und der herrliche Freskenschmuck der Decke, von der Hand des Römers Marchini, verkündet wieder wie einst den Ruhm des kunstfrohen Fürstbischofs, dessen Verdienste um Baukunst, Bildhauerei und Malerei hier in allegorischen Darstellungen verherrlicht werden. Nur ist die Wirkung der Fresken durch den allzunahen Standpunkt des Beschauers von der Zwischendecke aus stark beeinträchtigt. Schon im Jahre 1776 wurde die Zwischendecke eingezogen und dann der Unterraum, der heutige Musiksaal durch den Hofbildhauer Joachim Günther mit prächtigen Stuckverzierungen im klassizistischen Stile ausgestattet. Heute wird der Saal zu den Sitzungen des Bezirksrates verwendet.

Im Äußeren stimmt der gegenüberliegende Kirchenflügel bis ins einzelne mit dem Kammerflügel überein; selbst der unzugängliche Balkon über dem Haupteingang ist beibehalten worden. Das auf zwölf Pfeilern ruhende, von einer Scheinkuppel durchbrochene Tonnengewölbe des Kirchenraumes hat unterhalb der Kuppel unsichtbar gemachte und durch bemalte Schirme abgeblendete Lichtquellen und ruft hier im Verein mit den Malereien Asams den geheimnisvollen Eindruck des Schwebens hervor.

Das Hauptgebäude der umfangreichen Schloßanlage ist das sogenannte ‚Corps de Logis' — man mag das Fremdwort nicht ersetzen, denn es kennzeichnet zu gut die Zeit, in der der Bau entstand. In vier Geschossen hebt sich seine mächtige Fassade, und Pilaster führen durch alle vier Stockwerke, ohne daß ein Gurtgesims das Ganze in der Horizontale belebte. Die schönen Balkonvorbauten an der Hof- und Gartenseite hat von 1752 bis 1755 Leonhard Stahl, vielleicht nach Entwürfen Balthasar Neumanns, geschaffen, dessen Genius jahrzehntelang als das künstlerische Gewissen über dem Schloßbau schwebte. Vom Ehrenhof gelangt man zunächst in den Eingangssaal, dann in das eingebaute Stiegenhaus, dessen Treppenarme ohne Wiederkehr zum ersten Hauptgeschoß emporführen, um oben als Vorsaal für die anstoßenden Festräume des Fürsten- und des Marmorsaales zu dienen. Die Haupttreppe führt in zwei Armen beiderseits von dem ovalen Stiegenhause empor und bietet die reizvollsten Durchblicke. Emporsteigend erreicht man das mächtige Kuppelrund. Hier wandelt sich das Stiegenhaus zum Saal, und ein befreiendes Raumgefühl ergreift den

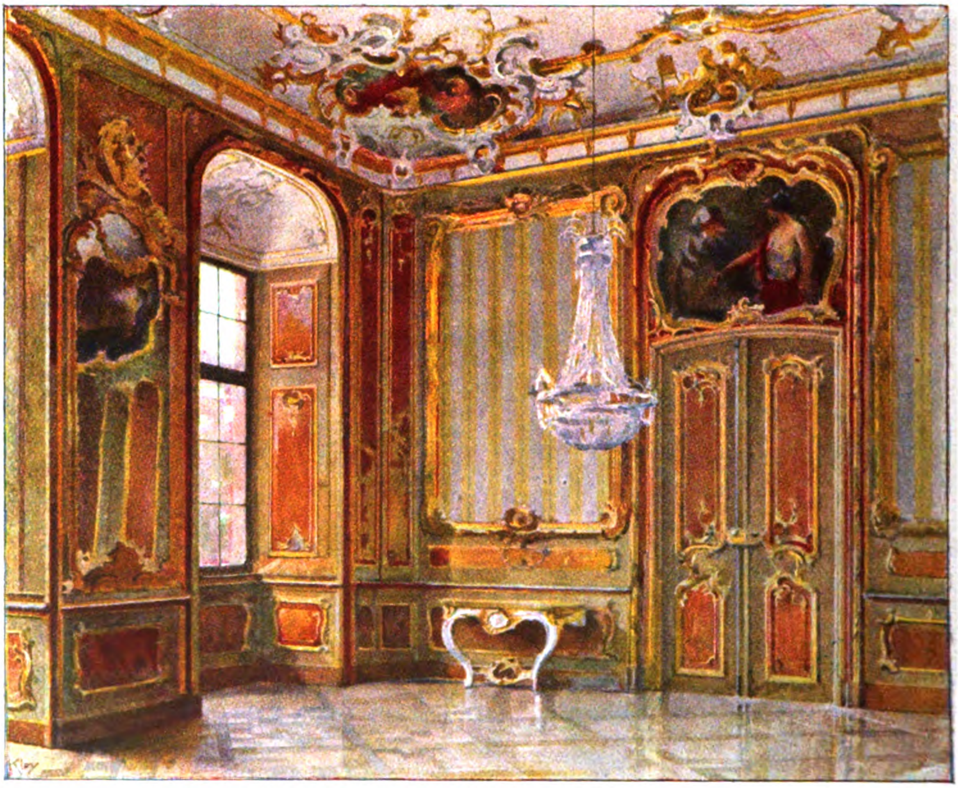
Digitized by Google

Beschauer bei diesem stufenweisen Emporgelangen zu Licht und Raumweite. Durch sechzehn Pilaster aus hellgetöntem Stuckmarmor wird der edel und reich mit Stukaturen verzierte Rotundensaal gegliedert. Die Fresken der Kuppel zeigen ein gemaltes Pantheon, in dessen Kuppelwölbung sich ein ganzer Olymp seliger Genien in Wolkenglorie herabsenkt.

Mit einer starken Phantasie begabt und über eine brillante Farbengebung verfügend hat Meister Johannes Zick hier eine wundervolle Raumwirkung geschaffen. Dabei wird der Zusammenhang mit dem Raume bewußt und feinfühlig gewahrt. Die Malereien Zicks stören den Gedanken des Baumeisters nicht, sie spinnen ihn nur fort, und der gesamte Raumeindruck wird durch das Deckengemälde wesentlich mitbestimmt.

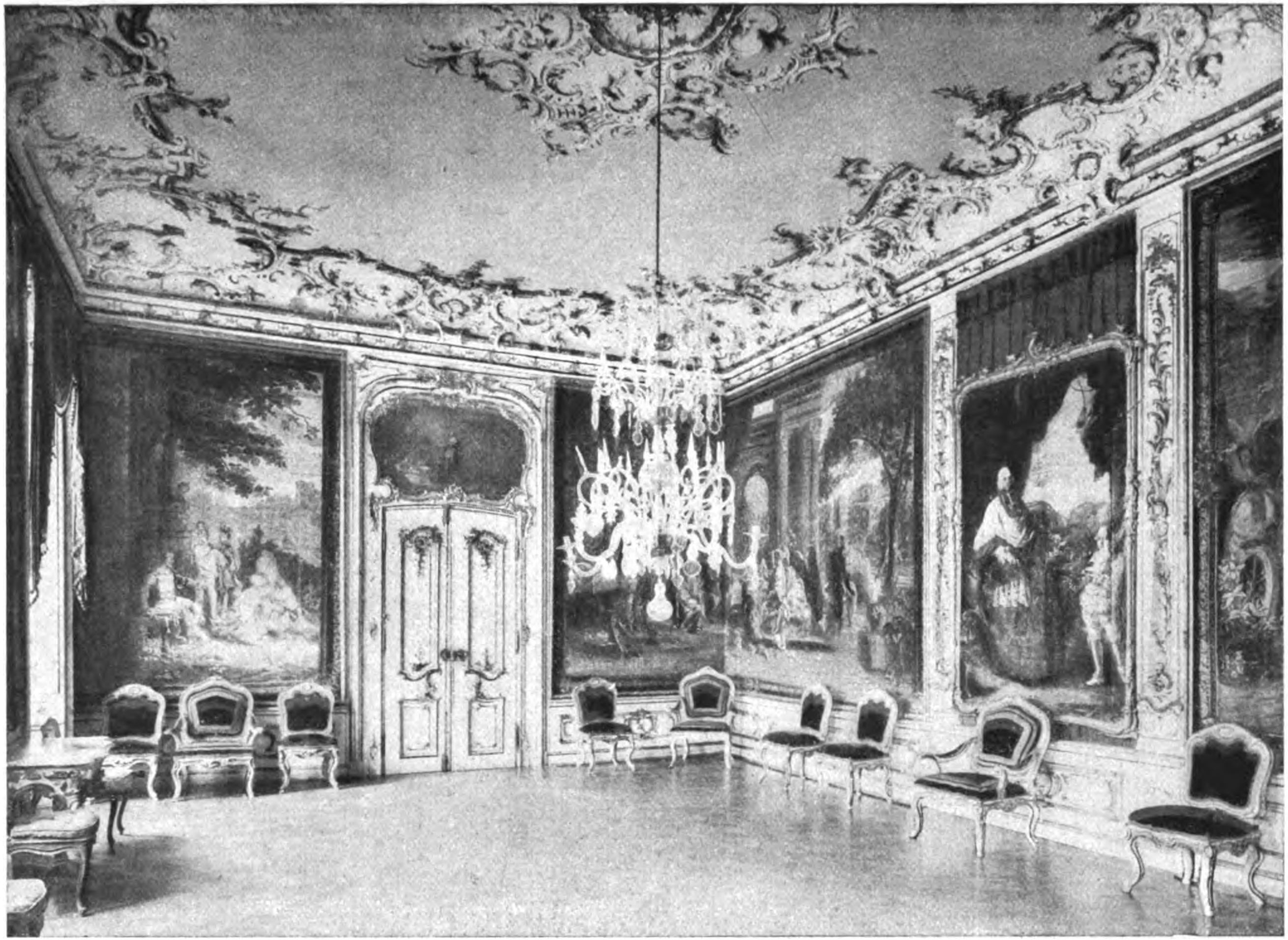
Die Wände des anschließenden Fürstensaales werden durch lisenenartige bunte Marmorpilaster gegliedert. Über den sechs Türen sind lebensgroße Ölbildnisse von Speierer Fürstbischöfen eingelassen, sämtlich auch von der Hand Johannes Zicks. Das Deckenbild dieses Saales erreicht aber nicht die befreiende Illusionswirkung der Treppenhausmalerei. Die mythologisch-allegorische Darstellung der Herrschertugenden und der glücklichen Regierung der Bischöfe von Speier behält durch die mangelnde Überleitung vom Saalrechteck zum Flachgewölbe und durch die dunklere Färbung etwas Erdenschweres. In kaum zu überbietender Vollendung dagegen haben die Stuckateure hier, im Treppenbau und in den folgenden Sälen gearbeitet, vor allem Johann Michael Feichtmayr, durch dessen Wirken Bruchsal nicht zuletzt zu einem Kleinod der Rokokokunst geworden ist. Diese reizvollen Dekorationen sind niemals auf Einzelwirkung berechnet, sondern als Teil der Architektur anzusehen, deren lebendig ineinandergreifende Rhythmen durch sie gesteigert werden. In dem Flügel südlich vom Fürstensaal liegen die Galeriezimmer, in deren einem das ‚Porträt von dem berühmbten Mahler Copetzgi (Kupetzky) mit einer Tobackspfeif im Maul, von ihme selbst gemahlt in Portrait Größ‘, wie der handschriftliche Katalog des 18. Jahrhunderts angibt, durch lebensvolle Auffassung zu fesseln vermag. Es hat bis in die neueste Zeit irrtümlich als Selbstbildnis Zicks gegolten.

Nun folgt eine Reihe stimmungsvoller kleiner und größerer Räume, und gegen den Kirchenflügel zu das Watteau-Kabinett, so genannt nach den in Watteaus Geiste von



Gelbes Zimmer im Corps de Logis. Aquarell von Heinrich Kley

Digitized by Google



Der Thronsaal. Rechts das Bildnis des Bischofs Franz Christoph von Hutten. An den Wänden flandrische Gobelins mit Darstellungen aus der Geschichte Alexanders des Großen

Digitized by Google

Das Watteauzimmer. Ausgemalt von Januarius Zick (1759)

Januarius Zick, dem Sohne des Freskomalers, heiter hingeworfenen Improvisationen, die in den vier Jahreszeiten die Daseinsfreude des Rokoko schildern. Das danebenliegende grüne Zimmer entzückt durch seine vornehm-kühle Wandbespannung mit grünem Seidendamast und durch die mit feinstem Geschmack ausgeführten Stuckdekorationen Feichtmayrs und gewährt mit dem anstoßenden roten Zimmer ein reizendes Farbenspiel. Hier, wie in dem benachbarten gelben Zimmer vereint sich die in der Erfindung unerschöpfliche, von den Fesseln der Tektonik befreite Stuckplastik mit den goldenen Leisten, der Wandbespannung und den Malereien von Johannes Zick zu einem herzerwärmenden Zusammenklang aus der lebensfrohen Zeit des Rokokofürsten Franz Christoph von Hutten.

Der lichterfüllte Marmorsaal trägt seinen Namen von den farbigen Marmorplatten, die den Boden und den Wandsockel bedecken. Die hochragenden Wände sind gegliedert durch zwanzig Säulen aus Marmorstuck mit vergoldeten korinthisierenden Kapitälen, die Füllungen zwischen den Säulen bestehen aus Muschelwerk und Kartuschen, über den Türen und den Kaminen sind fürstliche Bildnisse und mythologische Gemälde von Johannes Zick in geschweifte Goldrahmen eingelassen, und aus diesem hinreißend schönen Raumkompositionsbilde führt uns das Deckengemälde desselben Meisters, das die ewige Dauer des Hochstiftes versinnbildlicht, über die meßbaren Grenzen hinaus schier in das Unabsehbare. Hier schwelgt das Auge in einem Strom von Lichtern und Reflexen, die selbst Schatten farbig durchleuchten, in einem Auf- und Abwogen von Linien und Farben, das nur an Ort und Stelle empfunden werden kann. In seiner Schilderung olympischer Herrlichkeit und Lust des Daseins erreicht der Künstler

Selbstbildnis des Malers Kupetzky
Fälschlich für ein solches von Johannes Zick gehalten

Digitized by Google

Inneres der Schloßkirche zu Bruchsal. Blick nach dem Chor

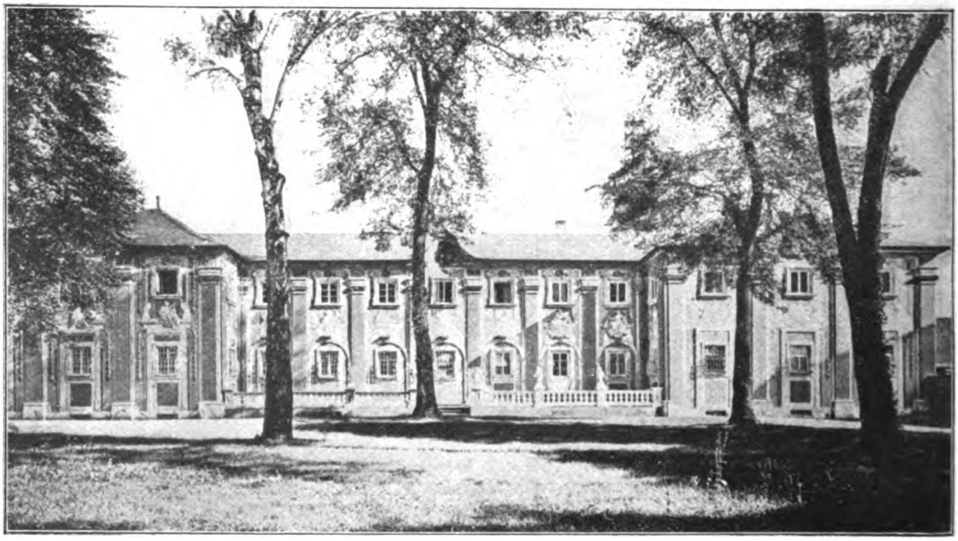
Digitized by Google

hier eine niemals wieder übertroffene Ausdrucksgewalt. Das Ganze wirkt wie ein gewaltiger Flug nach oben, wie ein seliges Sichloslösen von aller Erdenschwere.

Im Thronsaal, dessen Wände mit kostbaren Gobelins behangen sind und dessen Türen und Decke goldschimmernde Stuckzierate aufweisen, finden wir in der Mitte der Saalwand, wo ehemals der Thron seinen Platz hatte, ein lebensgroßes Ölbildnis des Kardinals Hutten, dem ein Page das Barett überreicht, von der Hand des Würzburger Hofmalers Johann Nikolaus Treu. Die schon von Fürstbischof Damian Schönborn in Antwerpen erworbenen Gobelins stellen die Geschichte Alexanders des Großen dar. Leider sind wir über die vielen Kunsthandwerker, die in allen diesen Räumen Werke von feinstem Geschmack, wie etwa die von uns abgebildete Kommode geschaffen haben, nur spärlich unterrichtet.

Spiegel im roten Zimmer des Corps de Logis

Über vier Jahrzehnte hat die Bruchsaler Residenz gebraucht, bis sie in ihrem Innenausbau zum Abschluß gekommen war. Zwei Generationen haben nacheinander in Anlehnung an den italienischen Stil des Barock und den französischen des Rokoko daran gearbeitet, aber wenn auch Einzelheiten der Ausschmückung fremder Formensprache entlehnt sind, so ist doch das, was diesen Bau zu einem fast einzig dastehenden Baujuwel des 18. Jahrhunderts gemacht hat, echt deutsche Arbeit. Deshalb dürfen wir stolz darauf sein, ein solches Bauwerk des 18. Jahrhunderts in Deutschland zu besitzen.



Der sogenannte Kavalierbau (die südliche Orangerie) des Schlosses zu Bruchsal

Digitized by Google

Flitterwochen

Von Marthe Renate Fischer

Das eigentliche Karpfenessen, zu dem sich die heiteren Männer alle zusammengefunden hatten, war schon vorüber. Sie tranken aber weiter und schwatzten dazu. Ihre Rede ging mutwillig. Es waren Glasbläser und Männer aus verwandten Betrieben, alle in benachbarten Ortschaften ansässig.

Es war Montag, der Tag der Arbeitsablieferung an den Händler. Fünf Tage hatten die meisten von ihnen an der zehrenden Gasflamme gesessen, die anderen ebenso gebückt an ihren Arbeitstischen, am Sonntag hatten sie dann gefeiert, heut, am Montag, den Gelderlös zwischen den Fingern gespürt.

Hat man den aber in Griffnähe, so knüpft man den Hemdkragen und die Manschetten an, spielt den Herrn und läßt ein Stück Geld drauf gehen. Einmal Karpfen! Noch einmal! Die Frau mag knausern, daß sie den Haushalt beschickt mit dem, was verbleibt.

Sie erzählen Schnurren. Alles ziehen sie ins Heiter-Lächerliche. Sie sind Necker und Schadenfreudler am eigenen Leibe.

Zwei sind darunter, denen das Herz schwer hängt, dem einen von Liebesgram, dem andern von einer Hypothek, die ihm gekündigt worden ist. Aber man merkt ihrem Verbrauch und ihrem Gebaren nichts von ihren Kümmernissen an. Der eine ist ein Schlanker, Schneidiger, blond mit spitzem Kinnbärtchen, mit nur einem hellen, flotten Tupfer unter der Unterlippe, der andere ist brünett, voller. Beide über mittelgroß, der Blonde älter als der Brünette.

Der Blonde ist beweibt und hat drei Kinder, er heißt Elias Doritzer. Man spricht das E lang und macht aus den vier anderen Buchstaben eine Silbe, indem man das I als ein Jott überzieht, so daß der Name also klingt: Eeljas. Der Brünette heißt Christian Uhlig.

Doritzer sagt dem Wirt, daß er zahlen wolle. „Meine Ida erwartet mich," sagt er gefühlvoll. Er verspottet seine eigenen Eheverhältnisse. Uhlig geht mit. Er habe sich erkältet und das drücke ihm auf den Magen, er wolle ins Bett. Dabei hat er zwei Portionen Karpfen gegessen. Lachreden fliegen. Aber die beiden brechen doch auf.

Es ist still draußen, Schnee bedeckt die Berge und Bäume. Alles ist weiß. Die flachen Plättchen auf den rasch abfallenden, hohen Schutt- und Geröllhalden, die Telegraphendrähte, die vom Frost und Reif dick wie Taue umsponnen an ihren hohen Masten durch die Luft ziehen, die Ebereschen, die zu beiden Seiten den Weg begleiten. Und das Weiß ist millionenfach geschliffen und gebrochen und strahlt leuchtend bunte Farbe aus, wenn der Sonne Schein es trifft.

Alles schläft und hat doch weite, weiße, wache Augen, mit denen es um sich schaut.

Uhlig und Doritzer gehen nebeneinander her, sie rauchen und reden. Doritzer spricht von der gekündigten Hypothek, ob Uhlig nicht Rat wisse, Uhlig sagt, es könne möglich sein, er wolle einmal horchen. Der Schall verweht. Darauf fängt der Schwarze zu sprechen an. Seine Mutter lasse sich nicht erweichen, sie gebe ihre Einwilligung zu seiner Heirat mit der Auserkorenen nicht. Und die Mutter sei eine wichtige Person, denn ihr gehöre das Haus. Sie habe eine ganz andere Schwiegertochter im Sinne.

Er klagt. Seine Stimme wird dick. Darauf beschreibt er sein Mädchen, groß, schlank, hellblond. Er weiß nichts von ihr zu sagen, als daß sie groß, schlank, hellblond sei.

Als Doritzer auf Freiersfüßen gegangen war, hätte er seines Mädles Größe anders beschrieben. Er hätte gesagt: „Ich küss' gerade in ihre Augen, wenn sie vör mich steht." Und von ihrer Leibesfülle hätte er gesagt: „Das tut meinen Händen als wohl, wenn ich sie anfass'. Da denken meine Händ, es ist Feiertag." Und vom Haar der Ida hätte er gesagt und hat er gesagt: „Das is a Kujon, das tut bräunlich und hat vergoldete Spitzen, das ist so dünn als die feinst Glaslock." Aah — —! und vom Gesicht! — —

Er hörte noch eine Weile zu, wie der Schwarze klagte, dann warf er den Zigarrenstummel, den er abgeraucht hatte, in den Schneewald und sagte: „Siebzehn Jahre sind das her. Da saßen wir oben — vier junge Herrle und ebensoviel Mädle. Es war a Konzert gewesen und mer wollten ahäm. Die Mädle waren alle bildsauber anzusehen. Sie hatten sich fein hergericht' wie die großartigsten Damen. A Prinz hätte sich können dazugesell, das wäre fei keine Schande für den gewesen. Nun saß aber meine Ida mir vis-à-vis und ich sah sie mir an. Sie sah a bißle verträumt und verdöst aus, ihre Lider hingen ein wenig tief und ihr Unterkiefer stand ein klein bißle vor. Darüber fing mir an warm zu werden. „Ich saß salt da an der Wand und studierte ihr Gesicht. Das Gesichtle das war geformt wie ein Ei, das war lang und doch rund, und das hätte kein Porzellanmaler feiner konnt ausgemal mit Kirschrot und Rosenrot. Der Blick kam durch die langen Wimpern wie durch ein Gitter daher, und die Augen, die hatten von jeder Farbe einen Schimmer wag. Das ganz Mädle sah aus nach a bißle Gegenred und a bißle Zärtlichkeit. Wie ich sie noch so betracht,

Digitized by Google

da fängt sie an und gähnt — gähnt wie ein kleiner Hund, der sein Schnäuzle aufreißt. Das sah lächerlich aus. Ganz allmählich macht sie ihren Mund auf. — Immer weiter auf. — Noch weiter auf. — Zuletzt ist das beinahe wie eine Senkrechte: ihre beiden Lippen nach oben und unten und ihre beiden Zahnreihen. Nun strecke ich meinen Arm vor und stecke ihr was in den Mund. Und sie schnappt zu und lacht. Und ich lache auch, Ich habe drei Nächte net konnt geschlaff, ich hab immer gesehen, wie das Mädle gähnt. Wie sie ihren Mund aufmacht und immer noch weiter aufmacht. Und, wie possierlich das war, wie ihre Augen allmählich zugingen. Und wie warm das Mädle aussah... Nun drückt ich mich an ihrem Hduse a bißle umher, bis das feststand, daß sie einverstanden war. Darauf kamen dann die Menschen, die nichts von unserer Liebe wissen wollten."

Doritzer holte eine neue Zigarre heraus und brannte sie an. Zugleich blieb er stehen, tippte seinen Weggenossen mit dem Finger vor die Brust und sagte: „Drei Jahre haben sie uns zugesatzt, nein, sie wollten nicht, meine Leut und ihre Leut. Meine Leut wollten net, weil sie ane andere, ane reichere för mich in Bereitschaft hatten, und ihre Leut wollten net wagen dem Blomachen, ich tät wie a Lord und net wie a Glasbläser. Mein Mädle fing an blaß zu gewar (werden). Ich ebenfalls. Ihr schmeckte das Essen net mehr und mir die Arbeit net." Er lachte zynisch. „Ho! das galät (glaubt) kein Mensch, was wir haben durchgemacht. Ich hab geheult wie a Weib, und sie hat gescholten wie a Mann. — Und was wir för Tugenden haben entdeckt, sie an mir und ich an ihr. Das war staunenswert. Wir zwei Leut haben uns gegen die zwölf Leut gestemmt, die gegen uns waren. Und wir haben sie in die Ecke gedruckt. Und heute?" —

Die Zigarre war ausgegangen, trotzdem er ab und zu daran gezogen hatte. Er steckte sie gelassen aufs neue in Brand. Der Ton, in dem er die letzten beiden Worte gesprochen hatte: „Und heute?" — — — dieser Ton stank von Gehässigkeit, war übertrieben und ärgerte ihn. Darum sagte er ganz nüchtern: „No du wirst's ja auch wissen, wie ich mit der Ida steh. Wo es in der Küche raucht, das haben die Nachbarn balle weg. So schlimm, wie sie's machen, ist's aber net. Aber das mit der großen Liebe, das ist ein Betrug. Vielleicht hat das seinen Ursprung daher, daß mer den vielen Widerstand erst hat mußt überwind, und daß mer dabei vom Wege der Wahrheit a bißle ist abgewich. Man hat der anderen Partei Vorzüge aufgeredt, die nicht vorhanden waren. Und man hat sich seine Aufschneiderei hinterher galät. Punktum!"

Er machte eine Pause. —

„Wenn ich dir also raten soll," fing er bedachtsam von neuem an, „da sage ich dir das: Es bleibt sich gleich, wen du nimmst, wenn das Mädle nur passabel ist. Daß ein Glasmacher seine Frau net kann auf a Präsentierbrettle gesatz, das wissen sie zuvor, und das übrige, das findet sich schon. Die Liebe vergeht, warum soll mer damit erst ofang. Das muß man leicht nehm'. Tu du deiner Mutter ihren Willen, a Giftige wird sie dir net aussuch. Und wenn sie Geld hat, das ist annehmbar. Man kann sich's a bißle leichter gemach."

Sie gingen weiter, rauchten und schwiegen. Der Mond warf sein Licht in den Wald zwischen die Stämme, und die Bäume warfen ihre Schatten dazu. Bei einer Wegkehre tauchte eine Waldwiese auf, die ganz hoch und weich vom Schnee gepolstert war. Man sah das Leuchten vereinzelter gelber Gasflammen aus einem Dorf, das unten verstreut lag. Hier gehörte Uhlig her. Doritzers Weg führte weiter. Er ging steil bergab. Der Mann, da er nun allein war, ließ es an der gehörigen Beachtung des Weges fehlen. Eine Viertelstunde etwa mochte im scharfen Abstieg vergangen sein, als er fehl trat. Er fiel hin und konnte sich nicht wieder erheben, sein linkes Bein leistete Widerstand.

Sein Schreck war sehr groß. Er konnte hier draußen erfrieren in der stillen Kälte. Er dachte an die Genossen beim Karpfenessen. Zwei waren noch aus seinem Ort gewesen, aber die blieben womöglich oben zur Nacht bei ihren Freunden. Oder wenn sie wirklich noch den Heimweg antreten sollten. — — Bei dem bläulich-weißlichen Licht der Mondscheinnacht sah er nach seiner Uhr: Zwölfe vorüber. Er fing an, um Hilfe zu rufen; denn er hörte das ganz ferne Gebell eines Hundes. Dabei fühlte er, wie die Kälte in seinen Körper Einzug hielt und alles Wärmegefühl darin ertötete. Aber er wartete weiter und rief weiter, lag auf der Seite, die den Schaden davon getragen hatte, den Oberkörper mit der Hand vom Erdboden abgestemmt.

Als sein Rufen ohne Antwort blieb, begann er bergab zu kriechen. Es ging schlecht, denn der gebrochene Fuß schmerzte. Um ihn zu schonen, wickelte er sein Taschentuch um die Bruchstelle. Sehr langsam kam er vom Flecke. Die Kälte und die Schmerzen arbeiteten an ihm, die Schmerzen hoben den Schlafreiz der Kälte auf. Aber schließlich betäubten sie beide sein Gehirn und er blieb liegen.

Er sah die Sterne am Himmel und die weißlich-bläulich-schwärzliche Luft, die sich mit einem sonderbaren dumpfen, rötlich-bräunlichen Leuchtton, der doch auch grell und bläulich war, den Gegenständen auflegte — mit einem Leuchtton, der kurzes Wegmaß hatte und bald verdunkelte. Er dachte noch an seine Hypothek, um die er sich nun nicht mehr werde zu kümmern brauchen, und schlief ein.

⌘ ⌘ ⌘

Seine Sorge wurde ihm aber nicht von den Schultern genommen. Denn er schlief nicht in den Tod hinein und erwachte nicht in der Ewigkeit, sondern er wurde daheim

Digitized by Google

in seiner Wohnung wach als ein schwer kranker Mensch zwischen Tod und Leben.

Allmählich nahm er allerlei wahr, dann stellte sich auch das Erkennen ein. Er lag in der Stube mit den besseren Möbeln, ein Surrgeräusch zog durch die Tür daher von der Arbeit an den Gasflammen. Seine Bewegungsmöglichkeiten waren beschränkte und er hatte zugleich ein dumpfes Gefühl von Schäden im Körperinnern.

Als er seine Frau nach dem Arbeitsbetrieb fragte, waren schon eine Anzahl weiterer Tage vergangen. Er erfuhr, daß sie noch einen Gehilfen eingestellt hatte und daß genügend Aufträge vorhanden waren. Wieder ein paar Tage später fragte er nach der Hypothek, ob der Gläubiger sich infolge seines Unfalles etwa wieder gemeldet habe.

Er erhielt zur Antwort: ja, er sei dagewesen.

Wie er sich geäußert habe?

Er habe gesagt, daß er die Kündigung aufrechterhalte.

Wie er das gesagt habe?

Besonders höflich sei er nicht gewesen.

Er saß aufrecht im Bett, seine Frau stützte ihn. Nach einer Weile sagte er: „Das is a kurioses Gefühl, was ich hab'. Das ist gerade so, als guckt mir eins über den Kopf wag."

„Nein," antwortete Ida, „es ist keiner hier, bloß ich."

„Mer sitzt völler Schwäch."

„Ja."

„Und meine Händ, die sehen aus wie Totenhänd."

„Ho, so was soll mer net denk."

Sie legte ihn nieder, rückte danach sein Deckbett, und er betrachtete sie dabei. Es war weit in den Vormittag hinein, und ihr Haar war noch nicht gekämmt. Das war ihre Schwäche, die ihn genugsam verdrossen hatte. Er sah ihr Gesicht an, die Lider hingen dick herab, der Mund sah unfroh aus.

„Was soll daraus war," sagte er, „ich kann meine Beine net beweg, die gehorchen mir net."

„Das wird sich schön ändre."

„Das galäb ich net."

Sie ging in die Arbeitsstube und schloß die Tür hinter sich. Aber die Arbeitsgeräusche fanden doch ihren Weg zu seinem Ohr, das Rausch- und Surrgeräusch der Gasflammen, sodann das Kling- und Klappergeräusch, das vom Hantieren mit den Glaswaren ausging. An zwei Flammen wurde gearbeitet. Er hörte, daß Ida half. Da war der rasch sich wiederholende Klapperton der hin und her gelegten Waren.

Die Stube war voll Sonne. Der Baumwollbezug des Kanapees erhielt Seidenglanz, alle Farben wurden heller und wärmer. Jetzt stieg die Sonne am Bett empor. Er beobachtete, wie der Schein über den buntwürfeligen Überzug lief, wie er seine Hände erreichte. —

So oft Ida kam und nach ihm sah, bemerkte er den gleichen Zug des Sorgenvollen und Verstimmten in ihrem Gesicht. Eines Tages kamen statt des einen Arztes zwei Ärzte an das Krankenbett. Sie untersuchten und sprachen in lateinischer Sprache miteinander. Mit wohlwollenden, heiter aussehenden Gesichtern verabschiedeten sie sich.

Und doch blieb Doritzer beklommen zurück. Er sagte sich, es wären Lügner und es würde wohl mit ihm zum Sterben gehen. Aber er wollte es doch auch nicht glauben und suchte nach Beruhigungen.

Als nun der Arzt am nächsten Tage wiederkam, hatte er seinen Feldzugsplan. Er hielt den Vielbeschäftigten unnötig auf und wartete, wie viele Nachsicht er üben werde. Die Stube war wieder sonnenhell; es war März, das Krankenlager hielt schon sechs Wochen an.

Das Haus war an eine Berglehne gestellt, hinterwärts, wohinaus die Stube gelegen war, lief eine einzeilige Straße hin. Die Häuser auf dieser Straßenzeile standen in dreiviertel Haushöhe über den unteren Häusern, und da Doritzer im obersten Geschoß gebettet war, so lag ihm gerade der Blick auf die Straße frei.

Hier kam ein alter Mann gegangen, der eine junge Ziege führte. Entgegen trollte ein raufboldiges Hündchen, das schon manches Gewand zerrissen hatte. Auf fünf Schritt Entfernung blieben beide Tiere voreinander stehen, das Hündchen erschreckt, was kommen werde, das junge Geißlein in neugierigem Staunen.

Wie einen Perpendikel schwenkte das Geißlein den Bart, neugierig, dumm, aber doch gesonnen, die Bekanntschaft anzuknüpfen, nach der das Hündlein kein Verlangen hatte. Denn da es nachgerade kürzer nicht werden konnte, machte es kehrt und lief mit flatternden Ohren und eingezogenem Schwanze davon.

Die Männer hatten beide dem kleinen Theater zugesehen. Sie lachten. Zugleich erhob sich der Arzt, um aufzubrechen. Da sagte Doritzer: „Mir scheint's, ich war's bald nachmach." Als er sah, daß der Arzt darüber hinweg hören wollte, fügte er hinzu: „Das Weglaufen, das werd ich a bald nachmachen."

Schon mit der Hand auf der Türklinke entgegnete der andere: „So rasch dürfte die Genesung am Ende doch nicht fortschreiten." Und dann war er weg, und Doritzer war seinen Furchtgedanken weiter überlassen.

Sie regten ihn auf und machten ihn müde. Sie bemächtigten sich seines Fleisches und peinigten ihn. Gelb und blaß lag er da.

Als der Arzt wieder vorsprach, sagte Doritzer kurzerhand: „Wir müssen heut amal über meine Krankheit sprech."

„Von was sprechen wir denn sonst?"

„Ich mein über den Ausgang davon."

„Mit Vorherbestimmungen muß man sich in acht nehmen," antwortete der Arzt. Aber er sah willfähriger aus, nicht, als wolle er versuchen, die Unterredung abzubrechen.

„Ho, Sie müssen sich doch ein Bild über

Digitized by Google

meine Krankheit mach, ob ich noch amal gesund kann gewar (werden)?"

„Völlig gesund ...?"

„Na (nein), da denk ich net dran. Meine Bein folgen mir net mehr ..." Ganz straff wurde es gesprochen.

Der Arzt hob den ruhigen Blick und sah den Kranken mit Nachdruck an. „Daran glaube ich ja selbst nicht," sagte er, „daß Sie in den Besitz Ihres Gehvermögens wieder gelangen werden." Und dann schwächte er ab, sprach von „voraussichtlich" und von „möglicherweise".

„A paar Stöckle oder a paar Krücken oder a Wägle, wo man sich kann lassen gefahr, und auf den Arbeitsplatz heben's einen!"

Der Arzt schwieg. Nach einer Pause sagte er: „So übel braucht es ja nicht auszulaufen." Er erhob sich; aber der Kranke hielt ihn auf.

„Na (nein), henze (jetzt) machen wir's ab. Gerade heraus gesagt also: Liegt a Lebensgefahr bei mir vor?"

„Die kann auch eintreten, mein lieber Doritzer, wenn sich einer in den Finger schneidet."

„Schö! schö (schön)!" also der Kranke. „Dann liegt also a Todesgefahr vor?"

Der Arzt sagte grämlich: „Was stellen Sie denn heut für Fragen? Gibt es denn keine Zeitung zum Lesen mehr?"

„Das kommt späterhin. Also a Todesgefahr liegt vor?"

„Das habe ich nicht gesagt."

„Hören's," sagte der Kranke, „ich habe a Fra und an Erwerbszweig, in den sie net eingeweiht ist nit in alle Schlich, was die Verbindungen anbelangt. Und ich hab a Hypothek auf dem Haus, wo mir aufgesagt ist. Ich müßt die Fra noch unterricht, wie sie sich schicken soll. Da ist noch mancherlei, was ma abrede müßt. Auch wegen der Kinder. Mei Elias, der Große, das ist a Schenie, der soll mehr warn wie sein Vater ist. Ich habe auch a Klavier gekauft, daß er drauf musiziert. Das müßte ich noch bered mit meiner Fra, daß er die Schulen besucht im Kunstgewerbehaus."

Er schwieg. Seine Wangen hatten sich gerötet, seine Augen blitzten. Sein Blick, der an dem Munde des Arztes hing, war dunkel und bewegt.

„Es ist ja immer gut, wenn man sein Haus bestellt," gab dieser zum Bescheid. Er saß auf einem Stuhl am Fußende des Bettes, die Knie ein wenig breit gerückt und die Hände darauf gelegt.

Doritzer biß die Zähne übereinander, so daß ein kreischender Ton entstand. „Noch a Woch?" stieß er bitter heraus.

Der Arzt schüttelte den Kopf. „Nein doch! Wenn wir denn nicht umhin können, einen ernsten Ausgang womöglich ins Auge zu fassen — —"

„Zwei Wochen am End?"

„Nein, nein! ..."

„Wie lang noch?!"

„Das läßt sich doch auf Tag und Stunde nicht feststellen — Sie werden jedenfalls Zeit haben — — mein lieber Doritzer —"

„A Vierteljahr?!" unterbrach Doritzer rauh.

Der Arzt blieb still.

Es verging wohl eine Minute, ehe Doritzer sagte: „Jetzt weiß ich Bescheid." Und seine Stimme, die zuvor voll widerspenstiger Töne gewesen, klang sacht.

ж ж ж

Ein kleiner Wandel war mit dem Ausblick, den Doritzer von seinem Bett aus hatte, vor sich gegangen. Es hatte ihm geschienen, als ob die Tür zur Kammer, die auch einen Ausgang zum Flur besaß, nicht eingeklinkt wäre: jetzt war sie geschlossen. Mehr noch — nämlich als er den Kopf hob, sah er einen Fetzen bläulichen Zeuges aus dem Verschluß hervorstehen, eine eingeklemmte Gewandfalte.

Und jetzt nun ein ganz leises Knacken von eben der Tür her, dann, sich daran schließend, ein Öffnen zum Spalt. Darauf wieder das Schließen. Alles ganz leise. Die Gewandfalte aber war nun verschwunden.

Doritzer sah durch die Stube. Sie lag wieder voller Sonne. Dann schaute er zum Fenster hinaus auf den Weg, der unbegangen war. Ein paar Tränen stiegen ihm langsam in die Augen — Vorboten des großen Schluchzens. Das überfiel ihn wie herausbrechender Zorn, gegen den es keinen Widerstand gibt. Es schüttelte ihn und krampfte ihn. Es lag wie ein Tier auf dem wehrlosen Manne. Aber es erschöpfte ihn auch, so daß er nach und nach ruhig wurde. Mit geschlossenen Augen lag er dann und machte den Versuch nachzudenken. Er sagte sich: ‚Ich will doch einmal überlegen, ob — — —' aber als er die Worte in seinen Gedanken geformt hatte, war ihr Inhalt verschwunden.

Ida kam in die Stube, er sah, daß sie eine frisch gewaschene Schürze vorgebunden hatte, ihre Zöpfe glänzten noch vom Strählen, aber ihre Augenlider waren verschwollen und hingen schwerer denn sonst über die Augen. Um ihren Mund jedoch lag ein frischer Zug, als lächle sie. Sie trug den bläulichen Rock, dessen eine Falte er in der Türspalte gesehen hatte.

Wie sie ihn anschaute mit dem festen Willen zum frohen Blick, schaute Doritzer sie ebenso an. Dabei wußte er, daß sie seiner Unterredung mit dem Arzte zugehört hatte. Und sie wußte, eben durch seinen Blick, daß er von ihrem Mitwissen Kunde hatte.

Sie lächelten beide, jeder um des anderen willen. Denn sie hatten beide nicht die Kraft, ihr Mitwissen auszusprechen.

Doritzer sagte: „Hör amal, Ida, du kannst mal den Otto zum Sesselmann hingeschick, er möcht amal zu mir komm. Ich will das mit ihm festmach wegen der Hypothek, daß er die noch a bißle läßt steh. Derweile findet

Digitized by Google

sich a neuer Geldgeber. Oder er läßt sich darauf ein auf etliche Jahr."

Ida gab zurück: „Ich hab schon an meinen Paten gedacht, an den Kullres William. Wo er das groß Intereß för den Elias hat, dem sein Pat er doch a ist. Und er hat keine Kinner. Ich will selber amal vörspring. Gerade bei so ra Period da läßt er uns net im Stich. Der Sesselmann das ist so aner, wenn der wiederkommt und a Red laufen läßt, da heiße ich ihn weg. Das laß deine Sorg net sei. Ich mach mich halt laufend und wickel's ab. Das ist weiter kä Unbequemlichkeit net."

Doritzer hob seine Hand ihr entgegen. Sie kam mit ihrem Kopf dichter heran. Nun strich er leise über ihre Wange. Die Form ihres Gesichts zeigte noch immer das Oval, Doritzer sah wieder die ganz kleine possierlich zärtliche Vorschiebung des Unterkiefers, er sah wieder die sehr langen Wimpern, die wie ein Fallgitter vor den Augen hingen, die ganz starken Brauen, die von der Stirn her die Augenlage beschatteten, ihre Haut, die noch hell war, wenn schon das Kirschrot und Rosenrot der Lippen und Wangen um ein weniges bläßlicher geworden war. Er sah all das Junge in ihren Zügen wieder, das meist daraus entschwunden war, hatte zugleich aber auch Wohlgefallen an dem Reifen. Seine Empfindung war aber noch ein wenig matt. Der Schlag, daß er scheiden solle, hatte ihn doch betäubt.

An Beherrschung wollte er hinter der Frau nicht zurückstehen, darum fing er an vom Geschäft zu sprechen. Darauf setzte die Frau sich zu ihm hin, die Abspannung löste die Anspannung ab, und ihr Gesicht verträumte und verdöste ein wenig.

Sie öffnete den Mund um eine Kleinigkeit. Darauf ein wenig mehr. — Immer mehr! — Fast bildete sich eine Senkrechte aus Oberkiefer und Unterkiefer, so gähnte sie.

Doritzer machte eine Bewegung, als wolle er ihr etwas in den Mund stecken. Da schnappte der Unterkiefer zu, und sie lachten beide. Mitten in dem Lachen aber bückte sich die Frau über den Mann und küßte ihn. Sie breitete ihre Arme um ihn, sacht und vorsorglich, wie um ihn zu schützen.

So lagen sie Mund auf Mund, bis sie beide fühlten, daß sie weinten. Nun erhob sich die Frau und ging mit gesenktem Haupte von hinnen. Den Mann aber faßte das Schluchzen aufs neue, der ganz wilde Jammer und die Auflehnung des Scheidensollens. Dabei fühlte er die Fesselung in der Unkraft seiner Beine. Viertelstunde um Viertelstunde verrann, bis seine ganze Leidenskraft erschöpft war, und der Schlaf ihn zudeckte.

⌘ ⌘ ⌘

Derartige Szenen durften sich nicht wiederholen — das sah die Frau ein; denn der Mann lag gelbblaß und gleichgültig mehrere Tage ohne Schmerz- und Freudenempfindung. Allmählich stellt die Fähigkeit zum Leiden sich wieder ein und damit die Furcht vor den Schmerzen als Lebensverkürzer. Die Sehnsucht, noch ein wenig zu genießen, was er verabsäumt hatte, wurde wach in ihm. Wie zwei Helden lebten Mann und Frau ihre Tage miteinander. Sie redeten vom Geschäft, von Abschlüssen und Verbindungen, von möglichen Änderungen im Betriebe. Gelassen weihte der Mann die Frau wie in etwas Selbstverständliches in seine kleinen Kunstgriffe ein. Sie konnten von nichts anderem reden als von diesen alltäglichen Wichtigkeiten. Die Frau brachte dem Manne auch die Kinder, die großen Jungen und das kleine Mädchen. Aber der Anblick der Kinder griff sie beide an, und so kam die Frau fürderhin allein.

Und dann ließen sich eines Abends seine Freunde sehen, ihrer drei, im Begriff, in die Gesangsprobe zu gehen. Sachtschrittig traten sie ein, sahen den Kranken mit fahlem Angesicht im Bette liegen, stutzten ein wenig, wie rasch es abwärts gehe, und fingen zu poltern an. Sie erzählten von neuen Liedern, die sie sängen, von einem neuen Verein, den sie gründen wollten, von neuen Schnurren und Neckereien, die sie ausgeübt hatten. Sie wollten den Kranken aufheitern und scheinbar in das Leben mit verflechten, darum griffen sie auf seine eigenen tollen Streiche zurück, auf Jagd-, Gesangs-, Trink- und Weibersachen. Als sie gingen, ließ einer ein Stückchen blauer Kreide liegen.

Doritzer nahm es, und da ihm zugleich einfiel, daß heute eine Woche vergangen sei, seit der Arzt sein Todesurteil gesprochen hatte, machte er einen Strich damit an die Wand neben seinem Bett. —

Ida aber sprach weiter zu ihm vom Geschäft. — Eines Tages brachte sie ihm eine Grasmücke im Gebauer, ein wenig später noch ein Rotkehlchen und einen Finken. Sie führte auch die Kinder wieder herein und zeigte deren neue Kleider. Sie zeigte alles und erzählte alles, was die Kinder gut gemacht hatten. So berichtete sie von des Elias großen Fortschritten an der Gasflamme. Er hatte selbständig einen Blütenstock mit Glockenblumen hergestellt, großen, ernsten, lilafarbenen Glocken am Stengel. Sie saß, mit dem kleinen Mädchen auf dem Schoß, vor seinem Bett, und das Kind mußte seine Kunststücklein zeigen. Alles sah fein aus, kleinherrschaftsmäßig die Sauberkeit an den Kindern und an ihrem eigenen Gewande. Sie sagte zu dem Töchterlein: „Geh her amol, zeig dem Vater, wie du kannst gelaff. Ich absolvier dich, ich laß dich fei net umfall. Geh daher, ich will dir was sag." Und Doritzer streckte auch die Hand dem Kinde entgegen.

Er wurde immer stiller. Lag auf seinem Kissen und sah die Frau an, wie stark sie sich beherrschen konnte. Und sie schlug ihre Augen nieder und suchte neue Gesprächsstoffe.

Sie griff in die Kindheit zurück und erzählte. Sie sprachen von ihrer ledigen

Jugend. Sie sagte: „Weißt du das noch, wie sie dich haben ausgetrieben, wie du fünfundzwanzig Jahr bist geworden? Ich hab' dir die Socken gebracht, daß du dir keine Hühneraugen sollst trat. Die Schüh, das waren von mei Herle (Großvater) welche, die waren a halbe Meil lang. Ich hab's richtig zuweg gebracht, daß ich's hab hingesetzt, ohne daß mich eins hätt derwischt. Das wor a Schand, daß du bei deine fünfundzwanzig Gohr noch a Lediger warst. Ich bin die Trepp nauf geschliche wie a Katz. — Und am andern Ohmd (Abend), da hab ich fei geholfen bei dar Austreiberei. Ho, was hatten die Leut für Instrument mitgebracht, eins a Gießkann, eins a Kochtöpfle. Der Wirtskarle hatte a Trichter und a Trumpet. Der Gesselmann hatt a Eimer und a paar Stöck. Ich hatte a Schellengeläut von a Schlittenpferd. Dick völl stand die ganze Straß. Sallemal war's aber verboten worn, das Postkütschle war umgeschmissen, die Pferd waren ausgerissen. Nun kam die Polizei. Husch! war die Straße leer. -- A paar Tag danach, da haben sie mir anen Spreukorb unter mei Fanster gehängt. Deine Mutter hatte das ausgesprengt, du wärest verlobt, du hättest mich lassen sitz."

Vieles, vieles erzählten sie so einander.

Hübsch im Verlauf der Zeit stellten sich auch die Patenkinder des Kranken ein, ihrer fünfzehn. Doritzers Vater hatte deren mehr gehabt, er hatte hundertmal Gevatter gestanden — das erstemal mit einem Stellvertreter bei fünf Jahren.

Es wurde Morgen und Tag und Abend und Nacht. Die Zeit lief dahin. Vier blaue Striche waren an der Wand neben Doritzers Bettstatt zu sehen. Zweimal in der Woche kam der Barbier und rasierte den Kranken. Er verputzte auch zurzeit an Haupthaar und Bärtchen. Von Mal zu Male fand er die Schläfen mehr eingesunken, den Mund schmallippiger geworden.

Mann und Frau erzählten jetzt einander nicht mehr von Kindheit und Jugend, die Frau kam und versorgte den Mann, oder sie saß mit dem kleinen Mädchen bei ihm auf dem Bettrand. Ihre Hände waren heiß, ihr Gesicht war abgemagert.

Die Vögel sangen in ihren Käfigen, Fink, Rotkehlchen und Grasmücke. Sie sangen alle Tage feiner und sehnsuchtsvoller, denn es ging in das Frühjahr. Der Schnee machte sich davon, das Gras sproßte hervor, der lange, schwere Winter war vorüber. Wenn sie unten in den Tälern schon Blumen pflücken, treiben die Leute oben auf dem Walde noch Schneeballspiele.

Ida brachte junge, grüne Blättchen und ein paar Frühlingsblüten, die in geschützter Ecke vorzeitig sich entfaltet hatten. Er strich über ihre Hand, sie streichelte die seine. Ihre Augen waren voller Zärtlichkeiten. Sie küßten sich auch. Und sie lächelten. Dabei verzehrten sie sich in Angst um die fliehenden Tage. Ihre Beherrschung zerfraß ihre Kräfte, die gesunden Kräfte der Frau und die welken des Mannes. Und dann sah einer am andern zuweilen einen sonderbaren Blick, der halten und behalten wollte.

Aus dem Nebenraum schallte das Geräusch der Arbeit, die auch die Frau immer wieder abrief. War sie fort, so grübelte der Mann oder schlief. Er verstand sein ganzes vergangenes Leben nicht mehr, seine Feindseligkeiten gegen die Frau. Er hätte sie mögen immer an seinem Lager sehen.

Die Frau machte die Tür auf. Heiteren Blickes kam sie heran und setzte sich auf sein Bett. In ihm aber war ein brodelnder Kessel der Unruhe und Herzensangst.

Ida wollte nicht, daß Doritzer höre, wie schwer ihr Atem ging: sie hüstelte. Nun lächelte der Mann.

Er sagte leise, wie schmeichelnd: „Gähn amal, Ida . . ."

Ihre Beherrschung ließ nach und sie weinte.

Sie waren einen Augenblick ganz still beieinander. Dann schlug eine heisere, laute Stimme auf, die wie die Brüllstimme eines Tieres klang: „Ich kann net mehr! Ich will net mehr! Ich kann das Leben net mehr ertrag! Ich weiß, daß der Tod auf mich wart, und du weißt das auch! Und du weißt, daß ich weiß, daß du es hast gehört, wie es der Doktor als för mich gesagt hat! Wir machen a Maskerad! Wir betrügen uns aus Gnädigkeit! Ich will net mehr! Ich kann net mehr! Meine Kräft sind hin! Ich will das net mehr mit anseh, alle Täg, daß ich weg von dir soll! daß ich dich soll verlaß! daß ich dich net mehr soll hab! Das waren meine Flitterwochen henze, die Krankenwochen! Ich kann net mehr leben! Ich will net mehr leben!"

Er faßte mit zorniger Hand die blaue Kreide und riß einen Querstrich unter die Längsstriche an der Wand. „Ich schließ meine Rechnung ab! Fünf Wochen das sen genug!" Seine Augen flammten, sein Gesicht mit der gelben Haut, die die Knochen überspannte, war verzerrt. Seine Hände krallten sich in die Bettstücke ein, um den Oberkörper emporzustemmen. Er sank gleich wieder zurück, aber seine Stimme schallte weiter — wurde heiserer und schwächer und verstummte endlich. —

Sein Gesicht hatte sich verlängert. Der Unterkiefer war herabgefallen, die Augen hatten sich geschlossen: er schien die Besinnung verloren zu haben. Aber, nein, die Lippen bewegten sich wieder — „kann net mehr — will net mehr —" Es war kaum mehr ein Murmeln zu nennen.

⌘ ⌘ ⌘

Doritzer kehrte doch noch einmal in das Leben zurück. Wachen Auges lag er da, seine Hände von den Händen der Ida umschlossen, die Blicke sanft und still auf ihr Gesicht gerichtet — bis der große Schweiger den Finger auf seine Lippen legte.

Digitized by Google

Krieg und Menschentum

Von Generalleutnant Frhr. von Freytag-Loringhoven
Dr. h. c. der Universität Berlin

Ein langer Krieg hat mit einem langen Frieden die Stärkung pazifistischer Bestrebungen gemein. Sah die Welt längere Zeit hindurch keinen größeren Krieg von erschütternder Wirkung, so tritt der Glaube an die Wahrscheinlichkeit eines solchen mehr und mehr zurück. Der Wunsch, sich der friedlichen Entwicklung weiter zu erfreuen, gewinnt die Oberhand. Die Botschaft vom ewigen Frieden fällt daher auf günstigen Boden. Die Opfer aber, die der Weltkrieg forderte, die furchtbaren Zerstörungen, die er im Gefolge hatte, wirken in gleichem Sinn. Die lange Dauer des Krieges verschiebt allmählich den Maßstab, den wir an die in ihm zutage getretenen Erscheinungen legten. Je mehr die Begeisterung, die der uns aufgezwungene Kampf um unser Dasein anfangs hervorrief, zu erblassen beginnt und dem Bewußtsein Platz macht, daß an der Front wie in der Heimat nur pflichtgemäßes Ausharren den Ausschlag geben kann, um so mehr sind wir geneigt, die hohen ethischen Werte, die der Krieg für uns Deutsche birgt, in Vergessenheit geraten zu lassen. Um so leichter haften wir an seinen häßlichen Nebenerscheinungen.

Unseren Feinden geht es nicht anders. In seiner Kriegsschilderung (Le Feu, Journal d'une escouade) läßt Henri Barbusse einen der Handelnden ausrufen: „Mit welchen Augen werden diejenigen, die nach uns leben, und deren Fortschritte, die unbedingt wie ein Verhängnis kommen werden, endlich die Gewissen ins Gleichgewicht gebracht haben werden, diese Schlächtereien und diese Taten betrachten, von denen wir selbst nicht wissen, wir, die sie vollbringen, ob man sie mit denjenigen der Helden des Plutarch und Corneille oder mit Apachentaten vergleichen soll." Für uns Deutsche besteht kein Zweifel, daß die Nachwelt wohl die Hingebung, die Vaterlandsliebe und die glänzende Tapferkeit der Franzosen anerkennen, ihr aller Kultur hohnsprechendes Verhalten gegen Gefangene und Verwundete jedoch als Apachentum bezeichnen wird. Der Krieg hat bei diesem alten Kulturvolke traurige Zeichen der Verrohung hervortreten lassen. Bis zu einem gewissen Grade macht jeder Krieg die Menschen roher, auch wir werden seine Nachwirkungen nach dieser Richtung zu verspüren haben. In unserem Volksheere befinden sich, wie das nicht anders sein kann, rohe Männer von zweifelhafter Vergangenheit, die zu Gewaltsamkeiten neigen, wenig gefestigte Charakter in nicht geringer Zahl. Aber was besagen deren gelegentliche Ausschreitungen gegen das gewaltige Schuldkonto unserer Feinde! Gewohnheit an Gehorsam in Staat und Heer, gepflegte Sitte, Ordnungssinn und feste Kriegszucht haben bei uns durch den langen Krieg vorgehalten und es zu argen Auswüchsen nicht kommen lassen. Vor allem aber sind dem Deutschen seine Gutmütigkeit und sein Gerechtigkeitssinn im Verein mit seinem ruhigen Temperament ein Schutzmittel in diesem Kriege gewesen.

Ihre Leidenschaftlichkeit ist den beweglichen und leicht zu beeinflussenden Franzosen schon oft zum Verderb geworden. Sie hat sie zu den grausamsten Taten verführt. Es sei nur an die Hugenottenkriege, an die Revolutionszeit und an den Aufstand der Kommune erinnert. Frauen haben hierbei mit den Männern stets in Blutgier gewetteifert, ja diese darin noch übertroffen. In der kleinen, durch Werbung ergänzten englischen Armee, die zuerst auf dem französischen Kriegsschauplatz auftrat, war man von zahlreichen kolonialen Unternehmungen her gewöhnt, den Krieg als einen besonders anreizenden, gefährlichen Sport zu betrachten, für die Erkenntnis seiner erhabenen Größe war dort kein Raum. Es konnte sich im Rahmen dieser tapferen kleinen Armee soldatischer Innungsgeist entfalten, aber sie bot keinen Raum für die höchsten kriegerischen Eigenschaften, die nur auf dem Boden der Pflicht und der Ehre gedeihen. Selbst die glänzendsten Eigenschaften eines Gladiators geben dem Soldaten nicht jenen sittlichen Halt, dessen er im Kriege bedarf, um Mensch zu bleiben. Mag in der alten geworbenen Armee noch die anerzogene Disziplin die Truppe vor Ausschreitungen und Grausamkeiten bewahrt haben, so traf das für die Neubildungen, die weit über das zehnfache der ursprünglichen Streitmacht betrugen, in keiner Weise zu, schon weil die Einwirkung erfahrener Offiziere fehlte. Das Vorbild kanadischer, australischer und vor allem farbiger Truppen hat sicherlich nicht veredelnd gewirkt, wie denn in diesem Kriege, der die ganzen Völker in Tätigkeit setzt, Beispiel und Suggestion eine bisher ungekannte Gewalt bekundet haben. So geht in dem Fanatismus unsrer Feinde, in der Kriegspsychose, unter der sie stehen, die Saat des Hasses auf, die eine Jahrzehnte betriebene, während des Krieges gesteigerte Propaganda ausgestreut hat.

In diesen Ausbrüchen des Völkerhasses tritt uns eine Erscheinung entgegen, die frühere Kriege, selbst der von 1870 71, nicht entfernt in gleichem Maße aufzuweisen haben. Und dennoch, wenn sie uns derartig überraschte, so konnte das nur geschehen, weil

Digitized by Google

ein langer Friede in uns allmählich falsche Vorstellungen über die menschliche Natur hatte entstehen lassen. Schon Kant wirft die Frage auf, ob wir nicht in rohem Zustande ohne den Besitz der Errungenschaften der Kultur glücklicher sein würden als jetzt. „Denn wie kann man," sagt er, „Menschen glücklich machen, wenn man sie nicht sittlich und weise macht? Die Quantität des Bösen wird dann nicht vermindert." Der berühmte Chemiker und Minister Napoleons I., Chaptal schrieb 1815 (Mes souvenirs sur Napoléon, Paris 1893): „Ich habe oft gesagt, daß die Anzeichen von Erregung, die Europa seit langen Jahren verspürt und die Unrast der Geister eher auf eine Zersetzung wie auf eine Erneuerung deuten. Ich bin fest überzeugt, daß der höchste Grad der Zivilisation der Völker zugleich den höchsten Grad von Verderbtheit bezeichnet, und daß das eine notwendigerweise das andere zur Folge hat."

Dem entspricht, was Treitschke sagt (Politik, Leipzig 1913): „Man muß sich vor dem Fehlschluß hüten, daß mit der Kultur Moral und Gesittung der Menschen im Laufe der Geschichte immer mehr fortschreiten. Dieser Fortschritt ist nur ein bedingter. Wohl kann man ihn erkennen in der expansiven Zivilisation; der einzelne Mensch aber wird mit den Fortschritten der Kultur nicht sittlicher, die Bestie regt sich ebensogut im Kulturmenschen wie im Barbaren. Nichts ist wahrer als die biblische Lehre von der radikalen Sündhaftigkeit des Menschengeschlechts, die durch keine auch noch so hohe Kultur überwunden werden kann." Auch Ranke wendet sich (Über die Epochen der neueren Geschichte. Vorträge dem Könige Maximilian II. von Bayern gehalten. Herausgegeben von A. Dove, Leipzig 1888) gegen die Vorstellung, daß jede Generation die vorhergehende übertreffe. Ihm ist „jede Epoche unmittelbar zu Gott, und ihr Wert beruht gar nicht auf dem, was aus ihr hervorgeht, sondern in ihrer Existenz selbst, in ihrem eigenen Selbst". Er meint nur „einen unbedingten Fortschritt, eine höchst entschiedene Steigerung annehmen zu sollen im Bereiche der materiellen Interessen, in welchen auch ohne eine ganz ungeheure Umwälzung ein Rückschritt kaum wird stattfinden können". In moralischer Hinsicht aber lasse sich der Fortschritt nicht verfolgen. Dementsprechend nehmen wir denn auch den Einfluß der staunenswerten Entwicklung der Technik im jetzigen Kriege deutlich wahr. Sie steigert die Energie der Kriegführung mächtig, trägt aber anderseits durch die Zerstörungskraft, die zu entwickeln sie uns lehrte, wesentlich dazu bei, dem heutigen Kriege den Stempel des Furchtbaren aufzudrücken.

Faßt man die hier wiedergegebenen Urteile von Weisen der letzten hundert Jahre zusammen, so müssen wir bekennen, daß so manche Erscheinungen, die uns im Laufe des Krieges in Schrecken versetzt haben, im Grunde genommen nicht allzu verwunderlich sind. Was wir für Anzeichen echter Kultur hielten, erwies sich als ein äußerer Anstrich von bloßer Zivilisation, vor allem in Frankreich. Hier hat Paris den Fremden über den eigentlichen Zustand des Landes hinweggetäuscht. Wer längere Zeit in den von uns besetzten Teilen Nordfrankreichs geweilt hat, dem drängt sich schon beim Anblick der Bauten das Gefühl auf, daß dieses Land seine innere Höhe längst überschritten hat. Was sich an Schönem findet, gehört dem ancien régime an. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß dieses alte Staatswesen dem allmählichen Verfall entgegengeht. Steht es aber überhaupt so, daß die modernen Kulturfortschritte die Menschheit an sich nicht bessern, so gilt es, sein Mühen nicht auf Unerreichbares zu richten, vielmehr offen zu bekennen, daß diese Welt den pazifischen Idealen niemals reif sein wird, daß solche sonach auf einem Trugschluß beruhen. Es ist gerade für uns bei unserer mittleren geographischen Lage von höchster Wichtigkeit, hierüber Klarheit zu gewinnen im Hinblick auf die Zukunft unseres Volkes. Als Beweis dafür, daß dem Verfasser hierbei nicht ein soldatisches Vorurteil die Feder führt, seien einige Urteile heutiger Schriftsteller angeführt.

Professor Dr. H. Jordan von der Universität Erlangen schreibt (Kulturgesinnung und Staatsgesinnung. Berlin 1917): „Wir müssen uns darüber ganz klar sein, daß die Gegensätzlichkeit des christlichen Liebesgebotes und des humanitären Ideals gegen die kriegerischen Notwendigkeiten vorhanden bleibt, eine Gegensätzlichkeit, die wir um der Wahrhaftigkeit willen nicht verwischen dürfen ... Je stärker in Schrift und Wort sich der prinzipielle Pazifismus Geltung zu verschaffen sucht, um so mehr besinnen sich die Völker auf ihre nationalen Lebensinteressen. Ich sehe nicht, daß auch nur das europäische Gemeinbewußtsein gewachsen ist, ganz abgesehen davon, daß England dem Gemeinbewußtsein der weißen Rasse die schwerste Schädigung hat zuteil werden lassen ... Es ist durchaus etwas anderes, ob der prinzipielle Pazifismus, der jeden Krieg ausschließen und danach die Ordnung der Welt einrichten will, vertreten wird, oder ob man versucht, durch Verhandlungen und Verträge Weltkriege und Kriege überhaupt möglichst zu verhindern ..." Professor Dr. R. Saitschick in Cöln sagt (Vom Weltfrieden. Preußische Jahrbücher, März 1917): „Die Anhänger des ewigen Friedens meinen, der Krieg sei eine zufällige Schlechtigkeit, mit der die Menschheit leicht fertig werden könne, sobald sie zu einer klaren wissenschaftlichen Erkenntnis und der damit zusammenhängenden Humanität gelangen würde, als wenn die wissenschaftliche Erkenntnis alles hienieden klar ordnen könnte und aus der Vernunft mit Leichtigkeit in unseren Willen überzugehen und ihn von Grund aus umzugestalten fähig wäre. Die Oberflächlichkeit einer solchen Ansicht liegt klar am Tage.

Digitized by Google

Bildnis
Gemälde von Prof. Frithjof Smith

Digitized by Google

Digitized by Google

Gerade um die Umgestaltung des Willens handelt es sich aber, d. h. um die Umgestaltung der ganzen Triebwelt, nicht um die bloße Erkenntnis."

Ist man sich über die Unvermeidbarkeit des Krieges im klaren, dann soll man nicht ausschließlich an seinen häßlichen Nebenerscheinungen haften. „Der Krieg erscheint," schreibt Professor Dr. Otto Freiherr von der Pfordten in Straßburg (Geistige Wirkungen des Krieges. Deutsche Revue, Juni 1917), „als ein großer Offenbarer geistiger Zustände, und nie ist das Erkennen seiner selbst und der anderen leichter als in diesen stürmischen Zeiten ... Auch vom ethischen Gesichtspunkte, dem wichtigsten Maßstab, aus gesehen, halten sich gute und böse Wirkungen im ganzen genommen im Kriege die Wage. Er wirkt vor allem dynamisch, aufrüttelnd, erweckend, entwickelnd, nicht aber einseitig im Sinne des Schlechten oder Löblichen." Am Kriege selbst, so wild er an sich sein mag, liegt es sonach nicht, wenn ihm die Erweckung niederer Leidenschaften ausschließlich zugeschrieben wird. Er ist nicht unbedingt kulturfeindlich. „Er entfremdet nicht nur die Völker, er führt sie auch zusammen; er ist einer der stärksten Elemente des Werdens in der Geschichte" (Treitschke, Politik II).

Sieht man dem Kriege als etwas Unerwünschtem, aber unter bestimmten Umständen Unvermeidlichem ins Auge, dann soll man sich an das Edle und Hohe halten, das sich im Kriege besonders deutlich offenbart, vor allem bei den großen Persönlichkeiten verweilen, die im Kriege gewirkt haben und in denen sich edelstes Menschentum nur um so schöner offenbarte, weil es auf einem Hintergrunde von Gewalttat und Zerstörung wirkte. Auch hier gilt das Wort des Geschichtschreibers Bancroft (Geschichte der Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika): „Wer da versucht, durch einsame Gedankenarbeit die Wahrheit zu finden, wird sich in den Netzen seiner eigenen Grübelei verfangen oder sich in mystischen Visionen verlieren. Er wird die Arme nach formlosen Schatten ausbreiten und wird sie leer an seine Brust zurückführen. Um sittliche Werte zu finden, soll man Männer in ihrer Tätigkeit betrachten." Auch der Traum vom ewigen Frieden sucht formlose Schatten zu erfassen, die großen Männer der kriegerischen Tat aber geben uns wirkliche Werte. Ihnen ward das ‚höchste Glück der Erdenkinder', darum kann das Beispiel, das sie der Welt gaben, niemals veralten. Das Recht der kriegerischen Persönlichkeit behält seine Gültigkeit durch die Jahrhunderte.

Empfinden wir doch angesichts der Schrecknisse dieses Weltkrieges nur um so mehr die Wahrheit des Ausspruchs, den Jakob Burckhardt über die Kultur des Mittelalters tut (Weltgeschichtliche Betrachtungen): „Unsere Präsumption, im Zeitalter des sittlichen Fortschritts zu leben, ist höchst lächerlich, im Vergleich mit riskierten Zeiten, deren freie Kraft des idealen Willens in hundert hochtürmigen Kathedralen zum Himmel steigt." Die ‚freie Kraft' des Mittelalters ist mit nichten als bloße Roheit anzusprechen, so rauh die damaligen Sitten uns Heutigen auch scheinen. Das Rittertum war bestimmt, die Ausbrüche wilder Leidenschaft zu mäßigen. Trotzdem hat der fortwährende Kleinkrieg, der das Mittelalter durchzieht, verheerend gewirkt, jedoch kaum in gleichem Maße wie der jetzige Weltkrieg.

Neben dem Fehdewesen hat das Mittelalter auch kriegerische Unternehmungen gezeitigt, die einem natürlichen Bedürfnis der Völker entsprachen und denen ein Zug echter Größe innewohnt. Es sei nur an die Kolonisation des deutschen Ostens und an die Unternehmungen der Hansa erinnert. Die gewaltige kolonisatorische Arbeit, die von den Deutschherren geleistet worden ist, entsprang ursprünglich religiösen Antrieben. Der Kampf galt der Ausbreitung des Christentums. Dem gleichen Antriebe entsprangen die Kreuzzüge. Eine starke, von der Kirche ausgehende suggestive Einwirkung, die sich in ihren Anfängen als eine Art Massenpsychose äußerte, hat den Kampf gegen die Ungläubigen durch Jahrhunderte als ein gottgefälliges Werk erscheinen lassen. Der religiöse Fanatismus fand dann später seine Fortsetzung in den Religionskriegen, nur, daß er sich von den Ungläubigen abkehrte und gegen die Christen der anderen Bekenntnisse richtete. Zuletzt entbrannte der Dreißigjährige Krieg aus dem Gegensatz der Bekenntnisse. Dieser ideelle Hintergrund ist dann immer mehr geschwunden und hat rein weltlichen Herrschaftsansprüchen Platz gemacht.

Der Dreißigjährige Krieg hat Deutschland unermeßlichen Schaden zugefügt. Die Roheit der Landsknechte, die Plackereien, die sie an Bürgern und Bauern verübten, sind unzweifelhaft himmelschreiend gewesen. Dies verwilderte Geschlecht sah den Krieg als den natürlichen Zustand im Menschenleben an, betrieb ihn als Gewerbe.

Den Generalen wird man nicht zum Vorwurf machen dürfen, daß sie den Krieg im Geiste ihrer Zeit führten. Nur um so lauterer freilich erscheint darum Gustav Adolf, der die Auswüchse des Söldnerwesens durch eine feste Kriegszucht zu mildern suchte. Er zuerst hat diesen Grundstein alles Heerwesens gelegt, wie er denn als Schöpfer der neueren Militärmonarchie anzusehen ist. Auch er sah sich indessen genötigt, die Mittel zum Unterhalt seiner Truppen aus Kontributionen der besetzten Gebiete zu bestreiten. Auf die Dauer ließ sich die Disziplin im schwedischen Heere nicht aufrechterhalten; sie verfiel vollends nach des Königs Tode. Was sich als ‚Schwedische Kriegsvölker' bezeichnete, waren außerdem in der Mehrzahl deutsche Söldner, darunter Unzählige, die schon in anderen, auch feindlichen Armeen gedient hatten und deren schlechte Gewohnheiten mitbrachten. Gegen Ende des Dreißig-

Digitized by Google

jährigen Krieges betrug die Zahl der deutschen Söldner im schwedischen Dienste 50000 Mann, während die einheimischen Schweden noch keine 20000 zählten.

Der große Schwedenkönig griff in den Krieg ein, um den Gedanken eines skandinavischen Großreichs zu verwirklichen. Nur insoweit sie seinen Plänen nutzbar, nahm er sich der deutschen Angelegenheiten an. Seine politischen Ziele fielen mit der Verteidigung des evangelischen Glaubens zusammen. Dieser Glaube ist darum bei ihm nicht weniger innig gewesen, er bildet den Grundzug seines Wesens. Nach Treitschke (Gustav Adolf und Deutschlands Freiheit) hat er durch menschliche Hoheit und Seelenadel alle Zeitgenossen weit überragt. Dieser Kriegsfürst vereinigt inmitten einer zügellosen Zeit mit den höchstem soldatischen die schönsten menschlichen Eigenschaften.

Solche besaß in nicht geringem Grade der bedeutendste General des alten Frankreich, Marschall Turenne, dessen Taten zum großen Teil in den Dreißigjährigen Krieg fallen. Napoleon rühmte von ihm noch auf St. Helena (Gourgaud, Ste. Hélène), daß im Gegensatz zu anderen seine Kühnheit mit den Jahren gewachsen sei. Ranke hat bekanntlich 1870 Thiers auf die Frage, gegen wen die Deutschen eigentlich noch nach dem Sturze des Kaiserreichs Krieg führten, die treffende Antwort gegeben: „Gegen Ludwig XIV." Das hat ihn nicht gehindert, dem Marschall, einer der Hauptstützen der Regierung des Sonnenkönigs, vollauf gerecht zu werden. Ranke erklärt die Verwüstung der Pfalz, die schon unter Turenne begonnen habe, daraus, daß ihm bei aller Abneigung gegen die einzelne Gewalttat stets die Kriegsräson obenan gestanden habe. „Turenne war durch und durch Soldat, all sein Tun ging in dem Gefühl des Dienstes auf, und in diesem Sinne befehligte er auch seine Heere. Er verstand es wie keiner, seine Mannschaften im Zaum zu halten ... Niemand war entfernter davon, Reichtümer für sich selbst zu sammeln. Bescheidenere und wahrhaftigere Memoiren als die seinigen gibt es nicht. Sie sind das Gegenteil von dem, was in den anderen das historische Gefühl verletzt. Er war einer von den Menschen, die in der Mitte einer großen und weltumfassenden Tätigkeit in der Anschauung großer Ziele vor sich selbst verschwinden." In solchem Aufgehen in großen Zielen liegt für uns das eigentliche Wesen echter Heldengröße.

Unter den großen Kriegsleuten, die zu Ausgang des Jahrhunderts auftraten, dessen erste Hälfte durch den Dreißigjährigen Krieg gekennzeichnet ist, fesselt uns vor allem Friedrich Wilhelm von Brandenburg durch Entfaltung hoher staatsmännischer und kriegerischer Größe. Deutschland hat ihm seit dem Tage von Fehrbellin zuerst im Liede den Namen des ‚Großen Kurfürsten' beigelegt. In dem Begründer des brandenburgisch-preußischen Staats und seiner Armee entstand den Deutschen endlich wieder ein Führer, der die schwedische Fremdherrschaft an unseren Küsten zurückdrängte. Es konnten nicht immer rein deutsche Ziele sein, denen der Kurfürst nachstrebte. Er sah sich darauf angewiesen, zwischen mächtigen Nachbarn eine klug berechnende Territorialpolitik zu treiben, aber Politik und Kriegführung sind bei ihm geadelt durch den großen Zug, den sie tragen, und durch das, was diesem Staatswesen seitdem eigentümlich blieb, daß der Fürst sich in den Dienst des Landes stellte.

Der Dreißigjährige Krieg hat zur Einführung der stehenden Heere geführt. Eine gebesserte Kriegszucht und ein kunstvolles Magazinsystem sollten der Ausbeutung des Landes und der Wiederkehr erlebter Greuel vorbeugen. Die üblen Gewohnheiten sind aber nicht so bald aus den Heeren verschwunden, sie haben sich vor allem bei den Franzosen noch lange erhalten. In Deutschland bändigte nach und nach die absolute Monarchie die Zügellosigkeit des Individuums. Unter dem Einfluß steigender Gesittung und Bildung in den höheren Ständen entwickelten sich hier auch im Kriege Persönkeiten, die in ihm bestimmenden Einfluß übten, ihn mit höchster Energie führten und gleichzeitig als Vertreter wahren Menschentums angesprochen werden können.

In hohem Maße trifft das für den Prinzen Eugen von Savoyen zu. Über ihn urteilt Häußer (Deutsche Geschichte, Berlin 1858): „Dieser unvergleichliche Geist mit seiner romanischen Unruhe, seiner Beweglichkeit und anregenden Kraft, der sich in so seltener Weise in ein fremdes Land und Volk hineingelebt, hat auf das in Lethargie versunkene habsburgisch-österreichische Wesen in wohltätigster Weise zurückgewirkt. Von Geburt und Abstammung halb Franzose, halb Italiener, aber durch Verhältnisse und Lebensstellung ganz mit dem habsburgischen und österreichischen Interesse verwachsen, der treueste Diener, den die Dynastie je gehabt, und zugleich der größte und verdienteste Feldherr und Staatsmann, der in Österreich aufgetaucht, griff Eugen mit ungemeiner Frische und Kühnheit in diesen alten Schlendrian hinein, nicht ohne die hundertfältigsten Schwierigkeiten, selten so glücklich, sein Ziel ganz zu erreichen, aber doch meistens mächtig genug, in diesen vorhandenen Wust eine wohltätige Gärung zu bringen." Von ihm ist gesagt worden, daß neben seinem Lager der Bauer ungestört das Feld bestellen könne, weil er seinen Soldaten eine unablässige Sorgfalt zuwandte. Er verstand es in unvergleichlicher Weise, sich die Liebe und Verehrung seiner Untergebenen zu erwerben und zu erhalten. Er ist ein eifriger Förderer der Künste und Wissenschaften gewesen und hat einen regen Briefwechsel mit den namhaftesten Gelehrten seiner Zeit unterhalten. Ein so vielseitiger Geist, der zugleich den Ruf des ersten Feldherrn seiner Zeit genoß, mußte veredelnd auf alle die wirken, die das Kriegs-

Digitized by Google

handwerk von einem höheren Standpunkt betrachteten. Seine Art ist nachweislich von Einfluß auf Friedrich den Großen gewesen.

Das Andenken Friedrichs ist uns in dieser Zeit, die uns einen Kampf um unser Dasein aufgenötigt hat, wie auch er ihn führen mußte, besonders teuer geworden. Er hat höchsten Feldherrnruhm erworben nicht trotzdem, sondern weil er der Philosoph von Sanssouci war. Seine Lebensweisheit gab ihm die innere Freiheit, die ihn stets über den Dingen stehen ließ. Wenn er vor Hohenfriedeberg nach dem vorausgegangenen schweren Rückschlage des böhmischen Feldzuges von 1744 aussprach, er habe jetzt die Armee auf seinen Ton gestimmt, so traf er das Richtige nicht nur für das Kriegsjahr 1745, in dem sich für ihn Erfolg an Erfolg reihte, sondern auch für sein späteres Leben und Wirken als Kriegsherr und Heerführer. Niemals war bis dahin das persönliche Verhältnis eines Monarchen zu seinem Offizierkorps so ausgesprochen gewesen wie unter ihm. Es ist bei uns vorbildlich geblieben bis auf den heutigen Tag. König Friedrich war unablässig bemüht, Bildung und Gesittung unter seinen Offizieren zu verbreiten. Von seinen Generalen verlangte er, daß sie vor allem ehrliche Leute und gute Bürger des Staats sein sollten, „ohne welche qualitäten alle Geschicklichkeit und alle Krieges Kunst mehr schädlich als nützlich seyn".

Es lag in den Verhältnissen seiner Zeit, wenn er die Einwirkung auf das Ehrgefühl des Mannes in Reih und Glied verhältnismäßig gering bewertete. Nur den Korpsgeist glaubte er dem ‚Troupier' beibringen zu können, eine höhere Meinung von seinem Regiment als von allen Truppen des Weltalls, und da bei gewissen Gelegenheiten die Offiziere ihn durch die größten Gefahren hindurchführen mußten, so habe er seine Offiziere mehr zu fürchten als die Gefahren, denen man ihn aussetze. Demgegenüber stehen indessen mehrfache Äußerungen des Königs, in denen er den Mannschaften das höchste Lob spendet, und viele kernige Worte sind uns erhalten geblieben, mit denen er anfeuernd auf seine Bataillone wirkte oder sie nach Niederlagen aufzurichten suchte. Die langjährige Gewohnheit des Feldlagers und gemeinsam überstandene Gefahren woben ein Band fester Kameradschaft, das die Mannschaften nicht minder wie die Offiziere mit ihrem königlichen Führer verknüpfte. Diese Veteranen hingen mit schwärmerischer Liebe an ihrem Vater Fritz, der sie so oft den feindlichen Feuerschlünden entgegengeführt, so manche Nacht mit ihnen am Lagerfeuer gewacht hatte, der zu ihnen in derber soldatischer Mundart sprach, er, der philosophische König, der französisch schrieb, französisch dachte, ganz als einer der ihrigen. Und er war es. Erwuchs doch die Kraft, ganz Europa zu trotzen, im letzten Grunde seiner warmen Heimatsliebe, demselben Gefühl, aus dem auch unsere Helden ihre Widerstandskraft entnehmen.

Je mehr König Friedrich der preußischen Armee den Stempel seines Wirkens aufgedrückt hat, um so mehr haben die Nachfahren geglaubt, die äußere Form in Heerwesen und Fechtweise, wie sie unter ihm bestanden, wahren zu müssen. Sie wußten nicht, sich den echten Geist friderizianischer Heerführung als die eigentliche große Tradition zu erhalten, suchten vielmehr ihr Heil in blinder Nachahmung. Nicht die Führer, unter deren Händen zwanzig Jahre nach des Königs Tode sein ruhmvolles Heer verging, sind die wahren Erben friderizianischen Geistes, sondern die Helden des Befreiungskrieges. Sie alle: Blücher, Scharnhorst, Yorck, Bülow, Gneisenau, Grolman, Boyen, waren bewußt friderizianisch und gaben es kund. Und wenn wir es Clausewitz zu verdanken haben, daß die Grundsätze napoleonischer Kriegführung später bei uns Eingang fanden und fortlebten, so ist er uns nicht minder der wahre Vermittler friderizianischen Geistes gewesen. Richtete er doch ganz in diesem Geiste vor dem Befreiungskriege an den Erben der preußischen Krone die Worte: „Die gefährlichsten Lagen muß man sich am häufigsten denken und am besten darüber mit sich einig werden. Das führt zu heroischen Entschlüssen aus Gründen der Vernunft," und weiter: „Man muß sich mit dem Gedanken eines ehrenvollen Unterganges vertraut machen, ihn immerfort bei sich nähren, sich ganz daran gewöhnen. Friedrich den Großen hat dieser Gedanke gewiß oft beschäftigt; weil er damit vertraut war, unternahm er an jenem denkwürdigen 5. Dezember den Angriff auf Leuthen."

Die bedeutenden Soldaten des preußischen Heeres der Befreiungskriege sind durchweg überaus anziehende Menschen von reinster Gesinnung, und bei aller Einheitlichkeit in Denkungsart und Bestrebungen doch untereinander grundverschieden. Insbesondere vom Hauptquartier der schlesischen Armee, von Blücher und Gneisenau, ist ein Zauber ausgegangen, der Wunder gewirkt hat. Ähnlich hat im österreichischen Heere später Radetzky einen Mittelpunkt gebildet, der zum festen Halt der Monarchie in einer Zeit höchster Gefahr geworden ist. Auch er offenbarte volle Selbstlosigkeit und diente nur der Sache. Das hat bewirkt, daß der Generalstabschef Schwarzenbergs in den Befreiungskriegen und der siegreiche Feldherr von 1848 und 1849 in der Erinnerung fast zurückzutreten scheint vor dem ‚Vater Radetzky', der er für seine Soldaten war. Persönlichkeiten wie Blücher und Radetzky lassen deutlich erkennen, daß nicht vorzugsweise kalte Verstandesarbeit und soldatisches Können, sondern vor allem das tapfere, warme Herz den großen Soldaten kennzeichnet. So hat denn auch der Feldherr der Südstaaten im amerikanischen Sezessionskriege, General Lee, vorzugsweise durch seine hohen moralischen

Digitized by Google

Eigenschaften den vierjährigen Widerstand gegen die erdrückende Übermacht des Nordens ermöglicht. Seine Kriegführung ist auch in diesem mit gegenseitiger Erbitterung geführten Bürgerkriege freigeblieben von der Brutalität eines Grant und der Grausamkeit eines Sherman, den nordstaatlichen Führern. In Moltke erscheint vollends höchstes und reinstes Menschentum verkörpert.

Clausewitz hat den kriegerischen Genius als einen „harmonischen Verein der Kräfte" bezeichnet (Vom Kriege). Die Wege, auf denen sie dahin gelangten, sind bei den begnadeten Soldaten so verschieden, wie diese Harmonie sich in den einzelnen Charakteren äußern mußte. In strenger Selbstzucht, durchdrungen von innerer Religiosität, sind Männer wie Scharnhorst, Gneisenau, Lee, Moltke an dieses Ziel gelangt, und weil die Lauterkeit ihres Wesens so augenfällig hervortritt, erscheinen sie uns wie die lebendige Verkörperung des von Clausewitz aufgestellten Ideals. Doch hat es auch Naturen von hohem, ja von höchstem kriegerischem Wert gegeben, die in sittlicher Beziehung dieses Ideal nicht erfüllt haben. Hier gilt es „eingedenk zu sein", um mit Treitschke zu sprechen (Das deutsche Ordensland Preußen), „der tiefen Wahrheit, daß jeder große Mensch reich begabt ist zur Sünde wie zum Segen."

Wohl ist es wahr, daß wir die Helden der Vergangenheit nur aus der Geschichte kennen. Solche zurückliegende Zeiten vermag uns die Überlieferung nur in Umrissen sehen zu lassen, aber auch Persönlichkeiten einer nicht allzuweit zurückliegenden Zeit füllt sie mit eigenem Empfinden aus. Darum bleiben die Hauptzüge, unbeschadet aller Legendenbildung, doch bestehen, und auf diese nur kommt es an. Verfahren wir doch im gewöhnlichen Leben mit unseren Zeitgenossen nicht anders. Auch von den nächsten, liebsten Menschen machen wir uns ein Bild, das dem entspricht, wie sie auf uns wirken, das jedoch nicht in allem richtig ist. Es ist um so weniger angebracht, an Art und Größe der Wirkung bedeutender Krieger der Vergangenheit zu zweifeln, als wir diese Wirkung sich auch in der Gegenwart äußern sehen. Unser Volk kennt seine Kriegshelden und hält ihnen Treue. Sie sind ihm deshalb vertraut, weil von jeher die Tatmenschen dem Volksempfinden am nächsten gestanden haben. Der Soldat hat darin vor dem Staatsmann, selbst dem genialen, viel voraus, aber dieser Vorsprung will auch erworben und behauptet sein. So schreibt Friedrich der Große: „Die Generals seynd mehr zu beklagen, als man vermeynet; die gantze Welt verurtheilet sie, ohne selbige zu hören, und die gedruckten Zeitungen sacrificiren sie den schlechten Urtheilen des Publici; unter einigen tausenden Personen, welche dieselben condemniren, ist vielleicht kaum einer, der so viel verstehet, daß er das geringste Detachement von einer Armee commandiren könte." Nicht umsonst bezeichnet Moltke die Strategie als „die Kunst des Handelns unter dem Druck der schwierigsten Bedingungen". Es beruht sonach auf einem durchaus gesunden Gefühl, wenn von jeher die Völker ausgezeichneten Führern im Kriege ihre besondere Liebe und Hochachtung zugewandt haben. Darin liegt zugleich etwas wie eine unbewußte Anerkenntnis von der Unvermeidbarkeit des Krieges.

König Friedrich schrieb vor dem Siebenjährigen Kriege: „Unsere Kriege müssen kurtz und vives seyn, maßen es uns nicht conveniret. die Sachen in die Länge zu ziehen, weil ein langwieriger Krieg ohnvermerckt Unsere admirable Disciplin fallen machen und das Land peupliren, Unsere Ressources aber erschöpfen würde." Den Krieg „kurtz und vif" zu gestalten, ist ihm 1756 und 1757 nicht gelungen. Er hat zusehen müssen, wie in den sieben Jahren auch die „admirable Disciplin" seiner Preußen sank. Daß er in ihr eine Grundbedingung geregelter, den Kriegsschauplatz schonender Kriegführung sah, beweist sein Bestreben, die gesunkene Mannszucht nach dem Kriege wieder mit allen Mitteln aufzurichten. Seine Offiziere sind darin dann freilich zu weit gegangen. Vor Jena beherrschte der Formalismus die Armee durchaus, und man ging auf dem Gebiet disziplinarer Anforderungen bis ins Unkriegerische. So hungerten die preußischen Regimenter im Freilager vor der Schlacht von Auerstädt inmitten reicher Kartoffeläcker im vollen Gegensatz zu den Franzosen drüben, die zu nehmen wußten, wo sie etwas fanden. Die mangelhafte Disziplin bildet den wundesten Punkt in den Armeen des ersten Kaiserreichs. Die Soldaten der Republik hatten unaufhörlich und überall geplündert. Die lange Dauer des Krieges und die Entfremdung von ihren Familien ließ sie zu reinen Landsknechten werden und hatte die niederen Triebe geweckt. Auch trug die grenzenlose Verwahrlosung, die in allen Zweigen der Verwaltung unter dem Direktorium eingerissen war, das die Armeen verkommen ließ, wesentlich dazu bei, die Zuchtlosigkeit zu fördern. Ein großer Teil der Generale und Offiziere hatte sich Anschauungen gebildet, die sich von denjenigen des Dreißigjährigen Krieges in nichts unterschieden. Sie betrachteten zügelloses Leben im Felde und Bereicherung auf Kosten der Einwohner als ihr gutes Recht. Napoleon sah ihnen in dieser Beziehung viel nach. Seine Versuche, die Disziplin zu heben, sind immer nur zeitweilig von Erfolg gewesen, und er war zuletzt so sehr daran gewöhnt, die Mannszucht gelegentlich versagen zu sehen, daß er gleich seinen Offizieren gegen die Zuchtlosigkeit der Armee völlig abstumpfte und über sie als einer unvermeidlichen Begleiterscheinung des Krieges hinwegsah. Ein wohlgefügtes, in allen Teilen gut arbeitendes Heerwesen hatte der große Sohn der Revolution nie gekannt.

Morvan (Le Soldat impérial, Paris 1904) zeichnet das Bild der napoleonischen Armee

Digitized by Google

Im Morgengrauen
Gemälde von Prof. Karl Bennewitz von Loefen

Digitized by Google

Digitized by Google

unzweifelhaft zutreffend und geschichtlich einwandfrei. Aber ebenso wie Taine wohl die Ereignisse der französischen Revolutionszeit sorgsam zergliedert, aber kein eigentliches Bild der Revolution entwirft, so ist auch bei Morvan das Bild nicht vollständig. Es fehlen bei ihm neben den häßlichen und trüben Erscheinungen des Krieges die erhebenden. Diese aber sind auch in der napoleonischen Armee keineswegs selten. Nicht nur die Leistungen des Feldherrn sind erstaunlich, der es verstand, immer rechtzeitig neue Massen zu organisieren und das Kriegsfeuer in ihnen wieder zu entzünden, auch die Offiziere und alten Soldaten, die den lockeren Neubildungen durch zehn Jahre fast unausgesetzter Kriege hindurch bis zuletzt den nötigen Halt gaben, verdienen unsere Bewunderung. In diesem Kern des Heeres verkörperte sich der kriegerische Geist Frankreichs. Es waren echte Soldatennaturen, wie sie unserer Zeit lange fremd geworden waren und erst jetzt im Weltkriege auch unter unseren Mannschaften wieder hervortreten.

Das napoleonische Heer war niemals das Volk in Waffen. Es gibt denn auch keinen größeren Gegensatz als zwischen den Gepflogenheiten mancher französischer Generale des ersten Kaiserreichs und der strengen Rechtlichkeit, deren sich unter andern General von Yorck 1814 in Frankreich befleißigte. Bei den Offizieren seines Armeekorps war es Ehrensache, sich nichts vom Eigentum der Bewohner des feindlichen Landes anzueignen. Er selbst bezahlte alles bar. Als in den Tagen von Craonne und Laon Verpflegungsmangel eintrat, begannen unter der Einwirkung der Not und des schlechten Beispiels der Nachbartruppen auch beim I. preußischen Armeekorps Härte, Roheit und Lust am Plündern und Zerstören einzureißen. Yorck versammelte daher die Generale und Regimentskommandeure und befahl ihnen, mit unnachsichtiger Strenge wieder Ordnung in die Truppen zu bringen. Er kommandiere ein preußisches Armeekorps, aber keine Räuberbande Es waren die angestammten Begriffe altpreußischer Kriegszucht im Verein mit dem Gefühl der Verantwortlichkeit eines Führers des Volkes in Waffen, die den General so sprechen ließen. Er war sich der Pflicht bewußt, die Schrecken, die der Krieg über das Land brachte, durch eine feste Manneszucht zu mildern, soweit es in seinen Kräften stand. Daß auch er sie gelegentlich als unvermeidlich ansah, geht aus einem Schreiben hervor, das er am 14. Februar an Blücher richtete und in dem er Klage über den Mangel führte, den sein Korps zu leiden hatte. „Daß unter solchen Umständen," heißt es dort, „wo der Soldat auf das Nehmen angewiesen ist und zulangen muß, wenn er nicht umkommen will, Gewalttätigkeiten und Verwüstungen nicht immer zu meiden sind, wird keinen erfahrenen Militär befremden." Yorck fährt dann bezeichnenderweise fort: „Es gereicht dem preußischen Soldaten zu unverwelklichem Ruhme, daß er die Beschwerden dieses mühseligen Winterfeldzuges, diese Entbehrungen allerart mit stets gleichem Gehorsam gegen die Offiziere und einem hohen, auf Gott vertrauenden Mute ertragen hat."

Hier im Befreiungskriege ist zuerst der hohe ethische Wert der allgemeinen Wehrpflicht hervorgetreten. Sie hat Preußen Jahrzehnte hindurch einen großen Vorsprung vor allen anderen Mächten gegeben. Die Wandlung, die zu unserem heutigen Volksheere geführt hat, vollzog sich jedoch nur ganz allmählich. 1813 herrschten, wie es in der Natur der Dinge lag, die überkommenen Anschauungen noch vielfach vor. Es zeigt sich das schon darin, daß die Freiwilligen Jäger in gesonderten Abteilungen zusammengefaßt wurden. Leuten von Bildung und Erziehung glaubte man es nicht zumuten zu dürfen, neben dem Mann aus dem Volke in Reih und Glied zu stehen. Wenn einerseits durch die Errichtung der Landwehr breite Schichten der Bevölkerung zum Kriegsdienst herangezogen wurden, so wirkte doch anderseits die Gewohnheit berufsmäßigen Soldatentums, wie sie aus dem 18. Jahrhundert überkommen war, noch lange nach.

Die größte Errungenschaft der Scharnhorstschen Reform war, daß sie die preußische Armee mit einem völlig neuen Geist erfüllte. Clausewitz (Schwartz, Leben des Generals Carl von Clausewitz) drückt das sehr bezeichnend aus, wenn er sich 1815 über die Tüchtigkeit, Jugendlichkeit und Freudigkeit der Armee äußert im Vergleich zur alten, die so kümmerlich, verdrießlich und abgelebt gewesen sei. „Ich weiß nicht," schreibt er, „wie weit wir in allen diesen Dingen ohne Scharnhorst gekommen wären, aber man kann das alles nicht sehen ohne unaufhörlich an ihn zu denken." Nach dem Kriege ist dieser frische Geist dann freilich wieder mehrfach in Gefahr gewesen, verloren zu gehen und mit ihm auch der große Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht. Bereits in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte sich die Bevölkerung in Preußen seit dem Ende der Befreiungskriege fast verdoppelt, das Staatseinkommen war von 50 auf über 90 Millionen Taler angewachsen, so daß bei jährlich eingestellten 40000 Rekruten die allgemeine Wehrpflicht nur noch dem Namen nach bestand. Boyen, einst ein Gehilfe Scharnhorsts bei der Armeereorganisation, der 1841 zum zweitenmal an die Spitze des Kriegsministeriums berufen wurde, äußerte sich hierüber mit den Worten (Überblick der preußischen Heeresverfassung und ihrer Kosten. Berlin 1847. Als Manuskript gedruckt): „Mit der Zunahme der Bevölkerung und des Wohlstandes in einem Staate steigen auch die Rüstungsmaßregeln in demselben, wenn er sich nicht mutwillig dem Verfall hingeben will." Dieser Zustand fand eine durchgreifende Besserung durch die Reorganisation von 1859 und 1860, durch die

Digitized by Google

König Wilhelm noch als Regent die Zahl der Infanterie-Regimenter fast verdoppelte, die übrigen Waffen ansehnlich vermehrte. Die Kriegstüchtigkeit der Armee wurde dadurch in hohem Maße gesteigert. Durch diese Tat schuf sich der künftige deutsche Kaiser das Werkzeug, mit dessen Hilfe er Preußen und damit später Deutschland die gebührende Machtstellung erwarb. Er reihte damit ein neues großes Verdienst um die Armee an diejenigen seiner Vorfahren, wie denn die Verdienste unserer Könige, als wahre Kriegsherren, um das Heer nicht genug gewürdigt werden können. Die preußischen Könige haben durch solche eine Stellung zur Armee gewonnen, wie sie anderswo nicht besteht. Sie ist in dem persönlichen Verhältnis des Monarchen zum Offizierkorps deutlich ausgeprägt.

Auch neuerdings, kurz vor dem Weltkriege, begannen in Deutschland ähnliche Verhältnisse Platz zu greifen wie in Preußen vor der Reorganisation von 1859/60. Die Heeresvorlage von 1913 faßte daher den Ausbau der allgemeinen Wehrpflicht nach dem Stande der Bevölkerung durch Erhöhung der jährlichen Rekruteneinstellung um 63000 Mann ins Auge. Die Durchführung der Heeresvorlage ist durch den Ausbruch des Krieges unterbrochen worden. Die Scharen von Kriegsfreiwilligen, die sich im August 1914 zu den Fahnen drängten, und die gewaltige Vermehrung, die unser Heer im Laufe des Krieges erfahren hat, zeigen schlagend, welche Volkskraft bei uns im Frieden für künftige Kriegszwecke nicht nutzbar gemacht worden ist. Der Weltkrieg hat den Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht auf das höchste gesteigert. Auch die Heimat ist durch das Gesetz über die vaterländische Hilfsdienstpflicht für den Kriegsdienst verfügbar gemacht.

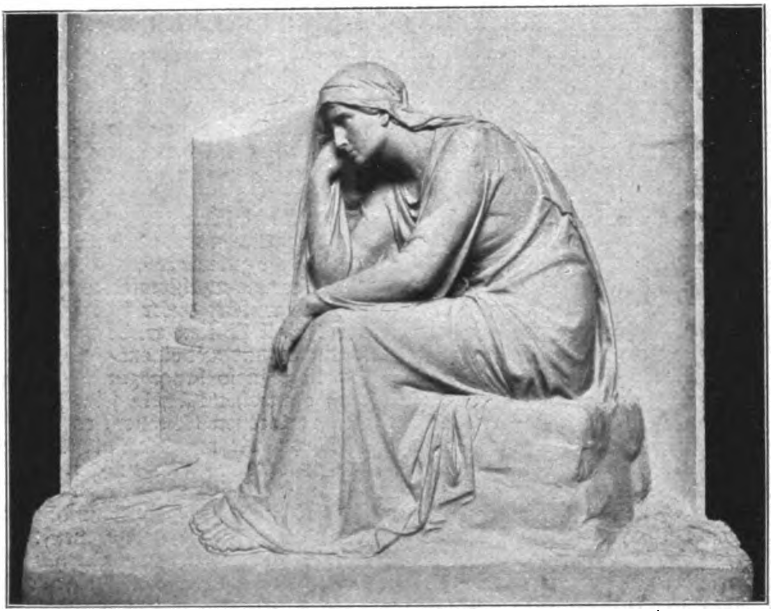
Dieser Krieg hat die erziehlichen Grundsätze unseres Heeres, die dahin zielten, den Mann zum selbständig handelnden Kämpfer, zu einer kriegerischen Persönlichkeit, heranzubilden, vollauf zur Geltung kommen lassen. Den ‚kriegerischen Manneswert', den Prinz Friedrich Carl in jedem einzelnen entwickelt sehen wollte, hat der deutsche Soldat betätigt. Unsere Jugendorganisationen werden, indem sie den Geist, der dahin führt, frühzeitig wecken, der Erziehung in der Truppe wirksam vorarbeiten können, so wenig die Übungen der Jungmannschaften eigentliche militärische Dienstzeit zu ersetzen vermögen.

Der Weltkrieg zeigt uns infolge der überall gültigen allgemeinen Wehrpflicht ein Ringen der ganzen Völker widereinander, wie es bisher noch nicht gekannt war. Daß in den Krieg dadurch eine größere Verbitterung hineingetragen wurde, steht außer Zweifel. Es ist die Kehrseite der Volksheere und der gesteigerten Gewaltsamkeit des Krieges, daß die ritterlichen Gepflogenheiten einer früheren Zeit verloren gingen. Bei der Natur unserer Gegner, wie sie oben gekennzeichnet worden ist, bei der Fülle von Haß gegen alles Deutsche, die schon vor dem Kriege bei ihnen aufgehäuft war, kann solches nicht wundernehmen. Dem ethischen Gehalt der allgemeinen Wehrpflicht tut das für uns indessen keinen Eintrag. Trachten wir die großen Eigenschaften, wie sie bedeutenden Führern der Vergangenheit innewohnten und die doch Kriegsmänner im vollsten Sinne des Worts waren, zum Allgemeingut unseres Heeres zu machen. Alsdann muß unser gesittetes Volk, wenn es fernerhin in fester Kriegszucht herangebildet wird und straff organisiert bleibt, vor den Auswüchsen des Krieges, soweit seine Natur es zuläßt, bewahrt bleiben.

Die allgemeine Wehrpflicht wird durch Menschenalter nicht wieder verschwinden. Dafür spricht schon, daß auch England sie im Laufe des Krieges eingeführt hat und Amerika ihm mehr oder weniger zu folgen sich anschickt. Der Glaube, daß die allgemeine Dienstpflicht Regierungen und Völker mehr als früher vor der Verantwortung des Krieges zurückscheuen lassen würde, wie er ehedem verbreitet war, hat leider keine Bestätigung gefunden. Die Eroberungs- und Beutegier unserer Feinde, der wahrhaft verbrecherische Einsatz von Menschenleben, den sie begangen haben, läßt diese Hoffnung schwinden. Die Volksheere vermindern somit die Wahrscheinlichket künftiger Kriege nicht. Allenfalls kann man hoffen, daß die Nachwirkungen des jetzigen Weltkrieges die Völker, die gegen uns in ihn hineingehetzt wurden, zur Besinnung bringen werden, aber solche Hoffnungen gewähren uns keine Sicherheit. Wir finden sie allein in den Machtmitteln, über die wir verfügen und die wir uns auch fernerhin erhalten müssen.

Mögen Kriege noch so sinnlos erscheinen, sie sind einmal Menschenlos. Darum gilt es sich mit ihnen abzufinden und den idealen Werten, die sie zwar nicht in sich haben müssen, wohl aber, wie gezeigt wurde, haben können, nachzugehen. Alles Leben besteht in Kompromissen. Nur Kraftgenies und Theoretiker lassen diese Wahrheit außer acht. Das Beispiel Amerikas zeigt, was es mit dem Pazifismus, der gerade dort lebhafte Verfechter hatte, in der Praxis auf sich hat. Der Krieg gehört nun einmal zum Völkerleben. Vereinbarungen von Fall zu Fall und Schiedsgerichte mögen die Kriege in Zukunft seltener machen, abschaffen lassen sie sich nicht. Internationale Vereinbarungen sind es außerdem nicht gewesen, die Deutschland mehr als vier Jahrzehnte hindurch den Frieden gesichert haben, sondern allein seine gute Kriegsrüstung. Pflegen wir immer den Geist der Versöhnlichkeit, aber versäumen wir darüber nicht die Erhaltung des kriegerischen Geistes. Lassen wir die Feinde uns darum ruhig Barbaren nennen, wir wissen doch, daß, wenn wir zum Schwert greifen, der Krieg, wie wir ihn führen, wahrem Menschentum keinen Eintrag tut.

Digitized by Google

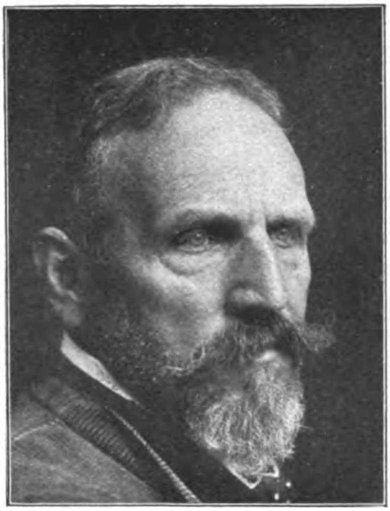


⊠ Gestalt vom Grabdenkmal der Familie Hauswaldt in Magdeburg ⊠

Peter Breuer. Von Ludwig Sternaux in Berlin

Ueber Peter Breuer soll ich schreiben? Von Bergeshöhe gleitet mein Blick zu Tal, ein stilles Leben breitet sich vor meinen Augen. Und drei Stationen sind es, die den steilen Weg dieses Künstlers bezeichnen — gleich vollen, schönen Akkorden klingen sie immer wieder durch die Lebensmelodie dieses Einsamen hindurch.

In dämmerhafter Ferne sehe ich zunächst den Knaben, wie er, blauäugig und blond, ein echtes Kölner Kind, in verwinkelter Werkstatt hockt und mit den fragenden Kinderaugen, in denen tausend deutsche Vergangenheiten dunkeln, die Gestalt des Gekreuzigten umfängt. Die Werkstatt eines Holzschnitzers ist es, solch eine Werkstatt, wie sie nur das Rheinland und Süddeutschland kennen, von Spitzweg-Heimlichkeiten überlächelt. Kruzifixe und Madonnen entstehen hier, kunstlose Gebilde, wie jahrhundertelange Überlieferung sie hervorbringt, Altärlein für kleine Dorfkirchen, Grabmäler für verschwiegene Friedhöfe. Verspielte Kindheit geht hier still in die Lehrjahre des Lebens über, hier lernt die scheue Hand zum erstenmal, Erträumtem und Erdachtem Form und Gestalt zu geben, und ich mag mir wohl gerne denken, daß das Kind des mittelalterlichen Köln zuerst versucht hat, das in Holz nachzubilden, was ihm von frühen Tagen an der Kölner Dom jahrein, jahraus in verklärter Glorie zeigte: das selige Gelöstsein dieser gen Himmel strebenden Pfeiler, diese steinernen Ranken, Blumen und Blätter, diese seltsam erstarrte Tierwelt, mit der uralt-einfältiger Glaube die Wände der Kathedrale geschmückt hatte, daß sie wie eine wunderliche Welt für sich aus dem Gewirr der dunklen Giebel und Dächer in den reinen Himmel ragte. Ja, hier, in armseliger Werkstatt, werden zum erstenmal die wirren Träume Wirklichkeit, mit denen tausend tote Ahnen Hirn und Herz des Knaben beladen hatten, hier erwacht der Träumer zum Leben.



Prof. Peter Breuer
Aufnahme von Franz Linkhorst in Berlin

Und ich sehe — zweite Station und Lebenswende — den Mann, den Fünfunddreißigjährigen, der in stiller Nacht vor seinem ersten großen Werke, dem ‚Frühling‘, steht. Das ist 1891. In den dunklen Winkeln der nächtlichen Werkstatt regen sich die Schatten der

Wanderjahre, die vergangen, schwere und leichte ... in Helle aber prunkt, von Mondlicht überflutet, das schimmernde Werk, das diese dumpfen Jahre krönt. Tiefe Atemzüge schwellen die Brust des großen, aufrechten Mannes, und um die blonden Schläfen fühlt er, ehrfürchtig erschauernd, zum erstenmal das Wehen der Ruhmesschwingen! Vor ihm aber atmet das junge Weib, das seine Hände schufen aus sprödem Stein, dem er Leben gab, wie Prometheus der Pandora Leben gab. Atmet? Ja, dies Frühlingsmärchen in Gestalt eines knospenden Weibes atmet; mit den Augen zu den Sternen, Frage der ganze junge Leib: so kauert sie auf einem Boden, aus dem die ersten Blumen hervorbrechen, und wartet auf das Zauberwort, das sie erlöst. Sprichst du's, o Mund? Sprichst du, wie einst das mildeste Schicksal sprach: „Stehe auf und wandle!“? Da gleitet eine Wolke über den Mond, Dunkel füllt rauschend das geheimnisvolle Gemach, der weiße Marmor wird zu Schatten. Verschlossen bleibt der herbe Mannesmund. Aber irgendwo gleiten schon auf großen Schwingen die Vögel, die das Geheimnis dieser Nacht in alle Welt tragen; irgendwo klingen schon die Fanfaren, die der Menge einen neuen Künstler künden. Der aber denkt verlorener Kindheit, die so klein und arm war, und horcht verwundert auf das stolze Singen seines Blutes ...

Und Jahre fliegen. Mit Frühling, Sommer, Herbst und Winter rauschen sie um einen Namen, den nun schon die Welt kennt. Glanz füllt die Tage vollen Mannesschaffens; und es kommt wieder eine Nacht, wo der inzwischen grau Gewordene vor seinem größten Werke steht: dem Beethoven. Dritte Station! Das Leben zerrann in tausendfältiger Arbeit, in Mühen und Sorgen vielerlei; die Kunst blieb. Nein, sie ist dies Leben. Rings leuchten die Gestalten, die Erinnerung und Sehnsucht dem toten Stoff entrangen; nun thront als größte unter ihnen die, die Musik erzwang, steingewordene Sinfonie. Akkorde klingen durch die Nacht und lullen ein. Da sinkt ein mächtiges Haupt müdegeworden auf die Brust, der Schöpfer schlummert vor seinem Werke. Durch die Dunkelheit aber brennt groß und fragend das Auge Beethovens, das sonst die schweren Lider decken. Es ist das Auge des Lebens.

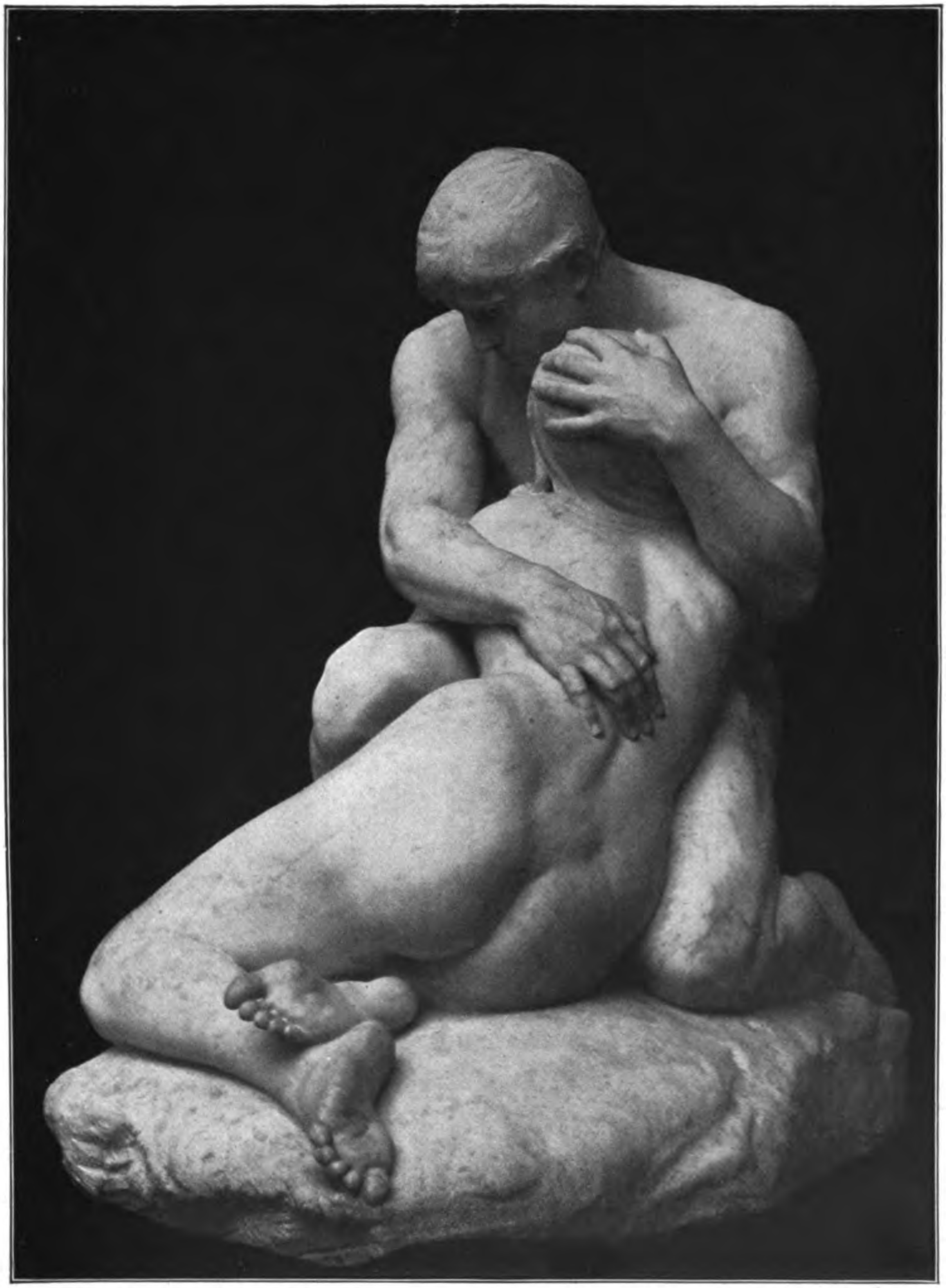
⌘ ⌘ ⌘

Über Peter Breuer soll ich schreiben? Ich will es versuchen ...

Spät kam der Ruhm zu ihm. Als sein ‚Frühling‘ ihm 1891 auf der Internationalen Kunstausstellung in Berlin eine „ehrenvolle Anerkennung“ brachte, als derselbe ‚Frühling‘, inzwischen in Privatbesitz übergegangen und in einem stillen Grunewaldgarten marmorweiß vor grünen Büschen prunkend, zwei Jahre später in Chicago als Bronze die kühlen Amerikaner so entflammte, daß sie dem Künstler die Medaille erster Klasse sandten, lagen die härtesten Jahre hinter ihm. Wie Rodin, mit dem er überhaupt, trotz aller Verschiedenheit im einzelnen, im großen und ganzen viele Berührungspunkte hat, zwang ihn das Leben zum Broterwerb. Noch heute weisen viele Berliner Häuser der siebziger und achtziger Jahre dekorativen Schmuck auf, der von Breuer stammt; mit seiner eigentlichen Entwicklung aber haben diese Arbeiten so gut wie nichts zu tun, und wenn der Künstler, wie erzählt wird, auf Spaziergängen sich gelegentlich dieser Dinge erinnert, weil der Zufall sie ihm wieder vor Augen führt, so tut er das mit einem gutmütigen Lächeln. Es liegt ja so lange zurück! Aber es mag doch ein wehes Lächeln sein, denn es spricht von verlorenen Stunden, es weiß um Tage der Fron, die nur der übersteht, auf den ein großes Werk wartet und der in sich selbst dessen sicher ist. Das aber war Breuer! Mag sein, daß Sturm und Drang, daß jugendtoller Rausch den sinnenfrohen Rheinländer wie jeden, der nachher ein rechter Mann und ganzer Mensch geworden ist, in Münchener und Berliner Studienjahren auch einmal von dem Ziel, dem endlichen, ein wenig weiter abgetrieben haben, als notwendig gewesen wäre. Welches wirkliche Menschenleben verläuft denn in steter, sanftgeschwungener Kurve? Vergessen hat er dieses Ziel nie, und die wundervollen Worte, die vor vielen hundert Jahren ein Mönch zu Michel Colombe gesagt haben soll und die Rainer Maria Rilke so schön auf Rodin anwendet, diese Worte: „Und du wirst die Gnade der großen Dinge haben!“, sie mögen auch unbewußt dem jungen Breuer, der immer von einer tiefen, innerlichen Gläubigkeit gewesen war und noch ist, in den Ohren geklungen haben, als er in der Wirrnis vielfältiger Studien, von tausend dunklen Jünglingssehnsüchten, Wünschen und Zweifeln hin- und hergerissen, manchmal den rechten Weg zu verlieren glaubte. Oder vielmehr: verlieren zu können glaubte.

Denn was waren diesem eigenwilligen Menschen schließlich diese Studien? Lehrer waren ihm in München Knabl, in Berlin Schaper. Wer das Gesamtwerk Breuers überblickt, wer auch nur die Bilder betrachtet, die diese Zeilen schmückend begleiten, wird kaum einen Einfluß dieser doch an sich bedeutenden Männer wahrnehmen; genau so, wie später die Annäherung an Reinhold Begas, dem er immer noch in Dankbarkeit ergeben ist, seine Kunst auch nur unwesentlich beeinflußt hat. Technisch mögen diese Jahre ja Breuer Manches gegeben haben; aber seine Kunst ist doch so ganz Vision, von Anfang an, ist — das ist das Urdeutsche in ihm! — so ganz in Traumgründen und Grübelei verankert, daß jede fremde Einwirkung ohne weiteres als ein Versuch am untauglichen Gegenstand erscheinen muß. Das zeichnet ihn ja denn auch vor so vielen künstlerischen Erscheinungen der Jetztzeit aus: daß er so ganz Eigener ist. Wir haben lei-

Digitized by Google



Adam und Eva

Bildwerk von Prof. Peter Breuer

(Aufgestellt in der Königl. Kunstakademie zu Düsseldorf)

Digitized by Google

Digitized by Google

der durchaus nicht viel Veranlassung, auf die Plastik unserer Tage sehr stolz zu sein. Ein hartes Urteil hat das Wort: ‚Verfallszeit‘ geprägt. Das mag übertrieben sein. Gegen das allerdings gehalten, was, von Auswüchsen abgesehen, die Malerei unserer Tage geleistet hat, will das, was wir an Plastik besitzen, ein wenig trübe stimmen. Aber immerhin: ein Werk wie der ‚Bismarck‘ Lederers gereicht doch wirklich jeder Zeit zur Ehre, und denken wir einmal an die Jungen (die jetzt ja auch schon fast ‚Ältere‘ sind), an Krauß, an Klimsch, an Gaul, an Kolbe, so haben wir noch lange keinen Grund verzagt zu sein. Auffällig ist es ja, wie schon zu Begas' Zeiten noch eine allgemeine Verflachung einsetzte, wie auf der einen Seite das Streben nach barockem Prunk zu unkünstlerischer Entartung führte, und wie auf der anderen Seite die Sucht nach Einfachheit und Schlichtheit, nach ‚Stil‘, selbst große Begabungen in Langweiligkeit und Stilöde hineinriß. Diese Stilfragen haben sich unter dem Einfluß allerjüngster Bestrebungen bedauerlicherweise noch verschärft, neben dem ägyptischen Kult, den man sich, solange er sich in Grenzen hielt, noch gefallen lassen konnte, macht sich neuerdings eine Negerplastik breit, die aller Überlieferung einfach ins Gesicht schlägt. Mit alledem hat Peter Breuer nicht das geringste zu tun. Unbeirrbar ist er seinen Weg geschritten und hat nicht rechts, nicht links geblickt. Möglich, daß seine künstlerische Erscheinung dadurch etwas Zeitfremdes erhalten hat, möglich, daß er schneller zu Ruhm und Ehren gelangt wäre, wenn er wie so viele andere sich dieser oder jener „Richtung“ angeschlossen, seinen Werken, sagen wir einmal: gefälligere Formen gegeben, mehr auf die Stimmen gelauscht hätte, die tadelnd, fordernd, preisend und schmeichelnd zu ihm drangen ... möglich, wie gesagt! Aber das gerade hebt diesen wurzelechten Mann, diesen Künstler deutschesten Geblüts, diesen stolzen Bürger so hoch über seine Zeitgenossen hinaus, daß er stets allem, was nicht die innere Stimme ihn tun und lassen hieß, ein glattes: ‚Nein!‘ entgegensetzte, daß ihm über allen Parteien und Richtungen immer die Kunst stand, daß er sich nicht beugte, wenn sein Gewissen ihm den Nacken steifte, daß er, wenn er überhaupt ein Vorbild kennen wollte, ein solches immer und einzig und allein in dem größten Künstler aller Zeiten und Völker sah, nämlich in Michelangelo. So ist Peter Breuer einsam geblieben, in gewissem Sinne ein Hans Thoma der Plastik, und so hat er sich seine Eigenart gewahrt und hat die eigenherrliche Stellung errungen, die er nun einnimmt. So läßt er es sich auch ruhig, ja, oft fast stillvergnügt gefallen, daß manche, die den wohlfeil erworbenen Purpur ihres Rufs nur allzu gefällig um die Schultern tragen, geringschätzig auf ihn herabsehen, und ist es auch zufrieden, wenn sein Name nicht in den Kampf des Tages und der Richtungen hineingezerrt wird. Ein langes Leben und viele Erfahrungen haben ihn gelehrt, was dabei herauskommt; er arbeitet und arbeitet und läßt sich willig von den Geschicken leiten, die über ihm walten. Nicht der äußere Erfolg, das innere Glück ist ihm die Richtschnur seines Schaffens.

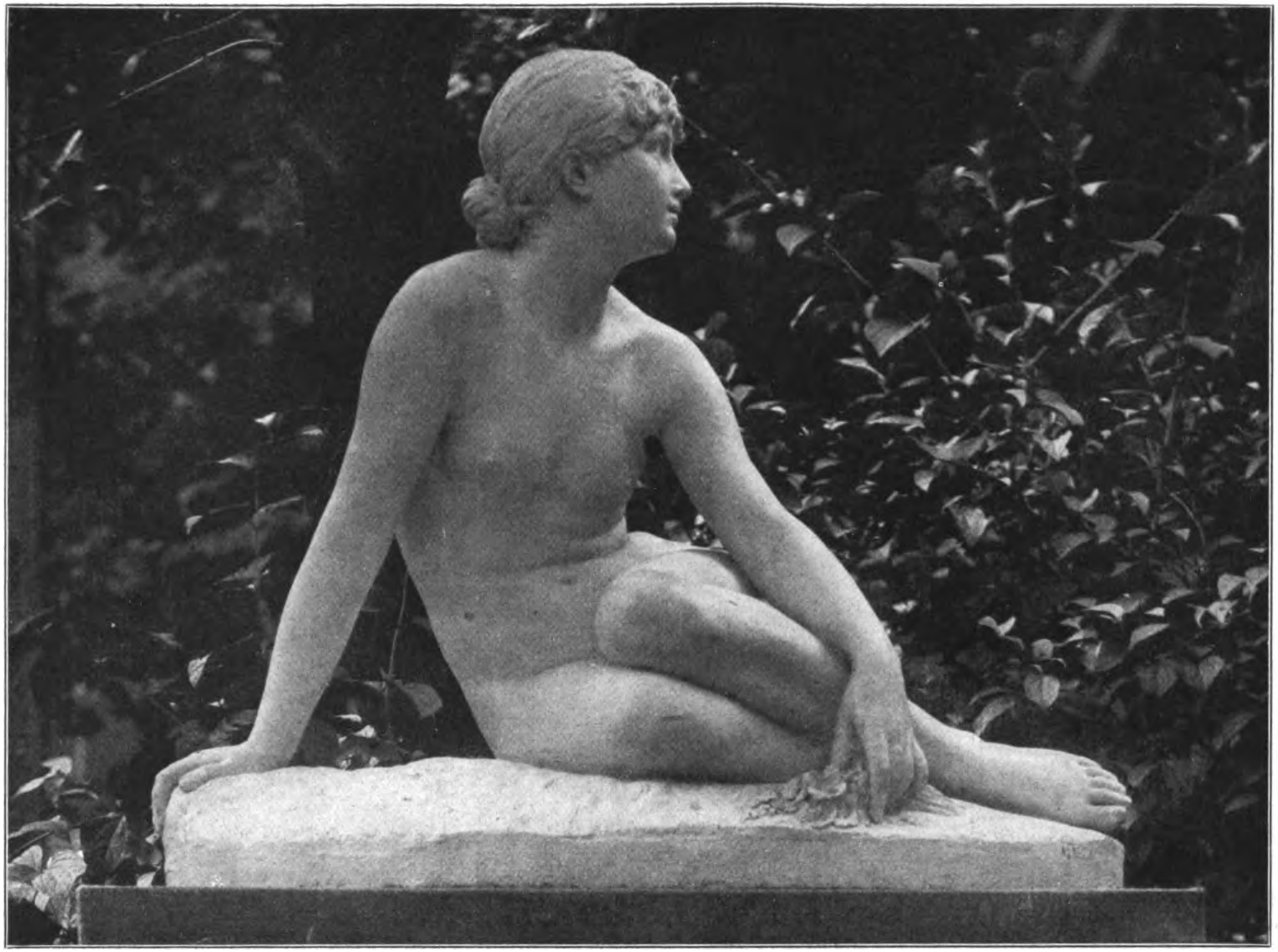
Moltke
Bronzestandbild vom Kaiser Wilhelm-Denkmal in Halle

Und steht er damit nicht wirklich auf einsamer Warte?

Es wäre töricht, wollte man etwa leugnen, daß auch in diesem Schaffen, das nun ein volles Menschenalter umfaßt, sich fremde Einflüsse geltend gemacht hätten. Der Unterschied zu so vielen anderen ist nur der, daß Breuer sich diesen Einflüssen nie unterworfen hat, ihnen nie sklavisch ergeben war. So deutete ich im vorhergehenden schon einmal auf manche Ähnlichkeiten mit Rodin hin. Ich weiß, und Peter Breuer weiß es auch, daß Rodin als künstlerische Persönlichkeit ungleich größer und universaler ist; Breuer ist ein deutscher Künstler, so deutsch, daß ihn, unbeschadet seiner großen Erfolge in Amerika und Paris, eigentlich nur ein Deutscher ganz verstehen kann; Rodin gehört der Welt, ist übernational. Wenigstens als Gesamterscheinung. Beiden eignet jedoch der Hang zur Monumentalität, die Sehnsucht, Massen zu erschüttern und zu packen. Daß beide es auf völlig getrennten Wegen versuchen, ist eine Sache für sich. Da spricht sich wieder der Rassenunterschied aus. Verknüpfen aber tut sie beide, zumindest meines Dafürhaltens, neben mancherlei Gleichheiten des äußeren Lebensweges, eine solche Gruppe wie Breuers ‚Adam und Eva'. Man mag auf Stephan Sinding hinweisen, dessen ‚Zwei Menschen' im Vorwurf ähnlich anmuten. Gewiß! Und es ist keineswegs zufällig, daß, nimmt man eben noch Rodins Gruppe ‚Der Kuß' dazu, diese drei Werke alle ungefähr gleichzeitig sind. Es ist die Zeit der Zwei-Menschen-Theorie auch in der Literatur! Und hier sind in Auffassung, Entwurf und Ausführung unbestreitbar große Ähnlichkeiten zwischen Rodin und Breuer, weit größere jedenfalls als etwa zu Sinding hin, dessen Gruppe eine Novelle ist, während in denen Rodins und Breuers doch der symbolische Gehalt weit über das nur Erzählende hinausgreift. Ich gebe zu, daß man Breuers Gruppe nicht ‚Der Kuß' nennen könnte, wie man umgekehrt die Rodinsche sehr gut ‚Adam und Eva' nennen dürfte; das ist es ja auch nicht, was so trennt und eint; das Einende ist der Adel der Form, der aus beiden spricht, der Zauber der Empfindung, den beide atmen, diese erschütternde Darstellung des Verbundenseins von Mann und Weib in Freud und Leid, in Liebe und Schmerz, in Not und Tod. Sinding plaudert, Rodin dichtet, Breuer predigt — das alles im höchsten Sinne gemeint! Und wenn man daran denkt, wie sich Rodin in den letzten Jahren zersplittert hat, und wie sich dagegen Breuer in steter Kurve, auch, oder vielmehr gerade nach ‚Adam und Eva', nach oben entwickelt hat bis zu dem vorläufigen Abschluß des ‚Beethoven' — ja, bin ich da nicht im Recht, wenn ich den bewußten Nachdruck, den ich eben bei der Zusammenstellung mit Sinding und Rodin auf die Steigerung ‚predigt' legte, auch im allgemeinen anwenden möchte? ‚Adam und Eva' hat denn auch der Staat angekauft, die Gruppe schmückt jetzt Düsseldorf. Ich habe nichts gegen Düsseldorf. Aber ich werfe doch die Frage auf, ob wir in Berlin so reich an guter, öffentlich sichtbarer Plastik zeitgenössischer Künstler sind, daß wir ein solches Werk an die Provinz abgeben dürfen. Die Nationalgalerie kennt Breuer nicht, trotzdem er nun schon lange Professor an der königlichen Hochschule und Senator der Akademie ist ... ich aber wüßte kein Werk, das so wie ‚Adam und Eva' wert wäre,

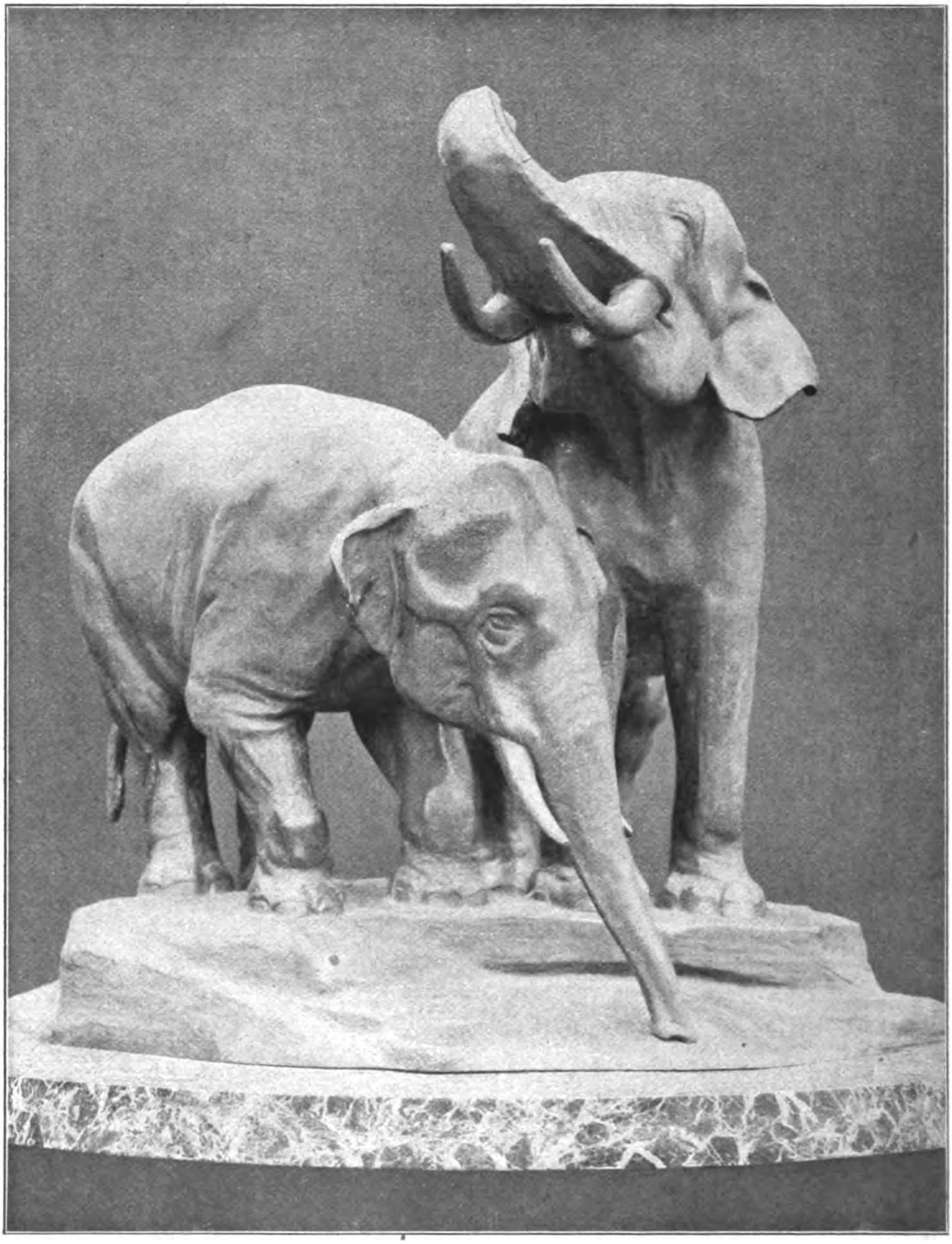
Karl der Große
Bronzestandbild im Reichstagsgebäude zu Berlin

Digitized by Google



Frühling
Bildwerk
von Prof.
Peter Breuer

Digitized by Google



Elefanten. Bronzegruppe eines Brunnens

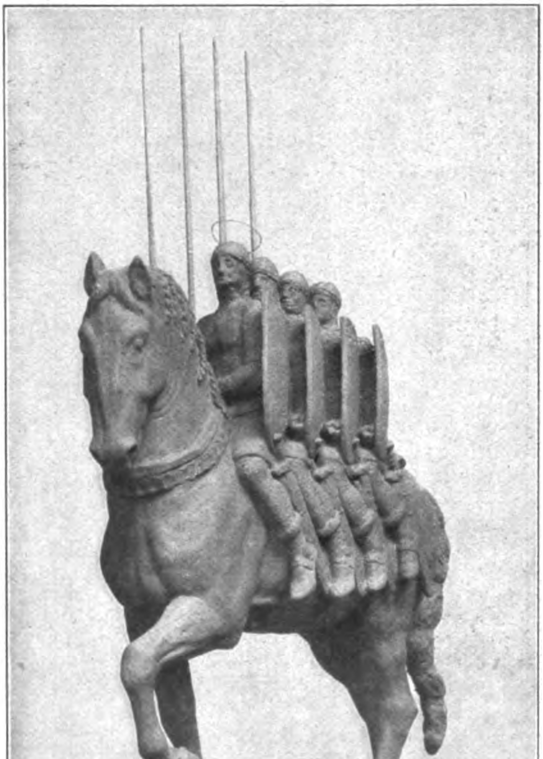
neben Tuaillons ‚Amazone' in Berlin für die Plastik unserer Zeit zu zeugen! —

Ja, Einflüsse! Man hat mir einmal gesagt, daß Peter Breuer sich lange, bevor Ägypten Mode wurde und die Funde von Tell-el-Amarna Berlin W. in einen Taumel des Entzückens versetzten, hingebend mit ägyptischer Kunst beschäftigt und immer wieder Freunde und Schüler auf die unendlichen künstlerischen Werte hingewiesen habe, die dort noch ungehoben, unbeachtet schlummerten. Nun, sie sind inzwischen ja gehoben und werden mehr beachtet als uns lieb ist. Seltsam wäre es immerhin, wenn eine so starke Wertschätzung einer so starken Kunst nicht irgendwelche Spuren im Schaffen des Künstlers hinterlassen hätte. Mir fiel in seiner Werkstatt einmal ein kleines Köpfchen auf, es stand irgendwo hoch oben auf einem Brett zwischen allerlei anderen Dingen und

Digitized by Google

sah gar seltsam mit den toten Augen in die weiße Welt von deutschen Kaisern und Königen, die den mächtigen Raum sonst füllen. Es war das einzige sichtbare Zeichen dafür, daß der Künstler diese Vorliebe hätte. Mir scheinen an anderer Stelle Einflüsse ägyptischer Kunst wahrnehmbar zu sein, allerdings so sehr verarbeitet und veredelt, verdeutscht, müßte ich fast sagen, daß sie kaum in Erscheinung treten. Das sind die Büsten, das Lilienthal-Denkmal in Lichterfelde und vor allem der ‚Beethoven'. Und hier gerade kommen noch Einflüsse anderer Art in Betracht, die weit stärker scheinen. Das ist das Hildebrandsche in Breuers Kunst. Was Adolf Hildebrand für die deutsche Plastik bedeutet, braucht hier nicht gesagt zu werden. Vielleicht schließt Hildebrand in seiner herben Strenge und mit der Kraßheit seiner auf der Antike, und zwar nur auf der Antike fußenden Theorien sich allzuscharf vom großen Publikum ab, als daß man seine Kunst als Kulturfaktor ansprechen könnte; sie ist ein wenig ‚l'art pour l'art', jedenfalls wird nur ein ausübender Künstler oder ein wirklich künstlerisch geschultes Auge die außerordentlichen Vorzüge dieser Kunst voll zu würdigen wissen — wie etwa die tiefsten Schönheiten Wagnerscher Musik sich nur dem erschließen, der sie mit der Partitur auf den Knien verfolgt. Immerhin: seine Brunnen in München und in Straßburg, seine Porträtbüsten führen doch eine allzu beredte Sprache, als daß nicht auch die Allgemeinheit irgendwie von dem edlen Klange sich getroffen fühlen sollte, der darin schwingt. Breuer nun schätzt Hildebrand sehr hoch, wie ich weiß — gereicht es ihm da nicht zur Ehre, die Theorien dieses außerordentlichen Künstlers sich auch irgendwie zu eigen gemacht zu haben? Man begegnet diesem auf äußerste Schlichtheit hinzielenden Einfluß schon bei dem Adam in der ‚Adam und Eva'-Gruppe. Noch deutlicher wird das, wenn man den Kopf dieses Adam als Büste für sich sieht, wie sie, an ganz versteckter Stelle, in der Berliner Werkstatt des Meisters steht — eine wunderschöne Büste aus einem gelblichen Marmor, der dem klassischen Kopf ein geradezu erschütterndes Leben gibt. Auch die verhaltene Ruhe der dicht in fließende Schleier gehüllten Frauengestalt auf dem Hauswaldtschen Erbbegräbnis in Magdeburg erinnert an den Münchener, ohne — wie ich immer wieder betonen muß — auch nur im geringsten etwas von ihrer Eigenart einzubüßen.

Ich glaube vielmehr, daß Peter Breuer in dem mit reiferen Jahren immer stärker und stärker werdenden Wunsche nach ‚edler Einfalt und stiller Größe' sich eben mehr und mehr mit den Hildebrandschen Theorien berührte, daß diese ihm und seinen Absichten entgegenkamen, und daß er da auch, möglicherweise ganz unbewußt, von neuem den gewaltigen Eindruck ägyptischer Kunstmäler in sich aufleben fühlte, die diese äußere Schlichtheit ja bis zur Erstarrung trieben. Es ist nun außerordentlich reizvoll, betrachtend nachzuspüren, wie diese verschiedenen Einflüsse sich mit einer so eigenwilligen Schöpferkraft, wie es die Breuers ist, vermengen und zu untadeliger Reinheit werden. Man müßte es entrüstet zurückweisen, wollte jemand behaupten, die Jünglingsfigur, die das Lilienthal-Denkmal krönt, wäre Hildebrandsch, der ‚Beethoven' gehe bewußt auf ägyptische Vorbilder zurück. Nichts wäre falscher als das und hieße die künstlerischen Absichten Breuers gröblicher verkennen! Man denke daran — schön! Aber man freue sich gleich-



Die vier Haimonskinder
Entwurf zur Ausschmückung einer alten Stadt

Lilienthal-Denkmal

In den Anlagen des Teltowkanals bei Großlichterfelde

Digitized by Google

zeitig des unendlichen Reichtums am schöpferischen Willen und Vermögen, den all diese Arbeiten so beredt künden; Breuer gibt in Vision und Ausführung stets soviel an Eigenem, nur ihm Eigenem, daß nur böser Wille, wie es zum Beispiel beim Beethoven geschehen ist, von Nachahmung sprechen kann. Womit natürlich auf Klinger gedeutet war, dessen preziösen Beethoven eine Welt von dem fast übertrieben schlichten und schmucklosen Breuers trennt...

ⵘ ⵘ ⵘ

Visionär schafft Breuer. Auch wenn er nach Aufträgen arbeitet, vermag er sich — was ihm sehr oft beträchtlich geschadet hat — nicht eng an den Auftrag zu binden, sondern läßt immer seine Phantasie schalten und walten. Er ist ja doch ein Träumer. Man braucht nur einmal einen Blick in diese unendlich gütigen, klaren und doch irgendwie verschleierten Augen getan zu haben, um das zu wissen. In diesen Augen steckt noch immer der Kölner Junge, der die engen Gassen der Vaterstadt mit den Gestalten seiner Sagen und Märchen bevölkert, der verzaubert in die Weihrauchwolken starrt, die um die Strebepfeiler des Domes schweben. Dieser große, schwere Mann mit dem leicht ergrauten Spitzbart besitzt ein sonniges Kindergemüt. Kinder sind sein ein und alles, und die vielgerühmte Christusgruppe ‚Lasset die Kindlein zu mir kommen!', eins seiner schönsten und innigsten Werke, ist aus dieser Liebe heraus entstanden. Sie steht jetzt, vom Kaiser gestiftet, im Bunzlauer Waisenhaus an rechter Stelle. Sie hat, wie Breuer selbst erzählt, lange in ihm gelebt, ehe er an die Ausführung heranging, und sie ist dann das geworden, was sie ihm war: ein Märchen, und zwar ein deutsches Märchen. Das, was auf sie zutrifft, trifft mehr oder weniger auf alle seine Werke zu. Sie gehören deshalb, von einigen Ausnahmen abgesehen, die auf Aufträge zurückzuführen waren und auch als solche rein technisch erledigt wurden, alle in tieferem Sinne innerlich zusammen und bilden ebensogut ‚Werke' wie bei einem Dichter.

Merkwürdig ist es, daß ein Künstler, dem es einmal so wie im ‚Frühling' gelungen war, den Reiz des Frauenleibes nachzuempfinden, das atmende, sich wohlig regende Fleisch in Stein nachzubilden, dem kalten Marmor diese schimmernde Wärme der Haut zu geben, seit der ‚Eva', also fast über ein Vierteljahrhundert hin nie wieder sich an einem ähnlichen Vorwurf versucht hat. Mangel an Sinnlichkeit kann es nicht sein, dazu verrät die köstliche Mädchengestalt des ‚Frühling' zu sehr den Liebenden, der sie geschaffen, und dem es Genuß war, des geliebten Körpers weiche Formen vor dem Vergehen zu retten. Der Zufall ließ mich in des Künstlers Werkstatt kürzlich eine neue Arbeit sehen,

Jünglingsfigur vom Lilienthal-Denkmal

vielleicht die neueste: einen Mädchen-Akt! Liegend, den jungen Kopf in die Arme vergraben, den Leib wohlig hingestreckt, hüllenlos. Das Ganze gerade im feuchten Ton angedeutet, noch ganz den Reiz der Skizze atmend ... und daneben ritt in Überlebensgröße Kaiser Friedrich einher, steingewordene Ballade, dahinter saß grübelnd Beethoven wie eine Gestalt der Urzeit auf seinem königlichen Thron! Fünfundzwanzig Jahre sind eine lange Zeit. Dunkelt hier ein Rätsel, an das wir gewiß nicht rühren wollen, oder hatte der sinnenfrohe Rheinländer über dem Ernste seiner Aufgaben, über dem schweren Willen, das Höchste zu erreichen, die ‚Gnade der großen Dinge' zu gewinnen; vergessen, daß sich das Wunder der Schöpfung nirgends so vollkommen offenbart als im Weibe? Oder spricht sich in dieser selbstgewollten Entsagung im Gegensatz zu Rodin, der nimmermüde, oft in aufgepeitschter und aufpeitschender Sinnlichkeit, Weib und Liebe schildert, der deutsche Charakter aus, der alles dies für Tändelei hält, wo solch ein Werk wie der ‚Beethoven' im Grunde der Seele schlummert? Gleichviel — wir wollen nicht an einem Schaffen deuteln, das in so reiner, steter Linie in die Höhe drängt, in eine Höhe, wo Musik und Kunst sich schwesterlich vereinen, um das Höchste zu erwirken. Uns bleibt nur übrig, kurz noch an den Stationen zu verweilen, die die Stufen dieses Weges sind.

⁂ ⁂ ⁂

Da ist das Standbild Karls des Großen, das im Reichstag steht. Gewünscht wurde damals ein bärtiger Karl — Breuer schuf einen bartlosen und gab damit dem toten Kaiser eine Gestalt, die der Legende widerspricht. Mit Recht? Darüber läßt sich streiten. Glücklich ist seine Lösung auf alle Fälle. Denn dieser Kaiser steht in seiner dunklen Bronze nun wahrhaftig da wie die verkörperte Sage, kein Mensch mehr, ein Begriff — mag sein, ein furchtbarer Begriff — und die harte Entschlossenheit dieses Gesichts läßt eher an den Menschenschlächter von Verden denken, denn an den, der mit den Klosterzöglingen zusammen schreiben lernte . . . aber das, was die Gestalt versinnbildlichen sollte, gibt sie: den Begriff der Macht — einer Macht allerdings, die vor Recht geht. Es ist das erste Werk Breuers, in dem die Wucht und Größe erklingt, die später im ‚Beethoven' so machtvoll Ereignis werden sollte. Leise Fäden gehen dann von hier zu dem viel späteren Entwurfe der ‚vier Haimonskinder', diesem mächtigen Pferde mit den vier gepanzerten Jünglingen darauf; der Künstler hängt daran mit gleicher Liebe wie an seinem Kaiser Karl; bei beiden Werken sprechen wohl Jugenderinnerungen mit, hat er doch die vier Haimonskinder auch für einen Platz in einer mittelalterlichen Stadt bestimmt und dabei wohl an die geliebte Vaterstadt gedacht, wo sie ja auch am schönsten stehen würden. Vorläufig ziert das Werk noch als Entwurf des Künstlers Werkstatt, ein zierliches Kleinod neben der riesigen ‚Adam und Eva'-Gruppe, und wie es in dem graubraunen Ton auf den ersten Blick wie aus Holz geschnitzt anmutet, glaubt man einen Augenblick, der Künstler wäre wieder zu der Tätigkeit zurückgekehrt, die er als Knabe ausgeübt, als den Namen Peter Breuer alleine erst sein Lehrmeister in dem kleinen rheinischen Dorf kannte, der sicherlich nicht ahnte, was für ein berühmter Mann aus seiner bescheidenen Werkstatt hervorgehen sollte ...

Es würde wohl zu weit führen, hier sämtliche Werke Breuers aufzuzählen. Das ist Aufgabe des Lexikons, das ich Wißbegierige nachzuschlagen bitte. Es sind ganz erkleckliche darunter, die weiten Ruf haben, ohne von irgendwelcher bestimmenden Bedeutung für den Künstler zu sein. Die Hohenzollern sind jedenfalls nicht schlecht dabei weggekommen, als man Breuer mit Denkmälern von einigen von ihnen beauftragte — das Denkmal des Großen Kurfürsten in Cleve, das große Kaiserdenkmal in Halle a. d. S., dessen Architektur von dem toten Bruno Schmitz stammt und dessen eine Nebenfigur, das Standbild Moltkes, sich auch im Bilderschmuck dieses Aufsatzes findet, das bekannte Kaiser Friedrich-Denkmal in Köln gehören jedenfalls zu den besten Reiterstandbildern ihrer Art, wenn sie auch keine Colleonis sind; das liegt wohl auch gar nicht in der Absicht solcher Aufträge. Berliner täten gut daran, sich einmal das Denkmal des Johann Sigismund in der Siegesallee anzusehen, dessen schlichte Formensprache wohltuend gegen die überladenen Nachbardenkmäler absticht und dessen Geländerbüsten kleine Meisterwerke sind; und einen reinen künstlerischen Genuß hat schließlich, wer den Weg nach Lichterfelde hinaus nicht scheut und sich das dortige Lilienthal-Denkmal anschaut: neben dem ‚Beethoven' Breuers reifste Arbeit! Man muß es sehen, wenn abendlicher Himmel dahinter steht. Wie dann der Jüngling mit den steilen Schwingen sich als Silhouette abhebt, ist wirklich wundervoll; hier adelt ein Künstlertraum den ersten Fliegertraum. Es ist das Werk Breuers, das, abgesehen von einigen Porträtbüsten, von denen diesen Zeilen die herrlichen von Carl Schaefer und Ludwig Dihm im Bilde beigefügt sind — Kabinettstücke neuzeitlicher Büstenbildnerei, die es mit besten Hildebrands aufnehmen! —, am reinsten und ausgeglichensten jenen neuen Willen zum Stil zeigt, zu dem sich die strenge, etwas herbe, ausgesprochen männliche Kunst Breuers folgerichtig entwickeln mußte. Das Lilienthal-Denkmal gehört in dieser Hinsicht eng zum ‚Beethoven', der ungefähr gleichzeitig entstanden ist, nur daß, was bei diesem schwere Wucht ist, dort ganz aufgelöstes Schweben, ganz Leichtigkeit, ganz Sternensehnsucht ist; dieser schlanke Jüngling mit dem himmelwärts gewandten Blick ist tatsächlich im Begriff, sich von der dumpfen

Digitized by Google

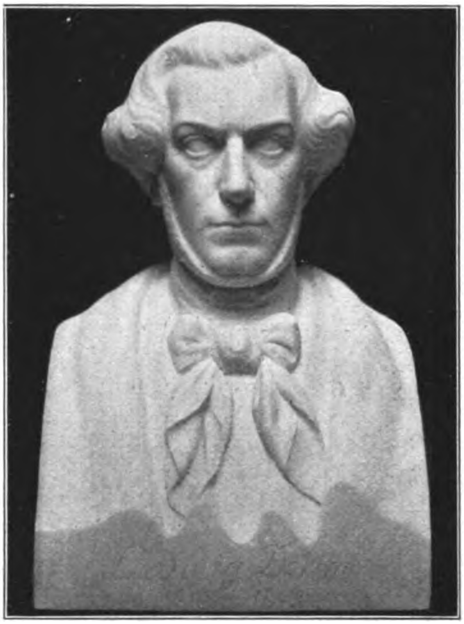
Beethoven. Bildwerk von Prof. Peter Breuer

Digitized by Google

Digitized by Google

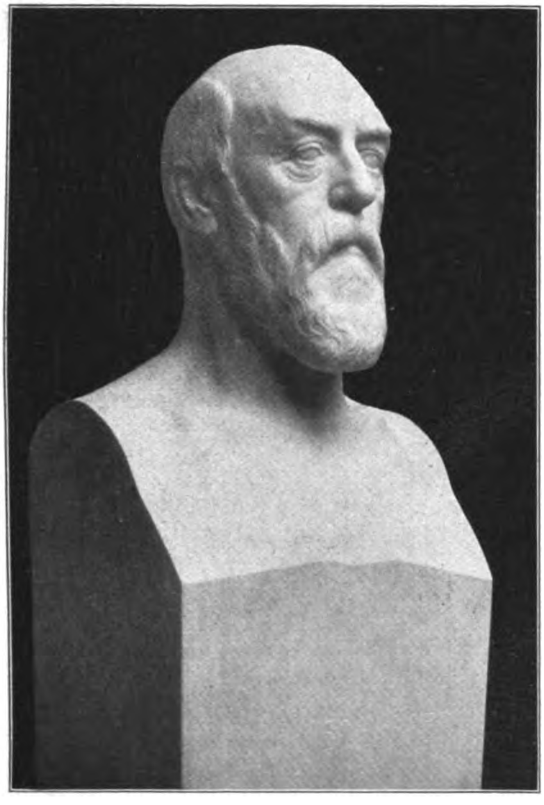
Erde zu heben, in den Äther zu steigen, der sein Element ...

Über Peter Breuer sollte ich schreiben, und es ist nur recht und billig, wenn das, was ich geschrieben habe, im ‚Beethoven' gipfelt und endet. Denn die Kunst Peter Breuers gipfelt auch darin, ja, nicht nur seine Kunst, sein Leben. Die ‚Gnade der großen Dinge' erfüllt sich an ihm in diesem Werke. Denn es ist ein großes Werk, es ist die Neunte Sinfonie, deren aufwühlender Klang in Stein gebannt ward, es ist das ganze Leben dieses Einzigen, der nie einen Ton davon vernommen und geschlossenen Auges nun in sich hineinlauscht, lauscht auf die Sinfonie, die ihm seine Seele singt. Ein Riese sitzt und träumt. So sitzen Pharaonen und lauschen auf die Ewigkeit, die vor ihnen im Sande der Wüste verrinnt, so sitzt Buddha und läßt die Tage werden und vergehen im ungewissen Sturz der Zeiten. Hier ist ein Fels, an dem alles Geschehen zerbrandet, hier ist das Menschliche nur ungefähre Form noch, der riesige Körper ist Symbol geworden ... kein Denkmal mehr, ein Mal! Ein Hünengrab der Neuzeit, das aus Granit gehauen werden muß oder aus rötlich-dunkelnem Porphyr ... und hier wenn irgendwo gilt das Wort von Hofmannsthals Wahnsinnigem im ‚Kleinen Welttheater':



Ludwig Dihm. Marmorbüste

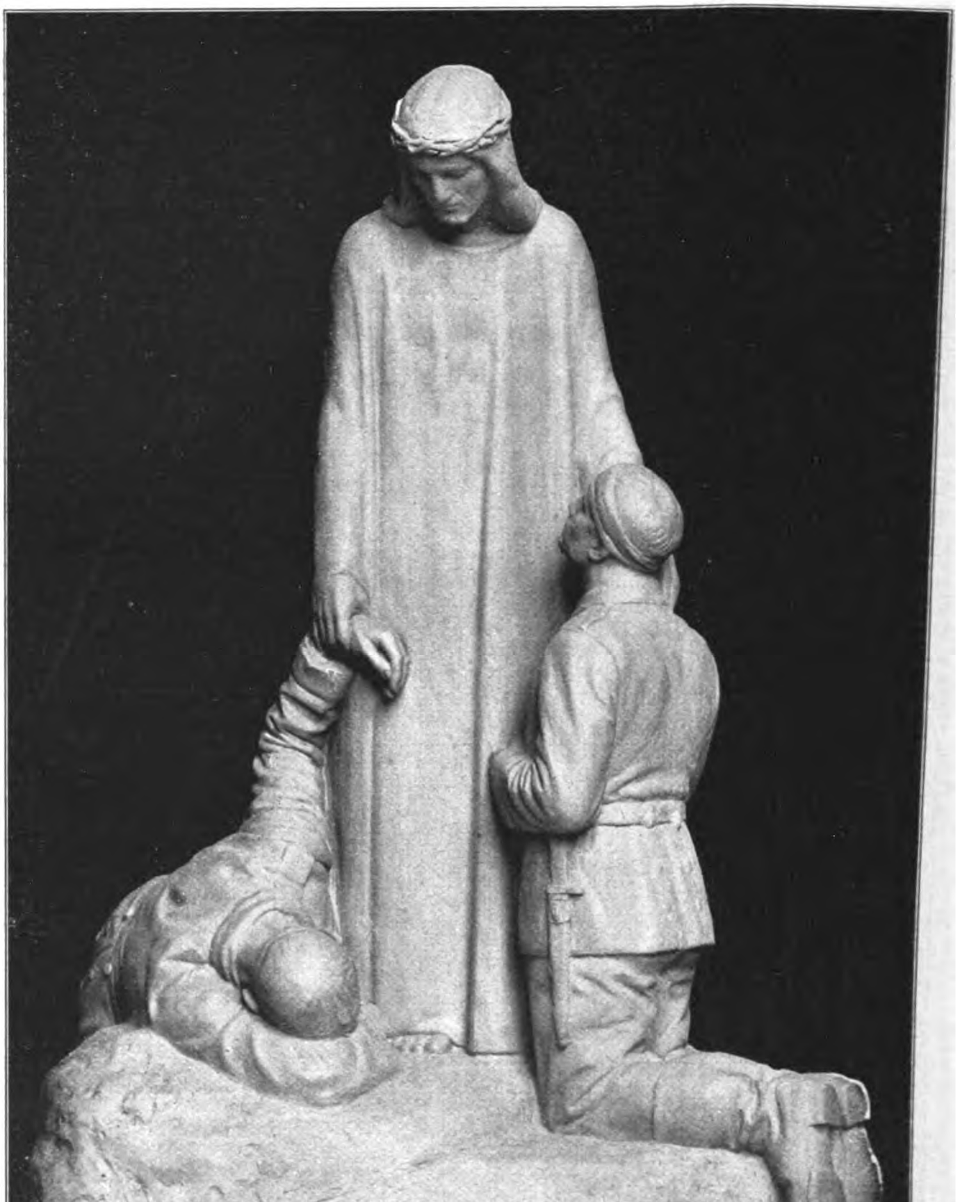
„... und vor ihm beginnt der brüderliche
Dumpfe Reigen der verschlungnen Kräfte
In der tiefsten Nacht mit glüh'ndem Munde
Unter sich zu reden: Wunderliches,
Aus dem Herzblut eines Kindes quellend,
Findet Antwort in der Gegenrede
Eines Riesenblocks von dunklem Porphyr!"



Geheimer Oberbaurat Carl Schaefer. Marmorbüste

Dieses Beethoven-Mal steht einsam in unserer Zeit. Klingers Beethoven, ein Denkmal, ein Bildnis, ist zierlich dagegen, ist Kunstgewerbe. Das Breuersche ist die Erfüllung eines künstlerischen Stils, über den hinaus es kaum eine Möglichkeit gibt. Ein ungeheueres Erlebnis schläft darin als schwerer Traum, des Winkes harrend und des tiefen Wortes, die es lösen. Dann ist es jäh bereit, durch tausend Hirne wie ein Schlag zu zucken ... Wer hat den Mut und das Wollen, diesen wundervollen Künstlertraum zu Wirklichkeit werden zu lassen, dies Mal als Zeichen unserer Zeit, ja, dieser wilden Zeit von Krieg und Kriegesnöten allem Volke sichtbar aufzubauen?

Digitized by Google



Christus auf dem Schlachtfelde
Bildwerk von Prof. Peter Breuer
Entwurf zu einer Kolossalgruppe, Ausführung in Stein gedacht für einen Soldatenfriedhof

Digitized by Google

Glücklicher Erbe

Roman von Hermann Wagner

(Schluß)

Wer ist der Esel?

Das Schloß hatte ein kleines Gartenhaus, ein Gartenhaus mit viel Licht — mit soviel Nordlicht, „als ein Maler nur irgend brauchen kann!“ hatte Simon Straßer ausgerufen. Und dieses Gartenhaus hatte man ihm eingeräumt, ganz und gar, so wie es war, und es war nicht übel. Er war Herr darin, freier Herr und Gebieter, und er hatte, wenn er etwas brauchte, nur nötig, auf den Knopf der elektrischen Glocke zu drücken. Es kam dann sofort eine stämmige Magd und fragte nach seinen Wünschen.

Allein das erstemal in seinem Leben hatte Simon Straßer keine Wünsche. Was sollte er sich auch noch wünschen, nachdem sich sein heißester Wunsch, einmal, befreit von dem lähmenden Druck der täglichen Sorgen, ruhig arbeiten zu können, erfüllt hatte!

Er war nicht verwöhnt, und mit Zigaretten hatte er sich reichlich versehen. Fast beeinträchtigte ihr Rauch die schönen Lichtverhältnisse des Ateliers, das er sich in dem Gartenhaus eingerichtet hatte. Und jedenfalls beeinträchtigte dieser Rauch den Damen und sogar Herrn Dietel das Atmen im Atelier, denn es war der Rauch von Zweieinhalb-Pfennig-Zigaretten, den nur der verträgt, der ihn vertragen muß. Und da dieses Muß sowohl für die Damen wie für Dietel nicht unbedingt vorlag, war es verständlich, wenn Simon Straßer den weitaus größten Teil des Tages in seinem Atelier allein war. Er ärgerte sich deshalb nicht. Er arbeitete.

Es war erstaunlich, welch einen Reichtum dankbarster Motive das Schloß mit seiner Umgebung hergab, wenn man nur ein klein wenig suchte.

Suchte? Mit der Nase stieß man auf die Motive, sie drängten sich einem auf, es war fast schwer, unter dieser Fülle zu wählen.

Diese Eichenallee! Dieser Park! Welch ein Prachtkerl mußte dieser verstorbene Joachim Dietel gewesen sein, daß er soviel Ehrfurcht vor der Natur besessen hatte, alles wachsen zu lassen, wie es wachsen wollte!

Bei grauendem Morgen schon lag Simon Straßer im Park, eine Zigarette zwischen den Lippen und das Skizzenbuch neben sich im taufeuchten Gras. Er, der sich auf das Warten so gut verstand, wartete.

Im Osten wurde es erst licht, dann hell. Die Helle wurde flüssig und glänzend. Ein Feuer flammte endlich auf, ein goldenes Feuer, das allmählich um sich griff und den ganzen östlichen Horizont in Brand steckte. Die Vögel zwischen den Zweigen wurden lebendig. Ein Riesenball schob sich in die Höhe, ein Riesenball voll Flammen, die die ganze Erde anzuzünden schienen. Jeder Tautropfen blitzte, jeder feuchte Grashalm glänzte. Die Erde wusch sich und machte Morgentoilette. Und so unermeßlich viel köstliches Licht war mit einem Male da!

Man machte sich hinter der Arbeit her wie ein Taglöhner, der im Schweiße seines Angesichts um sein Brot schuften muß. Es kribbelte in einem, und man mußte der überquellenden Lust, die jedes künstlerische Schaffen auslöst, einen gehörigen Dämpfer aufsetzen, um sich nicht in Selbstschwelgerei zu verlieren.

Die Arbeit ging Simon Straßer vom Fleck, und wenn nicht die Mittagstunde gewesen wäre, die ihn im Schloß drüben mit der übrigen Gesellschaft zusammenführte, dann hätte er es wohl allmählich vergessen, daß er nicht nur ein Maler — nicht der beste der Jetztzeit, bewahre, sondern nur einer, der sich bemühte, etwas Ordentliches und Echtes zu leisten! —, sondern auch ein Einzelmensch war, der mit dem Leben noch eine laufende Rechnung abzuschließen hatte.

Aber die Mittagstunde war nicht die geeignete Zeit, diese Rechnung zu jenem Abschluß zu bringen, den herbeizuführen es den Menschen Simon Straßer drängte. Sie vereinigte außer seiner noch drei Personen um den schön gedeckten Mittagstisch, von denen zwei für die beabsichtigte Abrechnung zum mindesten überflüssig, wenn nicht gar hinderlich waren: nämlich die alte Frau von Gerling und Ludwig Dietel.

Diejenige Person freilich, ohne die die Abrechnung nicht zu bewerkstelligen war, die Hauptperson, um die sich bei der Abrechnung alles drehte, Hede, zeigte nur wenig Neigung, sich zu stellen. Es machte beinahe den Eindruck, als hätte sie es vergessen, daß sie für Simon Straßer die Hauptperson sei, und wenn sie schon einmal — es geschah selten! — das Wort an ihn richtete, dann war es nur, um ihm mitzuteilen, daß sie erfreuliche Fortschritte im Reiten mache, worauf er frostig erklärte, auch in seiner Malerei wären keine Rückschritte zu verzeichnen.

Erfreuliche Fortschritte im Reiten! Hielt man so etwas für möglich bei einem Mädchen, das vor kurzem noch glücklich gewesen war, wenn es erfreuliche Fortschritte in der Stenographie und im Maschinenschreiben hatte melden können?!

Simon Straßer kaute nervös an seinem Schnurrbart und glaubte Ursache zu haben, an dem Schloß mit seinen vielen prächtigen Motiven ein Haar zu finden — ach, nicht nur ein Haar, ein ganzes Büschel von Haaren, einen ganzen Zopf!

Er ballte die Fäuste und dachte: ‚Sollte dies das Ende sein —?‘

Er pfiff durch die Zähne und machte eine Handbewegung, die etwa besagte: ‚Gut so!‘

Er war von derber Körperbeschaffenheit, und es gab so leicht nichts, das ihn um-

Digitized by Google

werfen konnte. Auch dies Mädel würde ihn nicht umwerfen! Ihn — ein Mädel? Ha! Und er stellte sich breitbeinig hin, verschränkte die Arme über dem mächtigen Brustkasten und lachte. Selten in seinem Leben hatte er so gelacht!

„'n Tag, Simon," erschreckte ihn rücklings eine Stimme, „hast du solch große Freude?"

‚Zum Kuckuck' dachte er, ‚gibt es hier im Park um die Mittagstunde Gespenster?'

Er sah sich um und blickte in das spöttische Antlitz Hedes. War das ein Überfall? Sie mußte auf verteufelt leisen Sohlen hierher geschlichen sein, da er sie auf dem knirschenden Sand nicht gehört hatte. Oder war er zu einem Sterngucker geworden, der bei hellem Tag träumte?

„'n Tag," erwiderte er wenig höflich, „man freut sich, wie man kann."

„Du läßt dich ja gar nicht sehen — wo steckst du den ganzen Tag?"

„Dort ist mein Atelier," wies er rauh ihre betonte Harmlosigkeit ab, „ich bin so schwer nicht zu finden."

„Ach, du willst dich finden lassen?" meinte sie nachlässig. „Wie bequem!"

„Wenn ich dich suchen wollte," gab er empört zurück, „dann käme ich schwerlich zur Arbeit: du bist doch niemals da!"

„Hast du mich schon gesucht?"

Er wies diese Zumutung stolz zurück: „Nein."

Aber sein Stolz reichte bei weitem nicht an das verträumte Lächeln heran, das über ihn gleichsam wie über ein Nichts hinwegglitt, um in irgendeine unbestimmte sonnige Weite hinauszufliegen. „Ja," sagte sie, „ich wäre jetzt schwer zu finden, nicht nur für dich, für jeden. Ich reite."

„Das heißt, bis auf einen," höhnte er, „der dich unschwer finden wird — nicht wahr?"

Sie nickte. „Ja, bis auf einen, den ich brauche. Er versteht sich auf Pferde."

„Nicht nur auf Pferde, denke ich."

„Nein, noch auf vieles andere, besonders auf die Art, ein junges Mädchen zu unterhalten ... Du, es gibt Leute, die in diesem Punkt von ihm lernen könnten!"

„Ich meine," stellte er finster fest, „daß es Menschen geben kann, die in diesem Punkt keine Lehre mehr annehmen, die glauben, daß ihre Fähigkeiten im höflichen Umgang mit Damen ausreichend sind, zumal sie früher als ausreichend befunden wurden."

Bums, da stand der Satz, und er stand da wie aus Granit gemeißelt: nichts schien imstande zu sein, ihn umzuwerfen. Allein Hede rührte nur mit dem kleinen Finger daran, und er fiel um. „Grobian!" sagte sie.

Bums, da lag der Satz, der granitene, und selbst der starke Simon Straßer bemühte sich nicht mehr, seine geborstenen Teile aufzuheben. Der Riese verbeugte sich vielmehr nur und suchte seine Niederlage durch eine saft- und kraftlose Spötterei zu verdecken. „Ich bin nur ein Kleckser," sagte er, „und kein großartiger Kavalier."

„Das merke ich," erwiderte sie, sah, als ob er Luft wäre, durch ihn hindurch, wandte sich dann mit einer schnellen Bewegung um und ging davon. Mit einem Gesicht, das lang und länger, dumm und dümmer wurde, blickte er ihr nach. ‚Ver—,' dachte er, ‚hat die sich aber verändert!'

Zugleich dämmerte ihm die Ahnung, daß er nicht allein ein ausgemachter Dummkopf, sondern auch ein gemeiner Kerl wäre. Hatten sich seine Worte nicht auch gegen jenen Mann gerichtet, der ihm in vornehmer Freigiebigkeit ein sorgenloses Arbeiten ermöglichte?

Simon Straßer spuckte aus, und er tat es mit Gefühl, und er tat es vor sich selbst.

‚Pfui Teufel,' dachte er, ‚Verliebtheit macht einen zum Halunken! Man soll sich nicht verlieben, wenn man kein Geld hat! Man soll arbeiten!'

Und er zündete sich eine seiner vortrefflichen Zigaretten an und betrat das Atelier mit dem festen Vorsatz, keinen Gedanken mehr an das Mädel zu verschwenden, das so plötzlich eine Dame geworden war. Mochte ihr die Wandlung wohl bekommen! Er war und blieb ein Maler, und es war seine Pflicht, das zu beweisen.

Er rauchte und malte und malte und rauchte, und bald war das Atelier in einen Raum verwandelt, das einem Dampfbad glich und in dem es mit nichten nach Rosen duftete und nach Veilchen.

„Mann Gottes," sagte Ludwig Dietel, der, da man sein Klopfen überhört hatte, kurzerhand eingetreten war, „was tun Sie da? Haben Sie den Koller?"

„Warum?" fragte Simon Straßer erstaunt.

„Sie sind zwar an Kraft ein Bär, und Ihre Lungen müssen gut imstande sein, aber ich staune trotzdem, daß Sie hier atmen können," sagte Dietel, ein Fenster aufreißend. „Übrigens habe ich mir gestattet, Ihnen ein paar Schachteln Zigaretten mitzubringen. Man kann sie auch rauchen, aber sie stinken nicht. Ich bürge dafür."

„Soviel?"

„Es sind tausend Stück. Werden Sie acht Tage damit auskommen? Weitere Sendungen sind dringendst bestellt."

„Das ist zuviel," wehrte sich Simon Straßer, „das kann ich nicht annehmen."

„Ich flehe Sie an: weigern Sie sich nicht! Sie ahnen nicht, welch einen großen Gefallen Sie mir damit tun!"

„Wirklich?"

„Auf Ehre," schwor Dietel, und sein Gesicht sah nicht danach aus, als ob er bloß so obenhin redete.

Er warf sich in einen Klubsessel, brannte sich selbst eine Zigarette an und meinte dann: „Wissen Sie, ich finde es erstaunlich. Früher rauchten Sie, um sich die Wartezeit zu verkürzen. Warum rauchen Sie jetzt?"

Straßer zögerte eine Weile, als überlege er, ob er antworten solle. Dann entgegnete er: „Weil ich wütend bin, Herr Dietel."

Digitized by Google

„Über wen wüten Sie sich denn?"
„Über mich."
Ludwig Dietel blickte dem Rauch nach, der in dicken Schwaden zum Fenster hinauszog. „Ja, so sieht das freilich aus. Aber dem Rauch nach, den Sie da entwickelt haben, müssen Sie sehr wütend gewesen sein. Darf man fragen warum?"
„Weil ich dumm bin."
„Hören Sie mal," Dietel lachte, „das Geständnis hab' ich mir auch schon öfters gemacht, nur pflegte ich dann nicht zu rauchen, sondern zu trinken . . . Und warum sind Sie dumm?"
„Weil ich verliebt bin."
Ludwig Dietel schlug sich auf den Schenkel. „Donnerwetter, das war auch bei mir der Fall, wenn ich mich einen Esel schimpfte! . . . Wissen Sie, das ist toll! Es scheint, daß wir verwandte Naturen sind. In einem solchen Falle hilft immer eine Beichte. Wollen Sie sich nicht erleichtern?"
„Nein," lehnte Simon Straßer entschlossen ab, „so weit möchte ich nicht gehen . . ."
„Nicht? Sitzt die Sache so tief?"
„Gar nicht," behauptete Simon Straßer kühl.
„Also 'raus damit," drängte Ludwig Dietel lustig, „wie heißt sie und wer ist sie?"
Simon Straßer sah ihn kurz und durchdringend an. Es lag eine Welt von Vorwürfen in diesem Blick, aber auch eine Welt von Entsagung. Es war unmöglich, jemanden beredter anzusehen. Der eine Blick sprach Bände.
Ludwig Dietel wurde plötzlich rot, senkte verwirrt die Augen und dachte: ‚Ich Kamel!'
Aber schon schien ihm auch dieser Ausdruck nicht kräftig genug, jenen Grad von Schwachsinn zu kennzeichnen, den er da ahnungslos erklommen hatte. Dieser Maler war ja ein Draufgänger, er zögerte nicht, die Dinge beim richtigen Namen zu nennen. Natürlich meinte er Hede. Und natürlich meinte er auch ihn selbst, den er mit der feinen Witterung erwachter Eifersucht nicht mit Unrecht als Gegner erkannt hatte . . .
‚Und ich Heupferd,' lobte sich Ludwig Dietel, ‚bringe noch das Gespräch auf sie und dringe darauf, daß er ihren Namen nenne!'
Er hustete verlegen, schlug zuerst das rechte Bein über das linke, dann das linke über das rechte und machte: „Hm."
Simon Straßer hingegen war nicht minder verlegen, denn er bereute längst den Blick, der mehr verraten hatte, als gut war. Er trat vor das Bild, an dem er gerade arbeitete, und setzte in seiner Verwirrung auf eine saftige grüne Wiese statt gelber blaue Tupfen.
„Esel!" schimpfte er sich.
„Meinen Sie mich?" fragte Dietel.
„Nein, mich."
„Geteilter Schmerz ist halber Schmerz," erklärte Dietel. „Nehmen wir die Einsicht je zur Hälfte auf unsere Schultern. So trägt sie sich leichter."
Davon wollte Simon Straßer nichts wissen, er bestand vielmehr darauf, den Esel ganz für sich in Anspruch zu nehmen.
„Dem möchte ich so ohne weiteres nicht beipflichten," wendete der andere vorsichtig ein. „Zu der Entscheidung, wer von uns beiden der Esel ist, ich oder Sie, oder ob wir es am Ende gar beide sind — zu dieser Entscheidung sind wir, glaub' ich, gar nicht zuständig. Wir müssen sie in andere Hände legen, in berufenere, in die einzig und allein berufenen, glaub' ich — nicht?"
„Das ist nicht mehr nötig," erwiderte Straßer traurig, „das hab' ich schon getan."
„So?"
„Ja, erst vorhin. Und ich hab' eine unzweideutige Antwort bekommen."
„Nun?" fragte Dietel. „Und wie lautete die Antwort?"
„‚Wiederum Esel!' — oder so ungefähr."
Mit einer Lebhaftigkeit, die weniger Glück und geringere Befriedigung verriet, als man nach Lage der Umstände hätte vermuten sollen, warf Ludwig Dietel seine Zigarette zum Fenster hinaus. „Hören Sie," rief er aus, „das ist verdächtig. Wenn das Mädel Sie einen Esel heißt, dann sind Sie dieser Esel bestimmt nicht. Das kenne ich."
„Doch," beharrte Simon Straßer.
„Junger Mann," belehrte ihn Dietel. „Sie haben offenbar noch keine Ahnung von der satanischen Heuchelei, deren die Seele eines jungen verliebten Mädchens fähig ist. Sie ist überreich an Wolfsgruben, eine solche Seele, und immer bereit, den dummen Männern Fallstricke zu legen. Folgen Sie meinem Rat und seien Sie auf Ihrer Hut vor jungen Mädchen! Sie sagen A und meinen doch B. Sie beglücken den einen mit ‚Süßer!' und schimpfen ihn im Innersten doch ‚Dummkopf!', und sie weisen den anderen mit ‚Esel!' ab, während sie in Wirklichkeit damit ‚Halunke!' meinen, was in diesem Falle und in ihrer Sprache soviel wie ‚Süßer!' heißt . . . Ich wollte, Hede hätte mich einen Esel geheißen!"
„Seien Sie beruhigt," versicherte Simon Straßer, indem er voll Wehmut die blauen Blumen in gelbe zu verwandeln suchte, „ich scheide freiwillig aus. Ich gebe das Rennen auf. Ich tu' nicht mehr mit."
„Im Ernst?"
Simon Straßer nickte.
„Seien Sie mir nicht böse," schmeichelte Dietel, „aber dann sind Sie wirklich ein Esel!"
Straßer ließ die Arme hängen und meinte: „Ich zweifle nicht daran."
„Aber ich. Außerdem steht das keineswegs in Ihrem Belieben, ob Sie mittun werden oder nicht. Bilden Sie sich so etwas ja nicht ein."
„Wie, ich sollte nicht zurücktreten können, wenn es mir so paßt?"
„Erstens paßt es Ihnen gar nicht, und zweitens steht es wirklich nicht in Ihrem Belieben, einfach zu kneifen, wenn es Ihnen doch so passen sollte . . . Kennen Sie die alte

Digitized by Google

Geschichte noch nicht? Wenn es in der Liebe dem einen nicht mehr paßt, dann paßt es dem anderen um so besser. Dieser andere läßt dann nicht locker. Versuchen Sie es nur!"

„Das Ganze hat keinen Zweck, es ist aussichtslos."

„Mit einem Male?"

„Ja, mit einem Male. Die Verhältnisse haben sich geändert. Hede ist nicht mehr die, die sie war."

„Ich dächte, sie hätte sich nur zu ihrem Vorteil verändert. Haben Sie sie schon einmal reiten gesehen?"

„Nein," entgegnete Simon Straßer finster, „aber ich habe früher ein Wesentliches dazu beigetragen, daß sie sich in der Stenographie vervollkommt hat!"

„Brrr," machte Dietel. „Ich war der Meinung, daß Sie sich damals lustiger unterhalten hätten."

„Ihr war es damals lustig genug. Freilich, ihre Ansprüche sind inzwischen gestiegen."

„Das pflegt im Leben so zu sein. Ich glaube, daß auch Ihre Ansprüche steigen werden, wenn Sie erst Erfolg gehabt haben. Passen Sie auf: Sie werden selbst noch reiten!"

„Nein," beteuerte Simon Straßer.

„Gleichviel, stenographieren werden Sie dann bestimmt nicht, darauf können Sie Gift nehmen ... Im übrigen: warten wir es ab!"

„Es ist schon entschieden," erklärte Simon Straßer düster. „Sie tun mir direkt einen Gefallen, wenn Sie Hede heiraten."

„So gerne ich Ihnen einen Gefallen tue," wendete Dietel ein, „so ohne weiteres möchte ich Ihnen in dieser Hinsicht doch kein bindendes Versprechen geben ... Darf ich Sie um eine kleine Bedenkzeit bitten, etwa um acht Tage? In acht Tagen nämlich werde ich geschieden."

„Sie können es wohl kaum erwarten?"

„Daß ich geschieden werde? Nein. Aber daß die Entscheidung fällt, das kann ich kaum erwarten ... Es ist ein peinliches Gefühl, wissen Sie, solange zwischen Hangen und Bangen zu schweben. Es ist ein Schrecken ohne Ende. Da ziehe ich mir ein Ende mit Schrecken vor."

„Sie werden sich schnell erholen," meinte Simon Straßer gequält, „wo schon andere darauf warten, Sie zu trösten. Was kann Ihnen groß widerfahren?"

„Eigentlich nicht viel," stimmte ihm Dietel bei. „Meine Zukunft ist durch Vertrag schon fast geregelt. Ich habe es ehrenwörtlich: was immer geschieht, ich erhalte eine Frau ... Ich habe in dieser Angelegenheit mit Hede gewettet."

„Gewet—?"

„Gewettet. Hede ist der Ansicht, daß ich nicht geschieden werde, während ich der gegenteiligen Ansicht bin. Wer recht hat, darauf steht unsere Wette. Erraten Sie den Preis?"

Simon Straßer erriet den Preis nicht.

„Verliere ich, dann erwächst mir daraus die Verpflichtung, Hede so viel an Aussteuer mitzugeben, daß ihr ihr künftiger Mann mühelos ein Reitpferd halten kann. Verliert dagegen sie, dann — —"

„Dann?"

„— — dann erwächst Hede daraus die Pflicht, jeden Mann blind zum Gatten zu nehmen, den ich ihr bestimme — ohne Widerrede, selbst wenn ich dieser Mann wäre!"

Simon Straßer hatte einen tief roten Kopf und gab seiner Empörung durch den Ausruf Ausdruck: „So etwas ist frivol!"

Dietel lachte. „Was ist frivol? Daß mich Hede unbesehen zum Mann nehmen muß?"

Der Maler fuhr wild mit Pinsel und Palette in den Händen in der Luft herum. „Diese — diese — ganze Wette ist frivol! Ich finde keinen anderen Ausdruck!"

„Bitte, suchen Sie nicht erst lange," begütigte ihn Dietel und setzte eine neue Zigarette in Brand, „es lohnt sich nicht."

„Es ist der Gipfel," murmelte Straßer.

„Ja, aber er ist noch nicht erklommen," meinte Dietel, den Zigarettenrauch schräg vor sich in die Luft blasend, „denn nach längerem Nachdenken habe ich gefunden, daß die Sache noch einen Haken hat."

„Hat sie?"

„Man kann nie vorsichtig genug sein, wenn man mit Frauen Wetten abschließt, denn am Ende ist man immer der Dumme. Wer zum Beispiel bürgt mir dafür, daß Hede ihr Wort hält?"

„Sie wird es gern genug halten!"

„Ich bin durch mein Ehrenwort fest gebunden," erklärte Dietel, „und sein Ehrenwort hält ein Mann auf jeden Fall. Aber eine Frau? Gar ein Mädchen? Hat ein Mädchen überhaupt das, was wir ein Ehrenwort nennen? Und ist ein Mädchen verpflichtet, dieses Ehrenwort unter allen Umständen zu halten ... Wie denken Sie darüber?"

Bei dieser Frage legte Straßer den nassen Pinsel an die Nase, um nachzudenken. Der Fall schien für ihn an Bedeutung gewonnen zu haben. Und sein Nachdenken blieb nicht ohne Früchte. Die erste Frucht war ein gelber Fleck an der Nasenspitze. Die zweite Frucht war ein Gedanke.

„Meiner Ansicht nach ist ein Mädchen in diesem Fall nicht verpflichtet, sein Wort zu halten," entschied er mit Nachdruck, „und es vergibt seiner Ehre nichts, wenn es sein Wort bricht!"

„Das ist Ihre aufrichtige Überzeugung?"

„Unbedingt."

„Aber erlauben Sie," wandte Dietel ein, „wo bleiben dann bei dieser Wette meine Aussichten —?"

⁂

Ich flehe dich an: Komm!

Daß die Vorteile allein auf ihrer Seite seien, das wußte Hede schon längst, und sie stützte sich dabei nicht einmal auf die Möglichkeit oder Notwendigkeit, ihr gegebenes Wort zu brechen. Sie wußte, daß sie nie in die Lage kommen würde, ihr Wort einzulösen,

Digitized by Google

ganz einfach deshalb, weil es todsicher war, daß Ludwig seine Wette verlor.

Gewiß, es schmeichelte ihr, daß Ludwig ihr den Hof machte, aber darüber, wen dieser ehemalige flotte Kavalier und nunmehrige angehende tüchtige, zuverlässige Landwirt in Wahrheit liebte, gab sie sich keinem Wahne hin.

Sie war es bestimmt nicht. Und damit es die, die es war, auch erführe (wenn sie es nicht längst schon wußte), war es gut, wenn man es ihr mitteilte. So verging denn kein Tag, an dem Hede an Judith nicht mindestens einen Brief losgelassen hätte.

Diese Briefe waren ein nicht schreiender, nein, brüllender Beweis für die Behauptung Ludwigs, daß das Herz eines jungen verliebten Mädchens voll satanischer Heuchelei sei. Sie entwarfen von Dietel ein Bild, das selbst eine Schwiegermutter gerührt hätte, geschweige eine Frau, von der für Hede feststand, daß sie in aller Heimlichkeit um ihren fernen Gatten blutige Tränen vergoß.

Woher Hede diese Wissenschaft kam? Von zahlreichen Stunden vertraulichster Aussprache zwischen ihr und ihrer Kusine, von denen wiederum Ludwig nichts ahnte, der damals, während zwei Frauen über ihn zu Gericht saßen und klagten, an Orten geweilt hatte, an denen andere Frauen ganz bestimmt nicht über ihn zu Gericht gesessen und über ihn geklagt hatten.

Hede erinnerte sich jetzt dieser Aussprachen und nützte mit Vorteil das, was ihr damals kund geworden war. Besonders ein Geständnis Judiths haftete noch lebhaft in ihrem Gedächtnis, Wort für Wort, mit allen Betonungen und Farben. Sie konnte es frei aus der Erinnerung rezitieren, und sie tat es auch.

Es war so gewesen: „Ich verstehe das nicht," hatte Hede gesagt, „kann man einen Mann, der sich so benimmt, noch lieben?"

„Nein, das verstehst du nicht," hatte Judith erwidert. „Man kann nicht nur, man muß."

„Man muß?"

„Man will nicht, man sträubt sich, man möchte ihn hassen. Und man glaubt sich auch schon auf dem besten Wege zu diesem Haß, den man in sich wachsen fühlt, solange der Mann, dem er gilt, nicht da ist. Aber dann kommt er wieder zurück, dieser Schurke, den man zu verabscheuen glaubte, tut so, als ob nichts geschehen wäre, und man wird schwach und sieht ein, daß das gar kein Haß gewesen ist, was einen bewegt hat, sondern — —"

„Sondern?"

„Sehnsucht!"

„Pfui, das ist Schwäche!"

„Nein, das ist Stärke. Und diese Stärke haben nur wir Frauen. Nur wir können so stark lieben und immer wieder vom neuen verzeihen."

„Du willst ihm also wieder verzeihen?"

„Ich will nicht, aber ich muß . . ." —

‚So wird es auch jetzt noch sein,' dachte Hede, ‚sie wird zwar nicht wollen, aber sie wird müssen!"

Und sie tat alles, was in ihren Kräften stand, der fernen Liebenden dieses Muß zu versüßen, und schreckte in dem Bestreben, eine Versöhnung herbeizuführen, auch vor faustdicken Lügen nicht zurück. Ludwig Dietel wäre schamrot geworden, hätte er das Bild zu Gesicht bekommen, das Hede in ihren Briefen an Judith von ihm entwarf.

Dies war glücklicherweise nicht der Fall, und so kam es, daß seine Frau, während er seine junge Gutsbesitzerherrlichkeit in vollen Zügen genoß, aus den Briefen ihrer Kusine von ihm den Eindruck eines trostlos schwermütigen Menschen empfing, der sich, einer dumpfen Verzweiflung hingegeben, in seinem Zimmer einschloß, nur noch widerwillig Nahrung zu sich nahm und als ein wortkarger Grübler jeden Verkehr mit Menschen mied.

Hede fand sehr schöne Worte, die ebensoviel Gefühlstiefe wie Vorstellungskraft verrieten und die sich, um nur ja eine sichere und nachdrückliche Wirkung zu erzielen, sogar soweit verstiegen, traurige Möglichkeiten an die Wand zu malen. Es sei ganz unverkennbar, schrieb sie, daß Vetter Ludwig von Tag zu Tag fahler werde, seine Augen seien umschleiert, seine Wangen eingefallen, sein Gang habe etwas Schleppendes und seine Stimme klinge hohl. Er bemühe sich zwar, seinen Zustand zu verbergen, der trockene Husten aber, der ihn beutle, rede eine Sprache, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lasse. Trotzdem lehne er einen Arzt schroff ab.

Das alles war nicht mit voller Deutlichkeit gesagt, sondern mehr angedeutet. Und zwischen den Zeilen, die sich bemühten, das Bild eines seelisch und körperlich schwer Leidenden mit recht dicken Linien zu zeichnen, tauchte immer wieder der versteckte Vorwurf auf, daß es wenig christlich sei, jemandem, den man einmal lieb gehabt habe, die Hilfe gerade dann zu versagen, wenn er ihrer am nötigsten bedürfe. Einen Menschen, von dem man nicht wissen könne, ob er bald das Zeitliche segnen werde, lasse man nicht einfach im Stich, am wenigsten dann, wenn man seine ihm vor Gott und den Menschen angetraute Frau sei . . .

Auf diese Briefe ging zunächst gar keine Antwort ein, so daß Hede es schon ein wenig mit der Angst zu tun bekam und sich bang fragte, ob sie am Ende nicht eine Dummheit begangen habe.

Aus diesen Zweifeln erlöste sie nach drei Tagen ein Telegramm. Es stammte von Judith, war dringend, hatte bezahlte Rückantwort und lautete: „Bin sehr beunruhigt. Drahtet, ob es schlimm ist."

Hede atmete auf und telegraphierte sofort zurück: „Kleine Besserung im körperlichen Befinden. Gemütszustand nach wie vor besorgniserregend. Brief folgt."

Dieser Brief, der folgte, war ein Meisterstück, auf den sich Hede mancherlei einbilden konnte, was sie auch keineswegs verabsäumte. Er trat scheinbar den Rückzug an, wo er

Digitized by Google

doch in Wirklichkeit seine Angriffe noch verstärkte. Er war ein strategisches Manöver ersten Ranges, der das Ziel verfolgte, den Feind einzukreisen, ihm jeden Rückzug abzuschneiden, ihn unter konzentrisches Feuer zu nehmen und ihn so auf das Haupt zu schlagen, mit Waffen, die in den verschiedensten Arsenalen geschmiedet waren. Die Hauptwaffe freilich blieben die Bomben, die mit Gefühl geladen waren, mit einem Gefühl, dessen Sprengkraft so stark war, daß auch der härteste Panzer, der um ein Frauenherz lag, mit Leichtigkeit zerstört wurde.

Hede sah plötzlich davon ab, auf das Krankheitsbild des angeblich auch körperlich Leidenden einzugehen und beschäftigte sich um so eifriger mit dem Gemütszustand des verlassenen Gatten, der bereute. Diesem Gemütszustand widmete sie acht eng beschriebene Seiten. Diese Seiten waren von einem zitternden Mitleid durchwärmt, aus dem sich da und dort die Flammen einer heißen Empörung züngelnd emporschlängelten. Das Mitleid galt dem Kranken, die Empörung der Krankenpflegerin, die nicht da war. Denn nur eine Pflegerin gab es, die den Kranken wieder gesund machen konnte, da dieser jede andere starrsinnig zurückwies. Und höchste Gefahr war im Verzuge.

Auf diesen Brief traf postwendend Antwort ein. Der Zufall wollte es, daß der Bote Hede die Antwort gerade übergab, als Dietel zugegen war. Die Hast, mit der Hede das Schreiben schnell verschwinden ließ, fiel ihm auf, und er fragte deshalb: „Mit wem korrespondierst du denn da, Hede?“

Statt aller Antwort zeigte sie ihm stumm den Briefumschlag.

„Mit meiner Frau?“ rief er verwundert aus. „Erlaube, wie kommst du denn dazu?“

„Es ist traurig,“ erwiderte sie angriffsbereit, „daß sich ein Mann um seine kranke Frau nicht selbst kümmert!“

„Meine Frau ist krank?“

„Kränker, als du vermuten kannst,“ erwiderte sie. „Schäme dich!“

„Krank?“ murmelte er, und es war unverkennbar, daß eine offene Freude auf seinem Gesicht aufleuchtete.

„Freust du dich vielleicht noch dessen?“ warf sie ihm ihre helle Empörung ins Gesicht. „Wie?“

„Ja,“ erwiderte er kurz und wendete sich zum Gehen.

Sie war sprachlos. Er dagegen pfiff lustig vor sich hin und dachte: ‚Diese Krankheit wenige Tage vor dem Termin ist mehr als verdächtig. Es ist wohl am besten, wenn ich mich auch krank melde.‘

Und er drehte sich um und rief: „Hede!“

„Ja?“

„Wirst du meiner Frau antworten?“

„Selbstverständlich.“

„Dann grüße sie von mir und melde ihr, daß ich gleichfalls krank sei. Sehr krank, todkrank. Ich läge im Bett und würde vor Ablauf von acht Tagen bestimmt nicht aufstehen.“

„Du?“ rief sie in höchster Verblüffung.

„Ja,“ erwiderte er und ging pfeifend weiter.

‚Wie roh doch die Männer sind!‘ dachte Hede und eilte fort, um an einem versteckten Platz im Park den empfangenen Brief zu öffnen.

Sein Inhalt übertraf ihre kühnsten Erwartungen. Nie und nimmer habe sie geglaubt, schrieb Judith, daß es mit der Krankheit ihres Mannes eine so ernste Bewandtnis habe. Nun aber, nach den letzten Nachrichten, für die sie Hede danke, dürfe sie nicht länger daran zweifeln. Es liege ihr auch fern, Ludwig, wenn er in Bedrängnis sei, im Stich zu lassen. Hede möge ihn das vorsichtig wissen lassen. Sie sei sogar, wenn ihr Mann sie rufe, bereit, nach Blichow zu kommen, um alles zu tun, was in ihren Kräften liege, ihn gesund zu pflegen. Was ihre Pflicht sei, wisse sie durchaus.

Hede schrie vor Vergnügen laut auf. Den Brief wie eine erbeutete Trophäe in die Höhe haltend, tanzte sie um den dicken Stamm einer alten Eiche herum, so daß ein jeder, der sie etwa so gesehen hätte, zweifellos hätte vermuten müssen, daß sie verrückt sei.

Da wurde sie dessen gewahr, daß der Brief auch eine Nachschrift habe.

‚Vielleicht,‘ schrieb Judith höchst geheimnisvoll, ‚hebt es den gedrückten Gemütszustand des Kranken einigermaßen, wenn Du ihn wissen läßt, daß auch ich krank bin, zu Bett liege und vor Ablauf von acht Tagen ganz bestimmt nicht aufstehen werde.‘

‚Das ist der Gipfel,‘ dachte Hede und schlug sich mit dem Brief an die Stirn. ‚Sie schreibt genau das, was er mir eben gesagt hat! Was steckt da dahinter?‘

„So vertieft?“ überraschte sie die Stimme eines Menschen, der ganz plötzlich hinter dem dicken Eichenstamm hervortrat.

„Gott, Simon, hast du mich aber erschreckt!“ sagte Hede, den Brief rasch verbergend.

„Man erschreckt nur die, die ein schlechtes Gewissen haben,“ verkündete er frostig.

„Du täuschest dich,“ erwiderte sie hochmütig, „ich habe kein schlechtes Gewissen.“

„Warum hast du es dann so ängstlich damit, Papiere verschwinden zu lassen?“

„Papiere? Es war ein Brief.“

„Von wem?“

„Bin ich dir darüber Rechenschaft schuldig?“

„Nein,“ gab er hoheitsvoll zurück, „nicht mehr.“

„Nicht mehr?“ Sie lachte. „Du bist spaßig. Bin ich dir diese Rechenschaft schon einmal schuldig gewesen?“

„Es gab einmal eine solche Zeit,“ erklärte er mit einer Stimme, die in Eis getaucht schien, „es ist noch gar nicht solange her.“

„Die Zeiten ändern sich,“ erwiderte sie verträumt. „Gott sei Dank.“

„Und die Menschen mit den Zeiten,“ gab er ihr recht. „Leider Gottes.“

„Leider Gottes,“ bestätigte sie, „man merkt das am besten an dir!“

Digitized by Google

Morgengesellschaft. Gemälde von Daniel Chodowiecki. (Im Besitz von Fräulein Lucy Du Bois-Reymond in Potsdam)

Digitized by Google

„Und an dir," stellte er streng fest. „Es ist unglaublich, wie sehr du dich verändert hast."

„Dasselbe sage ich mir täglich von dir. Daß du höflich und ritterlich seist, konnte man ja nie von dir behaupten. Aber du warst immerhin nie grob."

„Und dein Leichtsinn, obwohl er schon immer da war, artete früher nie in Frivolität aus."

„Du, das ist stark. Ich soll frivol sein? Bitte, nimm das zurück!"

„Ich denke gar nicht daran," lehnte er stolz ab. „Aber ich bin natürlich bereit, meine Anschuldigung zu beweisen."

„Das dürfte dir schwer fallen, denk' ich."

Er seufzte. „Ich wollte, es täte das. Aber du machst mir den Beweis nur zu leicht... Ich sage dir nur eines: du hast gewettet!"

„Gewettet?" fragte sie verblüfft.

„Du bist mit Dietel eine Wette darüber eingegangen, ob er geschieden werden würde oder nicht. Das ist an sich schon eine Frivolität, die ich dir nie zugetraut hätte. Aber nicht genug damit, hast du dem Ganzen noch dadurch die Krone aufgesetzt, daß du dich selbst als Preis für diese Wette anbotest... Wie soll man so etwas nennen?"

„Gescheit!"

„Ich nenne es — anders..."

„Ich werde ja die Wette gewinnen," wendete sie ein.

„Du wirst sie verlieren," prophezeite er.

„Und wenn auch — muß ich denn mein Wort halten?!"

„Du mußt," entschied er düster, „du hast dein Ehrenwort gegeben!"

Ihre Lippen formten sich zu einem Bogen tiefer Geringschätzung. „Mein Ehrenwort? Gilt das für mich?"

„Ein jeder anständige Mensch hält sein Wort... Ich hoffe, daß du dich noch zu den anständigen Menschen rechnest!"

„Dann bin ich also verpflichtet, Ludwig zu heiraten, wenn ich verliere?"

„Es geschähe dir schon recht," meinte er im Brustton tiefster Überzeugung.

Sie sah ihn gerührt an und hielt ihm die Hand hin. „Ich danke dir, Simon! Soviel Edelmut hätte ich von dir gar nicht erwartet!"

Er übersah die dargebotene Hand und fragte verwirrt: „Wie?"

„Nun, werde ich nicht reich, wenn Ludwig mein Mann wird?... Simon, Simon — reich! Du, das ist mein Wunsch! .. Simon, ich bezahle dir dann sofort das Bild, das du von mir gemacht hast! Was soll es kosten? Du brauchst nicht billig sein —„

Er verbeugte sich förmlich und lehnte den Vorschlag eisig ab. „Ich danke. Das Bild ist unverkäuflich. Ich werde es verbrennen."

„Du, das solltest du nicht tun. Du hast einmal sehr viel von dem Bild gehalten..."

„Aber noch mehr von der, die es darstellt. Leider habe ich mich getäuscht."

„Also fort mit Schaden!" rief sie, hielt ihm die Faust unter die Nase und verschwand. —

Er blieb zurück, zog zwei Zigaretten aus der Tasche und betrachtete sie. Die eine kostete zwei und einen halben Pfennig und war schlecht, die andere kostete gar nichts und war gut. Er schwankte lange. Aber dann zerknüllte er die gute in der Faust und warf sie mit jener Verachtung, die einem aufrechten Mann zukommt, weit von sich, um sich die schlechte mit jener Befriedigung anzuzünden, die eine jede heroische Tat auslöst.

Und dann warf er sich ins Gras, schloß die Augen und träumte — träumte von Zeiten, die unwiederbringlich dahin waren — dahin...

In dieser Lage fand ihn nach einer reichlichen Stunde Dietel, der an seine Schulter tippte und meldete: „Denken Sie, lieber Straßer, ich hab' Nachricht von meiner Frau!"

„Gute?"

„Glänzende — ich fiebere vor lauter Glück!"

Es wird immer eine natürliche Feindschaft bestehen zwischen zwei Menschen, von denen der eine vor Glück fiebert, während der andere vor Leid fröstelt. Simon Straßer war dieser andere, und er sah deshalb nicht ein, weshalb er seiner mürrischen Miene einen Schuß von Beglücktheit geben solle.

Er zog vielmehr ein saures Gesicht und fragte: „Geht alles glatt?"

„Ganz glatt. Meine Frau ist plötzlich krank geworden. Ich hoffe zuversichtlich, daß sie vor Ablauf von acht Tagen nicht das Bett verlassen wird."

„Und das freut Sie so?" fragte Straßer, der nicht recht wußte, was er mit dieser Mitteilung anfangen solle.

„Ich bin im Tiefsten beglückt! Ja, ich kann sagen, daß mich selten eine Botschaft so freudig überrascht hat."

„Ich finde es wenig menschenfreundlich," knurrte der Maler, „einer Frau eine Krankheit zu gönnen, und wenn es auch die eigene Frau ist, mit der man in Scheidung liegt."

„Wenn das auch wenig menschenfreundlich sein mag — ich gönne die Krankheit meiner Frau dennoch von ganzem Herzen!"

„Hassen Sie Ihre Frau so sehr?" fragte Straßer, indem er Dietel unter finster zusammengezogenen Brauen bös anblickte.

„Erlassen Sie es mir, bitte, Ihnen auf diese Frage eine glatte Antwort zu geben," wich Dietel aus. „Meine Gefühle sind jedenfalls so, daß ich meiner Frau im gegenwärtigen Augenblick nichts sehnlicher wünsche als eine Krankheit."

„Dann wünsche ich Ihnen das gleiche," zischte Straßer, den plötzlich, er wußte gar nicht, warum, eine grenzenlose Wut packte.

Dietel nickte ihm unter einem begütigenden Lächeln zu. „Sie sind sehr liebenswürdig. Ihr Wunsch wird sich auch erfüllen. In drei Tagen hoffe ich so krank zu sein, daß selbst unser Kreisarzt sich nicht weigern wird, mir über meinen besorgniserregenden Zustand ein Zeugnis auszustellen."

Digitized by Google

„Ich verstehe Sie nicht," murmelte Simon Straßer, dem mit einem Male zumute war, als drehe sich ein Mühlrad in seinem Kopf herum. „Ich verstehe überhaupt nichts und niemanden mehr, weder Sie, noch mich selbst, noch Hede, noch die ganze Welt ..."

„Nur Geduld, das Verständnis wird noch kommen."

„Ich verzichte. Ich hab' es satt. Ich reise ab."

„Das werden Sie nicht. Sie dürfen es auch gar nicht. Sie sind durch einen übernommenen Auftrag fest gebunden. Sie haben noch ein Bild von mir zu malen."

„Erlassen Sie es mir," bettelte Simon Straßer mit Inbrunst.

„Es tut mir leid. Ich bestehe unbedingt darauf, daß Sie mich malen."

„Ein anderer wird es besser machen ..."

„Ich habe Ihr Wort und bestehe darauf, daß Sie es halten. Von übermorgen an bin ich krank. Aber ich werde bald wieder gesund sein. Sobald ich es bin, beginnen wir sofort mit den Sitzungen."

„Aber Sie sind doch gar nicht krank!"

„Das können Sie nicht wissen," seufzte Dietel. „Ich fühle mich sehr elend."

Simon Straßer seufzte gleichfalls. „Ich auch," schloß er sich an.

„Sehen Sie, lieber Straßer," wandte sich Dietel mit einem eindringlichen Zwinkern der Augen an ihn. „Sie werden schon noch darauf kommen. Die Krankheit, die uns alle erwischt, liegt hier in der Luft."

„Ja, und ein Luftwechsel tut mir deshalb not," beharrte Simon Straßer.

„Uns tut ein Arzt not," verbesserte ihn Dietel, „aber ein weiblicher, der uns anstatt der bitteren Pillen einmal süße verabreicht ... Ich habe mir diesen Arzt schon verschrieben."

„Weibliche Ärzte sind habsüchtiger als männliche," sagte Straßer finster und ballte die Fäuste in der Tasche, „sie wollen viel Geld. Sie können sich das leisten, Sie sind reich. Ich nicht, denn ich bin arm."

„Da kennen Sie die weiblichen Ärzte schlecht," widersprach Dietel, „sie sind für Geld nicht zu haben, wenn sie etwas taugen ... Ich hab' das erfahren."

„Ich habe das Gegenteil erfahren ..."

„Sie sind ein Starrkopf und haben Scheuklappen vor den Augen," sagte Dietel mit leisem Spott, indem er sich zum Gehen wandte, „aber man wird Ihnen die Scheuklappen schon lösen ... Im übrigen bleibt es dabei: Sie bleiben hier!"

„Das kann ich nicht versprechen!" rief ihm Simon Straßer nach.

Aber Dietel hörte das schon nicht mehr, er war hinter dem dichten Gebüsch verschwunden. Er war so aufgeregt, wie es ein Mann nur sein kann, der gehört hat, daß die Frau, die er liebt, krank geworden ist. Er zitterte geradezu vor Freude.

Mit nicht geringerer Freude dachte er auch an seine Kusine und an die Wette, die er mit ihr abgeschlossen hatte. Wahrhaftig, es machte fast den Eindruck, als ob seine Aussichten, diese Wette zu gewinnen, immer schlechtere würden. Und auch das erfüllte ihn mit unsäglicher Genugtuung, so daß er sich vergnügt die Hände rieb und dachte: ‚Diese prächtige Hede — ich glaube, sie zettelt hinter meinem Rücken eine Verschwörung an ...!'

Es dämmerte schon, und er ging zum Schloß hinüber, in dessen Erdgeschoß zwei Fenster hell erleuchtet waren. Das eine Fenster davon stand offen. Er schlich zu ihm hin, machte einen langen Hals und rief mit halblauter Stimme: „Hede, was schreibst du denn da?"

Das junge Mädchen drinnen unterdrückte einen leisen Schrei. „Vetter, du?"

„Ja, ich. Ich möchte gern wissen, was du da schreibst. Dem vielen Papier nach muß es ein sehr langer Brief sein."

„Das ist es auch," klagte sie. Und das alles wegen deiner! ... Eigentlich solltest du mir helfen!"

„Sollte ich das?"

„Es wäre deine Pflicht!"

„Es ist nur die Frage, ob dir meine Hilfe auch von Nutzen wäre?"

„Sehr," beteuerte sie. „Du könntest mit drei Zeilen viel mehr erreichen als ich mit zehn Bogen ... Willst du sie schreiben, diese drei Zeilen?"

„Es kommt mir nicht darauf an," meinte er nachlässig.

Sie schnellte zum Fenster hinüber. „Hier hast du Papier und hier einen Bleistift: schreibe, was ich dir diktiere!"

„Nun?"

„Schreibe: ‚Teuerste Judith!' ... Hast du?"

„‚Teuerste, liebste Judith!'" sagte er, „ja ..."

„‚Ich bin krank ...' — Hast du?"

„‚Ich bin sehr schwer krank,'" wiederholte er, „weiter ..."

„‚... und es gibt, wenn ich wieder der alte und fröhliche Mensch werden soll, nur ein Mittel ...' — Hast du?"

„‚... und es gibt, wenn ich zwar nicht mehr der alte, aber der um so fröhlichere Mensch werden soll, nur ein einziges Mittel ...'"

„‚... nur ein einziges Mittel: Du mußt zu mir kommen!'"

„‚... nur ein allereinzigstes Mittel: Du mußt zu mir kommen!'"

„‚Ich bitte Dich also: komm!'"

„‚Ich flehe Dich also an: komm!'"

„Hast du's?"

„Ja."

„Unterschreib noch!"

„Hier," sagte er und reichte ihr das Papier durch das Fenster.

„Ich danke dir!" Sie lachte. „Du kannst jetzt gehen ..."

Und er ging ...

Digitized by Google

der Geltung verschaffende Rahmen.

Der sechsundzwanzigste Juni brach an, und es war sonderbar: die Sonne stand an diesem Tage genau so heiter und strahlend am Himmel, als wüßte sie gar nicht, daß in der Scheidungsklage der Frau Judith Dietel, geborene von Reick, gegen ihren Gatten heute der letzte Versöhnungstermin für elf Uhr vormittags anberaumt worden sei.

Die alte Freifrau von Reick fand das wenig rücksichtsvoll von der Sonne. Sie hätte gewünscht, daß die Allerwärmerin an diesem Morgen, um ihrem Mißfallen an einem nichtswürdigen Ehemann Ausdruck zu geben, einen dichten Schleier von grauen Wolken vor ihr Antlitz gezogen hätte.

So aber lachte die große gelbe Scheibe am Himmel, so daß man fast den Eindruck bekommen konnte, sie freue sich. Frau von Reick fand eine solche Freude wenig am Platze und recht gewöhnlich. Leute mit gering entwickeltem Feingefühl konnten der Meinung sein, daß die Sonne aus Schadenfreude darüber lache, daß eine hinsichtlich ihres Vermögens zwar gutgestellte, aber keineswegs reiche Oberstleutnantswitwe einen millionenschweren Schwiegersohn verlor.

Hier seufzte die stolze Dame, und sie trat mit diesem Seufzer in den Garten hinaus, um hier noch vor dem Frühstück, das sie nachher mit ihrer Tochter vereinte, einen inneren Kampf auszufechten.

Vier Millionen waren immerhin vier Millionen, und von einer Tochter, die einmal geschieden war, fiel immer auch ein Schatten auf die Mutter zurück. Ging es am Ende doch an, daß man in dieser Sache, die, wie jede andere, zwei Seiten hatte: eine helle und eine dunkle — ging es an, daß man in dieser Sache nachgab?

Zugunsten des Mannes, der natürlich trotzdem verabscheuungswürdig blieb, sprach nicht allein das viele Geld, mit dem der blinde Zufall ihn bedacht hatte, sondern auch die Tatsache, daß er bereute und nachdrücklichst Besserung versprach.

Allein wie oft hatte er diese Besserung nicht schon versprochen?

Ja, das war es: er hielt nicht Wort. Und vor einem Mann, der nicht Wort hielt, würde der verstorbene Oberstleutnant von Reick sich nur mit Verachtung abgewendet haben.

Und er wäre es auch gewesen, der gerade die unerwartete und unverdiente Mehrung des Vermögens dieses Windbeutels als ein unüberwindliches Hindernis für eine Versöhnung betrachtet hätte. Einem Leichtsinnigen, der hilflos seine Verzeihung und seinen Beistand erfleht hätte, würde er zur Not die Hand gereicht, einem Nichtswürdigen aber, der auf seinen Geldsack pochen konnte, unweigerlich die Tür gewiesen haben.

Hier seufzte die stolze Dame, die das Andenken ihres verstorbenen Gatten hochhielt, zum zweiten Male, denn sie sah ein, daß es einem zuweilen recht schwer werden konnte, seinem Stolz nichts zu vergeben.

Allein sie war aus gutem und echtem Holze und die Schwere einer Aufgabe machte ihren Nacken nur noch steifer. Und so kam sie zu dem Resultat, daß es doch nicht anginge, in einer Sache nachzugeben, in der die Ehre mit im Spiele war.

Nein, diese unglückselige Ehe ihrer noch unglückseligeren Tochter mußte geschieden werden, den plötzlich aufgetauchten Millionen zum Trotz, ja, gerade wegen dieser Millionen!

Sie kniff also die Lippen fest zusammen, brach eine Rose vom Strauch und begab sich ins Haus, wo das Mädchen schon den Frühstückstisch gedeckt hatte. „Guten Morgen, liebes Kind," begrüßte sie ihre Tochter besonders liebenswürdig, „wie fühlst du dich?"

„Schlecht, Mama," erwiderte Judith.

„Du siehst recht blaß aus, und ich begreife das. Es ist nun einmal kein Vergnügen, einen Schritt zu tun, wie du ihn heute vorhast."

„Mama, bestehst du darauf?"

„Ja, bist du denn noch unschlüssig?" sagte die Mutter streng, leicht gereizt von dem dumpfen Widerspruch, den sie spürte.

„Ich fühle mich krank, und ich möchte gern, daß der Termin vertagt würde."

„Ich habe dir schon gestern gesagt," widersprach Frau von Reick lebhaft, „daß es gar nicht nötig ist, daß du dich selbst zu Gericht bemühst. Ich fahre an deiner Stelle zu deinem Anwalt und veranlasse alles, was nötig ist."

Judith schüttelte den Kopf. „Nein, das besorge ich lieber selbst ... Aber könnte man denn nicht — —?"

„Was?"

„Ludwig hat mich neuerdings gebeten ..."

„Schweig! Nenne mir nicht diesen Namen!"

„Er ist krank ..."

„Das kennt man!"

„Ich weiß es aus zuverlässiger Quelle: es soll nicht zum Besten um ihn stehen ... Und ich bin immerhin seine Frau!"

„Gewesen ... Schon binnen kurzem wirst du seine Frau nur gewesen sein! ... Hier, nimm Tee!"

„Ich danke."

„Magst du Schinken?"

„Danke, nein."

Frau von Reick mochte Schinken, und sie aß ihn mit sichtlichem Appetit. Auch zwei Eier löffelte sie aus und eine große Scheibe Schwarzbrot bestrich sie dick mit Butter. Sie brauchte Kraft. „Iß tüchtig," ermahnte sie ihre Tochter, „das macht dir Mut! ... Wann ist der Termin?"

„Um elf, Mama."

„Ich denke, da mußt du dich beeilen," drängte Frau von Reick. „Zumal da du zuvor noch zu deinem Anwalt mußt."

„Ich bin fertig," sagte Judith in entschlossenem Tone.

Gleichzeitig erhob sie sich, um sich zum Ausgehen fertigzumachen.

„Soll ich dich ein Stück Weges begleiten, liebes Kind?" fragte Frau von Reick.

Digitized by Google

„Lieber nicht," lehnte Judith sanft ab, „ich möchte gern allein sein."

Die Mutter küßte sie auf die Stirn und tätschelte ihre Wange. „Nur Mut. Du bist noch jung. Du wirst alles bald vergessen ... Wozu nimmst du die Tasche mit?"

„Es sind Akten darin," log Judith. Und in einer plötzlichen Aufwallung übergroßer Zärtlichkeit küßte Judith die Mutter mehrere Male, umarmte sie heftig und drückte ihr die Hand. „Auf Wiedersehen! Und verzeih mir!"

Auf dem Wege zur Bahnstation hatte Judith mit sonderbaren Gefühlen zu kämpfen, mit Schuldgefühlen, die als solche anzuerkennen sich ein Etwas in ihr sträubte.

Dieses Etwas in ihrem Herzen machte ihr Kopfzerbrechen. Sprach da wirklich die gerechte ‚letzte Instanz', in deren Hände sie, wie sie es getan hatte, die endgültige Entscheidung in ihrer Sache legen durfte? Ihre Mutter hätte zweifellos gesagt: nein!, während sie selbst die Frage bejahte. Wer hatte recht?

Sie löste einen Fahrschein zweiter Klasse nach Berlin und bestieg die Stadtbahn. Glücklicherweise bekam sie ein Abteil für sich allein. Der Zug fuhr eine reichliche Stunde. Da hatte sie noch Zeit, ein letztes Mal nachzudenken — gründlich nachzudenken ...

Leider hatte sie kein Glück. Schon in Friedrichshagen stieg ein Offizier ein, der sie kannte. Er begrüßte sie mit jener leisen zurückhaltenden Höflichkeit, die sie, seit ihr Scheidungsprozeß bekannt geworden war, schon des öfteren zu kosten bekommen hatte.

Heute freilich war dieser Höflichkeit noch ein Zug neugierigen Respekts beigemischt, der zweifellos der Millionenerbschaft ihres Mannes galt, die sich natürlich noch schneller herumgesprochen hatte als der Scheidungsprozeß. Und die Neugier der Leute tat nun überall stumm die Frage: ‚Wagst du es noch, auf der Scheidung zu bestehen?'

Man sprach über gleichgültige Dinge, und Judith gab gequälte Antworten.

Plötzlich aber schien sich der Offizier nicht mehr beherrschen zu können, denn er fragte geradeheraus: „Und Ihr Gatte, gnädige Frau?"

„Er ist wohlauf," antwortete sie tapfer, „es geht ihm gut."

Der Offizier lächelte. „Das kann man sich denken — bei dem plötzlichen Reichtum ... übrigens, alle Welt gönnt ihm die Erbschaft!"

„Ja," bemerkte Judith fast hastig, „und alle Welt kümmert sich mit einem Male um ihn!"

„Es ging ihm zuvor wohl nicht zum besten?"

„Im Gegenteil, es ging ihm schlecht."

Der Offizier zuckte mit den Schultern. „Was wollen Sie, Gnädigste, das ist der Welt Lauf: nur der gilt heute, wer den Rahmen hat, sich geltend zu machen."

Sie sah ihm gleichgültig nach, während er auf dem Schlesischen Bahnhof ausstieg, und doch hatten sie seine Worte stärker berührt, als sie zugeben mochte.

Urteilte die Welt wirklich nur nach dem Rahmen, den man hatte? Und welchen Rahmen hatte sie als geschiedene Frau?

Mit viel Bitterkeit im Herzen und von dem heftigen Verlangen nach einem starken Arm, auf den sie sich stützen könnte, erfüllt, verließ sie auf dem Bahnhof Friedrichstraße die Stadtbahn und nahm eine Droschke, um zu ihrem Anwalt zu fahren.

Ja richtig, hatte sie sich nicht vorgenommen, noch einmal nachzudenken — gründlich nachzudenken?

Der Lärm der Straße, der sie umtobte, hemmte indessen alle ihre Gedanken, verstrickte sie untereinander zu einem dicken Knoten, der nicht mehr entwirrbar schien.

Und wieder fiel sie das Verlangen an, einen Menschen zu haben, der ihr die Last alles Nachdenkens abnahm, der für sie dachte und handelte, der sie in seine Arme nahm und trug — trug immerzu, durch das ganze Leben, so daß sie beruhigt die Augen schließen konnte und sich nicht mehr mit der Vorstellung abzuquälen brauchte, daß sie ohne Rahmen sei ...

Der Wagen hielt mit einem Ruck, der sie erschreckte. Sie zahlte rasch und stieg die Treppe zu der Kanzlei ihres Anwaltes Dr. Menzel hinauf, der anwesend war und ihr lächelnd einen Stuhl anbot.

Dieses Lächeln! Wies es nicht schon wieder auf die Millionen ihres Mannes hin, mit den Augen zwinkernd, als wollte es sagen: ‚Nun, Armselige — hast du noch den Mut?'

O ja — so herausgefordert, hatte sie den Mut — — ach, so groß war ihr Mut mit einem Male, daß sie vermeinte, es mit dem Hohn der ganzen Welt aufnehmen zu können!

Und sie räusperte sich und sagte: „Lieber Herr Doktor, ich bin gekommen, um Ihnen meine endgültige Entscheidung zu bringen."

„Es ist Zeit." Er nickte ihr zu. „Um elf Uhr ist der Termin ... Übrigens, unser Gegner hat bei Gericht ein Attest eingereicht, daß er krankheitshalber verhindert ist, zu erscheinen."

„Ein ärztliches Attest?"

„Das Attest eines Kreisarztes."

Sie wurde um eine Schattierung blässer. „Ob eine Krankheit tatsächlich vorliegt?"

Die Handbewegung, die er machte, bejahte weder, noch verneinte sie. „Das Gericht hat keinen Grund, die Ehrlichkeit des Attestes zu bezweifeln, glaub' ich."

Sie senkte verwirrt die Augen, als wünsche sie den Blicken des Mannes zu entgehen, der sie aufmerksam musterte.

„Und Ihre Entschließung, gnädige Frau?"

„Ich habe mich entschlossen, die Klage zurückzuziehen," antwortete sie hastig.

Er schwieg eine Weile und sagte dann langgedehnt: „So —?"

Wenn er überrascht war, dann verstand er sich jedenfalls vortrefflich darauf, seine Überraschung zu verbergen. Er blätterte in den Akten und machte sich eine Notiz.

Sie hüstelte.

Digitized by Google

„Sie haben sich also mit Ihrem Gatten wieder versöhnt, gnädige Frau?" fragte er, und ihr schien es, als sei in seine Stimme ein hörbares Mehr von Hochachtung gekommen.

‚Der Rahmen!' dachte sie bitter.

Allein sie zeigte diese Bitterkeit nicht, sondern erwiderte nur sachlich: „Ja."

„Und Sie gehen nicht zu dem Termin?"

„Nein."

„Gut, dann gehe ich und ziehe die Klage zurück ... Ist es Ihnen so recht, Gnädigste?"

„Bitte, veranlassen Sie alles Nötige," bejahte sie, sich erhebend.

„Es wird mir ein besonderes Vergnügen sein," versicherte er mit einer Verbeugung, „und ich beglückwünsche Ihren Gatten, gnädige Frau!"

Klang das nicht so, als sage er: ‚Ich beglückwünsche Sie, gnädige Frau — Sie allein!'?

Sie neigte den leichtgeröteten Kopf und meinte: „Bitte, richten Sie etwaige Zuschriften, die mich betreffen, an die Adresse meines Mannes."

„Sehr wohl, gnädige Frau."

Er geleitete sie bis an die Tür, verbeugte sich noch einmal und blickte ihr lächelnd nach. —

Auf der Straße unten blieb sie unwillkürlich stehen und dachte: ‚Ist es also wirklich geschehen?"

Ja, es war geschehen, und es gab für sie kein Zurück mehr. Oder sollte sie sich lächerlich machen, indem sie in die Kanzlei des Anwalts zurückeilte und erklärte, sie habe sich geirrt, ihre Mama bestehe auf der Scheidung? Nein, das konnte sie nicht. Und sie sah auch ein, daß es für sie eine Unmöglichkeit war, zu ihrer Mutter zurückzukehren. Sehr verlassen und sehr hilfsbedürftig kam sie sich vor, und Tränen stiegen in ihre Augen, so daß sie diese mit ihrem Batisttuch betupfen mußte.

Sie rief eine Droschke herbei und befahl hastig: „Nach dem Görlitzer Bahnhof."

Und die kleine Tasche neben sich auf dem Sitz, fuhr sie los — fuhr sie einer Zukunft entgegen, vor der ihr bangte und nach der sie sich doch sehnte.

In der Halle studierte sie den Fahrplan und stellte fest, daß sie gerade noch Zeit hatte, in den Schnellzug zu steigen, der in fünf Minuten abging.

Eilends trat sie an den Schalter. „Einen Fahrschein erster Klasse nach Blichow," sagte sie.

Sie mußte eilen.

⁂ ⁂ ⁂

Grüß' Gott, Judith!

Ludwig Dietel lag zu Bett und war krank.

Man würde ihm bitter unrecht tun, wollte man annehmen, daß er schwindelte. Er war wirklich krank. Er fieberte.

Sein Fieber hatte vor wenigen Minuten, als die Uhr die elfte Vormittagsstunde anzeigte, den Höhepunkt erklommen. Jetzt hatte es nachgelassen, die Krisis war überwunden, denn der Termin in seiner Scheidungsangelegenheit war vorüber.

Es war entschieden, so oder so. Die Würfel waren gefallen, es hatte keinen Zweck, länger im Bett liegen zu bleiben.

So stand er denn auf und rief seinen Diener und ließ sich einen starken Kaffee bringen. Die Beklemmungen auf seiner Brust lösten sich und er konnte pfeifen.

War eine Sache schief gegangen, dann pfiff er auf sie, war sie dagegen gut gegangen, dann brachte er auch dies in seinem Pfiff zum Ausdruck.

Er pfiff also, aber er unterbrach sich gleich wieder, denn er mußte sich fragen: ‚Wieso —?'

Wieso hatte er ein Recht, zu pfeifen — jetzt, wo er noch gar nicht wußte, ob die Sache schief oder gut ausgegangen war?

Jetzt schon zu pfeifen, war frivol.

Er betrachtete sich im Spiegel und stellte fest, daß er gut aussah: viel besser als vorgestern, da ihn der Kreisarzt untersucht hatte!

Es hatte, um dieser Untersuchung einen gedeihlichen Ausgang zu sichern, umständlicher Vorbereitungen bedurft. Hede hatte Puder hergegeben, mit dessen Hilfe man sich ein bleiches Aussehen geben konnte. Auch um mancherlei nützliche Ratschläge anderer Art war sie nicht verlegen gewesen. Das übrige hatte dann die natürliche Erregung besorgt, von der ein jeder Ehemann kurz vor seiner Scheidung immer durchzittert sein wird, der eine weniger, der andere mehr. Ludwig Dietel hatte zu den anderen gehört. Der Schweiß auf seiner Stirn hatte das deutlich bewiesen.

Die Untersuchung durch den Kreisarzt hatte überhaupt zu dem Vergnüglichsten gehört, was er, so alt er war, je erlebt hatte.

Der Mann, ein biederer Landarzt mit weißen Haaren, einer Hornbrille, einem ansehnlichen Bauch und zwei lustigen, nur stark kurzsichtigen Augen, hatte sich offenbar sehr geschmeichelt gefühlt, an das Bett eines so reichen Mannes geführt zu werden.

Soviel, daß der millionenschwere Herr Dietel nicht lebensgefährlich erkrankt war, hatte er bald heraus. Aber auch dies entging ihm nicht, daß diesem sonderbaren Heiligen viel daran lag, als krank zu gelten.

„Was fehlt Ihnen, Verehrter?" fragte er.

„Ein Attest," antwortete Dietel sachlich.

„Ein Attest —?"

„Ich soll zu einem Termin nach Berlin. Aber ich kann nicht. Ich mag nicht. Kurz, mir paßt es nicht ... Und da das Glück es gerade will, daß ich krank bin, so bitte ich Sie um ein Attest."

Der alte Herr schien doch etwas schwankend. „Wo fehlt es Ihnen?" fragte er.

„Auf dem Herzen."

Der Kreisarzt horchte ihn ab. „Sie sind etwas erregt. Der Puls ist beschleunigt ... Zeigen sich noch andere Symptome?"

„Ja, ich leide an Angstzuständen," berichtete Dietel der Wahrheit gemäß.

„Also die Nerven," sagte der Kreisarzt.

„Nein, die Frauen," berichtigte Dietel seinen Spruch.

Digitized by Google

„Ich glaube, dagegen läßt sich nicht viel machen.“ Der verständige Herr lachte.

„Aber es tut weh,“ beklagte sich Ludwig Dietel.

„Glücklicherweise vergeht es,“ tröstete ihn der Kreisarzt, „sofern man sich nur schön ruhig verhält ... Ich verordne Ihnen also vor allem Ruhe, dann kalte Wickel um die Waden und Baldriantee.“

„Und das Attest?“

„Hier... Sind Sie nun zufrieden?“

„Sie werden mein Leibarzt,“ versicherte ihm Dietel und drückte ihm dankbar die Hand, „wenn es auch ausgeschlossen ist, daß Sie mich heilen.“

„Nun, ich hoffe das Beste,“ verabschiedete sich der Kreisarzt.

„Und ich befürchte das Schlimmste,“ seufzte Dietel, sich in die Kissen zurückgleiten lassend. —

Jetzt aber warf er sich in den Klubsessel, steckte sich eine Zigarre an und stellte fest, daß es fast zwölf sei und er trotzdem keinen Hunger habe.

Nichtsdestoweniger verspürte er ein nagendes Gefühl in seinem Magen. War das wieder die Angst?

‚Zum Teufel mit der Angst!‘ dachte er und pfiff wütend vor sich hin.

Sein Pfeifen bewirkte es, daß er ein zweimaliges Klopfen an der Tür überhörte, und als er den Kopf hob, sah er sich unvermutet Hede gegenüber.

Sie sah recht sonderbar, ja, geradezu feierlich aus, und irgendeine dumpfe Ahnung sagte ihm, daß dies für ihn nichts Gutes bedeuten konnte. Er wurde sehr blaß, sprang auf und fragte gespannt: „Nun?“

„Ich komme wegen unserer Wette, Vetter,“ sagte sie. „Sie ist entschieden.“

„Was?“ schrie er sie an.

„Ich habe soeben ein Telegramm bekommen. Der Termin hat stattgefunden. Deine Angelegenheit ist geklärt.“

„Wie?“ rief er angstvoll aus.

„Ich habe verloren,“ gestand sie so sanft gefaßt, wie nur ein Mädchen sein kann, das weiß, daß es auf alle Fälle einen Mann bekommt.

Er brachte mit allen zehn Fingern sein glattgescheiteltes Haar in Unordnung. „Ich hätte gewonnen?“ stöhnte er.

„Du hast!“

„Ver —!“

„Ja, freut dich das nicht?“ fragte sie mit Staunen, das ein halbes Befremden war.

Er durchmaß das Zimmer mit erregten Schritten, wie ein Löwe, der aus der Freiheit in die plötzliche Gefangenschaft eines engen Käfigs gesetzt ist. „Berichte,“ forderte er sie mit matter Stimme auf. „Wie war es?“

„Welche Frage! Wie soll es gewesen sein? Sehr einfach. Genau so, wie du es dir vorgestellt hast. Du bist geschieden.“

„Woher weißt du das?“ schnaubte er sie zornig an. „Jetzt ist es zwölf, und der Termin hat um elf Uhr stattgefunden. Es ist unmöglich, daß du schon Bescheid weißt!“

„Du vergißt, daß man telegraphieren kann.“ Sie höhnte schadenfroh.

„Wer hat dir telegraphiert?“

„Judith selbst.“

„Das ist schamlos!“ empörte er sich.

„Bitte sehr, ich hatte ein lebhaftes Interesse daran, zu erfahren, wie dein Prozeß ausginge — das mußt du doch begreifen... oder erinnerst du dich nicht mehr an unsere Abmachungen, Ludwig?“

„Ich bin kein ‚Ludwig‘!“

„Vetter —?“

„Der Kuckuck soll alle Abmachungen holen — ich weiß von nichts, will von nichts wissen!“

„Ich habe dein Ehrenwort,“ sagte sie stirnrunzelnd. „Du wirst nicht den Mut haben, das zu leugnen.“

Er wischte sich verzweifelnd mit dem Taschentuch die Schweißtropfen von der Stirn. Dann verschnaufte er. Und schließlich sah er Hede an, so, als habe er eine gespenstische Erscheinung vor seinen Augen.

„Sag' es noch einmal,“ bettelte er.

„Gewiß, ich habe dein Ehrenwort.“

Er schüttelte heftig den Kopf. „Nicht das. Das andere ... Sag', ob du dich nicht getäuscht hast.“

„Ja, ich habe mich getäuscht,“ erklärte sie mit verletzter Würde, „und das gründlich. Mir sind die Augen aufgegangen. Du bist ein Betrüger!“

„Wie?“

„Ein Betrüger!“ wiederholte sie. „Oder hast du nicht noch vor wenigen Tagen die heißeste Freude im vorhinein darüber geäußert, daß ich verlieren würde? Ich habe verloren. Aber anstatt dich zu freuen, bist du nun wütend und taktlos!“

„Verzeih,“ murmelte er.

„Ich bestehe auf unserer Abmachung,“ beharrte sie gereizt. „Ich habe dein Ehrenwort.“

„Ja,“ bestätigte er matt, wie einer, dem nun schon alles gleich ist.

„Erinnerst du dich an den Wortlaut unserer Abmachung? An den Wortlaut und an den Sinn? ... Der Wortlaut war der, daß du, falls ich meine Wette verlöre, das Recht habest, mir nach deiner Wahl einen Mann zu bestimmen ... Das war der Wortlaut. Aber der Sinn war ein anderer!“

„Ein anderer?“

„Der Sinn war der, daß du mich heiraten würdest — leugne es nur, wenn du es kannst!“

Er sank gebrochen in den Klubsessel und preßte beide Hände gegen die Stirn. „Nein,“ stöhnte er, „alles, nur das nicht! Ich heirate nicht! Nie wieder! Dich nicht und auch keine andere! Nein!“

„Feigling!“ rief sie verächtlich.

„Betrüger, Feigling — was du willst! ... Aber dich heiraten? Nein!“

Da ballte sie voller Wut die erhaltene

Digitized by Google

Depesche zu einem Knäuel zusammen und warf sie ihm vor die Füße.

„Da!" schrie sie, wandte sich um und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Er verfolgte ihre Bewegungen mechanisch mit seinen Blicken und stutzte plötzlich.

Weinte sie?

Herrgott, das war doch ein recht sonderbares Weinen! Oder war es gar ein Lachen?

Er hielt den Atem an, spitzte die Ohren und horchte aufmerksam zu ihr hin voll nervöser Gespanntheit.

Und da — da platzte sie mit einem Male heraus mit einem Lachen, das schon gar kein Lachen mehr war, sondern ein Gelächter, das tausend Teufel anzustimmen schienen.

Er griff sich an den Kopf. Träumte er? War er wach? War er betrunken?

„Bist du verrückt?" stöhnte er.

Bis zufällig sein Blick auf die Depesche zu seinen Füßen fiel und er den Papierknäuel aufhob, ihn glättete und endlich las.

Er wurde sehr, sehr blaß.

Er las noch einmal, wankte zum Fenster und las ein drittes Mal, das Blatt Papier dicht vor die Augen haltend und es befühlend, als müsse er sich erst dessen vergewissern, ob es auch ein Ding der Wirklichkeit und kein bloßes Gaukelspiel sei.

„Du?" stöhnte er.

„Ja?" kam es halb erstickt von drüben.

„Du hast — mich belogen!!"

„Hab' ich das?"

„Du hast gewonnen!!" schrie er heiser.

„Hab' ich das?"

Er tat einen Sprung zu ihr hin, faßte sie mit eisernem Griff an den Handgelenken und zwang sie so, ihn anzusehen.

„Au!" wehrte sie sich.

„Hede, Mädel, Engel," stammelte er, „— ist es denn auch wahr?!"

„So lies doch!" forderte sie ihn auf.

Er preßte ihre Hände, daß sie sich vor Schmerz bog. „Sie kommt? Heute? Mit dem Mittagzug?"

„Wenn sie es telegraphiert — —"

Er gab ihr einen Kuß mitten auf den Mund, ließ sie los und stürzte zur Tür: „Anton — Mensch, schnell!"

„Herr Dietel?"

„Anspannen lassen! Schnell! In fünf Minuten muß der Wagen zum Abfahren bereit sein! Dalli!"

Da packte ihn nun Hede ihrerseits am Handgelenk und zerrte ihn in die Mitte des Zimmers zurück. „Bitte, setze dich. Wir sind noch nicht fertig miteinander."

„Unsinn! Ich hab' keine Zeit!"

„Du hast noch Zeit in Überfluß," widersprach sie herrisch, „denn der Zug ist bisher noch nie vor zwei Uhr eingelaufen ... Willst du nicht erst essen?"

„Essen?" er wies diese Zumutung in höchster Empörung zurück. „Ich? Heute?"

„Wie du willst," entschied sie mit einem gleichgültigen Hochziehen der Schultern. „Aber mir entgehst du trotzdem nicht."

„Bitte, beeile dich," sagte er ungeduldig. „Was willst du noch?"

„Unsere Wette," erklärte sie sachlich, ohne sich im mindesten zu überhasten. „Hast du die vergessen?"

„Ja, ja," meinte er.

„Ich bitte mir in dieser Sache Aufmerksamkeit und Ernst aus," wies sie ihn gereizt zurecht. „Sie ist mir mindestens so wichtig wie dir die deine."

„Ich bin ganz Ohr —"

„Ich wähle mir jetzt einen Mann," sagte sie mit einer Miene, die zeigte, daß sie nicht länger willens war, mit sich spaßen zu lassen. „Daß du dieser Mann nicht sein wirst, das ist dir doch hoffentlich klar."

„Es gibt nichts, was mir klarer sein könnte."

„Weißt du aber, wer dieser Mann sein wird?"

„Ja!" Er nickte.

„Und hast du etwas gegen ihn einzuwenden?"

„Wenn ich Zeit hätte, dann würde ich einwenden, daß er dich nicht verdient. Bedauerlicherweise habe ich keine Zeit. Und deshalb lasse ich den Einwand fallen."

„Daran tust du sehr klug. Denn du verfügst nicht über die sittlichen Eigenschaften, die dich zu einem Werturteil über Simon Straßer berechtigen würden — leider!"

„Erlaube —!"

„Ich denke, du hast keine Zeit?" schnitt sie seinem Einspruch kurzerhand den Kopf ab.

„Nein," ergab er sich, „sprich weiter."

„Weißt du noch, was du mir im Falle deiner Niederlage versprochen hast?" fuhr sie in strengem Tone fort.

„Ein Reitpferd."

„Das ist zu wenig!"

„Zwei Reitpferde," verbesserte er sich.

„Du vergißt, daß man auch von zwei Reitpferden nicht leben kann."

„Dann schlage ich dir also zwei Kühe vor. Zwei Kühe geben Milch, Butter und Quark. Davon könntet ihr, wenn ihr euch einschränket, zur Not schon leben."

„Wir wollen besser leben," widersetzte sie sich. „Und wir haben dein Versprechen."

„Also wieviel?" fragte er kurz und bündig.

„Du bist reich und du warst auch nie geizig," meinte sie nachdenklich. „Ich glaube, daß man es dir überlassen könnte, die Höhe meiner Mitgift zu bestimmen."

„Dein Vertrauen ehrt mich," versetzte er bissig, „und ich will mich bemühen, es nicht zu enttäuschen ... Übrigens beglückwünsche ich deinen zukünftigen Mann!"

„Wozu?" fragte sie.

„Zu deiner Geschäftstüchtigkeit," antwortete er voll Überzeugung. „Ich glaube, sie ist doch das Wertvollste, was du ihm in die Ehe mitbringst ... Und gleichzeitig bedauere ich ihn vom ganzen Herzen!"

„Warum?"

„Wegen deiner Gerissenheit," sagte er noch überzeugter. „Ich jedenfalls würde Angst davor haben, ein so geriebenes Mädel

Digitized by Google

zur Frau zu nehmen — eine höllische Angst! Ich danke Gott, daß ich dich los bin!"

„Danke, gleichfalls!"

Er erhob sich und streckte ihr die Hand hin. „Darüber wären wir uns also einig?"

„Vollkommen," bestätigte sie.

„Na, du Kröte — dann gib mir also einen Kuß!"

„Hier!"

Sie küßten einander, und während sie es taten, faßte er stillschweigend den unumstößlichen Beschluß, die zweihunderttausend Mark, die er nach dem Testamente seinen beiden Brüdern zu vermachen das Recht, aber nicht die Pflicht hatte, heute noch einem gewissen Maler-Ehepaar in spe zu übereignen. — —

So schnell hatten die Blichowschen Gäule die Fahrt bis zur Bahnstation noch niemals zurückgelegt.

Weißer Schaum flog in großen Flocken von ihren Mäulern, und sie warfen unruhig die Köpfe in die Höhe, gleichsam erstaunt darüber, daß sie so rennen mußten, während das Züglein dort unten inmitten der Kornfelder so gelassen und bedächtig in den warmen Sommertag hineinbimmelte.

„Schnell, nur schnell!" feuerte Ludwig den Kutscher an. „Wir müssen unbedingt vor Ankunft des Zuges zur Stelle sein!"

Es war ein heißes Stück Arbeit, aber es gelang. Während die Pferde mit einem jähen Ruck vor dem kleinen Bahnhofsgebäude anhielten, fuhr gerade der Zug ein.

Ludwig Dietel sprang aus dem Wagen und eilte auf den Bahnsteig.

Soeben gingen die ersten Angekommenen durch die Sperre: ein Bauer, ein altes Weib mit einem leeren Korb auf dem Rücken, ein schäbig aussehender Geschäftsreisender und eine Mutter mit vier kleinen Kindern.

Und dort — —

Ludwig Dietel schoß jäh das Blut in den Kopf, und er trat rasch hinter einen Pfeiler.

Dort kam sie ...

Sie sah sehr blaß aus, hielt sich aber durchaus tapfer. Wie schön sie war! War sie es denn wirklich?

Bei Gott, so sah er sie heute zum ersten Male! Woran lag das nur? Hatte er andere Augen?

Und welch winzige Tasche sie trug, geradezu rührend! Und die Gemeinheit, daß niemand da war, der sie ihr abnahm!

Jetzt kam sie durch die Sperre, jetzt wandte sie sich nach rechts zu den Kastanien und jetzt — —

Er trat hinter dem Pfeiler hervor, zog den Hut und sagte: „Grüß' Gott, Judith!"

Sie stand jäh still, riß die Augen auf und starrte ihn an.

Eine lange Weile betrachteten sie so einander.

Dann trat Ludwig plötzlich näher, streckte ihr beide Hände entgegen und wiederholte: „Liebste Judith —!"

Da küßte sie ihn ...

⁂ ⁂ ⁂

Trage, was du dir aufgehalst hast!

Simon Straßer packte das, was man seine Siebensachen nennen konnte.

Wenn diese Sachen vielleicht auch, was die Zahl anbelangt, die Sieben überschritten, so hatten sie doch bequem in dem Rucksack Platz, der, wenn Straßer eine Reise tat, die Stelle eines Rohrplattenkoffers vertrat.

Simon Straßer und sein Rucksack: die beiden waren eins. Sie wußten es auch, weil jedermann seinen Rucksack auf dem Rücken trägt.

Simon Straßers Rücken war ebenso breit, wie sein Rucksack groß war.

Der, dem der Maler etwa zugerufen hätte: „Rutschen Sie mir gefälligst den Buckel hinunter!" hätte eine bequeme Fahrt gehabt.

Und diese Fahrt konnten das Schloß und alle, die darin wohnten, jetzt unternehmen, denn Simon Straßer hatte sie dazu eingeladen. Die Einladung war freilich nur in aller Heimlichkeit erfolgt, so daß es den Betroffenen in Ermangelung ihrer Kenntnis unmöglich war, von ihr Gebrauch zu machen.

Den Maler focht das nicht an. Er packte seine Siebensachen, um auf französisch zu verschwinden. Auf Nimmerwiedersehen.

Dies wurde ihm aus mancherlei Gründen nicht leicht.

Soviel Grund er auch zu haben glaubte, Ludwig Dietel zu verabscheuen, er konnte doch das Gefühl einer starken Neigung für diesen Mann, der ihm Hede entfremdet hatte, nicht ganz unterdrücken. Dieser Mann war einer von jenen Mäcenen, von denen man sich, ohne erröten zu müssen, viel schenken lassen durfte.

Aber es half nichts, Simon Straßer mußte fort. Und er konnte das Schloß mit dem Bewußtsein verlassen, niemandem etwas schuldig geblieben zu sein. Ludwig Dietel hatte ihm mancherlei gegeben. Allein Simon Straßer hatte mit dem Teuersten bezahlt, was er zu vergeben hatte. Die Rechnung war glatt.

Simon Straßer schied ohne Groll.

Schließlich war alles nur so gekommen, wie es in dieser Welt immer zu kommen pflegte: die Nüchternheit hatte recht behalten, und die Schwärmerei war unterlegen.

Es war Schwärmerei, wenn einer, der selbst nichts zum Beißen hatte, sich mit einem Mädchen zusammentun wollte, das auch nichts besaß. Und es war anderseits wiederum nur der Ausfluß einer lobenswerten nüchternen Erwägung, wenn dieses arme Mädchen schließlich einem anderen zuflog, der ihm Reichtum bieten konnte. Man mußte erst zu essen haben, ehe man das Recht hatte, zu lieben. So war es. Basta.

Nein, Simon Straßer grollte auch Hede nicht, viel eher dachte er mit einer gewissen Rührung an sie zurück.

Oder war es nicht rührend, daß sie sich eine Zeitlang an einen Menschen gehängt hatte, wie er einer war? Man mußte ge-

Digitized by Google

Liebesahnen

Gemälde von Wilhelm Sohn

Digitized by Google

Digitized by Google

recht sein. Während der Monate, die hinter ihm lagen, hatte er ihr vieles zu verdanken gehabt — viel Schönes, das er so leicht nicht würde vergessen können. Sollte er sie da jetzt hassen, nur weil sie eine Sache aufgab, die aussichtslos war? Es sollte ihr gut gehen. Sie verdiente es wirklich.

Und er selbst?

Er würde wieder nach Berlin zurückgehen und malwütigen höheren Töchtern Unterricht erteilen. Und bei schlechten Zigaretten und noch schlechterem Essen warten . . .

Bei diesem Gedanken beschlich ihn ein dumpfer Zweifel. Würde er wirklich noch die Zähigkeit aufbringen, zu warten — jetzt, wo die erste Möglichkeit, Anschluß an den Erfolg zu finden, endgültig verpaßt war?

Zum ersten Male in seinem Leben spürte er so etwas wie Müdigkeit.

War er abergläubisch? Er war es nicht, aber trotzdem wollte ihm scheinen, daß die recht hatten, die sagten, daß das Glück nur einmal kommen und daß es von dem, der es abwies, künftig nichts mehr wissen wolle.

Er biß fest die Zähne zusammen, ballte die Fäuste und dachte: ‚Wenn auch!‘

Ach ja, er würde auch so leben — mochte es gehen, wie es wollte!

Er konnte ja auch Kitsch malen, für den sich zur Not immer Abnehmer fanden, und er konnte ein brauchbarer Handwerker werden oder gar ein Anstreicher. Auch die Anstreicher hatten ihr Brot, und sie aßen es mit größerer Befriedigung als einer, der talentlosen Weibern zwecklosen Malunterricht erteilte.

Simon Straßer schnürte den Rucksack zusammen, stülpte seinen Hut auf und drückte auf den Knopf der elektrischen Glocke.

Die Magd kam, sah ihn verwundert an und fragte: „Nu?“

„Annelise,“ sagte er, „ich reise ab, aber es soll niemand etwas davon wissen. Verstehen Sie mich? Sie sollen schweigen!“

„Ja,“ sagte Annelise, beglückt von dem Umstand, daß man sie in ein Geheimnis einweihte.

Simon Straßer gab ihr fünf Mark. „Wollen Sie mir einen Gefallen tun, Annelise?“

O ja, das wollte Annelise.

„Hier ist eine Kiste und hier ist ein Frachtbrief. Diese Kiste bringen Sie morgen zur Bahn und geben sie auf. Es sind Malsachen darin, die ich dringend brauche.“

Annelise nickte.

„Und da — da sind noch drei Mark, für Ihr Schweigen und für Ihre Mühe.“

„Ich danke schön, Herr Maler!“

„Guten Tag!“

„Auf Wiedersehen!“ sagte sie und blickte ihm verliebt nach.

Simon Straßer verließ das Gartenhäuschen nicht ohne eine gewisse bange Ängstlichkeit. Er ahnte nicht, daß Herr Dietel zur Bahnstation gefahren war und hatte Sorge, daß ihn dieser sehen könnte. Noch mehr mußte er vor Hede auf der Hut sein, die Luchsaugen hatte. Um keinen Preis wollte er mit ihr nochmals sprechen, denn jedes Wort, das sie zu ihm sagte, tat ihm weh.

Er schlich also vorsichtig die dichten Sträucher entlang, die ihm Deckung gegen das Schloß gaben. Rechts im Parkzaun war ein Ausgang. Dem strebte er zu.

Er erreichte ihn auch, ohne gesehen worden zu sein. Nun ließ es sich leider nicht vermeiden, daß er bis an das Schloß vor ging. Es gab keinen anderen Weg zur Bahnstation als die Eichenallee hinunter. Er schwitzte recht beträchtlich.

So, jetzt mußte er um die letzte Ecke biegen und in den Gesichtskreis der vorderen Schloßfenster treten. Er bog vorerst den Kopf ein wenig vor, um zu erkunden, ob jemand am Haupttor oder auf der Freitreppe stehe. Die Luft war rein. Und so legte er mit langen, hastigen Schritten los . . .

Er war kaum zehn Meter weit gekommen, als ihm ein höhnisches „Heda, Simon!“ wie eine Bombe hinter dem Rücken platzte.

Er tat so, als habe er nichts gehört, und eilte mit verdoppelter Hast weiter.

Aber da kannte er die, die gerufen hatte, schlecht. Sie rief ein zweites und drittes Mal und heftete sich, als das Rufen nichts fruchtete, unverzüglich an seine Fersen.

Sie hatte ihn sehr schnell. Und beschämt mußte er stehen bleiben und sich umwenden.

„Hede, du?“ Er heuchelte ein feiges Erstaunen.

„Ich bin so frei,“ erwiderte sie mit einer Liebenswürdigkeit, die wie höllisches Feuer brannte. „Willst du spazieren gehen?“

„Ja, ein wenig —“

„Nur ein wenig? Und dazu nimmst du dir diesen Riesen-Rucksack mit?“ Sie ließ sich nicht abhalten, den unförmigen Haufen zu betasten. „Sag', Simon, was hast du denn da alles drin?“

„Kleinigkeiten —“

„Was man so braucht, wenn man nach dem Essen bei zwanzig Grad Hitze einen kleinen Spaziergang macht, nicht wahr?“

„Ich habe alles drin, was ich besitze,“ sagte er gereizt.

„Welch ein Glück, daß dein Besitz nicht groß ist!“ Jetzt höhnte sie geradezu. „Du wärest imstande, ihn auf den Rücken mit dir herumzuschleppen. Ein sonderbares Vergnügen!“

„Kein Vergnügen, aber eine Notwendigkeit,“ schnitt er allen weiteren Hohn kurz ab. „Ich reise weg.“

„So? Ohne mir nur Lebewohl zu sagen?“

„Ich hätte dir geschrieben.“

„Sehr freundlich!“

„Und Herrn Dietel auch. Ich glaube, man wird mich hier nicht sehr vermissen.“

„Gewiß nicht, da man dich ja ohnehin kaum bemerkt hat!“

„Nein, man hat mich hier nicht sehr bemerkt,“ beschwerte er sich bitter.

„Das heißt, du hast dich recht wenig bemerken lassen! Du zogst es vor, dich in deinem Atelier in Wolken von Zigarettenqualm

zu hüllen. Du fandest das wohl ergötzlich. Andere fanden das nicht."

„Andere fanden anderes ergötzlich, was wiederum mir nicht zusagte. Sie schlossen zum Beispiel Wetten ab."

„Ja, die sie gewannen," rief sie mit Schärfe aus und sah ihn dabei durchdringend an.

Er unterbrach jäh seinen Gang und riß vor Überraschung den Mund auf.

„Was starrst du mich so an?" fragte sie in wegwerfendem Tone.

„Du hast — die Wette — gewonnen?" fragte er entgeistert.

„Kunststück," meinte sie, „wo ich doch wußte, daß ich sie gewinnen mußte!... Übrigens, warum bleibst du denn stehen? Du hast keine Zeit zu verlieren, wenn du den Zug nicht versäumen willst!"

„Welchen Zug?"

„Den nach Berlin."

„Wer sagt dir denn, daß ich nach Berlin will?"

Sie lachte. „Deine Dummheit sagt mir das. So dumm, vor dem sicheren Erfolg auszukneifen und nach Berlin zu gehen, um dort zu hungern — so dumm kann nur einer sein, und dieser eine bist du!"

Sie schritt eilends voraus und zwang ihn, dem es mit einem Male nicht mehr eilte, auf diese Weise, ihr zu folgen.

Und er folgte ihr auch stumm und gehorsam, wie ein geprügelter Hund, der sich bescheiden und still verhält, um nicht noch weitere Prügel zu bekommen. Er wäre ihr so bis an das Ende der Welt gefolgt. Aber er hegte doch einige Zweifel, daß sie vorhatte, ihm so weit voranzugehen. Und deshalb fragte er schüchtern: „Willst du mich begleiten?"

„Ein Stück," sagte sie.

„Ich danke dir," versicherte er treuherzig. „Es hätte mir leid getan, wenn ich dich vor meiner Abreise nicht mehr hätte sprechen können."

„Ich weiß," pflichtete sie ihm trocken bei, „deshalb hast du mich ja auch rechtzeitig verständigt!"

„Ich war ein Esel —"

„Das warst du schon immer," gab sie ihm auch darin recht, „und man muß schon deshalb mit dir Mitleid haben."

„Hast du das?"

„Wäre ich dir sonst nachgelaufen?"

„So kann man das nicht ausdrücken," schmeichelte er ihr. „Sagen wir lieber: du wolltest mich zur Rechenschaft ziehen."

„Nicht du mich?"

„Ich sagte dir ja schon, daß ich ein Esel bin."

„Wegen der Wette, die ich gewonnen habe — nicht wahr?"

„Deshalb und — überhaupt..."

Sie maß ihn mit einem prüfenden Blick von unten bis oben. „Und wenn ich die Wette verloren hätte?"

Er stutzte eine Weile, antwortete dann aber schnell gefaßt: „Unsinn, du hättest dein Wort nicht zu halten brauchen!"

„Mein Ehrenwort?"

„Mädchen haben in derlei Dingen kein Ehrenwort," behauptete er schlankweg.

„Ich dächte, du hättest über diesen Punkt schon anders gesprochen, lieber Simon —"

„Nein!" schwor er. „Frage Dietel: er kennt meine wahre Meinung über diese Sache, ich habe sie ihm auf sein Ansuchen hin nicht vorenthalten... Das Ganze war eine Kinderei."

„Weshalb rennst du denn fort?"

Er wurde sehr rot und sehr verlegen. „Ja," wendete er im Tone eines milden Vorwurfs ein, „bringst du mich denn nicht selbst zur Bahn?"

„Ich denke gar nicht daran," erklärte sie erstaunt. „Ich mache diesen Weg nicht deinetwegen."

„Nicht meinetwegen?"

„Was bildest du dir ein? Ich gehe meinem Vetter entgegen, der zur Bahnstation gefahren ist und den wir jeden Augenblick treffen müssen."

Das war ein sehr kalter Guß, der Simon Straßer allen Atem benahm. „Dein Vetter ist zur Bahnstation gefahren?" fragte er bedrückt.

„Ja, um seine Frau abzuholen, mit der er sich versöhnt hat."

Auf den kalten Guß war ein brennend heißer gefolgt, und es war kein Wunder, wenn Simon Straßers Blut in Wallung kam. „Du," stammelte er, „und das ist auch wahr —?"

„Ich habe noch nie gelogen," sagte sie stolz.

Ihm war, als erwache er aus einem Traum, als zerteilten sich dicke Nebel vor ihm und als sähe er die Welt mit ganz neuen Augen.

Er mußte stehen bleiben, um sich zu fassen. Ja, das war die Straße zur Bahnstation, dort hinten war die Eichenallee und noch weiter rückwärts das Schloß. Und das war Hede, das Mädchen, vor dem er soeben hatte davonlaufen wollen...

Er fuhr sich mit dem Ärmel seines Rockes über die Stirn und dachte: ‚O, ich Kamel!'

Laut dagegen sagte er: „Ich glaube, ich habe mich in dir geirrt, Hede..."

„Das hast du mir schon einmal gesagt!"

„Nicht so geirrt — nein, anders... Ich habe mich zu deinen Ungunsten geirrt. Das tut mir leid."

„Mir auch!"

„Willst dus nicht vergessen?" bettelte er.

„Ich kann nicht. Du hast mich zu schwer beleidigt. Daß ich frivol sei, war noch das geringste, was du mir vorgeworfen hast."

„Du übertreibst, liebe Hede," fing er geknickt zu feilschen an, „es war das höchste — nein, darüber hinaus bin ich nie gegangen! Und ich hab' es auch nur gesagt, weil ich gereizt war, geglaubt hab' ich es nicht. Nein, im Grunde war ich fest vom Gegenteil überzeugt. Und ich habe dir, weißt du, im stillen sogar recht gegeben..."

„Worin hast du mir recht gegeben?"

„Darin," stotterte er, „daß du lieber Millionärin werden als die Braut eines Menschen bleiben wolltest, der gar nichts hat..."

Digitized by Google

„Nicht einmal Talent?“ fragte sie lässig.

„O ja, Talent vielleicht ein wenig ...“

„Aber kein Talent, um sich selbst vorwärtszubringen, dünkt mich, lieber Simon!“

„Weiß Gott, nein,“ gab er seufzend zu.

„Du müßtest ein Mädchen heiraten, das dieses Talent an deiner Stelle hat,“ schlug sie ihm vor. „Kennst du kein solches Mädchen?“

Er schüttelte abweisend den Kopf.

„Es gibt solche Mädchen,“ fuhr sie eindringlich fort, ihm zu raten, „du müßtest nur die Gelegenheit geschickt bei ihnen wahrnehmen ... Bedenke, Simon, wenn du eine Frau hättest, die dir soviel in die Ehe mitbrächte, daß du für eine Reihe von Jahren ohne Sorgen arbeiten könntest! Reizt dich das nicht?“

Er blieb stumm wie ein Stockfisch, und der Ausdruck in seinem Gesicht verfinsterte sich.

„Du solltest das nicht geringschätzen,“ meinte sie mütterlich. „Die Hauptsache für dich bleibt, daß du nicht untergehst, sondern in den Sattel kommst. Das Reiten wirst du dann schon von selbst lernen, denk' ich.“

„Nie,“ beteuerte er düster.

„Ich weiß, du hast eine Voreingenommenheit gegen das Reiten. Aber wie wäre es, wenn ich es dir beibringen wollte?“

„Du?“

„Meine Verhältnisse haben sich durch die gewonnene Wette verändert,“ sagte sie verträumt. „Ich bin sogar eine gute Partie.“

„Wie?“ fragte er bestürzt.

„Ja, ich bin in der angenehmen Lage, mir einen Mann suchen zu können — einen Mann, wie er mir zusagt ... Wen, meinst du, daß ich gewählt hätte?“

„Du hast schon gewählt?“

Sie nickte.

„Mich jedenfalls nicht,“ bekannte er mit Entschiedenheit.

„Du verdienst mich auch nicht,“ entgegnete sie im überzeugten Tone. „Das hat mir auch mein Vetter schon gesagt.“

„Ach der!“

„Gerade in diesem Punkte,“ widersprach sie lebhaft, „halte ich sein Urteil für wertvoll. Er hat Erfahrungen ... Außerdem ist er es ja, dem ich es verdanke, wenn sich meine Verhältnisse gebessert haben.“

„Ich unterschätze das nicht,“ sagte er gereizt. „Im Gegenteil, ich würdige es.“

„Er ist ein guter Kerl,“ warf sie hin, „sozusagen die Seele von einem Menschen ...“

„Gewiß,“ bestätigte er beklommen, wie von einer Schuld bedrückt, die einzulösen er aus Gründen einer nicht zu vermeidenden Gerechtigkeit nicht länger anstand.

„Er hat natürlich Fehler,“ fuhr sie fort, „aber es fällt einem nicht schwer, Nachsicht mit ihm zu haben ... Schließlich haben wohl alle Menschen Fehler. Sogar du.“

„Nur du nicht,“ rächte er sich.

„Ja, und deshalb fällt es mir auch leicht, Nachsicht mit anderen zu haben.“

„Nur mit mir nicht!“

„Doch, sogar mit dir.“

Er hob den Kopf und sah sie an. Es lag etwas in ihrer Miene, das ihn stutzig machte. „Heißt das,“ murmelte er, „daß — —?“

„Nun?“

„— — daß du mich gewählt hast?“

Sie blieb stehen, stemmte die Arme in die Hüften und maß ihn. „Und wenn es so wäre?“

Er wurde glühend rot.

Er wurde so rot, wie es ein junger, schüchterner Mann nur werden kann, dem ein Mädchen in guten Verhältnissen plötzlich einen Heiratsantrag macht.

„Sagst du nein?“ fragte sie drohend.

„Du treibst deinen Spaß mit mir ...“

„Gut, so sage ich es dir klipp und klar: ich bitte um deine Hand!“

„Hede!“

„Dummkopf!“

„Mädel!“

Er machte mit den Armen jene nicht mißzuverstehende Bewegung, die einer Umarmung vorauszugehen pflegt, sehr behindert durch seinen Rucksack, den er jetzt zu allen Teufeln wünschte. Allein Hede winkte ab und zeigte mit der Hand vor sich hin auf die Straße, wo in einer Entfernung von einigen hundert Metern ein toller Staub aufwirbelte. „Sie kommen,“ sagte sie.

„Wer?“ fragte er, lebhaft bedauernd.

„Ludwig und seine Frau.“

„Alle Wetter,“ schimpfte er, „was tue ich jetzt bloß mit meinem Rucksack?“

Sie lachte schadenfroh. „Trage mit Geduld, was du dir aufgeladen hast!“

„Nein,“ schäumte er, „ich mache mich lächerlich.“

„Zum ersten Male,“ fragte sie.

Aber er hatte eine Idee. Wie verrückt zerrte er an den prall anliegenden Riemen. „Ich werfe ihn fort,“ schlug er kurz entschlossen vor.

„Er enthält deinen ganzen Besitz!“ warnte sie.

„Ganz gleich,“ entschied er. Und er warf das Ungetüm mit einem Seufzer der Erleichterung in den Straßengraben.

Digitized by Google

Die deutsche Kohle

Von Prof. Dr. Wygodzinski in Bonn

Der Krieg hat uns vielfach zu einer neuen Wertung der Dinge gebracht. Seit der Weltmarkt für uns im wesentlichen ausgeschaltet ist, seit das Geld einen Teil seiner Macht eingebüßt hat und seinem Besitzer nicht mehr wie früher alles schaffen kann, was sein Herz begehrt, seitdem erst beginnen wir, zu spüren, was die einzelnen Gegenstände für unsere Wohlfahrt wirklich bedeuten. Wir lebten früher im Stoffüberfluß; alle Länder der Erde arbeiteten für uns, wie wir an alle anderen abgaben. Jetzt aber, wo der Zufluß von außen aufgehört hat, wo der bei weitem größte Teil der arbeitsfähigen Männer für die Zwecke des Krieges in Anspruch genommen ist, müssen wir genau überlegen, wie die noch zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte zu verwenden seien, um wenigstens das zur Lebensfristung absolut Unentbehrliche zu beschaffen.

Schon das zweite Kriegsjahr zeigte eindringlich die alles überragende Bedeutung der landwirtschaftlichen Erzeugung; das dritte Kriegsjahr hat uns gelehrt, daß bald hinter dem Brot die Kohle kommt. Weshalb spielt die Kohle diese Rolle in unserem Leben? Wenn wir sehen werden, daß die Kohle geradezu die Grundlage unseres wirtschaftlichen Seins überhaupt ist, so werden wir uns fragen müssen, welchen Anteil Deutschland an diesem kostbaren Besitz, an den ‚schwarzen Diamanten' hat.

Wenn wir an die Kohle und ihre Rolle während des Krieges denken, so fällt uns natürlich zunächst unsere häusliche Not ein. Wir haben im vorigen Winter etwas frieren müssen und werden es vielleicht auch im kommenden. Wenn das auch nicht mit den Strapazen unserer Feldgrauen nur entfernt zu vergleichen ist, so scheint uns verwöhnten ‚Heimkriegern' das doch eine sehr schwere Last, und wir sind geneigt, die Kohlenfrage unter diesem Hauptgesichtspunkte zu betrachten. In Wirklichkeit aber machen die Anforderungen des Hausbedarfs an die Kohlenerzeugung einen verhältnismäßig kleinen Bruchteil aus; das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat, das über den Verbleib seiner Kohle (einschließlich Koks und Briketts) eine genaue Statistik führt, zeigt, daß dem Hausbedarf noch nicht 15 Prozent der Förderung zufließen. Unsere Verkehrsmittel verbrauchten schon im Frieden eine größere Menge. Tatsächlich ist es die Industrie in allen Formen, vor allem die Eisenindustrie, die allein fast das Dreifache der Hausbrandmasse verbraucht, die Anspruch an die Kohle machen. Die Kohle ist also in erster Linie Kraftquelle, erst in zweiter Wärmequelle. Hier liegt auch ihre augenblickliche Bedeutung. Der Krieg selbst und die für ihn arbeitenden Industrien verbrauchen ungeheure Kraftmengen; diese aber liefert der Hauptsache nach ganz allein die Kohle. In der etwas oberflächlichen Anschauung des Durchschnittsgebildeten hat die Kohle zwei Konkurrenten, die bisweilen schon für Sieger über sie gehalten werden, nämlich Elektrizität und Wasserkraft. Darauf ist zu sagen, daß wir über ursprüngliche elektrische Kraft überhaupt nicht verfügen; wie wir sie benutzen, ist sie vielmehr nichts anderes als eine Umwandlungsform anderer Kräfte, in Deutschland in erster Linie wieder der Dampfkraft. Aber auch in anderen Ländern liegt es wenigstens gegenwärtig so, daß die Kohle jede andere Kraftquelle unendlich weit hinter sich läßt. Der Aachener Professor Schwemann hat im Jahre 1911 die für Kraftwirtschaft verfügbaren Kraftquellen in Millionen Pferdekräften für 1909 berechnet und für 1919 geschätzt; danach standen zur Verfügung

	1 09	1919
Petroleum	3,5	8,7
Naturgas	2,4	2,4
Wasserkräfte	3,4	5,9
Kohlen	127,6	171,0.

Wir können also ohne jede Übertreibung sagen, daß die heutige Wirtschaft, ja das Leben der Gegenwart überhaupt auf der Kohle beruht. Vielleicht gelingt es einmal der unermüdlich vorschreitenden Technik, eine andere Kraftquelle zu finden und zu fassen, die noch reicher ist; bisher ist ein Weg dazu noch nicht gefunden.

Die Kohle ist aber noch weit mehr als Heiz- und Kraftquelle; sie birgt eine wunderbar anmutende Fülle von Schätzen in sich. Die neuzeitliche Chemie ist die Zauberin, die diese verschlossenen Schätze ans Tageslicht bringt, die Heilmittel und Farben, Kälte und Licht aus der unscheinbar schwarzen Kohle herausholt. Deshalb hat die Kohle auch diese überragende Wichtigkeit, weil sie nicht nur in ihrer unmittelbaren Verwendung, sondern als Rohstoff für eine große Reihe anderer lebenswichtiger Stoffe unersetzbar ist.

Für diese Zwecke muß die Rohkohle einer Verarbeitung unterzogen werden. Bemerkt sei, daß schon die Rohkohle selbst weitgehende Verschiedenheiten zeigt, die für ihre wirtschaftliche Verwertung berücksichtigt werden müssen. Die Steinkohle, von der wir zunächst sprechen, wurde bis vor einem halben Jahrhundert fast ganz als Rohkohle verkauft; jetzt wird der größte Teil vorher aufbereitet.

Digitized by Google

Dabei handelt es sich einmal um die Ausscheidung von Fremdmaterialien, weiter um die Sonderung nach Korngröße. Die letztere erfolgt in der sogenannten Kohlenwäsche, die aber auch dem ersteren Zwecke dient. Dabei läuft die Kohle unter Wasserspülung über Schüttelsiebe verschiedener Lochgröße, die eine Trennung nach der Korngröße vornehmen. Die Kohle gibt ständig Gas ab; der Gasverlust wächst mit dem Verhältnis von Oberfläche und Volumen. Die kleinsten Stücke sind deshalb am wenigsten wert. Man unterscheidet dabei Stückkohle von einer Durchschnittsgröße über 80 Millimeter, Nußkohle I—IV von 80 bis 10 Millimeter und Feinkohle unter 10 Millimeter, die, wenn sie fett ist, immer auf Koks verarbeitet wird. Bestimmte Verfahrensweisen verlangen unter Umständen bestimmte Korngrößen; so wird auf Zinkhütten Nuß IV verwendet. Die Kohle unterscheidet sich weiter aber auch nach dem Gasgehalt. Kohle mit weniger als 10 Prozent Gas wird Anthrazit genannt; sie ist schwer entzündlich, hat eine kleine blaue Flamme, keinen Ruß, wird deshalb mit Vorliebe zum Hausbrand verwendet. Kohle mit 10—15 Prozent Gasgehalt heißt Magerkohle; sie hat hohe Heizkraft bei geringer Rauchentwicklung und dient deshalb mit Vorliebe zur Kesselheizung, besonders für Schiffskessel. Bei einem Gehalt von 15—40 Prozent spricht man von Eß-, Fett- und Gaskohlen. Wird der Gasgehalt unter Luftausschluß ausgetrieben, so backt der Rückstand zusammen. Das so entstandene Brennmaterial — Koks — hat einen höheren Brennwert und größere Reinheit als die Kohle; es wird hauptsächlich für Eisenhütten und Zentralheizungen verwendet. Ist der Gasgehalt noch höher — Gasflamm- und Flammkohle —, so backt der Rückstand nicht mehr, ist also nicht zur Koksbereitung verwendbar und brennt mit stark rußender Flamme. Das sind einige von den Hauptunterscheidungen; aber auch von Grube zu Grube ist die Kohle im Wert verschieden, so daß das Kohlensyndikat jetzt insgesamt gegen 1400 verschiedene Qualitäten, Marken und Sorten vertreiben soll.

Im ganzen wird etwas mehr als zwei Drittel der Kohle in Deutschland als Rohkohle abgesetzt, der Rest wird verarbeitet. Die Feinkohle, namentlich die magere wird, soweit sie nicht verkokbar ist, in Brikettform gebracht. Brikett ist also nichts anderes als Kohle in handlicher Form. Bei weitem wichtiger ist die chemische Trennung der Kohle in ihre Bestandteile, deren erste Koks und Gas sind. Dabei ist der historische Vorgang der, daß zunächst die Koksgewinnung für die Zwecke der Eisenhütten der Ausgangspunkt des Verfahrens war, das in England schon im Jahr 1735 geübt wurde. Die Gase ließ man dabei in die Luft entweichen, bis sie im Anfang des vorigen Jahrhunderts durch Watt und Murdoch erstmalig aufgefangen und zur Beleuchtung der Wattschen Dampfmaschinenfabrik verwendet wurden. Die weiteren Schritte zur Entwicklung der Gasbeleuchtung wurden durch Deutsche getan, bis zu Auers Erfindung des Gasglühlichts im Jahre 1886. Die Gasgewinnung vollzog sich jetzt in eigenen Gasanstalten; sie war die Hauptsache des Vorgangs, wobei das Gas dann nicht nur für Leucht-, sondern mehr und mehr auch für Heiz- und für Kraftzwecke gewonnen wurde.

Den Kohlenwerken selbst blieb zunächst bei der Weiterverarbeitung die Koksgewinnung das eigentliche Ziel; doch wurden das Gas und die in ihm enthaltenen Nebenprodukte allmählich so wichtig, daß man versuchen mußte, sie restlos aufzufangen. Das Mittel dazu waren die zuerst von Otto 1881 in Dahlhausen gebauten Koksöfen, wobei während des Verkokungsprozesses die Gase abgesaugt und ihnen durch ständige Destillation und Kondensation alles Brauchbare entzogen wurde. Gewonnen werden nach Angabe der Deutschen Ammoniakverkaufsvereinigung bei der Verkokung von 1000 Gewichtsteilen Kokskohlen:

700	Teile	Koks
35,5	„	Teer
12,5	„	schwefelsaures Ammoniak
7,5	„	Rohbenzol
2,5	„	Xylol
1,0	„	Toluol
1,0	„	Solvent-Naphtha.

Diese Stoffe werden teils selbst verwendet, teils sind sie wieder der Ausgangspunkt für die Herstellung weiterer Erzeugnisse. Das schwefelsaure Ammoniak ist während des Krieges deshalb so überaus wichtig, weil es eine Form des Stickstoffs ist, wir aber durch die völkerrechtswidrige Blockade Englands von unserer früheren Hauptquelle für Stickstoff, dem chilenischen Salpeter, abgeschnitten sind. Daß es während des Krieges selbst gelungen ist, den Stickstoff in technisch vollendeter Weise aus der Luft zu gewinnen, sei hier als bekannt vorausgesetzt, ebenso wie die Bedeutung, die der Stickstoff für die Sprengstoffherstellung und damit unmittelbar für den Krieg hat. Ammoniak gehört aber auch zu den wichtigsten Kunstdüngern; von der Stickstoffzufuhr hängt die Leistungsfähigkeit unserer Landwirtschaft zum großen Teile ab. So sehen wir hier eine unmittelbare Beziehung zwischen der Kohlengewinnung und unserer Ernährung. Von den anderen Verwendungsarten des Ammoniaks sei nur noch eine erwähnt, die wieder von größter Wichtigkeit für unsere Ernährung ist, nämlich die zur Erzeugung von Kälte, wie sie namentlich durch die 1877 von Prof. v. Linde gebaute ‚Kompressionsmaschine' in großem Umfange möglich wurde. Die Kälteindustrie hat — neben der jetzt emporblühenden Trocknung — uns die Mittel in die Hand gegeben, Nahrungsmittel, wie Fleisch, Butter, Eier, die sonst nur kurze Haltbarkeit haben, auf lange Zeit hindurch aufzubewahren und dadurch

Digitized by Google

die im Kriege unentbehrliche Vorratswirtschaft mit unserem knappen Nahrungsmittelbestand durchzuführen.

Kriegswichtig ersten Ranges sind weiter das Benzol und die anderen aus der Kohle gewonnenen flüssigen Heizstoffe wie das Teeröl. Wenn wir auch in Galizien und jetzt in Rumänien reichliche Petroleumquellen zu unserer Verfügung haben, so ist der Bedarf an Heizölen für die verschiedenartigsten Zwecke der Heeresverwaltung und Kriegsführung wie nicht minder für die Aufgaben der bürgerlichen Wirtschaft so überaus groß, daß die Ergänzung durch die Steinkohlenöle unentbehrlich geworden ist. Endlich spielt auch der äußerlich so unscheinbare Teer in der Friedens- wie der Kriegswirtschaft eine Rolle ersten Ranges. Früher ein lästiges Abfallprodukt, wird er jetzt zunächst selbst für die verschiedensten Zwecke verwendet: als Heizmaterial, zur Rußfabrikation, zur Herstellung von Dachpappe, zur Teerung der Landstraßen usw. Daneben zaubert die große Verwandlungskünstlerin Chemie aus ihm die verschiedenartigsten Dinge heraus. Vom Teeröl sprachen wir schon; ihm sieht man seine Herkunft noch an. Vollständig verändert aber haben sich zwei andere Gruppen von Teerabkömmlingen, nämlich die Heilstoffe wie Salizylsäure, Aspirin, Antipyrin, und die Anilinfarben, auf deren Herstellung die vielbeneidete Weltüberlegenheit der deutschen chemischen Industrie beruht.

So ist die Kohle die Spenderin unzähliger Wohltaten, ohne die wir uns das Leben gar nicht mehr zu denken vermögen. Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß bei der Verkokung der Kohle auf den Zechen auch die heißen Abgase verwendet werden. Sie werden aufgefangen und entweder zum Heizen der Koksöfen selbst herangezogen, oder man gewinnt mit ihnen auf Großgasmaschinen Kraft. Man hat berechnet, daß, die Verwendung der Abgase eingeschlossen, die Kohle durch die Weiterverarbeitung im Koksofen (also ohne die weitere industrielle Umwandlung der Nebenprodukte) eine Wertsteigerung von rund 100 Prozent erfährt. Der Kohlenbergbau ist durch sie von einer bloßen Tätigkeit der Rohstoffgewinnung zu einem technisch ungemein hochstehenden Gewerbe geworden; seine Einträglichkeit beruht zum nicht geringen Teile auf dem letzteren Umstande.

Wird die Kohle in der städtischen Gasanstalt auf Gas verarbeitet, so sind die Koks als Nebenprodukt zu betrachten. Stellenweise findet bei ihnen auch eine Verarbeitung auf weitere Nebenprodukte, namentlich Ammoniak statt. Neuesterdings beginnen die Zechen selbst Leuchtgas herzustellen, das sie den umliegenden Städten abgeben. Es werden dazu von den Zechen Leitungen auf bisweilen recht beträchtliche Entfernungen gelegt, durch die das Gas den abnehmenden Städten zugeführt wird, die nicht selten ihre eigenen Gasanstalten stillgelegt haben. Es liegt auf der Hand, daß diese Gasfernleitungen den Eisenbahnen große Transportmengen abnehmen und dadurch höchst erwünscht transportsparend wirken. So versorgt die Gewerkschaft Deutscher Kaiser am Niederrhein mit einer Gasgewinnung von über 40 Millionen Kubikmeter die meisten Städte des bergischen Landes mit Gas; insgesamt erreichte die Leuchtgaserzeugung im Ruhrrevier im Jahre 1914 150 Millionen Kubikmeter gegen rund 1½ Millionen zehn Jahre vorher. Daneben werden die Koksofengase auch zur Gewinnung elektrischer Kraft auf dem Umwege über Dampfkessel oder Großgasmaschinen herangezogen, die ebenfalls zum Teil an andere abgegeben wird.

Dieses nur kurze und skizzenhafte Bild dürfte immerhin mit größter Anschaulichkeit zeigen, welche unentbehrliche Rolle die Steinkohle im deutschen Wirtschaftsleben einnimmt. Dieser ihrer Wichtigkeit entspricht jetzt die äußere Stellung, die sie sich errungen hat. Zuerst kommt das zum Ausdruck in einer starken Betriebskonzentration; die Betriebe werden immer größer. Das hängt einmal damit zusammen, daß der fortschreitende Abbau den Bergmann in immer größere ‚Teufen', das heißt immer tiefer in die Erde hineinführt. Im 18. Jahrhundert wurde die Steinkohle meist noch im Tagbau gewonnen; 1800 wurde die Zeche Vollmond auf 46 Meter abgeteuft und dabei die erste Dampfmaschine zur Ermöglichung der Wasserhaltung aufgestellt. Seitdem ist der Bergmann durch Deckgebirge und mittelst des Gefrierverfahrens durch schwimmende Schichten gedrungen; im gleichen Maße aber stiegen die Kosten der Niederbringung der Schächte, der Förderungs-, Wetter- und Wasserhaltungsanlagen. Dazu kam dann noch die eben geschilderte Verbindung mit der Gewinnung von Nebenerzeugnissen; die hierfür nötigen Anlagen erforderten gleichfalls Geldaufwendungen beträchtlichen Umfangs. Daraus ergab sich von selbst, daß kleine Zechen ertraglos wurden; nur für große und immer größere Anlagen lohnten sich die steigenden Kosten. Im Jahre 1803 gab es in Essen nicht weniger als 115 Gruben, die aber durchschnittlich nicht mehr als 11 Mann beschäftigten; 1850 war die Durchschnittszahl der Arbeiter im niederrheinischen Kohlenrevier auf 62 gestiegen; die Erzeugungserhebungen über die Steinkohlenförderung von 1910 wiesen für ganz Deutschland nur 306 Betriebe nach, aber mit einer Durchschnittsangestelltenzahl von 1731. Diese 306 Betriebe förderten eine Kohlenmenge im Jahreswerte von über 1½ Milliarden Mark; 1913 war die Zahl der Werke auf 350 gestiegen, die ihren 654 000 Angestellten Löhne und Gehälter von mehr als 1 Milliarde Mark zahlten und Kohlen im Werte von 2 Milliarden 136 Millionen förderten. Nicht minder aber als durch die technische und kapitalistische Hebung der im Verschmel-

Digitized by Google

zungprozeß übrigbleibenden größten Zechen hat sich ihre Stellung durch den kaufmännischen Zusammenschluß fast aller Zechen in den großen Syndikaten gefestigt. An der Spitze steht das während des Krieges wieder auf Drängen der Regierung erneuerte Rheinisch-westfälische Kohlensyndikat, dem jetzt der preußische Fiskus — einer der größten Zechenbesitzer — unter Bedingungen beigetreten ist, die namentlich einen weitgehenden Einfluß des Staates auf die Preisfestsetzung im Interesse der Verbraucher ermöglichen. Das Syndikat hat, durch Organisation auch des Kohlenhandels, jetzt den Kohlenmarkt in der Hand, soweit nicht Einflüsse von außen wirken können. So heftig gelegentlich die Preispolitik des Syndikats und andere seiner Maßnahmen angegriffen worden sind, man kann doch nicht leugnen, daß organisatorisch Ausgezeichnetes erreicht worden ist. Man wird sagen dürfen, daß der deutsche Steinkohlenbergbau so wirtschaftlich betrieben wird und soviel von den Schätzen des Erdinneren herausholt, als überhaupt möglich ist.

Neben der Steinkohle spielt eine immer wachsende Rolle die Braunkohle. Die Braunkohle ist geologisch jünger als die Steinkohle, steht also in ihren Eigenschaften dem Torfe näher. Sie hat starken Wassergehalt, bis zur Hälfte ihres Gewichts, so daß ihr Heizwert nur etwa ein Viertel dessen der Steinkohle ist. Infolgedessen ist auch eine Versendung auf weitere Entfernungen schwer möglich, weil die Kosten des Transports im Verhältnis zum Werte zu hohe sind. In den letzten Jahren hat die Braunkohle aber steigende Bedeutung erhalten, die andauernd wächst. Wesentlich ist dafür die Tatsache, daß die Braunkohle wegen ihres jüngeren Alters unter leicht abräumbaren Erdschichten liegt und mit viel geringeren Kosten als die Steinkohle, häufig im Tagbau, zu gewinnen ist. Dabei kann sie, wiederum im Gegensatze zur Steinkohle, in großem Umfange maschinell abgebaut werden. Diese technischen Erleichterungen der Gewinnung hatten aber solange keine entscheidende Bedeutung, als die in der Braunkohle schlummernden Kräfte wegen des Mißverhältnisses von Rauminhalt und Wert schwer auszunutzen waren, daß vielmehr meist ihre Verwendung an die Nähe des Fundortes gebunden war. Es ist nun jedoch gelungen, diese Kräfte in konzentrierte Formen überzuführen, die den Verwendungskreis ganz außerordentlich erweiterten. Die älteste dieser Formen, die namentlich bei der sehr bituminösen Braunkohle der Provinz Sachsen üblich ist, ist das Teeröl, das durch Schwelen, das heißt durch Erhitzen in Öfen unter Luftabschluß, gewonnen wird. Diese Braunkohlenteeröle dienen verschiedenen Zwecken, so zur Beleuchtung der Eisenbahnwagen als ‚Ölgas', so zur Kerzenfabrikation als Paraffin. Die Braunkohlenöle sind wichtige Konkurrenten des Petroleums geworden. Die zweite Form ist die der Briketts, deren Heizkraft in folge des geringeren Wassergehaltes und der Strukturveränderung, durch den Druck in den Pressen, viel höher ist als die der Rohkohle. Die Braunkohle-Briketts sind wegen ihrer bequemen Handhabung in den Haushaltungen sehr beliebt geworden, zumal Steinkohle-Briketts sich nur mit höheren Kosten herstellen lassen. Die dritte und bei weitem wichtigste Form aber ist die der Umwandlung in Elektrizität. Die Elektrizitätswerke werden als Überlandzentralen auf den Gruben selbst angelegt; die Braunkohle wandert unmittelbar von der Gewinnungsstelle aus in die Kesselfeuerung, deren Kraft zum Antrieb der Motore dient. Der kostspielige Transport der Kohle fällt also vollkommen fort; die elektrische Kraft wird durch die Leitungsdrähte beinahe beliebig weit und mit verhältnismäßig sehr geringen Kosten übermittelt. So erklärt es sich, wenn in der letzten Zeit ein wahrer Wettlauf um den Besitz von Braunkohlengruben entstand; die Staatsverwaltungen wie die großen Städte suchten sich diese billige Quelle der Elektrizitätsgewinnung für ihre Zwecke zu sichern. Die Braunkohlenindustrie ist in Deutschland auch stark syndiziert; ein Teil ist in den Händen kräftiger kapitalistischer Gruppen, und zwar nicht nur deutscher, sondern auch österreichischer Abstammung.

Die Bedeutung der Kohle für Friedens- wie Kriegswirtschaft ist durch diese Andeutungen annähernd gekennzeichnet, wenn auch nicht erschöpft. Das eine aber dürfte daraus klar hervorgehen, daß die Kohle ‚das Blut der Wirtschaft' ist, von dessen Zufuhr ihr pulsierendes Leben abhängt.

Wie steht es nun mit dem deutschen Kohlenbesitz? Haben wir doch im Frieden schon Kohle nicht unbeträchtlich, namentlich aus England, eingeführt! Aber, um das gleich vorwegzunehmen, dieser Einfuhr von rund $10^1/_2$ Millionen Tonnen Steinkohlen im letzten Friedensjahr stand eine Ausfuhr von $34^1/_2$ Millionen gegenüber. Die englische Einfuhr erfolgte nur dort, wo sie der besseren Beförderungswege halber (Meer und Fluß) billiger geliefert werden konnte als nur mit Eisenbahn zuzuführende deutsche Kohle. Es ging allein in unsere beiden Nachbarländer Rußland und Frankreich, die uns jetzt als Feinde gegenüberstehen, ebensoviel Kohle von uns, als wir von England bekamen; demgemäß kann es sich nur um einen Ausgleich, nicht um einen Verlust handeln. Ein viel erheblicheres Bedenken scheint die jetzige Kohlenknappheit zu bieten, die ja keineswegs als überwunden gelten kann. So ist die Frage doch berechtigt, ob wir nicht schließlich bezüglich der Kohle ‚ausgehungert' werden könnten, was für unser Kriegsschicksal nicht minder entscheidend wäre als eine Aushungerung im eigentlichen Sinne des Wortes.

Auf diese Frage sind wir glücklicherweise sehr bestimmt zu antworten in der Lage. Die Bergbaustatistik gibt uns über die Menge der geförderten Mengen Aufschluß, die Geologie über die noch vorhandenen Vorräte.

Digitized by Google

Im Jahre 1912 betrug die Förderung von Stein- und Braunkohlen in:

Deutschland	155 816 000	Tonnen
Österreich-Ungarn . .	52 379 000	"
Rußland	31 000 000	"
Frankreich	41 145 000	"
Italien	664 000	"
Großbritannien . . .	264 595 000	"
Belgien	22 972 000	"
Niederlande	1 722 000	"
Schweden	360 000	"

Diese kleine Aufstellung ist für die gegenwärtige Weltlage außerordentlich bezeichnend. Zwar hat die höchste Kohlenförderung Großbritannien; dafür aber steht die Förderung seiner Bundesgenossen weit hinter der Deutschlands und Österreich-Ungarns zurück. Mehr noch! Die britannische Kohlenförderung ist durch den Mangel an Grubenholz, das über See zugeführt werden muß, dank der Tätigkeit unserer U-Boote nicht weniger gehemmt als durch Arbeitermangel; die Kohlenfelder Belgiens und einen sehr beträchtlichen Teil derjenigen Rußlands und Frankreichs hat das Kriegsglück in unsere Hände gespielt. Niederlande und Schweden haben eine sehr geringe, die Schweiz, Norwegen und Dänemark gar keine Förderung.

Nun aber die Vorräte! Die wertvollste Schätzung ist diejenige, die der vorbereitende Ausschuß für den internationalen Geologenkongreß 1913 aufgestellt hat. ‚Hinter der Hacke ist's duster', sagt ein Bergmannssprichwort; das will bedeuten, daß jede Schätzung unsicher sei. Die Kommission hat deshalb ihre Schätzungen mit großer Vorsicht vorgenommen und dabei wieder in sichere Vorräte, bei denen die Mächtigkeit und Verbreitung der einzelnen Flöze feststeht, in wahrscheinliche, die man noch mit annähernder Sicherheit bestimmen kann, und in mögliche Vorräte geschieden. Es stellt sich nun heraus, daß der Kohlenreichtum Deutschlands den aller anderen europäischen Länder weit übertrifft; er wird geschätzt auf 423 356 Millionen Tonnen, gegen 189 533 in England, 17 583 in Frankreich, 784 190 in ganz Europa. Mehr als die Hälfte des europäischen Kohlenreichtums gehört also Deutschland. Da zudem auch die Lagerungsverhältnisse der Kohle in den wichtigsten deutschen Ergänzungsgebieten recht günstige sind, haben wir nicht den geringsten Grund, irgendwelche Besorgnis für die Zukunft zu hegen. Einen solchen Grund hat höchstens England, das, wenn es im Abbaumaß der letzten Jahre vor dem Kriege fortfährt, in absehbarer Zeit recht beträchtliche Förderungsschwierigkeiten haben wird und deshalb auch gern seine Hand auf Calais behalten möchte, in dessen Nähe mächtige Kohlenlager vorhanden sind.

Deutschland hat bisher, wenn auch mit mancherlei Beschränkungen, nicht nur seinen Bedarf befriedigen, sondern auch noch Kohle an die benachbarten Neutralen abgeben können, die gemäß dem Prinzip des ‚Schutzes der kleinen Nationen' durch Vorenthaltung von Kohle durch England und die Vereinigten Staaten zum Anschluß an die Entente genötigt werden sollen. Es handelt sich dabei um nicht unbeträchtliche Mengen, wie man aus gelegentlichen Verlautbarungen erfährt. So hat kürzlich der schwedische Minister des Äußeren Lindman mitgeteilt, daß bei Kriegsausbruch Schweden mehr als 90 Prozent seines Kohlenbedarfs von England erhalten habe (1913: 4,9 Millionen Tonnen, gegen 0,4 Millionen Tonnen aus Deutschland); 1916 aber kamen von England nur noch 1,7 Millionen Tonnen herein, von Deutschland 4,4 Millionen Tonnen. Bei den anderen Ländern wird es sich ähnlich verhalten. Was dieses Ausgleichsobjekt jetzt für uns bedeutet, liegt auf der Hand. Übrigens ist es wohl nicht ausschließlich böser Wille, wenn England jetzt den Neutralen nicht mehr liefert; es kann eben nicht mehr. Sein eigener Verbrauch ist gewaltig gestiegen, dabei liegen ihm die Ententegenossen, namentlich Frankreich und Italien, völlig auf der Tasche. Dieses Kapitulieren Englands als Kohlenabgeber während des Krieges und die Tatsache, daß Deutschland an seine Stelle treten konnte, ist als ein ganz großer wirtschaftlicher Sieg für uns zu buchen. Die weltwirtschaftlichen Beziehungen Englands waren zum großen Teile auf der Lieferung von Schiffskohlen an alle seefahrenden Nationen aufgebaut; tritt ein anderer Abgeber an seine Stelle, so ist das nicht bloß eine Einbuße an Ansehen, sondern an sehr greifbaren Werten.

Die Ausdehnung unserer Kohlenlieferung ans Ausland deutet auch einen der Wege an, die zur Besserung unserer Reichsfinanzen führen können. Ein mäßiger Kohlenausfuhrzoll, wie ihn England 1901 nach dem Burenkrieg einführte, hat auch seine sachliche Berechtigung, weil wir durch die vermehrte Kohlenerzeugung für das Ausland unsere Lager, wenn auch in unabsehbarer Zeit, immerhin eher erschöpfen und vor allem die Erzeugungskosten durch das Vordringen in größerer Förderteife erhöhen.

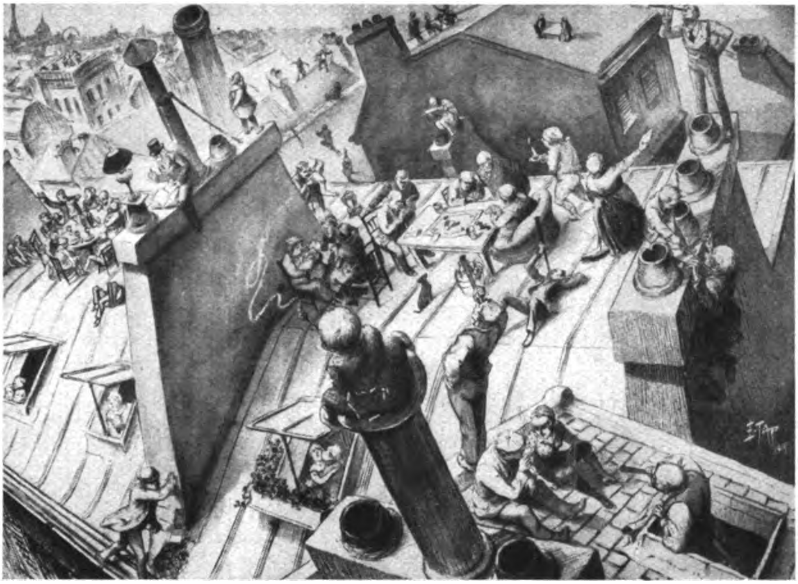
Das ist freilich erst Zukunftspolitik: die Aufgabe des Tages ist Durchhalten. Wenn im vorigen Winter Transportschwierigkeiten, in kommenden Arbeiterknappheit nicht gestatteten und nicht gestatten werden, unsere Kohlenvorräte für uns bis zur Befriedigung des letzten Bedürfnisses auszunutzen, so waren es doch immer nur verhältnismäßig kleine Mengen, die der einzelne zu entbehren hatte und zu entbehren haben wird. Gestützt auf die Gewißheit, in seinen Kohlen einen unvergleichlichen Schatz für den Neuaufbau der Wirtschaft nach dem Kriege zu haben, wird das deutsche Volk diese kleinen Entbehrungen mit Würde zu tragen wissen.

Digitized by Google

Waldbach. Künstlerische Aufnahme von Dr F. Webel

Digitized by Google

Digitized by Google



Französischer Bilderbogen „Une vraie nuit à Zeppelins“

Von hüben und drüben. Aus einer Weltkriegsbücherei

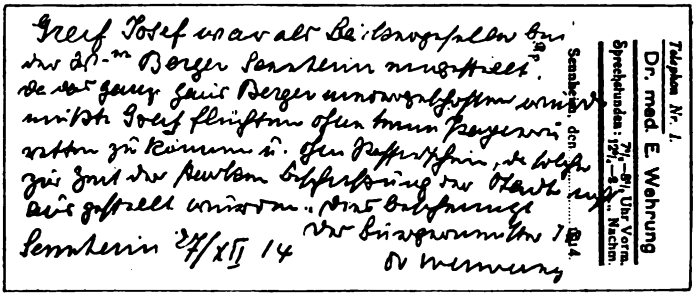
Von Carl Walter

Ein ungeheurer langer Krieg wühlt die Leidenschaften in ungeahnter Weise auf. Mit dem Ringen nach freiester Lebensentfaltung mischt sich eine kraftvolle Förderung des Seelischen. Neben dem Schönsten und Erhabensten, den letzten großen Ausläufern einer notwendigen Entwicklung, die kein Pazifismus zu hemmen vermag, wacht aber zugleich der Dämon auf. Kraftwonnen hier, zu höchster Veredlung führend, und dicht beieinander, aus der Tiefe quellend, die Triebstärken einer entarteten Menschlichkeit. Das alles, alles haben wir sinnfällig, wie in einem bunten Bilderreigen, in den letzten drei Jahren an uns vorüberziehen sehen. Zu kristallener Klarheit gesteigerte Vaterlandsliebe, unbesiegbaren Mut, eine bewundernswerte Tapferkeit, Aufstieg des Geistigen, neue Strömungen in Literatur und Kunst, Lüge, Heuchelei, Feilheit, Wucher, Niedergang der Moral, Verfall jeder gesunden Logik, Tücke und Grausamkeit — das Beste reiht sich an das Schlechteste in dieser so großen und so furchtbaren Zeit.

Der Ententeich
Bilderscherz von Dr. Adolf Miethe

Es ist wahr: wir leben in einem unbegreiflichen Chaos. So dunkel ist die Welt, daß sie auch den Blick zu verdüstern vermag. Wer in die Psyche des Feindes zu schauen versucht, der hat es schwer. Es erschien schon einmal in diesen Heften ein kleiner Überblick über den höchst seltsamen Abstieg des französischen Geistes, gegeben an der Hand einer beschränkten Sammlung von Büchern, Bildern, Zeitschriften und Zeitungen, die uns über das neutrale Ausland zugingen. Das konnte nur ein winziger Ausschnitt aus einem Ganzen sein, das heute noch schier unübersehbar ist. Aber ein Versuch, dies Ganze in einem weitgespannten

Digitized by Google



Passierschein aus Sennheim, vom stellvertretenden Bürgermeister ausgestellt

Rahmen zu einen, ist doch schon gemacht worden. Das Reich besitzt bereits zahlreiche Kriegssammlungen. In den Archiven der Militärbehörden lagert ein unschätzbares Material, die großen öffentlichen Bibliotheken und verwandte Institute wie auch einzelne Kriegsorganisationen haben für ihre Zwecke zusammengerafft, was zu bekommen war. Auf ungleich breiterer Grundlage ist nun ein Unternehmen aufgebaut worden, das sich „Weltkriegsbücherei" nennt und das nach seiner Vollendung vielleicht einzig dastehen dürfte in der Welt.

Der Gedanke, nach Möglichkeit **alles** zu sammeln, was aus der geistigen Rüstkammer dieses Krieges hervorgegangen ist, mag manchem von vornherein als unmöglich erschienen sein: schon deshalb, weil unter dem Zwange der Weltlage es mit tausend Schwierigkeiten verknüpft sein mußte, das Riesenmaterial in gesicherte Hut zu bringen. Aber der Schöpfer der Idee ist ein bekannter Großindustrieller, einer jener „fürstlichen Kaufleute", für die es ein Unmöglich nicht gibt, zugleich ein Mann, der sich in der glücklichen Lage befindet, seinem Plane ein großes Kapital opfern zu können, und der, selbst zur Kriegszeit noch, überall seine Verbindungen hat: nicht allein in den deutschen Schützengräben, sondern auch bei den Neutralen und in den feindlichen Ländern. Nur eine solche Intelligenz konnte im Verein mit den nötigen Mitteln und einer umfassenden Organisation zur Ausgestaltung bringen, was sonst wahrscheinlich schon in den Anfängen gescheitert wäre.

Über die Entstehungsgeschichte des Unternehmens kann ich mich kurz fassen. Erst Mitte 1915, als der Krieg schon ein volles Jahr im Gange war, begann man mit der Ausführung. Berge von Druckschriften mußten zunächst nachgeschafft werden, ehe man daran denken konnte, sich auf dem laufenden zu erhalten. Ein Stockwerk in einem Hause des Berliner Westens und ein halbes Dutzend fleißiger Hände unter der Aufsicht eines umsichtigen und gewandten Oberleiters genügten zuvörderst. Aber rasch wuchs die Arbeit ins Große. Aus allen Weltgegenden strömte das Material herbei und häufte sich.

Es ist höchst interessant, so ein Wachstum ins Gewaltige zu beobachten. An der Potsdamer Brücke befindet sich ein stiller Ausläufer der gleichnamigen Straße, ein

Deutsche Kameraden!

Im Kampfe sind die Franzosen, Ihr wißt es ja,

gefährliche und unerbittliche Gegner.

Sobald aber der Kampf vorüber ist, zeigen sie sich als

gutherzige Menschen.

Sollte Euch Euer Weg nach unseren Linien führen, weil Ihr Euch vielleicht auf Patrouille verirrt habt oder etwa aus Ekel vor dem endlosen Blutvergießen,

so fürchtet Euch nicht.

Es wird Euch kein Leid angetan!

Es sind in dieser Beziehung den französischen Truppen strenge Befehle erteilt worden.

Hier könnt Ihr sehen, wie Eure gefangenen Kameraden bei uns behandelt werden.

Französisches Fliegerblatt, zum Überlaufen auffordernd

Digitized by Google

„Square“, wie der Engländer sagt, der abends durch ein Gitter abgeschlossen wird. In diesem vom Treiben der Großstadt noch ziemlich unberührten Winkel stehen heute drei Häuser in Diensten der Kriegsbücherei, und man denkt wohl schon daran, ein viertes hinzuzumieten, denn unaufhörlich fließen noch immer die gedruckten, gemalten und gezeichneten Gedanken in diese Räume, das ganze papierene Widerspiel unserer Zeit, das neben dem Schwert und dem Heulen der Kanonen seine eigene Sprache führt: eine sachliche, ruhige, von Edelsinn getragene, vom Gift der Verleumdung verseuchte, in Lüge sich ausschäumende Sprache. Der „aktuelle Journalismus“ aller Lande hat hier sein Heim gefunden; die Kriegslyrik und Kriegsromantik, die Fachliteratur, die diplomatischen Buntbücher und Aktenstücke schließen sich an, die Propagandaschriften und Werke der Berichterstatter, Gesetzliches und Rechtliches, Verordnungen und Manifeste, Karikaturen- und Feldpostbriefsammlungen, Fliegerbriefe, Flugblätter, Bilderbogen, Notgeldanweisungen, Werbeplakate und hunderterlei mehr. Man steht in der Tat staunend vor dieser Überfülle an Stoff, der so ziemlich alles berücksichtigt, was für die Völkerseelen im Laufe des großen Kampfes Gültigkeit hat. Persönliches, künstlerisches und ästhetisches Empfinden tritt zurück — mußte naturgemäß zurücktreten bei einer Sammlung, die den Namen Weltkriegsbücherei nicht umsonst führen und in ihrem Umfange ein abgeschlossenes Bild der Psychologie dieser Zeiten bieten will.

Ich muß es mir versagen, Statistisches anzuführen, das die Großzügigkeit des Unternehmens am schlagendsten zeigen würde, und setze an Stelle der trockenen Aufzählung lieber einen Spaziergang kreuz und quer durch das aufgehäufte, doch aber sorgsam geordnete Material, hie und da stehenbleibend, Seltsames und Merkwürdiges näher betrachtend und auch der reichhaltigen Denkwürdigkeiten-Abteilung einen Blick gönnend.

Da ist zunächst die Büchersammlung. Man ahnt ja gar nicht, wie der Umfang des Kriegs sich auch in der Bücherproduktion der kriegführenden und der am Kampfe nur mittelbar beteiligten Länder sich äußert! O du Himmel, was ist alles geschrieben worden und was stürzt noch alltäglich, aller Papiernot zum Trotz, in Sturzregen auf den Bücher-

Elsässisches Notgeld

Kriegsblätter
für das deutsche Volk.

Sämtliche Zitate, welche in dieser Zeitung angeführt sind, wurden wörtlich aus deutschen Zeitungen abgedruckt. Titel der Blätter und Datum sind genau angegeben, so daß jeder deren Richtigkeit nachprüfen kann.

Nr 27 — Im Oktober 1916.

Die deutsche Arbeiterschaft und der Krieg.

Die „Berner Tagwacht“ erhält von ihrem Berliner Korrespondenten einen langen Aufsatz über die verschiedenen Demonstrationen in Deutschland. Der Artikel erwähnt zum Teil schon bekannte Ereignisse, zum Teil aber bringt er viel Neues und Interessantes, über das Schreckensregiment, das in Deutschland auf der „gegen den Zarismus“ in den Krieg gehetzten Arbeiterschaft lastet. Der Korrespondent der „Tagwacht“ schreibt:

„In der furchtbaren Atmosphäre des politischen und moralischen Verfalls, der sich der deutschen Sozialdemokratie seit Ausbruch des Krieges bemächtigt hat, bilden die letzten drei Monate des zweiten Kriegsjahres einen gewissen erfreulichen Wendepunkt. Die Arbeitermassen fangen anscheinend an, aus der Erstarrung allmählich zu erwachen. Sie zeigen durch häufig aufeinanderfolgende Regungen des Protestes, daß sie sich mit der Rolle des militärischen Kanonenfutters für die herrschende Reaktion nicht mehr zufrieden geben, wozu sie von der offiziellen Führerschaft der Partei und der Gewerkschaften verurteilt worden sind.“

Darauf kommt der Gewährsmann des Schweizer Blattes auf die bekannten Maidemonstrationen in Berlin zurück, welche zur Verhaftung Liebknechts führten, und erwähnt die Demonstrationen der Braunschweiger und Magdeburger Jugend gegen den Sparzwang, vor welchen die Militärdiktatur es vorzog den Kürzeren zu ziehen. Er erzählt von den stürmischen öffentlichen Protesten in Hanau gegen Hunger, Lebensmittelwucher und Völkermord und geht über zu den Hungerkrawallen. Wir lassen ihm nun das Wort:

„Die Hungerkrawalle ziehen sich durch den Mai und Juni fast in ununterbrochener Kette als handgreiflicher Beweis, daß die Erbitterung der Massen bereits als Elementarerscheinung an die Oberfläche tritt und für die aufrüttelnde Agitation der sozialistischen Elemente der Partei den günstigsten Boden bereitet, diese Agitation aber auch zur unabweisbaren Pflicht macht. In Leipzig war schon Mitte Mai als Antwort auf massenhafte Hungerkrawalle der verschärfte Belagerungszustand verhängt und unser braves Heer nahm „siegreich“ von den Straßen und Plätzen Besitz. In Kiel führte die Not der Massen Mitte Juni zum Proteststreik und zur Straßendemonstration der Arbeiter der Kaiserlichen Werften. Ende Juni rückte in München unser ruhmreiches Heer gegen revoltierende Massen aus. In Magdeburg, Braunschweig, Osnabrück, Jena, Hannover — allenthalben gab es größere oder geringere Krawalle, die zum mindesten zeigten, daß das Volk anfängt, seine Lammesgeduld und Hundedemut zu verlieren.

Die im Juni und Juli fleißig verbreiteten Flugblätter („Hundepolitik“, „Hunger“, „Steuerpolitik“, „Was ist mit Liebknecht?“, „Der U-Bootkrieg“) nährten die Kampfstimmung der Masse und gaben ihr klare politische Parolen. Ihre Verbreitung führte aber auch, Hand in Hand mit den Demonstrationen, zu zahlreichen Verhaftungen und einigen Prozessen.

In Stuttgart, wo der Belagerungszustand gegen die radikale Opposition — dank der moralischen Unterstützung durch die „Sozialdemokratie“ der Keil und des Parteivorstandes — besonders wütet, hat es in den letzten drei Monaten mindestens 400 Verhaftungen gegeben. Außerdem in

Französische Lügenzeitung, von Fliegern abgeworfen

markt! Die Buntbücher der Regierungen bilden gewissermaßen ruhende Pole in dieser Sturmflut. Man könnte sie schon zu den Propagandaschriften rechnen, wenn dieses Gebiet an sich nicht ein so umfassendes wäre, daß darüber ein ganzes Werk geschrieben werden könnte. In erstaunlichen Massen ist zumal in England Propagandamaterial fabriziert und in ungeheuren Auflagen im neutralen Auslande verbreitet worden. Der Ursprungsort ist natürlich fast immer verleugnet; Holland und die Schweiz treten zumeist dafür ein, namentlich mit Bern als Verlags- und Druckort wird ein arger Unfug getrieben. Obwohl die Sortimentsbuchhandlungen die Broschüren kostenfrei erhalten, tragen die Hefte doch gewöhnlich einen genauen Preisaufdruck, der den Charakter ausgesprochen englischer Hetzarbeit verdecken soll. In Frankreich besorgt die offizielle Auslands-Propaganda sehr geschickt die rührige Pariser Handelskammer. Sie gibt u. a. das Bulletin de l'Alliance française und Dokumente über den Weltkrieg in zehn verschiedenen Sprachen heraus. Die deutsche Ausgabe vom März 1915 beginnt mit den prachtvollen Worten: „Die Lüge bleibt Deutschlands Lieblingswaffe, die es schwerfällig, aber mit hartnäckiger Unverfrorenheit handhabt...“ Ungemein tätig ist ferner die Lyoner Propaganda, deren Seele der Bürgermeister von Lyon ist. Natürlich haben wir auch bei uns nicht die Hände in den Schoß gelegt. So wurde in Berlin eine große Anzahl englischer Broschüren in typisch englischer Aufmachung hergestellt, und auch entferntere Länder, wie China, die südamerikanischen Republiken, die mohammedanischen Reiche wurden mit Werbeschriften in ihren Sprachen überschwemmt. Der einzige Fehler war, daß das deutsche Propagandawesen nicht zentralisiert war und daß hie und da auch psychologische Unmöglichkeiten mit unterliefen, wodurch beispielsweise die Propaganda für Indien so ziemlich ins Wasser fiel.

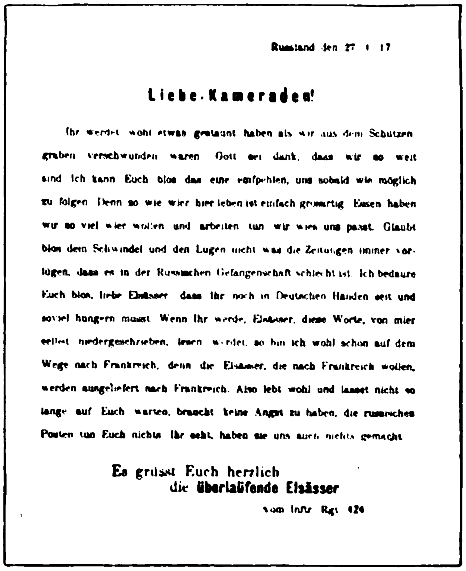
Französische Kriegsausfuhr für Japan: Fächerbild in japanischer Manier mit Darstellung der Schlacht bei Arras

In den massenhaften Anklageschriften gebärden die romanischen Länder sich am schamlosesten. Was Italien auf dem Gebiete des politischen Pamphlets sich gegen uns erfrecht hat, zu einer Zeit sogar, da es noch nicht zu unsern Gegnern zählte, ist geradezu unglaublich. Seite an Seite mit Italien marschiert Frankreich; nur selten klingt aus diesem Geheul, dem sich so mancher anschließt, der einst bei uns gastliche Aufnahme fand, eine hellere Stimme der Vernunft. Sachlicher — im allgemeinen — urteilt man schon in England; viel Deutschfreundliches kam bisher aus Nordamerika — vielleicht wird es nun anders; nicht allzuviel an Kriegsliteratur brachte Rußland hervor. Fast unermeßlich sind die Reihen der Gedichtbände, Romane, Novellen und Jugendgeschichten, die den Krieg behandeln. An Nieder-

Bulgarischer Bilderbogen auf den U-Bootkrieg

trächtigkeit steht auch hier Frankreich an der Spitze; das Heftbild eines Volksromans zeigt eine so gemeine Abscheulichkeit, daß ich mir selbst eine Andeutung darüber versagen muß. Freilich steht auch bei uns die Volksliteratur über den Krieg in ihrer Sünden Blüte; die Zensur wäre an dieser Stelle keine belästigende Einrichtung, so unliebsam sie sich sonst zuweilen bemerkbar macht. Viele Hunderte von Kriegsgeschichten stammen aus weiblicher Feder, und es ist manches Gute darunter. Aber im ganzen und großen hat der Krieg eine Schreibseligkeit entfacht, bei der nur das eine verwunderlich ist: daß diese erdrückende Fülle des Schwarzweißen auch noch zahlende Käufer findet. Denn natürlich ist nicht jeder so freigebig wie eine französische Marquise, die ihren „Gegen die Barbaren" gerichteten, mit einem blutrünstigen Titelbilde geschmückten und als „Aufruf an alle Mütter" bezeichneten Roman umsonst verteilen ließ. Sie hatte es wohl dazu.

Im Bereich der Zeitungen müssen wir uns schon ein paar Minuten länger aufhalten. Die ausgezeichnet geführte Kartothek — die Weltkriegsbücherei beschäftigt fast nur weibliche Kräfte — ermöglicht uns einen raschen Überblick. Rund 2000 Zeitungen und Zeitschriften sind vorhanden und werden weiter gehalten, alle in lückenloser Folge bis auf die Feldzeitungen der feindlichen Heere, in denen hie und da eine Nummer fehlt, die



Russland den 27. 1. 17

Liebe Kameraden!

Ihr werdet wohl etwas gestaunt haben als wir aus dem Schützengraben verschwunden waren. Gott sei dank, dass wir so weit sind. Ich kann Euch blos das eine empfehlen, uns sobald wie möglich zu folgen. Denn so wie wier hier leben ist einfach grossartig. Essen haben wir so viel wier wollen und arbeiten tun wir wies uns passt. Glaubt blos dem Schwindel und den Lugen nicht was die Zeitungen immer vorlügen, dass es in der Russischen Gefangenschaft schlecht ist. Ich bedaure Euch blos, liebe Elsässer, dass Ihr noch in Deutschen Handen seit und soviel hungern musst. Wenn Ihr werde, Elsässer, diese Worte, von mier selbst niedergeschrieben, lesen werdet, so bin ich wohl schon auf dem Wege nach Frankreich, denn die Elsässer, die nach Frankreich wollen, werden ausgeliefert nach Frankreich. Also lebt wohl und lasset nicht so lange auf Euch warten, braucht keine Angst zu haben, die russischen Posten tun Euch nichts. Ihr seht, haben sie uns auch nichts gemacht.

Es grüsst Euch herzlich
die **überlaüfende Elsässer**
vom Inftr. Rgt. 124

Russischer Fliegerzettel, zum Überlaufen auffordernd

vielleicht noch ergänzt werden kann. Natürlich sind alle Länder vertreten, unter andern Deutschland mit über 600, Österreich-Ungarn mit 95, die Türkei mit 22, Frankreich mit 125, Italien mit 44, die Schweiz mit 76 Blättern; Rußland, Rumänien, Bulgarien, Spanien, die nordischen Reiche, Amerika, Griechenland, Japan, China, Ägypten schließen sich an. Natürlich kommt jede Richtung zu Wort, auch die blödsinnigste. Die im Solde der Entente arbeitenden Zeitungen reihen sich würdig aneinander; geistig am niedrigsten steht wohl die italienische Presse, der „Telegraaf" ist der Schandfleck der niederländischen, England umfaßt die führenden Stimmen von der Northcliffe-Presse bis zum „Labour Leader". Auch aus Südamerika gellt uns manche Gemeinheit entgegen; ganz abseits vom Chorus der Deutschenfeinde steht eigentlich nur Spaniens klerikale Tagespresse.

Eine Sonderabteilung bilden die Auslandsausgaben deutscher Blätter, so die „Illustrated American Edition" des „Hamburger Fremdenblatts" und der „Mensageiro de Hamburgo" der „Hamburger Nachrichten". An die in Europa lebenden Amerikaner wendet sich „The Continental Times", an die Engländer die Monatsschrift „War chronicle", an die Griechen die „Ta nea tu Goerlitz", an die Franzosen das „Journal de la guerre". Die ein-

N° 1. 28 Mai 1915.

Die Wahreit

Militaer Politische Rundschau

Erscheint woechentlich am Freitag.

Der Titel dieses Blattes wird euch seinen Zweck angeben. Euch allen die euch monatlang, weit von der Heimat, one Siegeshoffnung, herumkaempfet, wollen wir die Wahreit sagen.

Jedes Wort das hier gedruckt wird ist unbestreitbaren Bezugsquellen entnommen.

Wir teilen euch die amtlichen Kriegsberichte der verbuendeten Staaten mit, auch dann wenn sie ihre voruebergehenden Misserfolge angeben sollen.

Wir veroeffentlichen Depechen welche die diplomatische Lage in Europa uebersehen, Aeusserungen aus Tagblaettern, Hinweisungen auf den wirtschaftlichen Zustand der kriegfuehrenden Maechten.

Ihnen die ihr keine erfahrungslose Juenlinge mehr, sondern ueber das Leben unterrichtete Maenner seid, dessen Wert ihr ermisst, mit dem Bewusstsein ihrer Buergerkraft, — soll ein nuechternes Urteil ueber das Loos das Ihnen jetz zukommt ueberlassen sein.

Wer hat die ungeheuren Verlusten verlangt, die Ihr taeglich erleidet? Wer erheischt die unaufhoerlichen, anstrengenden, nutzlosen Arbeiten? Wem nuetzen so viel Schmerzen, waehrend ihre Fabriken ohne Arbeitern, ihre Aker ohne Bauern, ihre Weiber ohne Gatten, ihre Kinder weit vom vaeterlichen Schutz dahinliegen.

Schenkt einen Blick zurueck nach der so widerwillig verlassene Heimat, nach allem Kummer und Elend ihrer Geliebten, — dann werdet Ihr einsehen was ihre Plicht ist.

Herr Millerand kuendigt den Generalen Joffre und Gouraud den Krieg an zwischen Oesterreich und Italien.

[illegible]

A. MILLERAND.

Italien erklaert Oesterreich den Krieg.

[illegible]

Der Krieg zwischen Italien und Oesterreich.

Italien hat den Dreibund abgesprochen

[illegible] Frankreich, England, Russland, Serbien, Belgien und Japan.

[illegible]

Titelseite einer französischen Lügenzeitung in schlechtem Deutsch

Arnoldsches Kriegsflugblatt für die „Liller Kriegszeitung"

zige derzeit in Metz erscheinende französische Zeitung „Gazette de Lorraine" dient im

Titelseite einer deutschen Schützengrabenzeitung

wesentlichen den Kriegsgefangenen, und ähnlich so verhält es sich mit einer großen Anzahl von Lagerzeitungen, von denen einige wie „Les Camps de Hannovre", „L'Echo de Zossen", „Le Dschihard" nur ein kurzes Dasein führten, andere wieder bis heute fortgeführt werden konnten. „Le Tuyau" ist das Organe intermittent des Prisonniers de Quedlinburg, ebenso wurde das „Camp de Goettingen" für die französischen Gefangenen geschaffen, „The wooden City" für die Engländer, „Russkij Westnik" für die Russen, „Onze Taal" für die Vlamen. Die lustige „Stobsiade" wiederum ist der Zeitvertreib der deutschen Kriegsgefangenen

Titelseite einer deutschen Schützengrabenzeitung

im schottischen Lager Stobs; auch das Douglas-Lager gibt eine Zeitung „Camp Echo" heraus. Von den französischen Gefangenenblättern verdient die von amtlicher Stelle aus verbreitete „Zeitung für die deutschen Kriegsgefangenen" Erwähnung, weil sie sich zu den lügenhaftesten Beeinflussungen herbeiläßt und ihre Hauptmitarbeiter dem Stabe der Renegaten wie Wetterlé, Blumenthal und Fernau entnimmt.

Damit kommen wir zu einer anderen Sonderart der Kriegspresse, zu den Lügenzeitungen. Wieder schlägt in dieser Beziehung Frankreich alle übrigen feindlichen Länder. Die bekannteste der französischen Lügenzeitungen, die „Kriegsblätter für das deutsche

Digitized by Google

Im Felde verbreitetes Werbeplakat für die deutsche Kriegsanleihe
Entworfen von Lucian Bernhard in Berlin

Digitized by Google

Volk", erschien früher unter dem Titel „Die Feldpost". Sie ist sehr hübsch in der äußeren Aufmachung und schmückt sich in Schwarzweißrot sogar mit dem deutschen Adler. Auch die Zusammenstellung ist insofern nicht ungeschickt, als sie in boshaftester Weise alle Entgleisungen der deutschen Presse, auch der schweizerischen Sozialistenblätter registriert. Ähnlich geben sich die wöchentlich erscheinende militärisch-politische Rundschau „Die Wahreit" (!) und die für die Landbevölkerung in den besetzten Teilen Frankreichs berechnete „Voix du Pays", die hauptsächlich rosige Schilderungen der militärischen Lage des eigenen Landes im Gegensatz zu der deutschen bringt. Von unerhörter Nichtswürdigkeit ist „Das freie deutsche Wort", nach dem Titelkopf für die aus Furcht vor drohender Schutzhaft in neutrale Staaten geflüchteten deutschen Republikaner, Demokraten und Sozialisten bestimmt. In der zweiten Nummer dieses giftgeschwollenen Blattes wird eine Stichprobe aus einer, anscheinend in der Schweiz erschienenen Broschüre veröffentlicht: „Kaiser Wilhelm II., anoch deutscher Kaiser, wir klagen dich an", deren Titel schon genug besagt. Die wallonische Bevölkerung in Belgien wird zuweilen durch ein Lügenblatt beglückt, das sich „Les Clairons de Roi" nennt und in besonderer Ausgabe für die Vlamen unter

Französisches Werbeplakat für die Kriegsanleihe

dem Titel „Konings klaroen" erscheint.

Die meisten dieser Lügenzeitungen werden von feindlichen Fliegern über das Land verstreut. Zur Unterstützung der Lügensaat dienen dann noch die sogenannten Fliegerzettel, Flugblätter, meist in Briefform gehalten, mit allerhand lockenden Versprechungen und Aufforderungen zum Überlauf. Zwei dieser Fliegerblätter bringen wir in verkleinerter Abbildung, ein russisches, das sich durch sein schlechtes Deutsch auszeichnet, und ein französisches, das sogar recht nett illustriert ist und das fröhliche Dasein der deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich anmutig zeigt. Anläßlich der Einführung des vaterländischen Hilfsdienstes wurden Zettel aus der Luft geschleudert mit der Überschrift „Das deutsche National-Zuchthaus" und Weihnachten 1916 ein mit einem brennenden Lichterbaum geschmücktes Flugblatt, das mit Ekkehard unterzeichnet war und von unserer Hungersnot, von schwelgenden Offizieren und verblutenden Proletarierweibern u. dgl. m. erzählte. Ein handgezeichneter, durch Lithographie vervielfältigter feindlicher Fliegergruß enthält nur eine kurze Aufforderung: „Kerls, macht's doch wie Eure Kameraden,

Französisches Werbeplakat von Abel Faivre

Digitized by Google

kommt mal herüber, ohne Waffe und mit hochgestreckten Händen, hier gibt's ausgezeichnetes Brot, gutes Bier, schönen Wein, zartes Fleisch ..." Immer wieder kehrt das Versprechen einer vortrefflichen Verpflegung, auch in den englischen Fliegerbriefen, die vielfach aus Faksimiledrucken deutscher Gefangenenbriefe bestehen. Der Ursprung dieser Briefe läßt sich nicht feststellen. Entweder und wahrscheinlich sind es Fälschungen, vielleicht auch sind sie echt und nur unter englischem Einfluß geschrieben worden. Interessant ist ferner ein französischer Fliegerbrief in schwarzweißrotem Abdruck, angeblich von einem deutschen Lehrer herrührend, der seine Kollegen auffordert, dem „preußischen Polizeistaat" den Rücken zu wenden, während ein gewisser Adolph Bieler als Elsässer wiederum jedem Überläufer eine „spätere sichere Existenz" mit obrigkeitlicher Bewilligung „garantiert".

In der ungeheuern Masse der in den besetzten Gebieten verausgabten Zeitungen nehmen die amtlichen, meist deutsch mit fremdsprachigen Texten daneben erscheinenden Verordnungsblätter einen gewaltigen Raum ein. Für Belgien gibt es ein besonderes „Gesetz- und Verordnungsblatt für die okkupierten Gebiete Belgiens", daneben aber noch zahlreiche andere deutsch-französische und deutsch-vlämische Blätter, auch solche für landwirtschaftliche Interessen wie den „Landmann" oder „Cultivateur". Die im Hauptquartier redigierte „Gazette des Ardennes" bringt u. a. stets ein vollständiges Namensverzeichnis der in deutsche Gefangenschaft geratenen Franzosen und wird deshalb auch in Frankreich viel gelesen und hier gelegentlich sogar in gefälschten Nummern vertrieben. Im besetzten Rußland sind die Verordnungs- und Kreisblätter und die zum Teil neugegründeten deutschen, russischen und polnischen Zeitungen Legion. Manche erscheinen zweisprachig, die „Grodnower Zeitung" und die „Suwalkier Nachrichten" dreisprachig; eine eigenartige Stellung nimmt eine jiddische Zeitung in Lodz ein, die sich nur an Israel wendet, und auch die „Pinsker Zeitung" ist insofern ein Original, als man sie zeitweilig auf grünem und rotem Papier druckte, weil man weißes nicht zur Hand hatte. An Kriegszeitungen der Heimat sind dreißig vorhanden, an Feld- und Schützengraben-Zeitungen über die doppelte Anzahl. Da gibt es nun solche, die in Etappenstädten in allmählich guteingerichteten Druckereien unter einem trefflichen Redaktionsstabe hergestellt werden, wie die berühmt gewordene „Liller Kriegszeitung" unseres

Merseburger Plakat für die Hindenburgspende

Freundes Paul Oskar Höcker, von der heute schon vollständige Exemplare mit tausend Mark und höher auf dem Antiquariatsmarkt verzeichnet werden, und die auch besondere illustrierte „Kriegsflugblätter" herausgibt. Und wieder andere, die sich nach bestimmten Heeresgruppen benennen wie die in Wilna erscheinende „Zeitung der X. Armee", die der Bug-Armee, der Armee Woyrsch usw.,

Digitized by Google

Englisches Werbeplakat für den Heeresdienst

in ihrer Vaterlandsliebe, ihrer Treue, ihrer Heimatssehnsucht, ihrem unversiegbaren Humor! — Unter den feindlichen Schützengrabenzeitungen ist „Notre Rire" eine der ältesten: inhaltlich ähnlich den deutschen, aber gepfefferter, zotenhafter, oft auch nachlässig vervielfältigt.

Ich müßte den Rahmen dieser Plauderei weit überschreiten, wenn ich noch auf die vielen, vielen Divisions-, Regiments-, Bataillons- und Kompagnie-Zeitungen und auf die bestimmter Plätze wie der Feste Boyen, der Stadt Lötzen, von Tauroggen, von Nowogrodek u. a.

also kurzweg besondere Armee-Zeitungen, und weiter solche, die ursprünglich zwischen Kampfpausen in der verlassenen Druckerei eines zerschossenen Nestes als Einzelnummern an das Licht des Tages traten, um später lückenloser fortgesetzt zu werden, wie der „Landsturmbote von Briey" und die „Neuesten Nachrichten von Stenay", die schon im Herbst 1914 begründet wurden. Auch die sogenannten Schützengraben-Zeitungen haben mannigfachen künstlerischen Ausbau erhalten; Titelbilder wie die hier wiedergegebenen des „Drahtverhau" und der „Sappe" können selbst eine strengere Kritik vertragen. Wundervoll, wie sich in allen diesen Blättern — dem „Champagne-Kamerad", dem „Meldereiter aus dem Sundgau", „Zwischen Maas und Mosel", „An Flanderns Küste", „Der Grabenbote", „Der kleine Minenwerfer" und wie sie sonst noch heißen — die Seele des deutschen Soldaten widerspiegelt:

Englisches Werbeplakat

eingehen wollte. Erwähnen möchte ich aber doch noch eine journalistische Neuheit dieser Zeiten: die Kriegszeitungen deutscher Firmen, von denen die Weltkriegsbücherei ein halbes Hundert enthält. Die Anregung dazu ging von dem Begründer der Bücherei aus, Herrn Richard Franck, und fand einen so kräftigen Widerhall, daß heute zahlreiche große Firmen ihre „Mitteilungen" in das Feld gehen lassen — ich nenne nur Krupp, Stollwerck, Leibniz, Henkel, Edler & Krische, die Große Leipziger Straßenbahn, die Deutsche Bank, die Hamburg-Amerika-Linie. Die Angestellten in Feldgrau sind natürlich die treuesten Mitarbeiter, und der Hauptzweck dieser Blätter ist, daß sie auch in der Ferne die Fühlung mit der friedlichen Arbeitsstätte daheim nicht verlieren. Auf die ebenfalls recht umfangreiche Gruppe der Zeitungen und Zeitschriften für die Lazarette, für Kriegshilfe und Kriegswohlfahrtspflege will

Digitized by Google

Französische Marke für Kamerun

Französisches Notgeld

ich nur flüchtig hinweisen, um mich dem Gebiet der Graphik zuzuwenden, das hier so ziemlich alles umfaßt, was vom Riesenplakat bis zum winzigsten Reklamebildchen zu Kriegszwecken in drei Jahren geliefert worden ist.

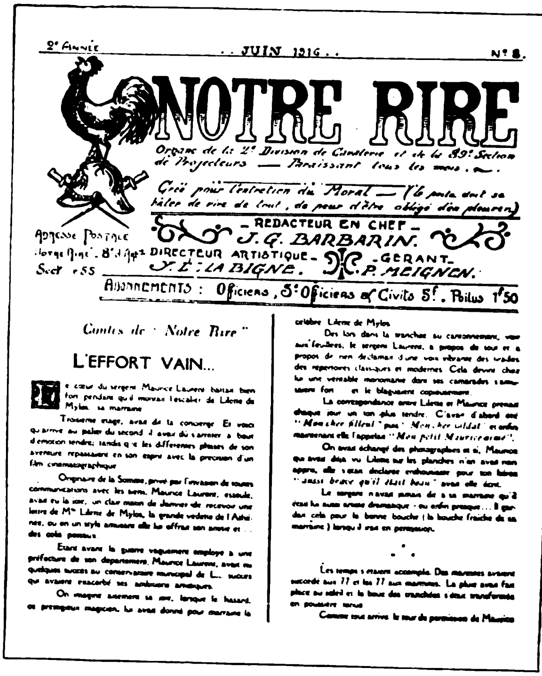
Französische Marke für Kamerun

Ein Krieg erfordert vor allem Geld. Das war nicht erst Montecuccolis Ansicht, es ist immer so gewesen und wird auch immer so sein. Die Werbeplakate für die Kriegsanleihen stehen deshalb in erster Reihe, und dann folgen unübersehbar die für besondere Zwecke: für Liebesgaben, Invaliden, die U-Bootsleute, die Soldatenheime, die Feldbüchereien, für Opfertage und Wohltätigkeitsfeste. Da kommen bei uns denn nun alle künstlerischen Richtungen, Anschauungen und Auffassungen zu Wort, und manches Meisterwerk ist entstanden wie Erlers Mann im Sturmhelm für die sechste Kriegsanleihe, Bernhards in der Heimat ganz unbekannt gebliebenes prachtvolles Werbeplakat für die Feldgrauen, Hohlweins Entwurf für eine Gefangenenspende und Stövers figurenreiches Plakat „Schafft Soldatenheime!“ Daß das Schaubild für die Merseburger Hindenburgspende bei Krupp in Essen hergestellt wurde, ist schon aus dem Vorwurf der Darstellung ersichtlich. Wirksam bei aller Einfachheit ist auch der Werberuf für Feld-Büchersendungen und das dräuende Geschützrohr auf dem Plakat der Bremer Kriegsausstellung. Als Beispiel eines der vielen Bildplakate für Wohltätigkeitsfeste ist noch das für eine Aufführung

Französisches Plakat zu einer Wohltätigkeitsveranstaltung

von Schönherrs „Volk in Not“ am Deutschen Volkstheater in Wien angefügt worden, und als eindrucksvolles Beispiel patriotischen Wandschmucks Gehrkes Aquarell „Es kommt ein Tag . . .“

Es ist müßig, darüber zu rechten, ob die Kunst im allgemeinen in dieser Zeit gewaltiger Tatkraft einen höheren Aufschwung genommen hat oder nicht. Bei der Plakatkunst kann man es wohl bejahen, obschon natürlich unter den vielen tausenden sich auch Minderwertiges, unter den Kriegsfilmanzeigen sogar manche Schauerlichkeit findet. In Deutschland tritt zu der sonstigen bildlichen Werbetätigkeit noch die für die Nagelungen hinzu, in England die für den Rekrutenfang. Man hat diese englischen Werbeplakate, deren Ausfuhr in neutrale Länder übrigens verboten wurde, bei uns ziemlich geringschätzig betrachtet und sich vielfach über sie lustig gemacht. Aber es muß doch gesagt sein, daß sie den plakatistischen Stil außerordentlich gut treffen (mit Ausnahmen natürlich) und trefflich ihren Zweck erfüllen. Der winkende Kitchener beispielsweise ist das Muster eines Werbebildes, während die auffordernde greise Mutter schon mehr in den Geschmack des Kitsches hinübergleitet.


2e Année .. JUIN 1916 .. No 8.
NOTRE RIRE
Organe de la 2e Division de Cavalerie et de la 89e Section de Projecteurs — Paraissant tous les mois.
Créé pour l'entretien du Moral — (Le poilu doit se tâter de rire de tout, de peur d'être obligé d'en pleurer)
Adresse Postale Secteur 55
— REDACTEUR EN CHEF — J. G. BARBARIN.
— DIRECTEUR ARTISTIQUE — LA BIGNE.
— GERANT — P. MEIGNEN.
Abonnements: Officiers, Sous-Officiers et Civils 5f. Poilus 1f50

Contes de „Notre Rire“

L'EFFORT VAIN...

Titelseite einer französischen Schützengrabenzeitung

In Frankreich haben Künstler wie Abel Faivre, Léandre, Groux, Willette, Vallotton, Steinlen, Poulbot sich der Kriegsplakate angenommen und teilweise Hervorragendes geschaffen. Ein Werk voll Glanz und Feuer geben wir auf S. 360 wieder: Faivres rufenden Poilu, herrlich in Gebärde und Haltung — und daneben als guten Einfall den aus einem Goldstück auf einen unterliegenden deutschen Soldaten springenden gallischen Hahn: die Zeichnung für ein Geldopfer-Plakat. Sentimentaler sind im allgemeinen die italienischen Plakate, auch mehr für den Geschmack der breiten Masse berechnet, ungleich besser die russischen. Natürlich haben unsre Kriegsanleihen auch die Karikatur herausgefordert. So vertrieben die Ententemächte anläßlich der sechsten Anleihe, hauptsächlich durch ihre Propagandastellen in der Schweiz, einen frechen Bilderbogen, der in der Mitte einen zerlumpten bettelnden Deutschen mit dem Hut in der Hand darstellt, während den Untergrund der Karikatur eine Auswahl deutscher Geldscheine in an sich vorzüglicher farbiger Wiedergabe bildet.

Titelseite einer Nummer der Quedlinburger Gefangenenlagerzeitung

Solcher harmloser karikaturistischen Bilderbogen bringen wir noch einige: einen

bulgarischen auf den U-Bootkrieg, wie alle ihrer Art derb, primitiv, ein wenig bäuerlich-rüpelhaft, aber packend, ferner einen deutschen Bilderscherz „Ex libris Bureau Reuter" und eine flotte französische Zeichnung, die ängstliche Neugier der Pariser in Erwartung eines Zeppelin-Angriffs darstellend. Besser noch sind die französischen volkstümlichen Bilderbogen, die in ihrer Art den Neu-Ruppinern entsprechen, aber doch künstlerischer sind und zuweilen an die handkolorierten Soldatenlithographien der Empirezeit erinnern. Ganz reizend sind ferner die mit der Hand nachgetuschten Bilderbogen auf Japanpapier und in japanischem Geschmack, die ein Pariser Verleger herausbrachte; sie sind meist in Fächerform gehalten und sollen wohl eine Verbeugung vor dem Bundesgenossen im fernen Osten sein. Auch Willettes anmutige Zeichnung zu einer Journée du Poilu zeigt, auf welcher Höhe die französische Kriegsgraphik steht. Freilich kann man in den Räumen der Weltkriegsbücherei auch in ihre Niederungen steigen. In welcher Weise in den Witzblättern, auf illustrierten Postkarten und selbst in kostbar ausgestatteten und teuern Veröffentlichungen unser Kaiser, der Kronprinz, unsere Verbündeten, Heerführer und Soldaten bildlich beschimpft und in den Kot gezogen werden, das läßt sich wahrhaftig nicht mit Worten

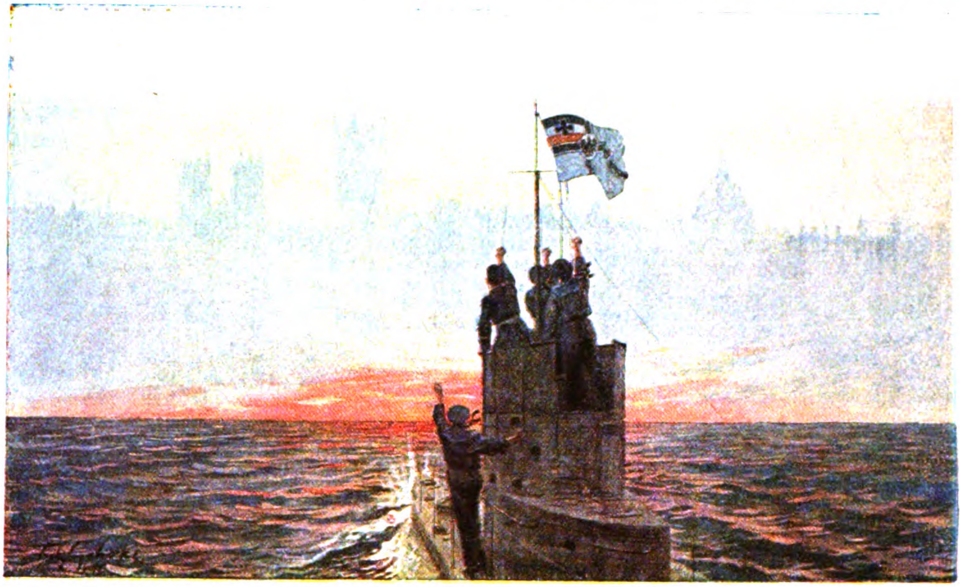
Werbeplakat von Ludwig Hohlwein

Ausstellungsplakat
Entworfen von Magda Koll in Bremen

beschreiben. Gauthier, d'Ostoyer, Huard, Domergue u. a. schwelgen geradezu in bluttriefenden Abscheulichkeiten. Aber sie werden von den Italienern noch übertroffen. Das Grauenhafteste schuf in dieser Beziehung ein Künstler der Martinelli-Schule in einer sadistisch-satanistischen Bilderfolge, die ungeheuer bezeichnend ist für den sittlichen Tiefstand dieses verrückt gewordenen Volks. Auch bei uns sind ja zu Beginn des Krieges einige Serien Bilderpostkarten erschienen, auf denen die feindlichen Staatsoberhäupter häßlich karikiert wurden; sie wurden sofort vom Oberkommando verboten, und zwar von Rechts wegen — aber sie sind von wahrhaft kindlicher Harmlosigkeit den romanischen Greueln gegenüber.

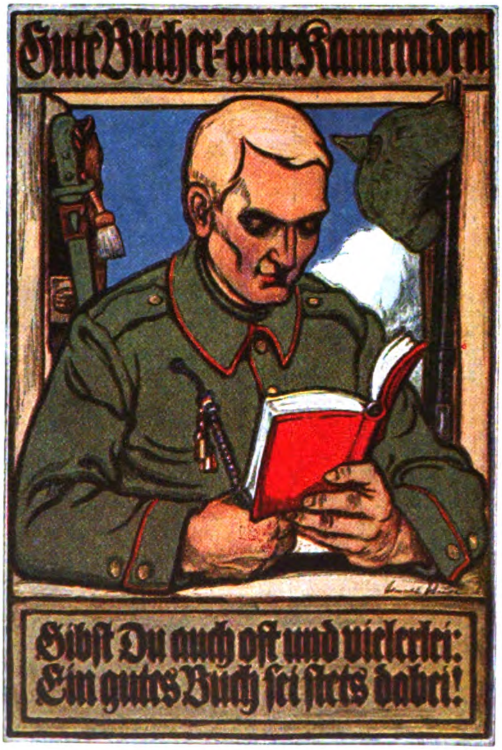
Die Bücherei hat auch ihre Geheimabteilungen, in denen die unter der Hand verbreiteten, der Zensur geschickt entzogenen Flugblätter und hektographierten Rundschreiben der Feinde im Inland aufbewahrt werden: das ganze giftige Agitationsmaterial jener abseits stehenden Parteien, die in einer antimonarchischen und anarchistischen Revoltierung der Geister das Heil der Zukunft sehen. Dazu gesellen sich die Schriften der pazifistischen Weltverbesserer, die gegen bestimmte Persönlichkeiten gerichteten Pamphlete, Aufforderungen zu Massenstreiks und verbrecherischen Anschlägen u. dergl. m., ein Berg von Schriftstücken, die man in späteren Zeiten einmal mit seltsamem Empfinden

Digitized by Google



Ein Beispiel patriotischen Wandschmucks: „Es kommt ein Tag ...“ Kunstblatt nach einem Aquarell von Fritz Gehrke (Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig)

lesen wird. Auch eine Anzahl geheimer Armeebefehle befindet sich unter Verschluß, darunter der berühmt gewordene einer verbündeten Heeresleitung, der sich gegen das Verhalten eines Infanterieregiments richtet. Ein anderer Schrank enthält in dicken Bänden die einheimischen Maueranschläge, die Verordnungen des Berliner Magistrats und weiterer Stadtbehörden, des Oberkommandos in den Marken, der verschiedenen Zivilverwaltungen, die militärischen Ankündigungen bei Besetzung feindlicher Städte, die Veröffentlichung von Urteilsvollstreckungen wegen Spionage und Hochverrat. Eine bunte Musterkarte tut sich da auf. Wir schauen nach Frankreich, Belgien, Kurland, Polen, Österreich-Ungarn, Rumänien, Bulgarien hinein; in zollangen Buchstaben leuchten uns die englischen Maueranschläge entgegen und daneben die irischen Revolutionsplakate aus den Monaten Mai bis September 1916. Ein großes Pathos klirrt aus den Maueranschlägen der République française; Poincaré, Viviani, Deschanel reden immer nur mit heroischen Gesten, auch noch der Grand meeting en l'honneur de la révolution russe vom 1. April d. J. wird unter berauschenden Phrasen angekündigt. Um so komischer wirkt die Begrüßung der überrumpelten Elsässer aus dem Hauptquartier der ersten französischen Armee unter dem 4. September 1914, die mit folgenden Worten anhebt: „D' franzeesche Armee isch in's Elsaß kumme, wu se ewerall die Ditsche famos zruckgschlage



Deutsches Plakat für Feld-Büchersendungen
Entworfen von Oswald Weise

het ...“ Ein Seitenstück zu dem gemütlichen Tonfall bildet höchstens das Manifest des Zaren an seine lieben Juden in jiddischem Jargon. Tragödien wiederum erzählen die Maueranschläge aus Ostpreußens Russenzeit, beginnend mit einem Extrablatt des Memeler Kreisblatts vom 5. August 1914, in dem der Landrat die Grenzbesitzer auffordert, nicht voreilig Haus und Hof zu verlassen, und mit dem Aufruf des Oberbürgermeisters von Tilsit vom 13. September desselben Jahres: „Drei Wochen haben wir unter russischer Befehlsgewalt gelebt, die uns eine Ewigkeit schienen ...“ Wieviel Leid, wieviel Mut und Entsagung spricht aus diesen Ankündigungen, die Blatt um Blatt mit den herrischen Befehlen der russischen Kommandierenden wechseln! —

Überaus reich ausgestattet ist die Denkwürdigkeiten-Abteilung, in der wir u. a. auch Abzüge der Ehrendiplome finden, die den deutschen Heerführern, verschiedenen Ministern und anderen hervorragenden Persönlichkeiten von unseren Hochschulen verliehen wurden. Drollig sind die Sprachführer für die französischen Soldaten im Ober-Elsaß, noch drolliger die für die englischen Tommys in Frankreich. Da heißt es beispielsweise: „English: I am English. French: Je suis Anglais. Pronounced: Sher swee songlay.“ Wer das verstehen soll, muß schon gewaltig aufpassen. Unter den Entlausungsscheinen befindet sich auch einer der X. Armee, der nach einem

Wiener Plakat zu einer Wohltätigkeitsaufführung

Plakat für ein Nagelungsdenkmal
Entworfen von Adrian Boller

künstlerischen Entwurf hergestellt ist und dessen humoristische Fassung unwillkürlich zu fröhlichem Lachen reizt. An Notgeld ist eine Menge zusammengebracht worden. Zwei dieser Scheine haben wir abgebildet, einen Gutschein der elsässischen Gemeinde Krüth und einen Frankenzettel der Stadt Herve. Vielfach ist unter dem Drucke der Zeit auch von kaufmännischen Firmen Notgeld verausgabt worden, gelegentlich sogar von reichen Privatpersonen, deren Namen Gewähr für die Einlösung bot. Am meisten wurde Frankreich mit Notgeldscheinen überschwemmt, auch in den Kolonien und Schutzstaaten. Man zeigte mir an tausend solcher Scheine aus Marseille, Bordeaux, Dieppe, Tunis, Algier, Bastia, Ajaccio, andere aus Konstantinopel, Jaffa, Bukarest, Jassy, Athen. Die Not der Zeit hat manche Seltsamkeit hervorgerufen, u. a. den hier wiedergegebenen Passierschein aus Sennheim, den der stellvertretende Bürgermeister für einen Bäckergesellen im Granatfeuer ausstellte. Endlich sei noch eine Anzahl Albums erwähnt mit überstempelten Briefmarken, die in den besetzten Gebieten verausgabt wurden. Einen großen Raum nimmt schließlich die Lebensmittelkarten-Sammlung ein, an deren Hand man ziemlich genau den allmählichen Rückgang des Verbrauchs in den verschiedenen Ländern studieren kann.

Wie die Dichtung, so hat der Krieg auch die Musik befeuert: die Musikaliensammlung wächst von Tag zu Tag — allein an Hindenburg-Hymnen und -Liedern sind hunderte vorhanden. Weniger beackert wurde dagegen das dramatische Kriegsgebiet. Ein paar Revuen und Possen ziehen die große Zeit in ziemlich banaler Weise in die Bühnenbilder hinein — ein ernsthaftes Drama, das sich mit den Fragen unserer Tage beschäftigt, gibt es noch nicht.

Es wäre noch mancherlei zu erzählen, z. B. von jenem Eckschrank, der eine Menge höchst wunderlichen Materials zu dem Kapitel vom Kriegsaberglauben enthält, oder von den unendlich langen Listen, die bei uns und den Gegnern die Beschlagnahmen verzeichnen, oder von den trefflich geführten Zeitungsausschnittbüchern, in denen alle möglichen Themen des Tages gruppenweise vereinigt sind — aber es ist an der Zeit, daß wir unseren Spaziergang beenden. Die Weltkriegsbücherei wird vermutlich keiner größeren Bibliothek angegliedert, sondern als selbständiges Unternehmen weitergeführt und erhalten bleiben. Sie ist ja leider noch lange nicht abgeschlossen. Die umfangreich ausgebaute Dublettenabteilung ermöglicht zudem einen regen Tauschverkehr mit anderen Sammlungen, nicht nur in Deutschland, sondern auch in den neutralen Ländern, sogar in Frankreich. Die Friedensverhandlungen sollen den Abschluß bilden, den Einschlag der Kette. Hoffentlich krönen sie auch das gesamte Werk.

Bilderbogen zur Verhöhnung der deutschen Kriegsanleihe (In der Schweiz hergestellt)

Aus einem Plakat „Schafft Soldatenheime." Zeichnung von Ida Ströver

Digitized by Google

Zwei Briefe

Von Rita von Gaudecker

Wendhagen, 8. 1. 17.

Nun schläft das Haus, und meine Koffer stehen gepackt um mich herum wie stille Mahner. Es ist der Abschied! — Es bedürfte dessen nicht, jeder Tropfen Blut sagt mir das gleiche. Wie laut und beharrlich singt doch unser Blut. Wir schließen die Augen und legen das Gesicht in die Hände, und in tausend Adern ruft und spricht und klopft doch unser Blut — all das, all das immer wieder, was die geschlossenen Augen nicht sehen wollen. Aber heute will ich alles sehen, heute blicke ich grade und ruhig all dem in die Augen, was so lange war, mir will es scheinen, was immer war, solang ich denken kann. Und dies eine bist Du. Ich denke, Du wirst nicht erschrecken, denn Du hast es ja vielleicht auch immer gewußt, fast ebensolange wie ich. Nur gab es noch keine Zeit, in der ich es Dir ruhig hätte sagen können, ohne mein Heiligstes zu verletzen, den stillen, zarten Stolz, nur das verschenken zu wollen, was heiß gefordert wird. Das ist nun anders. Mir ist, als dürfe ich frei und furchtlos Dir hinreichen, was Dich vielleicht erquickt in bitter, schwerer Stunde. Ich weiß, daß Du verlorst, was nur ein Mann da draußen verlieren kann: Vater, Bruder, Freund und soviele heiß geliebte Kameraden. Der Sturmwind dieser Jahre nahm uns allen viel, Dir das meiste. Die Freunde, die durch lange Jahre alles wußten, was uns kränkte, beugte und in uns lachte Tag für Tag — ach, sie ersetzt uns keiner. All die bittre Sehnsucht, die sie uns nun kosten. Und doch denke, bitte, keinen Augenblick, es sei Mitleid mit Dir und den Lücken Deines Lebens, was mich heute sprechen läßt. Nein, es ist nur der wunderbare, unstillbare Durst dieser Jahre, frei und wahr zu sein, zu leiden und zu schenken, wie unser unsagbar liebes Vaterland.

Ich sehe rings um mich: eine harte, klare, winterliche Nacht steht über dem Garten, es will bald schneien. Auf dem knirschenden Kies verhallen die Schritte des Nachtwächters. Der alte Thoms, wie oft hat er uns als Kinder bewacht. Dich und mich, wenn wir frierend am Fenster standen und hinaus sahen, ob über den Tannen der Mond emporsteige. Und in der abenteuerlichen Seligkeit der Jugendstunden war er der gute, schützende Geist — ach, vielleicht mehr, als wir wußten. Wie zitterten oft meine Hände, wenn sie neben den Deinen auf der Fensterbank lagen — der Zwischenraum schien gar so klein und die Sehnsucht so übergroß. Und doch blieb sie immer neu erstickt, und still, und ruhig hallten unsere Schritte durch den weiten Saal, wenn wir uns trennten. Wieviel warst Du bei uns, seit Deine Mutter starb. Ich weiß noch, wie eigen mir wurde, wenn Mama von Dir sagte: „Er ist der Sohn meiner verstorbenen Freundin.“ Das klang meinem kindlichen Sinn so unendlich einsam und feierlich. Und noch rascher und glücklicher schlug mein Herz Dir entgegen. Warum ich Dir dies alles schreibe? Ach, daß der Zauber jener süßen Jugendstunden in all Dein hartes Erleben sinken möge wie der Tau auf starr gefrorene, aufgewühlte Ackerschollen! — Weißt Du noch: der große Apfelbaum und die kühlen, feuchten Früchte, die man durstig an die Lippen preßte? Schauernd trank man den säuerlichen Saft der halbreifen Früchte. Und in den regennassen Himbeerstauden streiften wir die kleinen, weichen, roten Beeren eilig in die Hände und steckten sie einander zerbröckelnd zu. Dann aber knarrte die weiße Tür, und wir wurden gerufen. Es war Abend, und die grün verschattete Lampe brannte im Erker. Die Alten waren so müde — ach, wir nicht! Die Fenster standen weit offen und in den alten Lindenzweigen huschten die Fledermäuse. Du lachtest über meine Angst. Und Du nahmst die rote Billardkugel und ließest sie hin und her rollen auf dem grünen Tuch. Ich versuchte sie mit der weißen Kugel zu treffen. Eine Art Grimm kam über mich, als könnte ich Dir weh tun, mich für irgend etwas rächen, wenn so schnell und klingend eine Kugel die andere traf. Mein Gesicht glühte noch, wenn ich schon in den Kissen lag. Und Mutters Hände strichen mir die Haare zurück und ihre Lippen sagten: „Mein wildes Kind!“ Ob sie es heute noch sagen würde, wenn sie neben mir stände? „Mein wildes Kind“ — das beugte mich so tief unter ihre weichen Hände und tat doch so innig wohl.

Einen Abend hab' ich sie leise gebeten: „Geh auch zum Wolf.“ Ob sie dann wirklich bei Dir war? Ich hab's mir den Abend leise hergesagt: „Mein wilder Wolf.“ Das klang mir so lieb. ‚Mein wilder Wolf‘ — wenn ich das heute über meinen Brief geschrieben hätte? Ach, Du hättest nicht gewußt, daß darin der Schlüssel meines Herzens und dieser Stunde liegt. Lange bin ich hier in Deiner Heimat gewesen, bei Deinem Kind,

Digitized by Google

bei dem großen Jungen mit dem heißen Herzen. Wenn er am ärgsten tollte und trotzte und weinte, ging's mir durchs Herz: ‚Mein wilder Wolf!‘ Du warst in ihm, so lebendig, so voll Groll und Sehnen und Unruhe. Und die ganze Unrast, das ganze Herzeleid Deiner zerbrochenen Ehe stand vor mir. Das ist nun hin — ehe es in den Kampf ging, hast Du auch die Fessel zerbrochen, und ob es mir damals hart schien, es war vielleicht doch gut, und seit ich Deine Frau sah, weiß ich, daß es nicht anders sein konnte. Sie wollte nur Stille und hat sie gefunden in der Fremde, die nun für uns Feindesland heißt — die kalte Insel, die uns den bittersten Tropfen brachte, als schon alles über uns herfiel. Und nun hat der wilde Wolf schon lange wieder seine Freiheit. — Ich habe Deine Kameraden gesprochen, so manche, die jetzt nicht mehr sind, andere, die nach hier kamen und gingen. Sie sagen, daß Du voll Unrast und Bitternis bist, nicht mehr der, den sie kannten und liebten. Weil keine Heimat Dich ruft. — Im Jungen fürchtest Du fremdes Blut, und alles andere ist in diesen Jahren verloren. Da hab' ich nicht anders gekonnt, wie an alte Saiten rühren. Mein wilder Wolf — weißt Du noch? Wie Du selbst mir in einer Winternacht sagtest, als wir im Schlitten uns so mühsam heimkämpften, und Deine Hände am Zügel starr und eisig wurden — wie Du da sagtest: „Lisa, jetzt leg' deine Hände auf meine, ich erfriere.“ Und als wir das Licht des großen grauen Hauses im dicken Flockentreiben aufflimmern sahen, sagtest Du leise: „Lisa, so tu wieder, wenn ich einmal nicht heimfinden kann. Ich erfriere sonst!“ — Mein wilder Wolf, das hab' ich klingen hören Tag und Nacht, seit ich hier in Deiner Heimat bin. Ich leg' die Hände auf Deine, mehr will ich nicht. Dein Junge ist Dein Blut, Deine Heimat ist noch Deine Heimat. Das eisige Flockengewirr dieses, Gott gebe es, letzten Kriegswinters soll Dich nicht erstarren lassen. Mein wilder Wolf, meine Liebe soll nur wärmen, nicht drücken, denn sie will ja nichts. Nur heimfinden sollst Du — so oder so — man muß es auch können, selbst wenn man es nicht mehr darf, wenn man da draußen bleibt — wenn Du den andern nachgehst, dem Vater, dem Bruder, dem Freund.

Ich gehe morgen fort, wir haben hier Weihnacht gefeiert, Dein Junge und ich. Die Ferien sind zu Ende, für ihn — Deinen Jungen und auch für mich. Mir ist's, ich käme nimmer wieder her. Aber Du — findest Du noch heim? Lisa.

❀ ❀ ❀

24. 1.

Lisa, Du willst nur geben und nichts nehmen, Du bist stolz. Ich hätte ja auch nichts. Nur ein zerbrochenes Herz. Und ein furchtbares Heimweh — das aber erst, seit Dein Brief kam. Lisa, er schmerzt wie das Schneiden und glühende Zucken in Gliedern, die am Erstarren waren. Es sind wohl Deine lieben, lieben Hände, die auf den meinen liegen. Sie werden da noch lange liegen müssen, ich erfriere sonst. Ich hab' so vieles verloren, auch fast mein Kind, fast mich selbst. Ich kann heute nichts, nichts sagen, als: ‚Laß Deine Hände liegen, sie sind das einzige, was noch heilen kann!‘ Ich hab' solch Heimweh, ach, Lisa, ob ich gehe oder bleibe, ich sehe nun doch ein Licht. Gott hat es mir in Dir angezündet. Es zuckt und kämpft noch so mühsam. Laß es bitte nicht auslöschen. Ich bin Dein wilder Wolf.

Middelkerke

Weiß taute der Himmel und leuchtete schwer,
Aufkeuchte die Flut über Damm und Wehr.
Zerborst'nes Geschütz stand eingestemmt,
Zwischen Triebsand und splitternde Balken geklemmt.
Feucht glänzte das donnerschwangere Rohr
Und heulte den letzten Schuß hervor.
Klagend strich er in schwingende Luft,
Terrasse und Düne starrten wie Gruft.
Grau stand auf Grau und ein Scheinwerfer blitzte,
Der jäh in die Glätte Lichtfurchen ritzte.

Manfred Georg

Digitized by Google

Die Kreuzstraße in Bielefeld
Radierung von Paul Kottenkamp

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Clara Viebig, Töchter der Hekuba (Berlin, Egon Fleischel & Co.) — Georg Frhr. von Ompteda, Der Hof in Flandern (Ebenda) — Edwin Emerson, Mit den deutschen Heeren, Kriegsberichte eines Amerikaners (München, Franz Hanfstaengl) — Hans Raithel, Die Stieglhupfer (Leipzig, C. F. Amelang) — F. Gräfin zu Reventlow, Das Logierhaus zur schwankenden Weltkugel (München, Albert Langen) — Walter von Molo, Geschichten von Ludwig Thoma, ausgewählt und eingeleitet (Ebenda)

Es ist zufällig der 28. August, Goethes Geburtstag, an dem ich darangehe, diesen Strauß meiner jüngsten „Lese" zusammenzubinden — beiseite gesagt: einen bunten Herbststrauß, mit gelben und grünen Blättern, auch ein paar kräftige Distelköpfe fehlen nicht —, da scheint es wohlgetan, das Auge ein Weilchen Meister Wolfgangs edler Gestalt zuzuwenden, gleichsam zum erfrischenden Seelenbad vor der Tagesarbeit. Ein Blick auf das Profil des jungen Goethe genügt, uns zu erinnern, warum und wie dieser ewige Jüngling von einem Kunstwerk verlangen mußte, daß es „mit kühnem und freiem Geist" gemacht sei, warum und wie er alles liebte, was stark und frisch und froh und gesund war.

Solch ein Morgen- und Seelenbad gibt die rechte Stimmung, sich in der Schriftwelt unserer Zeit prüfend umzuschauen, es erleichtert sogar die widerborstige Aufgabe, einem Zeitgenossen, den man aus innerster Schätzung verehrt, Unerfreuliches über sein Jüngstes sagen zu müssen, weil es arg mißraten ist. Clara Viebig heißt dieser Zeitgenosse, und es ist nicht der letzte Vorwurf, den ich ihrem jüngsten Roman: „Töchter der Hekuba" (Berlin, Egon Fleischel & Co.) mache, daß er durchaus vom Gegenteil eines kühnen und freien Geistes zeugt und sich mit erstaunlicher Sicherheit fernhält von allem, was wir als stark und frisch und froh und gesund lieben.

Clara Viebig, deren wurzelfeste Triebstärke wir noch jüngst mit vollem Herzensanteil in ihrer „Heimat" spürten, wo des Windes Odem am Hohen Venn den Klang waldverborgener Glocken heraufweht und verloren mit den weißen Moosziрfeln der Ebereschen spielt, die den Chausseerand säumen — Clara Viebig hat sich in den „Töchtern der Hekuba" wieder auf ihren seit Jahren deutlich erkennbaren Arbeitsplan der documents humains besonnen, sie unternimmt es, diesen Urkunden ein Zeitbild aus dem dritten Kriegsjahr einzufügen, gesehen durch das Temperament der Frau schlechthin — allzu schlechthin. Halb Frauensorgen, halb Zola im Herzen, dessen Spuren hier wieder greifbar deutlich sind, hat sie zu dieser „Urkunde" ihre Vorbereitungen mit der peinlichen Gewissenhaftigkeit eines Registrators getroffen. Sie hat Typen gesammelt. Sie hat ein bis zur Vollständigkeit umfassendes Verzeichnis aller Unannehmlichkeiten, vornehmlich geschlechtlicher Art, zusammengetragen, denen ein Frauenschicksal während des Krieges ausgesetzt sein kann, ohne jede künstlerische Verknüpfung. Das Ganze ist eine einseitige Anhäufung der daheim empfundenen Nachtseiten dieses Krieges; die Elendsmalerei der achtziger Jahre übertragen auf das Berlin von 1915—16, mit dem stark hervortönenden Leitmotiv unbedingter Frauenselbstsucht, mit der Perspektive eines Vorortwaschkellers. Keiner, der menschlich empfindet, wird den Leiden der Frauen daheim und namentlich den Entbehrungen und Nöten in der Großstadt sein herzliches Mitgefühl versagen — wir leiden überdies alle darunter —, aber es ist verfehlt, diesen Gesichtspunkt als das eigentliche menschliche Dokument des Krieges hinzulegen. Gleich zu Beginn wird ein Grundgedanke des Buchs so ausgesprochen: „Wieviel besser es die Männer hatten. Sogar an der Front ... Die Frauen hatten es schwerer." Abgesehen davon, daß eine solche auf Neid und Ichsucht zurückführende Abwägung der Lasten in Zeiten schlimmster Volksgefahr recht — sonderbar anmutet, ist sie auch ungerecht und unwahr. Das bittere Sterben von hunderttausenden hoffnungsvoller Jungmännern da draußen, die stete Todesgefahr, die Höllenschrecken des modernen Vernichtungskrieges wiegen denn doch etwas schwerer als die hier geschilderten Frauenleiden; aber jene Taten sind feldgrau, sie verschwinden in ihrer eigenen Menge, darum sieht sie das Auge der Verfasserin nicht, sie sieht nur ein Dutzend Hutzelweibchen vor dem Heringsladen Reihe-stehen, oder daheim nach dem Manne lechzen. Der ewige Kehrreim in den Klageliedern dieser „Töchter" lautet: „Was zuviel ist, ist zuviel." Gewiß; und was zu schwarz ist, ist zu schwarz; was zu platt ist, ist zu platt. Dieser tiefsinnige Vernunftschluß ist unanfechtbar, aber daß er die geistige Horizontlinie eines ganzen Romans hergibt, scheint doch übertriebene Bescheidenheit im Begrifflichen. Clara Viebig merkt offenbar gar nicht, daß viele der von ihr geschilderten

Digitized by Google

Griesgrams Vertreibung. Gemälde von Moritz Baurnfeind

Digitized by Google

Digitized by Google

Frauenschicksale aus der sinnlichen Überhitzung dieser Gestalten hervorwachsen; das meiste dreht sich um einen Punkt — sie aber macht in allen Fällen den Krieg dafür verantwortlich. „Ein furchtbarer Haß gegen den Krieg stieg in ihnen auf." Wir lieben diesen Krieg alle nicht, aber deshalb mit der Gebärde des Hasses die Hände in den Schoß legen oder gar durch übertriebenes Wehklagen die Kriegsmüdigkeit unserer Feinde verscheuchen, den Krieg verlängern, heißt denn doch die Vernunft-Abstinenz übertreiben. Das Dasein der menschlichen Gesellschaft gründet sich auf gewisse notwendige Einzelpflichten, die erst gemeingültige Werte schaffen. Davon scheinen die Viebigschen „Töchter" nichts zu wissen; sie können nur stöhnen und jammern: „Es ist zuviel, zuviel." Eine Wahrnehmung drängt sich auf: wir haben schon lange vor dem Kriege oft genug in den Zeitungen von jungen Großstadtmenschen gelesen, die sich wegen einer schlechten Zensur, oder weil sie nicht versetzt waren, das Leben nahmen. Dieser wahrhaft erschreckende Mangel an seelischer Widerstandskraft ist es, der auch die Töchter der Hekuba auszeichnet. Mag ihnen Butter, ein Hering oder ein Mann fehlen: „Es ist zuviel" bleibt ihr ewiges A und O. Wenn das wirklich der Geist wäre, der die Mehrzahl der deutschen Frauen beseelt, so hätte — sagen wir es ruhig heraus — unser Volk den Untergang oder doch die Rangordnung eines Kleinstaates verdient und wir könnten je eher desto besser den Frieden schließen, der dazu führt. Aber glücklicherweise ist dem nicht so. Wer das weibliche Geschlecht in Deutschland nicht aus der Schusterperspektive eines Kellers in der Ackerstraße ansieht, der weiß, daß unter den Frauen aller unserer Volksstämme und -schichten noch lebendiger Geist, Arbeitsmut, Vertrauen, Opfersinn und ein stilles Heldentum leben, die der Nachkommen von 1813 würdig sind.

Auch rein künstlerisch spürt man in diesem mißratenen Buch nur an wenigen Stellen die alte Kraft der Erzählerin Viebig, so in der Zeichnung der Krüger und der Dombrowski. Das Geschlechtliche, das wieder breitwürfig in den Vordergrund gerückt ist, wird mit der alten (erfreulichen) Unzimperlichkeit und dem alten Geschick behandelt; einmal, in dem näheren Bekanntwerden der Hieselhahn mit der kleinen Dietrich spürt man etwas wie epischen Fluß. Aber nur wenige Schöpfungen der Viebig leiden so an Übertreibungen und Grobkörnigkeiten bei erstaunlich engem Horizont wie diese. Von einem Aufbau der Handlung, wie er in „Absolvo te" noch meisterhaft ist — sieht man hier überhaupt nichts. Ein Kriegsmusterkoffer von Frauenschicksalen wird aufgemacht und die einzelnen Muster werden nebeneinander vorgelegt. Die Erzählerin verzichtet auf jedes feinere Kunstmittel, sie enger aneinander zu schließen. Es ist von unfreiwilliger Komik, wie die Beziehungen der Gestalten untereinander auf eben der Brücke hergestellt werden, auf der sonst gewöhnlich der Klatsch geht: Die Nachbarin, die Wäscherin, die Zimmervermieterin oder das Dienstmädchen. Wo aber auch das nicht tunlich scheint — da treffen sich die einzelnen Frauen in der Elektrischen und werden so näher miteinander bekannt. Hat die Verfasserin auf diese Weise glücklich mehr als ein Dutzend Frauenschicksale nebeneinandergestellt, so erwächst ihr nun, nach der wunderlichen Anlage dieses „Romans", die künstlerische Sorge, sie auch in Bewegung zu erhalten. Frau Viebig bietet das ergötzliche Schauspiel, wie sie die lange Reihe ihrer „Töchter" immer auf und ab läuft und jede einzelne für eine Weile schüttelt, damit sie sich bewegt. Und das soll ein Roman sein? ... Der wunderliche Titel ist in jeder Hinsicht verfehlt. Von der Hekuba (Hekabe) wissen wir, daß beim Eindringen der Griechen in das eroberte Troja sie mit ihren Töchtern am Zeusaltar Schutz suchte und auch ihren Mann, den alten Priamos, dazu zu bewegen suchte, der freilich sich doch noch schwach zur Wehr setzt und getötet wird. Meint Frau Viebig diesen Vorgang? Sieht sie die Feinde schon eindringen und will sich mit ihren „Töchtern" schutzflehend zu Boden werfen? Nach der lateinischen Schreibart Hekuba scheint Frau Viebig an die Stelle im „Hamlet" (II, 2) gedacht zu haben, die auf Virgils Aneis (II, 512 ff.) fußt und daher die lateinische Schreibart rechtfertigt. Setzen wir denn diese Stelle hierher, sie ist bezeichnend genug für das „Weib im Kriege", wie es Clara Viebig zeichnet:

Doch, wer — o Jammer —
Die schlotterichte Königin gesehn,
Wie barfuß sie umherlief und den Flammen
Mit Tränengüssen drohte; einen Lappen
Auf dem Haupte, wo das Diadem
Vor kurzem stand ...

Wer diese schlotterichte Königin und ihre Töchter bei Clara Viebig gesehen, der kann aber auch mit Hamlet aus tiefster Überzeugung sagen: „Was ist mir Hekuba, daß ich um sie soll weinen!"

An die zwei Gesichter des Janus, des Jahresgottes, wird man erinnert — sein Tempel war bekanntlich nur während des Kriegs geöffnet — wenn man nach dem Kriegsroman der Viebig den von Ompteda: „Der Hof in Flandern" liest (Berlin, Egon Fleischel & Co.). Das ist ein anderes Gesicht! Inmitten der wirklichen Schrecken des Kriegs, die blühende Länder vernichten und einen schier endlosen Totentanz von grauenhafter Wildheit zwischen Granattrichtern und Unterständen tanzen, in durchdringendem Leichengeruch und giftigen Gaswolken — sehen wir deutsche Soldaten ruhig und sicher ihre Pflicht tun, Tag und Nacht, Woche um Woche, Jahr um Jahr ... Alles atmet hier gesunde Kraft und frischen Soldatengeist. Es ist ein

Digitized by Google

Buch, das stärkt und innerlich froh macht, nicht zum wenigsten: weil man fühlt, das alles ist vollkommen wahr.

Nun kommt es mir nicht in den Sinn, etwa Ompteda gegen die Viebig auszuspielen, zu so billigem Vergleich steht mir Clara Viebig auch nach dieser Entgleisung zu hoch. Außerdem ist es mein Glaubenssatz, daß man Schriftsteller nicht miteinander vergleichen darf (weil ihr Unwägbares eben nicht gegeneinander abgewogen werden kann, ohne daß bald dem einen, bald dem anderen unrecht geschieht). Nein, auch daß Ompteda hier endlich einmal wieder einen guten, die Viebig m. E. ihren schlechtesten Roman geschrieben hat, darf uns darin nicht beirren, daß die rein dichterischen Instinkte bei ihr quellkräftiger, ihre künstlerischen Mittel stärker, ihre Menschlichkeiten urwüchsiger sind. Ompteda hat dafür andere Vorzüge. Als er einstmals vom Husarenleutnant zum Schriftsteller umsattelte, ließ er mit Bedacht die Meldekarte in der Satteltasche stecken. Er ist immer der gewissenhafte Meldereiter mit dem an Ort und Stelle aufgenommenen Kroki in der Tasche geblieben. Mit dem geübten Auge des Offizierkundschafters, der seine Sinne zur Aufmerksamkeit, seine Berichterstattung zur strengsten Gewissenhaftigkeit erzogen hat, weiß er rasch, kühl und sicher zu erspähen, was ist, und es darzustellen, ohne eine scheinbare Belanglosigkeit außer acht zu lassen. Seine Hauptstärke bleibt die Einzelheit.

Das kommt ihm hier besser zustatten, als in seinen früheren Erzählungen, weil hier wirklich manchmal Einzelheiten „Bände sprechen", wie man zu sagen pflegt. Wir alle sind mit unseren Gedanken ja so oft da draußen in den heißen Kämpfen unserer Feldgrauen, wer horchte nicht gespannt auf, wenn ein gewissenhafter Erzähler uns wahrheitstreu von dort Berichte bringt, die uns mit ihrer Anschaulichkeit buchstäblich hineinversetzen in das Leben und Treiben und — Sterben dort. Wir werden zu Gaste geladen bei dem Stabe der 347. Inf.-Division, die in einem flandrischen Hofe, der „Ferme", einquartiert ist. Ein weißhaariger französischer Baron bewohnt sie mit zwei Töchtern, von denen Laetitia mit einem capitaine, der drüben kämpft, verheiratet ist, ohne ihn zu lieben. Zwischen ihr und dem Generalstabsoffizier Major von Esserte wechselt der kleine Gott, der immer auf dem Scheibenstand ist, seine Pfeile. Aber der Krieg fordert gerade von dem Generalstäbler den ganzen Mann, so bleiben nur wenige Schäferstündchen für diese im Kanonendonner erblühte Liebe und endlich, nachdem der Hof, in dem die Bewohner eigensinnig als Kellerbewohner zurückbleiben, schon von schweren englischen Kalibern zertrümmert ist, macht ein Volltreffer dem Leben der kleinen Familie ein jähes, schmerzloses Ende. Und dem einsam in die Dunkelheit starrenden Major legt sein General wie ein Vater den Arm um die Schulter und sagt ihm flüsternden Trost: Franzosen und Deutsche werden immer Feuer und Wasser bleiben. „Vielleicht ist es besser so! Und dann denken Sie, lieber Freund, welche Arbeit für unser Vaterland noch vor uns liegt; denn wir müssen siegen und wir werden siegen. Aber dazu brauchen wir jeden Mann, jeden Säbel und auch, Esserte — jedes Herz."

Diese Liebesgeschichte bildet aber sozusagen nur die Perlenschnur, die eine lange Reihe glänzender, in sich gerundeter Schilderungen aus dem gegenwärtigen Kriegsleben zusammenhält. Das sind wirkliche Kostbarkeiten, die, vollkommen echt, ihren Wert behalten werden weit über Krieg und Kriegsgeschrei hinaus, als leuchtende Urkunden deutschen Wesens in Zeiten seiner höchsten Gefahr ... Ompteda, der in der zweiten Hälfte seines Schaffens, von 1909 ab, manchmal und auf mancherlei Weise enttäuschte, hat hier wieder festen Boden unter den Füßen, er berührt Vätergrund und ist stark wie nie. Mächtig ergriffen von dem beispiellosen Geschehen dieser Zeit, fiebernd von den steten Schwingungen und Erschütterungen aller Luftwellen an der Kampffront, zeigt er, was sonst keineswegs ein Merkmal seiner vornehmen Erzählerkultur ist, Feuer und Herz. Und wie sich die Liebe eines Schaffenden zu seinen Gestalten leicht auf den Leser überträgt, sind wir fast traurig, wenn wir am Ende des Buchs Abschied nehmen müssen von diesen Bißwang, Esserte, Rennhöfer, Kropp und wie die Prachtmenschen in Feldgrau alle heißen, selbst dem kleinen französischen Baron möchten wir, bevor ihn der Volltreffer hinrafft, die Hand drücken. Nur hie und da vergißt Ompteda, was er als Georg Egestorff schon oft vergaß, daß die Kunst des Zeichnens im Weglassen besteht, so in den Tischgesprächen des Divisionsstabs oder in umständlichen Kleinmalereien —: da legt ein Major, der sich vom General verabschiedet, „die Hand an den großen, glatten, geraden Lacklederschirm der Mütze" (ist dieser Mützenschirm wirklich so interessant, daß kein Zweifel darüber aufkommen darf, ob er, wennschon aus Lackleder, so doch ganz gewiß auch glatt und überdies groß und gerade ist?). Aber das sind verschwindende Einzelheiten, die von so großgearteten Schilderungen wie dem des feindlichen Durchbruchversuchs am Schluß, des Trommelfeuers oder der Episode des Hofschauspielers tausendmal wettgemacht werden.

Daß die Schilderungen Omptedas in ihrem Wesentlichen ungeschminkte Wahrheit sind, dafür gibt es einen einwandfreien Zeugen, den amerikanischen Obersten Edwin Emerson, der in seinem reinsachlichen Buch „Mit den deutschen Heeren" (München, Franz Hanfstaengl) unsere Truppen im Kampf schildert und hinter seinen kühlen Berichten nicht verbergen kann, wie dem alten Soldaten das Herz für sie schlägt. Wir haben in der großen Menge

Digitized by Google

gesammelter Kriegsberichte vielleicht manches Werk, das schriftstellerisch und militärisch bedeutender ist, der Wert des Emersonschen Buches liegt darin, daß ihm jede Voreingenommenheit, die bei einem Deutschen erklärlich ist, fehlt und er im Grunde doch zu denselben Ergebnissen kommt. Besonders wertvoll sind auch die Zeugnisse des Amerikaners für die unglaubliche Verlogenheit der englischen und amerikanischen Presse, die ihren Lesern noch im April 1915 weder von Tannenberg etwas verraten, noch den Namen Hindenburg überhaupt erwähnt hatte, dafür aber den Kaiser irgendwo bei den Hinterwäldlern „bei Krakau" den letzten Widerstand leisten ließ ... Ein Zeitdokument, das unanfechtbar ist!

Aber genug von Zeitdokumenten, von Krieg und Not und Sorge! „Flieh! auf! hinaus ins weite Land!" Wen in des Tages Lasten einmal eine plötzliche Sehnsucht anweht nach Wipfelrauschen im Dämmerwind, oder nach dem Grasgeruch einer Berglehne, wo der wilde Thymian blüht, nach Quellgeriesel und dem Holzbrandruch eines Bauerndörfchens, der stecke sich getrost Hans Raithels kleinen Roman „Die Stieglhupfer" (Leipzig, C. F. Amelang) in die Tasche und lange den Wanderstock hervor. Er kann versichert sein, daß ihn unterwegs aus den Seiten dieses zeisiggrünen Büchleins kein griesgrämlich Auge anblicken wird, auch schwere Gedanken werden ihn nicht belasten, Sorge, Mißmut, Ärger bleiben sicherlich ferne davon. Dieser Stieglhupfer — welch ein lustiger Name schon — ist ein munter plaudernder Weggenoß, dem die Lebensfreude aus den Augen blitzt und das Juhu! nicht in der Kehle rostet. Freilich zur sogenannten Literatur gehört die Erzählung nicht, und schmalbrüstige Ästheten werden die weiße Nase bis zur Verwechslungsmöglichkeit mit einem geknüllten Taschentuchzipfel rümpfen über die simplen Liebesabenteuer des Knechts Adel, der sich nach der Mutter Rat eine bessere Hälfte sucht und trotz Müh und List und Prügel doch von der ersehnten Lies abstehen muß, nachdem er wie der edle Ritter Don Quichote seine Schwärmerei mit ein paar gebrochenen Rippen bezahlt hat, dafür aber als ein Genesener bei der molligen „Wirtin", einer begüterten Witib, unterschlüpft. Das Bauernleben eines oberfränkischen Dörfleins ist hier mit ungekünsteltem, aber kraftvollem Realismus gezeichnet, ohne literarische Absichten, ohne Rührseligkeit und Tüftelei; was die Hauptsache ist: diese schlichten Bauerngestalten mit ihren schwerfälligen Gebärden, ihrer Pfiffigkeit, ihrem Geiz, ihren Frühlingsregungen und ihrem hinterhältigen Humor — leben und ein lebender Bauernbursch ist schließlich mehr wert als drei tote Könige von Heimsen.

Wer die Gegensätze liebt, greife nach diesem Buch zu einem, das die zierliche Hand der Gräfin F. zu Reventlow geschrieben hat. Das ist eine andere Welt. Schon in der Form. Was man, in Raithels Art, Erzähler nennt, ist eigentlich die Gräfin zu Reventlow nicht, wenigstens nicht in ihrem Novellenbuch: „Das Logierhaus zur schwankenden Weltkugel" (München, Albert Langen), aber dafür weiß sie vortrefflich zu — plaudern. Für solch ein Büchlein genügt dies leichte Plätschern, das an einen Springbrunnen erinnert, während dem Roman mehr das ruhige Dahinrauschen zwischen Ufern als rechte Tonart ziemt. Ein Springbrunnen kann sehr geistreich sein — der Naturforscher Oerstedt hat einmal in der Fontäne eine überraschende Zahl von Naturgesetzen aufgedeckt — und in der zuerkannten Gabe des Plauderns liegt gewiß weniger ein Vorwurf als eine Anerkennung. Man macht sich von der Gräfin Reventlow unwillkürlich ein bestimmtes Bild nach ihrer Art zu plaudern: man denkt sie sich im Kaffeehause oder in der Flurhalle eines großen Hotels sitzen, die Zigarette in der Hand und sechs bis acht Zuhörer der verschiedensten Rassen und Klassen um sich versammelt. Alle lauschen gespannt ihrer anmutig schwebenden Darstellungsweise, die mit zurückhaltender Ruhe die geschliffenen Waffen des Witzes und einer feinen Bosheit spielen läßt. Eine angenehm ablenkende Einseitigkeit führt sie dazu, eben diesen Hörerkreis in jeder der vorliegenden Novellen aufzusuchen und auch ihre Gestalten aus ihm herauszugreifen. Sie hat eine Vorliebe für vertrackte Weltbummler, und lächelnd sieht man zu, wie ihre an Poe geübte Beobachtungskunst mit dem Eifer eines leidenschaftlichen Sammlers Absonderlichkeiten, die an kein Vaterland gebunden sind, in einzelnen Eigenbrötlern auf die Nadel spießt. Die Gräfin Reventlow wird von einer gewissen Gruppe überschätzt. Das hat wohl ihren Verleger verleitet, so überaus mäßige Skizzen wie „Wir Spione" und „Das feindselige Gepäck" abzudrucken. Andere, wie die Titelnovelle, „Spiritismus" und „Das polierte Männchen", auch das in E. T. A. Hoffmanns Ton gehaltene „Herr Fischötter" aber zeugen von einer eigenartigen Begabung, die zu Größerem verpflichtet. Wo bleibt die Entwicklung? „In der Literatur, wie in allen irdischen Erscheinungen, gibt nur der Werte, der sich unablässig nach oben entwickelt."

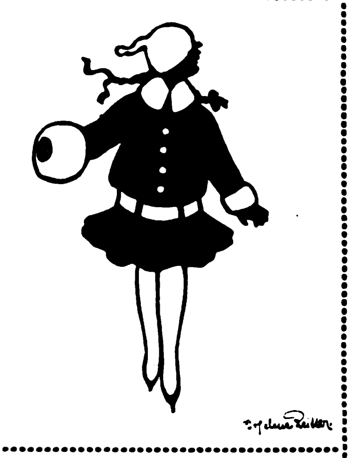
Der letzte Satz ist nicht mein Eigentum, er ist der erste in der Einleitung, die Walter von Molo seiner Auswahl an Geschichten von Ludwig Thoma voranschickt (München, Albert Langen). Man wird daraus ersehen, daß Molos Ansicht zwar unbestreitbar richtig, im Ton aber wohl für Thoma wenn nicht zu hoch gegriffen, so doch zu lehrhaft ausgedrückt ist. Im übrigen darf man der Einleitung wie der Auswahl Gutes nachsagen. Da die Bücher, denen sie entnommen ist, schon in vielen Auflagen verbreitet und auch an dieser Stelle schon betrachtet sind, mag diese kurze Anzeige genügen.

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Scherenschnitte von Helene Reitter in Brünn — Neue Bronzen von Hugo Elmqvist — Kleinkunst der Königlichen Porzellan-Manufaktur in Berlin — Zu unsern Bildern

Schattenbilder sind zurzeit wieder äußerst beliebt. Nach den verschiedensten Richtungen, mit verschiedensten Mitteln bemühen sich begabte Scherenkünstler und -künstlerinnen, unter denen auch oft überraschend geschickte Liebhaber, nicht berufsmäßige Arbeiter, nicht fehlen; selbst in den Hofkreisen finden sich Freundinnen der zierlichen Kunst. Bisweilen schießt man, scheint's, über das Ziel hinaus, sucht, etwa durch farbige Blätter, Wirkungen zu erzielen, die dem Scherenschnitt eigentlich fernliegen, wandelt die Kunst zur Künstelei oder wagt sich an Aufgaben, die zu schwer, zu hoch für sie sind. ‚Monumentale' Eindrücke lassen sich mit ihr nicht erreichen, am besten ist sie immer, wenn sie sich eine gewisse Schlichtheit und Harmlosigkeit bewahrt: das Fremdwort Naivität trifft hier am ehesten zu. ‚Naiv' im guten Sinne sind auch die Scherenschnitte, die wir heut an die Spitze unserer Rundschau stellen. Die Künstlerin, Fräulein Helene Reitter — unsere ständigen Leserinnen und Leser kennen sie von früher her — ist Österreicherin, Brünnerin, und der österreichische Einschlag ist unverkennbar; in den Frauengestalten, in den allerliebsten Kindern, selbstverständlich in der hübschen Zusammenstellung von Offizier und Mädchen besonders. Alles das ist liebenswürdig, nicht ohne Keckheit, ja nicht ohne Übermut, dabei straff in der Scherenführung, nie Schablone, sondern mit Eigenart und Geschmack gemeistert. —



Scherenschnitt von Helene Reitter

Seit einer Reihe von Jahren erscheinen auf deutschen Ausstellungen Bronzegüsse, die der schwedische Bildhauer Hugo Elmqvist nach einem von ihm selbst erfundenen neuen Verfahren eigenhändig herstellt. Unerfreuliche Erfahrungen mit der üblichen fabrikmäßigen Bronzegußtechnik brachten den Künstler schon frühzeitig auf den Gedanken, das Problem des Kunstgusses zu studieren, dem er seit 1893 in Paris und später in Italien jahrelange Versuche widmete. Schließlich gelang es ihm, Güsse herzustellen, die man als Höchstleistungen der Bronzetechnik bezeichnen darf. Die Bedeutung der epochemachenden Erfindungen Elmqvists, deren Einzelheiten sein streng gehütetes Geheimnis sind, besteht vor allem darin, daß mit ihrer Hilfe die minutiös getreueste Wiedergabe des Originalmodelles ohne Ziselieren und der Guß auch schwierigster Formen aus einem Stücke möglich ist. Alle nach seiner neuen Methode von ihm selbst gegossenen Bronzearbeiten zeigen die persönliche Spur der formenden Künstlerhand, wie sie sonst nur das Ton- oder Wachsmodell aufweist, während die nach dem sonst üblichen Verfahren hergestellten Güsse des Ziselierens durch fremde, meistens Arbeiterhände bedürfen und in der Regel aus mehreren Stücken zusammengesetzt werden müssen. Die a. S. 378 abgebildeten Ziervasen Elmqvists zeigen anschaulich die gro-

Scherenschnitt von Helene Reitter in Brünn

Digitized by Google

Scherenschnitte von Helene Reitter in Brünn

ßen Vorzüge des Gusses, vor allem an den reizvollen Schmuckformen, natürlichen Zweigen und Blättern, Eidechsen und Insekten allerart, die auch nur in ähnlicher Vollendung wiederzugeben bisher mit keinem Werkzeug möglich war. Wenn man die Zweige, die vom Körper der Vase oft nur durch Millimeter getrennt sind, die dünnen Ranken, die zierlichen Beine und Fühler rundplastischer Käfer und Heuschrecken sieht, möchte man wetten, daß sie nachträglich auf den fertigen Vasenkörper aufgesetzt sind. Und doch ist die ganze Bronze aus einem Stück gegossen; durch fadendünne Insektenbeine mußte das flüssige Metall den Körper des Tierchens füllen. Dazu kommt noch ein herrliches Farbenspiel, das sich nur auf der unberührten Gußhaut durch metallische Dämpfe und durch Behandlung mit Säuren hervorrufen läßt. Ganz besonders wurde auf den letzten Ausstellungen die große hohe Vase in Dunkelgrün und Rot mit dem lustigen Frühlings-Hochzeitszug bewundert. Eine andere zeigt herrliche blaue Kristalle, wie sie nur bei altiberischen Bronzen zu finden sind, eine dritte erinnert in ihren irisierenden Farben an ausgegrabene alte Römergläser. Bei jeder Form aber hat der Künstler Wert darauf gelegt, dem Material Rechnung zu tragen, immer das Metall zu betonen, ungebrochene, edle Linien ohne Kanten und Schärfen, aber auch ohne weibliche Rundung zu schaffen und das Zierwerk, bei dem sich treueste Naturbeobachtung mit liebenswürdiger Phantasie und sicherem Geschmack vereinigt, diesen Grundformen anzupassen. —

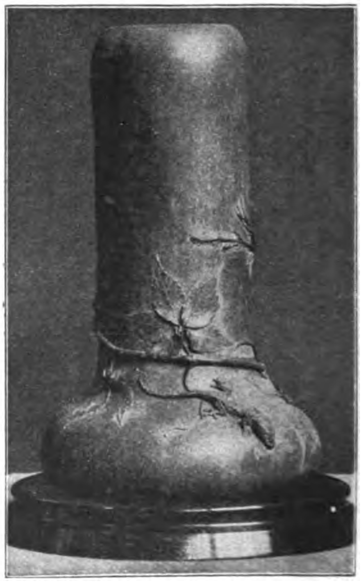
Scherenschnitte von Helene Reitter in Brünn

Digitized by Google

Bronzevase von Hugo Elmqvist

Im ersten Heft dieses Jahrgangs brachten wir eine Reihe sogenannter ‚Galanterien‘, Werkchen der Porzellan-Kleinkunst, aus den alten Schätzen der Königlichen Porzellan-Manufaktur in Berlin, die im Lauf der Zeit, in verschiedenen Sammlungen zerstreut, zu äußerst gesuchten und vom Kunsthandel hoch bewerteten Seltenheiten geworden sind. Diese zierliche Kleinkunst hat in der genannten Manufaktur wohl Unterbrechungen erfahren, aber nie ganz geruht; neuerdings ist sie sogar mit besonderer Vorliebe wieder aufgenommen und gefördert worden. Wer die Ausstellung in den Verkaufsräumen der Manufaktur in der Leipziger- und Wegelystraße offenen Auges durchwandert, findet dort eine geradezu überraschende Fülle zierlicher Werke. Nur zum Teil sind sie nach Vorlagen des 18. Jahrhunderts ausgeführt; meist tragen sie ein neuzeitliches Gepräge, schon weil neue Herstellungsverfahren für sie herangezogen wurden. Es gibt da, neben vielem anderen, reizende Aufsätze für Flaschenkorke, allerliebste Stock- und Schirmknöpfe, kleine Schmuckzieraten, häufig mit gespritzten Landschaften des Malers Türke, und nicht zuletzt in reichster Auswahl Schalen, Schälchen, Dosen der verschiedensten Art. Diese Schalen und Vasen sind gewissermaßen die Erben der alten Tabatieren, freilich nicht mehr für Tabak bestimmt. Sie unterscheiden sich auch der Form nach stark von jenen, sind meist rundlich und glatt, dafür aber fast immer schön und reich bemalt,

Bronzevase von Hugo Elmqvist



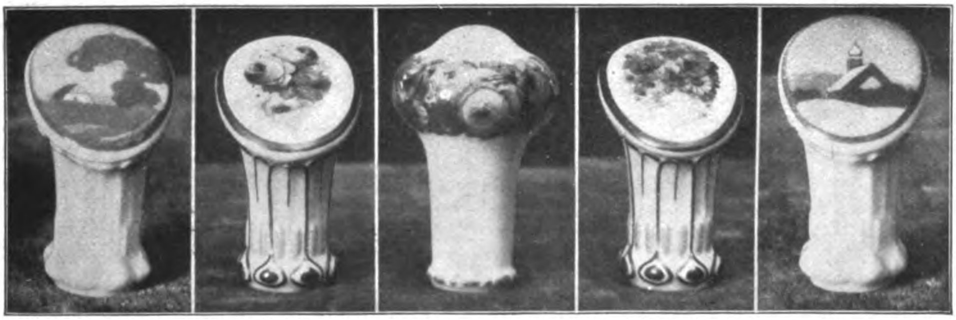
Bronzevasen von Hugo Elmqvist

Schirmgriffe aus der Königl. Porzellanmanufaktur zu Berlin

„dekoriert", wie der Porzellankünstler zu sagen liebt. Hervorzuheben sind die in Farbe und Ton feingehaltenen figürlichen Malereien von Dürschke, der mit Vorliebe den modernen Sport in gut gefaßten Momentbildern schildert. — Als würdiges Titelbild eröffnet unser Heft diesmal ein Meisterwerk klassischer Kunst: der wundervolle Kinderkopf von Peter Paul Rubens in der Liechtenstein-Galerie zu Wien, eines von jenen Gemälden des großen Malers, die viel zu wenig bekannt sind. — Prof. Bernhard Buttersack gehört zu unseren besten Landschaftern. Ein württembergischer Pfarrerssohn (geboren 1858 in Liebenzell), wollte er sich zunächst der Baukunst widmen, sattelte aber bald um, wandte sich stark bewußt sofort der Landschaft zu, wirkte von 1882 an in Karlsruhe. Im Jahre 1884 siedelte er nach München über und lebt jetzt meist in Haimhausen bei Dachau. Unser Bild (nach S. 264 eingeschaltet) ‚Wiesenbach' zeigt, wie ganz deutsch der Künstler sieht — und malt. — Zwei Frauengestalten zunächst: ein Bildnis von Prof. Frithjof Smith, dem geborenen Norweger, aber seit langer Zeit in Weimar lebenden Meister (zw. S. 312 u. S. 313), eigenartig und kraftvoll, bewußt auf dunklen Hintergrund gestellt und eins der bekanntesten Gemälde von Wilhelm Sohn ‚Liebesahnen' (zw. S. 344 u. S. 345), das der glänzenden Behrens-Galerie in Hamburg gehört. Der Düsseldorfer Künstler, der übrigens in Berlin, 1830, geboren war, wurde vielleicht seinerzeit überschätzt, besonders in seinen geschichtlichen Gemälden, dann aber mit Unrecht allzu minder bewertet. Er gehört doch zu den großen Meistern der Farbe, wie denn überhaupt die Düsseldorfer seiner Glanzzeit endlich wieder, und fast als erste in deutschen Landen, wieder zu ‚malen' wußten und lehrten. — Ein etwas kokettes

Dose mit Malerei von Dürschke

Dose mit Malerei von Dürschke



Schirmgriffe aus der Königl. Porzellanmanufaktur zu Berlin. Mit gespritzten Malereien von Türke

Dose aus der Berliner Porzellanmanufaktur

Bild des Münchner Prof. Ludwig von Langenmantel, des Pilotyschülers, ‚Vor dem Spiegel‘ (nach S. 288) mag sich anschließen; koloristisch sehr hübsch und wirkungsvoll zusammengestellt, zeigt es uns den interessanten Künstler, dessen Feld eigentlich das Geschichtsbild ist, von einer ganz neuen Seite. — Albert Engstfeld, Düsseldorfer von Geburt, lange in Belgien lebend, gab uns einen Innenraum aus seiner Wahlheimat Brügge, ein Bild von ungewöhnlicher Leuchtkraft (nach S. 280). — Ein ‚Kriegsbild‘ darf nicht fehlen. Diesmal steuerte es der Berliner Karl Bennewitz von Loefen bei (zw. S. 316 u. S. 317): ein Unterstand im ‚Morgengrauen‘ — das schlichte Bild atmet Wirklichkeit und Wahrheit, was man leider nicht von allen Kriegsbildern unserer Tage sagen kann. — Auf Wirklichkeit und Wahrheit verstanden sich aber auch die alten deutschen Meister: man schaue darauf hin nur das Gemälde von Daniel Chodowiecki an, das wir nach S. 336 mit wahrer Freude einfügten. — Wie greifbar stehen und sitzen diese im Kreise versammelten lieben Leutchen vor uns, jedwedes ganz verschieden in seiner Art. Man fühlt: so sahen sie wirklich und wahrhaftig aus! — H. S. Hubbell ist mit einem Gesellschaftsbilde ganz anderer Art vertreten (zw. S. 272 u. S. 273); ein Vergleich ist unmöglich — gut gemalt hat aber auch der heutige Künstler, und auch er hat es gewiß an dem Streben nach Wahrheit und Wirklichkeit nicht fehlen lassen. — Der lieben deutschen Heimat widmen wir auch diesmal eine prachtvolle Liebhaberaufnahme, den ‚Waldbach‘ von Dr. F. Webel (nach S. 352). Und schließlich sei der guten Laune Raum gegönnt mit ‚Griesgrams Vertreibung‘ von Moritz Baurnfeind (nach S. 372). Der Münchner Künstler hat mit seinem lustigen Bilde ein gutes Werk getan. Wir alle könnten uns von ihm belehren lassen — wir alle oder doch nur zu viele von uns. Fort mit den schwachmütigen Seelen, Griesgramseelen, die sich und anderen das Leben sauer und schwer machen. — Kopf hoch: das bleibe die Losung.

H. v. Sp.

Dose aus der Berliner Porzellanmanufaktur

Dosen aus der Königl. Porzellanmanufaktur zu Berlin

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Schriftleiter: Otto Friese, Wien I, Bräunerstr. 8. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

— Zum Feste —

Gemälde von Prof. Carl von Marr

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker
32. Jahrg. Dezember 1917 4. Heft

Christkind

Gedicht von Rudolf Herzog

Kommst du zu Gast aus fernem Kinderland?
Kommst du zu Gast wie einst auf scheuen Füßen
Und suchst mein Aug' und greifst nach meiner Hand
Und sprichst: Steh auf, der Himmel will dich grüßen?

Ward ich so alt im Kampf und glaubenslos?
Kann mir vom Himmel selbst kein Gruß mehr taugen?
Du schmiegst dich, Kind, wie einst an meinen Schoß
Und schaust mich an mit meiner Kindheit Augen

Geh hin, geh hin, du wardst mir wesensfremd,
Du und dein Fest mit seinen Friedenstönen.
Dort liegt ein Junge auf die Faust gestemmt,
Nein hundert, hundert, horch, in Todesstöhnen,

Und hundert, hundert Mütter schrein empor,
Und hundert, hundert Vätern krampft's die Zungen —
Geweihte Nacht ... Ein Stern, der sich verlor ...
Geh hin, geh hin, dein Lied ist ausgesungen.

Du aber schmiegst dich fester an mich an
Und schlingst um meinen Hals die Kinderarme.
Was willst du mir, dem hartgewordnen Mann?
Was blieb, was blieb aus all dem Jugendschwarme?

Du schüttelst wie ein ängstlich-liebend Kind
Das Köpfchen, das die blonden Locken fächeln?
Und lachst mich an? ... Wer bist du, wer? Es sind
Die Locken mir vertraut und auch das Lächeln.

Im Krieg geboren wächst ein Kind mir auf,
Ein Märchenkind, und läuft auf Sonnenspuren
Durchs Winterland. Drei Brüder stehn zu Hauf,
Und wo sie stehn, liegt Sonne auf den Fluren.

Sie huschen näher, und das Mädchen greift
Wie du nach meiner Hand, nach meinem Herzen ...
Es ziehn die Knaben, winterlich bereift,
Ein Tännchen her mit bunten Weihnachtskerzen.

Vier Stimmen schwingen sich zum heil'gen Christ
So froh, so rein, wie ich als Kind gesungen,
Der schweigsam horcht. Doch bei dem Singen ist
Ein eisern Band um meine Brust gesprungen.

Singt weiter, singt ... Die kurze Jugend rinnt ...
Singt, Mütter, mit — es schlummern die Erlösten:
Wir brauchen Knaben, die voll Sehnsucht sind!
Und Mädchen, die mit Christkindaugen trösten.

Digitized by Google

Die Stadt in Ketten

Von Paul Oskar Höcker

— Schluß —

Es hielt schwer, loszukommen. Der Professor sagte wegen Arbeitsüberhäufung schon mittags ab, und als um drei Uhr gegen neunzig Mann eines Transports Leichtverwundeter in den Autos in den Bahnhof eingebracht wurden, die vor der Abfahrt gespeist werden sollten, gab auch Schwester Ella dem von ihrem Bruder geschickten Burschen ablehnenden Bescheid. Sie konnte nicht wissen, wann der Zug abfahrbereit sein würde. Solang er aber die Bahnhofshalle nicht verlassen hatte, fühlte sie sich gebunden.

Helene hatte sich von dem Adjutanten schon die Erlaubnis erwirkt, den Dienst heute zwei Stunden früher beendigen zu dürfen. Da traf sie nun die Nachricht, daß aus dem kleinen Ausflug nichts werden sollte, recht schmerzlich, als sie zum Bahnhof gelangte.

Sie stieg die steilen, hohen Treppen zu dem Schlafzimmer der Schwester empor, legte ab und setzte sich trübgestimmt ans Fenster. Es war ein drolliges Quartier. Der Fußboden stieß an die Stelle, wo die oberen Bogen der mächtigen Halbrundfenster begannen. Das von unten einfallende Licht machte den Raum bei Tage fremd und ungemütlich. Erst wenn die als Vorhänge dienenden Woilachs vorgezogen und die Birnen angedreht waren, fühlte man sich zuhause. Das Zimmer war zum größten Teil durch die beiden Mannschaftsbetten ausgefüllt. Doch viel Gepäck besaß Helene ja nicht. Und mit Schwester Ella ließ sich gut Stubenkameradschaft halten.

Vom Fenster aus hatte man einen Überblick über einen beträchtlichen Teil der Stadt. Jenseits der Trümmerstätten erhoben sich Kirchen und Türme. Man sah die unzähligen, se[illegible] geformten Schornsteine. Auch die Gestalt der ‚Göttin', die auf der Säule des Stadtplatzes stand, erhob sich neben dem vielfach zertrümmerten Riesenglasdach der Markthalle. Da und dort schoben sich über den Dächern Schilder marktschreierischer Art zwischen die hohen Kuppeln der Kathedralen.

Aber nirgends, nirgends etwas Grünes.

Solch eine Sehnsucht wie heute hatte Helene noch nie nach der Natur, nach der Freiheit, nach dem Frühling empfunden. Sie empfand es schwer, daß sie eine Gefangene in dieser Stadt war, gleich all' den anderen Lillern, daß ihr Schicksal an die ihr schon so verhaßt gewordene Steinwüste gefesselt war ...

Hastige, leichte Frauenschritte auf der Treppe, das Rascheln von Gewändern, und dazwischen fröhliche Mädchenstimmen machten sie aufhorchen. Und gleich darauf war der schmale Raum erfüllt von Lachen und Schwatzen. Schwester Ella hatte vom Professor den dienstlichen Befehl bekommen — so erklärte eins der jungen Dinger —, innerhalb zwanzig Minuten marschbereit unten anzutreten: festlich geschmückt und möglichst wenig nach Lysol duftend. Der Transportzug verließ soeben die Halle, und der Stabsarzt hatte für den Professor die Nachtwache übernommen. Vier Verpflegungsschwestern waren mitgekommen, um der Oberschwester zu helfen, sie machten aber soviel Unsinn dabei, daß ihre Hilfe wenig nützte.

„Helene, sprechen Sie doch ein Machtwort, ich kann mir ja gar keinen Respekt bei der Gesellschaft verschaffen ... Und Theresle, du kleines Ferkelchen, du kramst mir wahrhaftig mit deinen Lysolfingern in meiner wundervollen Wäsche herum ..."

„Lysol ist doch was Herrliches!" beteuerte die Kleine, duckte sich aber sofort, weil Schwester Ella im Waschen innehielt und eine bedrohliche Bewegung mit dem großen Schwamm machte.

Es war für sie alle, die nun über ein halbes Jahr schon im Hilfsdienst des Krieges standen und nur der Arbeit lebten, wie eine Erinnerung an Tanzstundenfestlichkeiten, daß eine von ihnen zu einem fröhlichen Fest mit jungen Offizieren, wohl auch mit Musik, fahren sollte. Und der Schwester Ella, für die sie alle schwärmten, gönnten sie's am meisten.

„Na, aber einen weiß ich, der heute mächtig eifersüchtig werden wird," meinte das Theresle. „Schwester Ella, knicken Sie nicht zuviel Herzen heut abend, sonst haben wir's morgen alle zu büßen."

„Ach du kleine Krott —!" rief Ella. Dann sah sie Helene an. „Ja, liebste Frau, und Sie sind ja noch gar nicht im Feststaat?"

Helene steckte in ihrem dunkelblauen Jacken-

Digitized by Google

kleid. Sie blickte an sich hinunter, etwas verlegen. „Ich hab' nichts anderes."

„Aber ein Krägelchen? Ein bissel was Helles? Auch nicht? ... Halt, halt, da rechts in dem Kästchen, Agnes, da ist der Brüsseler Kragen ... Rasch kommen Sie mal her, Helene ... Du, Theresle, du kriegst jetzt gleich was ausgewischt, du Nichtsnutz ..."

Es gab ein stürmisches Gelächter. Das kleine übermütige Ding hatte das Nachthemd von Schwester Ella übergestreift, das Handtuch wie eine Nonnenhaube um das Haar geschlungen und sich auf eine Fußbank gestellt, so daß sie um einen Kopf größer erschien, da das Hemd bis zum Boden reichte. Sie schnitt dazu so drollige Gesichter, daß Helene in das Lachen einstimmen mußte.

Plötzlich auf der Treppe die Stimme des Professors, der sich in der durch die Truppen auch den Schwestern bekannten bayerischen Mundart erging: „Ja, Himmisakra, bal's jetzat net aussikemma tuat!"

Das lustige Durcheinander wurde dadurch noch gesteigert. Das Theresle machte sich am meisten als Verkehrshindernis bemerkbar; sie rannte wie ein Wiesel hin und her, stolperte über das Hemd, schlängelte sich aber überall wieder durch, entwischte auflachend auch der Schwester Ella, die sie einfangen wollte.

Ganz matt von der Hetze, vom Lachen, kamen die beiden Festgäste endlich auf die Treppe. Aber daß die Schwestern sie hinunterbegleiteten, duldet Ella doch nicht. Sie hatte etwas in ihrem Blick, das sofort wieder dienstlichen Abstand herstellen konnte. „Höchstens das Theresle darf mit — aber wie sie ist!" sagte sie dann, wieder lachend.

Der Professor sollte sein Urteil darüber abgeben, wie Helene der festliche Schmuck stünde, aber er fand gar keine Veränderung an ihr. Er hatte sie nie anders gesehen als in dem blauen Kleid. Nur daß sie die Armbinde mit dem Kommandanturstempel trug, fiel ihm auf.

„Nichts sagen!" rief Ella ihr zu. „Also — er merkt nicht einmal, daß es der Spitzenkragen ist, den er mir selber zu Weihnachten geschenkt hat. Das heißt: Fritz hat ihn für ihn auf der Durchreise durch Brüssel besorgen müssen." Sie schüttelte den Kopf. „Professor, Sie sind ein Kenner!"

„Ach was, ich hab' als Student so viel Mühe gehabt, bis ich am Menschen jeden einzelnen Knochen gewußt ha' — wenn die Leute nichts anhaben, dann kann ich sie tadellos unterscheiden, aber wenn sie mit all dem Zeug angebammelt sind, sieht eben eins aus wie das andere."

„Unmöglicher Barbar!" Schwester Ella hängte beim Heraustreten aus dem Bahnhof bei Helene ein. „Und mit so einem Urwaldmenschen soll man nun Landpartien machen." Das Paar stritt sich immerzu. Helene kannte die beiden gar nicht anders. Aber es war so lustig anzuhören, weil sie sich dabei so gut verstanden.

Das Auto war von Hans West gestellt. Der Bursche von Consentius, der die Schwester seines jungen Herrn noch aus der Heimat kannte, saß neben dem Schofför. Er strahlte, daß der Besuch nun doch noch zustande kam. Sein Platz schien aber recht unbequem zu sein, denn er streckte die Beine seitlich heraus und klammerte sich an der Lehne fest. „Was für einen Kindersarg schleppen Sie denn da mit, Krischkel?" fragte der Professor. Der wollte nicht mit der Sprache heraus. „Eine Überraschung?" Der Professor sprang wieder auf und schnubberte. „Die Kerls haben den Größenwahn. Ich lasse mich schlachten, wenn das keine Hummern sind. Krischkel — Diensteid: sind's Hummern?"

„Nee, Herr Professor. Richtige nicht. Ersatz für."

„Hol' dich der Deibel. Ersatz für?"

„Scheren haben se nich."

„Barmherziger — es sind Langusten! Angekurbelt, los! Das ist die einzige Schwärmerei meines Lebens. Außerdem schwärme ich nur noch für Blondinen. Aber für die natürlich um so wahlloser."

„Krischkel, einen anderen Fahrgast!" sagte Schwester Ella trocken.

Mit großer Geschicklichkeit steuerte der Schofför das Gefährt durch das lebensgefährlich dichte Gewühl. Autos und Wagen aller Größen, Straßenbahnen, Kolonnen, Feldgraue füllten den Platz. Zivilisten befanden sich aber nicht darunter, denn es war schon sechs Uhr vorüber.

Die halbe Meile bis zu dem Quartier von St. Andrä hatte man in wenigen Minuten zurücklegen können. Aber an der Sperre mußten sie zum erstenmal halten; gewissenhaft prüfte der Landsturmposten die Ausweise der beiden Damen.

Helene kannte die Gegend von vielen Spazierfahrten aus Friedenszeiten her: das wunderhübsch angelegte Zitadellenwäldchen, an das sich die Rennbahn anlehnte, die schönen Alleen, die nach Lambersart hinausführten, die breite Straße längs der Deule, die drollige Villenvorstadt, in der ein Baumeister, der grellbunte Ziegel bevorzugte, fast in jedem Haus dieser verräterischen Leidenschaft gefrönt hatte.

In goldener Abendsonne lag das stille Land. Seit dem frühen Morgen war kein Schuß mehr gefallen. „Es ist also wirklich schon Frühling geworden," sagte Helene, fast

25*

Digitized by Google

gerührt von dem lang entbehrten Anblick grüner Wiesen, grüner Saaten, grüner Büsche und Baumkronen. Der Grund zwischen der Straße und dem Saum des Zitadellenwaldes war über und über besät mit Gänseblümchen und dottergelben Butterblumen. „Ach — wenn man doch aussteigen und ein Sträußchen pflücken könnte!"

Sofort mußte der Schofför abstoppen. Aber der Professor hatte es gar nicht für Ernst gehalten; er wollte nur einen Spaß machen. Als Helene wirklich flink hinübersprang und sich sofort bückte, um zu pflücken, und Ella ihr folgte, rang er verzweifelt die Hände. „Nun holen Sie sich nasse Füße und den Schnupfen — und behaupten wohl gar noch, das sei poetisch. Drei Minuten wird gewartet, länger nicht."

„Ach — der Duft!" rief Helene strahlend, ganz glücklich.

„Hm. Ja. Fein." Der Professor beugte sich wieder zu den Langusten über.

Da flog ihm auch schon ein kleiner Busch Butterblumen, mit Riedgras lose zusammengehalten, gegen die Mütze.

„Wo sind Ihre Handgranaten, Sie Vaterlandsverteidiger?" rief er Krischkel zu. Gleichzeitig sprang er aber doch aus dem Auto, setzte über die Böschung auf die Wiese und begann wahllos zu rupfen. „Daß man sich so im Schweiße seines Angesichts sein Abendbrot verdienen muß, wenn man nach St. Andrä eingeladen ist, das hab' ich mir natürlich auch nicht vorgestellt —!"

In lustiger Stimmung langten sie endlich in dem kleinen Landhaus an. Es waren schon die meisten Gäste da. Gleichzeitig mit den Lillern traf der Kommandeur von Fritz Consentius ein, ein schlanker Oberstleutnant mit kupferrotem, bartlosem, jungem Gesicht und schneeweißem Haar. Natürlich wurden die Damen sehr gefeiert. Es war ihnen allen eine besondere Freude, die an die Heimat erinnerte, wieder einmal aus Frauenmund Deutsch zu hören.

Mit zwei Offizieren, die ihren Vater gekannt hatten, kam Helene in ein eifriges Gespräch. Hans West holte sie aber bald fort, um ihr das kleine Anwesen zu zeigen.

Die Einteilung hatte ganz den französischen Zuschnitt: Hauptsache war der Eindruck, den das Besitztum beim Eintritt durch das riesige, schmiedeeiserne Gittertor ausübte. Zunächst kam eine große, kreisrunde, wohlgepflegte Parkwiese, um die links und rechts der gelbe Kiesweg herumführte. Den Abschluß bildete das schloßähnliche Haus, das die ganze Breite einnahm. Man vermutete, das Gebäude müsse eine beträchtliche Ausdehnung haben und dahinter müsse sich der eigentliche landwirtschaftliche Betrieb öffnen. Aber das Haus war fast wie eine Kulisse, es besaß überhaupt nur die Tiefe eines Zimmers, und der Nutz- und Blumengarten, der sich rückwärts anschloß, erstreckte sich keine zehn Schritt mehr: dann kam gleich die hohe Taxushecke, an der das Besitztum sein Ende hatte.

„Ich würde mir's ja ganz anders eingerichtet haben," sagte Hans West, „ich hätte den Vordergarten, den man von der Straße aus sieht, ganz schmal gehalten, hätte das Haus dort vorn hingestellt — und das hier hätte ein kleines Paradies werden müssen. Ein Rosenlaubengang — viel, viel Blumen — und schönes Buschobst ... Ja, und können Sie's begreifen, daß die Leute sich hier noch eine so geschmacklose große Glaskugel hergesetzt haben? ... Dabei muß ich das Scheusal noch mit Bitten und Beschwörungen zu schützen trachten. Warum? Ja, es kommt doch keiner von den Kameraden hierher, dem es nicht in den Fingern zuckt, das Ding in tausend Scherben zu schlagen. Aber — wir müssen doch immer wieder beweisen, daß wir keine Barbaren sind."

Die innere Einrichtung des Hauses verriet, daß die Besitzer — sie waren vor der Besetzung geflüchtet — den vermögenden Kreisen angehörten. Es gab schön geschnitzte Möbel, Gobelins, ein paar gute Gemälde. Der Professor hatte die Titel der in der Bücherei des Hausherrn befindlichen Werke überflogen. „Alles da, was gut und teuer ist. Sogar Darwin in Schweinsleder. Nur leider keine Badewanne im Haus —"

Fritz Consentius trat gerade mit dem Kommandeur hinzu. „Aber eine wundervolle Gartenspritze, Professorchen; wenn wir damit dienen können?"

„Danke, so unmittelbar vor dem Essen nicht."

„Unmittelbar — das ist ein zarter Wink, Fritz," sagte Ella. „Ich fürchte, du vernachlässigst deine Hausfrauenpflichten."

Der Professor sah nach seiner Armbanduhr. „Ich gebe freilich zu, daß ich einen Mordshunger habe. Aber da man im Kriege an Entbehrungen gewöhnt ist ..."

„Zu Tische!" fiel Fritz Consentius sofort ein und verbeugte sich vor seinem Kommandeur, ihn bittend, Frau Martin zu führen.

Die beiden Damen saßen an den Schmalseiten der Tafel, die wie ein dichtbesetztes Krokusbeet wirkte. Aus dem jungen Mattgrün lugte das Gelb, Weiß und Blau von Hunderten von Blüten lustig heraus.

Alles strahlte über den festlichen Anblick der Tafel, die jungen Frauengesichter, das seltene kleine Mahl.

Digitized by Google

Der junge Offizier, der rechts neben Helene saß, schwieg zuerst eine ganze Weile. Er sah schmal und ernst aus. Vor zwei Tagen erst war seine Kompagnie nach harten Zeiten aus der vordersten Linie zurückgezogen worden. Er hatte viel Schweres erlebt. „Daß es das alles noch gibt —!“ sagte er endlich. Und er erhob wie zum Dank, daß er's erlebte, sein Glas gegen Helene und sah sie leuchtenden Auges an.

Der Kommandeur hielt eine kleine Ansprache. Es war ihm verraten worden, daß der Hausherr — Hauptmann West — und die Hausfrau — Oberleutnant Consentius — heute beide ihren Geburtstag feierten: der eine vor, der andere nach Mitternacht. Mit den Glückwünschen für die Geburtstagskinder verband er den Dank für den Gruß aus der Heimat, der ihnen durch die Gegenwart deutscher Frauen wurde. Jubelnd ward sein Hoch aufgenommen.

Helene war es, als trüge sie ihr Herz auf zitternder Hand. Jeder mußte ihr's anmerken, glaubte sie, wie innig dankbar sie ihnen war. Wieder Anschluß haben an die Heimat, wieder unter Menschen sitzen, die ihren Vater gekannt und geachtet hatten, wieder diesen warmen, deutschen, festen Ton hören, Scherz und Ernst in guter Mischung... Und sie wollte sich auch selbst bemühen, heute abend nur diesem Wiedererwachen zu leben, alles von sich zu bannen, was sie ihrem Deutschsein entfremdet hatte.

Vielleicht hatte West oder Consentius oder Ella oder der Professor den Gästen Auskunft über sie gegeben — es fiel keine einzige Frage, die sie gezwungen hätte, an ihr Schicksal zu denken. Sie ward von der allgemeinen Stimmung so mitfortgerissen, daß sie sogar eine Zeitlang ihres Mannes vergessen konnte. Die Jahre, die zwischen ihrer Mädchenzeit und dieser eindringlichen Stunde lagen, waren vorübergehend wie ausgelöscht. Nur der beschämende Selbstvorwurf pochte ab und zu an ihr Herz: wie bitter unrecht hatte sie vor dem Kriege ihren Landsleuten getan, wie hochmütig absprechend hatte sie über den deutschen Offizier geurteilt, jeder Sportsmann Englands, jeder Pariser war in ihren Augen ‚smarter‘ gewesen. Und nun saß sie unter den braungebrannten, hager gewordenen, blutjungen und eisgrauen prächtigen Männern, die vom Tode kamen und zum Tode zogen und so herzlich lachen konnten und so ritterlich waren.

Sie hörte zu, wie der Oberstleutnant erzählte. Es waren Begebenheiten, in denen er selbst, wie er sich ausdrückte, ‚im Schwindel‘ gewesen war; aber er hatte eine köstliche Art, zu schildern. Immer wieder gab es Lachwellen oder Lachstürme. Helene hatte sich zurückgelehnt. Das ungewohnte Glas Wein umnebelte leicht ihre Sinne. Die innere Erregung trat hinzu. Sie fühlte, daß ihre Augen schwammen. Wie durch leichte Schleier sah sie das junge kluge Gesicht von Schwester Ella, die ihr freundlich zunickte. ‚Ach, noch einmal so vor dem Leben stehn wie du!‘ dachte Helene. Und die Lippen zusammenpressend erwiderte sie den Gruß.

Während des Essens war es draußen dunkel geworden. Die Lichter wurden entzündet. Gleichzeitig mußten aber sämtliche Fenster verhängt werden, der Fliegergefahr wegen. Als die Kerzen und das Rauchzeug gebracht wurden, steckte sich Ella — „um den Mannsleuten Mut zu machen,“ sagte sie — eine Zigarette an und tat ein paar Züge. Aber der Professor rauchte sie hernach weiter, trotzdem er Zigaretten im Grunde haßte. Die Tafel löste sich auf. Im Nebensaal vereinigte sich alles, was Musik liebte. Hans West, Fritz Consentius und zwei ihrer Kameraden spielten ein Haydnsches Quartett. Dem folgten noch ein paar Einzelvorträge. Auch der Professor mußte sich hören lassen. Aber er war heute nur zum Unsinnmachen aufgelegt. An der Tafel war der Kreis sitzen geblieben, der klassische Musik nicht verstand. Da wurde fröhlich weitergezecht. Der Professor teilte sich zwischen beiden Gruppen. Immer aber war da das regste Leben, wo er sich befand.

Helene saß Hand in Hand mit Ella auf einem winzigen Damastsofa, das in der Fensternische des Musikzimmers stand. Sie schwelgte in den Tönen mit. Und immer wieder fuhr sie sich mit dem Taschentüchlein über die Augen. „Der Professor wird ja morgen schwören, ich hätte einen Schwips gehabt,“ sagte sie, unter Tränen lächelnd, „aber es sind die Erinnerungen.. Und Sie werden gewiß finden, daß ich mich wie ein recht alberner Backfisch benehme, Schwester Ella, ja, ja, und am Ende haben Sie recht...“

„Dafür gibt es jetzt nur eine einzige Antwort. Strafe muß sein.“

„Freundschaftsentzug?“ fragte Helene noch matt lächelnd.

„Bewahre. Aber wir sagen uns von heute an du. Einverstanden?“ Fast stürmisch zog Helene die Schwester an sich und küßte sie.

„Das geht entschieden zu weit,“ sagte der Professor, der dazu kam. „Mund wässerig machen — mir nichts, dir nichts!“

Er war gerade wieder so recht aufgezogen, wurde aber zum Fernsprecher abgerufen. Nordbahnhof hatte sich gemeldet.

„Badewanne haben sie hier nicht,“ brummte er, „aber natürlich Quasselstrippe.“

Digitized by Google

Von fernher kam Musik.

Fritz Consentius stürmte plötzlich aus dem kleinen Park herein, ließ die Saaltür hinter sich auf und verkündigte: Hans Wests alte Kompagnie rücke an, das Musikkorps des Bataillons an der Spitze, mit Fackeln ... Und es sei ein wunderhübscher Anblick.

Das war es denn auch. Sie traten alle auf die kleine Terrasse. Von St. Andrä her, über die Wiesen, näherte sich der Lichtschein, klang die Weise des Zapfenstreichs.

„Die unvorsichtige Bande!" sagte der Oberstleutnant, tief an seiner Zigarre ziehend. „Ein Glück, daß ich nicht euer Ortskommandant bin. Ich würde toben. Aber es ist mir lieber, daß ich mir's in aller Gemütlichkeit mit ansehen kann."

Seltsam war dieser geisterhafte Zug durch die Wiesennebel, in dem die schwankenden Fackellichter allesamt einen unsicheren Hof zeigten. Erst allmählich unterschied man Gestalten, sah Blechinstrumente aufblitzen.

Hans West war hinausgeeilt, begleitet von dem jetzigen Führer der Kompagnie und dem blutjungen Leutnant, der neben Helene gesessen hatte. Zwei Züge der Kompagnie waren draußen angetreten. Von zwei Fackelträgern begleitet, damit er die Gesichter erkennen konnte, schritt er die Front ab, immer wieder stehenbleibend, um eine Frage zu tun, einen Namen zu nennen.

Auf der schmalen Terrasse vor dem Haus hielten die Gäste. Man hörte fast jede Silbe durch die ruhige Nacht. An der Front war es still wie seit Monaten nicht. Draußen wurde jetzt ein Hoch ausgebracht. Darauf sprach Hans West. Kurz, herzlich, soldatisch. Und ein „Hurra" auf den obersten Kriegsherrn schloß sich an.

Dann aber begann der Übermut. Der Stabsarzt hatte mit dem Leiter der Kapelle schon alles abgemacht: es gab eine Fackelpolonäse durch den Garten, und im Reihenmarsch sollte die Kapelle durch alle Räume des Hauses durchmarschieren. Sie spielte dazu: „Das Wandern ist des Müllers Lust..."

Die Mannschaften marschierten indessen in Gruppenkolonne an der Terrasse vorüber. Wie sie so aus der Dunkelheit auftauchten und in den hellen Lichtkreis der Fackeln kamen, wirkten ihre Gesichter wie glühende Lampions. Und es war nur seltsam, daß sie alle lachten und weiße Zahnreihen zeigten.

„Famose Jungens!" sagte der Oberstleutnant. „Pioniere! Ja, das ist ein Ehrentitel in diesem Krieg geworden!"

Am Tor waren ein paar Tische aufgestellt, wo zwei Bierfässer, Krüge und Gläser die späten Gäste erwarteten. Nach einem Viertelstündchen erklang das Signal Sammeln. Der Zug ordnete sich. Und dann ging es wieder in den Nebel und in die Ferne unter den Klängen des treuherzig-marschfröhlichen Liedes: „Das Wandern ist des Müllers Lust..."

Helene stand Arm in Arm mit Schwester Ella auf der Terrasse und lauschte, bis der letzte Ton verklungen war. Als Hans West zu ihnen stieß, gab sie ihm die Hand. „So — jetzt muß ich Ihnen erst so recht Glück wünschen. Soviel ehrliche Zuneigung hat Sie aus den paar hundert Augen angesehn. Sie müssen sich viel Liebe erworben haben in Ihrer Kompagnie. Und das neue Jahr muß gut werden für Sie."

Er hatte ihre Hand festgehalten. „Ich hoffe es auch. Sieg. Kriegsschluß. Und — Ach, es ist besser, man verrät es nicht."

„Ella!" rief der Professor aus dem Hintergrund. Seine Stimme war ernster als vorher.

Der Hauptmann wandte sich nach ihm um. „Ihr denkt doch nicht etwa ans Aufbrechen? Weil der Kommandeur geht? Er bleibt nur noch, um Fritz Glück zu wünschen, er hat das schon vor drei Tagen gesagt, um fünf Uhr muß er nach dem Hauptquartier; aber euch lassen wir sobald nicht!"

„Ich bin Ihnen viel, viel Dank schuldig," sagte Helene zu ihm, als sie allein waren. „Sie haben mich aus einem Gefängnis herausgeholt. Ja, noch nie hab' ich's so klar empfunden. Mein Leben erschien mir schon so wertlos. Und nun lockt mich's wieder. Weil ich fühle: es gehört der Heimat da drüben. Und weil ich weiß: was immer zu überwinden sein wird, es gibt ein Zurückfinden in das, was mir Heimat ist."

Ein Weilchen schwieg er, drückte dann wieder ihre Hand. „Das ist nun aber wirklich das Allerschönste, was ich heute erlebt habe," sagte er herzlich.

Drinnen erschollen Lebehochrufe. Es war Mitternacht. Nun sollte Fritz Consentius gefeiert werden. Sein Kommandeur sprach. Im Anschluß daran fand aber gleich der Aufbruch eines Teils der Gäste statt. Auf dem Kiesweg rollte ein Auto heran. Liebenswürdig verabschiedete sich der Oberstleutnant von den Damen, stieg ein und fuhr ab. Und noch mehrmals gab es dann Abschiede. Abschiede, die man kurz und wortkarg gestaltete, gerade weil keiner wußte, ob man einander wiedersah, und weil man sich keine Bewegung anmerken lassen wollte.

Für die drei Liller Gäste war das Auto auf ein Uhr bestellt. Da der Professor um sechs Uhr früh den Stabsarzt ablösen mußte, konnte er nicht mehr zugeben. „Schwester Ella kann sich ja nach dem Mittagessen ein Stündchen hinlegen — natürlich, das schwache Geschlecht — aber unsereiner muß ja so tun,

Digitized by Google

als ob er Übermensch wäre. Nur scheußlich, daß es einem trotzdem keiner glaubt."

Noch immer war er lebhaft und zu allerlei Wortstreit aufgelegt, aber den rechten Übermut wie zuvor besaß er nicht mehr. Helene fragte West, ob er erfahren habe, was vom Nordbahnhof gemeldet sei: vielleicht das Eintreffen eines neuen Transports, das den Professor beunruhige?

„Dann wär's doch besser, wir brächen auch auf! Nicht?"

Sie standen am Klavier und blätterten in den Noten. Erinnerungen an Onkel Karl Maria, der Hans West und seine Brüder unterrichtet hatte, als sie noch in Gottesaue bei Durlach gelebt hatten, waren dabei wieder aufgetaucht. In ihrer tiefaufgewühlten Stimmung, in der ihr Herz so weich geworden war, hätte sie ihm am liebsten eine große umfassende Beichte abgelegt. Sie hätte ihm sagen mögen, daß ihr Gemüt trotz aller Anfechtungen und Unklarheiten jetzt endlich zu innerer Gesundung geleitet war: seitdem sie die Sicherheit hatte, daß George kein Vaterlandsverräter war, daß er sein Leben in die Wagschale geworfen hatte, um seine Verirrung wieder gutzumachen. Wie schmerzlich, daß sie das alles nicht sagen durfte —!

„Ich werde lange, lange daran zehren," sagte er verträumt, „an der Erinnerung, daß Sie hier waren." Er machte eine unsichere Bewegung. „In ein paar Tagen heißt es vielleicht auch für mich wandern, das kleine Friedensidyll hier verlassen ... Aber die Stimmung dieses Abends wird mich begleiten. Und alles wird ein Hoffen sein."

Ella kam ins Zimmer, seltsam bleich und bedrückt.

Sie sahen Consentius und den Professor im Nebenzimmer umringt von den anderen Gästen. „Wir sollen gehen, Ella?" fragte Helene unsicher.

„Ja, Liebste. Es ist wohl besser."

„Ihr waret am Telephon. Ist Nachricht —? Dienstlich?"

„Nein, nein."

Ein paar Augenblicke wirkte das Schweigen unheimlich. „Soll ich — gehen?" fragte Hans West zögernd.

Ella schüttelte den Kopf. Sie wehrte dem Professor, der in die Tür treten wollte, ab. Und dann ging sie und schloß die Tür.

Der Raum wurde jetzt nur von den Lichtern erhellt, die am Flügel brannten. In dem flackernden Schein konnte Helene Ellas Züge nicht mehr unterscheiden. „Was ist nur? Sag' doch, Ella."

Die Schwester umfaßte sie, pochte sie leise auf die Schulter und sagte ruhig: „Es ist Nachricht vom Kriegslazarett da, Helene."

„George —?!"

„Ja, Liebste. Er hat ausgelitten."

... Im Auto fuhren sie schweigsam zur Stadt zurück. Der Professor hatte sich neben den Schofför gesetzt. „Ich werde doch die Festrübe nicht opfern!" sagte er. Er hatte schon wieder den Ton gefunden, um Herr der Stimmung zu werden. Für ernste Trostreden fand er nie das rechte Wort; ein Witz mußte ihm helfen. Aber Schwester Ella wußte: innerlich war er weicher als sie.

Sie hatte in ihrem Beruf schon soviel Ergreifendes erlebt, hatte Menschen in den schwersten Augenblicken des Lebens und des Sterbens kennen gelernt, daß es für sie keine leeren Beileidsworte mehr gab. Auch in diesem Fall, in dem der Tod als Erlöser kam, hatte sie nur einen festen Händedruck für die neugewonnene Freundin. Und dann mußte das Schweigen, das Still-sich-besinnen die Heilung bringen. So ließ sie Helene Zeit. Und Helene verstand sie.

⁂

Schwere Tage lagen hinter Helene. Aber noch schwerere folgten.

Als sie vom Südfriedhof zurückkam, wo ihrem Mann in der Abteilung der in den Lazaretten verstorbenen französischen Soldaten ein Grab bereitet worden war, fand sie einen Zettel von Geneviève vor: sie müsse sie noch heute sprechen.

Das Theresle gab ihr das Blatt. Eine Französin habe es gebracht. Es sei ihr aber unmöglich gewesen, sie zu verstehen, so schnell habe sie gesprochen.

Helene hatte dem Hause Laroche keine Nachricht über Georges Tod zukommen lassen. Ein ganz winziges Gefolge war hinter dem Sarge hergeschritten. Ella und ihr Bruder waren erschienen, der Professor, ein paar Schwestern, die dienstfrei waren. Ein französischer Geistlicher sprach, der den Toten nie gesehen hatte. Und Helene empfand es als Wohltat in dieser grausamen Stunde, daß der Priester, der da an dem offenen Grabe stand, nicht ahnte, was sie wußte oder zu wissen glaubte. Kein französischer Soldat war es, dessen arme Leidenshülle man hier hinabsenkte, sondern ein unglücklicher, verirrter Mensch, den die grausamste Verzweiflung wieder in die Arme seines vergessenen deutschen Vaterlandes getrieben hatte.

Drüben, auf der deutschen Seite des Friedhofs, erhoben sich schon viele, viele schlichte Kreuze. Auch ein großes Denkmal war da im Werden. Hier, wo die Franzosen den letzten Schlaf schliefen, fand der Blick kaum eine Sammlung. Mächtige Glaskasten und Immortellenkränze türmten sich an den Kreuzen hoch. Je größer der Freundeskreis, je stärker

Digitized by Google

die Bedeutung des Toten, oder je lebhafter die Eitelkeit der Hinterbliebenen, desto gewaltiger wuchs der Schwall der künstlichen Andenken empor, die Nachbargräber beschattend. Das Sterben und Begrabenwerden war für die Franzosen der Anlaß zum größten Pomp. Helene hatte es damals miterlebt, als die arme kleine Yvonne Babin zur letzten Ruh' getragen wurde. Das Grab Georges lag nicht weit von dem ihren.

Im langsam niederträufelnden Frühlingsregen wanderte Helene, von Schwester Ella begleitet, zum Wagen zurück.

Daß Hans West nicht würde kommen können, hatte Helene schon tags zuvor gewußt: er weilte im Großen Hauptquartier, wohin der General der Pioniere Wests nächsten Vorgesetzten berufen hatte.

Es war Helene nach den Erschütterungen der letzten Stunden unmöglich, Geneviève aufzusuchen. Sie schrieb ein paar Zeilen, worin sie ihr Kunde von dem Trauerfall gab und sie bat, ihr bis zum andern Tage Zeit zur Sammlung zu lassen.

„Komm doch morgen um ein Uhr aufs Amt, liebe Geneviève. In der Mittagsstunde können wir uns da noch am ehesten ungestört sprechen," schrieb sie ihr.

Das Briefchen brachte die Ordonnanz des Professors, ein graubärtiger Freiwilliger des Sanitätsdienstes, nach der Inkermanstraße. Aber kaum eine halbe Stunde später war Geneviève bei ihr.

Helene saß am Fenster des Schlafzimmers. Sie hatte Georges Stiefmutter die Trauernachricht erst mit ein paar Worten mitgeteilt. Jetzt bemühte sie sich, ihr ausführlicher über alles zu berichten, von dem sie annahm, daß Frau Ada es zu erfahren verlangte. Aber es ward ein gewundenes Schreiben.

„Bist du allein?" fragte Geneviève erregt in die Stille hinein.

Helene hatte sie nicht kommen hören. Im ersten Augenblick war sie auch überrascht, daß Geneviève ohne Führung durch den winkligen Ausbau der Obergeschosse des Bahnhofs sich hierhergefunden hatte. Aber alles trat zurück hinter dem Eindruck, den Genevièves totenbleiches Gesicht auf sie ausübte. Sie legte rasch die Feder weg und stand auf. „Was ist dir, Kind? Wie siehst du aus? Komm doch herein."

Geneviève zog die Tür hinter sich zu. Trotzdem Helene ihr versicherte, daß im Augenblick niemand sonst im ganzen Stockwerk weilte, behielt Geneviève den Flüsterton bei. „Papa ist verhaftet worden."

Ein seltsames, nie erlebtes Gefühl des Schreckens lähmte Helene. Sie fühlte es körperlich: vom Leib nach den Knien hin zog es, und ein innerliches Zittern setzte ein.

„Um — Gottes — willen!" stieß sie aus.

Geneviève hatte die Hände gegen die Schläfen gepreßt. „Zwei deutsche Beamte in Zivil waren früh gekommen. Sie sprachen lange im Billardzimmer mit ihm. Und dann gingen sie mit ihm weg. Benjamin sprang in den Flur. Da küßte ihn Papa und sagte: wir sollten uns keine Sorge machen. Ein Mißverständnis. In einer Stunde sei er wieder da. Aber es ward Mittag — Nachmittag. Ich ging zur Militärpolizei und fragte. Und da hieß es: er sei verhaftet, sei auf der Zitadelle. Warum? Darüber könnten sie mir keine Auskunft geben."

Sie setzte sich, wo sie stand, auf Schwester Ellas Bett, noch immer die Schläfen pressend, und starrte vor sich nieder.

Helene setzte sich zu ihr. Sie war von der Nachricht aber selbst so mitgenommen, daß sie die Kraft nicht fand, irgendein Wort des Trostes zu sagen.

„Weiß — Ma?" fragte sie endlich unsicher.

„Bis jetzt haben wir ihr's verschwiegen. Ach, wenn sie's erführe — nicht auszudenken." Sie sah nach ihrer Uhr. „Dabei sind wir alle wehrlos — gefangen. Erst von Sonntag an ist doch die Verkehrsbeschränkung wieder aufgehoben. Ich muß um sechs Uhr daheim sein. Ob Papa bis dahin zurück sein wird? Ach, Helene, wenn er nicht kommt, wenn wir Ma die Wahrheit sagen müssen — exaltiert, wie sie jetzt immer ist, stürzt sie sich wohl gar aus dem Fenster!"

„Was sind das für unsinnige Vorstellungen! Geneviève, ich bitte dich: Ma, die sich vor jedem Zuglüftchen fürchtet."

„Du mußt uns helfen, Helene. Du bist meine einzige Rettung. Frage auf dem Amt an, was vorliegt. Und dann komm und rate uns. Du kannst dich noch nach sechs auf der Straße zeigen — ich nicht. Und es wäre doch wichtig, irgendeinen Fingerzeig zu bekommen. Nicht wahr? Jetzt könnte man vielleicht noch dies und das beiseite schaffen ... Aber ich müßte doch wissen, um was es sich überhaupt handelt!"

Genevièves Angst ergriff Helene. Und doch entsetzte sie die kalte, selbstverständliche Voraussetzung: daß sie ihr auch jetzt noch beistehen solle, die deutschen Behörden zu täuschen.

Schweigend hatte sich Helene erhoben. Sie setzte sich am Fenster nieder, umklammerte die Stuhllehne und starrte durch den niedrigen Rundbogen in das Gewirre auf dem Bahnhofsplatz. Es bedurfte für sie eines gewaltsamen inneren Entschlusses, um endlich wieder sprechen zu können.

Digitized by Google

Abend am Rheinsberger See. Gemälde von Lesser Ury

Digitized by Google

„Hör' einmal, Geneviève. Laß uns klar werden. So geht es nicht weiter. Frauen dürfen sich an dieser Art des Krieges nicht schuldigmachen. Wir haben beide schon viel zu viel gefehlt. Daß dein Vater alle Verantwortung auf sich nimmt, ist selbstverständlich. Welche Gefahr er lief, wußte er. Aber daß er mit ansehn müßte: wie auch du, deine Geschwister, die arme Ma, alle, unter seinem Wagnis leiden — nein, Geneviève, das wäre ganz gewiß nicht nach seinem Sinn."

Mit weitgeöffneten Augen hatte Geneviève die Freundin angestarrt. Nach einer Stütze suchend hatte sie die Hände hinter sich ausgestreckt. „Helene —! Helene —!" Sie schluckte. Mit der Rechten griff sie sich nach der Kehle. „Ja, sag' doch nur, das soll heißen — das soll heißen, daß du glaubst, sie könnten etwas entdecken, ihn in die Enge treiben, ihn überführen ... Und daß sie Papa dann aburteilen würden!"

„Er wird es wohl nicht so weit kommen lassen. Wie ich ihn kenne, ist er viel zu stolz, als daß er leugnen würde."

„Stolz! Sein Stolz ist es, der Sache des Vaterlandes zu nützen. Und im Krieg ist jedes Mittel erlaubt. Ich fände es unverantwortlich, wenn er den Mut verlöre ... Aber nein, das ist ausgeschlossen. Er wird kämpfen bis zum letzten Atemzuge."

„Ach, Geneviève, jetzt sprichst du wie ein Kind."

„Wie sein Kind!"

Helene schüttelte den Kopf. „Im Herzen deines Vaters stehst du an allererster Stelle, Geneviève. Das weißt du. Du weißt, wie er an euch allen hängt. Und so tief ihn die Sache seines Vaterlandes ergriffen hat: er wird ihr auch durch Hinziehen und durch Leugnen nicht helfen, sondern seine Schuld nur noch schwerer machen. Weil er dann alle in noch viel größeres Leid risse. Es gibt nur die eine Möglichkeit für ihn, denen, die er liebt, schweren Kummer zu ersparen: sofort ein umfassendes Geständnis abzulegen."

„Das — sagst — du?!" Geneviève verharrte noch immer in ihrer Stellung. Aber noch weiter lehnte sie sich zurück. Und ihre grauen Augen wurden noch größer, noch starrer.

Stumm nickte Helene.

„Das wäre ja — Verrat!" Jäh richtete sich Geneviève auf. „Ich frage mich noch immer, wie es möglich ist, daß du so etwas aussprechen kannst. — Du! An die Vater geglaubt hat! — Ist das alles, alles vergessen? Wo er dir geholfen hat? In schweren Zeiten?"

„Ach, Geneviève, daran brauchst du mich nicht zu erinnern. Wenn je bin ich jetzt meiner Dankesschuld eingedenk."

„Indem du rätst, daß er sich seinen Feinden willig und ergeben zeigt?"

„Nicht willig und ergeben. Aber auch nicht — feige. Er muß die Verantwortung auf seine eigenen Schultern nehmen. Und er darf nicht auch seine Kinder, seine Frau, sein Haus mit in das gefährliche Spiel hineinziehen. Jetzt gilt es für ihn, als Mann für die Schuld einzutreten. Das verlangt seine Ehre."

Geneviève ordnete an dem winzigen Spiegel ihren Hut. Mit unsicheren Fingern streifte sie ihre Handschuhe wieder über. „Du willst uns also — im Unglück — verlassen. Gut, gut. Möge dir's nie vergolten werden."

„Herr Gott im Himmel — verstehst du mich denn nicht, Geneviève? Daß mir's seiner unwürdig erschiene, mit Lügen und Vertuschen noch eine winzige Frist zu gewinnen? Denn mehr wäre es doch nicht, wenn sie ihm wirklich schon auf der Spur sein sollten."

„Was werden sie ihm denn beweisen können? Es gibt hier keinen, der ihn verrät. Keinen."

„Und wenn man nun dich aufforderte, zu schwören, Geneviève?"

„In der Not — unter solchem Zwang — ja, glaubst du, daß ich es für ein Unrecht halten würde —"

„Einen Meineid zu schwören?"

Geneviève hob die Schultern, fast verächtlich. „Denen?"

„Man schwört bei Gott, Helene."

„Also — würdest du Vater verraten? Willst du das damit sagen?"

„Ach, Kind, was foltern wir einander! Dein Vater würde gar nicht dulden, daß ein Mensch, der ihm nahesteht, in solche Gewissensnöte geriete. Du unterschätzest ihn."

„Es gibt Dinge, die man gemeinsam trägt — falls man wirklich liebt." Geneviève sah nach der Uhr. Es blieben ihr nur noch zehn Minuten für den Heimweg; sie mußte eilen. „Nun weiß ich ja Bescheid, Helene, über alles. Hab' keine Sorge, daß ich dich wieder behelligen werde. Aber ein furchtbarer Schmerz ist mir's, daß Vater sich so in dir getäuscht haben soll." Zum ersten Male trat eine Träne in ihre Augen. „Er hat dich immer so lieb gehabt. Und nun würdest du ruhig zusehen ... Ach, das ist so furchtbar, so furchtbar!"

Sie rannte davon, schlug draußen die Treppentür ins Schloß.

Mit leeren Augen sah Helene hinter ihr drein.

Wo lag nun das Unrecht? fragte sie sich.

⁂

Als Hans West mit seinem Chef aus dem Großen Hauptquartier heimkehrte — dies-

Digitized by Google

mal war die Fahrt mit der Bahn zurückgelegt worden —, bekam er Helene nicht sogleich zu sehen. Der Major hatte ihn nebst anderen Herren zu Tisch eingeladen. Sie wollten im ‚Restaurant de Strasbourg' speisen, der einzigen Liller Gastwirtschaft, die für festliche Zwecke in Frage kam, denn die übrigen Lokale litten schon stark unter der verminderten Zufuhr. Es war Hans West nur auf einen Sprung möglich, den Professor aufzusuchen. Schwester Ella war in der Küche beschäftigt, Helene noch auf dem Amt, und der Professor befand sich mit dem Stabsarzt auf seinem Rundgang durch die Wartesäle von Bett zu Bett. So kam es nur zu einer kurzen Begrüßung. Alles gehe gut, sagte der Professor. Aber er war von seiner Arbeit so erfüllt, daß Hans West wohl wußte, welcher Wert der flüchtigen Auskunft beizumessen war.

Bei Tisch blieb er zerstreut. Er hatte auch auf der Fahrt viel an Helene denken müssen. Nach den seelischen Erregungen, die sie durchgemacht hatte, wäre er ihr so gern eine Stütze gewesen.

Es waren lauter fremde Offiziere, unter denen er saß. Der Major hatte alte Regimentskameraden neben sich. Die Nachbarn von Hans waren zum ersten Male in Lille, hatten monatelang draußen gelegen, in ärgster Wildnis, und empfanden den Betrieb hier als großstädtischen Luxus. Die Mehrzahl der freundlich mit Blumen geschmückten Tische war von Offizieren besetzt. Aber auch Zivilisten befanden sich in dem Speisesaal, dessen Balkonfenster nach der Grande Place gingen. Die Gespräche litten unter der Anwesenheit der Franzosen. Immer wieder mußte man einander Zeichen machen, abbrechen, andeuten, Abkürzungen anwenden. Nach dem Essen fand sich noch ein älterer Oberstabsarzt ein, ein Verwandter des Majors. Der war hier in Lille bekannt, wußte sehr anregend zu plaudern und erzählte auch dies und das von einzelnen Anwesenden, nach denen ihn die Fremden fragten. Da klangen nun auch an Hans Wests Ohr Namen, die er schon aus Helenens Mund gehört hatte, und er horchte auf.

Eine kleine Sensation bildete ein Vorkommnis, das der alte Herr erst soeben bei der Tafel drüben in seinem Kasino gehört hatte. An der belgisch-holländischen Grenze, bei Olsene-Dorp, waren sieben verdächtige Personen angehalten worden, die ohne Ausweispapiere über die Grenze wollten. Zwei waren geflüchtet. Der Landsturmposten hatte Feuer gegeben und den einen zur Strecke gebracht, einen jungen Studenten aus Lille. Der andere, ein baumlanger Kerl, war entkommen; es hieß, daß dies der seit langem gesuchte englische Flieger Mapplebak gewesen sei. Die anderen fünf waren festgenommen und nach Antwerpen gebracht worden. Sie hatten natürlich alle geleugnet, jede Verbindung mit dem Engländer und dem Erschossenen bestritten, tagelang war das Verhör von morgens bis abends durchgeführt worden, einzeln und gemeinsam, ergebnislos, denn sie waren auf jede Frage gewappnet. Da endlich hatte sich einer der Verhafteten erboten, wenn man ihm Straffreiheit zusichere, ein volles Geständnis abzulegen. Das sei ein armseliger Bursche, der früher als Schofför in einem herrschaftlichen Hause gedient, seit der Einnahme von Lille sich verborgen gehalten habe und von der Not getrieben worden sei, einen Fluchtversuch zu unternehmen, um sich in Frankreich zur Armee zu stellen.

Mehrmals hatte der Erzähler sich unterbrechen müssen, weil ihm Zeichen gemacht wurden: am Nebentisch war die Unterhaltung der Franzosen ins Stocken geraten, der oder jener mochte vielleicht deutsch verstehn.

Der alte Herr zündete sich seine Virginia an, kniff dabei die Augen zusammen und musterte die Gesellschaft durch den kleinen Spalt. Dann stemmte er sich mit beiden Ellbogen gemütlich auf und sagte blinzelnd: „Der da Rücken an Rücken mit West sitzt, ist ein französischer Kollege von mir. Den kenne ich gut. Wir haben uns ja begrüßt, als ich eintrat."

„Keinen Namen nennen," raunte der Major ihm zu. Dann erhob er sich. „Sag' mal, Onkelchen, wärst du einverstanden, wenn wir uns drüben am Fenster an den Tisch setzten, der jetzt freigeworden ist? Hier zieht es schamlos."

„Es zieht!" Endlich verstand er. „Ja, natürlich, schaudervoll zieht es hier. Also auf — eine secessio plebis!"

Jeder nahm sein Weinglas oder seine Kaffeetasse — die Kellner kamen ratlos-entsetzt hinzu, weil nun eine Vermischung ihres Verwaltungskreises entstand — aber schließlich brachten sie die Weinflaschen nach.

Nun lagen so viel Tische dazwischen, daß keine Gefahr mehr bestand, ausgehorcht zu werden. Und der Oberstabsarzt befand sich in seinem Fahrwasser. Er erzählte gern.

„Das ist also ein gewisser Broussart. Ein Augenarzt aus Cambrai. Wir hatten das französische Ärztepersonal hier noch mitbeschäftigt — bei den Gefangenen —, aber jetzt ist zum Glück ein Übereinkommen erzielt: wir schieben sie im Austauschverfahren über die Schweiz ab."

„Und die hübsche, nervöse, kleine Frau neben ihm?"

Digitized by Google

„Eine Frau Gal. Dilettiert auf allen Kunstgebieten. Ihr Mann steht drüben im Heer. Ja, für die kleine Frau Gal ist die Trennung von Broussart wohl ein schwerer Schmerz. Sie feiern hier wohl das Abschiedsmahl.“ Er kniff wieder die Augen zusammen. „Aber der Kreis ist schon jetzt nicht mehr vollständig. Ein Verwandter von Broussart fehlt. Ein gewisser Herr Laroche. Den haben sie auf die Aussage vom Schofför hier festgenommen. Es soll eine ganze Reihe von Liller Bürgern verdächtig sein. Die Herren von der Feldpolizei und vom Kriegsgericht hängen ununterbrochen am Fernsprecher — eine Botschaft nach der andern aus Antwerpen. Man wird hier wohl ein ganzes Verschwörernest ausheben.“

Die französischen Gäste erhoben sich jetzt. Ein Oberleutnant sagte, nach einem Blick in den Spiegel, wo er die elegante Frau Gal für eine Sekunde ins Auge faßte: „Ich habe die Dame im Januar, wo wir hier in Ruhe lagen, schon mehrmals gesehen. Sie ging da mit einer auffallend hübschen Person, von der man mir erzählte ...“ Vorsichtig sah er sich erst um, bevor er weitersprach. „Der kleine Prinz Amil soll sich lebhaft für sie interessiert haben.“

„Die Manon?“ Der alte Herr lachte. „Ja, das war eine verteufelt schöne Person.“

„War? Sie lebt nicht mehr?“

„Und wie. Die fängt da drüben wieder ganz neu zu leben an, das ist sicher. Man hat sie abgeschoben.“

„Abgeschoben? Über die Schweiz? Aber ich dachte, das seien nur so die — die kleinen Straßengefahren gewesen, deren man sich auf diese Weise entledigt hat.“

„Tja, es hat auch nicht geringes Aufsehen erregt. Da zeterten sie unter den Eingeborenen: es sei unerhört. Die Dame gehöre einem ersten Hause an, sei vermögend, die Tochter eines angesehenen Notars, einer ersten Stütze der Stadt ... Ja, das hat sie aber nicht abgehalten, die Nächte in der Bar der Nitouche zuzubringen. Und eine Gefahr war sie immerhin auch ...“ Den Schluß raunte er dem Oberleutnant ins Ohr, und der schlug sich entsetzt aufs Knie.

West wurde von seinem Nachbar gefragt, ob er die letzten Worte gehört habe. „Nein!“ erwiderte er kurz, fast schroff. Und dann rückte er mit seinem Stuhl zurück, um die Verbindung nicht zu stören. Ihn hatte das, was der Oberstabsarzt zuerst berichtet, schon so tief betroffen gemacht, daß er gar nicht weiter hatte folgen können.

... Laroche verhaftet! ... Und in seinem Hause hatte Helene so lange gelebt. Ja, er selbst hatte sie noch dazu überredet, Aufnahme dort zu suchen, weil er sie im Schutz einer angesehenen Bürgerfamilie sehen wollte.

Zweifellos wußte doch Helene um Laroches Festnahme. Hatte sie der Schwester nichts davon gesagt? Auch nicht Ella und dem Professor?

Unruhvoll überlegte er, wie er's anstellen konnte, sie sobald als möglich zu sprechen. Der Major hatte ihm schon angekündigt, daß sie mit dem im Hauptquartier verlangten Bericht gleich nach Tisch beginnen und dann wohl bis spät in die Nacht im Geschäftszimmer der Abschnitte festgehalten sein würden.

Am Fernsprecher über eine solche Angelegenheit auch nur ein paar Worte zu wechseln, war unmöglich. Irgend jemand, der das Gespräch in der Leitung mit abhörte, konnte durch ein Mißverständnis Helene in einen Zusammenhang mit dem Verhafteten bringen ... Aber er erduldete in dieser Ungewißheit, bevor er sie gesprochen hatte, geradezu Qualen.

Immerzu suchte sein Blick den des Majors. War's nicht Zeit aufzubrechen? Die außerordentliche Angelegenheit der großangelegten Spionage, der man da auf die Spur gekommen zu sein schien, war für den Major aber auch dienstlich von Wichtigkeit. Gerade bei der Pionierarbeit in Feindesland, wo man für die Handlangerdienste auch einheimische Kräfte mitverwandte, war äußerste Vorsicht geboten. Nie durften die unteren Aufsichtsbeamten in ihrer Wachsamkeit nachlassen. Er nickte dem jungen Hauptmann, der ihn fragend ansah, lebhaft zu. „Darüber müssen wir ausführlich mit den Bauleitern sprechen, lieber West.“

Den Höhepunkt erreichte der Oberstabsarzt in seinen Ausführungen, als er schilderte, durch welchen Zufall man festgestellt hatte, daß die Flüchtlinge nicht nur drüben ins Heer eintreten wollten, sondern daß sie auch einen ganz geregelten, schlau eingefädelten Nachrichtendienst über die Grenze vermittelten.

„Der eine der Kerls war bei der Festnahme gestolpert und hatte sich ein wenig das Bein verknaxt. Na, er humpelte dann aber mit, stützte sich auf seinen Stock, und so ging's ja auch leidlich. Aber als sie über die Kanalbrücke kamen — schwapp, da ließ er doch plötzlich seinen Stock durch eine der Fugen im Brückenbogen verschwinden. Mein Landsturmmann hinterdrein und erwischt ihn noch — ob er gleich einen Verdacht hatte oder ob es nur wieder Gutmütigkeit war, weil der arme Teufel sich nur so mühsam fortgeschleppt hatte, das weiß ich nicht — aber beim Durchquetschen bricht er mitten durch, der Stock, und dabei ergibt sich, daß er hohl ist — und daß Zettel drin waren.

Digitized by Google

Sofort ruft er den Kameraden zu: Stöcke abnehmen! Na, und für die Überführung werden die Zettel gute Dienste leisten."

„So eine Bande!" sagte der Major. „Und dabei war man hier der Meinung, sie hätten sich längst stillschweigend in alles gefunden, die Franzosen, sehnten nur das Ende des Krieges herbei und lebten im großen und ganzen loyal zwischen uns."

„Wir bleiben eben immer die gutmütigen Michel, wir Deutschen," sagte ein älterer Hauptmann mit Habichtnase und kleinen funkelnden Augen. „Immer tragen wir unser Herz auf einem Präsentierteller. Als ob wir das Pack brauchten. Na, meine Herren, wer so wie ich das Volk hier kennen gelernt hat... Ich will nicht sagen, daß es nicht ihr Recht wäre, uns zu hassen. Gut, mögen sie. Aber dann lassen wir doch endlich das vermaledeite Gesichterschneiden. Ich habe mich grundsätzlich niemals mit einem Franzosen an einen Tisch gesetzt. Das Tischtuch zwischen uns ist zerschnitten. Nicht wahr? Na also, warum da Phrasen dreschen, heucheln?"

Der Oberstabsarzt zuckte die Achseln. „Ja, die Herren von der Waffe haben es leichter. Wir müssen oft beruflich mit unsern französischen Kollegen Fühlung nehmen."

„Und kommt Gutes dabei heraus?"

„Wir sehen ihnen höllisch auf die Finger."

Der Kaffee war getrunken. Der Major entschuldigte sich bei seinem Verwandten: die Arbeit rief ihn zum Dienst. Und nach Händeschütteln am Tisch und Verbeugungen auf dem Weg durch den strumpfartig langen und schmalen Speisesaal, wo noch zahlreiche Offiziere saßen, kamen sie zum Treppenhaus.

„Jetzt heißt es aber Dampf aufsetzen, um die verschwatzte Zeit einzuholen, lieber West. Jedesmal, wenn man mit Onkel zusammenkommt, gibt's einen anregenden Palaver. Er sieht und hört hier 'ne ganze Menge... Und sagen Sie mal, West, erzählte Ihr Bruder Theo nicht von der Frau Manon? Ich hab' für solche Geschichten nicht so ein hervorragendes Gedächtnis wie Onkel. Sie auch nicht, wie?... Wir springen hier auf die Elektrische, West, da bringen wir gut vier Minuten ein, und es brennt einem jetzt doch unter den Nägeln."

⁂ ⁂ ⁂

Als Hans West am andern Mittag zum Nordbahnhof kam, waren fast alle Säle leer. Transportzüge hatten die Hunderte von Verwundeten und Kranken in den letzten Tagen mitgenommen. Nur ein knappes Dutzend Betten war noch belegt. Das Theresle hatte über Mittag hier die Aufsicht. Die kleine Schwester saß auf einem Holzschemel mitten zwischen den Betten und las vor. Hans West hielt beim Eintreten inne. Er nahm an, daß die Schwester den neuesten Heeresbericht bekannt gab, weil sie in allen Betten so gespannt folgten. Ein paar Augenblicke wartete er. Aber dann merkte er: sie las ihnen aus Andersens Märchen vor.

An der Front rollte und grollte es wieder. Es hieß, daß bei Arras eine große Schlacht tobte. Heute nacht mochten alle Räume hier schon wieder dicht belegt sein mit müden, leidenden Kämpfern, die auf die Fahrt zur Heimat warteten. Und jetzt durchwob den Saal diese friedliche Märchenstimmung, und die blassen, großen Männer lauschten der süßen Kinderstimme des jungen Dings, als ob es ihnen wichtige Botschaften aus der Weltgeschichte zu vermitteln hätte.

Verwundert sah das Theresle den Eintretenden an. „Sie esse heut hunte!" sagte sie und wies nach der Küche.

Ein Norddeutscher mußte darüber so lachen, daß ihn sein Verband schmerzte. Es war ein junger Philologe, den West schon neulich einmal gesprochen hatte, ein Kriegsfreiwilliger. „Hunte, das sind aber beileibe keine Hunde — nein, das heißt: unten!" erklärte er. Und nun lachten auch die andern, die Bayern und die Sachsen.

Die Schwester klappte den Andersen zu. „Jetzt mach' ich Schluß! Punktum!"

Hans West fand in dem winkligen Bau endlich die Treppe, die zum Keller hinunterführte. In der ziemlich geräumigen Küche waren nur Scheuerfrauen tätig. Aber aus dem kleinen Holzverschlag hörte man lebhafte Unterhaltung. Die Stimme des Professors klang am lautesten durch.

„Ah, hoher Besuch! Hauptmann West!" Er rief aus dem Holzverschlag heraus: „Kommen Sie 'rein in die gute Stube!"

Der Verschlag hatte früher wohl als besonderer Ausgaberaum gedient. Die Schwestern hatten ihn als ihr kleines Kasino hergerichtet. Ein blankgescheuerter Tisch nahm den ganzen Raum ein, darum herum lief eine Bank. Wer einen Platz von der Tür entfernt einnehmen wollte, wenn der Raum besetzt war, mußte auf der Bank hinter den Gästen entlang laufen, dabei aber sich stark bücken, um nicht die frischgeweißte Decke zu streifen.

„Wir sind hier mit dem schönen Gesellschaftsspiel beschäftigt, Kartoffelpuffer zu essen," sagte Schwester Ella. „Heute ist Feiertag — statt für dreihundert war nur für vierzehn Köpfe zu kochen, da haben wir's uns leicht gemacht. Darf ich Ihnen einen Teller reichen, Herr West?"

„Hier ist Platz — hier!" riefen ein paar und rückten zur Seite.

Digitized by Google

Sie wußten, daß er ja doch nur wegen Frau Helene kam, und sorgten dafür, daß er neben ihr Platz fand.

Und in dieser Kellerküche, deren Wände mit deutschen Sprüchen, Kaiserbildern, Aufrufen, Kriegsflugblättern geschmückt waren und in der sich der Fettgeruch kleinbürgerlich-behäbig mit dem Kaffeeduft mischte, hatte er dann die erste Aussprache mit ihr.

Der Dienst rief die Mehrzahl bald ab. Der Professor mußte mit der Rechnungsführerin Listen durchgehen und vertiefte sich in die Arbeit, bei der er immer viel stöhnte. „In Zahlen denken kann ich nur, wenn ich rauchen darf, aber Schwester Ella ist ja von einer so puritanischen Strenge ... Ei was, ich wag's ... Herr Hauptmann West, eine echte Kantinen-Havanna, besseres kann ich Ihnen nicht anbieten. Aber heimlich muß uns Schwester Agnes etwas Medizin verschaffen. Erst nötigen sie einem fünf Kartoffelpuffer auf, und dann soll der Mensch nicht mal einen Schwarzwälder Kirsch kriegen? Ausgeschlossen."

Auf der anderen Seite des Tisches Zahlen, lustiges Streiten, Brummen, wieder Zahlen und Zahlen, das Hinundher der Schwester, die mit ihren Belegen antreten mußte. Keiner kümmerte sich mehr um Helene und ihren Gast.

„... Und nun sagen Sie mir also, Frau Helene, was wissen Sie davon?"

Sie sah elend aus. Im Zwielicht des durchs Kellerfenster spärlich eindringenden Tages und der grellen Bogenlichtflamme im Küchenflur wirkte ihr Gesicht ganz krank.

„Nur das, was Geneviève mir gesagt hat."

„Sie war bei Ihnen?"

„Sofort. Natürlich. Sie bat mich, ihr zu helfen. In Erfahrung zu bringen, um was es sich handelt. Welcher Art die Anklage ist."

Erschrocken sah er sie an. „Sie haben sich doch sofort von allem ferngehalten?"

„Ich hab' ihr gesagt, daß das ja nicht möglich ist."

„Aber sie sucht noch auf Sie einzuwirken?"

„Nein. Sie ist nicht mehr gekommen."

Er legte seine Hand auf die ihre. — „Ich kann Ihnen nur den einen dringenden Rat geben: sollte sie wieder kommen, dann nehmen Sie ihren Besuch nicht mehr an."

Helene schüttelte den Kopf. „Sie wird nicht wieder kommen."

„Das wissen Sie so bestimmt?"

„Es ist ein tiefer Riß zwischen uns. Sie wirft mir Undankbarkeit vor. Sie hält mich für schlecht. Aber sie ahnt ja nicht ... Ach, mein Leben hat jetzt das letzte bißchen Sonne verloren."

„Weil Sie um diese Freundschaft gekommen sind?"

„Ich hab' sie gern gehabt. Alle. Die Apfelgesichter. Berthe und Louise, Madelaine und Fleurette. Und was für ein bewundernswerter Mensch, die Geneviève. Aber — im Grunde doch Feinde. Ja, alle, alle. Und ich war mitten unter ihnen, mitten in all dem Lug und Trug. Und log mit und trog mit."

„Das war — — damals?"

Sie sah ihn ernst und gequält an. „Kann ich sagen, wann ich begonnen habe, zu fühlen: das ist recht und das ist unrecht? Das kam doch nicht von gestern auf heute. Ganz allmählich wuchs es in mir. Unheimlich war mir's ja schon lange dort. Was ich sah und hörte und vermutete und mir zusammenwob ..."

„Sie zweifeln also auch nicht an seiner Schuld?"

„Darauf soll ich Ihnen antworten?" Sie lehnte sich zurück, stützte den Kopf an die Wand und fuhr traurig fort: „Das wäre ja nun ein Abschluß, den zu erleben es wirklich nicht gelohnt hätte. Alles, was ich an Gutem dort empfing, mit einer Anzeige zu vergelten. Etwa so, wie Sie vorhin von Antoine Bergerat sagten." Sie schüttelte sich. „Entsetzlich. Nein, nein, nein, nein."

„Nun brauchen Sie mir gar nichts weiter mitzuteilen, Frau Helene. Nun weiß ich, daß er in Ihren Augen schuldig ist."

„West — ich bitte Sie —"

„Still, still. Sie sollen und müssen sich endlich loslösen aus diesem schrecklichen Wust. Es müßte Ihnen doch innerliche Befreiung sein."

Tief und schwer atmete sie auf. „Ich kann mich nicht so völlig von alledem befreien, was meine Vergangenheit war."

„Die paar Kindergesichter halten Sie? Und die Dankbarkeit?"

„Nein. Die Furcht ... und die Schuld." — Eine Weile schwieg sie. „Das sind die Ketten, die mein Schicksal an das dieser Menschen und dieser Stadt binden."

Der Professor schob drüben seine Hefte zurück. „Jetzt aber auch keine einzige Zahl mehr. Es lebe der Kommiß! Wenn einer für mich eine Fegefeuerstrafe ersinnen will, dann braucht er mich nach meinem unseligen Ende bloß als jungen Mann ins Schreibzimmer eines Intendanturbeamten zu setzen. Zwanzig Jahre Leichtsinn büß' ich da in zwei Tagen ab ... Na, Frau Helene, und wie werden wir Sie wieder aufpäppeln? Kartoffelpuffer — das nennt nun Schwester Ella eine bekömmliche Kost für so ein mattes Hühnchen, wie Sie's sind ... Schwester Agnes, Sie sorgen mir dafür, daß die junge Frau Milch und Eier kriegt. Auf Sie ist Verlaß. Sie haben sogar den Mut,

Digitized by Google

gegen Schwester Ella aufzutrumpfen, der mir leider abgeht... Aber jetzt 'raus aus dem Küchendunst!"

Als sie aus dem Keller ins Erdgeschoß gelangten, kam ihnen das Theresle entgegen. „Eine Neuigkeit!" rief sie.

„Gulaschkanonengerücht?" fragte der Professor trocken.

„Nein, Schwester Ella hat mit einem Fliegerleutnant gesprochen. Sie kennt ihn. Es ist unbedingt wahr. Der englische Flieger, der neulich entflohen ist, der hat ein paar Schriftstücke abgeworfen. Bei der Militärpolizei sind sie abgeliefert worden. Es steht drin: er bedanke sich für die Gastfreundschaft, die er hier erfahren habe, und er werde demnächst wieder kommen."

„Ein verdammter Bursche!" rief der Professor und lachte. „Aber im Grunde ein ganz guter Witz... Ja, und ist denn das wirklich wahr, daß sie den Laroche eingebuchtet haben? ... Frau Helene, Ihr Verehrer? ... Oh, bitte, ich weiß, Sie sollen da Herzensverwüstungen angerichtet haben, gegen die selbst die Zerstörung der Rue Faidherbe nicht aufkommen kann!"

Er wollte den Pionier ein bißchen eifersüchtig machen. Zugleich versuchte er auf jede Weise, Frau Helene aus ihrer Starrheit und Teilnahmlosigkeit aufzurütteln. Aber es war ihr jetzt nicht beizukommen.

„Ob Laroche tatsächlich dem Mapplebak aus der Stadt geholfen hat?" fragte Hans West Helene, nachdem sich der Professor verabschiedet hatte. „Wenigstens — den Verdacht haben Sie doch auch?"

Sie sah ihn darauf so zerquält an, so hilfeflehend, daß er nicht weiter in sie drängte. Aber ihr Schweigen sagte ihm, daß sie seinen Verdacht teilte.

⌘ ⌘ ⌘

Abends kam Hans Wests Berufung als Stellvertreter des Kommandeurs der Pioniere einer Nachbardivision. Der betreffende Major war beim Begehen der Stellung von einer englischen Granate erschlagen worden. Daß er das Kommando dauernd behalten würde, glaubte Hans West selbst nicht; dafür war er ein zu junger Hauptmann; aber die Aufgabe reizte ihn außerordentlich.

Nach langen Monaten des Stellungskampfes herrschte da draußen jetzt wieder der große Krieg. In Anstürmen von unerhörter Wucht setzten die Engländer und Franzosen an der ganzen Front ihre Angriffstruppen ein. Als Hauptdurchbruchsstelle schien für sie die Gegend um Arras in Betracht zu kommen. Die badischen Leibgrenadiere, bei denen Hans West noch von der Schulzeit her manch guten Kameraden wußte, hatten sich bei Loretto in tagelangem, schwerem Ringen der mächtigen Überzahl zu erwehren gewußt. Aber die feindliche Artillerie hatte das ganze Gelände wie umgepflügt. Im Feuerbereich galt es neue Annäherungswege, neue Brücken, neue Munitionsunterstände zu schaffen, die kleinen Förderbahnen einzurichten. Das waren gefährliche, aber lockende Aufgaben.

Auch Wests nächster Vorgesetzter war der Meinung, daß das Kommando nur als rasches Einspringen aufzufassen war. Immerhin bedeutete es eine Auszeichnung, daß man sich seiner ‚droben' erinnert hatte. „Das Eiserne Erster haben Sie — also jetzt mit Volldampf voraus aufs Ritterkreuz der Hohenzollern!"

„Zuerst auf den Tommy!" sagte Hans West.

Die dienstliche Sendung, die neue Sorgen brachte, riß ihn aus den alten heraus. Er war froh, daß das Amt, das er antreten sollte, so vielseitige Arbeit brachte und daß es in diesem Abschnitt aufs äußerste gesteigerter Kämpfe seine ganze Verantwortung beanspruchte. So kam er von dieser grausamen Zwitterstimmung frei, die schon gedroht hatte, den Soldatengeist in ihm zu unterdrücken.

Helene bekam nur ein kurzes Abschiedswort von ihm zu hören, nachdem er auf der Kommandantur vorgesprochen hatte, um sich abzumelden.

Der Hauptmann und der Unteroffizier waren im Geschäftszimmer mit anwesend. West berichtete also zugleich dem Kameraden und der Freundin von seiner Abberufung, die ja voraussichtlich nur von kurzer Dauer sein würde.

„Eigentlich müßte man Ihnen wünschen: bleiben Sie dort!" meinte der Hauptmann.

Hans lächelte. „Vielleicht — bleib' ich auch. Wie so viele. Dann hat es halt so sein sollen."

„Nein, West, so war es nicht gemeint!"

Als die Schwungtür hinter ihm zugefallen war und sich wieder beruhigt hatte, sagte der Hauptmann, der sich von dem Unteroffizier die Stöße der Quartierzettel vorzeigen ließ, in denen er Stichproben unternahm: „Es muß dort furchtbar zugehen, bei Souchez. Haben Sie den ausführlichen Bericht schon gelesen, Frau Martin? West wird schwere Tage dort haben. Aber die braucht er wohl auch, um glücklich zu sein. In der letzten Zeit gefiel er mir gar nicht mehr recht. Er hatte seinen guten Humor verloren, war so grüblerisch geworden."

„Ja — das ist mir auch aufgefallen," sagte Helene mühsam.

Digitized by Google

Sie wußte, daß er unter dem Zweifel an ihr seelisch litt. Sein Kommando mußte ihm also eine Erlösung sein.

Für Helene bedeutete es aber von nun täglich eine neue erregende Spannung: den Heeresbericht zu lesen, die Erläuterungen in den Depeschen, die Schilderungen der Kriegsberichterstatter in den Zeitungen.

Ging es gut? Hatten die Deutschen schwere Verluste? Wurde die Division genannt, die da mit auf dem Hauptschlachtfeld stand und bei der sie in verantwortungsvoller Stellung Hans West wußte?

Und dann gab es mündliche Berichte von Kameraden des Hauptmanns, die dies und das selbst miterlebt oder gehört hatten von Mitkämpfern. Immer lauschte sie.

Und darauf füllten sich wieder die Lazarette. Auch die Durchgangsstelle auf dem Nordbahnhof war bald voll besetzt.

Wenn Helene jetzt vom Dienst kam, so suchte sie immer Schwester Ella auf: sie ließ sich zu kleinen wirtschaftlichen Hilfeleistungen anstellen, übernahm gelegentlich die Aufsicht in der Wäscheausgabe, beim Lebensmittelempfang, beim Essenausteilen, wenn eine der Schwestern für ein paar Stunden beurlaubt werden sollte.

So hörte sie auch Gespräche von Verwundeten, die in dem Abschnitt von Hans Wests Division gekämpft hatten. Ein fröhlicher Pionier mit hellen Augen, der den Kameraden eines Abends erzählte, wie er da dem neuen Kommandeur seinen zerschossenen Unterstand zurechtgezimmert hatte, freute sich nicht wenig, als ihm die Aushilfsschwester, die im blauweiß gewürfelten Arbeitskleid steckte, unversehens ein großes Paket Schokolade für die Heimfahrt mitgab.

In dem Bangen um Hans Wests Schicksal trat manchmal selbst die Erinnerung an die Gefahren zurück, denen sie selbst ausgesetzt war — durch die Verbindung mit dem Hause Laroche. Nur in der Einsamkeit und bei Nacht meldete sich's wie ein Alpdruck. Sie lag da oft ruhelos, mit offenen Augen, auf dem harten Soldatenbett, hörte die festen Atemzüge der Schwester Ella, hörte das Auf- und Abschreiten der Bahnhofsposten, hörte das Umstellen der Züge draußen, untermischt schwächerem oder stärkerem Geschützdonnergrollen ... Und die Frage quälte sie: trug sie eine Schuld, die nicht zu verstehen und nicht zu verzeihen war? Oder konnte sie noch von ihrem Unrecht sich rein baden, wenn sie eine offene Beichte ablegte? Zuweilen fragte sie sich, ob sie wohl den Mut gefunden hätte, Hans West alles zu gestehen, wenn er hier geblieben wäre. Und was er als Soldat darauf für Schritte hätte tun müssen.

Schwer seufzte sie auf. Sie war in einen bösen Kampf hineingezerrt worden. Und sie sah kein gutes Ende voraus.

Daß die Untersuchung gegen das Komitee Laroche mit großer Entschlossenheit durchgeführt wurde, das konnte sie den verschiedensten Anzeichen entnehmen. Auch die Quartierkommission mußte ihre Kartothek zu Rate ziehen, um der Polizei bei den Nachforschungen nach dem Verbleib schwerbelasteter Einwohner behilflich zu sein.

Seit der Verhaftung von Laroche waren der Spinnereibesitzer Von dem Bosche aus Canteleu und der Fabrikdirektor Decouai aus Helemmes spurlos verschwunden.

Helene hörte Namen nennen, die sie kannte — und kaum kennen durfte. Das Ansehn ihres Vaters in der Heimat, das Eintreten Wests für sie hatten ihr ein Vertrauen verschafft, das bisher ganz ungerechtfertigt gewesen war. Nun wollte sie sich's so gern verdienen. Aber es war wohl schon zu spät.

Einem Gespräch im Lichthof, das sie zufällig mit anhörte, entnahm sie, daß die Untersuchung des Falles Laroche schon so weit vorgeschritten sei, daß es demnächst zur Verhandlung kommen werde.

Eines Tages schickte der Hauptmann den Befehlsempfänger, der die Umläufe des Gouvernements gebracht hatte, hinaus und sagte zu ihr: „Hier ist auch eine Vorladung für Sie, Frau Martin. Es kommt da eine Anklage gegen Laroche und Genossen zur Aburteilung. Sie haben vorübergehend in seinem Hause gewohnt. Können Sie denn etwas aussagen?“

Helene blieb regungslos sitzen. Nach einer kleinen Pause sagte sie: „Ich weiß nicht — was man mich fragen will ... Ich war befreundet mit Geneviève Laroche. Sie ist meine Pensionsgenossin gewesen ...“

„Es geht aus der Vorladung nicht heraus, ob Sie als Entlastungs- oder Belastungszeugin aufgerufen werden. Haben Sie schon einmal als Zeugin vor Gericht gestanden?“

„Noch nie.“

„Dann einen guten Rat, Frau Martin: Haben Sie volles Vertrauen. Denn dann schenkt man es Ihnen auch. Sie haben ja selbst inzwischen hier auf dem Amt erfahren, wie unsere Behörde sich bestrebt, in allem gerecht zu sein. Es geht ja bis in die winzigsten Kleinigkeiten. Wehe dem Landser, der sich auch nur gegen die armseligste Quartierwirtin eine Eigenmächtigkeit zuschulden kommen läßt. Nicht wahr? Aber Recht um Recht. Sie verstehen mich.“

O gewiß, sie verstand ihn. Und wieder war sie nahe daran, die letzte Lüge von sich

Digitized by Google

zu schleudern und rückhaltlos einzugestehen: wie schuldig sie sich fühlte. Aber der Gedanke an alle die, die sie mit sich ins Verderben gerissen hätte, hielt sie im letzten Augenblick wieder zurück.

Und so nahm sie das Formular der Vorladung an sich, las und faltete es dann schweigend mit unsicheren Händen zusammen.

Wochen vergingen. Eine Zeit unsagbarer Angst für Helene. Der erste Gerichtstermin war aus Gründen, die sie nie erfuhr, aufgehoben worden. Sie hatte sich in dem Druckereigebäude, das dem Gouvernementsgericht diente, eingefunden, ein paar Dutzend Zeugen füllten die Vorräume —, aber man entließ sie wieder, ohne daß sie aufgerufen worden wären.

Als Helene in den schmalen Flur eingetreten war, hatte sie Geneviève erblickt, die sich im Gespräch mit einem Unteroffizier befand. Es war der Dolmetscher, wie sie herausmerkte. Geneviève mußte sie sehen, es war für Helene kein Zweifel daran — aber sie schaute flüchtig über sie hinweg.

War es Absicht? Verfolgte Geneviève damit irgendwelchen Plan? Welchen? Oder wollte sie sie kränken?

Wenn Helene in der nächsten Zeit einmal einen Weg unternahm, um eine Besorgung zu machen, dann vermied sie es, in die Nähe der Inkermanstraße zu kommen. Es bangte ihr vor einer Begegnung mit den Apfelgesichtern. Und doch hatte sie eine wirkliche Sehnsucht, eines der Kinder wieder zu sehen, zu sprechen.

Der Sommer kam nach Flandern. Aber in Lille erlebte man ihn nicht. Die von den Straßenbahnen und den durchziehenden Kolonnen verstaubten Platanen, Linden und Kastanien der Boulevards waren so stadtgrau und reizlos wie Theaterkulissen im Sonnenschein.

Die hochgeschraubten Erwartungen der Einwohner auf den einheitlichen Gesamtangriff der verbündeten Ost- und Westmächte flauten immer mehr ab. Die einsichtigeren Liller belächelten jetzt nicht mehr die Siegesmeldungen, die von den Deutschen aus dem Osten gemeldet wurden. Diese Deutschen waren von einer ungeahnten Zähigkeit. Es stand also doch kaum zu erwarten, daß sich die Senegalneger, die Inder und Australier sobald mit den Kosaken in Berlin vereinigen würden. In den Estaminets, an den Haustüren, in den Geschäftszimmern und in den Kaufläden gab man zwar immer wieder neue Termine für den Einmarsch der Verbündeten in Flanderns Hauptstadt an — aber wie sie zu Weihnachten und zu Ostern vergeblich darauf gewartet hatten, die Liller, so mußten sie nun auch Pfingsten kommen und gehen sehen, ohne daß sich die Lage auch nur im geringsten wahrnehmbar änderte. Und es kam als neuer sicherer Termin der 1. Juni — dann der 1. Juli — darauf als felsenfest der in allen französischen Kreisen als Tag der endgültigen Befreiung angesetzte Festtag der Nation: der vierzehnte. Aber der Einmarsch der Truppen der Westmächte vollzog sich auch diesmal wieder so ganz, ganz anders, als man's gehofft hatte. Ein Trüpplein Gefangener wurde eingebracht: weiße und farbige Engländer. Das war alles. Trübgestimmt ließ man den erbsengelben Zug an sich vorbeimarschieren.

Helene hatte alles, was sie sich wünschen konnte: eine Arbeit, die sie ausfüllte, eine gute Kameradschaft in den wenigen Stunden, die ihr dazwischen verblieben — aber in den Wochen vor der Verhandlung ward sie ihres Lebens nicht mehr froh. Brachte ihr doch jeder Tag neue Angst, neue Qual, neue Selbstvorwürfe.

Ein paarmal hatte sie Karten und Briefe von Hans West bekommen. Er schrieb nicht über die schweren Zeiten, die er selbst durchgemacht hatte, sondern fragte nur nach ihrem Ergehen. Aber da jede Zeile, die zwischen ihnen auf dem Wege über das Amt gewechselt ward, Allgemeingut war, so ersetzte ihr dieser schriftliche Verkehr nicht die persönliche Aussprache, nach der es sie so fast qualvoll drängte.

Schwester Ella nahm einmal einen Anlauf und versuchte, die Ursache von Helenens scheuem Wesen zu ergründen. Es ward auch daraus nur eine schmerzliche Stunde. Helene hätte jetzt ihre Selbstanklage am liebsten hinausschreien wollen — und mußte, mußte doch schweigen.

Eines Abends, kurz vor dem neu festgesetzten Termin der Verhandlung, überkam sie ein wahres Fluchtfieber. Seit vielen Monaten gab es für sie nur die engbegrenzten Stätten ihres Lebens, an die sie gebannt war, als ob sie im Gefängnis säße: das Amt, die nüchterne Wohnstätte, die kurzen Wege durch die zerschossene Stadt. Es war ihr unmöglich, heute wieder wie alle Abende zum Bahnhofe zu gehen und in den dichtbesetzten Sälen oder der heißen Küche kleine Wirtschaftsdienste zu leisten. Es trieb sie, zu wandern, endlich wieder einmal ein bißchen Grün zu sehen — zu fühlen, zu erleben, daß draußen der Sommer war.

Aber die Bewegungsfreiheit war sehr gering, die man den Einwohnern der Stadt gelassen hatte. Ihr wäre es ja wohl möglich gewesen, einen Erlaubnisschein für einen kleinen Spaziergang außerhalb der Wälle

Digitized by Google

Bildnis

Gemälde von Karl Rickelt

Digitized by Google

Digitized by Google

zu bekommen; doch dazu hätte es eines besonderen Antrags bedurft. So blieb die Wanderung, zu der sie sich anschickte, trotzdem es müde von dem einförmigen Himmel herabregnete, auf das Stadtgebiet beschränkt. Und unwillkürlich — aber von ihr selber mit einigem Grauen empfunden — gelangte sie in die südöstliche Vorstadt, wo die Martinsche Fabrik lag. Und da zwang sie's dann natürlich, bei Didelot einzutreten.

„Oh, welche Zeit!“ sagte der Einarmige.

Auch er hatte eine Vorladung als Zeuge zum Feldgericht. Gleich in der Tür empfing er sie damit.

Didelot war noch grauer geworden. Erschreckend tief lagen die Augen in den Höhlen. Von ihrem Gehalt hatte sie ihm stets eine Unterstützung abgegeben. Aber er klagte ihr vor, was er der Flämin im Estaminet habe zahlen müssen, weil die ihm ständig gedroht habe, daß sie ihn anzeigen werde.

„Anzeigen?“

Der Einarmige wies mit den Kopf nach der Gegend, in der sich Antoines Behausung befunden hatte. „Weil wir den Engländer aufgenommen hatten. Oh, Antoine reißt uns noch alle ins Unglück. Hätte er geschwiegen, so hätten sie keinem etwas nachweisen können. Aber nun haben sie doch Haussuchung gehalten — und alles gefunden.“

„Was — haben sie gefunden?“ fragte Helene stockend.

„Sein Archiv. Im Lehnstuhl. Drachman hat doch die Listen bei ihm aufbewahrt.“

„Die Listen — die Geneviève geführt hat?!“

Er nickte. „Daraufhin haben sie wieder eine Razzia gemacht und noch viele, viele aufgestöbert. Nicht nur hier in der Gegend. Bis nach Fives und nach Lomme. Unser armes Fräulein Geneviève.“

„Ist denn — Geneviève — auch verhaftet?“

„Ich weiß ja nicht. Ich bin doch nicht aus dem Hause herausgekommen.“

Helene mußte sich setzen. An dem kleinen Herd ließ sie sich nieder auf dem zerrissenen Strohstuhl. Mit großen Augen sah sie sich in dem verwahrlosten Raum um. „Das ist ja grauenvoll, Didelot!“

„Ich hatte so oft gesagt: warum die Papiere aufbewahren? Aber Drachman meinte, es sei das Geld der Regimentskasse dabei, und später werde danach gefragt, und sein Kommandeur, der Major Ducat und er seien dafür haftbar. Ach, da waren ja Hunderte von Quittungen über die Wochenbeträge. Antoine hatte sie im Lehnstuhl verborgen. Aber ich habe ihm nie vertraut, nie.“

„Ist es denn — seine Absicht — auch Geneviève mit ins Unglück zu reißen?“

Didelot nahm seine kalte Pfeife und sog. „Das möchte ich nicht hoffen. Aber meinen Glauben an die Menschheit hab' ich verloren, ganz und gar.“

Nun war es die Angst um Geneviève, die sie mit einer Heftigkeit überfiel, als ob sie gepeitscht würde. Es duldete sie nicht länger bei Didelot. Sie ging den weiten Weg zu Fuß. Es war ihr ein Bedürfnis, zu laufen, gegen den Wind und den Regen anzukämpfen.

Wenn auf einer der Quittungen Genevièves Schrift erkannt wurde — ach, wenn überhaupt nur ein leiser Verdacht aufkam, daß sie sich an dem Unterstützungswerk ihres Vaters beteiligt hatte, so war sie verloren.

Es begann zu dunkeln, als Helene zum Republikplatz gelangte. Fast wäre sie in die Inkermanstraße abgebogen — so lebhaft beschäftigten sich ihre Gedanken mit dem Hause Laroche. In dem gleichmäßigen Regen lag der Platz menschenleer da. Nur in den Wartehäuschen der Straßenbahnen drängten sich vermummte Gestalten. Die Liller trennten sich ja nur so schweren Herzens von ihren Wollschals. Hals, Ohren, Mund und Nase steckten bei solchem Wetter immer in der mehrfachen Umwicklung. Die spärlich brennenden Straßenlaternen zogen lange, blitzende Bahnen durch den regengetränkten Sand des weiten Platzes. Einer solchen Bahn mußte sie gerade folgen, um zur Ecke des Faidherbe-Denkmals zu gelangen. Das sie blendende Licht ward aber plötzlich unterbrochen: eine Gestalt kam ihr entgegen. Und dicht beim Denkmal trafen sie einander und erkannten sich. Es war Geneviève.

„Ich bin bei dir gewesen, Helene,“ sagte Geneviève. Ihr Ton klang matt, und doch lag Kälte und Härte darin. „Sie wußten mir nicht Auskunft zu geben, wo du seist, auch nicht, wann du kommst. Da nahm ich an, du hättest Auftrag gegeben, daß man dich mir gegenüber verleugnet.“

„Nein, Geneviève.“ Sie sah sie fest an. „Aber warum hast du mich damals nicht erkennen wollen? Im Gerichtsgebäude?“

Geneviève wich aus: „Natürlich ist's wegen der neuen Verhandlung, daß ich dich sprechen möchte. Sprechen muß.“

„Ahnst du, wo ich war, Geneviève? — Draußen, bei Didelot. Und der sagte mir, daß Antoine verraten hat, wo die Quittungen verborgen waren.“

„Er ist Kronzeuge. Er hat Straffreiheit für seine Person zugesichert bekommen. Nun rächt er sich an allen, die ihm je unrecht getan haben.“

„Du hast ihm nur Gutes erwiesen.“

„Er haßt mich!“

Im Regen standen sie einander gegenüber. Beide waren ohne Schirm, sie hatten

die Hände in die Jackentaschen gesteckt. Helene beobachtete, wie der Regen von Genevièves Hut in einem kleinen Rinnsal über ihre linke Schulter lief und sich von da eine Bahn suchte. Hundert Kleinigkeiten fielen ihr auf. So hellwach waren ihre Sinne. Aber dabei fühlte sie nicht, daß sie selbst vom Regen durch und durchgeweicht war.

Zwei Polizisten der Mairie patrouillierten vorüber. Sie hatten den hohen Kragen steil aufgerichtet und den Umhang wie eine Toga um die Schultern geschlagen. Eine leichte Knoblauchduftwelle zog mit ihnen.

Erst als sie außer Hörweite waren, begann Geneviève wieder zu reden. Und jetzt hatte ihr Ton das Kalte und Harte verloren; es klang eine namenlose Verzweiflung daraus. „Helene — Helene — sie dürfen ihn uns nicht töten, die Deutschen!“ Ein plötzliches Schluchzen erfaßte sie. Sie hob aber die Hand nicht aus der Tasche. Sie ließ die Tränen mit dem Regen über die Wangen rinnen.

„Was können wir tun, um ihn zu retten?“ fragte Helene matt und traurig. „Wissen wir, was sie auf dem Gericht schon alles wissen?“

„Sie haben die Quittungen. Ja. Sie können ihn dafür bestrafen, daß er die Flüchtlinge mit Geld unterstützt hat. Aber Vermaillon, der Vetter von Ma, den ich sprach, meint, darauf stände nur Gefängnis. Und wenn der Krieg aus sei, dann tauschte man die Gefangenen ja doch gleich aus. Aber das eine dürfe nicht verraten werden, daß Mapplebak bei uns im Hause war.“

„Du glaubst nicht, daß sie auch das schon wissen?“

„Nein, ich glaube es nicht. Sie haben ja erst vorgestern wieder Haussuchung gehalten. Vom Billardzimmer an bis zu Benjamins Stübchen. Und in Vaters Zimmer haben sie sogar die Diele aufgerissen.“

„Warst du dabei, als sie suchten?“

„Nein, wir mußten alle zusammen in Mas Schlafzimmer bleiben.“

„Und Ma? Wie geht ihr's? ... Arme Ma! ... Und Fleurette! Ach, liebe Geneviève, es tut mir so weh.“ Nun gab sie ihr die Hand. Und Geneviève ergriff sie hastig, streichelte mit den bloßen Fingern den Handschuh, durch den sie die Wärme fühlte.

„Helene, du weißt, um was ich dich bitten will — bitten muß.“

„Sprich es ruhig aus, Geneviève. Jetzt hilft keine Halbheit mehr. Wir müssen uns klar über alles sein.“

„Wirst du verraten, daß Mapp bei uns war?“

„Wie sollte man dazu kommen, mich danach zu fragen?“

„Aber wenn man dich nun fragt?“

„Geneviève — kann ich durch Schweigen deinen Vater retten, dann schweige ich. Auch wenn das Schweigen mich selbst belastet. Aber einen Meineid schwöre ich nicht.“

Immer fester umklammerten Genevièves Finger Helenens Rechte. „Helene — dann — dann richte es nur so ein, daß du vor mir zur Vernehmung kommst.“

„Ich kann die Folge nicht bestimmen. Und was willst du damit ...“ Jäh fuhr Helene plötzlich zusammen. „Du willst sagen, daß du dann geschworen haben würdest ...“

„Ganz gewiß, Helene. Das weißt du doch, daß ich für Papa jedes Opfer bringe.“ Sie gab Helenens Hand frei und ließ die Schultern erschöpft sinken. „Wenn ich ihn retten kann.“

„Und du glaubst wirklich, er würde das Opfer annehmen, Geneviève? Du glaubst, er würde dulden, daß du schwörst ...“ Sie schüttelte den Kopf. „Aber man wird dich ja gar nicht zum Eid zulassen. Da du seine Tochter bist.“

„Um so mehr wird also deine Aussage gelten, Helene.“ Nun kam wieder die Kälte und Härte von zuvor in Genevièves Ton. „Und viel wird von dir abhängen — wenn nicht alles. Vielleicht ... sein Leben.“

Eine Weile standen sie einander wieder stumm gegenüber. Endlich sagte Helene: „Jeder wird seine Pflicht so tun, wie er es vor Gott und vor sich selber rechtfertigen kann. Vor den Menschen — gibt es für uns alle ja keine Rechtfertigung mehr.“

„Vor — denen!“ schränkte Geneviève mit einem Achselzucken ein. Und der ganze Haß auf die Deutschen flammte in ihrem Ton und in ihrem Ausdruck auf.

So gingen sie auseinander.

⁂

Als Hans West von seinem Kommando zurückkehrte und sich bei den verschiedenen Dienststellen zurückmeldete, sagte ihm einer der Adjutanten: „Dem Kriegsgerichtsrat kommen Sie sehr zu paß, West. Sie müssen morgen Richterdienst tun. Von den Herren hier im Gouvernementsstab, die noch abkömmlich wären, kann keiner kommandiert werden, weil die schon dem ersten Richterkollegium angehört haben. Es wird in derselben Sache neu verhandelt. Der Fall Laroche, Sie haben wohl schon davon gehört.“

Er fühlte nun schon des Schicksals Hand. Groß und grell stand vor ihm eine ernste Mahnung. Er wußte: nun würde es endlich zu der schweren Auseinandersetzung zwischen ihm und Helene kommen, die sein soldatischer Wahrheitsdrang seit langem forderte. In der Einsamkeit, fern der Beeinflussung durch ihre Stimme, durch ihren Blick, hatte

Digitized by Google

er sich über jede Begegnung mit ihr Rechenschaft gegeben. In Stunden der Gefahr, wo dicht bei seinem armseligen Unterstand das furchtbare Eisen die Erde zerriß oder wo seinem Gang durch die Gräben der Tod mit dem meckernden Geklapper der Maschinengewehre folgte, hatte ihn ja immer wieder die Sehnsucht angepackt. Der Inbegriff des Lebens war für ihn diese deutsche Frau geworden. Und danach breitete er die Arme aus in Augenblicken, wo er das Ende vor sich zu sehen glaubte. Deren gab es ja so viele in den Tagen und Nächten dieser Riesenschlacht. Aber hernach setzte immer wieder dieses unheimliche Grübeln ein. Er witterte Unaufrichtigkeiten — und es formten sich in seinem Hirn Forderungen, Fragen. Nicht nur in der letzten Zeit, auch schon bei früheren Begegnungen war ein Rest geblieben, der nicht glatt aufgehen wollte. Hatte sie ihm schon einmal die Unwahrheit gesagt? Und warum? Darüber mußte er sich jetzt Gewißheit verschaffen.

Als er drüben in das Geschäftszimmer der Quartierkommission eintrat und sein Blick dem von Helene begegnete, wußte er schon, bevor sie ihm auch nur eine Silbe gesagt hatte: daß es der Gedanke an den morgen zur Verhandlung gelangenden Prozeß gegen Laroche und seine Genossen war, der sie so verstört erscheinen ließ.

„Sie sind — als Zeugin geladen?" fragte er tonlos. Sie nickte.

„Ich werde Richter sein, Frau Helene."

Der Hauptmann hörte, daß West zurück sei, und kam hinzu, um ihn zu begrüßen, sich von der aufregenden Zeit da draußen berichten zu lassen.

Aber West zeigte sich wenig gesprächig. Er war abgespannt. Dem Hauptmann fiel auch auf, wie kalt und ernst der Ton zwischen ihm und Frau Martin war, die doch immer für so besonders gute Freunde gehalten worden waren. Die Skrupelloseren fanden es ja sogar selbstverständlich, daß sie zärtliche Beziehungen unterhielten. ‚Vielleicht haben sie sich gezankt,' dachte er dann bei sich.

„Sie müssen aber heut abend ins Kasino kommen und erzählen, West, hören Sie?"

Der schüttelte den Kopf. „Unmöglich. Ich muß heute erst Ordnung schaffen."

Helene verstand: in sich selber mußte er Ordnung schaffen, bevor er sein Amt als Richter antrat.

Eine lange Nacht hindurch lag Helene auf dem harten Soldatenbett und dachte nach, versuchte zu schlafen, schreckte wieder empor und sann und grübelte von neuem. Aber ihr wollte es trotz allem nicht gelingen, Ordnung in sich selber zu schaffen.

Übernächtig, frierend unter dem strahlend hellen, wie blankgewaschenen, aber seltsam kalten Sonnenhimmel, begab sie sich vor neun Uhr zum Gouvernementsgericht.

In dem schmalen Vorraum zwischen Wachtstube und Sitzungszimmer drängten sich ein paar Dutzend Zivilisten. Militärpolizisten mit der schwarz-weiß-roten Armbinde und dem überzuglosen Helm hielten die Aufsicht. Gesprochen durfte nicht werden. Geneviève stand am Fenster und sah zum Himmel auf. Auch heute streifte sie Helene mit keinem Blick.

Aus dem Sitzungszimmer kam der Gerichtsschreiber. „Ob die Angeschuldigten noch nicht da sind, läßt der Herr Rat fragen."

Eine Ordonnanz meldete: „Soeben fährt der Wagen vor."

Eine starke Bewegung ging durch die Reihen der Wartenden, als sich gleich darauf die Tür auftat und die fünf Männer eintraten; geführt und geschlossen ward der Zug von einem Posten mit aufgepflanztem Seitengewehr.

Man hörte ein jähes Aufschluchzen. Geneviève stürzte sich ihrem Vater in die Arme.

Laroche blieb gefaßt. Er fuhr ihr mit der Rechten liebkosend über Schulter und Arm, preßte aber die Lippen fest zusammen, weil er wohl seiner Stimme in diesem Augenblick nicht völlig Herr gewesen wäre. Die Untersuchungshaft hatte ihn bleich gemacht. Aber sein Antlitz hatte wie immer etwas Durchgeistigtes, das ihm männlich-edle Schönheit gab. Im Gegensatz zu ihm wirkte Ebenezer Drachman geradezu roh. Das Grobsinnliche seines Schädels und seiner Züge war in der von ihm überstandenen Zeit noch stärker zum Ausdruck gekommen. Den widerlichsten Eindruck machte Sylvère Verhulst, der Einäugige. Er hatte eine gerissene Art, durch Zwinkern, verstohlenes Lächeln, stummgeformte Fragen mit den Anwesenden in Verbindung zu treten. Eine rechte Spitzbubenerscheinung, sagte sich Helene. Ein Bild des Jammers bot Biquet, der Mann der Wäscherin. Er war ganz in Tränen aufgelöst. Das große blau und rot karierte Taschentuch blieb immerzu im Gebrauch. Haby, der frühere Geschäftsführer des Kasinos, benahm sich ruhiger, obwohl er schon des Allerschlimmsten überführt war: der hohle Stock, den man ihm abgenommen hatte, enthielt einen Plan von Lille — alle Gebäude und Walldepots der Festungswerke, in denen die Deutschen Munitionsvorräte untergebracht hatten, waren mit roter Farbe genau darauf bezeichnet.

„Eintreten!" rief der Dolmetscher.

Ein Offizier trat auf Helene zu, als sie sich dem Zug anschließen wollte, und fragte

sie: „Frau Martin?" Er stellte sich vor, er war den Angeschuldigten als Verteidiger bestellt. „Worüber sind Sie vernommen worden, gnädige Frau?" fragte er, in seinem Aktenbündel blätternd.

„Bis jetzt noch gar nicht."

„So, so. Dann handelt sich's wohl nur um eine Aussage über Leumund. Danke bestens, gnädige Frau."

Er trat an den kleinen Tisch, der links am Fenster des eigentlichen Sitzungszimmers stand. Die Schar der Zeugen blieb im Vorzimmer stehen. Die Verbindungstür zwischen den beiden Räumen war ausgehoben.

Helene konnte zwischen den Köpfen ihrer beiden Vorderleute hindurch nur einen Teil der Richtertafel überblicken. Aber sie sah das braune, scharfgeschnittene Gesicht Hans Wests. Tiefernst war seine Miene, als sie alle fünf vom Kriegsgerichtsrat vereidigt wurden. „Ich beschwöre es — so wahr mir Gott helfe!" Kurz, soldatisch alle fünf Stimmen. Helene schlug laut das Herz.

Die Angeklagten wurden aufgerufen. Einzeln mußten dann die Zeugen vortreten.

„Antoine Bergerat!"

Helene fühlte, wie einer den andern anstieß. Neben ihr stand die Flämin aus dem Estaminet. „Ah, Kanaille!" flüsterte sie, während Antoine die an ihn gerichteten Fragen über seine Persönlichkeit beantwortete.

Der Kriegsgerichtsrat beugte sich zu dem Verhandlungsleiter über und raunte ihm ein paar Worte zu. Wahrscheinlich erklärte er, weshalb gegen den ehemaligen Schofför nicht auch die Anklage auf Fluchtversuch und Spionage wie gegen Biquet und Haby erhoben worden war.

Die Zeugen wurden zur Wahrheit ermahnt, auf die Bedeutung des Eides hingewiesen, es wurden ihnen die hohen Zuchthausstrafen genannt, mit denen das Gesetz den Meineid bestrafe. Dann wurden sie wieder hinausgeschickt.

Grauenvoll dehnte sich für Helene dieser Vormittag. Die erste Vernehmung der fünf Angeklagten war bereits so umfangreich, daß mit der Zeugenvernehmung erst gegen Mittag begonnen werden konnte. Über eine Stunde behielt man Antoine Bergerat drinnen.

„Haben Sie gesehen," flüsterte die Waschfrau, deren Mann mitangeklagt war, Helene zu, „wie die Offiziere den Bergerat gemustert haben? Wie man ein ekelhaftes Tier mustert. Ah, selbst diese Hunnen müssen Abscheu vor solch einem Burschen haben. Ich möchte nicht in seiner Haut stecken."

... Doch Frau Biquet täuschte sich ...

Antoine fühlte sich ganz in seinem Fahrwasser. Er wußte, daß er in diesem Gerichtsdrama die Hauptperson war, daß die Fäden allesamt in seiner Hand lagen. Und es kam etwas von teuflischer Lust in den kleinen schwarzen Burschen. Mehrmals mußte ihn der Kriegsgerichtsrat unterbrechen, weil er abschweifte: es lockte ihn, bei dieser Gelegenheit seiner früheren Herrschaft eins auszuwischen. Antoine knüpfte daran an, daß der Notar Leon Ducat die erste Gelegenheit benutzt hatte, auszureißen, als Lille in Gefahr kam, und daß seine Tochter, Frau Manon Dedonker, sich hernach einem sehr lockeren Leben hingegeben habe.

„Was soll der Dienstbotenklatsch?" wandte der Verteidiger etwas ungeduldig ein. „Besteht da ein Zusammenhang mit dem Fall Laroche? Und welcher?"

„Vielleicht doch," erwiderte Antoine, nachdem ihm der Dolmetscher die Zwischenfrage übersetzt hatte. „Im Hause Ducat war ja lange die Regimentskasse versteckt, aus der die Unterstützungen gezahlt wurden. Sie enthielt vierzigtausend Francs. Auf uns arme Teufel entfielen davon ja nur neun Francs die Woche. Aber der Vetter von Manon, der Major André Ducat, brauchte nicht so sparsam zu wirtschaften wie wir. Durch seine Hand sind im Verlauf von sechs Wochen zwanzigtausend Francs gegangen. Davon hat er viel in der Bar Nitouche verjuxt. Oh, sie lebten nicht schlecht."

„Woher wollen Sie das alles wissen?"

„Adele hat mir's gesagt, meine Braut."

„Sie weilte auch dort in der Bar?"

„Wenn wir Geld brauchten. Aber wir sind längst geschiedene Leute. Denn sie hat es mit Mapplebak gehalten. In den war sie verliebt."

„Und Sie wollen sagen: Manon Dedonker hatte dem Major dann auch zur Flucht verholfen?" fragte der Kriegsgerichtsrat.

„O nein. Sie war unglücklich, als er sich aus dem Staube machte. Geld hatte Ducat ja genug. Und über die Grenze brachten ihn Sylvère und Ebenezer.".

Die beiden Angeschuldeten zuckten nun doch zusammen, als Antoine ihre Namen so schrill wie Peitschenhiebe herausbrachte. Bisher hatten sie jede Beteiligung an früheren Unternehmungen dieser Art bestritten.

Hans West verfolgte während dieser ganzen Vernehmung das Mienenspiel Laroches. Er entsann sich der verschiedenen flüchtigen Begegnungen mit ihm. Helene hatte immer mit hoher Achtung von ihm gesprochen. Es war ihm bekannt, daß die Seinen ihn wie einen Halbgott verehrten. Die ganze Haltung des Mannes war gut. Hans West merkte den Kameraden an, daß sie ihm sogar eine gewisse Sympathie zuwandten.

Digitized by Google

Bei jeder einzelnen Zeugenvernehmung — nachdem Bergerat abgetreten war, folgten sie einander in rascherem Zeitmaß — hatte der Kriegsgerichtsrat oder der Älteste Richter die meisten Fragen an Laroche zu stellen. Aber Laroche wußte stets mit Fassung und sehr gewandt zu antworten. Gewisse Dinge gab er zu, andere stritt er kühl ab.

Das Ansehen, das Laroche bei seinen Volksgenossen genießen mußte, schien auch den Kronzeugen noch etwas zu beeinflussen. Antoine Bergerat — der ja für sich keine Bestrafung mehr befürchten mußte — hatte den ganzen Fall Mapplebak auf sich genommen. Ein flüchtiger Bekannter aus dem Dorf Flequières — er kenne seinen Namen nicht, aber er sei kenntlich daran, daß er auffallend klein sei und neben dem Riesen Mapp fast wie ein Zwerg gewirkt habe — sei an seiner Wohnung vorbeigekommen in Gesellschaft des Engländers. „Ob ich mir Geld verdienen und den Flieger aufnehmen wolle? Warum nicht? Wenn er gut zahlt. Da blieb er denn bei mir. Ich habe ihn verpflegt, so gut es ging."

„Und er hat bis zu seiner Flucht Ihre Wohnung nicht verlassen?"

„Ah, gewiß, Adele hat ihn ausgeführt. Adele hat großes Gefallen an ihm gefunden. Überhaupt — die ganze Liller Damenwelt."

Er bemerkte, wie Laroche leicht zusammenfuhr, und brach ab.

Der Kriegsgerichtsrat faßte ihn scharf ins Auge. „Woher wissen Sie, daß die ganze Liller Damenwelt Gefallen an ihm fand?"

„Das sah ich eben. Wenn er sich auf der Straße zeigte. Sie fanden ihn wohl hübsch gewachsen, die Weiber."

„Aber Ihre Bemerkung vorhin ließ vermuten, daß Sie ein bestimmtes Beispiel meinten."

„Bewahre."

„Bergerat, Sie haben so viel ausgeplaudert, daß Sie auch in diesem Punkte ruhig die Wahrheit sagen können. Hat vielleicht eine der Töchter von Herrn Laroche eine Zuneigung zu Mapplebak gefaßt?"

„Geneviève?" fiel Laroche zornig lachend ein. „Sie hat ihn gar nicht gesehen."

Der Angeklagte wurde ermahnt, nur zu sprechen, wenn er gefragt wurde.

„So werden wir Ihre Tochter selbst fragen."

Geneviève wurde hereingerufen. Im Eintreten suchten ihre grauen Augen sofort den Blick ihres Vaters. Es war für Hans West kein Zweifel, daß sie die Kunst verstanden, beide, sich blitzschnell zu verständigen.

Sie wirkte vornehm. Ihr edelgeschnittenes, ernstes Gesicht machte Eindruck. Dem Kriegsgerichtsrat ward es fast schwer, dem ernsten jungen Mädchen die tiefeinschneidenden, bedeutungsvollen Fragen vorzulegen.

„Wie sah Mapplebak aus, Fräulein Laroche?"

„Ich habe Mapplebak nicht kennen gelernt."

„So. Er ist nie im Hause Ihres Vaters gewesen?"

„Er hat es nie betreten."

„Seltsam. Aber Sie hatten Kenntnis von seinem Äußeren. Zum Beispiel, daß er eine Figur wie Roland habe? Daß er blaue Augen habe, blondes Haar ..."

„So — stellen wir uns wohl alle die jungen Engländer vor."

Der Kriegsgerichtsrat beugte sich zu den Richtern über. „Bei der Haussuchung," raunte er ihnen zu, „hat man in ihrem Zimmer nämlich ein Gedicht auf Mapplebak gefunden, in dem all dies vorkommt."

„Dann kann sie ja genial lügen, die junge Blonde."

„Fräulein Laroche — wir wollten davon Abstand nehmen, Sie zu vereidigen, weil Sie nahe verwandt sind mit einem der Angeschuldigten. Aber da Sie die sehr wichtige Frage, ob Mapplebak bei Ihnen war, mit solcher Bestimmtheit verneinen, werden wir Sie doch wohl schwören lassen müssen. Sie können jetzt abtreten. Zur Ableistung des Eides werden Sie wieder vorgerufen. Inzwischen haben Sie Zeit, sich die Folgen zu vergegenwärtigen. Dolmetscher, übersetzen Sie das der Zeugin."

Geneviève verließ den Raum, ohne eine Miene zu verziehen. Draußen trat sie neben Helene, die am Fenster stand. Als der Posten sich umwandte, um nach der Uhr zu sehen, flüsterte sie Helene zu: „Sie haben das törichte kleine Gedicht gefunden, das Berthe auf Mapp gemacht hat."

Die Verhandlung wendete sich drinnen anderen Punkten der Anklage zu. Die Versuche, Pläne und Nachrichten in hohlen Stöcken über die Grenze zu schmuggeln, zu Spionagezwecken, wurden besprochen. Hierüber konnte Antoine Bestimmtes nicht aussagen. Er wußte nur vom Hörensagen, daß Herr von dem Bosche, besonders aber Herr Decouai sich dieser Tätigkeit gewidmet haben solle. Die Nachrichten wurden im Boulevard-Café an der Ecke der Rue Nationale gesammelt. In einem Zimmer des ersten Stockwerks sollten sich da zahlreiche hohle Stöcke befunden haben, die von Flüchtlingen mitgenommen wurden. Wie dieser Dienst geleistet wurde und von wem, das sei ihm nicht bekannt.

Biquet versicherte unter Tränen, er habe von diesen Umtrieben ganz und gar nichts

Digitized by Google

gewußt. Er habe als Soldat, der sich verborgen hielt, die Unterstützung vom Komitee erhalten, aber die sei ganz gering gewesen, und da ihn seine Frau sehr knapp gehalten habe, und es kein Vergnügen gewesen sei, viele Monate nur auf das Haus, auf den Waschkeller und die enge kleine Wohnung angewiesen zu bleiben, so habe er beschlossen, über die Grenze zu flüchten. An Spionage habe er nie gedacht, nie.

Plötzlich sank das armselige Männchen in die Knie, erhob die rechte Hand, während er mit der Linken das blaurot gewürfelte Taschentuch an die Brust preßte, und rief schluchzend: „Ich schwöre es — ich schwöre es beim Leben meiner drei Kinder!"

„Lassen Sie doch das Theater, Biquet," verwies ihn der Vorsitzende, „das macht hier gar keinen Eindruck, ist auch eines Soldaten nicht würdig. Und zudem können Sie nicht beim Leben Ihrer Kinder schwören, denn Sie haben ja gar keine. Aus den Personalien geht hervor, daß Ihre Frau die drei Kinder in die Ehe mitgebracht hat."

„Aber ich bin trotzdem der Vater," versicherte Biquet, stand auf und schneuzte sich unzählige Male hintereinander.

Laroche stieß zwischen den Zähnen aus: „Memme!"

Stumpf und ergeben gab Haby alle Punkte der Anklage zu. Daß er habe fliehen wollen, daß er mit Mapplebak und Drachman immer vorn an der Spitze gewesen sei und den Stock mitgenommen habe, weil ihm Decouai gesagt habe, für die Papiere bekomme er, sobald er sie in Calais abliefere, eine große Summe Geldes.

„Sie wußten, daß das Verbrechen der gewerbsmäßigen Spionage mit dem Tode bestraft wird?"

„Ja."

„Und Sie wagten es trotzdem?"

„Ich dachte mir: ei, warum soll ich erwischt werden? Hunderten vor mir ist es doch glatt gelungen."

„Hunderten?"

„So versicherte mir Decouai."

Ganz anders war das Auftreten des Unterleutnants Drachman. Er wußte, daß für ihn alles verspielt war. Aber es reizte ihn, diesen Deutschen zuvor doch noch zu zeigen, was für ein Kerl er war.

Die Haft hatte sein braunes Gesicht noch nicht bleichen können. Er war rasiert, hatte sich die Haare schneiden, den Schnurrbart stutzen lassen, seine Raubtierzähne glänzten, seine schwarzen Augen funkelten.

Auch er stritt nichts ab — eher suchte er sich noch den Ruhm an einigen Fällen zu sichern, die ihm streitig gemacht werden sollten. Er sei es gewesen, der damals dem Major Ducat über die Grenze geholfen habe. — Verhulst sei ja ein gerissener Bursche, aber dem hätte sich sein Major nicht anvertraut, wenn er nicht dabei gewesen wäre: Ebenezer Drachman. Und wenn Antoine Bergerat sich darüber aufhalte, daß sein Major in der Bar der Nitouche Geld gelassen, so könne man ihm das nicht übelnehmen, denn Antoine sei ein armer, kleiner Schofför und wisse nicht, wie Kavaliere lebten.

„Als Kavalier haben Sie doch all diese gefährlichen Dienste gewiß nur aus Patriotismus auf sich genommen?"

Ebenezer warf sich in die Brust. „Selbstverständlich. Ich war immer ein Patriot."

„Aber von Mapplebak haben Sie sich fünfhundert Francs zahlen lassen für Ihre Bemühungen, ihn über die Grenze zu bringen?"

„Ich hatte Auslagen. Und ich mußte Sylvère abfinden."

„Mir hat er auf den Kopf zwanzig Francs bezahlt — keinen Sou mehr," rief Sylvère Verhulst dazwischen.

Ein paar Sekunden standen die beiden Männer einander wie die Kampfhähne gegenüber. Der Dolmetscher trennte sie.

Vierzehn Zeugen waren bis jetzt vernommen. Nun kam Frau Biquet an die Reihe. Deren Vernehmung brachte eine fast heitere Note in die Verhandlung. Es zeigte sich, daß auch sie über die Trennung herzlich froh gewesen war. Sie gedachte der Zeit, da sie ihren Mann ewig im Versteck hatte halten müssen, nur mit Entsetzen. „Es muß schon einer so ein Waschlappen sein wie Herr Biquet," schloß sie zornig, „um sich noch an der Grenze abfangen zu lassen. Da war doch Mapp ein ganz anderer Kerl. Der ist doch hinübergewitscht, wie? Warum Biquet nicht auch?"

„Auch Sie sprechen so bewundernd von dem englischen Flieger, Frau Biquet. Haben Sie ihn denn einmal gesehen?"

„Nein. Aber ich schwärmte natürlich für ihn. Welche Französin täte das nicht?" — Sie maß ihren Gatten mit unsäglicher Verachtung. — „Mut und Kraft verlange ich von einem Mann. Seine Kinder sollen stolz auf ihn sein. Aber wenn einer überhaupt keine Kinder hat ..."

„Frau Biquet, Ihr Mann schwor hier beim Leben seiner Kinder. Er sagte, er sei der Vater Ihrer drei."

Sie lachte schrill auf. „Das hatt' ich ihm so gesagt. Aber jetzt, wo doch alles aus ist, da mag er's wissen. Sie waren von einem Tambourmajor."

Stolz trat sie ab. Der Mann der Wäsche-

Digitized by Google

rin begrub seinen Kummer in dem blaurot gewürfelten Taschentuch.

Im Vorzimmer befand sich noch immer ein Dutzend Zivilisten, die als Zeugen vorgeladen, aber noch nicht vernommen waren, darunter Helene. Auch Soldaten warteten des Aufrufs. Geneviève erkannte den Gefreiten, der bei der Haussuchung bei ihnen gewesen war.

Es ging jetzt schon auf drei Uhr. Einer der Richter, so hieß es, habe eine Mittagspause vorgeschlagen. Aber dann berichtete die Ordonnanz einem Gerichtsboten: der Kriegsgerichtsrat werde voraussichtlich erst noch sein Plaidoyer halten.

Helene atmete tief auf. Soviel sie von Gerichtsdingen wußte, schien demnach auf das Zeugnis der übrigen Geladenen verzichtet werden zu sollen.

Aber wieder öffnete sich die Türe. „Fräulein Laroche!" erklang es.

... Nun ging es um Leben und Tod ...

Helene wandte sich zum Fenster und preßte die Hände ineinander. ‚Vater im Himmel, ich stehe hier und flehe dich an ...' Sätzen, die sie noch zu formen die Kraft hatte, folgten nur noch Bilder, Worte, Gedanken, Gelübde ...

Mit ihren ruhigen, leichten Schritt war Geneviève wieder vor den Richtertisch getreten. Staunenswert sicher blickte sie die fünf hinter dem grünen Tisch aus ihren grauen Augen an.

„Fräulein Laroche, wir werden Sie jetzt gleich den anderen Zeugen vereidigen. Zuvor frage ich Sie noch einmal: haben Sie Mapplebak gesehen oder nicht?"

„Ich — habe ihn gesehen."

„Wo? Und wann?"

„Darüber verweigere ich die Aussage."

„Sie dürfen sie nur verweigern, wenn Ihre Aussage Sie zwänge, eine Verfehlung einzuräumen, die das Gesetz mit Strafe bedroht."

Sie nickte. „Es ist so."

„Stammt dieses Gedicht auf Mapplebak von Ihnen, Fräulein Laroche?"

Sie nickte wiederum.

„Die flammende Art stimmt aber im Grunde gar nicht zu Ihrem gesetzten, weit über Ihre Jugend hinaus bewußten Wesen."

„Ein Rest Mädchen-Schwärmerei. Ich gebe zu, das Gedicht ist recht kindisch."

„Sagen Sie die eine oder andere Zeile davon auswendig, Fräulein Laroche."

Es war ein wehes Lächeln, das über ihre Züge glitt. Dann begann sie mit ihrer ernsten, schönen Altstimme ein paar Zeilen zu sagen. Aber es trat ihr dabei doch die Schamröte ins Gesicht, und sie brach ab.

Starr beobachtete Hans West den Vater des jungen Mädchens. Sein Schreck, sein ungläubiges Abwehren, dann sein Schmerz, sein Trotz ... das malte sich auf seinen leidensvoll gewordenen Zügen. Hans West glaubte nicht daran, daß Geneviève die Verfasserin dieser übertriebenen Huldigung war.

„Und Sie bleiben also dabei, daß Mapplebak das Haus Ihres Vaters nicht betreten hat?"

„Er — hat es — nicht betreten."

„Und Sie werden es beschwören?"

„Ja!" hauchte Geneviève.

„Dann erheben Sie die rechte Hand ..."

„Nein!" schrie Laroche auf, stürzte vor und riß Genevièves schon erhobenen Arm hinunter. „Das — wirst du — nicht tun, meine arme Geneviève."

Es war ein Aufschluchzen von Vater und Tochter. Für einen Augenblick preßten sie sich aneinander. Laroche küßte sie dann auf die Stirn und trat in die Reihe der anderen zurück.

„Warum verhindern Sie Ihre Tochter, den Eid zu leisten, Herr Laroche? — Doch nur, weil es ein Meineid geworden wäre?"

Er hob die Schultern an, atmete tief auf und ließ die Arme sinken. „So ist es. Ich habe Mapplebak ins Haus gebracht. Niemand sollte den Namen wissen, niemand ahnen, daß es der Engländer war. Aber die Kinder drängten herzu. Sie waren neugierig. Und die zweite — es ist Berthe — verliebte sich in den hübschen Burschen. Und das Gedichtchen stammt von ihr. Meine Geneviève ist viel zu ernst und reif für solche Torheiten."

„Nennen Sie es ernst und reif, wenn sie hier im Angesicht Gottes die Unwahrheit beschwören wollte?"

„Sie wollte ihren Vater retten. Das ist ja aber doch nicht mehr möglich."

„Papa —!" Geneviève schrie es fast.

„Still, mein Kind. Denke an Ma. Denke an die andern. Du mußt dich ihnen erhalten. Du bist mein tapferer Kamerad gewesen, Geneviève. Ich danke dir."

Der Gerichtshof beschloß, eine Pause in der Verhandlung eintreten zu lassen. Die beiden heißen Räume entleerten sich.

⌘ ⌘ ⌘

Im Laufe des Abends wurden die Zeugen entlassen, auch diejenigen, auf deren Vernehmung das Gericht verzichtet hatte. Gleichzeitig verbrachte man die Angeklagten in den bereitgestellten Wagen nach der Zitadelle.

Der Antrag des Kriegsgerichtsrats lautete für Laroche, Drachman, Verhulst und Haby auf Todesstrafe, für Biquet auf Gefängnis.

Die Richter verhandelten jetzt. Über ihren

Digitized by Google

Spruch durfte nichts verlauten, bevor der Gouverneur als Gerichtsherr das Urteil bestätigt hatte.

Helene ging nicht zu Bett. Ein Transport Verwundeter war angekommen. Jede Hilfskraft konnte gebraucht werden. Sie kleidete sich rasch um, dann stellte sie sich Schwester Ella zur Verfügung.

„Um Gottes willen, wie siehst du aus, Helene? Ich dulde nicht, daß du dich jetzt noch anstrengst.“

Helene zeigte auf die in ihren Notverbänden liegenden Feldgrauen. „Die armen Burschen haben noch Schwereres hinter sich.“

Es war Mitternacht vorbei, als Hans West zum Bahnhof kam. Er hatte sich nicht vorstellen können, daß Helene sich schlafen legen würde, und fand es ganz selbstverständlich, daß er sie noch zu sehen bekam.

Auf dem Bahnsteig befand sich der Professor. Ein Lazaretthilfszug stand unerwartet zur Verfügung. Sofort hatte er sich mit den Dienststellen in Verbindung gesetzt. „Da gilt es nun, ihn bis zum Morgen abfahrfertig zu machen,“ sagte er zu dem Personal. Den Sanitätsleuten fielen schon ebenso wie den Schwestern die Augen zu, aber hier gab es kein Zögern.

Hans West fand nur wenig Gelegenheit, sich mit Helene über den zurückliegenden Tag auszusprechen. Über das Urteil selbst äußerte er sich nicht — aber Helene sah es seiner Miene an, daß es nicht milder ausgefallen war, als der Antrag des Kriegsgerichtsrats es gefordert hatte.

„Ich kann es ja gar nicht fassen ... Die Kinder ohne Laroche!“ Helene schlug plötzlich die Hände gegen die Stirn. „Wie grausam und wie unsinnig ist das alles!“

„Sie verteidigen ihn auch jetzt noch?“

„Er hat als glühender Patriot gehandelt.“

„Und hat vielleicht das Leben von Tausenden auf dem Gewissen. Machen Sie sich doch klar, in wie raffinierter Weise diese Verbrechergesellschaft vorgegangen ist.“

„Ach, Sie ziehen ihn in den Staub. Er mußte doch seinen Landsleuten helfen. Sollte er sie im Elend verkommen lassen?“

„Er hat schwerere Sünden auf dem Gewissen, Frau Helene. Sie hätten der Verhandlung folgen müssen wie ich. Da wäre auch das letzte Restchen Sympathie aus Ihrem Herzen gewichen. Die Pläne, Kartenskizzen, die Zeichnungen, die das Komitee über die Grenze hinübergeschleppt hat! Der viel bewunderte Mapplebak, der ja nun richtig entkommen ist, nimmt Pläne mit, auf denen unsere Munitionslager haarscharf vermerkt sind. Das gibt dann wieder lockende Aufgaben für entschlossene Flieger. Können Sie sich vorstellen, was für Folgen ein kühn durchgeführter Bombenangriff haben würde? Wir vom Bau wissen es. Reißen Sie das Mitleid aus Ihrem Herzen — es ist verschwendet.“

Helene war die Aufregung noch zu nahe. Sie hatte zu all den ungeheuerlichen Ereignissen dieser letzten Zeit, besonders aber des heutigen Tages, noch keinen Abstand finden können.

Unzufrieden mit sich, noch immer unklar über so viele Fragen, die er von Helene beantwortet wissen wollte, trennte er sich endlich. Es war schon drei Uhr. Ein wahrer Schmerz war es ihm, daß er noch immer nicht die rückhaltlose Aussprache mit ihr finden konnte. Denn der heutige Tag hatte ihm voller Grauen dargetan: wie sie mitten in einem wahren Pfuhl des Verbrechens gelebt hatte. Wußte sie gar nichts davon? Hatte sie nie die Lügen durchschaut?

Auch Helene fand keine Ruhe, als sie dann endlich, von Ella gedrängt, ihr Lager aufsuchte.

In ihrem Hirn und ihrem Herzen arbeitete der quälende Selbstvorwurf, daß sie zwar durch einen glücklichen Zufall verschont worden war, in der heutigen Verhandlung ein Bekenntnis ablegen zu müssen — aber die Last der Lüge beschwerte sie noch ebenso wie zuvor. Fast hätte sie Geneviève beneiden mögen, die so mutig und voll Selbstentäußerung alles hatte auf sich nehmen wollen ... Dann wieder verwarf sie die Bewunderung, erschrak vor der gotteslästerlichen Leichtfertigkeit, mit der Geneviève die Hand zum Meineid erheben wollte ...

Aber am andern Tage sprach nur das Weib in ihr. Ob auch Hans West es aus ihrem Herzen reißen wollte: das Mitleid konnte sie nicht überwinden.

Es war abends sechs Uhr, als der Hauptmann vom Befehlsempfang kam und in ernstem Tone sagte: „Der Gouverneur hat das Urteil bestätigt.“

„Alle — vier — zum Tode —?“

„Die Angehörigen von Laroche haben ein Gnadengesuch eingereicht. Die älteste Tochter hat es gebracht. Der Verteidiger hat es ihr wohl empfohlen. Unheimlich ist es, sich vorzustellen, wie Schulter an Schulter mit uns die abgefeimtesten Verbrechen ausgeheckt worden sind, von Menschen, denen wir vertrauten wie Kinder.“

Überall mußte sie's hören. Aber es ließ ihr dennoch keine Ruhe. Sie mußte zu Geneviève, mußte wenigstens ein Wort der Teilnahme ihnen sagen, ihnen noch einmal die Hand drücken, den Blondköpfen, den Apfelgesichtern ...

Digitized by Google

Gefangenenlager in Clery-le-petit
Gemälde von Herbert Arnold

Digitized by Google

Digitized by Google

Es herrschte ein solcher Jammer im Hause Laroche, daß Helene ihr Herz zucken fühlte. Der Oberleutnant, der die Verteidigung geführt hatte, war vor knapp einer Stunde dagewesen und hatte Geneviève mitgeteilt, daß der Gouverneur von seinem Begnadigungsrecht keinen Gebrauch machte.

„Und — Papa weiß —?!" brachte Geneviève trocken schluchzend hervor.

„Noch nicht. Den Angeklagten wird um drei Uhr das Urteil bekanntgegeben. Die Vollstreckung findet morgen früh um sechs Uhr statt."

„Aber — — wir müssen ihn doch — — noch einmal sehen?!"

„Von vier Uhr ab steht es Ihnen frei."

Geneviève wollte Helene hernach nicht empfangen. Ma hatte sich angekleidet. Niemand hatte ihr helfen dürfen, während sie sonst fast für jede Bewegung Hilfsdienste in Anspruch genommen hatte. Louise, Madelaine, Benjamin und Berthe weinten still vor sich hin; Fleurette fiel in Weinkrämpfe — am lautesten gebärdete sich die Köchin, die gleich in die Nachbarschaft lief und es überall verkündete. Vor den Estaminets, den Gemüse- und Bäckerläden bildeten sich Gruppen.

Nach vieler Mühe war ein Wagen aufgetrieben worden. Helene half zusammen mit Geneviève der schluchzenden Frau Laroche hinein.

„Ich bleibe bei den Kindern, Geneviève," sagte Helene, „schick' mich doch nicht weg!"

Sie saßen dann alle zusammen oben im Schlafzimmer von Ma und Fleurette. Helene hatte Fleurette auf die Knie genommen und schaukelte sie.

„Millionen Männer sterben jetzt in allen Ländern für ihr Vaterland," sagte Helene, „und sie fühlen es nicht als Schmerz — sie sind stolz darauf. Und auch Papa bringt das Opfer stolz und gern, so traurig es ist, daß wir ihn nun nie wieder sehen sollen."

Benjamin fragte: „Ob er sich die Augen verbinden läßt? ... Oh, ich täte es nicht. Da seht her, würde ich sagen, hier ist mein französisches Herz, trefft es nur gut!"

Um sieben Uhr kam der Wagen zurück.

Ma war so rüstig wie seit Monaten nicht. Sie sprach aber vor Aufregung fortgesetzt. Man konnte kaum folgen.

Der Abschied von ihrem Vater hatte Geneviève so erschüttert, daß sie im Gegensatz zu Ma kein Wort herausbrachte.

Sie nahm es nun auch gern an, daß Helene über Nacht bei ihnen blieb.

Es kam zu keiner gemeinsamen Mahlzeit. Aus dem Büffett holten sich die Kinder Zwieback. Das Mädchen brachte Tee. Ma ließ sich einen Glühwein kochen, was ihr verboten war. „Aber wenn Papa es erfährt —!" warnte Madelaine.

Helene und Geneviève hatten sich nicht entkleidet. Sie legten sich schließlich, als es im ganzen Hause still geworden war, aber doch auf Bett und Diwan, sprachen noch halblaut, flüsternd, miteinander, und nickten schließlich ein.

Doch plötzlich sprang Geneviève auf.

Auch Helene fuhr empor. „Was ist?"

„Es ist fünf Uhr."

In der Dunkelheit tastete Helene nach dem elektrischen Licht.

„Nicht hellmachen, sonst wachen die Kinder auf!"

„Was hast du vor?"

„Hingehen."

„Geneviève —!"

„Laß mich, Helene."

Schließlich verließen sie beide schleichend das Zimmer, tasteten sich im Dunkeln über die Treppe und traten auf die Straße.

Es mochte bis zum Augenblick geregnet haben, denn die Straße war naß, aus den Dachtraufen rann es noch. Aber der Himmel lichtete sich schon ein wenig.

Keine Laterne brannte. Sie gingen durch den totenstillen Morgen nach der Zitadelle. An der Front war es ganz ruhig. Nur irgendwoher vernahm man gleichmäßigen Marschtritt.

Da vorn bog ein Trupp Infanteristen mit Gewehren über die Brücke der Deule. Etwa vierzig Mann. Sie marschierten zur Zitadelle.

„Das — sind sie ..." Geneviève klammerte sich angstvoll an Helene.

„Warum willst du dahin, Kind?" stellte Helene ihr vor. „Wir kommen ja doch nicht weit. Der Posten läßt uns gewiß nicht durch."

Seltsam belebt erschien hier plötzlich die Nacht. Huschende Gestalten mit Papierbündeln und Kleistertopf. Dabei Militärpolizisten. Man hörte sie haltmachen, hörte das Papierrascheln, das Anklatschen. Eine Bekanntmachung, die am Morgen an allen Ecken der Stadt kleben und der Bürgerschaft eine Warnung sein sollte . .

Geneviève riß sich los und jagte nach der Ecke, an der die Gruppe gestanden hatte, die soeben in die nächste Straße nach der Stadt zu verschwunden war. Sie kauerte sich nieder und suchte im Morgengrauen die Schrift zu entziffern. Einzelne großgedruckte Buchstaben waren erkenntlich. Geneviève las den Namen Laroche. Sie schluchzte, ließ sich in die Knie sinken und preßte den Kopf gegen das noch feuchte Plakat.

„Wie quälst du dich nur, Geneviève!"

Offiziere im grauüberzogenen Helm über-

Digitized by Google

schritten soeben die Brücke. Es mochten wohl die Zeugen sein.

„Komm, Geneviève. Nach Hause.“

Aber Geneviève war dazu nicht zu bewegen.

So umschlang denn Helene ihren Nacken und wanderte mit ihr.

Sie blieben auf dem schmalen Weg, der durch das innere Zitadellenwäldchen hinlief. Er hob sich schon weiß aus dem Dunkel ab.

So gingen sie, hörten nichts als ihre Schritte und ab und zu das Niedertropfen von den Bäumen, ein Knarren der Lastkähne in der Deule, fernher einen Hahnenschrei ... Und plötzlich das Knattern einer Salve ...

Jäh stieß Geneviève die Freundin von sich. „Ich hasse dich, ich hasse dich, ich — ich ... O mein Gott, mein Gott! ... Nun hat mein Leben gar keinen Wert mehr.“

Im grauenden Morgen starrte Helene ins Leere.

⁂

Es war ein Riß zwischen Hans West und Helene.

Er konnte es ihr nicht verzeihen, daß sie noch einmal das Haus Laroche aufgesucht hatte. Das war wie ein Sichauflehnen gegen ein Urteil, das gerecht und notwendig war. Der Soldat konnte dieser Regung nicht folgen.

Er suchte sie auf — in den Dienststunden, wenn ihn sein Weg durch die Stadt führte, zuweilen abends, wenn sie freiwillig Helferdienste bei Schwester Ella leistete. Aber sie sprachen immer aneinander vorbei.

Jedesmal, wenn er von ihr ging, machte er sich Vorwürfe. Er wollte, er durfte nicht richten. Er mußte ihr Zeit lassen, sich zu finden. Aber bei der nächsten Begegnung ward es darum nicht besser.

„Fühlen Sie denn nun mit uns Deutschen?“ fragte er sie einmal ganz verzweifelt.

Da nickte sie heftig. Und es war, als wollte sich endlich ihre gemarterte Seele Erleichterung schaffen, Befreiung. Doch wiederum versank sie in ihr grüblerisches Schweigen.

Eines Tages erfuhr er, daß eine Bewegung im Gange war, der ganzen Familie Laroche die Rückkehr nach Frankreich über die Schweiz zu ermöglichen. Er fragte im Gouvernement danach. Und dabei hörte er, daß Helene, die in der Angelegenheit Dolmetscherdienste zu tun hatte, mehrmals bei den Herren, die die Akten bearbeiteten, vorgesprochen hatte, um ein gutes Wort einzulegen.

Tatsächlich ward dann bekannt, daß der Gouverneur in die Abreise der Laroches eingewilligt hatte.

Und die Quittung folgte auf dem Fuße. In Pariser Blättern erschien kaum acht Tage nach der Abfahrt der Familie Laroche von Lille ein Bericht über die neueste Schandtat der Barbaren ... Teile daraus druckten die deutschen Zeitungen ab, unter Darstellung des wahren Sachverhalts, um die Stimmung ‚drüben‘ wieder einmal zu beleuchten.

Mit einem dieser Blätter kam Hans West zu Helene.

Ruhiger, friedlicher als sonst trat sie ihm gegenüber. Es war noch nicht Amtsschluß. Aber sie hatte sich die letzten Stunden freigeben lassen, um wieder einmal sich tüchtig auszulaufen.

„Und wenn Sie hören, was mein Ziel war, werden Sie's kaum glauben,“ sagte sie mit einem matten Lächeln.

Fragend sah er sie an, ganz seltsam berührt von dem eigenartigen, fast feierlichen Ernst, der über ihr lag.

„Ich wäre hinausgewandert nach der Grenze von Lambersart und St. André und hätte versucht, Sie und Consentius zu treffen. Denn in den letzten Wochen lebten wir ja wie feindliche Mächte. Und ich wollte Ihnen die Hand zur Versöhnung bieten.“

„Ach, Frau Helene —! Es war doch kein Zank, wie zwischen oberflächlichen Menschen, die einander heute schmollen und morgen ...“

„So liegt Ihnen an der Aussöhnung gar nichts?“

„O doch. Viel liegt mir daran. Denn ich war sehr unglücklich.“

„Ich auch, lieber Freund. — Kommen Sie, lassen Sie uns ein Stück zusammengehen. Auf Madelaine zu. Dann längs der Wälle. Es gibt da ein paar Punkte, von denen aus man weit ins Land hineinsieht. Und ich muß aus diesem Gefängnis wieder einmal heraus. Wenigstens mit den Blicken.“

Nun tat sie ihm wieder so innig leid.

Sie wanderten also.

Als er sie nach Laroches fragte, lächelte sie müde. „Wenn Sie morgen früh von Ihrer Besichtigungsfahrt nach dem Geschäftszimmer kommen, dann finden Sie einen langen, langen Brief von mir vor, der Ihnen alles erklärt.“

„Sie haben mir geschrieben?“

„Ja. Ganz ausführlich. Mündlich sagen konnte ich Ihnen das nicht. Es ist so viel darin, dessen ich mich zu schämen habe. Und — Sie kennen doch sich selbst, nicht wahr — Sie hätten mir ja gar nicht die Zeit und die Ruhe und die Sammlung gelassen, Ihnen alles so auseinanderzusetzen, wie ich's wollte und mußte.“

„Es handelt sich um Laroches?“

„Um Laroches. Ja. Und um viele Dinge noch, wegen deren Sie mir böse waren.“

Digitized by Google

„Böse? Ich war oft nur traurig, Frau Helene."

„Alles wird jetzt Klärung finden, lieber Freund. Sie werden mich in vielem verstehen. Werden wohl auch wieder anklagen — aber Sie werden mir auch verzeihen."

Er blieb stehen. Sie waren von dem breiten Boulevard zu dem Wall emporgestiegen, der in unregelmäßigem Gezack die Grenze der alten Festung bezeichnete. Die Luft war klar. Seidig schimmerte die flandrische Weite durch das Gehölz der Wälle. Da und dort eine Ferme. Eine Reihe Weiden. Das Rollen von der Front war hier viel weniger hörbar als auf der anderen Seite der Stadt.

Das ward nun ein ganz wundervoller Weg. Trotz der Spannung, die ihn nicht losließ.

„Sie werden ja morgen alles lesen," sagte sie auf sein Drängen.

„Aber ich darf doch fragen — und Sie werden mir antworten?"

Lächelnd schüttelte sie den Kopf.

Immer wieder blieb sie stehen und blickte in die Landschaft hinaus. Die Sonne ging unter, aber es bildete sich kein Feuerwerk. Nur ein breiter Streifen Orange legte sich in der Ferne unter den Rand der Dunstschicht, die bis zur Stadt heran den Himmel verschloß.

„Und werden wir dann morgen wieder hier gehn, Frau Helene, und ich werde alles wissen, werde angeklagt und verziehen haben — und werde verstehen?"

„Morgen? Ach — lieber Freund! Sie werden lange, lange, lange brauchen, bis Sie mich in allem verstanden haben! Der Brief ist so groß!"

Es lag etwas Rührendes, Ergreifendes in ihrer Stimmung. Zugleich erfüllte ihn eine seltsame Bangigkeit. „Ich möchte, wir wanderten immer so weiter — bis morgen früh — bis die Feldpost mit Ihrem Brief kommt — und dann müßten Sie dabei sein, wenn ich ihn lese —"

„Nein, ich gehe nur noch bis zum nächsten Tor mit. Dort setze ich mich in die Bahn und fahre zur Stadt."

„Warum führen Sie Ihr Vorhaben nicht aus und marschieren bis nach St. André?"

„Ich wollte Sie sehen — und nun sah ich Sie ja."

Er erfaßte ihre Hand. Und plötzlich zog er sie an sich und küßte sie. „Helene — ich hab' dir oft so weh getan. Ich hab' dir auch mißtraut. Ja, es war qualvoll. Und nun bin ich so beschämt, so zerknirscht."

Sie hatte die Augen geschlossen. „Ich bin glücklich, daß du das sagst — bevor du gelesen hast. Und ich danke dir."

Menschen kamen. Sie schritten weiter.

Hinter der großen Gärtnerei, die bis an den Wall heranreichte, lag die Landstraße, auf der die Straßenbahn zum Genter Tor führte. Die wollte Helene benutzen.

„Also nun: Lebewohl!" sagte sie leise.

„Auf morgen, Helene!"

Da lächelte sie.

⌘ ⌘ ⌘

Mit der Frühpost kam der Brief nicht. Hans West hatte voller Ungeduld die Besichtigungsfahrt abgekürzt, um schon im Geschäftszimmer zu sein, wenn die Post gebracht würde. Aber sie enthielt nur Dienstschreiben und eine Karte von Theo, der jetzt nach dem Osten verschlagen war.

Er wollte sich mit Helene verbinden lassen, um ihr zu sagen, daß der mit solcher Spannung erwartete Brief nun doch nicht eingetroffen sei, aber es ward ihm auf dem Amt der Bescheid, daß Frau Martin sich habe entschuldigen lassen, sie habe in eigenen dringenden Angelegenheiten zu tun.

Als er spät abends mit dem Major von der zweiten Stellung zurückkam, fand er auf seinem Schreibtisch die Zeitung, ein Päckchen Zigarren von einem alten Freund in der Heimat und einen Brief.

„Krischkel sagt, du hättest heute zehnmal nach der Post gefragt," sagte Fritz Consentius zu ihm, „da hab' ich nach dem Geschäftszimmer geschickt und dir holen lassen, was noch da war."

„Ich bin ja jetzt in solcher Unruhe... Ich sage dir später..." Und er riß den Umschlag auf.

„Lieber Freund Hans, ich komme, um Ihnen Lebewohl zu sagen. Es soll ein guter, ehrlicher Soldatenabschied sein mit hellen Augen und fröhlichem Mund. Und damit das möglich ist, müssen Sie mir erst durch arges Gestrüpp folgen. Sie werden mich auf Abwegen dabei sehen, über die Sie erschrecken. Aber ich will Ihnen gleich dabei sagen, daß ich immer Ihre Hand gefühlt habe, die mir den rechten Weg wies. Und dafür danke ich Ihnen.

„Ich kann über das, was ich erlebt und gelitten und gesündigt habe, erst heute sprechen, weil die Menschen, die ich mit anklagen muß, wenn ich Ihnen die große Beichte ablege, nun unabhängig von meinem Schicksal geworden sind: Geneviève Laroche hat mit den Ihrigen ihr Vaterland wiedererreicht."

— — — — — — — — — — — —

Die Beichte, die nun folgte, war eine grausame Selbstzerfleischung. Helene verschwieg keine der Unaufrichtigkeiten, mit denen sie sich belastet hatte. Sie schilderte rückhaltlos das Doppelleben, das sie hatte führen

Digitized by Google

müssen. Sie ging auf peinvolle Einzelheiten ein — sie schilderte schließlich auch die Fahrt, auf der sie mit Geneviève und ihrem Vater den Engländer und die anderen Flüchtlinge begleitet hatte.

Sie hatte die Gewißheit dabei erlangt, daß George im Dienste seines Vaterlandes gefallen war. Aber die Umstände waren ebenso trauriger Art wie die, unter denen jetzt Laroche sein Ende gefunden hatte.

— — — — — — — — — — — —

„Sie haben oft an mir zweifeln müssen, lieber Freund Hans. Ihre Liebe war so stark, daß sie immer wieder die Brücke des Vertrauens fand. Jetzt werden Sie erkennen, daß Ihr Gefühl Sie nicht betrogen hat. Denn mein Herz gehört doch dem Vaterland. Und Sie — waren mein Gewissen. Aber die Zeit der Lügen trennt uns für immer. Das weiß ich. Darum reiche ich Ihnen heute die Hand zum Abschied. Mein Weg ist nicht mehr weit. Ich werde still einschlafen. Ein kleiner Raub, den ich an Schwester Ellas Vorräten beging, verhilft mir dazu. Bitte, spüren Sie mir nicht nach. Sagen Sie allen, die mich verstanden haben, ein gutes Abschiedswort von mir. Und behalten Sie selbst nur das im Gedächtnis, was frei ist von der Qual, unter der ich litt. Ich habe Sie sehr, sehr lieb gehabt. Und es ist mir ein Trost, zu wissen, vor Ihnen steht noch ein Aufwärts."

⌘ ⌘ ⌘

Es war die Nacht, die in der Stadtgeschichte jahrzehntelang im Gedächtnis bleiben wird: kurz vor fünf Uhr erfolgte die Explosion des Munitionslagers im Festungswall an der Porte de Valenciennes, die in dem Erdreich einen Trichter von siebzig Meter Länge und zehn Meter Tiefe schuf.

Im ersten Frühlicht kamen die Autos herangejagt. Unter den ersten befand sich das, worin Hans West mit seinem Chef saß.

Sie erkannten die Gegend kaum wieder.

Ein ganzer Stadtteil war wie weggefegt. Ganze Häuserreihen waren zusammengedrückt. Die Martinsche Fabrik und das anstoßende Geviert gab es nicht mehr. Eine vierstöckige Spinnerei stand da als schiefes Gestell von Eisenschienen, ein Käfig. Eisenbahnwagen waren von der ungeheuren Wucht zwanzig Meter weit geschleudert worden. Noch auf drei Meilen Entfernung hin war das Getöse gehört worden. Steintrümmer überflogen die ganze Stadt. Nach Millionen zählten die geborstenen Fensterscheiben.

Untersuchungen nach der Ursache anzustellen hielt schwer. Von der Landsturmwache am Tor war nichts mehr vorhanden als der Rest eines Gewehrschlosses. In Atome zerrieben war alles im nächsten Umkreis des gewaltigen Kraters.

War es ein englischer Flieger, der durch Spionage über die Lage des Munitionslagers unterrichtet gewesen war und den Treffer erzielt hatte?

Keiner der Richter, die am Spruch über Laroche und Genossen beteiligt waren, der nicht sofort gesagt hätte: „Mapplebak war's!"

Als am Nordbahnhof bekannt wurde, wo die Stelle der Explosion lag, bemächtigte sich der Schwester Ella und ihrer Gehilfinnen eine starke Aufregung. Helene hatte angegeben, sie müsse in Angelegenheiten der Fabrik mit Didelot sprechen, auch mit Challier, Lemmonier verhandeln. Es sei da eine Aufnahme der dort noch vorhandenen Materialien erforderlich. So war sie denn dahin — für zwei, drei Tage, wie sie sagte — übergesiedelt.

Man fand keine Spur mehr von ihr.

Vielleicht hatte selbst der grauenvolle Donnerschlag, der die Erde Flanderns erzittern machte, sie aus jenem festen, traumlosen Schlaf nicht mehr zu erwecken vermocht.

Hans West las ihren Brief wieder und wieder.

Und dann gedachte er der letzten kurzen Wanderung mit ihr, wo sie in die Stille hinausgesehn und ihm gesagt hatte: „Sie werden lange, lange, lange brauchen, bis Sie mich in allem verstanden haben!"

— — — — — — — — — — — —

Nun war seine Abberufung endlich da. Er verließ die feindliche Stadt. Diese Stadt, die in Ketten lag, an ihren Ketten riß und doch nicht anders die Freiheit erringen konnte, als durch die eigene Vernichtung. Diese Stadt, in der der Krieg mit Frauenschicksalen so unbarmherzig spielte wie mit dem Leben von Soldaten.

Ende

Digitized by Google

Königskerzen. Gemälde von Prof. Franz Hein
(Im Städtischen Museum der bildenden Künste zu Leipzig)

Digitized by Google

Digitized by Google

Franz Hein, ein Maler des deutschen Märchens, des deutschen Waldes

Von Hildegard Heyne in Leipzig

Wir sind durch die starke Betonung des „Wie“ in der Kunst, die in den siebziger Jahren in Deutschland als Gegenströmung gegen die Überschätzupg des „Was“ der vorhergehenden Periode einsetzte, so wenig gewöhnt auf die dargestellten Gegenstände der Bildwerke zu achten, daß die Überschrift dieser Betrachtung altmodisch anmutet. Und doch ist Franz Hein ein in voller Manneskraft stehender, lebendigschaffender und ringender Gegenwartsmensch von noch nicht vierundfünfzig Jahren. Aber wir dürfen nicht mit den vorgefaßten Kunstdogmen der Gegenwart, denen Technik oder Richtung alles bedeuten, an ihn herantreten. Er ist eine Persönlichkeit, die, ohne achtlos an diesen rein formalen Bestrebungen der Gegenwart vorübergegangen zu sein, doch nach einem eigenen Gesetz sich entwickelte. Dies Gesetz verknüpft ihn enger mit der älteren deutschen Kunsttradition als mit der französischen, die den meisten Gegenwartskünstlern als Grundlage diente. Deutsche Art war es von der Zeit eines Dürer an, die bildende Form auch zur Mitteilung eines tieferen Inhalts zu machen, mit ihren Mitteln sich auszusprechen über das, was der Geist denkt, das Herz empfindet. Damit ist nicht notwendig verbunden, daß die Lösung der bildnerischen Aufgabe durch die Mitteilungsabsicht beeinträchtigt werden muß. Freilich ist die Lösung schwieriger, weil zwei Aufgaben zu bewältigen sind. Der rein formal veranlagte Künstler, der nur die vom äußern Objekt ausgehenden Reizungen seiner Seele zum Ausdruck bringen will, kommt nicht in diesen Zwiespalt, bei welchem zuweilen der bildende Künstler dem Denker oder Dichter oder Erzähler unterliegt. Das Unterliegen empfinden wir dann, wenn Titel oder Erläuterung erst das Bild verständlich machen, wenn die Einheit des Bildeindrucks zersprengt wird durch zuviel Einzelformen und Farben, so daß wir das Bild ablesen müssen, wie das z. B. bei Menzels Spätwerken häufig der Fall ist, oder endlich gar, wenn der Künstler die bildnerische Gestaltung vernachlässigt, weil er mehr daran gedacht hat, etwa eine rührende Novelle zu erzählen, als Formen auf der Fläche zu ordnen und Farben zusammenzustimmen, so z. B. die unzähligen Genrebilder der Defregger-Nachtreter. Da nun viele Künstler des 19. Jahrhunderts bis zu den siebziger Jahren den Klippen der Inhaltsbetonung erlegen waren, verwarf die anschließende Generation den Inhalt ganz und verlangte Wirklichkeitsdarstellung statt dichterisch ersonnener Vorwürfe, ja möglichst inhaltslose Darstellung unter ausschließlicher Berücksichtigung äußerlicher und koloristischer Gesetze. Dabei war die mehr dem Sichtbaren zugewandte französische Kunst Führer. Daneben aber blieb eine Gruppe Künstler, trotz starken Anschlusses an die formalen Tendenzen der Allgemeinheit der oben ausgeführ-

Selbstbildnis des Künstlers. Zeichnung

ten deutschen Eigentümlichkeit enger verbunden, als die übrige Mehrzahl, jeder in seiner und andrer Art, verschieden auch nach ihrer inneren Größe: Thoma, Steinhausen, Boehle, Klinger, Greiner, Zwintscher, Hein, Stuck u. a. m. Jede dieser Persönlichkeiten spinnt einen oder mehrere Fäden der früheren Generation weiter. Hein übernimmt, unbewußt, dem Drängen seiner eigenen Künstlernatur folgend, die Weiterführung der großen Linie Schwind — Böcklin. Dies ist ein Umstand, der mit dazu beiträgt, daß Heins Schaffen eine höhere Bedeutung als dem

Die Fee. Gemälde

eines tüchtigen Lokalkünstlers zusteht, eine Bedeutung, die das grobe Sieb: die Zukunft, das alles örtlich und zeitlich Begrenzte, von der augenblicklichen Laune Emporgehobene fallen läßt, erst voll zur Würdigung bringen wird. Die Geschichte lehrt, daß denen die Zukunft gehört, denen die Gegenwart meist am wenigsten gehörte, daß diese ihnen schwerere Enttäuschungen auferlegte, als denen, die versanken. Auch das mußte und muß Hein noch jetzt reichlich erfahren. Dem antwortet er selbst in einem seiner Gedichte:

Mögt ihr mein Werk verdammen,
Ihr reißt mir aus der Brust
Nicht der Begeist'rung Flammen,
Nicht meine heilige Lust.

Es ist ein ungemein vielseitiges Schaffen, das in Franz Heins Werk vor uns steht. Um es voll zu würdigen, reicht der hier verfügbare Raum nicht aus. Von wichtigen Zweigen seiner Betätigung können die Abbildungen gar keine Vorstellung, der Text nur eine Andeutung bringen, nämlich von Franz Hein, dem Zeichner, Lithographen, Holzschneider, Buchkünstler, Verfasser von Märchendramen, kleinen Novellen, Gedichten und Übersetzungen griechischer und althochdeutscher Gedichte. Wir wollen in der Hauptsache nur dem Maler nachgehen, sein Werden, Sein und seinen Zusammenhang mit der künstlerischen Vergangenheit und Umwelt betrachten.

Der unbegüterte Kaufmannssohn aus Altona kommt, da er nun einmal nur zur Kunst will und doch nicht zur brotlosen darf, zuerst bei einem Theatermaler in die Lehre, dann auf die Hamburger Kunstgewerbeschule und endlich nach Karlsruhe auf die Akademie unter Ferdinand von Keller; ein Pariser Aufenthalt ist in diese Zeit mit einbegriffen. Technische Fertigkeiten, Sicherheit der Perspektive, Schulung naturalistischer Formen in ornamentalem Sinn konnte er in Altona und Hamburg lernen. Keller gab ihm eine ausgezeichnete Schulung in zeichnerisch sicherer, koloristisch sauberer Wiedergabe der Wirklichkeit, die aber im Geschmack der Zeit immer eine effektvolle Steigerung erfuhr. So sind auch die frühesten Werke Heins um 1888/89 noch historisch, novellistisch oder witzig zugespitzt. Das rückt sie unserm augenblicklichen Empfinden ferner. Aber schon hier heben die lebendige Kraft der Körpergestaltung und Charakterschilderung, der gute Gruppenbau und die malerische Qualität im Stofflichen die Werke weit hinaus über die Durchschnittsleistungen des theatralischen Realismus, der jenes Künstlergeschlecht noch beherrscht. Merkwürdig ist, daß diese Bilder, oft von beträchtlicher Größe, eines, ‚Der Geiger von Gmünd', mit vielen Gestalten in Aquarell gemalt sind. Die Aquarellfarbe ist das Mittel, mit welchem sich Hein am unmittelbarsten künstlerisch auszudrücken vermag. Ihr blieb er bis 1895 unbedingt treu und findet darin auch zuerst seine ganz eigene Persönlichkeit etwa 1890/91: Da steht im gedämpften Sonnenlicht unter dem duftig grünen Schatten eines weitästigen Apfelbaumes eine liebliche Eva und empfängt ahnungslos unschuldig fast die verführerische Frucht. In der Auffassung eigenartig, von zart idyllischem Charakter, in der Technik nicht nur ganz persönlich

Digitized by Google

durch die bei der beträchtlichen Bildgröße ungewöhnliche Wahl des Malmittels, sondern auch durch den damit erreichten weichen Schmelz und zarten Luft- und Lichtton, der das Bild neben die besten Leistungen der deutschen Freilichtmalerei stellt. Schon hiermit betritt Hein den Boden, der ihn tragen und heben sollte in seinem ganzen zukünftigen Schaffen, den Boden des deutschen Märchens. Denn diese Eva ist kein alttestamentliches Bild, auch kein Bild, das den Sinnenreiz der Szene frei und neu gestaltete, sondern das, was die deutsche Märchenpoesie kennzeichnet: das Urwüchsige, kernig Natürliche, Wirkliche, ja Alltägliche als Grundlage für von der Einbildungskraft Geschaffenes. Aus dieser nachgiebig lächelnden Unterordnung des scharfen, genauen Herrn „Verstand" unter die kapriziösen Einfälle der leichtlebigen Dame „Phantasie" ergibt sich der würzig herbe und doch mild einwiegende Zauber des deutschen Märchens, seine naive, selbstverständliche Wirkung. Dies ist auch der Reiz der Heinschen ‚Eva', die zur Einleitung einer stattlichen Reihe von Märchenbildern wurde. Instinktiv,

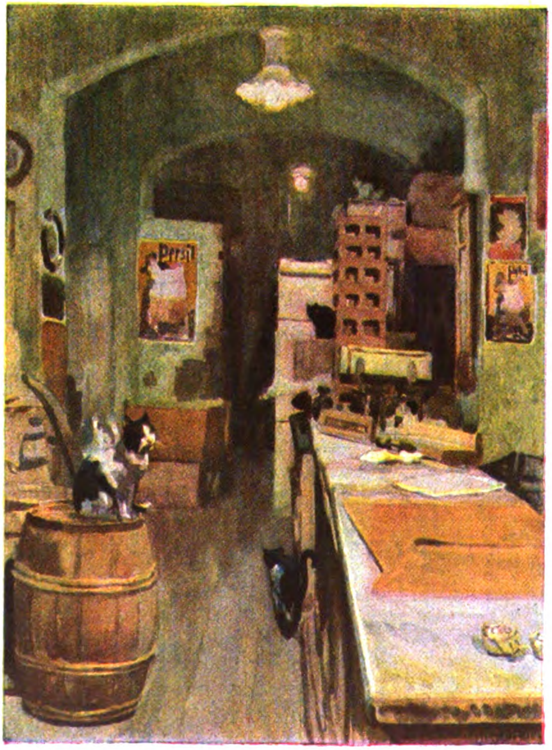
Der Befreier. Gemälde

Macbeth und die Hexen. Gemälde

geleitet von seiner natürlichen Begabung zur Märchengestaltung, befruchtet Hein seine Phantasie durch die Eindrücke der möglichst unberührten Natur, wie des Wasgenwaldes mit seinen Riesentannen, dunklen Grotten und zerfallenen Burgen, macht genaueste Einzelaufnahmen und Naturstudien und verschmilzt dann, angeregt von einem besonders verschwiegenen Winkel, einem schroffen Felsen oder neuem kühnen Turm die Erinnerungen des früher Erlebten mit dem Gegenwärtigen zu einem „selbsterfundenen" Märchen, dessen Ausführung wieder unter schärfster Wirklichkeitswiedergabe der Einzelteile mit Hilfe vieler Modellstudien geschieht. So entsteht dieselbe Paarung, die ich oben zur Kennzeichnung der deutschen Märchenpoesie anführte. Der Künstler bleibt auf diese Weise immer frisch und entgeht der Gefahr, in stimmungsvolle Routine zu verfallen.

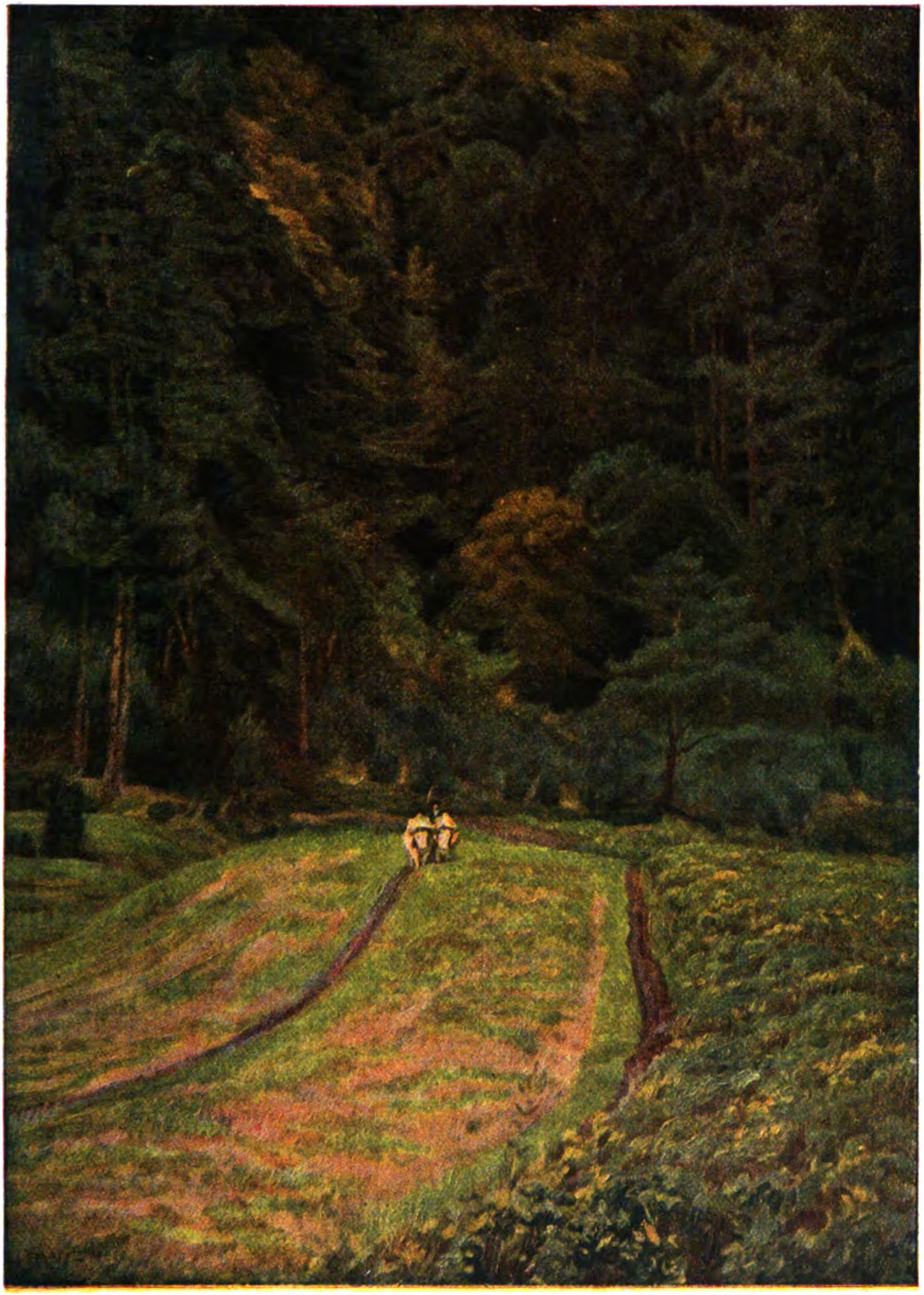
Die stattliche Reihe der Werke bis 1890, gepaart mit einer vielseitigen buchgewerblichen Tätigkeit, veranlaßten Heins Berufung als Lehrer an die Kunstgewerbeschule von Karlsruhe, wo er bis zu seiner Übersiedelung an die Leipziger Akademie 1904 wirkte. Dort war er ein streitbarer Kämpe für alles echte, wahrhaftige Deutsche, für die Durchdringung des Geschmacks unseres Volkes mit diesen Elementen. Dies kam vor allem zum Ausdruck in den zwei Jahren (1900—1902) seines Vorsitzes und seiner Führerschaft im Karlsruher Künstlerbund, der zweiten Sezession in Deutschland, dem er als Nachfolger Kallmorgens über die schwierigen Jahre hinweghalf, da Graf Leopold von Kalckreuth, Carlos Grethe und Poetzelberger, die zuvor die treibenden Kräfte des Bundes gewesen waren, einer Berufung nach Stuttgart folgten: Er unternahm 1900 die Schaffung der jetzt wohl über die ganze Welt verbreiteten, allgemein bekannten Wandbilder in farbigem Steindruck im Verein mit den Leipziger Verlegern Teubner und Voigtländer. Sie schließen an das lithographische Schaffen Hans Thomas an. Thoma und Hein verstärkten so in Süddeutschland die Bemühungen, die mit Menzel einsetzten, von Otto Greiner vor allem fortgeführt wurden, den Steindruck nicht nur als Reproduktion für Gemälde, sondern als selbständiges künstlerisches Ausdrucksmittel zu gebrauchen und zu bewerten. Zugleich aber gab Hein diesem Streben eine neue soziale Note, indem er dem deutschen Bürgerhause zuerst wieder preiswert echt künstlerischen Schmuck, der Schule künstlerische Anschauungsbilder schuf. Unter diesen Anregungen entstanden ferner in Lithographie eine Fülle von farbigen Märchenbildern, Stilleben, Blütensträußen, Landschaften, etwa in Folioformat, welche die meisten graphischen Sammlungen, auch die des Leipziger Museums, als wertvolles Glied in der Entwicklungskette des Steindrucks aufbewahren, die aber auch jedem Liebhaber noch heute in vom Künstler handschriftlich signiertem Vorzugsdruck durch die Karlsruher Kunstdruckerei zugänglich sind. Sie brachten Hein auch 1904 und 1906 die Goldenen Medaillen in Dresden, 1914 die sächsische Staatsmedaille der Bugra ein. Gegenständlich gleichen sie den hier abgebildeten Gemälden: Manche, wie das liebliche Prinzeßchen in abendlich rotem Sonnenlicht eines schummrigen Raumes neugierig zum Froschkönig sich herabbeugend, u. a. m. erschienen auch in hoher volkstümlicher Auflage bei Voigtländer.

In diesem Zusammenhang soll auch gleich der biblischen Bilder gedacht werden (70×100 cm groß),



Der Seifenladen mit den Katzen. Gemälde

Digitized by Google



Acker und Wald. Gemälde

(Im Besitz des Geheimen Hofrats Prof. Dr. Gerhard Seeliger in Leipzig)

Digitized by Google

Die Prinzessin vom goldenen Hause. Gemälde

die 1910 als farbige Steindrucke im Verlag von R. Schick in Leipzig erschienen und für Familie und Schule einen Schatz bedeuten. Ist doch selten das Alte Testament so greifbar lebendig in einer die Phantasie anrührenden und doch auch den rechnenden Verstand befriedigenden Verschmelzung scharfer orientalischer Milieuschilderung mit ewig wahr und gleich bleibender Seelendarstellung vor uns hingetreten. Moses im Wettersturm vom Sinai herabschreitend, Goliath und David sind Blätter von wuchtiger Größe, auch durch den eigenartigen Raumausschnitt, andere, wie Ruth und Boas, Eliefer und Rebekka am Brunnen, von zart idyllischer Anmut.

Die Bildmäßigkeit der Graphik Heins ließ ihn besonders geeignet erscheinen zur Schaffung der Gedenkblätter, die den Hinterbliebenen der gefallenen Helden des Weltkrieges vom Landesherrn oder von der Obrigkeit gewidmet werden. Die beiden Blätter, die ihm vom König von Sachsen für die Gefallenen, vom Prinzen Johann Georg für die im Dienst des sächsischen Roten Kreuzes Dahingerafften in Auftrag gegeben wurden, zeichnen sich durch ruhig-feierliche Gesamtwirkung, die sie zum Einrahmen eignet, und durch einen den Hinterbliebenen Trost bringenden Vorwurf aus. Gerade dies letztere wichtige Moment wird in der neuzeitlichen, realistisch gerichteten Graphik und gemütsarmen Zeit häufig bei solchen Aufträgen übersehen, so daß die Gedenkblätter

Digitized by Google

Krönungsmarsch
Gemälde von Prof. Franz Hein

Digitized by Google

Digitized by Google

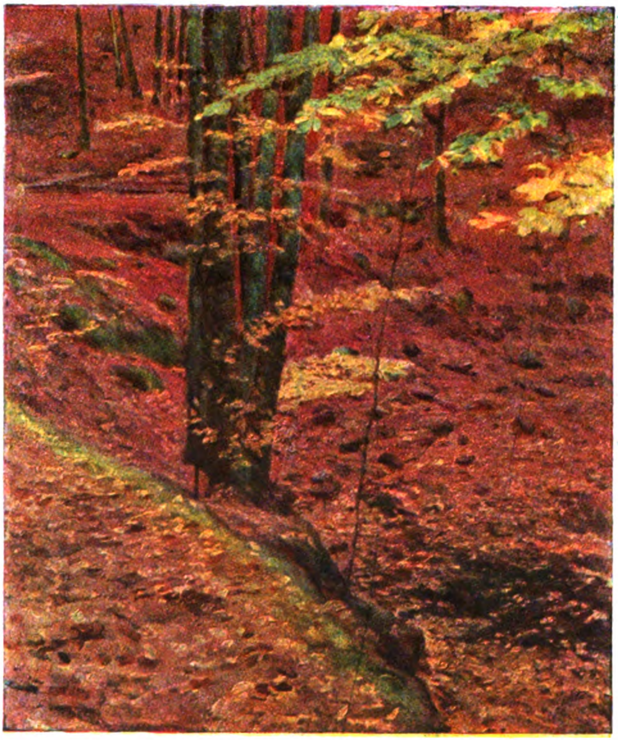
ihren Zweck völlig verfehlten, indem sie bei den Hinterbliebenen durch den dargestellten Gegenstand peinlichste Gefühle wachriefen. Da Hein durch das Opfer eines blühenden, hoffnungsvollen Sohnes selbst alles im höchsten Maße durchlitt, was die mit diesen Blättern Beschenkten erleben, fand er von innen heraus, was zu ihrer Seele sprechen kann.

Daß die Schüler der Karlsruher Kunstgewerbeschule fühlten, was sie an dem mutigen Bahnbrecher Hein hatten, beweist der Fackelzug, den sie dem Siebenunddreißigjährigen, Jüngsten der Lehrerschaft, als er 1900 den Ruf an die Magdeburger Kunstgewerbeschule abgelehnt hatte, zum Dank für sein Bleiben in Grötzingen brachten. Von 1891—1904 wohnte Hein in dem malerischen Dorfe am Eingang des Binztales als Mitglied der Grötzinger Künstlerkolonie, im alten markgräflichen Schlosse Augustenburg, das der Tiermaler Fikentscher besitzt und das außer diesem noch Fikentschers Schwager, den feinen Landschafter Kampmann, und Biese beherbergte. Zur Kolonie zählte im eigenen Sommerhaus auch der bekannte Landschaftsmaler Kallmorgen. Das mittelalterliche Schloß war der rechte Boden für den Märchenschauer und Romantiker Hein. Die schlanke blonde Gattin, die er 1889 mutig aus der nordischen Heimat Hamburg in sein allein auf die eigene Kraft gestelltes Haus geführt hatte, war die ewig neue gute Fee, und bald sollten auch zwei muntere Buben die natürlichsten Modelle für die Wichtelmännchen ergeben. Freilich drohten sie dem Vater, als sie sprechen konnten, für die Qual als schlimmste Rache: „Na wart' nur, wenn wir erst groß sind, dann malen wir dich einmal." Aus den Jahren 1894—1902 stammen eine ganze Anzahl eigenartiger Märchenbilder in Öl und Aquarell, die, zum Teil in farbigem Druck, in einem kleinen Heft mit Text von Prof. Dr. Hans W. Singer bei Keutel in Stuttgart erschienen sind. Das schönste von 1896 ist die Sommernacht, durch deren gespenstig vom Mondlicht durchirrte Dunkelheit eine zarte Frau im weißen Gewand und samtig braunroten Mantel schreitet, sich leise neigend zu einer wie eine Riesengeisterhand nach oben sich reckenden Königskerze, vor deren dunklem Grün gelbe Iris leuchtet; ein Werk so samtig pastos in der Öltechnik, daß es den besten Werken der Malerei, wie der frühen Periode eines Trübner, Albert von Keller u. a. gleichgestellt werden kann, dabei aber von einer Zartheit des Empfindens und Eigenart der Gestal-

Hafeneinfahrt (Alte Liebe bei Cuxhaven). Gemälde

Digitized by Google

tung, daß wir hier wirklich eine Neuromantik vor uns haben im allerbesten Sinne. Es beweist auch, daß der Aquarellist nun auch mit großer Sicherheit die zähere Öltechnik bewältigt. Die hier wiedergegebenen Märchenbilder sind bis auf den Macbeth und die Königskerzen neueste Schöpfungen. Bei dem Zauberspiegel ist im Aquarell größeren Formats eine ganz ungeheure Wärme und Leuchtkraft des Lichts erreicht. Das Prinzeßchen vom ‚Goldenen Haus' entsprang aus der Farbenvorstellung, die der Name im Künstler weckte: Raffiniert ist das Aschblond und wunderfeine Rosenrot des durchsichtigen Profilchens auf den „goldenen" Grundton gestimmt, die Überschneidung der Horizontal-, Vertikal- und Diagonallinien (der Krone und des Stabes) in diesem lebensgroßen Ölbilde berechnet. Der Befreier wandelt inhaltlich selbständig die alten Perseus- und Ritter Georg-Sagen ab. Für den Schmelz der weiß und blaugewandeten blonden Prinzessin in der dunklen Pforte, den keuschen Liebreiz und die unmittelbare Lebensfrische ihrer Geste und Bewegungslinie findet man in neuzeitlichen Kunstwerken kaum einen Vergleich. Man muß schon bis zu Schwind hinabgehen, wo in jetzt hochbewerteten, auf Versteigerungen heiß umstrittenen, farbig gehöhten Frauenzeichnungen ähnliche Reize gestaltet wurden! Kühn aber muß man die formale und farbige Fassung nennen, die dem alten Märchen von Schneewittchens Hochzeit neues, packendes Leben verlieh. Nicht nur äußerlich groß tritt das den Hochzeitsreigen anführende Paar von markiger Ritterlichkeit und deutscher Jungfräulichkeit im Vordergrund auf. Die Geschlossenheit der Form, die Abstufung der Farben zu dem kühn verkürzten Saal mit den im Bogen anschließenden Gästen im Hintergrund, die Anregung der Phantasie durch die von oben im Bild ragenden Fanfaren der nicht mehr sichtbaren Bläser auf der Empore machen das lebensgroße Aquarellgemälde zu einem Meisterwerk malerischen Aufbau, das beweist, daß Geschichtsmalerei nicht notwendig antiquiert sein muß. — Im Jahre 1896 fand Hein auch seinen Jungborn, die Vogesen, wo er zu Füßen des Wasgensteins, in Obersteinbach im Elsaß, jedes Jahr bis zu der jetzigen Kriegszeit, da ihn der Kanonendonner vertrieb, mit einer großen Schüler- und Schülerinnengruppe einige Monate seine Zelte aufschlug. Hier gibt die natürliche Umgebung noch mehr als die alte Burg Grötzingen, die schließlich als Wohnung zu reale wohlbekannte Wirklichkeit für ihn wurde, immer neue Märchenoffenbarungen. Der Wald an sich aber ist die größte von allen, mit seinen Riesenabmessungen, der quellenden Tiefe. So wurde Hein zum Verherrlicher des deutschen Waldes in der Malerei, wie der Wald noch keinen gefunden. Technisch durchaus nicht die neuzeitlichen Licht- und Schattenprobleme umgehend gestaltet er doch in der Hauptsache den Geist der Größe und Heiligkeit, der uns aus dem deutschen Wald entgegenweht. Kein anderer, der technische Aufgaben vielleicht sicherer löste, hat diesen Geist in sinnlich sichtbare Form von solch ergreifender Eindringlichkeit zu bannen vermocht, wie Franz Hein in zahlreichen ein bis zwei Meter hohen Ölgemälden und ebenso in zarten Aquarellen. Hier stehen wir vor einer Kunst von dauernder Bedeutung. Der Märchen-



Meilergrund. Waldstudie

Digitized by Google

Der Köhler. Gemälde

und der Waldmaler Hein wird wohl erst von der Zukunft die Krone des Lebens erhalten, weil er getreu bis in den Tod dies ureigene, in ihn allein gelegte Ideal durchsetzte, entgegen allen Verlockungen der Modeströmung, das Ideal, das kein andres Land hervorbringen und gestalten konnte und selbst kein andrer deutscher Maler fand. Einige herrliche, große Gebirgslandschaften aus den Vogesen sind von gleicher Qualität wie die Waldbilder. Seinem Streben nach Wiederverknüpfung der Kunst mit dem Volk, wie in alten Dürer- ja auch noch in Ludwig Richters Zeiten, entspricht ein neuerdings erst von Hein betriebener Kunstzweig: seine Holzschnittechnik, einfarbig schwarzweiß, mit derbem und doch nicht tonig breitem, sondern in strenggraphischer Strichmanier gehaltenem Schnitt, zuweilen auch mit einer Farbe, wie Goldgelb, belebt. Sie dient ihm, das Lied des deutschen Waldes in den verschiedenen Jahreszeiten oder mit seinen Burgen

Digitized by Google

(Wasgenwald) oder Märchenkindern (Brüderchen und Schwesterchen) in Zyklen zu singen, die jeder Deutsche, der den Wald liebt wie Hein, in sein Haus führen sollte und könnte. — Die starken Wurzeln von Heins Kraft liegen im Boden der Wirklichkeit. Seine Kraft aber wird beschwingt durch das Gemüt. So ist es verständlich, daß er auch ein tüchtiger Porträtmaler ist. Schon 1892/93 hatte er dies Talent sogar in großen Bildern aus der Familiengeschichte im Treppenhause der Familie Bassermann in Mannheim und zahlreichen anschließenden Bildnisaufträgen bewiesen. Seinen Höhepunkt aber findet der Porträtmaler Hein entschieden in den Familienbildnissen, wie dem hier abgebildeten der Gattin, die die beiden unruhigen Bübchen nur in der Umspannung ihrer Arme wie eine Henne unter ihren Flügeln zur nötigen Modellruhe bringen kann. Ihm reihen sich an die beiden Hochbilder der prächtigen Jungen in blauen Spielschürzen unter den Rosenstämmchen von 1899 und des Doppelbildnis der Schulbuben 1904. Letzteres etwas dunkel und schwer, die ersteren von zartem Freilicht, beide von packender Lebensfülle in ungewollter Stilisierung. Niemals verfällt Hein hier dem Akademischen, weil er auch hier, wie bei Vorwürfen der freien Phantasie, stets von innen heraus gestaltet. Alles Konventionelle ist ihm ebenso verhaßt, wie jede Anschmiegung an die herrschende Richtung. Darum ist jedes Bildnis zugleich ein Bild der Umwelt des Dargestellten, eine Schilderung seines inneren Wesens. Kinder müssen beim Spielen erhascht werden, lebhafte in sprunghaftem Umriß, mit sprechendem Mund, sprühenden Augen, ruhige in weicher Geschlossenheit mit schattenden Tönen, wie es das in diesem Sommer entstandene Bild des ersten Liebesglückes des ältesten Sohnes so anmutsvoll dartut. Nie ein Schema, das auf alles übertragen wird, so daß man wagen könnte, eine Bildnisgalerie von Hein zusammenzustellen, ohne ermüdende Eintönigkeit für den Beschauer zu bewirken. Nachdem Hein 1902 noch einen Ruf an die Kunstschule zu Berlin abgelehnt und daraufhin zum Professor ernannt worden war, erfolgte 1904 seine Berufung an die Akademie für Graphik und Buchgewerbe zu Leipzig. Hier, dem Norden wieder näher, beschäftigte sich der Sohn der Wasserkante wieder eingehender mit dem Meere. Er hat es schon früher zu Nixenbildern verwertet. Jetzt aber lebt es für

Die Höhle. Gemälde

Der Zauberspiegel
Gemälde von Prof. Franz Hein

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Familie des Künstlers. Gemälde

ihn an sich auf und wird in einer Serie von kleinen Aquarellen gestaltet von einer innern Größe und einem Schmelz der Töne, die diese Meerbilder in die erste Reihe der neuzeitlichen Meergestaltung setzen. Auch die Pflanzen, das Getier des Wassers schließen sich in einer fabelhaft feinen stofflichen Wiedergabe diesen Bildern an. Die aus diesen Natureindrücken gestalteten Meernixenbilder (Figuren unter dem Wasser gedacht) haben technisch, vor allem malerisch noch nicht die volle Lösung gefunden.

Verschloß auch der Krieg Heins Paradies, die Vogesen, so schenkte ihm ein anderes — das Hohenthalsche Gut Leulitz bei Wurzen — doch neue Gegenwartsmärchen. Dort entstand eine Aquarellserie von Innenraumbildern, die sich um das größere Mittelstück eines besonnten Gutshofes gruppieren.

Ihr Reiz kommt Pieter de Hooghschen Darstellungen von Zimmerdurchblicken nahe. Er brachte Hein auch bereits einen Auftrag auf eine zweite Serie solcher Innenraum- und Gartenbilder von einem malerischen altväterischen Gut in der Nähe Leipzigs ein. Diese Aquarelle gliedern sich an kleine Innenraumbilder mit und ohne Figuren an, die eine besondere Gruppe unter den Heinschen Stilleben bilden, denn auch in diesem Zweig betätigte sich der Künstler ganz nach seiner stets vom logischen Verstand und nicht Modevorschriften geleiteten Schaffensweise: Das Stilleben darf bei ihm nicht künstlich gestellt, sondern muß natürlich gegeben sein, damit es Wahrheit als Lebensgrundlage habe. Ein Strauß auf dem sonntäglichen Kaffeetisch, das Licht der Hängelampe über den weißen Schneeballenzweigen oder dem verlorenen Profil der lesenden Gattin werden in packendem Ausschnitt durch sein Bild zu dauerndem Leben gebracht. Zu dieser Gruppe gehört auch der hier abgebildete Katzenladen. Wie viele betraten dies in einem kleinen Leipziger Kirchgäßchen gelegene altertümliche Gewölbe in den Seifennöten dieser Kriegsjahre! Aber wer sah die Feinstimmigkeit der Farben von grünlicher Tünchwand, bunten Reklameschildern, weißem und gelbem Papier, bräunlichen Fässern und gefleckten Katzen? Wer empfand den spinnenden Zauber des Lichts über den Gegenständen, daß sich die heutige elektrische Lampe fast zur magischen Flamme verklärt gegenüber dem dunklen Gewölbe? Und nun schlägt das Märchen die Augen auf und schaut zu uns nüchternen Gegenwartsmenschen herüber: Der schwarze glutäugige Kater hoch auf der gelben Kiste im Hintergrund

Digitized by Google

ist der verwunschene Ring, der nach dem lichtumflossenen Katzenprinzeßchen auf dem Faßthron schmachtet. Nun sehen wir's auch, weil es Franz Hein erlebte.

Zum Schluß sei noch von den Abbildungen, die das hier Gesagte belegen, das im Leipziger Museum befindliche Bild „Die Königskerzen" von 1901/2 hervorgehoben. Es gestaltet in fast lebensgroßen Figuren in feinstem Pyramidalaufbau und farbig eigenartiger Zusammenordnung und Zuspitzung auf den duftig gelben Lichtton im Waldesdunkel die Empfindungen, die Hein in seinem Gedicht von schlichtem Volksliedcharakter gleicherweise aussprach:

Da wo im Wald die Heide steht,
Ist gar ein heller Schein.
Von vielen Königskerzen geht
Ein Leuchten stark und rein.

Die stehn im Kreise ringsherum
Wie Kerzen in dem Saal.
Und alle Wipfel blicken stumm
Auf ihren hellen Strahl.

Darunter ist vom Moose fein
Ein Teppich wunderbar.
Drauf tanzt Erlkönigs Töchterlein
Mit ihrer Jungfraun Schar.

Sie tanzt in mancher schönen Nacht
Den frohen Elfentanz,
Bis ihrer Kerzen lichte Pracht
Erlischt im Morgenglanz.

Doch kommt einmal ein Rittersmann,
Von Herzen jung und kühn,
Von ungefähr in diesen Tann,
Und sieht die Kerzen glühn,

Und sieht den Tanz auf stillem Plan
Und sieht die holde Maid,
Dem muß sie werden untertan
In Lieb' und Seligkeit.

Als es mir gelungen war, für dies unvergängliche Stück in dem Freiherrn Speck von Sternburg einen Stifter für die Leipziger Galerie zu finden, hatte ich die Freude, daß mich der Direktor des Dresdener Kupferstichkabinetts Geheimrat Lehrs zu diesem Gelingen beglückwünscht, indem er mir mitteilte, daß seine Bemühungen, das Werk Dresden zu sichern, vor Jahren leider gescheitert seien. Und doch hat ein Mann wie Steinhausen den Maler Hein einst bei der Vorstellung mit den Worten begrüßt: er freue sich den Schöpfer der Königskerzen kennen zu lernen. Thoma aber hat dem Bild auf der badischen Ausstellung den guten Platz erstritten mit dem Hinweis: „Wenn das von einem englischen Präraffaeliten gemalt wäre, würden Sie ganz anders damit hertun."

Möge die Erkenntnis dessen, was dies oben geschilderte echt deutsche, treue, künstlerische Ringen seit nunmehr dreißig Jahren für unser Volk bedeutet, nicht erst kommen, wenn der Schöpfer dahingegangen ist, sondern gerechte Würdigung durch Einreihung in deutsche Sammlungen ihm immer neu die Schaffenskraft beschwingen.

Brautpaar. Gemälde

Digitized by Google

Westeuropäischer Parlamentarismus

Von Legationsrat Dr. Alfred Zimmermann

Aus Unzufriedenheit mit den damaligen deutschen Verhältnissen, im Kampfe um die Rechte des preußischen Landtags, dem er als Vertreter des Kreises Stolp angehörte, ist um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der preußische Gerichtsassessor L. Bucher nach England gegangen, als dem Musterlande politischer Freiheiten und Volksrechte. Nach wenigen Jahren des Aufenthalts in dem Inselreiche hatten seine Auffassungen über dieses Land der Freiheit und des Parlamentarismus im allgemeinen aber einen solchen Umschwung erfahren, daß er ernstlich an Auswanderung in die Kaffeepflanzungen Guatemalas dachte. Seine Eindrücke über die englische Volksvertretung legte er dann 1855 zu allgemeinem Nutz und Frommen in der berühmten Schrift: „Der Parlamentarismus wie er ist" nieder. Sie gipfeln in dem Satz: „Parlamentarismus heißt das Rezept, das die Engländer allen Völkern empfehlen, und, wenn nur erst die Formen da sind, findet sich allmählich der Geist hinein, sagt Lord Palmerston. Aber die Setzlinge des Parlamentarismus, welche die englische Diplomatie in Sizilien, Spanien, Portugal, Griechenland und Belgien gepflanzt, sind schlecht fortgegangen und haben keine botanischen Unterschiede von dem Konstitutionalismus entwickelt. Am besten scheint noch der schwarze Ableger in Liberia zu gedeihen." — Gerade ein halbes Jahrhundert nach Bucher urteilte ein Mitglied des englischen Unterhauses, William Field, im Magazine of Commerce auf Grund langjähriger Erfahrungen in ähnlichem Sinne, aber noch viel schärfer als der deutsche Staatsmann, daß das Parlament „ein Palast der Plattheiten und Verschleppung" sei. Es sei lächerlich, von einer Volksherrschaft in England zu sprechen. Aristokraten und Plutokraten übten die Macht und nützten sie aus, um die Hände so tief wie möglich in John Bulls Taschen zu stecken. Und dabei sei das parlamentarische System, selbst wenn die Abgeordneten keine Tagegelder bezögen, das kostspieligste der Welt. Eine Handvoll Leute schalte nach Belieben im Unterhause und verhindere jeden Schritt zu einer Besserung!

Trotz dieser Urteile genauer Kenner erblicken seit mehr als hundert Jahren die Völker in der parlamentarischen Regierungsform noch immer den Höhepunkt staatlicher Weisheit und glauben immer wieder in ihr das unfehlbare Heilmittel für Schäden, die sich im Staatswesen gelegentlich unangenehm fühlbar machen, finden zu können.

Auch jetzt haben aufs neue die Bewunderer der Einrichtungen Englands Oberwasser bekommen. Vergessen sind für den Augenblick die daran von englischer Seite selbst gemachten Aussetzungen, vergessen die in anderen Ländern mit solcher Nachahmung gemachten Erfahrungen! Eine Umgestaltung der preußischen Volksvertretung ist von der Regierung in bestimmte Aussicht gestellt worden, und ein Umsturz der verfassungsmäßigen Einrichtungen des Reichs wird von der heutigen Mehrheit mit allem Nachdruck angestrebt. Die Wortführer der öffentlichen Meinung geben der Hoffnung Ausdruck, daß auf diese Weise mehr als bisher die geeignetsten Männer in dieser großen und schweren Zeit den Zwecken des Vaterlandes dienstbar gemacht und zum notwendigen Einfluß gelangen werden können. — Welcher Deutsche möchte es nicht freudig begrüßen, wenn dieses Ziel möglichst bald und möglichst gründlich zu erreichen wäre? Setzt doch das ganze Volk täglich sein Gut und Blut ein und scheut vor keinem noch so empfindlichen Opfer zurück, um sich der heimtückischsten, grausamen Feinde, die immer weniger aus ihren Vernichtungsplänen ein Hehl machen, zu erwehren. Gewiß scheut darum auch kein Deutscher vor Opfern auf anderen Gebieten zurück und wird sich mit der Umgestaltung alter, selbst liebgewordener Einrichtungen ohne weiteres abfinden, wenn das Wohl des Vaterlands es erfordert. Wenn die parlamentarische Regierungsform heut sicherer als in früheren Zeiten das Emporkommen der geeignetsten Männer, das jeweilige richtige Ergreifen der richtigen Maßnahmen verbürgte, würde daher gewiß kein Vaterlandsfreund sich gegen ihre Einführung sträuben. Aber der Beweis, daß dieser Zweck auf diese Weise sicher zu erreichen ist, läßt sich leider heut ebensowenig führen, wie es vor fünfzig Jahren der Fall war. Die parlamentarischen Einrichtungen haben weder in der besonderen Form, in der sie in England bestehen, noch in ihrer Nachahmung und Umgestaltung in anderen Ländern sich als Allheilmittel gegen Übelstände im öffentlichen Leben erwiesen. Nicht die Formen, sondern der Geist der Regierungseinrichtungen und die Männer, die in den verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Zeiten maßgebenden Einfluß zu gewinnen vermocht, haben schließlich überall den Ausschlag gegeben!

⁂

Jahrhunderte hindurch haben nicht die staatlichen Einrichtungen Englands, sondern die des römischen Reiches der Welt als Muster vorgeschwebt. Erst im 18. Jahrhundert wandten politische Denker Frankreichs, die mit den Folgen der unumschränkten Regierung der Könige Ludwig XIV.

Digitized by Google

und XV. unzufrieden waren, ihre Aufmerksamkeit der Regierungsform Englands zu. Montesquieu war es, der zuerst in seinem 1748 erschienenen großen Werke ‚De l'esprit des lois' ihre Vorzüge vor der andrer Staaten hervorhob und die Notwendigkeit der in England durchgeführten Trennung der gesetzgebenden Gewalt von den mit der Ausführung ihrer Beschlüsse betrauten Behörden darlegte. Er führte dabei die englische Staatsform auf die altgermanischen Einrichtungen zurück, die Tacitus in der ‚Germania' beschreibt. Wie bei den alten Deutschen träfen in kleinen Sachen die Fürsten die Entscheidung, in allen wichtigen aber das ganze Volk in der Art, daß nur ihre Ausführung den Fürsten überlassen werde. Noch nachdrücklicher als Montesquieu haben Rousseau und seine Gesinnungsgenossen die Nachahmung der englischen Einrichtungen als bestes Mittel, den Beschwerden abzuhelfen, empfohlen. Die Vorschläge Rousseaus in der 1762 erschienenen Schrift ‚Du Contrat social' laufen letzten Endes darauf hinaus, in Frankreich dem Volke Anteil an der Regierung zu gewähren. „Wenn es ein aus Göttern bestehendes Volk gäbe, würde es sich demokratisch regieren. Eine so vollkommene Regierung paßt aber nicht für Menschen," heißt es da an einer Stelle. Wie die Menschen nun einmal seien, passe die reine Volksregierung nur für kleine Staaten. In mittleren sei die Herrschaft einer Aristokratie, in großen die monarchische Staatsform nicht zu umgehen. Was der letzteren Eintrag tue, seien außer dem Streben der Monarchen nach Unumschränktheit statt vor allem nach der Liebe aller Untertanen die häufige Wahl bequemer Berater und die ungleichartige Begabung der zum Herrschen berufenen Persönlichkeiten. Aus diesem Grunde empfehle sich die in England hergebrachte Regierungsform, wo die höchste Gewalt in verschiedenen Händen liege. Wenn Rousseau dann gelegentlich erklärt, das englische Volk täusche sich, wenn es sich für frei halte; es sei frei, nur solange es seine Vertreter zum Parlamente wähle, nach der Wahl sei es deren Sklave, so laufen doch seine Vorschläge in der Hauptsache auf die Nachahmung des englischen Vorbilds hinaus. Und wie er haben die Wortführer aller anderen unzufriedenen Franzosen den Bruch mit den hergebrachten Einrichtungen, denen man die Mißerfolge im Innern wie nach außen zur Last legte, und den Übergang zu denen des sieg- und erfolgreichen England immer dringender gefordert. Das Bild, das man sich vom Parlamentarismus machte, war ein irriges. Aber man hat nicht geruht, bis der rat- und hilflose Ludwig XVI. sich 1791 zur Unterzeichnung der von den Generalständen ausgearbeiteten Verfassung herbeiließ, die der Ausgangspunkt der Bewegung in der Welt zur Umgestaltung der alten Staatsformen geworden ist.

✠ ✠ ✠

Es ist eine immer wieder bei uns in Vergessenheit geratene, aber feststehende Tatsache, daß Englands Verfassung auf keinem greifbaren Aktenstück beruht. In dem Sammelwerk von Dareste: ‚Les constitutions modernes' leitet der Herausgeber den Abschnitt über Großbritannien mit den Sätzen ein: „Eine Verfassung besteht in England nicht, wenn man darunter ein Grundgesetz versteht, das die Gewalten im Staat regelt und die Grundlage des öffentlichen Rechts bildet. Zu keiner Zeit haben die Engländer es für nötig erachtet, ihr politisches System in einem feierlichen Aktenstück niederzulegen." Er beschränkt sich daher darauf, die Charter Heinrichs III. von 1225, ihre Bestätigung von 1297 durch Eduard I., die Petition von Rights von 1628, die Act of declaring the rights and liberties von 1689 und die Act of settlement von 1701 als Grundlagen des englischen Parlaments abzudrucken. — Wer ein Bild der heut in England durch stillschweigende Gewohnheit und verschiedene Parlamentsbeschlüsse zur Geltung gekommenen Bestimmungen gewinnen will, wird seinen Zweck mit Durchsicht jener Urkunden nicht erreichen; das englische Unterhaus von heute hat mit dem des 17. Jahrhunderts nicht viel Ähnlichkeit. Zu derselben Zeit, wo Frankreich in der Überzeugung, englisches Vorbild nachzuahmen, alle hergebrachten Einrichtungen über den Haufen geworfen und der Bevölkerung enge Teilnahme an der ganzen Gesetzgebung gesichert hat, war das Unterhaus nur eine Vertretung gewisser Stände und Klassen. Die Grafschaften wählten für sieben Jahre 186 Abgeordnete, Boroughs (Wahlflecken; dabei Orte, von denen 34 nicht mehr bestanden und über die wenige Männer nach Gutdünken verfügten) entsandten 467, die Universitäten 5 Vertreter. 45 Abgeordnete nur entfielen auf Schottland, 24 auf Wales, 100 auf Irland. So ungleichartig war die Verteilung der Wahlkreise, daß Cornwallis so viel wie Schottland an Vertretern besaß. Zehn südliche Grafschaften wählten 237 Abgeordnete, die dreißig andern nur 252! Eine kleine Anzahl Grundbesitzer beherrschte alle Wähler: in ganz Schottland kaum 3000. Von den 658 Abgeordneten wurden 424 durchs Ministerium, 252 durch Grundherren ernannt! Bis 1832 hat es gedauert, ehe die Bevölkerung Englands eine bescheidene Änderung durchsetzte und im Parlamente einen gewissen Einfluß erzwang. Es bedurfte dazu hartnäckiger Kämpfe, die zuzeiten in einen Bürgerkrieg auszuarten drohten. Und erreicht wurde doch nur die Beseitigung des Wahlrechts der gar nicht mehr vorhandenen 60 Boroughs, Beschränkung des Wahlrechts der 46 andern auf je einen Abgeordneten und geringe Erweiterung des Kreises der Wahlberechtigten. Nach dem neuen Gesetz wählten 44 große Städte, die bisher unvertreten waren, je 2, 20 kleinere je 1 Abgeordneten. Dazu wurden 65 Vertreter mehr für die Grafschaften, 8 für

Schottland, 4 für Irland, 3 für Wales bewilligt. Das Wahlrecht erhielten fortan in den Grafschaften Besitzer von Grundstücken mit 10 £ Einkommen, Pächter von solchen mit 50 £ Ertrag, in den Flecken Mieter von Häusern, die mindestens 10 £ Einkommen hatten. Waren früher in ganz Großbritannien 435000 Männer wahlberechtigt gewesen, so waren es auch jetzt nur 656000!

Mit dieser Gesetzgebung haben sich die Briten fünfunddreißig Jahre lang abgefunden! Erst in den sechziger Jahren begann die Bevölkerung ernstliche Unzufriedenheit an den Tag zu legen und Erweiterung ihrer Rechte zu verlangen. Aber es bedurfte wieder langer Kämpfe, ehe die am Ruder befindliche Partei den Wünschen der Kreise, die jedes politischen Rechtes beraubt waren, entgegenzukommen sich entschloß. Erst nachdem in allen großen Städten Aufläufe und Ruhestörungen stattgehabt und das Ministerium Disraeli stark gefährdet hatten, entschloß dieses sich 1867 einzulenken. Wieder wurden den kleinen Boroughs Sitze genommen und an Städte und Grafschaften verteilt. Dazu erhielt in den letzteren jetzt jeder das Wahlrecht, der ein Haus bewohnte, das mindestens 12 £ Miete kostete, in den Boroughs jeder Bewohner eines steuerpflichtigen Grundstücks und in den Dörfern jeder, der mindestens 10 £ Pacht zahlte. Die Wählerzahl wuchs damit in den Grafschaften um die Hälfte, aufs Doppelte in den Flecken Englands und aufs Dreifache in denen Schottlands. Zum ersten Male erhielten durch das Gesetz die arbeitenden Klassen Englands eine Vertretung im Parlament; doch war letzteres auch da noch weit entfernt ein richtiges Bild zu geben. So wählten die Flecken, deren Bevölkerung unter 50000 Seelen zählte, für 3280000 Menschen 230 Abgeordnete, diejenigen mit größerer Bewohnerschaft für 11537000 nur 130! — Und auch mit dieser Einrichtung haben sich die Briten fast zwanzig Jahre lang abgefunden. Erst 1884 erzwang die liberale Partei Aufhebung der Unterschiede zwischen Grafschaft und Borough, d. h. die Gleichstellung der städtischen mit den ländlichen Wählern. 105 Orte mit weniger als 16000 Bewohnern verloren das Recht zur Entsendung eigner Abgeordneten, nur 37 Flecken mit weniger als 50000 Seelen behielten es. Die Grafschaften und Orte mit mehr als 165000 Bewohnern durften von da an für je 50000 Seelen einen Vertreter wählen. Das Wahlrecht erhielten außer den Hausbesitzern Mieter, die wenigstens 10 £ Miete im Jahre zahlten. Eigentümer mehrerer Häuser behielten aber für jedes eine Stimme! — Staatliche Entschädigung der Abgeordneten wurde nicht bewilligt. Auch nach diesem Gesetz blieben gegen 1800000 Männer ohne Wahlrecht! — Erst während der letzten Jahre hat die englische Regierung sich entschlossen, den Abgeordneten eine Entschädigung zu zahlen, gegen einige Mißbräuche bei den Wahlen, besonders gegen das mehrfache Stimmrecht, einzuschreiten und die Macht des noch vollständig in seiner mittelalterlichen Verfassung verbliebenen Oberhauses zu beschneiden. **Trotzdem besteht noch heute nicht in England das allgemeine Wahlrecht in der Ausdehnung wie bei den Festlandstaaten, und der Macht des Parlaments sind verhältnismäßig enge Grenzen gezogen.** Über die Einrichtungen, welche dem fremden Beschauer als wesentliche Teile des englischen Parlamentarismus erscheinen: die Zusammensetzung des Kabinetts, die Wahl des Premierministers, die Zugehörigkeit der Staatssekretäre zur jeweils herrschenden Partei bestehen noch heute keinerlei gesetzliche Bestimmungen. Die Gewohnheit gibt da noch immer den Ausschlag.

⌘ ⌘ ⌘

Nicht die wirklichen Einrichtungen Englands, die nur wenig dem Bilde entsprechen, das der Welt vorschwebt, sind es gewesen, die seit hundert Jahren die Vorliebe für das Verfassungswesen in so hohem Maße haben erstarken lassen, sondern das Vorbild des in der Mode wie in der Politik seit so langem tonangebenden Frankreich! Die französischen Aufklärer des 18. Jahrhunderts haben den englischen Parlamentarismus entdeckt. Aber in der Erregung der Revolution genügten die Einrichtungen des Inselreichs schon nicht. Die revolutionären Machthaber gingen weit darüber hinaus. Freilich erreichten sie nur, daß eines Tages Napoleon sich über ihre Einfälle hinwegsetzte und wieder als völlig unbeschränkter Herrscher schaltete. Kaum regelten sich aber die Verhältnisse, sobald Louis XVIII. durch die siegreichen Verbündeten auf den Thron gesetzt wurde, als der König es mit einer Nachahmung der englischen Staatseinrichtungen aufs neue versuchte. Wie der bekannte Geschichtsschreiber Ch. Seignobos sich ausdrückt, „ahmte man das englische Vorbild nach und verpflanzte die ganzen politischen Einrichtungen Englands nach Frankreich". In der Verfassung von 1815 war aber das Wahlrecht nur den Personen im Alter von mehr als 25 Jahren erteilt, die mindestens 300 Frcs. an direkten Steuern zahlten. Auch für die zu wählenden Abgeordneten war dasselbe Alter vorgeschrieben. Nur ein Bruchteil der Bevölkerung war danach in der Lage, bei den Wahlen mitzustimmen. Die Revolution von 1830 hatte die Folge, daß der viel angefeindete Steuermindestsatz von 300 auf 200 Frcs. herabgesetzt und die Erblichkeit der Zugehörigkeit zur ersten Kammer abgeschafft wurde. Erst die Revolution von 1848 legte Bresche in diese Einrichtung. Allgemeines Listenwahlrecht wurde eingeführt und den Abgeordneten eine tägliche Entschädigung von 25 Frcs. bewilligt. Freilich nicht für lange. Nach Napoleons III. Staatsstreich kam 1852 eine neue Verfassung zur Geltung. Das Wahlrecht wurde darin allen Franzosen, die das 21. Lebensjahr vollendet hatten,

Digitized by Google

erteilt, die Listenwahl abgeschafft und das Geheimnis der Stimmabgabe vorgeschrieben. Ferner wurde bestimmt, daß jedes Departement für je 35000 Wahlberechtigte einen Abgeordneten zu wählen habe. Um wählbar zu sein, waren das 25. Jahr und der Vollbesitz der Ehrenrechte vorgeschrieben. Kein Abgeordneter durfte als solcher gleichzeitig ein öffentliches Amt bekleiden. Weiter ausgebildet wurde die Verfassung nach dem Zusammenbruch des Kaisertums. Im Jahre 1875 wurden von den Kammern Bestimmungen getroffen, die allen Einrichtungen, welche in England nur auf Grund der Überlieferung bestehen, dauernde gesetzliche Grundlage verliehen. Aber auch in diesen Gesetzen blieb die Wählbarkeit zum Abgeordneten auf Personen beschränkt, die das 25. Jahr vollendet haben, und wurden Militärs und Beamte für nicht wählbar erklärt. Auf je 100000 Seelen darf jeder Kreis einen Abgeordneten für vier Jahre wählen. Die Bestimmungen dieser Verfassung, die im wesentlichen noch heut gelten, sind nach jeder Richtung weitgehender als die in England üblichen Einrichtungen.

Was aber ist mit allen diesen Vorschriften, mit allen diesen Maßregeln zur Sicherung des Wohls aller Volksklassen, zum Schutze der republikanischen Einrichtungen in Wahrheit erreicht worden? Die Antwort hat die Geschichte des 19. Jahrhunderts gegeben. Abgesehen von den Republiken des lateinischen Amerika hat kein Staat so viele Umwälzungen im Innern, so viele äußere Abenteuer durchzumachen gehabt wie gerade Frankreich. Es hat keinen Unterschied gemacht, ob König, Kaiser oder Präsident jeweilig an der Spitze standen. Am ärgsten sind die Verhältnisse gewesen, wenn das Parlament selbst die unbeschränkte Herrschaft übte. Edouard Boinvilliers hat dem Nachweis dieser Tatsache sogar ein ganzes Buch gewidmet: ‚A quoi servent les parlaments‘ (Paris, Calman Lévy, 1883). An der Hand von Aktenstücken legt er dar, wie wenig die Volksvertretung in den Zeiten, wo sie vor Sedan den meisten Einfluß üben konnte, d. h. in den Jahren 1815, 1830, 1848 und 1870, ihrer Aufgabe entsprochen hat. Wenn auch nur wenige Leser angesichts der späteren Entwicklung in der Welt so weit wie er gehen und am Parlamentarismus überhaupt verzweifeln dürften, wird doch niemand an den von ihm ins Feld geführten Tatsachen vorübergehen können. Man vergegenwärtige sich folgendes: Am 31. Mai 1815 beschwört Napoleon die neue Verfassung, die dem Parlamente weitgehende Rechte einräumte, um der Unzufriedenheit zu steuern. Alle 630 Abgeordnete standen auf seiner Seite und wollten von Wiederkehr der Bourbonen nichts hören. Am 6. Juni beschlossen sie, dem Kaiser den Treueid zu leisten, am 15. aber stritten sie bereits darüber, ob ein Bericht über die Lage des Landes an den Kaiser oder nicht viel eher an die Kammer zu richten sei! Als dann am 20. Juni die Gerüchte von der Niederlage des französischen Heeres bei Belle-Alliance auftauchten, war von Beachtung des kaum geschworenen Eides keine Rede mehr. Die Kammer nahm die Regierung selbst in die Hand und verpflichtete Minister und Generäle, ihr allein Gehorsam zu leisten. Alle diese von Napoleon ausgewählten Männer fügten sich dem Übergriff. Napoleon wagte nicht, von seinem Recht Gebrauch zu machen und aufzulösen. Das Parlament aber hörte ohne Widerspruch am 22. Juni folgenden Antrag des Abgeordneten Trochon: „Die französische Nation verzichtet für immer auf jede Eroberung und auf jeden Krieg, der Angriffszwecken dient oder dem Ehrgeiz schmeicheln soll. Sie wird nie mehr zu den Waffen greifen, außer um das eigene Land oder einen ungerecht angefallenen Bundesgenossen zu verteidigen.“ Am selben Tage wurde Napoleons Verzicht auf den Thron zugunsten seines Sohnes mit Beifallsbezeugungen begrüßt. Am 23. Juni wurde Napoleon II. von der Kammer als Kaiser anerkannt, wenige Tage später aber huldigte sie Louis XVIII. Für noch jämmerlicher erklärt Boinvilliers das Verhalten der Kammern von 1830 und 1848. Er erblickt darin den Beweis für die Unbrauchbarkeit jeder rein parlamentarischen Regierung. Und dieselben Vorwürfe erhebt er gegen die Kammer, die 1870 die Geschäfte führte. Mit lautem Beifall hat sie die Erklärung des auswärtigen Ministers am 6. Juli entgegengenommen, daß Frankreich nicht dulden dürfe, daß eine fremde Macht, indem sie einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setzt, zu Frankreichs Ungunsten das Gleichgewicht der Kräfte in Europa verschiebe und die Interessen und die Ehre Frankreichs in Gefahr bringe! Boinvilliers betont ausdrücklich, daß die Kammer, obwohl sie vom 5. bis 20. Juli Zeit zum Nachdenken hatte, den Kriegsentschluß mit seltenem Enthusiasmus gefaßt hat. „Nicht ein Zeitgenosse, der diesen denkwürdigen Sitzungen beigewohnt hat, wird zweifelhaft sein, daß ein auch nur zweifelhafter Beschluß oder eine nicht sichere Mehrheit zu einem Sturz des Kabinetts und der Wahl friedliebender Minister geführt hätte!“ „Ohne die Einstimmigkeit der Kammer wäre der Krieg nicht beschlossen worden. Nach dem Wortlaut der Verfassung konnte der Kaiser gegen den Beschluß nichts tun.“ Abgesehen von seiner Kurzsichtigkeit greift Boinvilliers den Parlamentarismus auch an wegen der Mißbräuche, die damit verknüpft sind. Ist das Wahlrecht beschränkt, so führt das zu Versuchen, die Wähler zu beeinflussen, zu bestechen. Diese Möglichkeit fällt weg, wenn das Stimmrecht allen verliehen wird. Guizot meinte ja, kein Kandidat sei reich genug, um zehntausend Wähler zu bestechen, und es sei unmöglich, so große Bestechungen unbeobachtet auszuführen. Dem gegenüber aber sei nicht zu vergessen, daß

Digitized by Google

die Erteilung des Wahlrechts an alle Vermögenslosen wie ein ‚unvergleichliches Zerstörungsmittel' wirken müsse. „Die Vermögenslosen sind der lebhafteste, unruhigste, ehrgeizigste und heftigste Bestandteil menschlicher Gesellschaft. Der Abstand zwischen Besitz und Wissen verursacht Übelwollen gegen die Gesellschaft und gewährt nicht die Hoffnung, daß von dieser Seite etwas Nützliches zu ihrer Verteidigung geschieht." Es ist nicht zu verwundern, wenn Boinvilliers zum Schlusse kommt: „Die Urkunden ergeben, daß diese aus durchaus staatserhaltenden Bürgern zusammengesetzten Parlamente sich jederzeit als unermüdliche Umstürzler erwiesen haben, und daß das Volk der ewig im Aufstand gegen die bestehenden Gewalten befindlichen Bourgeoisie nur langsam und zögernd gefolgt ist." „Die Mittelklasse hat sich nie und nirgends zur Leitung eines Staats befähigt erwiesen. Sie muß ihr tägliches Brot erwerben und ihre Angehörigen haben während des größten Teils ihres Lebens dringendere Sorgen als die Kenntnis der politischen Persönlichkeiten und Verhältnisse. Es fehlt ihr jedes Verständnis für die Zusammenhänge. Daher herrscht sie auch, wenn sie ans Ruder kommt, nur zum Vorteil einer Bevölkerungsklasse."

⌘ ⌘ ⌘

Trotz aller dieser Tatsachen hat der Parlamentarismus die Welt erobert. Selbst die zurückgebliebensten Völker erfreuen sich heut des Besitzes von Parlamenten. Indessen ist das Maß der Rechte, das in den verschiedenen Staaten den Wählern eingeräumt ist, die Art der Wahl und dergleichen ziemlich verschieden. Viel nachgeahmt worden ist die belgische Verfassung von 1831, welche erst 1893 wesentliche Veränderungen erfahren hat. In ihr wurde ursprünglich das Wahlrecht nur über 25 Jahre alten, seit mindestens 1 Jahr an einem Ort wohnenden, im Besitz aller Rechte befindlichen Belgiern, die gewisse direkte Steuern zahlen, zugestanden. Je nach Höhe der Steuern, Grundbesitz, Rentenbesitz, Bildungsgrad und dergleichen waren den Wählern zwei oder drei Stimmen gewährt. Erst 1893 wurden Besitzlose wahlberechtigt. Nach Herabsetzung des Zensus belief sich 1848 die Zahl der wahlberechtigten Belgier auf 1 0000. Nach der Verfassungsänderung von 189 stieg sie erst auf 1200000.

In den Niederlanden hatte die Verfassung von 1815 das Recht der Wählbarkeit an das vollendete dreißigste Lebensjahr und das Wahlrecht an die Zahlung direkter Steuern geknüpft. Im Laufe der Zeiten erfuhr sie aber hier 1848 und 1887 durchgreifende Abänderungen. Fast alle Holländer besitzen danach das direkte und geheime Wahlrecht. Kein Abgeordneter darf aber in der Zweiten Kammer seinen Platz einnehmen, der nicht das dreißigste Lebensjahr vollendet hat. Die Sitze in der Ersten Kammer sind den höchstbesteuerten Bürgern und hohen Beamten in und außer Dienst vorbehalten.

Die in Italien 1848 zur Einführung gelangte Verfassung gab das Wahlrecht nur unbescholtenen Italienern, die das fünfundzwanzigste Lebensjahr vollendet hatten und mindestens 40 Lire im Jahr an direkten Steuern zahlten, wenn sie nicht Mitglied einer höheren öffentlichen Körperschaft, Beamte, Gelehrte und dergleichen waren. Wählbar waren nur Männer nach Vollendung des dreißigsten Lebensjahres. Nach den jetzt in Italien geltenden Bestimmungen ist für Wahlberechtigte das Alter von 21 Jahren, Kenntnis des Lesens und Schreibens, Zahlung einer direkten Steuer von wenigstens 19 Lire 80 Cts. oder eines Pachtgeldes von 500 Lire oder einer bestimmten Bildung vorgeschrieben. Wählbar sind nur mindestens dreißig Jahr alte italienische Staatsangehörige.

Auch die spanische Verfassung von 1845 zog der Wählbarkeit gewisse Grenzen. Sie beschränkte sie auf Männer, die das 25. Jahr zurückgelegt und direkte Steuern zahlten oder ein bestimmtes Vermögen besaßen. Die Wahl selbst mußte in Listen erfolgen. Nach der jetzt in Kraft befindlichen Verfassung von 1875 sind nur Spanier von über 25 Jahren wählbar, die seit zwei Jahren am Ort wohnen und keinerlei Staatsstellung bekleiden. Bis 1887 war außerdem das Wahlrecht Spaniern vorbehalten, die wenigstens 25 Pes. Grundsteuer zahlten. Diese Vorschrift ist jetzt abgeschafft, dafür bestehen aber seit 1907 andere Beschränkungen.

Kaum einer der wichtigeren westeuropäischen Staaten hat somit der Bevölkerung so weitgehende Rechte zugestanden, wie sie der Bürger im Deutschen Reich betreffs der Wahlen zum Reichstag besitzt!

Und auch die Vereinigten Staaten, die daran gewöhnt sind, mit Verachtung auf die nach ihrer Meinung in freiheitlicher Entwicklung zurückgebliebenen europäischen Festlandstaaten herabzublicken, sind weit entfernt, ihren Bürgern für die Wahlen zum Kongreß so weitgehende Rechte eingeräumt zu haben. In verschiedenen Staaten der Union dürfen nur Bürger wählen, die einen bestimmten Betrag an direkten Steuern zahlen. In anderen wird das Wahlrecht davon abhängig gemacht, daß der Mann lesen und schreiben, in manchen davon, daß er wenigstens lesen kann. Niemand ist vor vollendetem 21. Lebensjahr wahlberechtigt. Gewählt werden dürfen nur Leute, die in dem Staate, wo sie aufgestellt sind, wohnen, seit mindestens 7 Jahren Bürger der Vereinigten Staaten sind und das 25. Lebensjahr vollendet haben. Um Senator zu werden, muß ein Amerikaner wenigstens 30 Jahre alt und seit 9 Jahren Bürger der Union sein. Die in ihren Hauptpunkten noch dem 1787er Gesetz entsprechende Verfassung weist von den westeuropäischen Staatsgesetzen wesentliche Verschiedenheiten auf. Nichtsdestoweniger hat sie gerade die Ausbreitung des Parlamentarismus wesentlich gefördert.

Digitized by Google

Indessen ist die Tatsache nicht aus der Welt zu schaffen, daß in den Vereinigten Staaten Zustände eingerissen sind, wie sie nur ganz ausnahmsweise in Europa sich gezeigt haben. Keine geringeren als die Präsidenten Roosevelt und Wilson haben öffentlich einen großen Teil der Wähler als unerlaubten Einflüssen zugänglich und nicht allein Abgeordnete, sondern auch Beamte der Bestechlichkeit schuldig erklärt! Ein in Hunderttausenden von Abzügen verkauftes Buch wie Roosevelts American Ideals schwillt über von Klagen über Bestechlichkeit amerikanischer Kongreßmitglieder und Angehöriger der gesetzgebenden Körperschaften der Einzelstaaten. Wilsons meistverbreitetes Congressional Government ist wie seine anderen Schriften voll von Beschwerden über die Unzuverlässigkeit amerikanischer Politiker und den ungesetzlichen Einfluß geheimer Verbindungen. Ebenso ungünstig wie diese beiden Männer, die ihr Urteil an der ersten Quelle gebildet haben, hat der englische Staatsmann Bryce, der ebenfalls die Vereinigten Staaten aufs genaueste kennen gelernt, die dortigen Verhältnisse geschildert. In seinem großen Werk über die Vereinigten Staaten hat er ihre Regierung geradezu vernichtend beurteilt. Verglichen mit ihm, haben deutsche Sachkenner, wie z. B. E. Schlief, der die Union nicht allein aus der Literatur, sondern auch durch eigenen Augenschein kennt (Verfassung der nordamerikanischen Union, Leipzig 1880), die Zustände der Vereinigten Staaten mit milden Augen angesehen. Aber auch Schlief macht das allgemeine Wahlrecht dafür verantwortlich, wenn in Amerika „Leute in das Repräsentantenhaus gelangen, welche die Politik wie ein Gewerbe betreiben und aus ihr möglichst großen Vorteil zu ziehen suchen". Nach seinen Beobachtungen sind Cliquenwesen und Nepotismus kaum irgendwo sonst so stark ausgebildet wie gerade in Amerika. „Jede Partei sucht die andere dadurch zu verdächtigen, daß sie dieselbe als despotisch, deren Erfolg als eine Gefahr für die Freiheit des Volks hinstellt." „Gerade die Heimlichkeit der Abstimmung bietet ... Gelegenheit, die freie Entschließung des Wählenden auf das denkbar geringste Maß herabzudrücken, wie sie ihn anderseits der Bedenken überhebt, welche er sonst vielleicht nehmen würde, für einen Mann einzutreten, den er, wie jeder weiß, nicht kennt oder doch nicht für geeignet erachtet, im Kapitol zu sitzen." „Es ist ... ganz selbstverständlich, daß, was ... durch die Vertreter des Volks geschaffen wird, in den allerseltensten Fällen die Billigung des letzteren findet. Wenn man die amerikanischen Zeitungen zur Hand nimmt, so wissen diese nicht genug des Tadels und der Entrüstung über das Gebaren der Repräsentanten an den Tag zu legen, und auch die große Masse selbst spricht beinahe mit Verachtung von den ‚Politikern'. In Amerika ist man dahin gekommen, jeden, welcher sich mit Politik befaßt, in einer für ihn nicht sonderlich schmeichelhaften Weise für anrüchig zu erachten." ... „In der Tat ... das Volk wählt, aber es regiert nicht. Freilich ist es mehr als fraglich, ob, wenn es regierte, es Besseres zutage bringen würde."

Schlief ist in seinen Studien zu dem Schlusse gelangt, daß im Grunde genommen jedes Volk im großen und ganzen sich in politischen Dingen von wenigen leiten läßt, die, „sei es durch die Gewalt ihrer Rede, sei es durch die Schärfe ihres Verstandes, sei es die Macht ihres Einflusses, das Denken und Wollen der übrigen bestimmen; und diese Männer sind es dann wieder, aus denen sich größtenteils und naturgemäß die aus allgemeinen Wahlen hervorgehenden Parlamente zusammensetzen. Daher kommt es für die Entwicklung eines Staatswesens nicht sowohl darauf an, wem das aktive Wahlrecht verfassungsmäßig verliehen ist, als auf den mehr tatsächlichen Umstand, was für Männer sich innerhalb eines Volkes finden, welche fähig und gewillt sind, die politischen Geschicke desselben zu leiten ... Das allgemeine Wahlrecht, wie es heutzutage überall verstanden und durchgeführt wird, hätte sonst die Parlamente mit Personen übervölkert, die auch das bestgeordnete Gemeinwesen mit Absicht oder aus Überspanntheit zugrunde gerichtet haben würden." ... „Ist es unter solchen Umständen ... nicht geboten, den Prozeß der Wahl so anzusehen, als ob die Wählenden durch denselben nicht ihre eigene Ansicht bezüglich politischer Fragen zur Geltung bringen, sondern lediglich Männer bezeichnen sollen, in welche sie ... das Vertrauen setzen, daß dieselben ihrerseits die Entwicklung des Gemeinwesens in richtige Bahnen werden zu lenken verstehen? Glaubt man dies annehmen zu müssen, so erscheint der Prozeß der Wahl ausschließlich als ein Mittel, regierungsfähige Persönlichkeiten ausfindig zu machen."

Wenn diese Ansicht Beifall findet, würde die Folge die Forderung sein, daß die Staaten von Persönlichkeiten, die zu Mitgliedern der gesetzgebenden Körperschaften gewählt werden, Bürgschaften betreffs ihrer Erfahrung, Weltkunde, ihrer Bildung und ihres Besitzes verlangen müssen. Wenn für den niedrigsten Beamtenposten Vorkenntnisse und bestimmte Charaktereigenschaften nötig sind, dürfte das doch noch in erhöhtem Maße erforderlich sein, wenn es sich um eine im höchsten Sinne einflußreiche und wichtige Stelle in der Regierung eines Staates handelt!

Digitized by Google

Der Weg in der Christnacht

Von Joh. Karl Weyland

Am 24. Dezember 1914 ging die Ansiedlersfrau Anna Riedel mit einem Tragkorb auf dem Rücken bei Przysistowo über die Grenze. Das Wetter war unsichtig und neblig, auf der Pappel, die dort dicht vor dem Bahnhof zur Rechten des Stationshauses steht, saßen hungrige Krähen und schrien, und wie die Riedeln näher kam, flogen sie mit Brausen und Flügelschlagen wie eine schwarze Wolke auf, und die Riedeln sagte später, ihr wäre gleich so gewesen, als ob das alte Aaszeug, wie sie die Krähen nannte, Unglück bedeute. Weil sie aber eine beherzte Person war, wovon ihr Heinrich ein Lied zu singen wußte, denn sie steckte ihn zehnmal in und aus dem Sack, ehe er noch recht zur Besinnung kam, so ließ sie sich durch so dumme Gedanken nicht anfechten und ging ganz getrost bei dem steil aufgerichteten Schlagbaum vorbei ins Russische hinein. Das konnte sie auch ruhig, denn was früher Rußland war, das war nun Deutschland oder höchstens Polen, und nicht der Russe war über die Grenze gegangen, wie oben bei den unglücklichen Ostpreußen, sondern der Deutsche; und so weit die Donschen Kosaken auf ihren kleinen Gäulen auch vorgeschwärmt waren, und obgleich hinter der Grenze an den Endstationen die Züge Tag und Nacht unter Dampf lagen und alt und jung mit schnell zusammengeraffter Habe auf den Augenblick wartete, wo die Glocken anschlagen und das Feuerhorn blasen würden, daß der Draht von Przysistewo den Feind melde, und die Festungen im Kranz der eisernen Verhaue sich grimmig wiegten, wie eine Rose im Dorn wartet, daß eine unbedachte Hand sie zu pflücken nahe, so war doch Posener Boden rein geblieben von russischen Greueln. Das Leben ging ruhig und voll Zuversicht seinen alten Weg im uralten Kreislauf der von Gott unter den Friedensbogen gesetzten Ordnung des heiligen Jahrs; denn wo die Männer fehlten, da nahmen die Weiber das Heft in die Hand, und es zeigte sich nun, daß am besten die daran waren, die es früher weniger gut hatten, indem die, die einen Faulenzer, Säufer, Herumtreiber und Schwätzer am Hals hatten und selbst vor dem Riß stehen mußten, nun froh waren, ihr tägliches Kreuz für eine Weile wohl aufgehoben zu wissen; — ja, es gab Häuser, die rafften sich zusehens auf in wenig Monaten, dieweil ihr Versorger und Erhalter ihnen entrückt war. Trotzdem aber konnte man die Weiber je und dann verstohlen, die Hände in die Schürze gewickelt, am Hofzaun lauern sehn, wenn der Postbote Sikorski, der von 70 her eine Kugel im Leibe hatte, mit seinen langen Beinen die Landstraße von Uscikowo heruntergestaakt kam. Einer war schon gefallen; aber Unkraut vergeht nicht, denn die Braven trifft es, und so war es denn auch der Älteste von der Siedloreck, die unten im drittletzten Haus, wo der kleine Weg zur Gonsawka abbiegt, beim Häusler Ferencz als Einliegerin wohnte. Über eine Witwe geht alles hin.

Daran dachte die Riedeln, als sie die kröpeligen Weiden entlang, die verhuzelt wie zusammengeschrumpfte alte Weiber zur Seite des Wegs standen, nach Marcinowo zu stapfte. Sie holte ein Stück Blutwurstbrot aus der Tasche und biß kräftig hinein; am elften hatten sie geschlachtet. Eigentlich wollten sie erst nach Neujahr, aber dann war der Brief gekommen, und da hatte sie sich gesagt, daß etwas geschehen müßte. „Ich bin schlimmer dran als 'ne Witfrau,“ hatte sie oft ihren Heinrich angeschrien, wenn er wieder einmal am hellichten Tag döste und nicht von Hüll oder Tüll wußte. Denn er war ein bißchen wunderlich und in sich gekehrt, und in Ducnagora nannten sie ihn den „sanften Heinrich“. Dem Anwesen schadete seine Sanftmut nicht, denn seine Anna gehörte zu den Weibern, die in der Wut am besten arbeiten; selbst hellen Verstandes und flinken Zufassens, kam sie aus der Wut über den schläfrigen Mann Tag und Nacht nicht heraus und hätte sich manchmal auseinanderreißen mögen vor Verdruß, wenn er sich gar so ‚dwatsch‘ hatte. Seine unbeholfene, langsame, versonnene Art kam ihr „knechtisch“ vor, und das konnte ja auch nicht anders sein, wenn einer von Leuten kam, die nichts Eigenes hatten. Denn sie saß breit und fest auf ihrem Väterlichen, und Heinrich hatte nur hineingeheiratet und war der Kutschersohn vom alten Herrn Hauptmann in Birkenfelde gewesen. Daß er so schön auf der Harmonika spielen konnte, das hatte sie toll gemacht. Denn Tollheit war es gewesen, nichts als Tollheit. Das hatte sie ihm wohl hundertmal ins Gesicht geschrien und in den pathetischen Redewendungen, die

Digitized by Google

verwunderlicherweise oft gerade Bauernfrauen an sich haben und die vielleicht ein Ventil für mancherlei geschlechterlang Verschwiegenes ist, Gott und alle Heiligen zu Zeugen für ihre übergroße Narrheit angerufen. „Denn hab' ich wohl 'n Mann? 'n Drähnbaas hab' ich." Hierbei war am ärgerlichsten, daß Heinrich seine Ruhe auch dann nicht verließ: „Der Mensch hat keine Galle!" sagte sie oft, halb in Verachtung und halb vielleicht in uneingestandener Bewunderung. Denn eingestanden hätte sie sich das nie. Sie hatte das Gefühl, er dürfte sich das nicht gefallen lassen; es hätte ihr wohlgetan, wenn er ihr wie irgendein anderer für ihr böses Maulwerk ordentlich das Fell vergerbt hätte, aber er war nun einmal zu gut dazu. — Vielleicht sich zu gut dazu. Denn obwohl nur ein Kutschersohn, war er innerlich von besserer und feinerer Art, und vielleicht fühlte er, daß er für die robuste Frau nicht der Richtige war. Nicht innerlich und nicht äußerlich, denn sie hatten keine Kinder, und oft geschah es, daß die Riedeln die Augen in die Höhe schlug und sagte, sie danke Gott dafür, denn wenn sie wären wie Riedel, so könne sie sich wohl mit ihnen den Schlag an den Hals ärgern. Und der Mann hörte sich das alles so an. Er war ein stiller, in sich gekehrter Mensch, er hatte Lehrer werden wollen. Weil aber der alte Kantor Neubarth ihm davon geraten hatte, da er nicht genug ‚Lernverstand' habe, was denn wohl auch wahr war, so war er den gewöhnlichen Weg seiner Art Leute gegangen und Knecht geworden, und das große Glück mit der Heirat war ihm im Schlaf in den Schoß gefallen wie ein Apfel. Es zeigte sich zwar bald, daß dieser Apfel einen gehörigen Wurmstich hatte, was nämlich das lebendige Temperament der Riedeln anbetraf, aber obwohl seine Lage recht gedrückt war, war der Mann an sich nicht unglücklich zu nennen. In seinem Gemüt lag viel Duldsamkeit und zugleich ein stilles Wissen um Wert und Unwert der Dinge, die er mehr mit dem Gefühl als mit dem Verstand begriff. So fühlte er recht wohl die Tragik des Verhältnisses zwischen Schein und Sein, und wenn er sich in Stunden der Bitterkeit auch sagte, daß seiner Frau mit irgendeinem lauten, prahlerischen und rohen Kerl, der ihrem geringen Urteilsvermögen imponiert hätte, besser gedient gewesen sei als mit ihm, so fühlte sein klares Gemüt doch auch wieder durch, daß nur die Enttäuschung der Frau, die am Mann bewundern will, an der seinen fraß.

Als nun der Krieg so jählings und unerwartet, ausbrach, hatte die Frau in der Plötzlichkeit der Ereignisse zuerst noch gar nicht den rechten Begriff von dem, was da an sie herantrat; als sie es allmählich erfaßte, ließ sie nach ihrer Art ihren Schreck und Zorn und auch Schmerz, daß eine unsichtbare und furchtbare Hand da unverhofft den Mann von ihrer Seite nahm und wie ein Gestältlein aus der Arche Noah an einen anderen Platz stellte, wo dunkle und schreckliche Dinge auf ihn warteten, an eben diesem Mann, als dem zunächst erreichbaren und in gewissem Sinne auch schuldigen Wesen aus. Mit ihrem von Zorn und Leidenschaft geschärften Verstand sagte sie sich, wie es eine Wahrheit sei, daß in einem Kriege zuerst die Guten fallen, wenn sie nicht ein Wunder behüte, und da sie sich gegen den Schmerz mit einer ursprünglichen Wildheit wehrte, so kam es, daß sich die Bitterkeit, in der sie den Mann mit der ganzen Kraft ihres naiven Einbildungsvermögens schon tot sah — wobei wahrscheinlich das Fühlen im Gewissen, wie übel sie ihm getan, viel nachhalf — in wunderlicher Verkehrung abermals gegen ihn wandte; als wenn er, der an seinem voraussichtlichen Tod nach aller Wahrscheinlichkeit selbst schuld sein würde, indem jede Art von Drückebergerei ihm wohl fernliegen würde, wenigstens vorher seinen Teil für den Schmerz, den er ihr zuzufügen zweifellos im Begriff stand, büßen solle; wobei es dann merkwürdig war, daß sie, die ihm doch sonst alle männlichen Eigenschaften abzustreiten pflegte, ihm nun auf einmal mit aller Sicherheit des schmerzgeschärften Instinkts das höchste Mannestum ohne weiteres wie etwas Selbstverständliches zutraute. —

Nachdem er nun weg war, wobei sie reichliche Tränen vergoß, war alles Tun und Trachten zunächst auf das Hereinbringen der Ernte und auf die Sorge vor dem Russeneinfall gewandt, und als diese Not behoben und auch die erste würgende Angst um den Mann durch beruhigende Briefe gehemmt war, kehrte im Gemüt der Frau die alte Ordnung oder Unordnung zurück, und sie erwog wieder voll Zorn, wie schlecht es bestellt sei, daß sie sich hier abracken und placken müsse, indes er wie ein Vogel frei und, wie es schien, sorglos im Walde schweife und bei solchem Luderleben auch noch das Gute, was er ja immerhin besessen hatte, bald verlieren müsse. Hierzu gesellten sich, durch Bemerkungen anderer Ehefrauen gestachelt, noch Regungen eifersüchtiger Art, indem sie bedachte, wie seine stillen, braunen Augen es ihr zuerst angetan hätten, und wie die Polackinnen im Russischen, wie sie sie hochfahrend nannte, das auch finden könnten. Sie war also im besten Begriff, ihr Herz mit seinem alten Panzer von Bosheit und Eigensucht trefflich gegen jede bessere Erkenntnis zu umgürten, als die Nachricht vom Tode eben jenes Siedloreck, dem Sohn der Einliegerin, das Dorf verstörte. Es war das erste Opfer, das der würgende Krieg von der einfachen Gemeinschaft forderte, und auch das blödeste Auge sah hinter diesem ersten die lange Reihe der andern, die mit geschlossenen Augen und blutigen Malen an Haupt und Brust auf den breiten Feldern von Russisch-Polen liegen würden. Denn es war gerade um diese Zeit, daß es allen klar ward, daß der Krieg mit nichten, wie jeder gehofft hatte, ein schnelles und

Der Leierkastenmann kommt. Gemälde von Fritz von Uhde

(In der Kunsthalle zu Hamburg. — Einzelkunstblätter im Verlag der Photographischen Union in München)

Google

glückhaftes Ende nehmen und die Ausgezogenen auf Weihnachten vergnügt um die Schlachtschüssel herumsitzen würden, sondern daß trotz der Masurenschlacht und Hindenburgs starker Hand wohl Jahr und Tag vergehen werde, bevor es hieß, Kranzlaub zu schneiden, Kuchenbleche zu rüsten, und die gestriegelten Pferde vor das Wäglein zu spannen, die Sieger einzuholen. Und wenn die alten Leute am Wirtstisch nach der Kirche sich auch das Märchen erzählten, wie der Zar zwölf Sack Hafer an den Kaiser geschickt und dazu habe sagen lassen: „Zähle die Körner, soviel wie Körner sind, habe ich Soldaten," und wie der Kaiser hätte zurücksagen lassen: „Ich habe einen Schimmel im Stall, der heißt Hindenburg, der wird sie schon fressen. Schicke mehr," so wußte hier an der Grenze doch jeder, daß noch viele Dutzend Sack von diesem Futterkorn auf des heiligen Rußlands Fluren wuchsen und was der gute Schimmel in des Kaisers Stall zu tun haben würde, sie mit seinen eisernen Zähnen zu zermalmen.

Da geschah es an einem Novembertage, es war am Montag nach Totenfest, und die Riedeln wollte gerade die letzten Gänse schlachten lassen und hielt selbst in der unbewußten Grausamkeit, die Frauen oft eigen ist, ein starkes und flügelschlagendes Tier zwischen den Knien, daß ein fahler Schein von dem in Schneeluft stehenden Himmel in den dunklen Stall fiel und der Postbote einen Feldpostbrief von fremder Hand in den blutigen Schein der Petroleumlaterne hielt. Die Riedeln kreischte auf und die Weiber mit, die Gans flog schreiend hoch, und das Sausen ihrer kräftigen Schwingen knatterte in das gellende Geschnatter der andern; das Weib lehnte draußen an der Stalltür, die sie instinktmäßig mit dem Rücken zudrückte, und holte mühsam Luft; aber was sie las, mußte ihr bald wieder Luft machen, denn Riedels Unteroffizier schrieb, ihr Mann hätte einen Streifschuß an der Rechten und könne nicht schreiben, sei aber im Feldlazarett ordentlich verbunden und sonst wohlauf, und wolle nicht, daß sie sich ängstige. Dazu könne er ihr mitteilen, daß Riedel ein feindliches Maschinengewehr zum Schweigen gebracht und für diese „von Mut und Entschlossenheit zeugende Handlung" das Eiserne Kreuz bekommen habe. — Sie stand und sah mit einem etwas einfältigen Gesicht auf das Blatt, und dann stieg es aus allen Gründen ihrer derben und lebensvollen Natur auf wie eine Flut; sie drückte die festen Hände ineinander, um nicht aufzuschreien vor Glück und Stolz, denn dieser Augenblick schlichtete den großen Widerspruch ihres Lebens, saß als sie losſprechender Richter über der Tat ihrer unberatenen Jugend, gerade diesen verdienst- und habelosen Menschen gewählt und zu sich erhoben zu haben. Mit der nächsten Viertelstunde indessen, je beruhigter ihre losgesprochene Liebe vor dem Verdikt der Wirklichkeit den Ehrenplatz, der ihr von je hätte zukommen müssen, wieder einzunehmen sich anschickte, desto schneller und höher stieg die Angst in ihr auf, sie werde ihrer Strafe nicht entgehen. Denn nun erschien sie sich wie eine Verräterin an ihrem besten Gut, und wie ein törichtes Weib, das ein anvertrautes Kleinod lange verunehrt, bis der wahre Besitzer kommt, ihr den vollen Glanz aufleuchten läßt und dann fortnimmt, was sie recht zu halten nicht verstanden hat. Sie kam so in ein tägliches und stündliches Feilschen mit Gott, ihn ihr wiederzugeben, zum wenigsten für ein paar Tage.

Diese Angst wurde drohender und furchtbarer, als wenige Zeit danach der Mann einer Häuslerin, die auch einen kleinen Schnapsausschank hielt, namens Gregor Sikorski, unverwundet auf Urlaub heimkam und erzählte, er habe gleich oder auf Weihnachten Urlaub erhalten sollen, habe aber jetzt zugegriffen, da in solchen Zeiten ja keiner wissen könne, ob er Weihnachten noch lebe. Dieser Sikorski war mit dabei gewesen, als die Geschichte mit dem Maschinengewehr sich begab, und erzählte, wie es wäre, wenn die Sturmangriffe der Russen in unabsehbarem Grau, jeder Mann gebückt und das Gewehr mit beiden Fäusten um die Mitte gepackt und quer vor sich haltend und unaufhörlich: Hurre, hurre! schreiend, herangeflutet käme, bis die deutschen Salven die ersten Reihen umlegten und über sie weg die neuen Massen vordrängen — daß alle schauderten und sich bekreuzigten und die heilige Gottesmutter um Beistand für die Tapfern draußen stoßgebetweis anflehten, denn wahrlich schien es, als wenn des Zaren Volk unerschöpflich sei, wie das Korn seiner Felder.

Unter solchen Gedanken geschah es, daß die Riedeln die Augen aufhob — denn solange war sie die unebene, mit gefrorenen Wasserlachen dichtbestandene Landstraße, in der noch allerlei schwere Fahrgleise standen, wie tiefe Falten in einem erstarrten Antlitz, ohne groß des Weges zu achten, vorwärts gegangen und es war ihr auch keine menschliche Seele begegnet — und das russische Dorf Marcinkowo dicht vor sich sah. Der Ort lag friedlich und ruhig da wie sonst, und dennoch schien ihr irgend etwas verändert. Dies lag nicht daran, daß kein Rauch aus Kaminen und Dachritzen, wie sonst wohl, aufstieg, und auch nicht an der unheimlichen Stummheit, in der das Dorf, das sonst den Herannahenden mit all den traulichen Stimmen ländlichen Lebens in Hundeblaff, Geflügelgeschrei und Brüllen des Stallviehs empfangen hatte, nun wie ausgestorben dalag. Indem hatte sie die kleine Anhöhe, die, mit einer kleinen Schar frierender, dürftiger Birken bestanden, die sich in ihren papiernen Hemdlein raschelnd und bebend aneinanderdrängten, zwischen ihr und dem Ort lag, überwunden und stand nun da, verstört und erblaßt, indes sie begriff, was das Antlitz des Ortes so traurig verändert habe.

Noch standen die Häuser, angstvoll und

Digitized by Google

mühsam sich haltend, wie ein Trupp Verwundeter, die aneinandergelehnt, dem Beschauer entgegenwanken, klaffend aus fensterlosen Augen, die Giebel aufgerissen von grauenvollen Wunden. Das Sparrengerüst der Rohrdächer lag nackt wie Skelette modernder Tiere, in noch traulich geweißten Lehmmauern tiefe, schwarze Höhlen — als vor sechs Jahren das große Eisenbahnunglück bei Myslowitz gewesen und die Lokomotive in die Gebäude gefahren war, standen die Mauern nicht entsetzlicher zerrissen. Dem Heiland am Wegkreuz hatte ein Geschoß den linken Arm weggeschlagen, verstümmelt hing das blutende Bild, und durch das Haupt der St. Magdalene ging ein brandiger Riß, daß ihr Schmerz fast weniger um des Heilands Leid als um ihr eigenes Elend zu gehen schien. Indes die Riedeln vor dem Gegraus stillstand und sich angstvoll bekreuzte, war ihr, als sei die Gipserne da unter dem Kreuz das Bild des Dorfes, das in seiner Not die Arme in stummem Jammer aufrecke zum Kreuz. Denn Stimme zu Gott zu rufen hatte der Ort nicht mehr; noch stand zwar der gelbe Turm mit der Uhr, Zisterzienser hatten ihn gebaut, und der Zeiger wies anklagend auf die neunte Stunde, aber Treffer neben Treffer saß in der Mauer, und nach Norden zu war sie zerfetzt wie ein tönerner Scherben; glockenlos staakte das Dachgerüst in den grauen Himmel und darunter das Schiff, ein deckelloses Gehäus — durch ausgebrannte Scheiben stierte der Schutt der Dächer und füllte das Gotteshaus mit Schauder, als lägen unter ihm Priester und Gemeinde begraben. Zwar wußte die Frau, daß die Russen zurückweichend Dorf für Dorf angezündet hätten, aber es ist nicht das gleiche um Wissen und Anschauen, und der Schreck fuhr ihr in die Glieder, so daß sie sich auf dem Brunnenrand hinsetzen mußte. Die brandige Luft und das tote Schweigen machten ihr übel vor Angst, aus der Brunnentiefe unten blickte ihr Zerstörung entgegen wie oben, sie wollte aus dem rostigen Becher trinken, aber ihr war, als klebe daran Blut. So stand sie seufzend und schwer auf und ging mühevoll weiter. Da war der Kirchhof; es schien, sie hätten dort gekämpft, Kreuze lagen umgestürzt, andere mit Helmen darauf standen weiß und verlassen über neuen Hügeln, und gefrorenes Spinnweb hing an ihnen wie traurige Gedanken weinender Herzen. Die Riedeln zog das Tuch fester um sich, und um die Kehle saß es ihr wie der Griff eines Unsichtbaren.

Erst als sie wieder auf der Landstraße war und die letzten zerstörten Gehöfte mit den verkohlten Zäunen nun auch zurückblieben, kam ihr der Mut wieder. Ja, freilich, sie war eben in Feindesland, aber bald würde sie zu deutschen Landsleuten kommen, und sich schon zu ihres Riedels Kompagnie durchfragen. Er lag jetzt in Reserve in einer Feldstellung nördlich von dem großen Wogrecz-See, der halben Wegs zwischen dem Kirchdorf Marcinkowo und einem kleineren Ort namens Hala liegt. Es war jetzt gegen halb zwei Uhr mittags, wie sie als Landfrau am Stand der Sonne merkte, die kalt und blaß den frostgrauen Himmel zwar nicht zu durchdringen vermochte, aber an der größeren Helligkeit des Gewölbs wahrnehmbar noch hoch stand, doch schon sich rüstete niederwärts zu gehen und in ihrem frühen Untergang den Himmel zu färben; sie mußte damit rechnen, daß um vier die Dunkelheit einfiele, doch bis dahin mußte sie längst am Ziel sein.

Eine Weile begleitete der Bahndamm ihren Weg, und das hob ihren Mut vollends, und ihr war, als wenn die blanken Schienen, die da vor ihr wegliefen, die schwarzen Telegraphenstangen und die summenden Drähte Boten seien aus der lebendigen, geordneten Welt, aus der sie kam, und ihr den Weg zeigen wollten durch das Unwirtliche, Drohende und Unheimliche hindurch. Doch hinter dem Abhang, den die Bahn rechts voraus überquerte, schied sich die Straße vom Schienenstrang, und nun waren wieder die verkrüppelten Weiden ihre einzigen Begleiter. Als sie die Anhöhe genommen hatte, konnte sie das flache Land, das in einer unsäglichen Öde und Verlassenheit schweigend dalag, weithin überblicken, und sah nun am Horizont einen großen See im Schilfkranz trübe blinken und die Straße zickzackig durch die Brache sich schlängeln und zur Rechten, wo die Straße wieder weit hinten ein Hügelchen erklomm, einige Umrisse größerer Baulichkeiten, die sich auf der kleinen Anhöhe wie frierende Schafe am Spätherbstabend um die Gestalt des Schäfers in ihrer Mitte um eine schlanke Spitze drängten. Das konnte nichts als das Kirchdorf Hala sein. Dorthin zu durfte sie aber nicht, sondern mußte sich nach dem See hin halten, und da würde denn schon Leben sich regen und die Feldstellung anzeigen. Es sollte ein verlassenes Vorwerk sein, von Bäumen gedeckt, und sie sah auch das Wäldchen ein gutes Ende links vom See liegen. Immerhin konnte sie die Entfernung noch auf gut zwei Stunden rechnen, so daß sie also gerade, wenn der erste Stern aufginge, der wie die Polnischen sagen, Weihnachten heraufbringt, da sein konnte.

Sie war nun munter ein gutes Stück weiter gekommen und hatte die Landstraße noch nicht verlassen, da hörte sie deutlich einen scharfen Knall und noch einen, als wenn einer in vollem Fahren mit der Peitsche knallte. Sie blieb stehen und horchte hoch auf, schob das schwarze Kopftuch zurück und lauschte nochmals mit der Hand am Ohr — Schüsse!

Der Schall kam aus der Richtung hinter ihr, waren sie dahinten aneinander? — Sie reckte sich auf und spähte hinab, es war nichts zu sehen; aber noch zwei- dreimal durchschnitt der Knall die Luft, und nun war ihr, als höre sie verworrenes Geräusch. Sie blickte nach oben, vielleicht beschossen

Digitized by Google

sie einen Flieger — die Russen flogen ganz leise, hatte der Sikorski gesagt, so heimtückisch wie 'ne giftige Fledermaus, der ist dir da, und du weißt nicht wie, indes die deutschen Vögel schon von weitem laut und drohend brummten wie eine zornige Hornisse, die stechen will. Aber nichts unterbrach das trübe, dunstige Grau der großen Glocke, die kalt und ungeheuerlich über dem Lande stand, wie eine gläserne Falle, die alles Leben gefangen hält. Der Riedeln wurde angst, und sie fing laut an zu beten und wunderbarerweise nicht um sich, sondern um die, die da hinten in Not waren. Und als wenn die Gottesmutter daran ein Wohlgefallen gehabt, ward sie alsbald aller Ängste los und ledig, indem das Geräusch stärker ward und näher kam, Peitschenklatschen und fester Hufschlag auf dem harten Boden, derber Ruf einer Mannesstimme und wie in Antwort heller Laut eines Hundes; da tauchte der schwere Wagen mit den vier festen Gäulen schon aus der dunstigen Ferne auf und bullerte heran, und die Rosse streckten die Beine und warfen die plumpen Hufe vor Lust, daß die Plankarre nur so jagte. Aber als sie an die Riedeln heran kam, riß der Fahrer die Tiere zurück, daß das Stangenpferd hoch bäumte, ihr seinen warmen Atem in weißen Flocken ins Gesicht schob. Sie fühlte die Wärme des glänzenden Leibes, und der Feldgraue, der oben zwischen dem braunweißen Köter und einem hageren Rotbärtigen hockte, knallte die Peitsche in die Luft und schrie: „He du, Matka Kochanka! Wohin geht die Reise?"

Zwar erschienen wahrhaftig der Riedeln dieser Wagen und sein Lenker nicht minder herrlich wie einst dem Propheten Elisa der Wagen Israels und seine Reiter, der, wie alle wissen, geradeswegs vom Himmel kam, zumal sie an einem preußisch schwarz-weißen Täfelein klar und deutlich las: „Vierte Kompagnie 169. Infanterieregiments Graf Häseler," was ja keine andere Kompagnie im weiten Reich war, als die, zu der sie hin wollte. Auch hielt ihr der lange Kerl im struppigen Kriegsbart freundlich die Hand hin und sagte einladend: „Steig man ruff, junge Frau, wo der Hund sitzt, da ist noch Platz;" zugleich aber verdroß sie, daß der Kutscher sie du und Matka nannte, wie irgendein verlaustes Polackenweib, und sie sagte mit eben dem Tonfall, den nur die Ansiedlerfrauen in der Ostmark haben, sie sei eine „deutsche Frau" und wolle ihren Mann, den Gefreiten Riedel, auf Weihnachten besuchen.

Worauf der zweite dem begriffsstutzigeren andern klar machte: „Denk mal, Mensch, das is dem Riedeln seine!" und seine Aufforderung erneute: Vier feste Pfoten packten zu, daß man gleich begriff, wo die hinhauten, da wüchse kein Gras mehr, und schon saß die Riedeln, aller Fährlichkeit entronnen, auf dem Kgl. Preußischen Kompagniewagen und fuhr stolz dahin, wie eine eingeholte Prinzeß. Das Herz schlug ihr vor Freude bis in den Hals, wenn sie bedachte, was ihr Heinrich sagen würde, und es focht sie auch nicht an, daß ihr schöner Sitz der Ehrenplatz des Hundes gewesen war, der nun unter das Leder gekrochen war und ihr den frostigen Leib von unten her wärmte, wie die beiden kräftigen Kerle von rechts und links. Und als sie erst den Kirsch vorgeholt hatte und den beiden der scharfe und doch milde Trank wie Feuer in die Eingeweide lief, da wurden sie auch gesprächig, der Rote wirklich und der ‚Griese' nach seiner Art; sie erzählten ihr die Geschichte, die sie ja schon kannte und doch zu hören nicht müde ward, wie sie Okelewo genommen hätten und gemeint, der Russe sei 'raus; wie sie dabei zwölf Mann hoch und auch Riedel ins erste Haus gekommen und geglaubt, das Nest sei leer, und auf einmal tacke, tacke geht es los, wie 'ne Kaffeemühle nebenan, und die Kugeln man immer so durch die verschlossene Tür, daß die im Handumdrehn aussieht wie'n Sieb, vier Mann hingelegt und vor Tür und Fenster auf einmal 'n Haufen — und wenn nicht der Riedel, was haste, was kannste, los auf die Tür und sie eingetreten wie nischt, dann gute Nacht, liebe Heimat und Frau und Kind und alte Eltern . . .

Der Riedeln schlug das Herz vor Stolz wie ein Hammer, sie wollte aber ihr Glück nicht zeigen und sagte bloß: „Nu sehn Sie, Herr Unteroffizier, und zu Haus, da is des 'n Mensch, der kann keiner Fliege was tun, daß es einem manchmal rein zu viel wird," und bedachte sich dabei die Sache mit der alten Liese, die nun schon ein Jahr lang das Gnadenfutter fraß. Um das alte Geripp hatte es einmal einen Mordsskandal gegeben, denn kein vernünftiger Mensch tut so was und macht sich zum Lachen vor allen gescheiten Leuten, aber wie er weg war, hatte sie das alte Tier doch nicht abstechen lassen, wie sie geschworen, sondern ihm sogar manchmal selbst eine Handvoll Hafer gebracht, denn es konnte einen doch wirklich ansehen wie 'ne Mensch. In ihre Gedanken hinein sagte der Fuchsige ganz ernsthaft: „Ja, sehn Sie mal, Frau Riedel, der Riedel, das is so einer, der denkt nich an sich. Für sich, da täte der so was ja nu nich, da hätte der gar keinen Mut dazu. Aber dann denkt er, er tut das ja für die anderen, und dann kriegt er mit eenemal so'n Zweck — so ist das und nicht anders. Mir wundert bloß, daß der nich nach Hause wollt' — wo der so'ne forsche Frau hat —". Dabei sah er die Riedeln bewundernd und galant an, was aber nur zur Folge hatte, daß sie ein Stückchen zur Seite rückte, was ihn wieder ärgerte, so daß er dachte: ‚Ollo Zicke, habe dir man nich. Denk man nich, daß ich was von dir will;' als sie ihn aber mit ihren sonst etwas kühlen grauen Augen, die nun von der Freude einen warmen Schein hatten, anlachte und sagte: „Das haben Sie schön gesagt, Herr Unteroffizier, so und nich anders

is er," da gefiel sie ihm noch besser als erst, und er murmelte etwas vor sich hin in den Kriegsbart.

Sie hielten jetzt scharf auf das Hölzchen zu und sahen auch schon ein paar Gebäude durch die entlaubten Stämme blicken. Rauch kräuselte auf, abgeschirrte Wagen standen herum, eine Kuh brüllte, und jetzt unterschieden sie deutlich in ihr Rädergerassel hinein die quäkenden Töne eines Grammophons, das soeben verkündete, wie der Soldate der schönste Mann im ganzen Staate sei, obschon man das von einem untersetzten Feldgrauen, der sich in einem kleinen notdürftig verzäunten Platz an der Erde zu schaffen machte und nun seine Arbeit im Stich ließ und angelaufen kam, gewiß nicht sagen konnte, denn er war garstig wie ein Schimpanse. Indem schwankte der Planwagen auch schon um die Bäume und hielt auf einem gestampften Platz, um den Häuser und Ställe und Scheunen lagen; der Hund sprang ab, die Gäule standen stampfend und prustend, und inmitten eines plötzlichen und ziemlich unvermittelten Gewimmels von Feldgrauen, die auf einmal wie Mäuse aus ihren Löchern geschossen kamen, stieß der Unteroffizier die Riedeln in die Seite und sprach: „Nu kommen Se man, Madamken." Sie gingen in das Quartier der Herren Offiziere, die, wie die Riedeln durch die unverhängten Fenster sah, um eine Petroleumfunzel an einem Wachstuchtisch saßen und aus blechernen Henkeltöpfchen mit roten Herzen Kaffee tranken, wozu sie richtigen Streußelkuchen aßen. Sie ging nicht gern mit, sie hätte lieber auf dem Hof gleich nach Riedel gefragt und hatte eigentlich geglaubt, er müsse nun auf sie zugesprungen kommen, denn wie hätte sie selbst ihn wohl herausfinden sollen unter so vielen? Und überhaupt war es seltsam, daß schier mit dem Augenblick, wo sie den Fuß auf den so ersehnten Fleck Erde gesetzt, alle Freude plötzlich von ihr abgefallen war, wie ein warmer Mantel, und eine eisige Enttäuschung beklemmend um sie stand, was vielleicht davon kam, daß, dieweil der Unteroffizier dem Hauptmann rapportierte, die beiden andern Herren, ein junger und ein alter, wovon der Junge aber der Höhere schien, sie nicht unfreundlich, allein auch nicht ohne Argwohn musterten, als hielten sie sie für eine eingebrachte Spionin. Indem wandte der Hauptmann, ein schlanker, schwarzer Mann bei noch jungen Jahren, sich um und sagte über die Schulter weg zu den beiden andern: „Nun denken Sie mal! Die Frau von dem Riedel! Und gerade heute..." Und das sagte er in so ernstem, ja mitfühlendem Ton, daß der Frau das Blut zum Herzen schoß und es ihr in den Ohren sauste, so daß sie unwillkürlich hinter sich tastete, sich zu halten; zumal auch die andern beiden bedauernde Gesicht r machten, und der Ältere, den der Unteroffizier Herr Feldwebelleutnant nannte, die andern aber Professor, sogar aufstand und nach ihr hin kam. Und da begriff sie, daß sie zu spät gekommen sei, zu spät mit ihrer Liebe und besseren Einsicht und für immer zu spät und daß, was sie gefürchtet, eingetroffen, und was die Krähen auf der Pappel und das tote Dorf und die frischen Kreuze mit den betropften Spinnweben am Helm ihr hätten sagen wollen — nicht viel zu spät — denn als die beiden heut früh mit dem Wagen abfuhren, war er noch wohlauf und half beim Weihnachtsbaum, aber dennoch zu spät — ach! für ein ganzes langes leeres Leben und vielleicht für die lange Ewigkeit. Ihr war, als wenn ihrer Seele dort bestimmt sein müsse, ihn zu suchen, den sie auf Erden gehabt und nicht gefunden hatte, und doch immer zu spät zu kommen, nur ein wenig, doch immer zu spät, und der ganze lange, mühvolle Weg in Kälte und Öde dünkte ihr nun eitel Wonne und Glück, da er ja noch lebte, ihr noch lebte, denn uns sind die Dinge, wie wir sie fühlen.

Sie hörte den Hauptmann reden wie aus weiter Ferne und sah nichts als das kleine schwarz-weiße Band im Waffenrock des Mannes vor ihr, das ihr bei dem eigenen zu sehen nicht gegönnt war. Nun tönte die Stimme nur noch wie ein ferner Wasserfall, und nun auf einmal hörte sie ganz deutlich und laut: „Aber der Frau wird ja schwach! Der ist der Weg zu viel geworden!" Der junge Offizier schob ihr seinen eigenen Stuhl unter, und der Hauptmann hielt ihr einen Topf mit warmem Kaffee hin, und alle vier standen ein wenig hilflos um sie herum; da schämte sie sich, rappelte sich auf und fragte so fest sie konnte: „Herr Hauptmann, wo liegt er?" und starrte ihn fassungslos an, als er sagte: „Ich sage Ihnen ja: Drei Stunden von hier in der Feuerstellung. Sie haben wohl vorhin nicht verstanden? Es ist wahrhaftig Pech — eben vor zwei Stunden ist er fort." Da mußte die Riedeln sich denn wirklich hinsetzen. Sie sagte nichts, faltete aber über der schwarzseidenen Schürze die Hände und dachte auch nichts, aber fühlte dies, daß sie noch viel tun müsse, um dieses Augenblicks Glückseligkeit zu verdienen, denn dies schien ihr wirklich ein ‚Vorschmack der himmlischen Freuden', mit welchem frommen Begriff sie bisher nicht viel anzufangen gewußt hatte.

Als sie von dem heißen Kaffee und der Wärme etwas zu sich gekommen war, bat sie die Herren flehentlich, sie zu ihrem Mann zu lassen, aber der Hauptmann sagte, das könne er nicht, er könne Riedel auch nicht ablösen lassen; und da war ein Punkt, über den er nicht mit der Sprache heraus zu wollen schien, aber an seinem Stocken und den verlegenen und bekümmerten Mienen der andern merkte die Frau, daß es sich da um ernsthafte Dinge handle und daß es wohl etwas Gefährliches sei, wozu Riedel sich gemeldet habe. Sie solle bis morgen in Gottes Namen dableiben, da sei er wieder zurück. Indem stand schon ein Entschluß in

Digitized by Google

ihr auf, so groß und fest, wie ihr Kopf hart war, und sie dankte bescheiden, sagte aber nachdrücklich, sie dürfe um keinen Preis länger von der Wirtschaft weg bleiben, wolle also über Marcinkowo zurück, daß sie gegen acht wieder in der Grenzstation sei. Dort werde sie sich ausruhen, um zwölf in die heilige Christmette gehn und morgens um drei mit dem Posener Zug nach Haus zurückfahren.

Die Offiziere sagten noch etwas dagegen, aber da es Mondschein war, sie eine beherzte Person schien, so versprach ihr der Hauptmann, andern Tags die Sachen, die sie ihm für Riedel übergeben würde, ihrem Mann als Weihnachtsgruß von ihr selbst zu reichen; was aber nur eine arglistige Vorspiegelung ihrerseits war, da ihr daran lag, die Herren nur sicher zu machen. Sie kramte also ein wenig in ihrem Korb und schaffte etwas Wollwäsche, eine Wurst und eine Speckseite ans Licht, die sie mit Dank im voraus auf den Tisch legte, und die Herren, die zudem froh sein mochten, die Verantwortung für einen so unvorschriftsmäßigen Besuch los zu sein, schüttelten ihr die Hand und wünschten ihr alles Gute. Der Hauptmann versprach noch, Sorge zu tragen, daß Riedel bald auf Urlaub käme. Dann gingen sie mitsammen hinaus, der ‚Professor' zur Inspektion in den Graben, wie sie hörte, und die beiden andern in den Schuppen, wo der Weihnachtsbaum fast fertig stand. Im Vorübergehen mußte sie ihn auch noch ansehen, dazu rief der Hauptmann noch einen Gefreiten an, der sie über die Posten hinaus auf die Landstraße bringen sollte. —

Dieser Gefreite kam ihr gerade recht, da sie bald merkte, er habe das Pulver nicht erfunden und einer gewitzten Person sei nichts leichter, als aus ihm herauszufragen, was sie hören wolle. So ließ sie sich denn des langen und breiten von Ausdehnung des Lagers und Ort der Stellungen berichten und entließ ihn dann, auf der Straße angekommen, mit einem keineswegs gehaltlosen Händedruck, ging auch zum Schein bis zu jener kleinen Erhöhung in tüchtigem Schritt fürbaß, um, sobald jener aus Sicht war, alsbald umzuwenden.

Es war ihr dabei keineswegs wohl zumute, denn wenn ihr bei hellem Tage in dem verlassenen Dorf das Grauen an die Kehle gesprungen war, so war ihr jetzt, wo es immer dunkler ward und alle Dinge phantastische und geheimnisvolle Umrisse annahmen, erst recht bange ums Herz. Jedoch, je größer ihre Furcht, so verdienstlicher schien ihr in jener unbestimmten Angst des Gewissens, die ihr wurzelhaft gebundenes Tun nun zutiefst lenkte, der Weg, den sie vor sich hatte, als ein wahrhaftiger Reu- und Bußgang ihrer Seele, die bis dahin in Übermut sich gebläht und in Sattheit und Üppigkeit gewohnt hatte. Sie beschloß also, die Straße, von der sie damals abgeschwenkt war, bis in die Nähe des Sees, der jetzt nördlich von ihr zur Rechten lag, vorwärts zu gehen; dort am Ufer sollten die deutschen Stellungen beginnen, und wenn sie sich dann im Ufergestrüpp vorarbeitete, so würde sie wohl durchkommen, zumal alle Aufmerksamkeit der Posten doch nach vorn, feindzu, gerichtet sein würde. Denn dies empfand sie als das Wichtigste, durch die beiden ersten Gräben unbemerkt zu kommen, da sie nicht zweifeln konnte, daß man sie sonst festhalten müßte und würde. Doch da es heiliger Abend war, so würde wohl keiner, der nicht eben müßte, aus dem warmen Unterstand herausgehn. —

Es wurde nun zusehends dunkler und unheimlicher, und halb von Furcht und halb von dem schnellen Vorwärtskommen, da ja alles daran lag, an den hinteren Stellungen vorbei zu kommen, bevor der Mond aufging, war sie wie aus dem Wasser gezogen und keuchte. Plötzlich hörte sie durch das Dunkel schnelle, feste Schritte, die rasch näher kamen. Sie drückte sich hinter die nächste Weide, und das Herz schlug ihr bis an den Hals, daß sie meinte, der Soldat, der mit hochbepacktem Tornister und gerolltem Mantel nach einer Weile rüstig an ihr vorüber kam, müsse es hören. Doch als seine Schritte verhallten, ward ihr wieder besser, da sie ja nun sicher auf dem rechten Wege sein mußte, denn das Lager lag schon weit hinter ihr nach links hinüber.

An der empfindlichen Kühle, die ihr nach einiger Zeit entgegenwehte, merkte sie, daß der See nahe sei. Es war immer kälter geworden, doch zugleich auch ein wenig heller, hinter den Wolken stand wohl schon der Mond, und nun brach auch der erste Stern durch — der Weihnachtsstern. Ein Bahndamm querte hier die Straße, und rechts lief ein Fußweg hinab zum See, allerlei Schuppen und Vorrichtungen zum Netzetrocknen standen am Ufer, und hier lag auch ein wenig Schnee. Im Schilf gurgelte das Wasser unter der dünnen gefrorenen Schicht, im Röhricht flüsterte es und wehklagte, als wenn dort die armen Seelen der Gebannten warnten und stöhnten, und der Riedeln war zumute, als sei hier die letzte Station, an der ihr noch Umkehr gegönnt sei und danach hieße es weiter, allem Schrecken entgegen.

Aber je größer ihre Angst war, desto größer erschien ihr ihr Entschluß, ja, als etwas wahrhaft Verdienstliches, und so schlich sie vorsichtig, denn die Stellungen konnten nicht mehr fern sein, am Wasser entlang. Sie mußte denken, wie anders es doch in der lieben Heiligen Nacht gewesen sei, wo die Luft so lau ging, daß die Herden draußen waren; ihr war, als hätte in dieser Öde und Kälte wohl nie der Stern scheinen und der Engel reden können — als sie mit weit offenen Augen ächzend, halb in Angst und halb in Freude zurückprallte, denn ein taghelles, makelloses weißes Licht stieg etwa eine halbe Wegstunde vor ihr aus der Ebene auf, unendlich ruhig und feierlich, höher und höher, bis es sich weich neigte und in einem Schwaden fallender goldener Sterne langsam zerfiel; und ehe sie

Digitized by Google

sich halbwegs erholt hatte, leuchtete es wieder auf, rot und blau und grün wie ein festliches Feuerwerk zu Ehren der heiligen Nacht, und jetzt knallte es — fünf-, sechsmal, und nun alles durcheinander — sie war am Feind, und da vorn war etwas los. Sie fiel mitten im Riedgestrüpp auf die Knie und betete zur Gottesmutter, denn ihr war, als ob einer es ihr zuriefe, das sei die Sache, bei der ihr Riedel dabei war, und indes sie hier sich vorwärts kämpfte, lag er vielleicht schon auf dem harten Boden und hatte nicht mehr gehört, wie leid ihr manches war. So kniete sie zitternd und geduckt und flehte zur Trösterin aller Menschen, bei ihnen zu sein jetzt und in der Stunde ihres Abscheidens, hörte Knall auf Knall, den der Widerhall über den See warf, bis der Lärm verklang und nun die Stille noch toter war wie zuvor. —

Sie mochte eine reichliche Viertelstunde weiter gekommen sein, als es heller ward und der Mond durchbrach, sehr zur Unzeit, denn nun unterschied sie zur Linken ein paar hundert Meter weit eine dunkle Gestalt, die mit dem Rücken nach ihr langsam nach links ging und über deren Schulter ein Gewehrlauf im Mondlicht blinkte — die erste Stellung war nahe. Der Mond sank in die Wolke, und im Schutz der Nacht drängte die Riedeln aus allen Kräften vorwärts, das Gestrüpp deckte sie und so gelangte sie im Rücken des Postens vorbei — noch zwei Viertelstunden, dann war sie da, doch mußte sie im Schutz des Ufers bleiben. Ihr war, als höre sie von fern wie aus einem Keller die Weise: ‚Stille Nacht, heilige Nacht!‘, daß ihr die Tränen in die Augen traten, doch hub jetzt ein Wind an, das Gestrüpp zu zerren, daß sie nicht wußte, ob sie recht gehört hatte.

Das Seeufer bog jetzt scharf nach rechts ab, so daß sie nun an der Stelle sein mußte, wo, wie der Gefreite erzählt, der vorderste Graben lag, und sie mußte also abbiegen, sie war am Ziel. Zerrissen dehnte sich das Land, Wolken trieben schwarz und gejagt am düstern Himmel, hoch im unendlichen Raum hing klar und schauerlich der Mond wie in einer Felsspalte, im Schnee zu ihren Füßen lief eine Hasenfährte. Sie wagte nicht, den schützenden Seerand zu verlassen, und erst als der Mond wieder in Finsternis ertrank, getraute sie sich nach links zu. Sie tastete mit den Händen vorwärts, ihr Fuß stieß an Holz, an der Wange fühlte sie Eisen: ein Drahtverhau! Sie war da!

Durch die tiefe Nacht hörte sie vor sich Schritte, die ruhig und taktmäßig auf der harten Erde klappten, und nun kamen andere schnellere, ihnen entgegen, eine Blendlaterne schien kaum dreißig Schritt vor ihr auf, und sie sah die beiden dunklen, vermummten Gestalten stehn, sie hörte rauhe Stimmen — das war kein deutscher Klang — sie verstand nicht, aber deutlich schlugen die scharfen Zischlaute der Sarmaten an ihr Ohr — Heilige Mutter, hilf mir durch die Frucht deines Leibes! Sie war im russischen Graben!

Kam jetzt der Mond durch, so war sie verloren. Sie würden sie erschießen wie die Antkowiak im Ostpreußischen. Ihr Herz hämmerte, mit zitternden Knien auf Händen und Füßen kroch sie rückwärts zum See hinab, den Blick am Himmel, ob er heller würde, all ihr Denken und Fühlen ein einziges Stoßgebet. Als der Mond durchbrach, hockte sie wieder im Schilf und sah deutlich, kaum dreihundert Meter von ihr, die beiden Russen. Der eine ging langsam nach links, der andere landeinwärts. Vor Erschöpfung begann sie anhaltend und bitterlich lautlos zu weinen. Über ihr raschelte und flüsterte das Röhricht. Sie hatte keinen Mut mehr zurückzugehen. Sobald die Wolke den Mond verschlang, arbeitete sie sich dennoch instinktmäßig so weit sie konnte den Weg zurück, dann blieb sie liegen, müde zum Tode und von keinem Gedanken erfüllt als dem, nur kein Glied weiter rühren zu müssen.

So lag sie in einem Zustand halber Betäubung, wie vor schwerem Einschlafen; ein paarmal zuckte der Gedanke an Erfrieren durch ihr ermüdetes Gehirn, dem sofort der andere folgte, es sei besser in Gottes als der Menschen Hand fallen, und ihr Heinrich sei gewiß auch tot, und also wäre geruhig einzuschlafen das beste und was ihr die tödliche Erschöpfung sonst noch eingab. Der Mond war verschwunden, aber die Sterne standen in voller Pracht am klargewordenen dunklen Himmel, in ihren Ohren klang es wie ferne Glocken, das Wasser gurgelte und der Wind seufzte — jetzt zündeten sie zu Hause die Weihnachtsbäume an — da dachte sie nichts mehr.

Sie wußte nicht, wie lange sie so, halb in Schlaf und halb in Betäubung dagelegen hatte, als etwas Übermächtiges sie hochriß, denn ihr war, als höre sie ein Stöhnen wie von einem in höchster Not und danach ein langgezogenes Wimmern: „Ach! meine Mutter, meine Mutter, meine Mutter —“ und dies letzte sehr schnell. Sie fuhr auf, und die Zähne schlugen ihr aufeinander, so schauerlich kam die Klage zwischen dem scharfen, menschlichen, hastigen Wispern des dürren Schilfs, und es lief ihr eisig über den Rücken. Denn um sie waren die bangen Geheimnisse der slawischen Erde, die von Gebannten weiß und büßenden Seelen, eingeschlossen in die Natur wie in einen lebendigen Sarg; denn Ehebrecherinnen und Muttermörder und die mit falschen Eiden sich um die ewige Seligkeit brachten, sind gestraft an verlassenem und verrufenem Ort zu wohnen, und mehr als einer hat sie hören können, wie sie jammern und klagen und um Fürbitte gläubiger Seelen flehen, bis ihre Schuld abgebüßt ist und Gott sie trösten möge um der Liebe seines allerheiligsten Sohnes und der Jungfrau willen. Indes kam ihr deutsches Blut doch alsbald hoch über alle Gebilde slawischer Naturbeseelung, und jener Bauernverstand,

Digitized by Google

der solange der Feind ihrer Liebe gewesen, half ihr sich zu ermannen, denn ihr Grauen war in der Tat groß. Und als diese sonst ja ein wenig platte Vernunft ihr klarmachte, daß es Geister nicht gäbe und ihr erst das schmerzliche Ächzen in einen richtigen ursächlichen Zusammenhang gebracht hatte mit jenen Raketen und Schüssen von zwei Stunden zuvor, da kam ein großer, warmer, heiliger Drang des Mitleids zu diesem Armen, er sei nun Feind oder Freund, wie jenes klare Licht vorhin über die Landschaft, über ihre Seele, so daß alle Angst und Gefahr der Stunde und der Lage und alle Sorge um das eigene Leben vor ihm dahinschwand wie das Dunkel der Erde vor dem Weihnachtsstern. So brach sie durch das Geröhricht den Lauten nach, trat auf splitterndes Eis, packte eine Staude Schilf, riß sich wieder hoch, kam auf festen Boden und fühlte nun mit dem Fuß die Weiche und Wärme des hingestreckten Körpers und sah im wechselnden Licht der hohen Sterne das kindliche Gesicht in verwirrtem Haar und die schmerzlich verzogene Stirn und den zusammengepreßten Mund; aber das Grau oder Braun der Uniform konnte sie nicht unterscheiden und dachte darum, es sei besser, ihn auf polnisch anzureden. Indessen antwortete er deutsch, und indem sie ihn vorsichtig ein wenig besser zurechtrückte und seinen Kopf auf ihren Knien bettete, kam in abgerissenen Sätzen zutage, er sei Kriegsfreiwilliger und siebzehn Jahre, und sie hätten etwas vorgehabt, wovon die Russen aber Wind gekriegt, und sie hätten zurück müssen, und er sei mit einem Hüftschuß liegen geblieben, ohne daß die andern es in der Dunkelheit gemerkt hätten. Er sei dann auf Händen und Füßen aus dem Bereich der feindlichen Stellung weggekrochen und hätte immer gehofft, daß man ihn holen würde, man glaubte aber wohl, er sei den Russen in die Hände gefallen, und da er wegen ihres großen Kopftuchs wohl glauben mochte, sie sei eine alte Frau. So nannte er sie „Mutterchen" und schien sich in der Gehobenheit eines schon beginnenden Wundfiebers auch gar nicht weiter zu wundern, wie sie hier so mutterseelenallein zwischen die beiden gegnerischen Stellungen komme, und so offenbar allein zu dem Zweck, ihm in seiner Verlassenheit und Hilflosigkeit zum Trost da zu sein, indes *er* ihr nicht minder offenbar zum Trost gesandt war, indem alsbald von der Riedeln alle Angst und Schreckhaftigkeit wie ein Bettelplunder abfiel. In dem Augenblick, als sie den vertrauensvollen Jungenkopf an ihrer Brust fühlte, wurde ihr mitten in der furchtbaren und feindlichen Verlassenheit des mittwinterlichen Landes gleichsam ein Zuhaus mit Pflichten und triebhaften Gefühlen Aufeinanderangewiesenseins gegeben, wie es sonst nur die Natur der Frau zu geben vermag, hier aber und ihr die Stunde und die Gefahr der Lage. Also gab sie dem Jungen erst einen herzhaften Schluck aus jener Kirschflasche, die vorher die Freude der beiden Kompagniefahrer gewesen, ermahnte ihn, ihr die Arme fest um den Hals zu legen und schleppte ihn, der freilich einen Jammerlaut um den andern zwischen den Zähnen verbiß, so gut sie konnte, vorwärts und war so mit Stolpern und Fallen und Ausruhen ein gutes Stück weiter gekommen, als sie mit der Stirn hart gegen einen Pfahl stieß, daß ihr der Kopf summte, denn inzwischen waren die Sterne untergegangen und die Nacht schwarz; sie ließ den Verwundeten, der jetzt anhaltend und tief stöhnte, zu Boden gleiten und tastete nach rechts und links. Sie kramte in des Jungen Taschen und fühlte eine Schachtel Wachsstreichhölzer, aber die Laterne schien er verloren zu haben, denn sie konnte sie nicht finden. Sie riß ein Streichholz an, doch die Luft wehte es ihr aus, und es waren nur noch wenige in der Schachtel. Da fiel ihr ein, was auf dem Grund des Tragkorbs lag und was sie mit so vollem Herzen hergerichtet hatte, und sie kramte das Tannenreis heraus, das sie ihrem Riedel hatte als Weihnachtsbaum geben wollen, denn sie war nicht des Glaubens gewesen, daß es im Kriege solche gäbe, wie sie doch im Lager gesehen; und wie sie bedachte, wie sie erst gestern die Wachsstockenden angedrahtet hatte, so war ihr, als wäre es ein Jahr her und nicht einen Tag, und nun lag hier der fremde Soldat am Boden und blickte mit großen Augen auf das flackernde Lichterreis, das die Riedeln aufhob, ob der Pfahl wohl ein Zeichen trage. Sie sah aber im milden Licht des brennenden Wachses nur das Bild des Heilands am Kreuz und Maria und Johannes ihm zu Füßen, des heiligen Kreuzwegs fünfte Station, wie er zu der schmerzenreichen Mutter spricht: „Das ist dein Sohn", zu jenem aber: „Das ist deine Mutter", und der Verwundete folgte ihrem Blick, und sein Gesicht leuchtete auf, denn dieser Bildstock stände, wie er alsbald rief, nicht mehr denn einen halben Kilometer von den deutschen Befestigungen, und er hatte ihn oft durch das Glas gesehen. Er wollte sich aufrichten, fiel aber alsbald zurück, und indes sie das Reislein in den Halter am Fuß des Bildes stieß, wo sonst fromme Hände dem bittern Leiden und Sterben des Heilandes Blumen weihen, und sich über den Verwundeten bückte, wurde er ihr in ihren Armen ohnmächtig; so saß sie beim Schein ihres Reises mit ihm im Schoß, fern von allem menschlichen Beistand und Trost, und indem sie dachte, ob wohl der Weg der Gottesmutter noch angstvoller gewesen sei in der Christnacht, und jene habe doch beizeiten den Stall gefunden, wo sie habe zum Leben bringen können, was sie trug, indes sie mit ihrer Bürde hier wohl gar ein Raub und eine Beute des Todes werden müsse, derweil die Rettung schon nahe war, quollen ihr große Tränen über die Wangen und verdunkelten den sanften Schein der schon sacht niederbrennenden Lichtlein; wohl noch nie

ha'te einer in solcher Öde und Schrecken Weihnacht feiern müssen, ein verlassenes Weib mit einem Sterbenden im Arm zwischen zwei Heeren, und sie senkte den Kopf und wußte sich keinen Trost, als sich ganz und gar hineinfallen zu lassen in Gottes Liebe, mitsamt dem ihr Anvertrauten, da Gott ja einem jeden von uns hilft, der sich ihm ganz übergibt, dem einen im Leben und den andern im Sterben, je nachdem, wie es ihm bestimmt ist. Ihr war, als sei ihr bestimmt, nun hier zu sterben, da sie fühlte, wie ihre Kräfte völlig erschöpft seien und Müdigkeit sie allgemach bezwingen müsse, und das zwar ohne ihn, um den sie gegangen, noch einmal zu sehen, aber daß man sie am Morgen schon finden werde, und er erkennen, wie sie um ihn durch soviel Schrecken gegangen sei. —

Und wer immer von gläubigem Herzen diese wahrhaftige Geschichte liest, den wird es nicht wundern, was den rohen Herzen, die nicht wissen, wie der Mensch zeitlebens in den goldenen Fäden steht, die von ihm zu den Sternen gehen und hin und her ranken zwischen seiner bangen, sehnenden Seele und der ewigen Gottesliebe, als ein Wunder bedünken könnte — wie nämlich drüben auf dem Damm einer einsam stand, mit der Muskete über dem Arm und nach der Heimat hin dachte und wie er mit Unglauben erst den Weihnachtsschein sah im winterlichen Feld und dann als eine Wahrheit erkannte, und wie die Ambulanz in die Nacht ging, dem verglimmenden Schein nach, und wie der vorderste mit der Taschenlaterne dem kauernden Weib ins Gesicht leuchtete und laut schrie: „Heiliger Gott, die Anna!" Wie sie die beiden durch Verhaue und Minen sicher durchbrachten in Wärme und Sicherheit, und wie endlich in dem unterirdischen Stall, in dem der Weg der Jungfrau in der heiligen Nacht zum gesegneten Ende kam, nicht reinere Freude war als in jenem andern, an dem der Weg der Riedeln zum gesegneten Ziel kam. Und daß solchen Herzen der Sinn und Zweck ihres Weges auch so herrlich aufgehen möge wie jener Ansiedlerin, das sei ihnen allen zur heiligen Weihnacht von Herzen gewünscht — denn für uns sind die Dinge so wie wir sie fühlen.

Früher — und jetzt

Früher gab es ein Wort und das Wort war: Einsamkeit,
Und es hieß: Alleinsein und von den Dingen befreit,
Denen die Menschen dienen, — und eins sein mit der Welt,
Die ein ewig lebendiger Gott unterm Herzen hält.

Und das Wort war von Anbeginn heilig und gebenedeit,
Denn es umschloß des Schaffens Knechtschaft uud Herrlichkeit.
Und wer jemals in Demut die Last dieses Himmels trug,
Niemals stirbt ihm die Sehnsucht, kein Erdenglück ist ihm genug.

Und jetzt gibt es ein Wort und das Wort ist: Gemeinsamkeit,
Und es heißt: Allein sein zu zweien, wenn auch der andere weit,
Alltagsfremd — eins sein mit einer lichtgeborenen Welt,
Vor der für viele Verbannte ein Schwertengel Wache hält.

Und das Wort war der erste Schrei aus der Ewigkeit,
Ist ein Wunder, das leuchtet fernab von Raum und Zeit.
Wenn die Flamme jemals aus zweier Seelen schlug,
Niemals stirbt ihre Liebe, sie sind sich für immer genug.

Denn sie gehören einander, einer im andern befreit,
Sind nur ein Wesen, ein Leben, das kein Geschick mehr entzweit,
Bis sie das Wort erkennen, — die letzte, die bitterste Not,
Die aus dem Jetzt und Später sie führt — und das Wort heißt: der Tod.

Käthe Baumgarten

Digitized by Google

Aus den Berliner Theatern. Von Karl Strecker

Mit acht Bildern nach Aufnahmen von Becker & Maaß, der Berliner Illustrations-Gesellschaft, von Fritz Richard und Zander & Labisch in Berlin

Etwas buntstimmig und etwas laut wird seit einiger Zeit in Versammlungen und auf gewalkten Lumpen über Grundsatzfragen des Theaters gestritten. Über das wahre Wesen und das einzig richtige Ziel der Bühnenkunst, über ihre Kultur, wie sie unbedingt sein soll und muß, hören wir seit fast zwei Jahren schon eifern und predigen. Ein bedenkliches Zeichen! Denn so gewiß noch immer die Frau, von der man am wenigsten spricht, nicht die schlechteste ist, so gewiß die Medizinmänner nicht gerade den Gesunden als ihr Hauptgesprächs- und -streitthema ausersehen, so gewiß auf schwachen, kümmernden Obstbäumen die meisten Ameisen emsig krabbeln: so gewiß pflegen auch im Reich der Bühnenkunst theoretische Streitfragen am emsigsten verhandelt zu werden, wenn es kümmerlich in der Dramatik aussieht und an jungem Saft, gesunden Trieben, schöpferischen Köpfen fehlt.

Wer wollte verkennen, daß viel redliches Wollen in diesem Meinungsstreit am Werk ist und daß manche verständige Ansicht durch ihn gefördert wurde? Aber dieses Festlegen von Richtwegen und Vorschriften, dieses Ausbauen von Wällen der Grundsätze, Bollwerken der Begriffe, von stattlichen Lehrgebäuden — auch an Strebepfeilern fehlt es nicht — gemahnt doch ein wenig an jene stolzen Bastionen, die zur Sommerszeit am Badestrand aus Meersand errichtet werden. Gar lustig flattern die Fähnchen und Wimpel verschiedenster Färbung auf diesen mühsam errichteten Burgen — aber die erste stürmische Welle, die daherbrandet, wirft die ganze Herrlichkeit über den Haufen und schwemmt

Alexander Moissi, der Wiedergekehrte, als „Lebender Leichnam“, eine Rolle, die er unfreiwillig in der Kriegsgefangenschaft gespielt hatte. (Deutsches Theater)

Digitized by Google

sie von dannen. So wird das erste dramatische Genie, das stürmisch hergefahren kommt, alle diese klug gebauten, gestützten, abgegrenzten Meinungswälle über den Haufen werfen. Denn das Genie hat, wie jedes große Ereignis, sein eigenes Gesetz, es läßt sich nicht den Weg vorschreiben, noch die Flügel binden. Übrigens hat die Erfahrung bisher noch nicht gelehrt, daß gerade die streitbaren Schriftgelehrten es waren, die den kommenden Messias zuerst erkannten und grüßten ...

Zeit wäre es, daß er käme. Denn jenes Symptom trügt nicht, die bisher in der Hauptstadt aufgeführten Neuheiten des begonnenen Theaterjahres bestätigen es. Sie haben sogar schon in den ersten Wochen ein zweites Anzeichen der bühnendichterischen Schwächezustände gebracht: eine so gehäufte Dramatisierung von Novellen und Romanen, wie ich sie noch niemals erlebt habe. Das Unheil begann in den Kammerspielen mit „Madame d'Ora“, der Dramatisierung einer Schauergeschichte von Johannes V. Jensen. Die Kunst des dänischen Erzählers, der hier seine erste große Nachahmung des amerikanischen Detektivromans gibt, macht die Metamorphose der d'Ora in eine Hündin mit allem spiritistischen, tollwütigen, lustmörderischen Hokuspokus, der darum gehängt ist, nicht nur erträglich, er fesselt auch durchweg, ohne in tieferem Sinne bedeutend zu sein. Was aber der Bearbeiter Herr Vollmöller aus diesen Greueln, Spukgestalten und Tricks davon für die Bühne zurechtgeschnitten hat, ist einfach zum Davonlaufen, scheußlichster Amerikanismus. Die nackten Schauerereignisse sind grob und plump aneinandergerückt, das Ganze mutet an wie ein geschmackloser Film, dem selbst die Kunst von Darstellern wie Werner Krauß und Hermine Körner nichts Menschliches abgewinnen konnten.

Hermine Körner und Werner Krauß stellen ihre Kunst vergebens in den Dienst des Schauerfilms „Madame d'Ora“, den Karl Vollmöller mit plumpem Szenenmesser aus Peter V. Jensens Roman zurechtgeschnitten hat. (Kammerspiele)

Die zweite Kriegsanleihe des Theaters bei der Erzählungskunst machte Hermann Sudermann, der Sechzigjährige. Es ist ihm vollauf gelungen, die an sich schon stark theatralischen Wirkungen seines Romans „Der Katzensteg“ dadurch zu vergröbern, daß er sie mit der Axt in Akte und Szenen zerstückte und ihnen den verbindenden Faden des Epikers entzog. Ein paar Auftritte, so namentlich das Verhör vor dem Landrat, sind von starker Theaterwirkung, die meisten aber haben filmartigen Charakter, und das Ganze läßt kalt, weil man die krassen Wirkungen ohne die Verhüllung des erzählenden Worts gleichsam entblößt herausspringen sieht. Von einem Hauptbedenken, das schon der Roman hervorrief — wie ist die sechs Jahre lang unvermindert tobende Wut der Landleute auf den ganz unschuldigen Boleslaw zu verstehen? — befreite uns auch das Drama nicht. Nichts war in der Bühnengestaltung von einer künstlerischen Bereicherung des Stoffs zu spüren, wohl aber vom Gegenteil. Es war bezeichnend, daß die beiden verdienten Hauptdarsteller, Maria Orska und Friedrich Kayßler, die das Werk mit starken Händen hielten, ihr Bestes fast immer im stummen Spiel gaben. Dies stumme Spiel, meist an entscheidenden Stellen, war ein lauter Vorwurf für den Dichter: hier hättest du eigentlich sprechen sollen, hier war es Zeit für dich, die Herzen deiner Gestalten aufzuschließen und dem Zuschauer die heimlichen Be-

Digitized by Google

Maria Orska kommt in Sudermanns grobgezimmertem „Katzensteg" zur Darstellung der Regina, der dämonischen Sünderin mit dem Rabenhaar, ihr slawisches Blut vortrefflich zu statten. In der Läuterung von hündischer Treue zu weiblicher Liebe überraschte uns die Künstlerin durch die Wahrnehmung, daß sie sogar schlicht sein kann. (Theater in der Königgrätzerstraße)

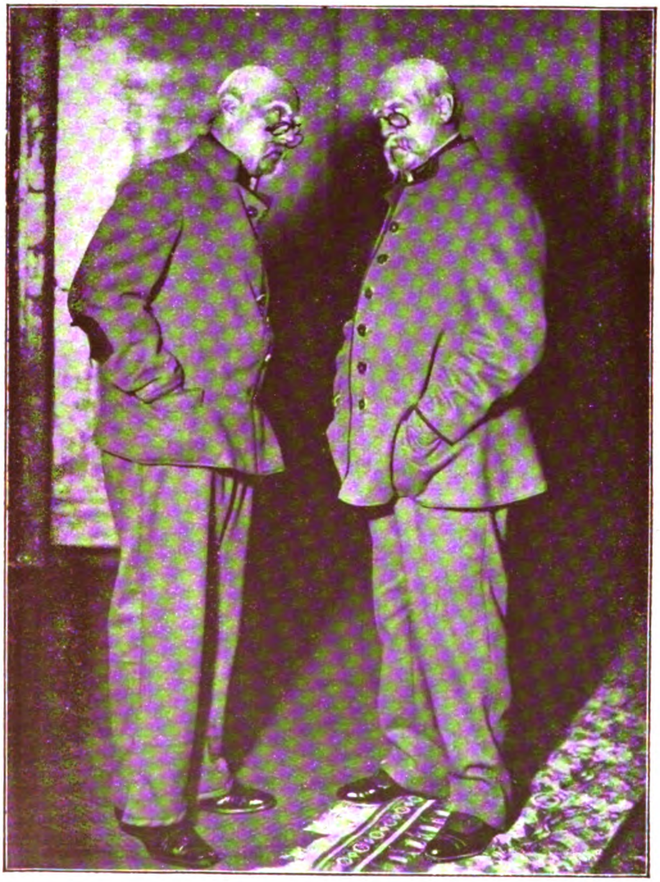
Digitized by Google

weggründe ihres Handelns in seelischem Zusammenhang zu zeigen. Ohne diesen leisen und doch so wichtigen Dolmetsch diente das Zerreißen der Fabel in vierzehn Auftritte nur dazu, das gewaltsam und phantastisch Aufgetriebene des Ganzen sinnfälliger zu machen. Man sah die dramatisch herausgegipfelten Höhepunkte der Erzählung, aber oft führte nicht der schmalste Katzensteg einer psychologischen Verbindung von einem zum andern ... Ich habe Sudermann an anderer Stelle dieses Heftes viel Gutes über seine „Litauischen Geschichten" sagen können. Schade, daß er durch diese Verarbeitung eines an sich nicht üblen Romans zu einem schlechten Drama (nachdem er ihn schon einmal für das Kino ausgeschlachtet hatte) doch wieder an seine Vorliebe für die grobstoffliche Wirkung, für den grellen Effekt erinnert. Wenn er so mit seinen eigenen Schöpfungen umspringt, braucht schließlich die Mitwelt sie nicht ernster zu nehmen als er selber.

Auch Dostojewskys berühmter Roman „Raskolnikow" entgeht in dieser Zeit natürlich der dramatischen Schneiderwerkstatt nicht, wir können ihn im Residenztheater sehen, brauchen uns aber kaum zu bemühen, denn es ist von vornherein ein Unding, diese im Roman mit feinster psychologischer Sonde aufgespürten Seelenvorgänge zwischen Kulissen im Rampenlicht zeigen zu wollen. Die Äußerlichkeiten des Stoffs, die zu solcher Bearbeitung reizen, für sich genommen, sind eben nicht viel mehr als eine gewöhnliche Räubergeschichte; was ihm Leben und Bedeutung gibt, ist des Erzählers Geist, der aus den Zeilen zu uns spricht, ist der künstlerisch-epische Organismus, der mit blutwarmem Leben erfüllt ist, der aber unter dem Szenenmesser des Zerarbeiters rettungslos verenden muß.

Auch Gerhart Hauptmann hat wieder einmal ohne Glück eine Erzählung (diesmal von Selma Lagerlöf) für die Bühne umgedichtet. Er ist freilich Künstler genug, die Werte, die einer guten Erzählung immer durch die Inszenierung genommen werden, durch dramatische zu ersetzen. Wir werden in unserem nächsten Rückblick sehen, wie wenig ihm das in seiner „Winterballade" gelungen ist.

Hand in Hand mit diesem Kennzeichen dramatischer Blutarmut, durch die Transfusion aus epischen Organismen — geht der sichtliche Hang unserer meisten Bühnen, wenigstens zu Beginn des Spieljahres, die leichte Kost einseitig zu bevorzugen. Gewiß trägt auch der Ernst der Zeit dazu bei; Tragödien sehen wir genug auf dem Welt- und Kriegstheater, Tag für Tag — wer ließe sich da nicht gern einmal für ein paar Abendstunden von der Bühne her durch befreiendes Lachen aufmuntern? Freilich hapert es mit dem wirklich ‚Befreienden' bedenklich. Man sieht schon darüber hinweg, daß ein Komödiendichter, auf den man seit seinen ‚Fünf Frankfurtern' in jedem Winter eine leise Hoffnung setzt, Karl Rößler, mit seinen „Beiden Seehunden" in allzu flachem Wässerchen plätschert, wenn nur erwünschte Kurzweil drei



„Die beiden Seehunde", die in dem seichten Wässerchen des gleichbenamten Lustspiels von Karl Rößler lustig plätschern. Links der wirkliche Dienstmann (Berthold Rosé), rechts der Kurfürst Christian (Eugen Burg), in dessen Maske, die er angenommen hat, um sich unter sein mehr oder minder treues Volk zu mischen

Digitized by Google

Akte hindurch anhält; und diese Anerkennung kann man der Neuheit des Komödienhauses nicht versagen. Unsere Abbildung zeigt die beiden Doppelgänger in ihrer täuschenden Ähnlichkeit, und wenn ich verrate, daß der eine der Kurfürst Christian XVII. von Pfalzburg-Ebersbach, der andere ein einfacher Dienstmann ist, so läßt sich das Herzstück der Fabel schon erraten. Der Kurfürst hat seine Ähnlichkeit mit dem alten Heßdörfer dazu benutzt, sich unter das Volk zu mischen, um so allerhand Wahrheiten zu erwischen, die sonst nicht an sein durchlauchtiges Ohr dringen. So ist einem bewährten Lustspielschreiber die beste Gelegenheit gegeben, alle Register zu ziehen — Brustregister und Kopfregister —, die zu einem Erfolg zusammenklingen können. Rößler vergißt in der Tat nichts: leiser Ernst mit ein bißchen Spott und guter Laune gemischt, führen zur Verlobung, zur Entlarvung des Strebers, kurz zu allen erprobten Lustspielzielen, die das Publikum seit alters her gern hat, zumal wenn das Ganze, wie hier, in liebenswürdigem Ton gehalten ist. Da auch die Darstellung nicht versäumt, jedes Zipfelchen einer Wirkung sorgsam hervorzuzupfen, so scheint das Komödienhaus über die Wintersorgen hinweg zu sein.

So glücklich sind nicht viele Bühnen schon um die Jahreszeit, da die ersten Blätter und die ersten Stücke fallen. Wobei wir nicht außer acht lassen wollen, daß viele und namentlich die großen Theater ihre besten Trümpfe nicht gleich ausspielen, sondern zunächst ihre Plänkler und Vortrupps ins Feuer führen.

Da ließ Viktor Barnowsky einen „Blaufuchs" über die Bühne am Kronprinzen-Ufer laufen, den er aus Budapest bezogen hatte. Die ungarische Hauptstadt bedeutet nämlich neuerdings in unserem Theaterleben den ‚Ersatz' für die französische. Es ist ein Klein-Paris und bildet seine Leute in der Technik des lutetischen Ehebruchschwanks. Diese Technik hat Franz Herčzeg, der Verfasser, gründlich studiert, und was er nach so berühmten Mustern auf die Bretter stellt, das Flirten leichtsinniger Weibchen, das Hörnen würdiger Ehemänner, — faßt der geistreich geblümte junge Herr unter dem Sinnbild des Blaufuchses zusammen, dem alles nachläuft, ohne daß er davon blau wird und ohne daß er eigentlich wärmt. Ja, sie haben Geist, die Halbpariserischen, das neue Feuilletonistengeschlecht diesseits wie jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle...

Sehr zurückhaltend war vor Gerhart Hauptmanns „Winterballade" auch Max Reinhardt. Nach dem Reinfall auf die Madame d'Ora hielt er sich, zumal auf dem Deutschen Theater, an Neueinstudierungen, zu denen ihm die Wiederkehr seines vortrefflichen Alexander Moissi auch begründete Veranlassung gab. Moissi, der Dalmatiner und deutsche Kriegsfreiwillige, hat nach den schweren Zeiten, die er, namentlich in französi-

Es ist dem Photographen gelungen, in diesem Bild die ganze Leere des über Budapest bezogenen, auf Pariser Art frisierten Lustspiels von Franz Herčzeg auszudrücken. Der Hermelin Marietta Ollys täuscht, sie spielt im „Blaufuchs", und zwar die leichtsinnige Professorsgattin; ihr Anbeter (Kurt Götz) ist der „Baron Trill", der Flugsportler, der sich eine Sammlung von Frauenlocken angelegt hat. Mehr sage ich nicht. (Lessingtheater)

Ida Wüst, vom Stamme jener Adah... gibt Fuldas „Lebensschüler“ (Kurt von Moellendorf) eine Privatstunde, die er sobald nicht vergessen wird... (Trianontheater)

Digitized by Google

scher Gefangenschaft, durchmachen mußte, in der Schumannstraße seine Verehrer und — Verehrerinnen wieder entzückt und namentlich als Fedja im „Lebenden Leichnam“ seine überragende Kunst der Menschengestaltung, von Geist und Temperament beflügelt, aufs neue bewiesen.

... Es ist bezeichnend für den Wert des neuesten Fulda, den „Lebensschüler“, der übrigens eigentlich ein alter Fulda ist, daß sich keine große Bühne an ihn heranwagte, so daß er im Trianontheater, unter dem einschläfernden Grummeln der Stadtbahnzüge, Unterkunft suchte und fand. Der „Lebensschüler“ ist die jungmännliche Unschuld vom Lande, belastet mit unverkennbaren Merkmalen dichterischen Ehrgeizes. Er kommt nach dem Tiergartenviertel, also an das Sodomende von Berlin W., wo die gefährlichen Frauen wohnen, deren Stamm sind jene Adah, welche leben, wenn sie lieben. Diese Lebedame und Lebenskünstlerin heißt Hella, eine ausrangierte Geliebte nicht nur des Rechtsanwalts Fiedler, die den Lebensschüler gehörig in die Schule nimmt. Nach einer ausgiebigen Privatstunde gerät er darob mit seinem Mentor, eben jenem Rechtsanwalt, der ihm die Augen öffnen will über die Verruchtheit seiner Angebeteten, in einen heftigen Zusammenstoß. Ursprünglich hatte hier Fulda den ausbrechenden Krieg — man läßt seine Stücke nicht gern liegen — als wirksamen Abschluß und deus ex machina bemüht, in einer neuen, kaum besseren Fassung läßt er den Anwalt in der Herrgottsrobe sich über die unheilbare Verschossenheit seines Schülers mit der Hoffnung trösten: „Er wird sich schon wiederfinden.“ Wird er? Das gerade möchten wir eigentlich erfahren. Man dürfte wohl die bescheidene Ansicht äußern, es sei Sache des Dichters, solche, immerhin nicht ganz nebensächliche Fragen zu lösen, statt sie dem Zuschauer vorzulegen. Das Stück endet da, wo es eigentlich beginnen sollte.

Im Gegensatz zu allen anderen Bühnen Berlins hat das Königliche Schauspielhaus sogleich mit Ernst und Wucht sich an seine Winteraufgabe gemacht. Es öffnete an Goethes Geburtstag seine Pforten mit Stella und Prometheus, machte dann einen Abstecher in die angeblich modernste Moderne (Franz Blei) und kehrte mit einer sehr sorgfältig einstudierten Aufführung des Lessingschen „Nathan“ zu den Klassikern zurück. Ein ernstes Wollen und fleißige Arbeit sind also nicht zu verkennen, auch verfügt unsere Hofbühne von allen Theatern Berlins gegenwärtig über die größte Zahl bedeutender Darsteller, so daß wir hoffen dürfen, der Goethische Leitspruch „Ältestes bewahrt mit Treue, freundlich aufgefaßtes Neue“ wird am Schlusse des Spieljahres mit einem wohlbegründeten „Nun, man kommt wohl eine Strecke“ beendet werden können. Dahin zielt ja unser ganzes Sorgen und Raten, Grollen und Tadeln diesem unserem Schmerzenskind gegenüber: wir wollen es zu Leistungen spor-

Der tumbe Ulli (Herr Ehrle) hat die spröde Liselotte (Frau Schlüter) durch die „Logik des Herzens“ bekehrt. Die Kostüme stammen, wie die Scherze und die Technik des Komödiendichters Franz Blei, aus dem 17. Jahrhundert (Kgl. Schauspielhaus)

Digitized by Google

nen, die seiner Aufgaben und seiner Kräfte würdig sind und mit dem rastlos vorgeschrittenen Kunstwirken unserer anderen großen Theater Schritt halten. Darum begrüßen wir das erkennbare Streben, darum aber auch halten wir nicht mit unserer Meinung zurück, wo wir Unzulänglichkeiten und Fehler sehen.

Die Zusammenstellung von **Prometheus** und **Stella** in den Rahmen eines Abends halte ich im allgemeinen nicht für glücklich, das weiblich-bürgerliche Schauspiel, das Lili und Friederike als Stella und Cäcilie vor uns stellt, und das pantheistisch antikisierende Prometheusbruchstück, das die Titanenwelt in der Brust des jungen Genius spiegelt, sie sind kaum zu vereinen, es sei denn eben — durch die Seele des jungen Goethe, der beides erlebte. Ein Hauch von seinem Geist, losgelöst von allen Formen und Formeln, von Ausstattungs- und Beleuchtungskünsten: **beseelte Natur** müßte das Losungswort des Spielleiters sein. Aber dazu langte es eben bei dem an sich schätzenswerten Dr. Bruck, der sich die redlichste Mühe gibt, nun einmal nicht, der Funke fehlt, der sich vom Prometheus nicht freundlich borgen, der sich nur, nach seinem Vorbilde, dem Blitz des Zeus entreißen läßt. „Ich schaffe Menschen nach meinem Bilde, Menschen, die mir gleich sind," ruft der trotzige Titan; das gleiche spricht auch der Regisseur Dr. Bruck, und so werden es ganz und gar keine wilden Prometheusseelen, die er auf die Bühne zaubert, sie gleichen dem Handwerkszeug, das er dem Prometheus auf einem Tischchen am Treppenbau zurechtgelegt hatte, damit er, gleichsam unter der Schusterkugel, seine Menschen formen könne. — Ein Ähnliches muß von der Aufführung „**Nathans des Weisen**" gesagt werden. Eine sehr sorgsame, saubere Arbeit, die da von Bruck geliefert wurde und der es auch nicht an Anerkennung fehlte. Kraußneck ein gütiger, durch Altersweisheit geklärter Nathan, der aber etwas resigniert in die Welt schaute und selbst im Vortrag des Ringgleichnisses nicht das rechte Feuer in den Herzen der Zuhörer zu entzünden wußte; das Echte ging verloren . . . Auch von den anderen Gestalten wurde nicht gerade das Höchste dieses Hohenlieds weiser Menschengüte dem Zuschauer nahegebracht, die Vorstellung ließ kälter als die Dichtung es verdient hat. Immerhin war es einer der besseren Abende am Gendarmenmarkt und da jedes große Streben nicht nur versöhnt, sondern auch Hoffnungen weckt, wollen wir erwartungsvoll die weitere Entwicklung auf diesem Wege verfolgen.

Nur ein Seitensprung von diesem Wege war es, unlogisch wie die „**Logik des Herzens**", als das Schauspielhaus just zu Franz Blei, dem Ästhetiker, Kunstschlemmer, Nachschmecker, Theoretiker, dem Religions- und Kultusdeuter, nebenbei Mitglied des literarischen Klubs für gegenseitige Beweihräucherung, gelangte. Blei hatte eine, wenn auch nicht neue, aber immerhin dichterische und brauchbare Idee: einen jungen Tölpel, den reinen Toren, den alle Welt dumm schilt, läßt er durch das einfache schlichte Vertrauen, die Logik seines Herzens die spröde und heimlich in einen anderen verliebte Braut seiner Liebe gewinnen. Aber gerade ein Stoff wie dieser bleibt leer und kahl, wenn es dem Dichter nicht gelingt, uns auch nur für einen Augenblick den Schein wirklichen Lebens vorzutäuschen. Wie Marionetten stelzten diese Figürchen aus dem galanten Jahrhundert in ihren bunten Kostümen an uns vorüber, aus ältesten Komödienszenen schienen sie hervorzuspazieren mit ihren betagten Mißverständnissen und Intrigen, ihrem gefundenen Brief, ihren albernen Harmlosigkeiten und Selbstverständlichkeiten. Was half es Herrn Ehrle, wenn er in der Parzivalrolle des tumben Ulli mit herzhafter Natürlichkeit einen blutwarmen Menschen schuf, er war unter Larven die einzige fühlende Brust, denn den übrigen Darstellern hatte die seltsame Kunst dieses Komödiendichters es streng verwehrt, auch nur bis zu den äußeren Umrissen einer menschlichen Gestalt zu gelangen.

Fräulein Coste als Recha in „Nathan dem Weisen"
(Kgl. Schauspielhaus. Phot. Becker & Maaß)

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Wie ich anfing

Erinnerungsschnitzel von Fedor von Zobeltitz

Garnison und Kriegsschule

Im Laufe von mehr als vierzig Jahren kann sich selbst ein Nest zu einer gewissen städtischen Gefallbarkeit auswachsen. Und sicher hat auch meine kleine Garnison sich in dieser Spanne Zeit nach vorwärts entwickelt; wenn ich sie hier also aus der Erinnerung zu skizzieren versuche, so spreche ich immer nur von dem Damals, was ich zu berücksichtigen bitte. Ein altes Städtchen wie viele in der Mark, schon im 14. Jahrhundert mit allerhand Rechten versehen, dann in der Zurückgezogenheit weiterlebend, bis eines Tages mit der Eisenbahn auch die Soldaten erschienen. In der Mitte natürlich der Marktplatz mit dem Rathaus und mit den schönsten Läden. Da lag auch das Hotel du Monde, wie wir es nannten, weil das feiner klang als der deutsche Name des Besitzers. Gleich links von der Flur ging es in die Gaststube und rechts um die Ecke herum in das Offizierskasino, das auch ein Gärtchen mit einer Veranda hatte, wo man an den Sommerabenden ein bißchen Luft schnappen konnte, wenn die Musik spielte und der Stabstrompeter die ‚Post im Walde' blies, was er immer sehr hübsch machte — bis zu einem bestimmten Augenblick, wo ihm die Puste ausging und das vorgeschriebene Echo versagte. Auf der anderen Seite des Rathauses führten sechs ausgetretene Steinstufen in die Konditorei. Die Einjährigen und die Fähnriche durften der Büfettmamsell den Hof machen, aber als ein heißblütiger Premierleutnant ihr sein Herz zuwandte, wurde es verboten, um die Disziplin nicht zu erschüttern. Neben der Buchhandlung — mit einer Leihbibliothek, deren Bestand bis weit in das 18. Jahrhundert zurückreichte — hatte ein Getreidejude sein Geschäft. Er machte alles, handelte auch mit Pferden und pumpte gegen mäßige Zinsen, denn er hielt auf seinen Ruf. Vom Marktplatz aus strahlten ein paar Straßen in die Weite der umgebenden Felder. In der Gasse nordwärts, deren letzte Krümmung nach der Gasanstalt führte, lag ein militärisches Heiligtum: die Wache, ein niedriges Häuschen, vorn eingebaut, das Dach von hölzernen Säulen getragen, etwas miekrig, aber sonst sehr vornehm, wie eine Kopie des Dianentempels von Ephesus aus dem Schreibheft des kleinen Moritz. Gegenüber abermals ein Hotel, von dessen Schild sich ein Gebilde abhob, das einer erfrorenen Riesengurke ähnelte. Es sollte jedoch ein „schwarzes Schiff" sein, denn so hieß dieses Gasthaus. Passierte man den Torweg, so gelangte man in den Sommergarten mit vier Oleanderbäumen und einer Efeuwand. Das war insofern sehr praktisch, als der ganze ‚Garten' sich im Winter in die Stube stellen ließ. Wendete man sich nunmehr scharf nach rechts, so stand man erschüttert vor dem Theater, äußerlich von imponierender Einfachheit, in seiner inneren Gesamtwirkung von schlichter Ruhe. Ein langer Saal mit Bänken, vorn, wo die Herren Offiziere und die Honoratioren saßen, mit drei Reihen Stühle. Auf dem Bühnenvorhang war eine ideale Landschaft zu sehen, und wenn er in die Höhe ging, quietschte er jedesmal. Leutnant von S. hatte gelegentlich seinen kleinen Rattenpinscher mit in das Theater gebracht, und als der Hund das Quietschen hörte, glaubte er, es sei eine Maus und sprang mit einem Satz mitten in die Darstellung hinein und verwirrte die Schönheit des Szenenbilds.

Eine Promenade schlängelte sich anmutig durch die ganze Stadt. Hier wohnte die Noblesse, der Amtsrichter, der Bürgermeister, auch der Herr Kommandeur, ein sehr vornehmer Mann, der leider nur unter ewiger Zerstreutheit litt. Die Kaserne der fünften Schwadron, zu der ich gehörte, lag ziemlich weit draußen; gegenüber stand die Villa eines Holzhändlers, in der ich Quartier gefunden hatte. Unter mir wohnte der Leutnant von Busse, mein lieber alter Freund Hugo, dessen letzten Schuß Leichtsinn man erst mit ihm selbst zu Grabe getragen hat.

Die Ulanen hießen das ‚Arme Grafen-Regiment', weil das Offizierkorps eine ganze Menge Grafen besaß, die sich gewaltig mit ihrer Zulage einrichten mußten. Verlangt wurden nicht mehr als zwanzig Taler monatlich; ich selbst bekam das Doppelte, es reichte aber nie. Mein Rittmeister, Herr von Lieres, ein auffallend schöner Mann, war ein weitläufiger Vetter von mir; er hatte mir indessen gleich beim Eintritt gesagt, daß er mich „Sie" nennen würde, weil sich das „Du" bei einem Rüffel schlecht anbringen ließ. Auch sonst hatte ich noch ein paar Vettern im Offizierkorps, die sich beim Anschnauzen in der Reitstunde und beim

Digitized by Google

Exerzieren aber auch ganz gut mit dem „Du" abfanden. Wenn mir Bernhard Schmettow zubrüllte: „Zobeltitz, du sitzest mal wieder wie eine Waschklammer auf dem Gaul!" — so pfiff ich auf die ganze Verwandtschaft. Am unangenehmsten war in der ersten Zeit der Stalldienst. Abends hatte ich bis Mitternacht im Kasino gesessen und mußte morgens um halb vier wieder heraus, um meinen Gaul vorschriftsmäßig mit Striegel und Kartätsche zu bearbeiten. Denn das wurde mir nicht erspart und ebensowenig die Übungen mit der Lanze, ein schweres Ding für einen sechzehnjährigen Jungen, der doch noch sehr in den Kinderschuhen steckte. Gottlob dauerte das alles nur ein paar Wochen, dann war die erste Lehrzeit vorbei. Die Reiterei machte mir viel Spaß, und als eine gute alte Tante mir einen eigenen Gaul schenkte, strahlte ich vor Freude. Nun konnte ich wenigstens mit den anderen Herren spazieren reiten und zu Pferde die Güter in der Nachbarschaft besuchen, wo auch wieder mannigfache Vettern steckten. Das halbe Offizierkorps war miteinander verwandt.

Abwechslung gab es nicht viel. Den Vormittag nahm der Dienst in Anspruch: Frühappell, Instruktionsstunde, Reitstunde, Schwadronsexerzieren, Schießen und derlei mehr. Die beiden Wachtmeister waren forsche Kerle und dankbar für jede Kiste Zigarren und jede Flasche Kognak. Für das Mittagessen im Kasino zahlte man achtzig Pfennige; damals konnte man sich dafür satt essen. War Besuch da, so wurde für zwanzig Pfennige noch ein Extragericht eingeschoben, gewöhnlich ein „Entree", italienischer Salat oder harte Eier mit Sardellen, oder auch ein Flammeri als Nachtisch. Das Menü wurde mit Kreide auf eine schwarze Tafel geschrieben, die im Vorzimmer hing, wo man die Mützen und Paletots ablegte. Jeder, der hereinkam, betrachtete erst sinnend die Tafel und schimpfte hier auf den Kasinovorstand. Getrunken wurde meist einheimisches oder Grätzer Bier oder auch Grüneberger Wein aus den Rebengefilden der Oder. Eine Sorte nannten wir Tschicherziger Ausbruch; sie wuchs, blühte und gedieh ganz in der Nähe, ebenso wie der Bomster meines guten dicken Onkels, des Kammerherrn von Unruh, der eigentlich in Heinersdorf angesessen war, aber nach seinem berühmten Weinbergsschlößchen immer nur Unruhe-Bomst genannt wurde. Der Kaiser lag einmal bei ihm in Manöverquartier und wollte den vielgenannten Rebensaft kosten; dies geschah denn auch, und da soll er gesagt haben: „Ausgezeichnet — man spürt gleich die Unruhe ..." Auch der Schaumwein trug ein Grüneberger Etikett; eine Flasche „Landkarte" kostete einen Taler. Nur Leutnant von Busse leistete sich manchmal eine Flasche Mumm oder spielte sie bei einer Partie Sechsundsechzig mit einem Einjährigen aus, einem polnischen Grafen, dem sogenannten ‚Starosten'.

Im Offizierkorps gab es doch noch manche originellere Erscheinung, z. B. den dicken Z., der so sparsam war, daß er sich seine Überröcke wenden ließ, wenn die richtige Seite zu schäbig geworden war. Diese Futterseite war aber gewöhnlich stark ausgeblichen, so daß er wie ein hellblauer Dragoner aussah und nicht wie ein dunkelblauer Ulan.

Zwei Schwadronen des Regiments lagen ein paar Meilen weiter östlich in einem winzigen halbpolnischen Neste mit kaum viel mehr als tausend Einwohnern. Da war man nun wirklich wie verloren und verkauft. Die beiden Rittmeister waren wenigstens verheiratet, aber die Leutnants wußten vor Langeweile nicht, was sie anfangen sollten. Das Kasino war in einem Zimmer des Rathauses eingerichtet, doch man kann nicht immer im Kasino sitzen und Bomster trinken. Nun hätten die jungen Herren ja daheim ein bißchen studieren und sich auf die Kriegsakademie vorbereiten können. Indes mit regerer Geistigkeit war es derzeit bei der Provinzkavallerie noch nicht weit her. Wenn man einmal für ein Jahr aus der Front herauswollte, meldete man sich für die Reitschule in Hannover oder für die Zentralturnanstalt in Berlin oder für eine Gestütsverwaltung; das Sichaufdiehosensetzen hatte man noch nicht recht gelernt. Erst in den achtziger Jahren, als Verdy lebhafter Umschau hielt, blies ein staubaufwirbelndes Windchen auch durch die kleinen Garnisonen. In der bleiernen Atmosphäre kam man auf die verrücktesten Einfälle. Ein Leutnant strich einmal den Ziegenbock seines Wirts knallrot an und vergoldete ihm die Hörner. Der Dienst war hier, fernab vom Stabe, rasch abgemacht; dann warf man sich auf das Pferd und kescherte es ab oder ging auf die Jagd oder schmökerte daheim uralte Leihbibliotheksromane, bis man müde Augen bekam. Wenn man über die Straße ging, schnallte man nicht erst den Säbel um, und wenn es regnete und der Marktplatz ein Sumpf war, zog man sich Holzpantinen über und nahm einen Regenschirm, um in das Kasino zu glitschen.

Die Geselligkeit schäumte nicht über. Der Herr Oberst hatte ein paar sehr niedliche Töchter, die zuweilen einen ‚literarischen Abend' veranstalteten. Dann wurde ‚Turandot' mit verteilten Rollen gelesen, und wenn Leutnant von Senger dabei als Truffaldin den Sklaven zurief: „Rührt Euch!" so tat er es in einem Tone, als ob er seine Rekruten kommandierte. Sonst überwogen die Kommißpekkos wie auch in größeren Garnisonen. Am nettesten war es immer beim etatsmäßigen Stabsoffizier, dem Major von St., einem lustigen und recht gescheiten Herrn, der sich mit schmunzelnder Skepsis in alles fand. Sein älterer Bruder war schon in jüngeren Jahren an irgendeiner Klippe gescheitert, dann Schauspieler und Theater- und Operndirektor geworden — und gehörte schließlich zu den bekanntesten Person-

Digitized by Google

lichkeiten Berlins. Etwas von seiner unversiegbaren Lebenslust steckte auch in unserem Major. Eine drollige Geschichte passierte mir einmal in einer Gesellschaft beim Oberstabsarzt. Da hatte ich nach der Verabschiedung einem jungen Lohndiener, der an der Türe stand, den üblichen Taler Trinkgeld in die Hand gedrückt. Am nächsten Morgen aber, als ich noch im Bette lag, erschien der Mensch bei mir, legte den Taler auf meinen Nachttisch und erklärte mir, ich hätte ihn tödlich beleidigt, denn er sei kein Lohnsklave, sondern ein Primaner des Gymnasiums und rechtmäßig von dem Herrn Oberstabsarzt zum Tanze eingeladen worden: ich müßte ihm unbedingt Genugtuung geben. Zuerst dachte ich, er wollte mich fordern, doch hatte er sich eine andere ‚Genugtuung' ausgedacht. Er verlangte, daß ich ihn vor versammeltem Offizierkorps um Entschuldigung bitten sollte. Nun begann die Sache mir Spaß zu machen; nach Rücksprache mit meinem Rittmeister lud ich den Primaner zur Mittagszeit in das Kasino und hielt ihm dort eine feierliche Rede, die ich mir vorher ausgearbeitet hatte, die jedoch das Gegenteil dessen bewirkte, was der junge Herr erwartet hatte. Die Offiziere pruschten nämlich vor Vergnügen, und als ich schloß: „Somit erkläre ich denn in aller Form Rechtens, daß Sie keines Dienerlohnes bedürfen und reiche Ihnen noch einmal die talerlose Hand zur Wiederherstellung Ihrer Ehre," da wurde die Heiterkeit unbändig. Den Primaner aber ließen wir nicht erst zu einem Gegenwort kommen, sondern behielten ihn da und seiften ihn mit Grüneberger ‚Landkarte' gehörig ein.

Zur Winterzeit war das Theater das Hauptvergnügen. Gewöhnlich kam dieselbe kleine Truppe und kündigte sich dadurch an, daß der Zettelausträger, der auch in Chargenrollen mitwirkte, von Haus zu Haus ging und zum Abonnement aufforderte. Da diese harmlosen Erinnerungen durchaus keine erziehliche Tendenz verfolgen, so kann ich auch erzählen, daß ich um die gleiche Drehe herum mehrfach mein Herz verlor. Zuerst an ein kleines blondes Bürgermädchen, das ihre Liebe in die Löcher meiner Strümpfe und Taschentücher stopfte und mir durch jeden angenähten Knopf von neuem ihre Treue bekundete, und hierauf an die erste (und einzige) Liebhaberin des Theaters, die indessen auch Soubretten- und Hosenrollen, heute das Käthchen von Heilbronn und morgen die Gräfin Guste von Kalisch spielte. Es war eine bescheidene Liebschaft mit warmem Abendbrot, Küssen und Grüneberger Cuvé, und als ich ihr einmal ein kleines Medaillon schenkte, wurde sie ganz bleich: einen so noblen Anbeter hatte sie noch nicht gehabt. Natürlich war ich Stammgast im Theater, und zu ihrem Benefiz kaufte ich dreißig Galerieplätze und verschenkte sie an ebensoviel Ulanen, die einen tobenden Beifall entfesselten, während die Leutnants sie mit Buketts und Kränzen, Stück für Stück eine Mark, überschütteten. Es war ein großer Abend. Die Truppe gab meist Possen und Lustspiele, zuweilen aber auch klassische Stücke, z. B. ‚Die Räuber' in merkwürdig verkürzter Form; in den Banditenszenen mimte dann alles als Räuber mit, vom Herrn regierenden Grafen von Moor an bis zum alten Diener Daniel. Selbst an Opern wagte man sich, wie an ‚Preziosa' und den ‚Freischütz', der das Haus stets bis auf den letzten Platz füllte, weil man den wilden Naturalismus der Wolfschluchtszene von früher her kannte. Beim Sturm fielen die vertrockneten Tannen rechts und links um, daß die ganze Bühne zitterte, und tiefgreifend wirkte es, wenn statt des mächtigen Steinadlers ein totes Huhn an einer Strippe durch die Luft gezogen wurde, wenn die Eule mit den Flügeln schlug, daß man das Mottenpulver im Parkett roch, und vor allem, wenn die Wildsau daherraste, einen Schwärmer im Maul und einen hinten, um dann von allen Seiten zu explodieren und sich in Funken und Rauch zu hüllen.

Ich war ein sehr vergnügter und lebenslustiger Jüngling und machte mit, was sich mir bot, blieb aber doch auch häufiger des Abends in meinem Zimmer und fing an, mir eine kleine Bibliothek anzuschaffen, deren Prachtstücke die im Erscheinen begriffenen Freytagschen Bilder aus der deutschen Vergangenheit waren. Es lüstete mich sogar damals schon nach höheren Ehren, und in dieser unnötig frühen literarischen Neigung unterstützte mich ein Herr von Brescius, ein ehemaliger Gutsbesitzer, der nach Verlust seines Besitzes in die Garnison gezogen war — ein geistreicher Kopf und eine sehr merkwürdige Persönlichkeit. Er war dritter Husar gewesen und hatte den Abschied nehmen müssen, weil er seine fabelhafte Ähnlichkeit mit dem Prinzen Friedrich Karl gelegentlich zu einem Ulk benutzt hatte, der ihm sehr übel vermerkt wurde. Er war reich, aber wahnsinnig leichtsinnig; als er sein Vermögen verpulvert hatte, wurde er katholisch und nahm schließlich eine Vertrauensstelle bei Windthorst ein. Um 1875 lebte er kurze Zeit in meiner kleinen Garnison und erzählte mir viel von einem im Wahnsinn verstorbenen Freunde, einem Grafen Pinto, einem unruhigen Geist, der in der Konfliktszeit mancherlei Broschüren zwischen die politischen Gruppen geschleudert und auch einmal eine Wochenschrift, die ‚Berliner Revue', herausgegeben hatte. Dieser Pinto hatte nun Herrn von Brescius schriftstellerisch angeregt, der derzeit u. a. mancherlei für die ‚Gartenlaube' schrieb, und Herr von Brescius wiederum machte auch mir Lust, es mit der Feder zu versuchen. Ich ging natürlich gleich an ein großes Drama, das ein ‚Zeitgemälde' sein sollte und das ich Herrn von Brescius vorlas. Der aber hielt es leider für ein Lustspiel, und als er meine Verstimmung merkte, tröstete er mich und riet mir,

es zunächst einmal mit leichteren Arbeiten zu versuchen, wenn ich durchaus schriftstellern wollte. So setzte ich mich denn an langweiligen Abenden hin und schrieb kleine Stimmungsbilder aus dem Garnisonleben, Humoresken und Gedichte, die in der von Herrn Gustav von Glasenapp ins Leben gerufenen ‚Unteroffizier-Zeitung‘ und in den ‚Neuen Fliegenden Blättern‘ auch wirklich gedruckt wurden. Dies letztgenannte Organ wird wahrscheinlich den meisten Lesern unbekannt sein. 1872 hatte Rudolph Mosse das „Berliner Tageblatt" begründet, und bald darauf entstand ein Konkurrenzunternehmen, das sich ‚Neues Berliner Tageblatt‘ nannte. Das hatte nun als Beilagen die ‚Berliner Gartenlaube‘ und die ‚Neuen Fliegenden Blätter‘, deren Mitarbeiter ich geworden war. Zwei Titel der von mir für dieses Blatt verzapften Jugendsünden sind mir noch in der Erinnerung. Es waren zwei Humoresken; die eine hieß ‚Die alte Exzellenz‘ und die andere ‚Der Leutnant und die Bajadere‘, und sie wurden mir wahrhaftig sogar honoriert. Dies erste Honorar war die Schlinge, in der ich mich fing. —

Es rückte nun mählich die Zeit der Kriegsschule für mich heran. Ich wurde nach Neisse kommandiert und traf unterwegs bereits eine Menge von Kameraden, einen ganzen Pilgerstrom uniformierter Jünglinge, die dem Mekka militärischen Wissens zueilten. Der soldatische Leser weiß, was eine Kriegsschule ist, dem Zivilisten sei gesagt, daß diese Militärschulen Anstalten zur kriegswissenschaftlichen Ausbildung der Offiziersaspiranten sind. Der Lehrplan umfaßt Taktik, Heeresorganisation, Waffenlehre, Feldkunde, Dienstkenntnis, Schießen, Turnen, Fechten, Reiten. An der Spitze steht ein Stabsoffizier — hier war es der Major von Bergmann, den ich kurz vor seinem Tode als verabschiedete Exzellenz noch einmal in Wiesbaden traf —, Hauptleute fungieren als Lehrer, Leutnants als Inspektionsoffiziere. Das Ganze ist, auch in seiner Einteilung und in dem Zusammenleben, sozusagen ein Kadettenkorps für Erwachsene.

Der Vormittag war dem Unterricht in den Klassen gewidmet, an den Nachmittagen fanden die sportlichen Exerzitien statt und die Arbeitsstunden — von sechs Uhr ab war frei. Über diese ganze lustige Zeit habe ich einmal ein heute verschollenes Büchelchen in Versen veröffentlicht: ‚Fähnrichsgeschichten, lose Blätter in lockren Reimen‘ — mein erstes Buch, aber es kann ruhig verschollen bleiben. Zeigte im Kadettenkorps die unermüdliche Trommel die Stunde an, so tat es hier die im Treppenhause hängende große Glocke. Sie weckte uns zunächst aus dem schönsten Morgenschlaf, und dann wurde es auf den Zimmern lebendig. Für die Reinigung unserer Kleider brauchten wir freilich nicht selbst zu sorgen wie im Korps; dazu waren die Ordonnanzen da, immer eine für jedes Zimmer, und deshalb wurden sie auch nie rechtzeitig fertig. Inzwischen wartete aber unten vor dem Haupteingang oder im großen Korridor schon der Leutnant du jour mit der Uhr in der Hand, und wer zu spät zum Frühappell kam, wurde unbarmherzig aufgeschrieben. Das war unangenehm, denn es knappste uns die karge Freizeit ab. Nach dem ersten Frühstück begann der Unterricht, im Sommer erfreulich unterbrochen durch das ‚Aufnehmen‘, das Terrainzeichnen im Freien, wozu uns die Gäule der Reitstunde zur Verfügung gestellt wurden. Auch die Frühstückspause war immer ein Lichtblick zwischen der Lehre von der Kriegführung, der Waffenverwendung, der hohen Taktik und der Wissenschaft des Festungsbaus. Da stand im Kasino ein Riesenbüfett mit allerhand Leckereien, das von dem ersten Hotel der Stadt geliefert wurde. Der Ökonom war ein zugänglicher Herr, der uns in einem verschwiegenen Zimmerchen seiner Behausung auch zuweilen ein gutes Diner vorsetzte und die Rechnungen anstehen ließ — bis eines Tages die Sache herauskam. Da hieß es nun bezahlen und Vatern beichten oder schleunigst zum ‚Schuster‘ gehen. Das war der beliebteste Wucherer, seines Zeichens Schuhmachermeister, ein gefälliger Mann, der nur die gesetzlichen sechs Prozent Zinsen nahm, aber dazu für hundert Prozent Stiefel in Ansatz stellte: Fußbekleidungen, die man natürlich nie zu sehen bekam, weil sie bloß auf der Rechnung standen. So kroch er um das Gesetz herum, und wir krochen auf seinen Leisten.

In der freien Zeit schwärmten wir immer in der Stadt umher. Im allgemeinen hielten die einzelnen Waffengattungen zusammen, die Kavalleristen sonderten sich ab, und wer von der Infanterie oder der Bombe zu diesem Kreise zugezogen wurde, bildete sich gehörig etwas ein. Wir waren sehr feine Leute und trieben einen albernen Kleiderluxus. Die Sporen mußten klirren, die Beinkleider hatten damals einen besonderen Schnitt (Schenkelhosen nannte man sie), lacklederne Kniestiefel wurden bevorzugt, die Ärmelpatten reichten bis zum Ellenbogen. Die Ulanen durften auch den Überrock, die Husaren im Winter den Pelz tragen; das waren Höhepunkte der Eleganz. Man ließ sich denn auch in allen Stellungen photographieren, und wenn es in die Stadt ging, wurde zunächst beim Friseur haltgemacht. Überall wurde angeschrieben — aber immer kam das dicke Ende nach. Die Liebe der Lieferanten erlosch unbedingt beim Abschluß des Kursus. Dann hagelte es Rechnungen, und wenn man nicht sofort bezahlte, wurde dem Regimentskommando Anzeige erstattet. Die einzelnen Kliquen hatten ihre besonderen Stammlokale; da ging es zuweilen hoch her, und der Sekt floß in Strömen. Es war eine leichtsinnige Zeit, aber doch ein unvergeßliches Stück Jugend. Als die Neisser Kriegsschule vor einigen Jahren das Jubiläum ihres fünfzigjährigen Bestehens feierte,

Digitized by Google

bat mich der Kommandeur um ein Kommerslied, das bei dem Feste gesungen werden sollte. Das lieferte ich denn auch in der Begeisterung glücklicher Erinnerung, konnte aber leider selbst der Einladung zu der Feier krankheitshalber nicht folgen und erhielt dafür ein langes Danktelegramm mit der Bestätigung, daß mein Lied von über hundert frischen Kehlen gesungen worden sei.

Natürlich fehlten wir nie im Stadttheater und suchten auch Anschluß an die Schauspielerwelt. Die erste Soubrette war aller Schwarm; ein älterer Major sorgte für ihr Portemonnaie, und ein junger Fähnrich von den Zietenhusaren für ihr Herz. Öfters waren wir mit dem Komiker zusammen, einem tüchtigen Darsteller namens Arno Hempel, der mich besonders interessierte, weil er zugleich schriftstellerisch arbeitete und manche hübsche Skizze aus dem Bühnenleben schrieb. Wir bildeten denn auch einen verrückten ‚literarischen Klub', nur ein halbes Dutzend Leutchen, doch jeder ungemein eingenommen von sich selbst; bei unseren Zusammenkünften hielten wir flammende Ansprachen, ließen Goethe und Schiller und andere tote Größen leben und trugen uns gegenseitig unsere Dichtungen vor. Außer Schiller und Goethe verehrten wir übrigens auch die literarischen Zeitgenossen in etwas wirrer Auswahl, Freytag und Johannes van Dewall, Wachenhusen und Scheffel, Brachvogel, Redwitz und Hackländer — es kam nicht darauf an: wir ließen alle leben.

Einmal hatte ich ein Duell. Irgend jemand hatte mich empfindlich beleidigt, und ich wollte ihn auf Pistolen fordern. Aber das gab es nicht. Der Ehrenkodex wurde natürlich eingehalten, doch mußten die Gegner sich mit Rapieren begnügen. In der Turnhalle wurde der entsetzliche Zweikampf in Gegenwart der Zeugen und eines Offiziers ausgefochten. Wir paukten darauf los, bis dem Feinde der Schädel brummte und mir die Nase blutete. Hierauf erklärte der Unparteiische, der Ehre sei genug geschehen, und fragte, ob wir uns versöhnen wollten. Wir reichten uns die Hände und gingen frühstücken, um uns den Haß vollends aus der Seele zu räuchern, ein Zustand, der sich binnen kurzem entwickelte. Wir tranken Brüderschaft und schworen uns ewige Freundschaft. Selten wohl kam ein Duell schneller zu einem so harmonischen Abschluß.

Am 22. März, Königsgeburtstag, fand eine großartige Festlichkeit statt. Schon Wochen vorher war tagein, tagaus geprobt worden, zum Entsetzen unserer Lehrer, denn die ewige Zerstreuung ging ihnen wider den Strich. Einer der Inspektionsoffiziere, Leutnant von Ziegler, war der Vergnügungskommissar, und mit seiner Hilfe wurde das Festprogramm ausgearbeitet: eine Symphonie auf allerlei Ulkinstrumenten als Einleitung, eine einaktige Mosersche Posse, eine Parodie auf ‚Des Sängers Fluch' und als Schlußeffekt abermals eine Parodie, der unverwüstliche ‚Tanheiser oder die Keilerei auf der Wartburg', in der ich den Wolfram von Gröschelbach zu mimen hatte. Die zahllosen Proben waren fast noch unterhaltender als die Vorstellung selbst. Die Kastellansfrau schneiderte die Kostüme zusammen, der Friseur beschaffte die Perücken; an das Studium dachten nur noch die wenigsten. Und dann brach der große Tag an. Kein Frühappell; wenn man um acht beim Frühstück saß, war es Zeit genug. Um zehn Uhr Gottesdienst, dann Parade in Gala mit einer Festrede des Herrn Majors, dann ein Festessen mit einer Riesenbowle und eine nochmalige Ansprache des Herrn Majors, der hierauf verschwand, um „nicht weiter zu stören". Aber die übrigen Offiziere blieben — heut fühlten sie sich doch schon als Kameraden. Champagner ersetzte die längst geleerte Bowle, bis die Köpfe glühten und eine mahnende Stimme daran erinnerte, daß man am Abend wieder frisch sein müsse. Zu dieser großen außerordentlichen Vorstellung war auch städtisches Publikum geladen: die Offiziersfamilien, der Beamtenstand, die Spitzen der Verwaltung, und sogar eine Galerie gab es mit Gevatter Schneider und Handschuhmacher bis herab zu dem alten ‚Knobelfritz', einem Invaliden von siebzig, der die Erlaubnis hatte, die Anstalt mit einem Korb voll Früchten und Süßigkeiten und seinem Würfelbecher unsicher zu machen. Jubel ohne Ende, besonders bei der Tannhäuserparodie, die auch famos gespielt wurde. Manche von denen, die ich damals in blühender Jugendfrische um mich sah, sind heute schon stumme Leute geworden. Lieber langer Bohlen, lieber Einsiedel, lieber Müllern, lieber Blücher, lieber Putlitz — eine ganze Reihe der alten Freunde ist längst ins Grab gesunken ...

Was aus anderen der Kameraden von einst geworden war, erfuhr ich erst später. In einem militärischen Almanach habe ich einmal darüber geplaudert, aber es werden nicht allzuviele gelesen haben, und so kann ich es hier wiederholen. Vor etwa zwei Jahrzehnten erhielt ich von einem Obersten K. die Aufforderung, mich am Soundsovielten abends um soundsoviel Uhr in der Weinstube von Mitscher in Berlin einzufinden: da würde ich die meisten von denen wiederfinden, die mit mir dereinst die Kriegsschule besucht hätten — notabene, sofern sie noch am Leben wären und Lust verspürten, der Aufforderung zu folgen. Das freute mich, und ich beschloß, das Stelldichein keineswegs zu versäumen, kam aber etwas später, da ich noch pflichtgemäß eine Theaterpremière zu besuchen hatte. Und als ich nun in das Zimmer trat, hatte ich zuerst das Empfinden, völlig fremden Menschen gegenüberzustehen. Da sah ich eine Anzahl Offiziere, die meist graue Haare hatten, und eine Anzahl Zivilisten, von denen auch schon die meisten recht grauköpfig waren. Verschiedene hatten niedliche Glatzen, alle aber machten sehr vergnügte Gesichter, und einige sprangen auch hurtig

Digitized by Google

empor und kamen mir begrüßend entgegen. Und da wachte denn die Erinnerung langsam auf, stockte wieder, hüpfte einige Schritt weiter und machte abermals halt. Ein lustiger Zivilist umarmte mich stürmisch. „Kennst du mich denn nicht, Zobelchen?“ rief er; „weißt du noch, wie wir einmal gewettet hatten, beim Konditor Liebig über den Ladentisch zu springen, und wie dir dabei die Windbeutel an den Sporen hängengeblieben sind?...“ Na ja — nun kannte ich ihn wieder — es war Graf M., und ich umarmte ihn gleichfalls und fragte ihn sodann, warum er Zivil trage. „Weil ich Koofmich geworden bin,“ antwortete er ruhig.

Von da ab haben die alten Junker jenes Kriegsschulturnus sich alle drei Jahre getroffen, aber natürlich, von drei zu drei Jahren standen immer mehr Plätze leer. Und die Übriggebliebenen sind noch grauer geworden und manche ganz weiß, und die Glatzen sind tiefer gerückt, und in die alten Gesichter haben sich Falten gegraben. Aber jedesmal wird die Liste aller verlesen, mit denen wir zusammen jung gewesen sind, und jedesmal fügt der Vorlesende bei den Fehlenden den Grund an: „Der ist tot — der ist verschollen — der hat sich das Genick gebrochen — der ist auf hoher See...“ Viele sind aktiv geblieben und sind heute natürlich Exzellenzen, einer wurde sogar Kriegsminister, nachdem er als Generalquartiermeister in prachtvollem Lutherdeutsch unsre ersten Siege in alle Welt gerufen hat: unser lieber Stein. Einer ging zur Polizei, ein anderer zur Intendantur und ist nun Wirklicher Geheimer Rat. Wieder einer trat in den Hofdienst und wurde Zeremonienmeister bei einem kleinen Fürsten, und einer hält schöne Reden im Reichstag. Manche haben die väterlichen Güter übernommen und bauen mit Eifer Rüben und Kohl, und bei den alten Stoppelhoppsern erinnert höchstens noch das Monokel an die erlesene Feinheit von damals.

Aber auch seine Romane hat der und jener erlebt. Da ist zum Beispiel mein alter Duzfreund Graf M. Nahm in Ehren den Abschied und wurde Stallmeister wie mancher andere seines berühmten Geschlechts. Ein närrisches Geschick verschlug ihn auf den Balkan, wo derzeit unter anderen Souveränen ein dicker König regierte, der ihm wohlwollte. Aber der König hatte auch eine Königin, und der gefiel der neue Oberstallmeister. Spione hinterbrachten das dem gekrönten Mammut, und nun ging ein Donnerwetter los, und mein Freund beeilte sich, mit Volldampf vom Balkan zu verschwinden. Dann heiratete er ernsthaft: ein millionenreiches Mädchen. Sein Schwiegervater kaufte ihm eine riesige Besitzung in Nieder-Österreich. Plötzlich starb jedoch dieser Schwiegerpapa, und da stellte sich heraus, daß er sein ganzes Vermögen versehentlich verspekuliert hatte. Auch für die riesige Besitzung war vorläufig nur eine Anzahlung geleistet worden. Aber Freund M. verlor keinen Augenblick den Lebensmut. Er übernahm allerhand Agenturen. Nun wurde er wirklich „Koofmich“ und kam dabei auch ganz gut auf die Kosten. Eines Tages trat ein findiger Unternehmer an ihn heran, um ihn für eine große Sache zu interessieren, eine neue Erfindung, eine Lederschmiere, einzig dastehend unter allen Schmieren der Welt. Ohne weiteres griff Freund M. zu, und als ich zum letzten Male von ihm hörte, war er Besitzer einer großen Fabrik und klagte nur darüber, daß seinem Sohn und Erben der Grafentitel — im Wege sei.

Und dann du, lieber langer Alfred, der du jetzt sechzigjährig werden würdest gleich mir, wenn nicht längst unter heißerer Sonne ein ruhmvoller Soldatentod dich dahingerafft hätte! Alle Blätter haben seinerzeit davon erzählt. Der Freiherr von S. war sächsischer Gardist und ein bildschöner Mensch. Machte Schulden, verlor seine Gardelitzen und kam in die Provinz. Verliebte sich und heiratete. Ein gemeinsamer Freund hat mir die Tragödie dieser Ehe erzählt. Als seine Frau im zweiten Wochenbette lag, eilte die Schwester zu ihrer Pflege herbei. Da faßte den leichtsinnigen Mann eine tiefe Leidenschaft zu der Schwägerin, und während zwei in Liebesflammen lodernde Herzen sich fanden, brach darüber das dritte. S. nahm den Abschied und ließ sich in der englisch-ägyptischen Armee anwerben, wo er binnen kurzem zum Major im Generalstabe aufrückte. Damals hatte eben der Mahdi das Banner der Empörung entfaltet und war im Süden Kordofans bald der unbestrittene Herr. Dem Heere Hicks-Paschas wurde S. zugeteilt; die ganze Armee wurde im Herbst 1883 bis auf wenige von den Rebellen zusammengehauen. Unter den Gefallenen befand sich auch Baron S.; ein stolzer Heldentod hatte den Leichtsinn seines Lebens gesühnt.

Und wieder einer, ein lustiger kleiner Pionier, dessen parodistisches Talent an dem geschilderten Königsgeburtstagsfeste glänzend zur Geltung kam — was ist der heute? Prediger an der Kirche der Scientisten in Boston! Von noch einem, einem flotten Dragoner, weiß ich, daß er in Amerika endete. Aber er hat dort sein Schäfchen ins trockene gebracht und eine reiche Brasilianerin geheiratet. Wieder einen anderen traf ich vor Jahren in Konstantinopel. Er ging später als Vertreter Krupps nach Ostasien. Nicht alle Entgleisten haben tragisch geendet — gottlob nicht.

Wenn wir nach Friedensschluß uns abermals zusammenfinden sollten, werden wieder einige Plätze leerstehen, und sicher, daß in die Erinnerungen an eine frohere Zeit auch Klagen fließen werden über gefallene Söhne. Denn eine neue Jugend ist herangewachsen und konnte dem Vaterlande dienen nach ihrer Art — wie wir nach der unsern, die wir nun junge Großväter geworden sind, lächelnd der Torheiten von einst, aus denen doch schon lanzenschwingend der Ernst in das Leben sprang, wie Pallas Athene aus dem Haupte des Zeus.

Digitized by Google

Die Puppe

Von Werner Peter Larsen (München)

Eine Puppe, eine kleine,
Eine süße, feine, schlanke,
Habe ich dir im Tornister
Aus dem Felde mitgebracht.
Wo ich sie gefunden habe?
Fern in Frankreich, wo Kanonen
Von den den kahlen Höhen brüllen,
Fern in Frankreich, wo die Frauen,
Anzuschauen wie die Puppen,
Große, braune Augen haben,
Die von Lust und Liebe lächeln,
Während ganze Regimenter
Mit gesenkten Trauerfahnen
Zu der Trommel dumpfem Wirbel
Durch das Tal des Todes ziehn.

Eine Puppe, eine kleine,
In Perücke und im Reifrock,
Frankreichs Spielzeug, Frankreichs Liebling,
Habe ich dir mitgebracht.
— Auf und nieder geht die Wage,
Die der Völker Schicksal abwiegt ...
— Auf und nieder rauscht die Woge ...
Doch in Frankreich scheint die Sonne,
Und die jungen Frauen schreiten,
Heißes Locken in den Gliedern,
Süßes Lächeln um die Lippen,
— So, wie deine Puppe lächelt —
Während ganze Regimenter,
Die für Frankreichs Ehre stritten,
Mit gesenkten Trauerfahnen
Durch das Tal des Todes ziehn.

Auf und nieder geht die Wage ...
Völker steigen auf und nieder,
Welten fallen auseinander — — —
Doch die feinen, schlanken Puppen,
Die so schön sind, wie die Frauen,
Die durch Frankreichs Städte wandeln,
Bleiben unentwegt beim Lächeln ...
— Eine kleine, süße Puppe
Habe ich dir im Tornister
Aus dem Felde mitgebracht ...

Eine Puppe ... Draußen stampfen
Lange, müde Regimenter,
Draußen zieht ganz Frankreichs Jugend
In den Abgrund, ins Verderben ...
Siehst du, wie die Puppe lächelt ...?
— — — — — — — — — — — — — — — —
Eine Puppe, eine kleine,
Eine süße, feine, schlanke,
Habe ich dir im Tornister
Aus dem Felde mitgebracht ...

Digitized by Google

Das wehrhafte Fräulein

Von Friedrich Freksa

Der Oktober des Jahres 1648 ging zu Ende, als durch die herbstlichen deutschen Lande ein großes Staunen rauschte, daß nun endgültig und fest Frieden auf Erden herrschen solle. Trotzdem das große Werk der Staatsmänner, Gesandten und Räte versiegelt, verbrieft und beschworen war, mochten und konnten es die Leute nicht fassen, daß solches geschehen sein könne. Waren es doch nur wenige, die sich an die goldenen Zeiten erinnerten, die vor den langen, dumpfen Jahrzehnten der Not, Qual und Kümmernis lagen.

Es wollte ein Atemholen durch die deutschen Lande gehen, aber noch wagte es niemand, die Lungen so recht vollzusaugen mit der neuen Friedensluft, die mit dem Herbststurm durch das Land wirbelte, als wolle sie der Herrgott neu mischen und reinigen vom Blutgeruch und Pulverdampf der Schlachten, vom Rauch verbrannter Heimstätten, vom aufgestiegenen Schweißdunst und Staub der Heerkörper. Da aber zur Nacht der Sturm unbändiger und böser ward, da er die altersbraunen, mürben Ziegel von den schlechtgehaltenen Häusern jagte und verwitterte Strohdächer grimmig zerzauste, mochte es manchem Menschenkinde dünken, daß die zornigen Gewalten, die in dem langen Kriege Welt und Gemüter der Menschen erfüllt hatten, nun unter wütigem Drohen aus den Lüften entführen, wie es sich für böse, teuflische Mächte geziemt.

Ein rechter Tanzplatz und Verlustierungsort der erregten Lüfte war das breite Waldtal von Emmspringe im Wesergebiet. Da wühlten die Winde in den Wipfeln der weiten Waldungen, pfiffen an der Bergnase des Herrenberges empor zu den breiten Wänden des festen Hauses Herrenbruch, stürzten sich kopfüber auf die schmale Wiese, durch die die Wasser der hochgeschwollenen Emme brausten, und schnurrten dann weiter durch das Loch zwischen den stöhnenden Wäldern zur Rechten und Linken, bis sie heulend über die altersgrüne Stadtmauer sprangen und in den engen Gassen zwischen den hochgiebeligen Häusern von Emmspringe ihr Unwesen in der vergrauenden Dämmerung trieben.

Die Schilder klapperten, die Fenster knatterten in den Angeln, die Türen taten sich auf, schwangen, schlugen krachend zu, um sich jäh aufspringend wieder zu öffnen. In den leeren, bebenden Speichern pfiffen die Ratten erschreckt und empört. Wer aber auf der Straße überrascht wurde, eilte, sein Haus zu gewinnen, da das Unwetter keinen auf der Gasse litt.

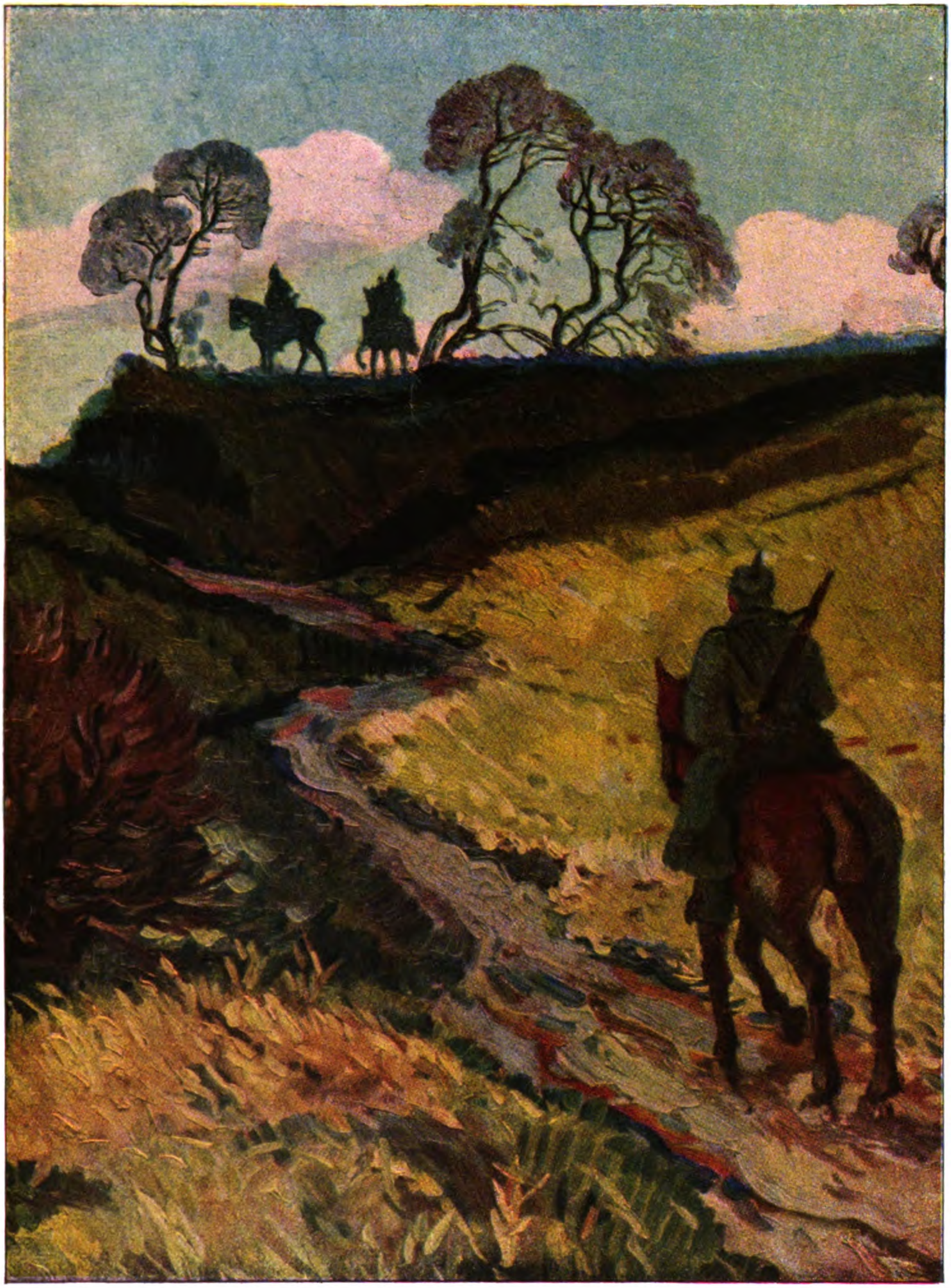
Im ersten Stockwerk des hohen Pfarrhauses, gegenüber der Sylvestrikirche, saß der Pfarrherr Josias Rottner im Lichtkreise von zwei dünnen Talgkerzen, die in blechernen Leuchtern staken, am eichenen Tisch und sah Urkunden und Rechnungen seiner Pfarrgemeinde durch. Die rötlichen Flämmchen der beiden Kerzen zitterten wie arme Seelen, die am Verlöschen sind. Unter der fortwirkenden Gewalt des Luftzuges hoben und senkten sich die knisternden, alten Pergamente, als wäre in ihnen eigenes Leben erwacht. Die bleigefaßten, kleinen Scheiben der beiden Fenster gegenüber dem Tische ratterten trotz der Läden, mit denen sie vor dem Winde verwahrt waren. In dem großen, düsteren, niedrigen Raume duckten und reckten sich breite Schatten. Während das ganze Haus unter der Gewalt des Sturmes ächzte, knackten die ausgetretenen Eichendielen zornig.

Herrn Josias Rottner gelang das Rechnen schlecht. Tod und Not hatten an den Posten zuviel gefälscht. Nun sollten die Fehler gefunden werden, alles sollte die strenge und rechte Ordnung erlangen, wie sie einmal vordem gewesen war. Darüber waren Anfragen von der landesherrlichen Fiskalkammer an das Pfarramt gelangt, die beantwortet werden mußten, peinlich und genau. Seufzend blätterte Herr Josias seine Pergamente durch. Gewiß hätte er lieber aus den Regalen, die hinter ihm die Wand bedeckten, einen der großen Quartanten oder Folianten genommen, um sich in jene lateinische und griechische Welt zu flüchten, die ihm in den dreißig Jahren zuvor Tröstung in den Sorgen der Zeit gebracht hatte.

Während er mit Kreide auf einer Schiefertafel sich einige Zeichen machte, wenn er in seinen Papieren etwas Wichtiges für die Herren Räte gefunden zu haben glaubte, hob sich zwischen der Tischkante und dem schreibenden, schwarzbetuchten Arm ein rötlicher Katzenkopf mit gespitzten Ohren.

„Was hast du, Leide?“ fragte Herr Josias die Katze, die die ganze Zeit über wärmend auf seinen mageren Schenkeln geruht hatte. Das Tier sah sich mit den klugen, gelben Augen suchend um. Da wurde es im untersten Fache des Büchergestelles lebendig. Zwischen den Folianten kroch ein hagerer

Digitized by Google



Vorposten in der Walachei
Gemälde von Erich Hartwig

Digitized by Google

zottiger Wolfsköter hervor. Einmal umwandelte er unruhig den Tisch, setzte sich dann zur Linken neben den Stuhl und berührte mit der spitzen Schnauze die Hand seines Herrn, die auf der Armlehne ruhte.

„Jammer, was ist dir?" fragte Herr Josias und streichelte den abgeriebenen, fast haarlosen Kopf des Hundes.

Beide Tiere reckten die Köpfe und witterten. Die Tür polterte, herein trat die Kuffin, ein altes Soldatenweib von fast fünfzig Jahren, die beim Durchzuge eines Heerhaufens des Bernhard von Weimar krank in der Stadt liegengeblieben war. Um der Barmherzigkeit willen hatte der Pfarrherr die verlauste, alte Person aufgenommen, wie zuvor die Katze Leide, die krank in der Gosse lag, und den Hund Jammer, den er zerrissen von Wolfsbissen neben einem erfrorenen Marodeur im Schnee gefunden hatte. Er war nicht übel dabei gefahren, denn mit derselben Treue wie die beiden Tiere hing die alte Person an ihm. Sie erkämpfte, wenn es not tat, mit Faust und Krallen für ihn das, was er zu des Leibes Notdurft und Nahrung bedurfte.

Herr Josias wendete den mageren Kopf, der von schlohweißen, über die Ohren herabfallenden Haaren wie von einer Perücke bedeckt erschien, und fragte in das bräunliche Dunkel zurück: „Was bringt Sie, Kuffin?"

„Die Mehlsuppe!" erklang eine harte Altstimme. Ein Napf, der auf einem nackten, sehnigen Unterarm in den Lichtkreis geschoben wurde, verdrängte einen Haufen Papiere. Auf der anderen Seite umwanderte den Stuhl ein zinnerner Löffel in einer knorrigen Faust.

Die Katze reckte sich, schnurrte, buckelte und beroch den irdenen Topf. Der Hund Jammer rieb sich am Rocke der Frau, die mit ein paar festen Strichen ihm über den knochigen Rücken fuhr. Dankbar schaute er in das feste, trotz der Verwüstung der Jahre noch wohlgeformte Gesicht empor, das von einem roten Kopftuch umrahmt war.

„Lassen Sie die Suppe nicht kalt werden, Herr Josias," mahnte die Frau. Gehorsam löffelte der Pfarrherr seinen Topf aus, da er wohl wußte, daß die Kuffin nicht Ruhe geben würde, bis er sein Abenddeputat verzehrt hatte.

Nachdem die Eßarbeit pflichtgemäß zu Ende gebracht war, sagte er: „Ich vermeinte schon, daß jemand im Haus Einlaß begehre, denn die Tiere zeigten plötzlich Unruhe."

„Bei dem Sturm treibt's keinen durch die Stadt," sagte die Kuffin. „Wer sollte uns auch von außen zulaufen?"

Aber als sie nach diesen Worten gerade die irdene Schüssel an sich nahm, sprang die Katze hastig vom Schoß ihres Herrn auf den Tisch und schaute sich rings um, während Jammer die Nase gegen die Tür drückte.

„Schau Sie die Tiere selbst an, Kuffin," rief der Pfarrherr. Jedoch die alte Frau richtete sich bolzengerade auf, schüttelte den Kopf und erwiderte: „Bin nicht umsonst lang genug Landstörzerin gewesen, Herr Josias! Weiß Bescheid um das Treiben im Freien. Wer in einen solchen Sturm gerät, birgt sich in einer Erdmulde oder klemmt den Rücken an den Stamm eines breiten Baumes, denn Wind ist schärfer als Kälte und schneidet Lunge und Herz aus dem Leibe."

Die Lichter hüpften auf und nieder, die Schatten schwangen sich, das Haus ächzte, Balken knarrten und die Fenster jammerten. Es war ein Wetter, das der Kuffin recht geben mochte. Allein durch diese gespenstische, dunkle Luft klang wie aus weiter Ferne ein greller, schneidender Laut. Der Hund begann leise zu wimmern, die Katze sprang furchtsam vom Tisch ins Dunkel. Da erhob sich Herr Josias und befahl: „Kuffin, öffne Sie! So wahr Gott meiner armen Seele helfen möge, drunten heischt ein Menschenkind Einlaß."

Das alte Haus schien den Atem anzuhalten, als die Kuffin die Tür öffnete und die knackende, dunkle Treppe hinabstieg, während der Aufschlag von Jammers Pfoten in fünf regelmäßigen Sprüngen zu Herrn Josias heraufstrommelte. Leide, die Katze, war zum obersten Regal hinaufgeklettert und schaute mit glänzenden, gelben Augen von oben auf das Zimmer herab.

Mühselig erhob sich der Pfarrherr, beugte sich über den Tisch, streckte die zitternde Hand nach der Kerze aus, ergriff sie und schritt zur Treppe. Drunten im Gange trat die Kuffin mit einem großen Kienspan in der Faust aus der Küche. Sie war in ihre Holzschuhe gefahren und stampfte nun schwer über den roten Estrich des Ganges zur Pforte, an der Jammer in seiner Ungeduld sich hoch aufrichtete. Das Schloß knirschte, die Tür flog auf, wie ein Ungetüm wälzte sich Sturm ins Haus, so daß droben auf der Treppe die Kerze in der Hand des Pfarrherrn verlosch, während der Feuerbrand, den die Kuffin mit der Hand schützte, besser standhielt. Herr Josias vermochte im Dunkel nichts zu erkennen als die knisternden, sprühenden Funken und die dunkelrot beleuchteten Finger der Kuffin.

Mit einem Riesensatz war Jammer zur Türe hinausgesprungen. Laut schlug er an, als habe er etwas gefunden, nun bettelte er bei der Kuffin einen Augenblick und setzte dann rasend wieder über die Schwelle ins Freie zurück.

Der Wind, der das ganze Haus durchtobt hatte, hielt plötzlich wie erschöpft inne. Der Pfarrherr hörte einen dumpfen Huftritt und ward einen schwarzen Pferdehuf gewahr, der an der Schwelle scharrte. Ihn schauderte, da er der Macht des Bösen gedachte, doch die Kuffin wich nicht vor der Erscheinung. Ruhig trat sie auf die Schwelle, beugte sich vor und rief dann mit ihrer tiefen, harten Stimme ins Haus zurück: „Gottes Wunder, Herr Pfarrer! Es liegt einer vor unserer Tür, der sich nimmer im Sattel hat halten können. Um Christi Barmherzigkeit willen! Es ist kein Mann! Es ist ein Weib!"

Da es nun galt, Hilfe zu leisten, ward

Digitized by Google

die Güte mächtig in Herrn Josias Rottner und lieh ihm Kräfte, so daß er schnell, trotz seines gebrechlichen Körpers, die Stufen hinunterzusteigen vermochte und noch zur rechten Zeit dazu kam, um den Kopf des ohnmächtigen Weibes, das die Kuffin rüstig um die Mitte des Leibes gepackt hatte, vor einem derben Anprall gegen den rückschwingenden Flügel der Pforte zu schützen. Jammer eilte lebhaft die Treppe hinauf ins Zimmer, als wolle er Quartier ansagen.

Als die Kuffin und Herr Josias mit der Ohnmächtigen die Mitte des Ganges erreicht hatten, trottete groß und schwer das Pferd durch die Pforte in den Hausflur und reckte den mächtigen Kopf unheimlich über die Gruppe der drei Menschen. Schwer schlug die Pforte zurück und fiel ins Schloß. Heller ward es, da der knisternde Kienspan nun Leuchtkraft gewann. Das Gesicht der Verunglückten war deutlich zu erkennen. Herr Josias wollte seinen Augen nicht trauen. „Kuffin!" rief er. „Ist es möglich oder will Satan uns äffen? Das ist das Fräulein von Herrenbruch! Was hat sie zu dieser Stunde ins Unwetter hinausgetrieben?"

⌘ ⌘ ⌘

Nicht umsonst hatte sich die Kuffin in zwanzig Wanderjahren auf den Landstraßen Deutschlands, Ungarns, der Niederlande und Italiens die Fußsohlen hart gelaufen. Vielerlei hatte sie gesehen und erlebt an Ungemach und Wettersnot. Während Herr Josias noch starr war vor Mitleid und Barmherzigkeit, wußte sie schnell Rat und Hilfe zu schaffen.

In der kahlen, schmucklosen Kammer wurde das Fräulein auf das Lager gebettet, das für den Pfarrherrn schon gerüstet stand. Aus der Küche holte die Kuffin ein paar heiße Herdsteine, wickelte sie in Tücher und schob sie dem Fräulein in die Achselhöhlen, einen schmalen, flachen legte sie ihr auf den Leib. Sie wickelte den Körper des Mädchens in wollene Tücher, die Füße aber, die sie von Strümpfen und Schuhen befreit hatte, rieb sie mit den Händen, bis das Fräulein wieder erwachte. Dann trug sie einen Topf heißer Milch herbei, die sie der Verunglückten einflößte.

In dieser ganzen Zeit stand Herr Josias, der bei alledem nichts zu tun vermochte, da es die Kuffin nicht litt, voll Mitgefühl und ratlos neben dem Lager. Des öfteren wanderte der Leuchter, den er hielt, von der rechten Hand in die linke.

Leide, die Katze, saß am Fußende des Bettes und schaute mit schiefem Kopfe ein wenig mißtrauisch den neuaufgenommenen Hausgenossen an. Jammer lag zur Seite des Bettes und beroch sorgsam die herabgesunkene Hand des Fräuleins, als wolle er sich über den Charakter des Gastes klarwerden.

Während die Kuffin in der Küche und am Bette hantierte, war Herr Josias nur der Betrachtung dieses Bildes hingegeben. Gemach überkam ihn das Gefühl von der Schönheit dieses trotzigen Mädchengesichts. Königlich ruhte der Kopf im reichsten Kissen, das gebildet war durch die aufgelösten Flechten des üppigen, braungoldenen Haares. Der schlanke Körper zeichnete sich unter den wollenen Decken ab. Schwerlich hätte ein Fremder, der in die Kammer getreten wäre, vermeint, die Gestalt eines Mädchens zu sehen, hätten es nicht die beiden kleinen Füße verraten in den Minuten, da sie die Kuffin mit ihren braunen Händen fast zärtlich strich und rieb.

Fünf Jahre zuvor hatte der Pfarrherr der Jungfrau den notwendigsten Unterricht in des Doktor Martini Katechismus und der Bibel erteilt. Seitdem hatte er das Fräulein selten und nur von ferne gesehen, da sie den Besuch der Stadt mied. Doch war es in Emmspringe bekannt, daß sie tagelang auf ihrem Rosse durch Wald und Wiese klepperte, ohne Begleitung, ohne Schutz.

Sie verließ sich auf sich selbst und ihre Schießfertigkeit. Daß sie das tun durfte, hatte sie eines Abends vor den geschlossenen Stadttoren bewiesen, als sie sich siegreich mit den Halfterpistolen marodierende Soldaten vom Leibe hielt. Von ihrer Kühnheit und Gewandtheit, von ihrer Sinnenschärfe und ihrem Jagdeifer konnte der alte Förster von Herrenbruch nicht genug erzählen, wenn einmal im Goldenen Horn auf das Fräulein die Rede kam.

Doch waren diese wehrhaften Tugenden nichts Sonderliches bei den Frauen von Herrenbruch. Hatte doch selbst noch vor acht Jahren das fünfzig Jahre alte Fräulein Mathilde von Herrenbruch, die ältere Schwester des bei Nördlingen gefallenen Schloßherrn, das feste Haus mit den Knechten und Mägden gegen einen Heerhaufen schwedischer Völker siegreich verteidigt. Bei einem Ausfall, dessen die Schweden sich nicht versahen, hatte das Fräulein sogar den Führer der Schar, den Kapitän Sir Stuart Hamilton, der verwundet liegen geblieben war, gefangen. Fast ein Jahr lang krankte dieser Gefangene, den das kühne Fräulein um ihrer Ehre willen ritterlich hielt, an seinen Wunden. Er war noch nicht gesundet, als seine Besiegerin selbst von einer schnellen, fiebrigen Seuche dahingerafft wurde. Als er endlich genesen war, betrachtete die Schloßherrin, Frau Magdalis, den Gefangenen schon längst als einen lieben Gast. Er war in guter Freundschaft mit dem sechzehnjährigen Jungherrn Gustav Friedrich verbunden, mit dem er fischte und jagte nach Engländerart, dem er die feineren Künste des Fechtens lehrte und den Gebrauch der französischen Sprache.

Die Kenntnis dieser Sprache besonders war es, die Frau Magdalis für den Fremden einnahm. Sie entstammte einem Geschlecht, das im Rheinlande saß und durch Gastfreundschaft und Versippung mit den westlichen Nachbarn verbunden war. So

Digitized by Google

war es natürlich bei ihr, daß sie Freude an dem alamodischen Wesen welscher Art hatte, weil Erinnerungen an ihre Jugendzeit dadurch erweckt wurden.

In den Jahren des Krieges war sie einsam geworden. Ihren Gemahl hatte es hinausgetrieben ins Feld, ebensosehr aus Freude an Abenteuern und Kampf, als aus der gebieterischen Notwendigkeit, Beutegut zur Stärkung des heimatlichen Besitzes zu erlangen. Der große Krieg war für dieses Menschengeschlecht nichts anderes als ein gutes, ehrsames Geschäft, in dem der tüchtige Mann, wie in jedem anderen Gewerbe, den verdienten Lohn empfängt, während der Untüchtige unter die Füße getreten wird, was auch sonst im Menschenleben als Gesetz gilt.

Sir Stuart aber war zum Glückskavalier geworden, als Cromwell die Königsherrschaft in England zermalmt hatte. Von seinem Vermögen war ihm nicht viel mehr geblieben als sein Schwert. Die unverhoffte Ruhe, die er als Gefangener in Herrenbruch fand, tat ihm wohl. Sich freizukaufen, hätte er nie vermocht. So entfaltete er denn seine natürliche Liebenswürdigkeit, um aus seiner Lage möglichst großen Nutzen zu ziehen. Er hatte Ruhe und Gelassenheit, die ein wechselvolles Leben in starken Naturen erzeugt. Als er seine Kräfte zurückgewonnen hatte, erschien er trotz seiner vierzig Jahre als schlanker, geschmeidiger Kavalier. Das lange, straffe, dunkle Haar, dicke Brauen über den großen, stahlgrauen Augen und der Schwedenbart liehen dem sehnigen, dunklen Gesicht einen sonderlichen Reiz. Es war kein Wunder, daß der heranwachsende Jungherr, dessen Träume von kriegerischen Bildern erfüllt waren, den englischen Herrn wie einen Abgott liebte. Erzählte er ihm doch von seinen Feldzügen am Rhein unter Bernhard von Weimar, von den Kavaliersschlachten in England unter dem Prinzen Rupprecht von der Pfalz, von den Niederlagen gegen die Eisenseiten Cromwells, von der Enthauptung des Königs Karl.

Frau Magdalis berichtete er von den üppigen Festen am Hofe des englischen Königs. Er beschrieb Kleider und Haartracht der Damen, die von der Freifrau auf Herrenbruch nachgeahmt wurden, erzählte von den französischen Sitten und ward so unmerklich ein unentbehrlicher Freund. Die Dame von Herrenbruch zitterte bei dem Gedanken, daß der liebgewordene Fremde das Haus verlassen könne. Nach drei Jahren schaltete Sir Stuart im Schlosse als unumschränkter Herr. Als er mit den Führern durchziehender Kriegsscharen in geschickten Verhandlungen für die umliegenden Ortschaften Erleichterungen und Befreiung erwirkt hatte, galt er als der natürliche Führer der Landschaft. In der ganzen Umgebung gab es keinen Herrn, der ihn nicht geachtet, gefürchtet oder geliebt hätte.

Also war es um das Haus Herrenbruch bestellt, als an jenem Abend mit dem Herbststurm die Friedensbotschaft durch das deutsche Land brauste und das Fräulein Gottliebe ohnmächtig neben ihrem Pferde vor der Pforte des Pfarrhauses gefunden ward. Die fürsorglichen Bemühungen der Kuffin waren nicht vergebens gewesen. Gemach hatte das Mädchen seine Kraft wieder gefunden. Als ihre Augen, die zunächst wie tote Spiegel das Bild des Raumes aufnahmen, von innerem Bewußtseinslicht erhellt, Herrn Josias Rottner erkannten, reckte Gottliebe in plötzlicher, freier Bewegung die Arme aus, umschlang die Schultern des alten Mannes, zog ihn zu sich herab und sagte: „Ihr seid milde zu mir, Pfarrherr, und Milde heischt Vertrauen. Will Euch drum erzählen, warum ich wie ein flüchtig Wanderweib zu Euch geraten bin. Aber lasset mir Zeit, da mir's noch wirr im Kopfe ist und die Gedanken mir entrinnen, wenn ich sie haschen will."

Ist einem jungen Menschenkind das Herz voll und schwer und sind um dieses Menschenkind gütige, alte Hände besorgt, forschen keine neugierigen, dringlichen Stimmen nach dem Kummer, sondern lassen Ruhe und Nachsicht die Schmerzen und Leiden fein satt und reif werden, wie Trauben in der Sonne, so fallen nachher die Worte gemach von selbst aus der Traube jugendlichen Leides, wie überreife Beeren von den Reben.

So antwortete Herr Josias auf den plötzlichen Ausbruch des Fräulein Gottliebe mit einem Schweigen der Lippen, aber die guten alten Augen sprachen um so mehr. Sie sagten: Du bist hier Gast. Wir wünschen nichts von dir und deinen Geheimnissen zu wissen, doch wenn es dir wohl tut, so sprich!

Die Kuffin, die aus ihren Holzschuhen geschloffen war, ging unhörbar auf nackten Sohlen ab und zu. Jammer der Hund schaute mit großen, glänzenden Augen starr, wie aus Stein gehauen, zu dem Mädchen empor. Nur Leide die Katze, die sich zur Kugel geballt hatte, schnurrte am Fußende des Bettes leise ermunternd.

Während das Fräulein wohlige Wärme durchdrang, verblich ihr die Gegenwart zum Traum, in den das Vergangene wie der Traum eines Traumes schattete. Langsam lösten sich die Worte von ihren Lippen, als suche sie entschwindende Bilder mit dem Netze der Erzählung einzufangen.

Schon lange habe sie eine Abneigung gegen Sir Stuart Hamilton gehegt. Sie habe sich seine höfische Art gegen die Mutter und andere Herren und Damen vom Adel nicht zusammenreimen können mit der Rohheit gegen Knechte und Mägde. Mit der Faust habe er die jungen Burschen, die ihm nicht gehorchen wollten, ins Gesicht geschlagen, den Mädchen habe er Backenstreiche gegeben oder auch wohl die Reitpeitsche über die nackten Waden gezogen. Sei er ihr genaht, so habe sie immer ein Gänsehäutlein gefühlt,

Digitized by Google

so ihr über Schultern und Arme gekrochen. Als kleines Jungfräulein hätte sie den Herrn Stuart noch meiden können, und daß Mutter und Bruder, die von dem Engelschmann ganz bezaubert gewesen wären, sich nicht viel um sie gekümmert hätten, habe sie nicht weiter verdrossen, da Wald und Wiese ihr lieber gewesen seien als die großen, kahlen Gemächer des Schlosses.

Allein vor einem halben Jahre habe Sir Stuart darauf bestanden, sie stets am Tische zu sehen. Da habe er sie ständig gehofmeistert, sie müsse als Edelfräulein sich üben in zierem Wesen und guter Haltung. Auch sei er bei Tisch aufgestanden, um ihr die Ellenbogen zurechtzurücken und genau zu beobachten, wie sie schnitte und die Bissen zum Munde führe.

Sie könne es nicht leugnen, sie hätte dazu sauer geschaut und wäre herb gewesen zu dem Fremden, trotzdem die Mutter es ihr des öfteren verwiesen.

Aus dem kleinen Ärgernis sei ein größeres erwachsen, als Sir Stuart eine Leidenschaft überkam, gleich ihr hinauszustreifen in Wald und Wiese. Als Vorwand, um sie dauernd zu begleiten, habe er den Überfall der Marodeure gebraucht, deren sie sich doch glücklich erwehrt hätte. Aber sie sei zumeist des Morgens früher aufgestanden als Sir Stuart und vor ihm aus dem Schlosse entwichen. Habe ihr das zwar bei den Mahlzeiten finstere Blicke eingetragen, die sie aber mit Lächeln abgewiesen.

Allein vor einem Monat habe ihr Bruder sie in aller Frühe aufgesucht und ihr erzählt, Sir Stuart Hamilton sei krank aus Liebe zu ihr, und er frage sie, ob sie nicht geneigt sei, Sir Stuart wieder zu lieben. Hätte sie eine Faust gesehen, die ihr eine Pistolenmündung plötzlich wider das Auge gerichtet hätte, ihr Schrecken hätte kein größerer sein können.

Voller Abscheu habe sie die Zumutung des Bruders abgewiesen. Doch das Übel sei um so schlimmer geworden, denn Sir Stuart sei hinter ihr hergewesen wie verfolgende Panduren hinter flüchtigen Bagagen, so daß sie sich keinen Rat mehr gewußt habe.

Gestern nun habe sie der Engelschmann auf der dunklen Treppe überrascht und trotz ihres Sträubens geküßt. Zu Mittag habe er ihrer gespottet und behauptet, er wäre ein Petruchio und wisse widerspenstige Käthchen zu zähmen. Das würde sie schon erfahren, wenn sie beide erst zum Altar geschritten seien. Ob dieser Reden wäre die Frau Mutter totenblaß geworden und hätte ein Glas zerbrochen.

Ihr sei bange zumute geworden, und so habe sie sich nach dem Mahle entschlossen, ihre Kümmernisse und Ängste der Mutter anzuvertrauen. Sie sei zum Gemache der Mutter gegangen mit dem festen Entschlusse, ihr anzukündigen, sie könne nie und nimmer die Frau des Sir Stuart Hamilton sein.

An der Türe zu ihrer Mutter Gemach habe sie angepocht, aber kein Herein sei erklungen, obwohl sie Schritte und Geräusche gehört. Habe sie sich verwundert und die Türe aufgestoßen. Da nun habe sie die Mutter mit heißem, rotem Gesicht, von Tränen überströmt, in den Armen des Sir Stuart Hamilton gesehen. Herr Stuart habe verzweifelt und finster aufgeschaut als einer, der einen mörderischen Vorsatz faßt. Die Mutter habe ihn umschlungen und das Gesicht an seiner breiten Brust geborgen. Sie aber sei, unmächtig ein Wort zu sagen, hinausgegangen, um ihren Bruder aufzusuchen.

Ihn habe sie aufgefordert, Sir Stuart ob so ungeheuerlichen Schimpfes ritterlich zu fordern. Der Bruder aber habe sie abgewiesen mit den Worten, sie sei ein törichtes Kind, wisse auch nichts vom Wesen der großen Welt. Sei die Mutter Herrn Stuart zugetan, so habe die Tochter sich nicht darum zu kümmern. Wenn die Mutter es zugestehe, daß die Tochter Herrn Stuart heirate, so möge die Tochter danach ermessen, wie groß die Liebe der Mutter zu ihr sei. Zum Beschluß habe der Bruder alle Tugenden des Sir Stuart laut gepriesen.

Da sei sie fortgegangen, habe zusammengerafft, was ihr eigen sei an Schmuck und habe in den Mantelsack gerollt, was ihr zur Deckung von des Leibes Blöße von nöten diene. Dann habe sie sich ihres Vaters Degen und Pistolen genommen.

Aber als sie sich aufs Roß schwingen wollte, sei Herr Stuart dazugekommen und dem Pferde in die Zügel gefallen. Da habe sie blind eine Pistole beim Lauf gepackt und dem Engelschmann den Knauf zweimal ins Gesicht gehämmert, daß er hätte loslassen müssen und sich den Kopf halten vor Schmerz. So sei sie frei gekommen und durch das Tor hinausgepresсht in den aufbrausenden Sturm ...

Herr Josias ergriff die kleine mutige Hand, die solches vollführt hatte, und drückte sie fest. Es war ihm warm geworden ums Herz, dieweil nach dreißig Kriegsjahren sich noch solche Mädchenzucht in deutschen Landen fände, trotz fremder Verderbnis.

Die Kuffin stand am Fußende des Bettes. Die knorrigen, braunen Arme hatte sie unter der Brust gekreuzt und sagte, während sie den Kopf schüttelte, als das Fräulein seine Erzählung beendet hatte: „Arm Kind! Arm Kind!“

Gottliebe von Herrenbruch aber war es leichter ums Herz geworden, da die Trauben ihres Schmerzes ausgepreßt waren. Wohl und heimlich war ihr zumute, trotz des Sturmes, der an das Haus rüttelte, trotz des kahlen Gemaches. Dankbar hielt sie die alten Hände des Herrn Josias fest, während sich ihre Augen schon schlossen und sie nach den Leiden des Tages in den traumlosen Schlaf sank, den Gott so gern frischer und starker Jugend schenkt.

Digitized by Google

Ein neuer Mensch bringt neues Leben mit sich. Diese alte Wahrheit erfuhr das Pfarrhaus in Emmspringe nach der Ankunft des Fräuleins Gottliebe von Herrenbruch. Wenn der Herr Josias in seinem Studierzimmer saß, über die Predigt meditierte oder in alten Papieren Abrechnungen mit zitternden Händen nachjagte, so ertappte er sich allzuoft bei dem Gedanken: Sieh einmal nach, wie es dem Fräulein ergeht. Zumeist fand er sie dann in einer Ecke im Dunkel sitzen, gegen das Licht des Fensters starrend wie ein gefangener Sperber. Ward sie ihres Wirtes gewahr, so zwang sie sich zu einem dankbaren Lächeln, das dem Herrn Josias nicht allzusehr gefiel. Heiter ward sie nur, wenn die Kuffin kam, die mit wenigen derben Worten auf sie einsprach.

Sie sah das Fräulein an mit den Blicken der alten erfahrenen Frau, die Jugendkraft und Schönheit bei einem Mädchen neidlos zu schätzen weiß, weil sie beides selbst einmal besessen hat, aber auch die schlimmen Geschenke kennt, die die bösen Feen solchen begnadeten Kindern in die Wiege legen.

Fräulein Gottliebe sprach wenig. Im Ankunftsfieber hatte sie alles gesagt, was ihr das Herz bedrückte. Nun schwieg sie und sann über sich und ihr Geschick nach.

Am dritten Abend ward sie von der Kuffin im Stall gefunden. Sie hatte die Arme um den Hals ihres Pferdes gelegt, weinte und seufzte. Doch raffte sie sich schnell zusammen, als sie die Kuffin bemerkte und sagte: „Ich bin ein närrisch Ding, das sich noch nicht in das fügen kann, was ihm verhängt ist."

Die Kuffin antwortete: „Arm Käuzlein, willst wohl fliegen? Wollen einmal sehen, ob es gelingt."

Am andern Tage brachte sie dem Fräulein lederne Reithosen, Wams und grauen Filzhut und sagte: „Zieh es des Abends an und reit hinaus, arm Käuzlein. Der Torwart vom Lipper Tor läßt dich passieren, wenn du ihm als Losung zurufst: Kauz!'"

Als der Herr Josias dem Fräulein eine Gutenacht bieten wollte, fand er sie nicht im Hause, und die Kuffin sagte ihm: „Es tut nicht gut, daß so jung, hitzig Blut in der Kammer verdampft. In die Stadt kann das Fräulein nicht gehen, da sie ihr aus allen Fenstern nachzüngeln würden. Habe dem Kinde drum Männergewand gegeben, daß es herumstreifen mag, so lange es ihm behagt."

„Wenn sie nun aber in das Land hinausreitet und nicht wiederkommt?" fragte Herr Josias, und seine Miene war des Jammers voll. — „Wen es hinaustreibt, den vermag niemand zu halten," sagte die Kuffin, „aber mich dünkt, daß das Fräulein hier noch etwas zu tun hat. Ein so wehrhaft Kind läßt sich nicht leichthin von der Scholle seiner Voreltern treiben, und ich meine, das arme Käuzlein wird zurückkommen in das Nestlein, das ihm hier bereitsteht."

„Oh, Kuffin!" seufzte Herr Josias. „Ich finde nicht viel Christentum in Euch lebendig."

„Hab' es auf meinen langen Wanderwegen nicht eher gefunden, als bis ich zu Euch gekommen bin. Da ist es mir eingegangen, wie ein kühler Trunk in eine heiße, vertrocknete Kehle. Aber sprecht dem Jüngferlein jetzt nicht davon, sofern Ihr nicht wollt, daß sie uns gänzlich verlasse; denn Ihr wecket sonst Scham und Trotz, und beides sind schlimmere Feinde für ein junges Menschenkind, als eine schnelle, böse Tat."

„Kuffin! Kuffin!" sagte Herr Josias und schüttelte den Kopf. „Woher kommt Euch solche Kenntnis des menschlichen Herzens? Habe sie bisher an Euch noch nicht verspürt."

„Habt mich auch nicht gekannt, Herr Josias Rottner, da ich als zwanzigjährig Kind die silbernen Löffel und Taufbecher der Mutter nahm und mich des Morgens in der Früh hinten mit aufs Pferd des Kürassierfähnrichs setzte, der bei uns im Quartier lag. War ein silberblauer Morgen damals. Lag noch in Streifen der Märzschnee zwischen den gefrorenen, braunen Ackerschollen, und Trompeten riefen auf den Landstraßen. Wie ich mich schämte, als wir des Abends über der Trommel zusammengegeben wurden und die knebelbärtigen Herren bei meinem Anblick mit den Zungen schnalzten! War aber nur ein kurz Glück, denn mein blutjunges Ehgespons ward vier Wochen später eingeschaufelt nach einem Scharmützel.

Hätt' nach Hause gehen können zur Mutter! Aber die beiden bösen Feinde in mir, Scham und Trotz, jagten mich zwanzig Jahre über die Landstraßen. Wär' ich nicht ein Venuskind gewesen, geschützt durch den mächtigen Planeten, ich stünde heut nicht vor Euch, Herr Josias."

„Habt mir in Jahren nicht erzählt, Kuffin, wie es um Euer Leben bestellt war!"

„War auch nit Not! Hat Jammer, der Hund, erzählt, und Leide, die Katz, wie es um sie stand, bevor sie zu Euch kamen? Wollte Euch zu Dank sein und in Treue dienen, Herr Josias, und nicht noch die Bürde Eures Mitleids tragen. Sprach Euch nur von meinem Lebensweg, weil's dem armen Käuzlein frommen mag."

Herr Josias schüttelte den weißen Kopf, als er mit dem Lichte in der Hand die Treppe hinaufstieg. Vor ihm ging langsam und bedächtig Leide, die Katze, aber sie schritt trotzdem schneller als der Pfarrherr und schaute sich auf jeder fünften Stufe vorwurfsvoll um, warum er verzöge. Jammer, der Hund, machte gähnend den Beschluß.

Beide Tiere gingen in die Kammer, in der das Fräulein zu schlafen pflegte. Jammer winselte leise, die Katze setzte sich auf das Fußende des Bettes und schaute nachdenklich auf das leere Lager. Herrn Josias war es zumute, als hätte er etwas von seinem Leben verloren, da er sich zur Ruhe niederlegte.

Allein am nächsten Morgen fand er das Fräulein in seinem Studierzimmer. Sie

Digitized by Google

hatte frische, leuchtende Wangen, aber dunkelumränderte, übermüde Augen und sagte: „Der Ritt hat mir gut getan, Herr Josias. Nun will ich versuchen, ein nützliches Glied im Hause zu sein, und heute will ich den Anfang machen mit den Büchern, die in den Fächern und auf dem Speicher durcheinander liegen in Staub und Mäusedreck!"

Seit so langer Zeit hatte sich Herr Josias gescheut, an die Arbeit der Bücherordnung heranzugehen, bis das Unterfangen seine Kräfte überstieg. Er hätte es nicht mehr vermocht, die zweitausend Quartanten hin und her zu tragen. Auch hatte er den Überblick darüber verloren, wo die einzelnen Bücher lagen und standen. So nahm er diesen Dienst des Fräuleins dankbar an.

Allein damit ließ es sich Fräulein Gottliebe nicht genügen. Sie begann mit Hilfe der Kuffin in den Truhen und Kisten zu kramen und brachte Tücher, Decken und Geräte zum Vorschein. Sie waren vordem von der jungen Frau des Herrn Josias benützt, die nach halbjähriger Ehe gestorben war. So gewann das Haus ein heimliches, wohnliches Aussehen, und selbst Leide, die Katze, und Jammer, der Hund, zeugten davon, daß eine getreue Hand für sie sorge. Der Hund ward von dem Fräulein mit einer selbstverfertigten Kräutersalbe behandelt und gewann alsbald ein glänzendes, glattes Fell. Die Katze aber erhielt zum Lager ein Körbchen mit Kissen, in das sie sich, wann es ihr behagte, voller Stolz und Befriedigung zurückzog.

Selbst die Kuffin begann sich besser zu kleiden, so daß sie nicht mehr wie ein Landstraßenbettelweib im Hause umherstrich, sondern eher im Aussehen einer wackeren Bürgerfrau glich.

Jede dritte Nacht aber legte das Fräulein Männerkleidung an und ritt auf dem Hengste Roland hinaus in die Nacht. Wohin sie ritt, verriet sie selbst der Kuffin nicht, vor der sie sonst kein Geheimnis hegte.

⁂ ⁂ ⁂

Zu dieser Zeit begab es sich, daß in Emmspringe ein Fähnlein entlassener Dragoner einritt. Diese Männer trachteten, unter Führung ihres Rittmeisters ihre Heimatländer zu erreichen, die im Norden Deutschlands gelegen waren. Die alten Krieger hielten gute Ordnung. Der Rittmeister ging aufs Rathaus und bat den Bürgermeister um Erlaubnis, mit seinen Leuten sieben Tage in der Stadt zu rasten. Da er sein Wort verpfändet hatte, daß den Bürgern kein Unbill geschehen solle, ward das Erbetene von Bürgermeister und Ratmannen zugestanden.

Allein am zweiten Tage wurden von den Reitern einige krank, die bereits in der Nacht darauf verstarben. Da drangen die geängstigten Bürger darauf, daß das Fähnlein die Stadt alsbald wieder verlasse, um nicht ohne Not Seuche und Gefahr heraufzubeschwören.

Der Rittmeister gestand Erfüllung der Forderung zu und bat nur darum, daß den dahingerafften Reitern ein christlich Begräbnis zuteil werde. Erbot sich auch, den Armen der Stadt ein ansehnlich Geschenk zuzuwenden. Da mußte Herr Josias Rottner, weil Eile nottat, noch zur Nachtzeit sich aufmachen und den Rittmeister Achatius in seinem Quartier aufsuchen.

In der gebräunten Wirtsstube zur Goldenen Kanne trat der Reiterführer dem Pfarrherrn entgegen. Herr Josias sah einen langen, hageren Mann von stolzer, schöner Haltung vor sich. Aus dem Gesicht schwang sich eine große, feingebogene Nase, wie sie dem niedersächsischen Stamme eigen ist. Scharfe, klare, graue Augen umfaßten die dürftige Gestalt des Geistlichen. Eine große, adelige Hand lud zum Sitzen ein.

An dem Tische nahm neben dem Rittmeister und dem Pfarrherrn noch ein grauhaariger Krieger mit langem Barte Platz, den der Herr Achatius dem Pfarrherrn als seinen Wachtmeister auswies.

Der Wirt trug eine Kanne heißen Würzweines und drei Zinnbecher herbei. Nach dem Begrüßungsschluck dankte der Rittmeister Herrn Josias, daß er seinem Rufe so schnell Folge geleistet habe, und erklärte, wie das Begräbnis stattfinden solle.

Er sagte zum Schlusse: „Die drei, deren Fleisch wir morgen der Erde geben müssen, waren wackere Burschen, keiner unter zehn Kriegsjahren. Vielleicht aber ist es so für sie besser, als daß sie später einmal auf Rad oder Galgen verrecken müssen."

Herr Josias schaute erschrocken auf und fragte: „Sind wackere Burschen nicht vor Rad und Galgen bewahrt?"

Der Rittmeister zuckte die Achseln. Er sagte: „Was denkt Ihr, Pfarrherr, was aus so altem Kriegsvolk werden soll? Auf eigene Faust habe ich die Leute zusammengehalten, dieweil ich der Hoffnung bin, es müßten doch zwei Potentaten wieder Lust an kriegerischen Taten finden. Ein älterer Mann kann nicht aus seinem Handwerk, und diese Männer wissen nur die Waffen zu führen. Wenn aber einer sein Handwerk nicht mehr üben darf, so bleibt ihm nur der eine üble Weg, der endlich zu Rad und Galgen führt. Ihr Bürger habt gut beten zu Gott und ihm zu danken für den Frieden. Aber an die ehrlichen Kerls, die durch den Krieg gelebt haben und ohne ihn umkommen, denkt ihr in eurem Eigennutz nicht."

„Ersehet Ihr nicht daraus," fragte Herr Josias Rottner ernst, „ein wie teuflisch Handwerk der Krieg sein muß, daß ihm selbst hernach noch seine Kinder zum Opfer fallen?"

Auf die Wangen des Rittmeisters trat ein Rot, das sich plötzlich in braune Blässe wandelte. Er schloß einen Augenblick die Augen, dann gab er mit einer rauhen Stimme, aus der es wie Selbstbeherrschung zitterte, zur Antwort: „Ihr mögt das Werk des Krieges teuflisch nennen, aber ich glaube nicht, daß

Digitized by Google

der Herrgott dem Teufel so große Macht einräumen mag. Der ehrliche Soldat will auch nichts mit der Hölle zu tun haben, es sei denn, er hätte Befehl. Und ich vermein's wohl, daß meine Reiter, wenn ich sie auf eine Schwadron Teufel zur Attacke ansetzte, sie mir den Herrn Hauptmann Beelzebub selbst als Gefangenen einbringen würden. Und Sie können sicher sein, Pfarrherr, ohne gute Ranzion würde von uns auch der Hölle Meister nicht wieder freigelassen werden."

Solche und ähnliche Reden führte der Rittmeister Achatius noch des längeren, während der Wachtmeister kein Wort dazu sagte, sondern nach jeden Kraftspruch seines vorgesetzten Herrn seinen Becher leerte und bekräftigend mit der flachen Hand auf den Tisch schlug.

Plötzlich aber faßte sich der Wachtmeister an den Kopf und schloß die Augen erblassend, wie es vorher der Rittmeister getan.

„Was ist Euch, Nepomuk?" fragte der Rittmeister. „Wieder der stechende Schmerz," gab der Wachtmeister zur Antwort. Auch über die Wangen des Offiziers flog ein Schein der Röte und wich dem blassen Braun. Er fluchte: „Hol' es der Teufel, wenn es uns hat!" Dann stürzte er einen Becher heißen Weines hinunter und fragte mit veränderter Stimme den Herrn Josias kurz: „Liegt nicht hier in der Nähe das feste Haus Herrenbruch?" Der Pfarrherr, der des heißen Trunkes ungewohnt war, fand nicht sogleich die Antwort, da in ihm durch die Frage des Rittmeisters das Bild Gottliebens lebendig ward. Er vermochte nur stumm zu nicken.

„Haust nicht auf dem Schlosse ein fremder Kavalier?" fragte der Rittmeister in festem Soldatenton.

„Meint Ihr Sir Stuart Hamilton?"

Herr Achatius wandte sich zum Wachtmeister: „Es fügt sich alles gut. Sir Stuart ist ein alter Freund von mir. Wird das Übel mächtig in uns, so sind wir auf Herrenbruch geborgen!"

Auf dem Grunde der engen Gassen lag noch Dunkel. Die Umrisse der Giebel schnitten schwarz in die erste, graugrüne Dämmerung. Der Morgennebel legte sich feucht auf die Röcke der wenigen Bürger, die sich aufgemacht hatten, um des Schauspiels teilhaftig zu werden. An der Spitze des Zuges ritt der Trompeter und blies ein traurig Lied. Dazu schlug der Kesselpaukenträger dumpf seine Felle. Bei diesen Klängen fuhr mancher Schläfer beunruhigt an das Fenster und sah müden Auges den Zug vorbeiziehen. Dem Trompeter und Paukenschläger wurden drei Särge nachgetragen. Daran reihte sich die Mannschaft des Fähnleins, die in Eisenhelm und Lederkollern je drei und drei folgte. Die Gesichter der Männer waren nicht zu erkennen. Hätten die Rosse nicht geschnaubt und die Pferde nicht gestampft, so hätten die Zuschauer denken können, daß ein Zug von Schatten sich durch die Stadt bewege.

Auf dem Friedhofe waren drei Gräber in der Nähe der Mauer aufgeworfen, denn der Rittmeister hatte verlangt, auf Soldatenweise bis an die Gruben zu reiten. Sechs spanische Dublonen hatte er den Armen der Gemeinde für diese Vergünstigung geschenkt.

Auf dem Friedhof erwartete Herr Josias mit einem Ratmann der Stadt, einem Schreiber und zwei Bütteln den Zug. Allein die Wächter der Stadt hatten keine Menge im Zaum zu halten, denn außer drei oder vier alte Weiblein, waren vielleicht noch zwei Bürger anwesend. Der Himmel war licht geworden, ein leichter Wind ging durch die Äste der vom Sturm entlaubten Bäume. Es raschelte im toten Laub als das Fähnlein sich im Halbkreise zu Roß um die Gräber versammelte.

Herr Josias trat vor und wählte zum Text der Predigt den Spruch aus dem vierzehnten Kapitel des Jesaias: „Und zu der Zeit, wenn dir der Herr Ruhe geben wird von deinem Jammer und Leid und von dem harten Dienst, darinnen du gewesen bist, so wirst du ein solches Sprichwort führen wider den König zu Babel: Wie ist es mit dem Treiben so gar aus und der Zins hat ein Ende? Der Herr hat die Rute der Gottlosen zerbrochen, die Rute der Herrscher, welche die Völker schlug im Grimm ohne Aufhören und mit Wüten herrschte über die Heiden und verfolgte ohne Barmherzigkeit. Nun ruhet doch alle Welt und ist stille und jauchzet fröhlich."

Und Herr Josias fand schöne Worte von den Gewaltigen der Erde, deren am Ende ihrer Tage ein Stärkerer Herr würde, der Tod.

Als er geendet, ritt der Rittmeister Achatius bis an den Pfarrherrn vor, grüßte ihn und sagte mit lauter Stimme: „Ich danke Euch, Herr Josias Rottner, im Namen meiner Kameraden für letztes Geleit und Zuspruch zur Ewigkeit." Danach wendete er sein Roß, zog den Hut und rief mit Kommandostimme in die Mitte des Halbkreises: „Kameraden, ihr seid beurlaubt vom Fähnlein für die Ewigkeit!"

Nach diesen Worten wurden zum Erstaunen des Pfarrherrn, des Ratsmannes und der anderen Bürger die Deckel der Särge abgenommen und siehe, sie waren leer.

Aber in der Mitte des Halbkreises entstand eine Bewegung. Drei der Reiter wurden vom Pferde herabgelassen und mit angelegter Eisenhaube, Lederkoller und mit umgeschnalltem Gewehr in die Särge gebettet. Dann wurden die Deckel wieder aufgesetzt und die Schragen langsam in die Gruben versenkt. Der Trompeter blies dazu einen fröhlichen Marsch, während das Fähnlein an der Trompete mit dem goldgestickten kaiserlichen Wappen darauf leise und lustig vom Winde geschwellt ward. Die Kesselpauke rollte, und die Reiter zogen aus den Halftern ihre Radschloßpistolen. Auf einen Wink des Rittmeisters brach die Marschmelodie ab. „Feuer!" kommandierte Herr

Digitized by Google

Achatius. Und dreimal nacheinander entluden sich auf seinen Befehl die Pistolen über den offenen Gräbern.

Danach steckten die Reiter die Pistolen wieder in die Halfter, nahmen die Eisenhauben ab und sprachen ein Vaterunser. Alsdann warteten sie zu Pferde, bis die Schollen auf die Särge gefallen und die Grabhügel gewölbt waren. Einer hinter den andern gesetzt, umritten sie dreimal das Grab, sprengten dann unter Trompetenklang und Paukenschlag zur Friedhofstür hinaus und ritten davon.

Herrn Josias wollte solcher Brauch fast heidnisch und lästerlich erscheinen. Er gedachte dem Fräulein Gottliebe zu erzählen, was alles vonstatten gegangen sei. Aber als er zu Hause angelangt war, kam ihm die Kuffin mit Besorgnis entgegen, denn das Fräulein war vom nächtlichen Ritt noch nicht zurückgekehrt.

Es ward Mittag und es ward Abend, und als das Dunkel hereinbrach, verhofften der Pfarrherr und seine Bedienerin beide, es müsse bald des Rößleins Hufschlag auf dem Pflaster klappern. Allein nichts ließ sich vernehmen, trotzdem der Regen aufgehört hatte und der Mond weiße Stille über die spitzen Giebel und die dunklen Gassen goß.

Stunde um Stunde verrann. Der Pfarrherr vermochte sich nicht von dem Tische zu trennen, an dem er wartend saß. Auch die Kuffin hatte sich ihm zugesellt und harrte ihm gegenüber stumm und starr. Leide lag schlafend wie ein rötlicher Knäuel in ihrem Körbchen. Jammer, der Hund, schnarchte laut zu den Füßen des Pfarrers, dem gemach vor Ermüdung die Lider zufielen. Am längsten widerstand die Kuffin dem Schlaf, aber endlich ließ auch sie den Kopf auf den Arm sinken und schlief neben den Kerzen ein, die tiefer und tiefer brannten, bis sie bläulich zuckend verloschen.

Da tat es einen starken Schlag gegen die Hauspforte. Herr Josias und die Kuffin erwachten. Morgenlicht schien durch die Fenster. Die Kuffin hastete auf und schaute hinab. Sie gewahrte draußen im Dämmerschein zwei Pferde. Auf dem einen saß ein Reiter aufrecht, das andere aber trug eine Gestalt, die über den Bug hing.

„Jesus Maria!“ rief die Kuffin. „Was ist mit dem armen Käuzlein geschehen?“

Erklang des Fräulein Gottliebens Stimme von der Straße herauf: „Um Gottes Barmherzigkeit willen, Kuffin, nehmt diesen Mann auf. Ich will ihn selbst pflegen, so wie Ihr mich gepflegt habt, denn es gilt für mich, die Ehre des Hauses Herrenbruch zu wahren.“

Die Kuffin ging die Treppe hinab. Jammer gähnte und folgte ihr nach. Herr Josias blieb oben am Geländer der Treppe stehen.

Die Kuffin stieß das Tor auf. Als sie das Gesicht des ohnmächtigen Mannes erkannte, hob sie die Hände auf, wich zurück und rief ins Haus hinein: „Herr Josias, sie bringt uns den Rittmeister! Ihn hat die Seuche!“

Der Pfarrherr fragte aus dem Hause von der Treppe herab: „Sie bringt uns die Seuche?“

Rief da trotzig Gottliebens Stimme herauf: „So Ihr uns fortweiset, Pfarrherr, so reite ich dahin, wo wir Tod oder Barmherzigkeit finden!“

„Kind!“ schrie die Kuffin und hängte sich in die Zügel des Rosses. „Kind! Geh uns nicht dahin!“ Dann wendete sie sich zur Pforte und rief in den Gang hinein: „Herr Josias, helft! Sie will uns verlassen!“

Herr Josias war die Treppe hinabgestiegen. Angst ergriff ihn, er könne Gottliebe verlieren. Darum sagte er: „Mag der Rittmeister bei uns liegen um Christi Barmherzigkeit willen. Aber tragt ihn in den alten Knechtsverschlag im Stalle. Mehr darf und mag ich nicht gewähren!“

Ohne ein Wort weiter zu sprechen, schwang sich das Fräulein vom Roß und umschlang den Leib des kranken Mannes. Schaudernd nur griff die Kuffin mit zu. Sie packte nur die Absätze der Reiterstiefel an, um ja nicht mit dem Kranken in Berührung zu kommen, so daß Gottliebe fast allein die Last durch den Gang über den Hof in den Stall trug.

Aus Stroh rüstete die Kuffin in dem Verschlag ein Soldatenbett, indes das Fräulein ins Haus eilte, um zu besorgen, was zur Hilfe not tat. Sie holte sich einen Stuhl, um neben dem Lager des Kranken zu wachen. Herr Josias brachte selbst Decken und Kissen herbei. Als aber alles endlich bereit war und der Kranke ruhte, fragte er zagend: „Wo hast du ihn gefunden, Kind?“

Gottliebe seufzte auf. Jetzt, da getan war, was getan werden mußte, ward sie unsicher und begann klagend: „Ich mache Euch viel Not und Ungemach, lieber Herr Josias, aber lasset mir Zeit, dann will ich Euch sagen, was mir alles geschehen in den letzten zwei Tagen.“

Sie setzte sich in den Stuhl zur Seite des Kranken. Herr Josias und die Kuffin standen im Stall neben den Pferden, weil ihnen der Pferdegeruch als Abwehrmittel gegen Krankheit und Seuche galt. Eine Stallaterne stand zu den Füßen des Stuhles und warf die Schatten des Lagers und des sitzenden Mädchens vergrößert an die graue, roh verkalkte Wand.

Gottliebe hatte die Ellenbogen an die Hüften gepreßt und die Hände breit auf die Knie gelegt. Den Nacken hatte sie auf die Lehne geschoben und die Augen geschlossen. So glich sie mit den seltsam von unten nach oben geschobenen Schatten im Gesicht dem Bilde einer Toten. Schweiß war ihr nach all der Anstrengung auf die Stirn getreten, der in großen Perlen langsam über die Wangen zu rinnen begann, als wären es Tränen. Der Kranke stöhnte. Sie schaute auf, beugte sich nieder und fühlte mit der

Digitized by Google

„Den Namenlosen". Gemälde von Prof. Albin Egger-Lienz

Digitized by Google

Digitized by Google

Hand seine Stirn, die ein kühler Lappen bedeckte.

Ein Pferd stampfte. Sie sah auf und gewahrte in der Tür die Köpfe der Kuffin und des Herrn Josias. Sie fühlte ihre erwartungsvollen Blicke. Da besann sie sich und begann zu erzählen: „Als ich vorgestern hinausritt, kam mir der Gedanke, es sei unziemlich, das mir vom Vater zugehörige Gut in der Hand feindlicher Menschen zu lassen. Und ich beschloß, nach Fenstäde zu reiten und den herzoglichen Rat und Justitiarius, Herrn von Donop, über mein Recht zu befragen. Als ich den letzten Wald von Fenstäde hinauftrabte, kamen mir im Hohlwege zwei Reiter entgegen, auf die ich nicht acht hatte.

Schrie der eine plötzlich; ‚Ist ein Huf an Euerm Gaul locker!‘

Als ich absprang, um nachzusehen, hatte er gewendet. Plötzlich ergriff er mich am Kragen und rief: ‚Haben wir den Vogel endlich?‘

War es mein eigener Bruder, der mich gestellt hatte und mit dem blanken Schwert in der Hand mich zwang, mit ihm zu reiten. O, wie habe ich geflucht, daß ich nicht zu fechten vermochte! War und blieb wehrlos und mußte reiten, wohin sie's verlangten, gegen Herrenbruch!

Wir waren schon vor dem Tore, als ich sah, daß die Zugbrücke aufgezogen war, hielten zwei Reiter davor, die schwach und jämmerlich auf ihren Mähren hingen.

Rief der eine: ‚Sagt's dem Sir Stuart Hamilton, daß sein alter Kornett, Achatius von Sollern, krank vor dem Hause steht und für sich und seinen Waffengefährten um Unterkunft bittet, oder um geruhigen Tod.‘

Klang bald darauf die hochmütige Stimme Sir Stuarts zurück: ‚Lassen die Seuche nicht ein, Achatius von Sollern. Ist's nicht um meinetwillen, geschieht's ums ganze Haus.‘

Fragte ich meinen Bruder: ‚Ist der Engellschmann Herr auf Herrenbruch, oder bist du's?‘

‚Er hat recht!‘ sagte mein Bruder.

‚War unser Vorrecht bisher, Arme und Elende zu bergen!‘ rief ich dawider.

Indem wendeten die beiden kranken Reiter ihre Rosse und trabten auf uns zu, mit blassen Gesichtern, aus denen große Augen fieberhaft glühten. War ein Anblick zum Erschrecken, als ob Tod und Pestilenz selbst dahergeritten kämen.

Mein Bruder gab seiner Stute erschreckt die Sporen. Da ersah ich meine Freiheit und galoppierte davon. Kannte einen schmalen Pfad durch Tann und Sumpf von meinen nächtlichen Streifen. Der barg mich, und ich verhielt mich still in der Dickung bis zur Nacht. Um so mehr gedachte ich jetzt mein Recht in Fenstäde zu suchen. Setzte mich wieder aufs Roß, das wohl ausgeruht war, und ritt trotz meines Hungers in die Nacht.

Als ich auf die Straße gelangte, hielt ich fleißig Ausschau nach rechts und links, ob nicht da mein Widersacher lauerte. Da sah ich neben dem Graben an einem Baume zwei Pferde und neben dem Baume lagen zwei röchelnde Männer. Alsbald erkannte ich die beiden Reiter, durch die ich gerettet ward. Den Herrn Achatius von Sollern fand ich in Decken gerollt, neben ihm lag sein graubärtiger Genosse im Schüttelkrampf mit emporgezogenen Knien. Der streckte sich nur noch ein paarmal, dann entfloh ihm der Odem, und er starrte regungslos zum Mondlicht empor. Den kranken Herrn Achatius legte ich auf sein Roß und gedachte auch das Pferd des andern mitzuleiten. Aber es mochte nicht von dannen gehen und drängte zu seinem stillen Herrn zurück. Da ließ ich's denn stehen und barg den Kranken, denn ich war's ihm doppelt schuldig, um der gottgefügten Rettung willen und der gastlichen Ehre unseres Hauses.“ (Schluß folgt)

Abschied

Gib mir die Hand und laß mich seitwärts schauen,
Denn du gehörst zu jenen lieben Frauen,
Die ihr nicht lernt und nimmer wißt,
Wie süß das Spiel mit unserm Leben ist!
Das wissen nur wir.

Einmal kommt's allen an, den Tod zu schauen,
Der prüfend aufblickt unter busch'gen Brauen,
So wie der Arzt, der weiß und doch nicht merken läßt:
Ende ist End', und Rest ist Rest.
Was frommt es uns auch. —

Und wenn ich falle, mußt du aufwärts schauen,
Ich schwebe dann hoch über dir im Blauen:
Ein Falk, ein Bussard oder auch ein Weih,
Und wo ihr lacht, da bin ich stets dabei,
Denn lachen war mein Glück.

Karl von Berlepsch

Digitized by Google

Soldate! Soldate!

Von Georg Freiherrn von Ompteda

„Herr Hauptmann, Herr Hauptmann!
Ich muß auf Urlaub gehn:
Ich habe meine Mutter
So lange nicht gesehn!"

„Soldate, Soldate!
Das kann unmöglich sein,
Denn deine gute Mutter
Ruht längst im Totenschrein!"

„Herr Hauptmann, Herr Hauptmann!
Mein Knecht der ist schon alt,
Still steht nun meine Mühle:
Ich muß ihm helfen bald!"

„Soldate, Soldate!
Dein Knecht der ist noch frisch:
Der springt mit deiner jungen Magd
Wohl über Bank und Tisch!"

„Herr Hauptmann, Herr Hauptmann!
Drum eben muß ich hin:
Ich schlage ihm den Schädel ein
Ihm und der Buhlerin!"

„Soldate, Soldate!
Was geht die Magd dich an?
Dem Feinde schlag den Schädel ein,
Wir greifen morgen an."

„Herr Hauptmann, Herr Hauptmann!
Bin früh dem Feind am Leib,
Doch abends muß ich Urlaub han,
Denn sie ist ja mein Weib!"

Soldate, Soldate
Als erster blieb am Feind.
Der Hauptmann legt das Eisern Kreuz
Ihm auf die Brust und weint!

Digitized by Google

Schattenbilder aus dem Goethe-Kreis

Von Franz Servaes

Als Kinder kannten wir alle das Vergnügen, bei scharfem Licht uns vor eine weiße Wand zu stellen und die Schattenspiele zu beobachten, die wir mit Köpfen und Händen darauf warfen. Ein Spiel, so alt beinahe wie die Menschheit. Schon aus grauem Altertum wird uns dergleichen erzählt; und der rührende Zug wird uns berichtet, daß Liebende durch Nachziehen der auf die Wand geworfenen Schattenumrisse sich voneinander Abbilder zu verschaffen suchten. So soll also, wie bei allen guten Dingen, auch bei dieser so bescheidenen wie reizvollen Kunstübung die Liebe am Anfang gestanden haben und das ist gewiß ein günstiges Zeichen. Liebe ist genügsam. Da sie ihren Reichtum in sich selber trägt, so nimmt sie gern mit dem kleinsten Abzeichen vorlieb, das Erinnerung stiftet. Ein paar Umrißlinien genügen ihr, um das Andenken an den fernen oder vielleicht schon entrissenen Freund wach und lebendig zu erhalten. Nur treu und ehrlich müssen sie gezogen sein. Es soll wirklich etwas in diesen Linien aufbewahrt sein, was des Entschwundenen wahres und echtes Wesen enthält. Und das verlangt, bei scheinbarer Geringfügigkeit, doch auch wieder ein Stück echter Kunst, nicht minder vom Auge wie von der Hand, und so auch nicht zuletzt von der Seele. Ja, es mag leichter sein, in reichbemittelter Kunstart, der Hunderte von Ausdrucksmöglichkeiten zur Verfügung stehen, dem Charakteristischen der Natur bildnerisch nahezukommen, als in einer abkürzenden und darum auf feinste Genauigkeit gestellten Formensprache, wo der geringste Fehlstrich vielleicht schon das Ganze verwischt. Vom Zeichnenden, gleichviel ob mit Schere oder Stift, wird hier die letzte Ausdruckskraft verlangt, gerade weil er in seiner Arbeit auf alle Beihilfen verzichten muß.

Goethe einen Schattenriß betrachtend. Gemälde von Georg Melchior Kraus
(Als Leihgabe der Familie Vulpius im Goethehaus zu Weimar)

Digitized by Google

Goethe im Jahre 1774

Charlotte von Stein

Man täte unrecht, die Schattenrißkunst wegen ihres scheinbar primitiven Verfahrens, künstlerisch niedrig einzuschätzen. Gewiß hat sie nicht das sinnlich Verführende der anderen Künste und beansprucht vom Genießer eine reichere selbsttätige Mitarbeit. Aber sie erreicht trotzdem in ihrem Gebiete oftmals staunenswerte Wirkungen. Es soll hier von der belustigenden und erfindungsreichen Art ihrer Phantasietätigkeit, ihrer reizvollen und neckischen Fabuliergabe, die sie gerade in letzter Zeit vielfach entwickelt hat, gar nicht einmal die Rede sein. Wir wollen hier bloß ihrer Fähigkeit nachspüren, die sie im Bildnisfach aufzuweisen hat, und gewiß wird jeder, der den hier mitgeteilten Proben seine Aufmerksamkeit schenkt, gestehen müssen, daß sie, trotz zeitlich und räumlich eng umgrenzter Auswahl, eine Fülle lebendiger Anschauung uns vermitteln. Einen ganzen Lebenskreis geistig hochbewegter deutscher Vergangenheit lassen diese zarten und spröden Schattenbilder um uns auferstehen: wir atmen Goethische Daseinsluft, fühlen uns von Sinnesart und Gefühlsweise Alt-Weimars befeuernd angeweht.

⌘ ⌘ ⌘

Etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts begann das Schattenrißbildnis die große Mode der europäischen Kulturwelt zu werden. Bis dahin war die aus Persien und Indien in der Form der Lederschneidekunst neuerdings eingeführte alte Technik vorwiegend zu ornamentalen Zwecken, wie Wappendarstellungen und dergleichen, auch wohl gern zu frommen Schilderungen aus der Passionsgeschichte Christi verwendet worden. Nun aber entdeckte man von neuem ihre allerursprünglichste Verwendungsart, die der Nachzeichnung menschlicher Antlitz- und Körperlinien mit Hilfe des auf die Wand geworfenen Schattens. Natürlich wurde hier, wie in vielem, Paris tonangebend und da der Finanzminister Ludwigs XV., Etienne de Silhouette, sich des neuen Kunstzweiges und Modeartikels mit besonderer Lebhaftigkeit annahm und sein ganzes Sommerschlößchen in Brie sur Marne damit austapezierte, so kam es, daß die vielbeliebten ‚portraits ombres' schließlich nach ihm benannt wurden und bis auf den heutigen Tag unter der Bezeichnung ‚Silhouetten' Weltruf genießen.

Es wurden ganze Apparate konstruiert, mit deren Hilfe die, dank des natürlichen Schattenwurfs, erzielten Profillinien ohne viel Kunst und mittels eines halb mecha-

Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar

Herzog Karl August von Sachsen-Weimar. Um 1780

Digitized by Google

Frau Marianne Höpfner

Ludwig Julius Friedrich Höpfner

nischen Verfahrens festgehalten, reproduziert und zu bequemerem Gebrauch verkleinert wurden. Es gab eine ‚machine sûre et commode pour tirer des Silhouettes', bestehend aus dem sogenannten Silhouettierstuhl, an dem seitlich ein mit einer aufgespannten Leinwand oder Papierfläche versehener Rahmen befestigt war, welcher das Schattenbild aufzufangen hatte. Die zu porträtierende Person setzte sich dann in diesen Stuhl, bei dem sinnreiche mechanische Vorrichtungen das Stillehalten erleichterten, es wurde durch Kerzenlicht ein Schlagschatten erzielt, und auf der anderen Seite des Rahmens stand ein ‚Künstler', dem keine andere Aufgabe zufiel, als die mechanisch geworfenen Umrißlinien möglichst genau nachzuziehen. Das so gewonnene Bild wurde dann mittels eines ‚Storchenschnabels', einer bereits um 1600 erfundenen Verkleinerungsmaschine, auf das gewünschte handliche Maß zurückgeführt und durch ‚Patronen' vervielfältigt. Also ein Verfahren, das man in jeder Hinsicht als die Vorläuferin der heutigen Photographierkunst bezeichnen darf, zu dem es dann auch auf dem Mittelswege über die Daguerreotypie direkt hingeführt hat.

Goethe. Um 1780—85

Es erhellt, daß zunächst die Kunst bei der Silhouettenmode nicht allzuviel mitzusprechen hatte. Diese kam erst wieder zu Ehren, als besonders begabte und ehrgeizige Männer sich entschlossen, der überbequemen Eselsbrücken zu entraten und an Stelle der rein mechanischen Wiedergaben ein Werk persönlicher Auffassung treten zu lassen. Aber fürs erste suchte man in der Silhouette weit weniger eine besondere Abart der künstlerischen Schöpfertätigkeit als ein geläufiges Mittel zum gegenseitigen Erweisen gesellschaftlicher Artigkeit und des Sichbekanntmachens mit entfernten ‚Brief-Freunden. „Kein Fremder," berichtet Goethe noch 1792 aus der Kampagne in Frankreich, „zog vorüber, den man nicht abends an die Wand geschrieben hätte." Diese Art des Photographierens war also in damaliger Zeit völlig gang und gäbe und einer der eifrigsten Anhänger dieser Sammlersitte war eben Goethe selbst. Seine Freunde und Bekannten im Bildnis zu besitzen, war ihm ebensosehr ein Bedürfnis, wie er freigebig darin war, von sich selber Schattenrisse aufnehmen und anfertigen zu lassen. Es ist also ganz besonders der junge Goethe, der, zunächst was seine eigene Person angeht, der Schattenbildniskunst gehuldigt hat. Der ältere, berühmtere, repräsentativere wurde um so mehr von Malern, Bildhauern und Kupferstechern gesucht.

❦ ❦ ❦

Das Interesse des jüngeren Goethe für die ‚holden Finsternisse' der Silhouetten wurde, wenn schon durch die Zeitstimmung begünstigt, so ganz besonders

Herzogin Luise von Sachsen-Weimar

Digitized by Google

Johann Anton Leisewitz

durch seinen geistigen Verkehr und persönlichen Umgang mit Johann Caspar Lavater angefacht.

Es ist bekannt, daß der Frankfurter Goethe an den ‚Physiognomischen Fragmenten' seines damaligen Freundes und Anregers lebhaften und tätigen Anteil nahm und sowohl literarische wie bildhafte Beiträge dazu spendete. Mit der Zeit konnte freilich diese rein-schöngeistige, aus sehr subjektiven Intuitionen schöpfende und mit prophetischer Salbung auftretende Betrachtungsweise den immer bestimmter auf genaue naturwissenschaftliche Erfassung drängenden Geist Goethes nicht an sich fesseln.

Schiller. Um 1785

Friedrich Nicolai

Aber die einmal empfangene Anregung warf er dennoch nicht fort. Aus menschlichen Gesichtszügen, wenn sie fein konturiert als Schattenrisse vor ihm lagen, auf menschliche Eigenschaften und Gemütsverfassungen zu schließen, blieb ihm eine liebe und keineswegs leere Aufgabe, bei deren Lösung sich Forscher und Dichter in gegenseitig befruchtender Weise die Hand reichten.

Jedenfalls war jene Übungszeit, die er als Mitarbeiter an Lavaters Fragmenten abgelegt hatte, für Goethe keine verlorene. Hatte er doch dadurch die Fähigkeit immer tiefer und bewußter in sich ausgebildet, in menschlichen Antlitzzügen zu lesen und durch Beobachtung und Zusammentragen der Merkmale das Rätsel menschlicher Seelen, und sei es auch mehr auf dem Wege der Ahnung als klar beweisbarer Durchdringung, zu lösen. Mochte hier und da seine Deutung irrlichtelierend geschwankt haben oder vielleicht gelegentlich auch in einigem fehlgegangen sein, es waren ihm dennoch in einzelnen Fällen Erfolge beschieden, die ihn zu reiferem Nachdenken anspornen konnten, vielleicht gar mit einer wunderlichen inneren Betroffenheit erfüllten. Darunter war vielleicht der wunderlichste dieser, daß er bei einem ihm vorgelegten weiblichen Bildnis, seinem Freunde Zimmermann gegenüber, erklärte: „Es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele

Goethe in Kavalierstracht

Digitized by Google

Georg Christoph Lichtenberg

Heinrich Leopold Wagner

spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist und doch durchs Medium der Liebe. So ist auch Sanftmut der allgemeine Eindruck" — und daß diese damals Unbekannte, ein Jahr später, ihm in Person gegenübertreten sollte, um jenem wie in liebender Ahnung ergriffenen Vorgefühl ihres Wesens in bedeutsamster Weise zu entsprechen: denn es war keine andere als die zehnjährige Beherrscherin seiner innersten Geschicke, Charlotte von Stein.

Solch seltsamer Erfolg kann nicht verfehlt haben, Goethes seelische Beziehungen zur Schattenrißkunst vertiefend zu verstärken. In der Tat blieb er zeitlebens einer der eifrigsten Sammler der Erzeugnisse dieses Kunstzweiges, durch die er gleichsam Buch führte über die Ausdehnung seines Bekanntenkreises. Auch sonst war es vielfach Sitte geworden, sich ganze Silhouetten-Albums anzulegen, wodurch für uns als Nachwelt ein kostbares Material für vergleichendes Bildnisstudium und für die Erkenntnis gesellschaftlicher Zusammenhänge geschaffen wurde. So konnte Dr. Ernst Kroker in Leipzig 1899 die Ayrerische Silhouettensammlung veröffentlichen, 1909 Dr. Leo Grünstein in Wien die des Darmstädter Kriegsrats Merck; und erst unlängst ging eine Kollektion von 330 Nummern, die aus dem Besitze Carl Matthäis stammte, in das Weimarer Goethe-National-Museum über. Eine feinsinnig getroffene Auswahl ganzfiguriger Silhouetten hat Dr. Hans Timotheus Kroeber 1911 im Kiepenheuerschen Verlag in Weimar unter dem Titel ‚Die Goethezeit in Silhouetten' publiziert, ein Werk, dem wir uns vielfach zu Dank verpflichtet fühlen.

Wieland

Herder

Versuchen wir nun die an dieser Stelle mitgeteilten Schattenbildnisse ein wenig zum Reden zu bringen! Sie haben mancherlei auszuplaudern und zu bekennen.

Wie billig, nehmen wir zunächst den Dichter selber vor. Ein Stück seiner Biographie wird sich aus den zehn Bildnissen hier für uns ablesen lassen.

Gleich die erste Silhouette (S. 464), die noch in die Frankfurter Zeit fällt, ist von besonderem historischen Interesse. Es ist nämlich diejenige, die der Dichter am

Digitized by Google

Joh. Friedrich Wilhelm Jerusalem

Christ. Friedrich Daniel Schubart

31. August 1774 an sein. geliebte Wetzlarer Lotte, damals bereits Frau Kestner, übersandte.

Für uns ist sehr viel vom jungen Goethe in dieser Silhouette zu erkennen und, wenn auch vielleicht nicht von seiner Liebe, so doch, wie wir meinen, von seiner Verliebtheit. Jedenfalls wirken die meisten Jugendbildnisse trockener, gelehrtenhafter, während hier der schwärmerische Jüngling, der eigenbeseelte Dichter aus der leicht gehobenen Haltung und den apollinischen Umrißlinien uns anblickt. Dabei hat das Bildnis Anspruch auf besondere Treue. Ist es doch von Professor Höpfner in Gießen im Silhouettierstuhl aufgenommen und dann mit dem ‚Storchenschnabel‘ verkleinert worden.

Der Zeit nach müssen wir hier unser Anfangsbild einschieben, Goethe in Betrachtung einer Silhouette (Lilis?), das noch aus dem Jahre 1775 stammt, also, wo nicht in der letzten Frankfurter, so doch in der ersten Weimarer Zeit entstanden sein muß. Da der Maler Georg Melchior Kraus aus Frankfurt sein Verfertiger ist, so hat die erstere Annahme wohl mehr Wahrscheinlichkeit für sich. Auch dieses Bildnis gehört zu den vorzüglichsten, sowohl als künstlerische Leistung, wie durch seine geistig belebte Naturtreue. Es wird von Bertuch in einem Brief an Chodowiecki als „das einzige historische Porträt von Goethe, das ganz er ist“, bezeichnet. Aus dem Besitz der Herzoginmutter Amalie kam es an Goethe selbst und wird heute als Leihgabe der Familie Vulpius im Goethehaus aufbewahrt. Eine Kopie des Bildes ging Ende 1778 an die Frau Rat und er-

Fritz Jacobi, Goethes Herzensfreund

Prinz Constantin von Sachsen-Weimar

Digitized by Google

regte deren höchstes Entzücken und überströmenden Dank. Sie schildert der spendenden Herzogin, wie der Postwagen „etwas in schönem grünem Wachstuch wohlverwahrt“ überbringt, und — „wie der Blitz ist Frau Aja dahinterher, that einen großen schrei als sie ihren Hätschelhanß erblickte. Wir finden viele gleichheit drinnen und haben eine große herrlichkeit damit.“ Ein wertvolles Zeugnis, diese mit soviel Temperament vorgebrachte Anerkennung von Goethes Mutter.

Madame Schlosser geb. Goethe
(Cornelia, die Schwester Wolfgangs)

Die nächstfolgenden Schattenbilder zeigen uns, mit welch stetiger Sicherheit der junge Frankfurter Bürgerssohn sich am Weimarer Hof, der freilich ein Musenhof war, einlebte. Gleich das zeitlich nächste Bild zeigt Goethe in Kavalierstracht (S. 466). Es dürfte, wie die meisten weimarischen Silhouetten jenes Zeitabschnitts, von dem Gothaer Johann Friedrich Anthing herrühren, einem gestrandeten Theologen, der sich zum ‚Meister der schwarzen Kunst‘ emporarbeitete und seinen Namen auf erfolgreichen Geschäftsreisen durch ganz Europa trug. Unsere Silhouette zeigt Goethe ganz als jugendlichen höfischen Stutzer, tadellos in der Haltung, in glänzend geschnittenen Kleidern, mit feingestrählter Perücke und elegant gestecktem Galanteriedegen. Wäre nicht das kluge, geistig belebte Profil, auf einen Dichter würde man bei diesem Modekavalier gewiß nicht zu schließen brauchen. Doch daß Goethe im höfischen Wesen keineswegs aufging, zeigt uns bereits das folgende Bild (S. 470). Hier sehen wir ihn mit dem jungen Fritz von Stein, dem Sohn seiner Freundin, dessen Erziehung er übernommen hatte. Und wie ernst er es mit dieser Aufgabe nahm und welche Aufmerksamkeit er sich dabei zu sichern wußte, verrät uns die Gegenüberstellung der beiden Personen mit drolliger Anmut. Lavater, der die Bildnisgruppe in seinem ‚Essai sur la Physiognomie‘ 1783 veröffentlichte, findet zwar, daß der dargestellte Mann, den er nicht nennt, erheblich unterhalb dem Original stehe, das darin wiedergegeben sein solle, und verrät dadurch seine Verschnupftheit über Goethes neu eingeschlagenen Lebensweg; immerhin meint er, es sei nicht möglich, d'y méconnoître un caractère d'originalité et de grandeur. Vielleicht würde er noch milder über das dritte Weimarer Bild, das wir (S. 471) bringen, geurteilt haben. Denn hier sehen wir den Dichter in einer Art von geistiger Zwiesprache mit der Büste einer verstorbenen Freundin, und wir gehen wohl nicht fehl, darin das 1778 auf tragische Weise ums Leben gekommene Hoffräulein Christine von Laßberg zu erkennen, durch deren Geschick Goethe aufrichtig erschüttert wurde — was dann in dem Gedichte ‚An den Mond‘, zumal in dessen ursprünglicher Fassung, auch dichterisch zum Ausdruck kam.

Goethe vor seinem Haus am Frauenplan

Ganz eingelebter Weimaraner ist Goethe auf zwei weiteren Schattenbildnissen, die beide in die erste Hälfte der achtziger Jahre fallen dürften. Das eine (S. 465) erinnert an das Bild in Kavalierstracht, wirkt aber gelassener und flauer, und betont, bei Fortlassung des Galanteriedegens, in minderem Grade den höfischen Charakter. Das zweite (S. 469) weist

Digitized by Google

geflissentlich in der Haltung und durch das Attribut des zum Vorlesen aufgeschlagenen Buches auf den Mann der vornehmen geistigen Kultur hin, während die Umgebung laubiger Bäume wohl den rousseauischen Naturfreund andeuten soll. Ist hierdurch eine Art von allgemeiner Charakterisierung angestrebt, so haben die im Hintergrund scheinbar so harmlos hingezeichneten Häuser einen intimeren persönlichen Bezug. Sie stellen nämlich das herzogliche Schloß, die Wohnung der Frau von Stein und Goethes eigenes, seit dem 1. Juni 1782 bezogenes Haus am Frauenplan dar und deuten hiermit auf die nächsten und innigsten Verbindungen, in denen der Dargestellte sich befindet.

Erbprinz Carl Friedrich von Sachsen-Weimar

Eine ganz neue Atmosphäre, die uns mit einem Schlage aus dem höfischen Weimar hinausversetzt, weht aus dem nächstfolgenden Blatte erfrischend uns an. Es ist von einer fast parodistischen Laune erfüllt und zeigt nichts von jenem herkömmlichen ersterbenden Respekt, mit dem man dem weltberühmten Dichter und herzoglich-sachsen-weimarischen Geheimderat gegenüberzutreten pflegte. Es macht sich sogar über das Exzellenzhafte des von der Würde seiner repräsentativen Persönlichkeit Durchdrungenen leise lustig. Eine muntere Schwäbin, der es auch sonst in ihren künstlerischen Darbietungen an einem Zuge von losem Übermut nicht gebrach, Luise Hummel aus Waiblingen bei Stuttgart, spätere Frau Duttenhofer und unter diesem Namen kunstgeschichtlich bekannt geworden, ist die Verferti-

Charlotte von Stein mit der Büste ihres Sohnes Fritz

Goethe und Fritz von Stein

Digitized by Google

gerin dieser kecken und doch graziösen Festnagelung (S. 475). Bei seiner 1797 unternommenen Reise in die Schweiz kam Goethe Ende August nach Stuttgart, wo er Dannecker besuchte und im Hause Heinrich Rapps abstieg. Dort muß ihn die schlimme Hummel belauert haben, wie er hinter einem mit mächtigem Kandelaber ehrfürchtig voranleuchtenden Knaben her, über den vornehm gemusterten Fliesenboden hin, ganz europäische Zelebrität, saalwärts einherschritt. Und das scharfe Auge der Einundzwanzigjährigen beobachtete nicht bloß die vielleicht etwas zu zeremoniöse Haltung, sondern auch die ganz sicher etwas zu kurzen Beine des Hochberühmten und notierte das eine ebenso erbarmungslos wie das andere. Doch trotz dieser kaum boshaft gemeinten Neckerei blieb die Zeichnerin uns den Ausdruck geistiger Bedeutung keineswegs schuldig und erkannte in der ganzen Erscheinung des untersetzt Gebauten nichtsdestoweniger das Natürlich-Majestätische. Jedenfalls ist diese Komposition eines seiner Zeit in manchem vorauseilenden ‚Frauenzimmers' eine der individuellsten und menschlich unmittelbarsten Wiedergaben, die wir überhaupt von Goethe besitzen. Darum fühlen wir uns, trotz des etwas kühlen Spottes, der sie umweht, von ihr beinahe angeheimelt: es ist, als hätten wir eine private Begegnung mit Goethe gehabt, bei der wir zugleich ein wenig hinter die Kulissen gucken durften. Ganz Kulisse, ganz offizielle Repräsentation ist dafür das kleine Brustbild vom Jahre 1805: der Minister in Hofuniform und mit hohen Vatermördern (S. 472), während das fünf Jahre später angefertigte Reiterbildnis (S. 474), das letzte in unserer Reihe, wieder eher etwas Gemütliches hat: mit ihrer breitschirmigen Mütze sitzt die weimarische Exzellenz ganz patriarchalisch zu Pferde und wirkt fast wie ein biederer Gutsherr, der seinen Morgenritt unternimmt.

⌘ ⌘ ⌘

Ganz das gleiche gilt von dem im selben Jahre, vermutlich als Gegenstück komponierten Schattenriß von Goethes gnädigstem Herrn, dem Herzog Karl August (S. 475): sogar scheint hier das Patriarchalische noch mehr betont, wozu freilich die höhere Wucht der körperlichen Beleibtheit die äußere Handhabe bot. Indes war Karl August nicht immer solch wohlgenährter Schnaufer wie hier gewesen. Auch er war einmal jung, mager und schlank und unser zweites, oder vielmehr erstes Bild (S. 464) zeigt ihn uns in dieser Form, mit Stulpenstiefeln und unter den Arm gestecktem Dreispitz, ein von angeborenem Selbstgefühl erfüllter, klug und geradeblickender, völlig natürlicher ‚Herr', dem der höfische Degen ein fast zu spieleriges Abzeichen gibt. Das ist der Mann, zu dem Goethe mit ähnlich selbstverständlicher Vasallenempfindung emporblickte wie Bismarck zum alten Kaiser Wilhelm: stets mit dem Gefühl einer niemals bedrückenden Ehrfurcht, nicht selten zu respektvollem Widerspruch aufgelegt, allemal im ungeschmälerten Genuß der eigenen, das gewohnte Menschliche überragenden Persönlichkeit. Und so hat er ihm zeitlebens Dank gewußt, der sich oft zu freundschaftlicher Wärme verdichtete:

Denn er hat mir gegeben, was Große selten gewähren,
Neigung, Muße, Vertrau'n, Felder, Garten und Haus.

Goethe vor der Büste einer verstorbenen Freundin

Digitized by Google

Niemand brauch' ich zu danken
als Ihm, und manches bedurft' ich,
Der ich mich auf den Erwerb
schlecht, als ein Dichter, verstand.
Und wenn sein Land auch nur kurz und schmal, sein Vermögen beschränkt war, so verstand er doch in vorbildlicher Weise nach innen wie nach außen seine Kräfte zu wenden. Täte das ein jeder, meint der Dichter: da wär' es ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein.

Goethe in Hofuniform
Um 1805

Dieser wahrhaft unbestochene Lobspruch durfte hierher gesetzt werden, um Goethes reinmenschliche Existenz am Weimarer Hof in das entsprechende Licht zu setzen. Mag er von Schranzen und Beamten, von Mißgünstigen und Dünkelhaften mitunter gewiß zu leiden gehabt und dies in seinem reizbaren Ehrgefühl nicht selten mit gereizter Empfindlichkeit hingenommen haben, die wirklich Obenstehenden waren immer seine Freunde und warmen Verehrer; an ihnen fand er zumeist seine natürliche Stütze. Davon begegnen wir manchen hier im Bilde. Wir sehen die Herzogin-Mutter Anna Amalia (S. 464), die eine braunschweigische Prinzessin und Nichte Friedrichs des Großen war, mit dem ihr sogar, bei ihren ‚großen durchdringenden blauen Augen', eine ‚frappante Ähnlichkeit' nachgerühmt wird. Daß sie staatsmännischen Geist besaß, hat sie in fast achtzehnjähriger Regentschaft, bis zur Mündigsprechung Karl Augusts (3. September 1775), vollauf dartun können und damals, zunächst durch die Berufung Wielands als Prinzenerzieher, den Grund zu Weimars späterem höchsten Ruhme gelegt. Dabei war sie eine lebensfrohe, weltlich denkende Natur, tanzte schön und mit Anstand, hatte einen leichten und doch majestätischen Gang, eine kleine Statur, doch eine spirituelle ‚Physiognomie'. Sie war die geistige Herrin Alt-Weimars und blieb es stets in höherem Grade als die regierende Herzogin Luise, eine darmstädtische Prinzessin (S. 465). Aber war diese in ihrer ganzen Art auch stiller und gewiß scheuer als ihre temperamentvolle Schwiegermutter, so weckte sie doch durch ihr wahres und inniges Wesen, das sich auch für dichterische Einwirkungen empfänglich stimmte, gerade bei Goethe eine ungeheuchelte, stets sich gleichbleibende Verehrung, die sich schon darin kundtat, daß er sie in Briefen mit Vorliebe den ‚Engel Luise' nannte. Und Karl August sagte als Verlobter von ihr: „Sie ist nicht schön, aber wenn man sie liebt und sie fühlen läßt, daß man sie liebt, ist sie unendlich angenehm." Von ihren Kindern sehen wir hier den weichen und sanften Erbprinzen Carl Friedrich (S. 470) in harmloser Freude an seinem kindlichen Spieltische beschäftigt. Prinz Constantin, den wir S. 468 abbilden, war Karl Augusts jüngerer Bruder, ein besonders kunstsinniger und namentlich musikliebender Herr, neun Jahre jünger als Goethe und diesem dadurch später besonders ans Herz gelegt, daß der Herr Minister öfters die delikate Aufgabe übertragen bekam, die allerhand Liebschaften des Prinzen, in ihren nicht immer ausbleibenden Folgen, mit überlegenem Takt zu ordnen.

Oberhofmeisterin von Buchwald vor der Büste Voltaires

Nicht direkt zum Weimarer Hof gehörig, doch als Gast jederzeit willkommen, war Prinz August von Gotha (S. 473), der zugunsten eines Neffen dem Thron entsagt hatte, um ganz seinen schöngeistigen Interessen zu leben, die ihn wiederholt nach Italien führten. Goethe

Herzogin Anna Amalia (rechts) mit Luise von Göchhausen (links) und zwei anderen Hofdamen

rühmt sein verständiges, liebes und bescheidenes Wesen; auch daß er ‚keine fürstlichen Queren' hatte.

Prinz August von Gotha

Eine besondere Stütze besaß der Dichter Goethe zum Teil in den Kreisen der Hofdamen. ‚Am grünen Canapé' der alten Oberhofmeisterin Franziska von Buchwald (S. 472), der Freundin Voltaires, las er, wie Wieland seinen ‚Oberon', so zum ersten Male den vollendeten ‚Egmont' vor. Weit wichtiger noch war Luise von Göchhausen, die witzige Verwachsene, die als ‚Tuschen' und ‚Gnomide' bei allen geselligen Veranstaltungen munter mit dabei war, bei Theateraufführungen komische Rollen übernahm und selbst einem Herder oder Goethe zungengewandt Rede zu stehen wußte. Unser Bild (S. 473) zeigt sie mit anderen Hofdamen und der Herzogin Amalia bei einer Gartenunterhaltung. Dauerndes Verdienst um die deutsche Literatur und ein Teilchen Unsterblichkeit erwarb sie sich durch die Aufbewahrung des Goethischen ‚Ur-Faust', den dann erst nach Jahrzehnten der Berliner Literarhistoriker Erich Schmidt wieder auffand und uns überlieferte ... Doch noch eine dritte Dame des Hofes bleibt zu nennen, vielmehr wurde bereits genannt, die wichtigste von allen, Charlotte von Stein. Was sie Goethe war und bedeutete, braucht hier nicht erst dargelegt zu werden. Das lebt ja hell im Bewußtsein jedes Deutschen. Unsere Bilder (S. 464 u. 470) zeigen sie in jüngeren Jahren, als ihre Frauenreize noch unverblichen waren.

❀ ❀ ❀

Indes zum ‚Goethekreis' gehört ge-

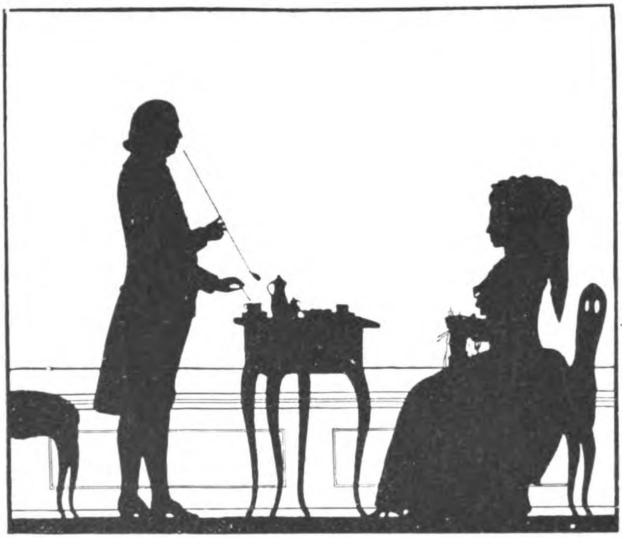
Johann Heinrich Merck

Digitized by Google

Goethe. Um 1810

wiß nicht bloß die weimarische Hofgesellschaft. Mag sie dem Dichter als glänzende Folie dienen (die er im geheimen manchmal auch verwünscht hat), die Wurzeln seiner Kraft lagen doch in andren Schichten. Auf das eigentliche Erdreich, dem er entsproß, weist von unseren Bildern das der Schwester Cornelia, als ‚Madame Schlosser‘ (S. 469) hin. Der Schattenriß wirkt milder, wirkt weiblicher als die bekannten Zeichnungen des Bruders, die in ihrer Absicht auf getreue Charakteristik die minder schönen Linien des Antlitzes fast zu geflissentlich hervorhoben. Sehr würdig wird Goethes einflußreichster Jugendfreund Merck durch die aus dessen eigener Schattenrißsammlung stammende Wiedergabe in ganzer Figur (S. 473) vertreten. Das ‚Mephistophelische‘, sein literargeschichtliches Kennzeichen, tritt darauf weniger hervor als das sozusagen Kriegsrätliche. Jedenfalls, dieser Mann stand fest im Leben und wußte dessen praktische Seiten nicht minder gewandt zu meistern, wie er dessen Schwächen und Läßlichkeiten mit scharfem Witz zu geißeln verstand. In loseren Beziehungen zum jungen Goethe standen der Gießener Professor L. J. Fr. Höpfner und dessen Gattin Marianne (S. 465). Unvergessen aber soll ihm bleiben, daß er jenes von uns schon gerühmte Jugendporträt entworfen und ausgeführt hat.

Wieder ins Innerste des Seelenlebens führt uns die Erscheinung von des jungen Goethe vielleicht liebstem Herzensfreund Fritz Jacobi (S. 468). Bezeichnenderweise wurde dieses Schattenbildnis eine Zeitlang für Goethe selber gehalten. Der ‚Philosoph und der feine Weltmann‘, die sich in Jacobi vereinigten, treten in gleicher Weise darin zum Vorschein. „Was Goethe und ich einander sein sollten, sein mußten,“ schrieb Jacobi an Wieland, „war, sobald wir vom Himmel 'runter nebeneinander hingefallen waren, im Nu entschieden; jeder glaubte von dem anderen mehr zu empfangen, als er ihm geben könnte; Mangel und Reichtum umarmten einander; so ward Liebe zwischen uns.“ ...



Herder und seine Gemahlin Caroline beim Frühstück

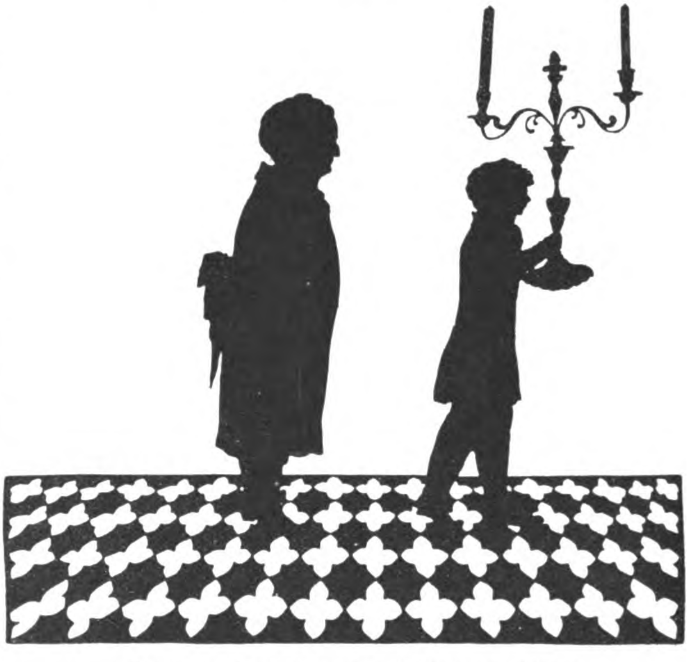
In so innigen Tönen könnte man von Goethes Beziehungen zu Herder, obgleich dieser gewiß an geistiger Bedeutung Jacobi übertraf, keinesfalls reden. Wohl niemals war ‚Liebe‘ zwischen ihnen. Sie hatten eine Art von Vernunft-Freundschaft miteinander geschlossen, die wohl anfangs, zumal auf Goethes Seite, von schwärmender Verehrung getragen war, doch in der Folge in ihren menschlichen Beziehungen nicht immer ungetrübt blieb. Ob Herders Gattin, die Goethes engerem Darmstädter Freundeskreis entstammte und die nicht immer ganz leicht zu genießen war, hierauf einigen Einfluß besaß, möge unerörtert bleiben. (Die Bilder der beiden: S. 467 u. 474.) Auch zu Wieland

(S. 467) waren Goethes Beziehungen allerhand Schwankungen unterworfen, aber alles in allem doch menschlich leichter zu ertragen. Dem Dichter des ‚Oberon‘ freilich fühlte der Dichter des ‚Faust‘ sich stets in Wertschätzung nahegerückt. Über Schiller kein näheres Wort; er bedarf dessen nicht. Daß wir den Freiheitsdichter hier als Hofkavalier erblicken (S. 466), wenn auch nicht als so vollkommenen wie Goethe, mag als belustigende Ironie hingenommen werden. Auf Goethes Straßburger Zeit weist das Brustbild des Dichters der ‚Kindesmörderin‘, Heinrich Leopold Wagner (S. 467) zurück. Er lebte später in Frankfurt am Main als Rechtsanwalt und verkehrte im Hause von Goethes Mutter, die auch ihrerseits an dem frühverstorbenen ‚guten Gesellen‘ warmen Anteil nahm.

Herzog Karl August. Um 1810

Die Bilder der übrigen hier Dargestellten können mehr oder weniger bloß als ‚Zeitgenossen‘ unseres größten Dichters gelten und gehören nicht zu dessen näherem Kreise. Nicolai, den das treffliche Konterfei S. 466 äußerst charakteristisch wiedergibt, gehörte sogar, vom Werther bis zum Proktophantasmisten, zur allerintimsten Gegnerschaft Goethes und beeinflußte damit eine Zeitlang leider auch den Berliner Geschmack. Der Abt Jerusalem (S. 468) ist der Vater jenes vielgenannten jungen Jerusalem, der das nächste Vorbild zum jungen Werther war. Die Dichter Schubart, Leisewitz, Lichtenberg (S. 466 bis 468), vornehme Repräsentanten der damaligen geistigen Zeithöhe, traten eigentlich Goethe menschlich niemals näher.

So haben diese wohlgelungenen Schattenbildnisse uns einige Partien von Goethes äußerem Dasein in dankenswerter Weise erhellt. Zwar ist der Dichter unsterblich vor allem durch das, was er persönlich schuf und ohne Beihilfe eines Bildes unendlich tief in unser Inneres gepflanzt hat. Aber gerne verweilen wir doch auch bei seinem reichen Leben und in seiner Zeit. Auch hier ist etwas gewoben, das der Sterblichkeit widerstrebt.



Goethe im Hause von Heinrich Rapp in Stuttgart
Schattenriß von Luise Duttenhofer. 1797

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Theodor Storms Briefwechsel (Braunschweig, Westermann; Stuttgart, Göschen; Berlin, Paetel; ebenda, Curtius) — **Hermann Sudermann, Litauische Geschichten** (Stuttgart, J. G. Cotta Nachflg.) — **Heinrich Mann, Die Armen** (Leipzig, Kurt Wolff) — **Max Jungnickel, Ins Blaue hinein** (München, Hermann A. Wiechmann)

Der Nebel steigt, es fällt das Laub... der Sänger dieser „grauen Tage", der zugleich ein freundlich Mittel angibt, sie zu vergolden — Theodor Storm nimmt diesmal auf unserem Büchertisch eine besondere Ecke ein. Er wurde nämlich im Herbst hundert Jahre alt, dieser Lebendige, und bei solchem Anlaß setzen sich im lieben Deutschland nach heiligem Brauch nicht nur die Federn des Tages in emsige Bewegung, den Jubilar ausladend zu würdigen, auch auf dem Büchermarkt pflegt bei Hundertjahrfeiern eine leise Bewegung um den Namen des Aufgestörten zu entstehen. Nun, wir werden uns gewiß nicht untreu, wenn wir Storms Geist und wärmende Herzgewalt am liebsten da aufsuchen, wo sie ganz bei sich selber sind und sich ohne Vermittler offenbaren: in seinen Briefen. Storm war einer der vollkommensten und sorgsamsten Briefkünstler aller Zeiten. Das reine Gold dieses Schatzes ist verhältnismäßig spät gehoben und gemünzt in den Umlauf des Buchhandels gebracht worden; die wertvollen Briefe an die Kinder sind erst im vorigen Jahre erschienen (Braunschweig, Westermann) und sogar die an Braut und Gattin (2 Bde. ebenda) fanden erst ein Jahr früher ihren Abschluß. Vorangegangen war der Briefwechsel mit Mörike (Stuttgart, Göschen), mit Gottfr. Keller (Berlin, Paetel), mit Friedr. Eggers (Berlin, Curtius) und Briefe in die Heimat (ebenda). Man sieht aus diesen nüchternen Angaben schon, zu welchem Umfang der Briefverkehr des Dichters in seinem einundsiebzigjährigen Dasein angeschwollen ist, aber — in diesem weiten Rahmen welche Fülle, welches Leben! Wir sehen hier Grüße in die Ferne wie Wimpel an kleinen Frachtschiffchen wehen, beladen mit Gedanken und Wechselgesprächen, mit reizvollsten Stimmungen, mit Liebe und Herzlichkeit, mit dem ganzen Kopf- und Seelenreichtum eines bedeutenden Dichters. Wollte ich dem Wert dieser Bände hier gerecht werden: ich müßte soviel Seiten wie Zeilen zur Verfügung haben. Wie sorgfältig sind diese Briefe geschrieben, wie künstlerisch liebevoll sind die Sätze gebaut, aber immer bleibt am Kern der volle Anteil des ganzen Menschen haften. Mitunter ist eine Zeile ein Gedicht. So wenn er an seine ferne Braut schreibt: „Es ist ein heißer Junitag und wo ist meine Rose?" Von bleibendem ästhetischem und literaturgeschichtlichem Wert sind seine Untersuchungen über das Wesen der Lyrik im Briefaustausch mit Mörike, über das der Novelle mit Keller. Jeder Brief ist echte Münze, und jede trägt das getreue Gepräge der Persönlichkeit. Lest diese Briefe! Sie sind nicht wie die flüchtige Bekanntschaft eines Zeitromans, die niemals wieder erneuert wird, sie sind wie gute Freunde, mit denen man sich immer aufs neue finden und unterhalten kann, wenn Kopf und Herz es begehren; sie harren geduldig auf ihrem Bücherbrett, bis sie zum Plauderstündchen gerufen werden; und sie ändern sich nicht wie menschliche Freunde, sie sagen nicht ab, sie haben immer Zeit und niemals Launen... Heute, wo man die Uhr am Handgelenk trägt und nichts wissen will von Glockenschlägen, die — „gib acht, was spricht die tiefe Mitternacht?" — durch die Ewigkeit tönen, stellen solche Bücher das Gleichgewicht eines wirklichen Menschen wieder her, sie mahnen, daß heute Selbstzucht, Mut, Kultur und innere Festigkeit nötiger sind als je.

Je seltener die Summe der genannten Eigenschaften im allgemeinen wird, um so unerläßlicher ist sie für den Künstler, dem es nicht genügt, Augenblickssiege dem Tagesgeschmack abgewonnen zu haben, der sich vielmehr entwickeln und auf die Welt nachwirken will. In diesem Betracht scheint sich denn ein alter Sünder — das Wort ist mit einem Körnchen Salz zu verstehn — der auch ein Jubilar in diesem Herbst war, wennschon er hinter Theodor Storm nicht nur erheblich an Jahren zurücksteht, erfreulich genug auf sein besseres Ich besonnen zu haben. **Hermann Sudermann**, der Sechzigjährige, gibt uns als sein Geburtstagsgeschenk einen starken Band ‚**Litauische Geschichten**' (Stuttgart, J. G. Cotta Nchf.), die man zu den erfreulichsten Gaben aus seiner Hand rechnen muß, zumal wenn man sie an seinen letzten Erzählungsbüchern, dem ‚Hohen Lied' und der ‚Indischen Lilie' mißt. Von den teils schlüpfrigen, teils ausgefahrenen Geleisen dieser beiden Bücher hält sich Sudermann mit unverkennbarem künstlerischem Ernst fern; dort schielte er, wie bei den meisten seiner Dramen, über die Feder nach einem hochverehrlichen Publiko, das ihn am lüsternen Schmunzeln wie am dicken Farbenauftrag kennt; jener Lebewelt, die prickelnde Getränke, kräftige Würzen liebt, schmeichelte sein Zeichenstift. Diesmal schöpft er, ein redlicher Erzähler, aus dem

Digitized by Google

Die Puerta del Acazaba in Tanger

Gemälde von Peter Emil Recher

Digitized by Google

Born seiner Heimat, die ihm von Kindheit an vertraut ist, er schildert schlicht in dem Dahinfließen ruhiger Epik Menschen, die er durchaus kennt mit ihren Schicksalen. Über die ebenen Gefilde Litauens sieht er sie von weitem auf sich zukommen, hält sie fest mit einem Händedruck und fragt sie nach ihren Schicksalen. Es scheint ihm kein unwürdig Tun: die heilige Alltäglichkeit im Menschenleben so verstehend zu umfangen, daß ihm nur die sorgfältigste Darstellung bis ins Kleine für sie gut genug ist. Und hierdurch gerade übt der mit allen Wassern gewaschene Modeschriftsteller einen von der ersten bis zur letzten Seite andauernden Reiz auf den Leser aus; wir kehren gern mit ihm ein bei seinen Fischern, Moorbesiedlern und Bauern, deren Schicksale er uns dichterisch nahebringt. So knüpft dies Buch wieder an den besten Sudermann an, den wir aus der Zeit seiner frühen Romane schätzen und der in ‚Frau Sorge‘ sein vollendetstes Werk schuf. Sieht man von diesem Roman ab, dem gerade seine eigentümlich spröde Art vortrefflich steht, so ist Sudermann in den ‚Litauischen Geschichten‘ sogar über die Kunst jener epischen Frühzeit hinausgeschritten. Es sind in ihrer Eigenart Erzählungen von Reiz und Rang, zu deren vollem Verständnis freilich ein starkes Sicheinfühlen in das Empfinden und die Denkungsart des litauischen Volksschlages gehört. Mit köstlicher und ungesuchter Laune, die bei Sudermann nicht eben häufig ist, wird in der ersten Erzählung das Staunen der Fischerfrau über die vielen Wunder der ‚Großstadt‘ Tilsit geschildert. Aus dem wirklichen Leben herausgegriffen mutet auch in der zweiten Geschichte ‚Miks Bumbullis, der Wilderer‘ an, wenn er sich des verlassenen Kindes annimmt, das in den erstarrten Armen des alten Hegemeisters, den er erschossen hat, friedlich eingeschlafen ist. Daß Sudermann wirklichen Humor hat — wenn auch eine gewisse kühlere Abart — zeigt sich in ‚Jons und Erdme‘. Zwei Ärmste der Armen, die sich lieb aber sonst nichts haben, siedeln sich auf dem Moor bei Heydekrug an; wie eine Robinsonade liest sich nun das langsame Entstehen ihres Anwesens aus dem Nichts, ihr Bekanntwerden mit den benachbarten Siedlern und die sich daraus entspinnenden Schicksale. Einzelne Glanzstücke der Erzählungskunst blitzen in dieser Novelle auf: die Zeichnung der Ulele oder des Moorvogts, die Hundeepisode oder der alte Raubmörder mit seiner Sehnsucht nach Menschen, endlich die Überschwemmung mit ihren fesselnden Wirklichkeitszügen. Im letzten Stück: ‚Die Magd‘ findet der Dichter von ‚Sodoms Ende‘ sogar Klänge, die man bei ihm gar nicht vermutet: die idyllische Innigkeit und den weichen Märchenglanz einer Liebesszene zwischen Marinke und Jurris. Kurzum: eins der besten Bücher, die Sudermann geschrieben hat. Nur zu Anfang — gerade im ersten Absatz — stört ein gesucht biederer Tändelton, sonst ist die ganze Erzählungsweise mit ihren kurzen, ungekünstelten Sätzen, ihrem einfachem Aneinanderreihen der Geschehnisse dem Volksmunde abgelauscht — so wie etwa ein alter Bauer abends bei seiner Pfeife erzählt — man fühlt Sudermanns Kraft hier, wo er den Mutterboden berührt; es ist ja Blut von seinem Blut, das in den Adern dieser Menschen rollt. Der starke slawische Einschlag bei diesem Dichter, den schon seine Gesichtsbildung erkennen läßt, hat ihn ja oft zu grellen Pinselstrichen verleitet — im Russischen gibt es für ‚schön‘ und ‚rot‘ nur eine Vokabel —; hier schöpft er künstlerisch aus dem vollen seiner Blutmischung und indem er zu den schlichten Menschen seiner Heimat hinabgestiegen ist, hat er sich künstlerisch erhöht.

Aufwärts führt in seinem neuesten Werk auch der Weg eines Dichters, dem es immer ernst um diesen Aufstieg war, der aber gerade, weil er immer zuviel wollte, ein stetes Schwanken seiner Dichtungwerte nicht vermeiden konnte: Heinrich Mann. Wenn seine Freunde und sein durchaus amerikanisch sich gebärdender Verlag bei jedem einzelnen seiner Werke uns schreiend weismachen wollen, er habe nun das Höchste erreicht, so schätzen sie ihn unwillkürlich gerade damit geringer ein, als der ruhig und unparteiisch wägende Beobachter, der auch seinen letzten Roman ‚Die Armen‘ (Leipzig, Kurt Wolff) noch als das Werk eines sich Entwickelnden, darum Unfertigen ansehn muß. Prüfen wir kurz den Entwicklungsgang Manns, wenn auch nicht von seinen literarischen Windeln an, die zu trocknen und als Fahne der Zukunft zu schwingen, wir getrost seinen Marktschreiern überlassen, sondern von jener Zeit an, wo Mann, kurz vor seinem vierzigsten Lebensjahr etwa, tastend und strebend einen andern Weg suchte und der sehr richtigen Meinung war, daß es dazu nur ein Mittel gibt, nämlich den alten hinter sich zu lassen. Er fühlte vielleicht rein triebhaft, vielleicht auch als der bewußte Künstler, der er immer war, daß ihm die Ruhe des Epikers bedenklich fehlte, er wandte sich dem Drama zu. In der Form war da kein großer Unterschied zu überwinden, denn er hatte schon in seinen Erzählungen die Dialogform mehr als irgendein anderer Dichter von Rang bevorzugt. Unter den sechshundert Seiten seines Romans ‚Die Jagd nach Liebe‘ stößt man sehr selten einmal auf eine, die erzählt oder beschreibt; durchweg sind es Wechselgespräche und was zwischen ihnen liegt, hat eigentlich nur die Bedeutung der ‚Regiebemerkung‘; ähnlich ist es mit dem Roman ‚Die kleine Stadt‘, ja seine Novelle ‚Der Tyrann‘ ist so, wie sie war, ohne wesentliche Änderungen über eine Berliner Bühne gegangen ... Aber auch wo er erzählte, suchte er mehr den Augenblickseffekt der Szene, als die ruhige Wirkung des Epikers, er verschmähte durchaus den breiten Pinselstrich und setzte Tupfer grell neben Tupfer. Immer kam es ihm darauf an, durch

Herausheben des Sonderbaren, Krassen, Abenteuerlichen mit Überraschungen zu blenden. Hand in Hand mit der Sucht, jede ‚Fabel' auf die Spitze zu treiben, zum Äußersten, mitunter Gräßlichsten, das sich in einen Stoff hineindenken läßt — ging bei ihm die aufgepeitschte Gebärde seiner Menschen, oder, wie er selber einmal sich ausdrückt, die ‚fliegende Grimasse'. Diese Mannschen Gestalten gingen nicht, sondern sie stürzten, sie riefen nicht, sondern sie schrien, die Arme stießen sie nach vorn oder hielten sie verschränkt, die Stirn legten sie ‚in dicke Falten'. In seiner Novellensammlung ‚Die Rückkehr vom Hades', die damals (1911) ungefähr auf dem Isthmus zwischen Erzählung und Drama stand, verbirgt jeder einen Dolch im Gewande oder er wird von einem andern mit dem Dolch bedroht, wenn nicht erstochen oder zum mindesten gekitzelt...

Von jenem Isthmus aus scheint Heinrich Mann dann eine reinliche Scheidung seiner Kunstformen ins Auge gefaßt zu haben, er entwickelte sich als Dramatiker (bis zur Madame Legros) und suchte als Erzähler einen anderen Stil, der sich leise der guten epischen Überlieferung annähert. In keinem seiner Romane ist der Wille dieser Annäherung, ohne daß er dabei zunächst seine Eigenart ganz aufgäbe, so fühlbar wie in den ‚Armen'. Ein sozialer Roman, der das Los des Fabrikarbeiters mit leidenschaftlicher Parteinahme schildert. Wir werden nach Gausenfeld, in die Arbeiterkolonie des Kommerzienrats Dr. Heßling geführt, wo die Häuser einfach A, B und C heißen, die Familien in Lärm und Schmutz dahinleben. Stumpf und in ihr Los ergeben sind sie alle — nur einer, Karl Balrich, will heraus aus diesem Stausumpf. Er hat von seinem Onkel, einem alten Trinker, das Geheimnis erfahren, wie Heßling, der früher auch ein einfacher Arbeiter war, groß geworden ist, kein anderer als dieser verwahrloste Ohm hat ihm das Geld zum Anfang gegeben, er hat den schriftlichen Beweis in Händen. Und mit diesem Schriftstück den Millionenbesitz an sich zu reißen, seine Genossen zu befreien von diesem Joch, das ist nun Balrichs einziges Ziel. Aber schon bevor er dies Ziel erreicht hat, beginnt der Kampf. Gerade die Arbeiter sind die Handhabe, durch die Heßling seine Stellung wieder befestigt; er und sein Feind ringen miteinander: rücksichtslos und hinterlistig, bis Balrich endlich einsieht: der Kampf ist vergebens. „Ich bin kein Führer," sagt er sich. Mutlos kehrt er wieder an die Maschine zurück — da kommt der Krieg und alle, Arme und Reiche müssen hinaus gegen den gemeinsamen Feind. Wer wird wiederkehren? So schließt der Roman mit einem doppelten Fragezeichen, und man ist versucht, sogleich noch ein drittes hinzuzufügen. Gleichwohl: der versagende Schluß mit dem Notbehelf der Kriegsfanfare soll uns nicht beirren in der Schätzung dieses blitzend facettierten Romans, der unstreitig zu den bedeutendsten des Jahres gehört. Nicht immer ist ein ‚befriedigender Schluß' nötig in einer Erzählung von dieser armen Erde, wo doch jedes Menschenleben in sich ein Bruchstück bleibt. Es kommt für den Dichter nur darauf an, uns so stark mit seinem inneren Erleben zu erfüllen, daß das Werk, wenn wir es aus der Hand legen, noch gewaltig in uns nachklingt, wie etwa das Meer noch lange braust, wenn der Sturm sich schon gelegt hat. Dann ist eben dieser aufwühlende Nachhall der ‚Schluß' und wo er wirklich vorhanden ist, zehnmal wichtiger als eine Heirat oder ein Todesfall oder ein sonst gebräuchliches Roman-Ende. Aber die Frage: ob dies mächtige Nachschwingen eines Kunstwerkes bei den ‚Armen' zu spüren ist, muß leider verneint werden. Wie alle, die impressionistisch schaffen, verliert auch Mann bald die Sammlung, die Ruhe, zuletzt den Faden der Geduld; der organische Aufbau seiner Erzählung wird ihm langweilig. Zum Schluß artet der ursprünglich groß und planvoll entworfene Roman in eine richtige Räubergeschichte, moderner gesprochen, Kriminal- oder Detektivgeschichte mit sprunghaften, dem Zufall entlehnten Ereignissen aus, die mehr auf Verblüffung als auf künstlerische Wirkung zugespitzt sind. Das ist sehr schade, denn wie bei allen Erzählungen Heinrich Manns packt auch hier gleich die erste Seite den Leser beim Kragen und läßt ihn fürs erste nicht wieder los. Wir werden wirklich in das Leben dieser Arbeiter, in ihr inneres wie in ihr äußeres leibhaftig hineingeführt, wir hören ihren gleichmäßigen Trott des Morgens vor Sonnenaufgang von den Häusern A, B, C zur Fabrik, wir stehen mit ihnen an der Maschine, sitzen zwischen ihnen in der Kantine und hören in den Wohnungen mit den dünnen Wänden alle Geräusche des Hauses. Mit verstehendem Ernst sagt Mann von diesen Armseligen: „Alle hier waren gute Leute und handelten infolge ihrer Armut als seien sie böse Leute — indes Reiche, die nicht gut waren, sogar gerecht sein durften." Aber in diesem an sich feinen Wort enthüllt sich schon die parteiische Ungerechtigkeit Manns. Die Ansicht, daß wirklich alle Armen gut, alle Reichen schlecht seien — in dem ganzen Roman werden die Papierfabrikanten und ihre Sippe als Schufte, Feiglinge, Ausgemergelte gekennzeichnet — könnte in ihrer Naivität versöhnen und rühren, wenn man es fertig bekäme, Heinrich Mann auch nur einen Augenblick für naiv zu halten ... Eiskalter Spott fegt wie Dezemberwind um seine Gestalten. Befremdend aber bleibt, daß ein Artist wie Mann das Unkünstlerische der ängstlichen Vermeidung jedes Gleichgewichts bei seiner Menschenschöpfung nicht spürt. Ein Mensch wie Heßling, feige, hilflos, tolpatschig, beschränkt (man lese nach, wie er sich S. 178—188 etwa benimmt) wäre nicht imstande, auch nur acht Tage ein großes Industrieunternehmen zu leiten. Die Helden-

Digitized by Google

haftigkeit aber, mit der sich ihm gegenüber Balrich benimmt, erinnert geradeswegs an die Art der Lederstrumpferzählungen, an die mutigen Kraftproben des letzten Mohikaners. Abgesehen von ein paar Nebengestalten, wie dem Rechtsanwalt Buck, ist es dem Dichter nicht gelungen, in dem ganzen Roman auch nur einen einzigen Menschen zu zeichnen, alle sind Karikaturen. Dagegen wäre nichts einzuwenden, auch das Zerrbild hat in dem weiten Hause der Kunst, wo viele Wohnungen sind, seinen berechtigten Platz; nur darf der Zeichner dabei nicht die Pose des Wahrheitsfanatikers einnehmen, dadurch macht er sich selber zur Karikatur. Wenn ein Knabe nach selbstgefertigten Scheiben schießt, denen er die Uniform eines Franzosen angepinselt hat und bei jedem Treffer ausruft: „Tot!", so ist das nicht viel kindlicher als die ‚Vernichtung' ganzer Klassen durch den Dichter, indem er einzelne selbstgeschaffene Individuen, die sich nicht wehren können, zur Strecke bringt.

Der eigentliche Held dieses Romans ist im Grunde nicht Karl Balrich, auch nicht die Arbeitermasse, denn an beiden verliert Heinrich Mann zum Schluß sichtlich das Interesse, sein Held, dem er sein ganzes Künstlerherz schenkt, ist — der Zufall. Der Zufall will es, daß Balrich sich gerade in dem Augenblick nachts an einem Baumast aufhängen will, als Heßling und Buck unter diesem Ast hindurchspazieren; der Zufall will es, daß Balrich gerade in dem Augenblick, als seine Liebste ins Wasser gehen will, an dieser Stelle vorüberkommt und sie rettet; der Zufall, daß Balrich das einzige Mal, wo er ein Theater besucht, just auf dem Nebenplatz seine verschollene Schwester trifft; der Zufall, daß die wichtigsten Auftritte immer belauscht werden — das älteste Bühnenrequisit! — der Zufall befiehlt, und siehe: Balrich erwischt, als er am Schluß auf einen Baum klettern will, just eben den Ast, an dem er sich zu Beginn aufhängen wollte. Das sind die Kunstmittel des ‚neuen Romans', von dem sein Verlag in seiner belustigenden Art durch alle Anzeigespalten der Zeitungen schreit: „Dies Werk darf dem epischen Schaffen" (soll wohl heißen dem episch Geschaffenen) „der größten Erzähler aller Zeiten und Völker an die Seite gestellt werden."

Noch ein Wort über die Form des Romans, die bei Heinrich Mann wichtig ist. Sie ist diesmal sichtlich von Jean Paul beeinflußt, ohne dessen Fehler, die Weitschweifigkeiten und das Schachtelsystem, mitzumachen. (Man vergleiche S. 113f. oder 172 etwa mit dem ersten Kapitel der ‚Flegeljahre'.) So glücklich diese Beeinflussung ist, kennzeichnet sie diesen Roman nun freilich nicht gerade als ‚den neuen'. Auch sonst ist die Sprache kraftvoll und mit sorgfältigster Feilkunst auf die zusammenfassendste Formel zurückgeführt. Mitunter verleitet dies Bestreben zu Entgleisungen, wie: „Ihr Bruder, der mit Hans, beide stumm, folgte, fühlte wohl" usw. Aber das sind Flecken in der Sonne des Mannschen Stils, der sich, ebenso wie seine ganze Erzählungskunst sichtlich gehoben hat.

Ein Unterschied wie zwischen schrillem Hammerschlag und leisem Taubengurren ist zwischen den ‚Armen' und ‚**Ins Blaue hinein**', einer Prosadichtung, die ihr Verfasser, **Max Jungnickel**, im Untertitel als einen ‚ganz richtigen Roman' bezeichnet (München, Hermann A. Wiechmann). Das ist er nun nicht. Vielmehr ein Gedicht; eine breitausgesponnene Romanze, die viel Schönes enthält. Wir kennen Jungnickel aus seinen feingestimmten Skizzen, diesen zarten Prosagedichten, die er, meist vom Schützengraben aus, in die Tagesblätter verstreut. Dieser Roman ist eigentlich nur eine Sammlung solcher Skizzen, er ist voll Duft und Sonne, voll Schwalbengezwitscher und Blumenglanz, Geigen klingen, Schmetterlinge schweben; ein Schlehdornstrauch wird zum grünen, luftigen Chorpult für ein ganzes Dutzend Vögel. Und wenn Spitzweg und Schubert und Mozart und Ludwig Richter leibhaftig durch diese Prosalieder schreiten, so scheinen uns ihre Gestalten wirklicher und blutvoller, als die der beiden einzigen Helden des Romans, des Musikanten Robert Dörfler und seiner Liese, die sich in Armut und in Liebe finden, eine Weile zwischen Blumen Vögeln und Geigenklängen wie die Engel leben und schließlich ein trauriges Ende nehmen. So sinnvoll und märchenhaft schön manche Einzelheiten dieses ‚Romans' auch sind, es ist ein anderes, wenn man die Skizzen, aus denen er zusammengesetzt ist, einzeln, ein anderes, wenn man sie zu einem Buch vereint liest. Da wird es denn doch auf die Dauer etwas viel, was wir von den Blumen und Schmetterlingen und Saitenklängen zu hören bekommen, man spürt auf die Dauer einen süßlichen Geschmack auf der Zunge, und doch ist Jungnickel im Grunde keiner von den lyrischen Zuckerbäckern, sondern ein ganzer Kerl. Wer ihn nur aus diesem Buch kennt, könnte meinen, sein stetes Flöten und Zirpen und Geigen sei nur ein Notbehelf, der über wirkliches Gefühl und eigene Gedanken hinwegtäuschen soll; aber damit geschähe ihm unrecht, Max Jungnickel hat uns etwas zu sagen und hoffentlich noch recht viel.

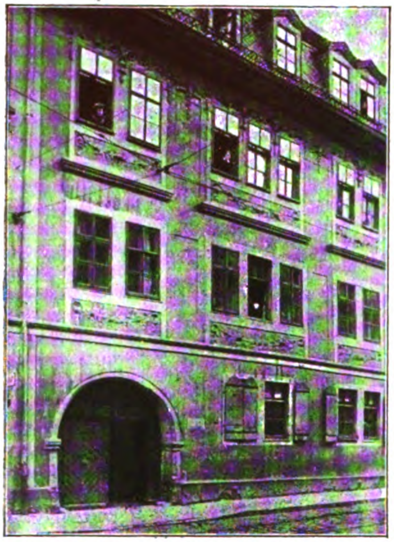
Zu unserem lebhaftesten Bedauern können wir, unter dem Zwange des sich immer mehr verschärfenden Papiermangels, die fesselnden „**Zeitgeschichtlichen Rückblicke**" von Prof. Dr. **Otto Hoetzsch** nicht weiterführen. Es wird sich hoffentlich später die schmerzliche Lücke wieder füllen lassen. — In Beantwortung zahlreicher Anfragen teilen wir ferner mit, daß Dr. **Carl Busse**, unser bewährter Kritiker, zum Heeresdienst eingezogen ist.

Die Schriftleitung

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Das Kirms-Krackowhaus, eine neue Sehenswürdigkeit Weimars — Von der Luther-Ausstellung zu Leipzig — Die „Prospero-Drucke", eine Neuart des ‚Luxus'-Buches — Zu unsern Bildern



Das Kirms-Krackow-Haus in Weimar

Im ältesten Teile Ilm-Athens erhebt sich ein stattliches Gebäude, das auf eine erinnerungsreiche Vergangenheit zurückblickt. Professor Eduard Scheidemantel schreibt uns darüber: Über dreihundert Jahre hat es durch die breite Torfahrt Angehörige der Kirmsschen Familie ein- und ausgehen sehn. Zur Zeit Goethes war es die Wohnstätte der beiden Räte in Karl Augusts Diensten, Karl und Franz Kirms, von denen der jüngere durch seine finanztechnische Mithilfe bei Goethes Theaterleitung berühmter geworden ist, als der um das Weimarer Staatsleben wohlverdiente ältere Bruder Karl. Franz war vermählt mit Karoline Krakkow, die bei der Großfürstin Maria Paulowna als Gesellschafterin ihrer Töchter Maria und Augusta eine Vertrauensstellung eingenommen hatte. Fast vierzig Jahre überlebte sie ihren Gatten und war während dieser Zeit bis zu ihrem Tode 1866 die eigentliche Seele des Kirmsschen Hauses in der Jakobstraße. Selbst kinderlos, nahm sie ihre Nichte Charlotte Krackow an Kindesstatt an. Ihr erzählte sie gern von der großen Zeit Weimars und all den Persönlichkeiten, mit denen sie in ihrer Hofstellung und als Gattin von Franz Kirms in nähere Berührung gekommen war. Diese in der jungen Seele festhaftenden Erzählungen haben ihren Niederschlag gefunden, in den von mir herausgegebenen „Erinnerungen der Charlotte Krackow". (Panses Verlag, Weimar.) Als Charlotte Krackow, die treue Hüterin des Kirmsschen Hauses im Jahre 1915 verschieden war, hat die Stadt Weimar das Haus erworben, um es als ein Alt-Weimarhaus im Äußeren zu erhalten und im Innern weiter auszubauen, und an Goethes Geburtstage dieses Jahres wurde es dem Besuche der Allgemeinheit geöffnet. Vier Zimmer des ersten Stockwerks haben bisher eine künstlerische Einrichtung im Alt-Weimarer Stile erfahren, wobei man bemüht war, im Zusammenhang mit reizvollen Werken der Wohnungsausstattung die Erinnerung an Persönlichkeiten, die Weimar das Gepräge gegeben haben, festzuhalten. Ein Raum ist der Familie Kirms-Krackow vorbehalten, ein anderer birgt Falks Hinterlassenschaft, ein dritter ist dem Andenken Herders und Wielands geweiht, daneben kommen jetzt bereits eine ganze Reihe Alt-Weimarer Persönlichkeiten zur Geltung. Doch soll das Ganze kein Museum im landläufigen Sinn sein oder werden, und die Einzelheiten treten gegenüber der Gesamtwirkung so zurück, daß man auch ohne ihr Studium einen vollen, ungetrübten Genuß haben kann. Der Reiz der Zimmer wird noch erhöht durch den Rahmen, der sie umgibt, durch die Gesamtanlage des ganzen, im Laufe der Jahrhunderte kaum veränderten Anwesens. Der

Im Hofe des Kirms-Krackow-Hauses

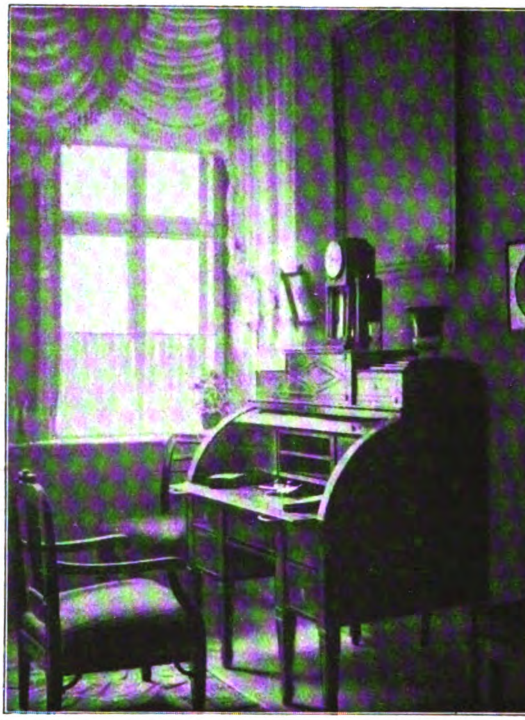
Digitized by Google

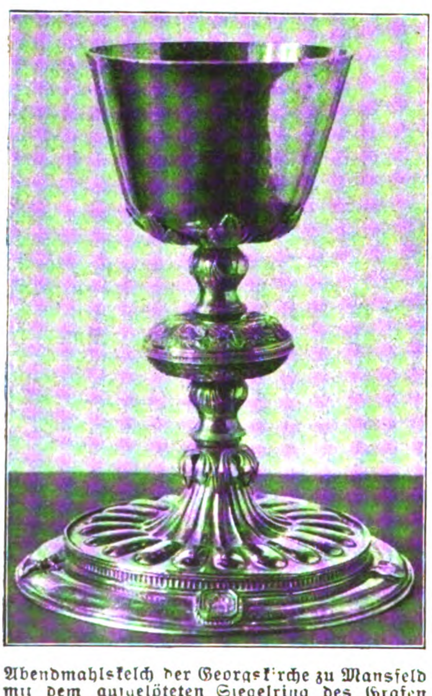
Das Charlotte Krackow-Zimmer im Kirms-Krackow-Hause

von Seiten- und Hintergebäuden umfriedete Hof z. B. hat nicht seinesgleichen in Weimar. Mit seiner alten Plumpe, auf deren Schwengel eine französische Kanonenkugel von 1806 als Griff sitzt, seinem Treppenturm, seinen weinlaubumrankten oder mit Butzenscheibenfenstern versetzten Umgängen ist er von jeher das Entzücken der Maler gewesen, nicht minder der altertümliche Garten, der sich bis zur ehemaligen Stadtmauer erstreckt. — Es ließ sich voraussehen, daß das Reformationsjahr eine große Reihe von Luther-Ausstellungen bringen würde. Mit einer besonders stattlichen ist Leipzig in die Schranken getreten: sehr erklärlicher Weise, denn die Beziehungen Luthers zu Leipzig waren ja äußerst mannigfaltig und zeitweise sehr rege, es befanden sich aber auch gerade in Leipzig zahlreiche und wertvolle Gedenkstücke an den großen Reformator. Die Luther-Bildnisse sind zumal durch Werke des älteren und der jüngeren Cranach vortrefflich vertreten; von Frau Käthes Angesicht erzählt in getreuer Nachbildung das eigenartige Medaillon von 1540, das in der Kirche zu Kieritzsch aufbewahrt wird (über Katharina von Bora erschien übrigens jüngst eine warmherzige Lebensschilderung von Luise Koppen in der Sammlung ‚Frauenleben‘, Verlag Velhagen & Klasing in Bielefeld), auch gute Bildnisse Melanchthons und anderer Zeitgenossen fehlen nicht. Überaus reich und fesselnd ist die Sammlung der Handschriften. Wir finden z. B. aus dem Weimarer Archiv die eigenhändige Niederschrift Luthers über seine erste Rede auf dem Wormser Tage. Die Stadt Mansfeld stellte den berühmten Abendmahlskelch ihrer Georgskirche zur Verfügung, die Universität Greifswald Luthers Hochzeitspokal, auch der bekannte Trauring von Frau Käthe fehlt selbstverständlich nicht. — Die Graphik erfreut sich neuerdings besonderer Beachtung bei den Kunstfreunden. Gewiß mit Fug und Recht. Meisterliche Einzelblätter werden stark gesucht und erzielen vielfach erstaunliche Preise. Aber auch im Buchrahmen, in der „Vereinigung von Bild und Text“, erobert sich die Graphik dauernd Neuland. So läßt der Verlag Erich Reiß in Berlin jetzt eine Reihe von Büchern erscheinen, die er ‚Prospero-Drucke‘ nennt: das ‚Buch Hiob‘ mit zwölf ganzseitigen Originallithographien von Willi Jäckel, ‚Novellen (!) aus der Bibel‘ mit zehn ganzseitigen farbigen Originallithogra-

Aus dem Wielandzimmer im Kirms-Krackow-Hause

phien von Erich Büttner, Klabund, ‚Mohamed' mit einem lithographierten Eingangsblatt von Slevogt und Originalradierung von Meid — endlich ‚Ballette des Deutschen Theaters', mit zwölf ganzseitigen farbigen Lithographien von Ernst Stern. Über Auswahl und auch über die Blätter selbst ließe sich streiten. Das ist klar, daß die prunkvollen Bücher nur eine beschränkte Anzahl von Liebhabern finden können, sie rechnen auch nur mit kleinen Auflagen. So erscheint das ‚Buch Hiob' nur in 200 Exemplaren, von denen 60 auf handgeschöpftem van Geldern-Bütten abgezogen wurden. Alle Lithographien sind vom Künstler signiert'. Also wieder einmal ganz l'art pour l'art, wie man vor dem Kriege sagte und wohl nach Friedensschluß wieder sagen wird. Entsprechend sind auch die Preise. Das Exemplar vom ‚Buche Hiobs' in Pergament gebunden kostet z. B. 300 Mark. Es wird trotz allem an Käufern, selbst in dieser schweren Zeit, nicht fehlen, zumal die Sammlererfahrung gerade jetzt gezeigt hat, daß derartige ‚ausgefallene' Gaben fast immer (aber nicht immer!) in wenigen Jahren eine kaum glaubliche Preissteigerung erfahren. Daraufhin aber wird spekuliert. Außerdem aber gibt es Kriegsgewinnler genug, die neben anderem auch ein bissel mit künstlerischer Bildung prunken. Schadet übrigens nichts, wenn dabei wirklich schöne Werke herauskommen — gerade jetzt, Rares für ‚Feinschmecker!' — Unser Heft soll diesmal ein wenig festlich geschmückt sein. Es tritt ja an die Stelle unseres Weihnachtsheftes, und wenn auch die frohe, glückliche Stimmung, die uns sonst der Christbaum brachte, vielleicht jetzt, im vierten Kriegswinter, nicht mehr so aufklingen will, wie ehedem, ganz wollen wir uns unser liebstes Fest doch nicht rauben lassen. Es ist schon recht, wenn uns Professor Karl von Marr in München in dem farbenfrohen Titelbild Blumen und Blüten auf den Zukunftsweg streut: wir wollen es als eine gute Vorbedeutung willig aufnehmen. — Farbenfroh ist auch der Abend am Rheinsberger See von Lesser Ury abgestimmt (zw.


Schreibtisch im Falk-Zimmer des Kirms-Krackow-Hauses


Abendmahlskelch der Georgskirche zu Mansfeld mit dem aufgelöteten Siegelring des Grafen Ernst v. n Mansfeld. (Auf der Lutherausstellung im Stadtgeschichtlichen Museum zu Leipzig)

Der Trauring Katharina von Boras. (Auf der Lutherausstellung in Leipzig)

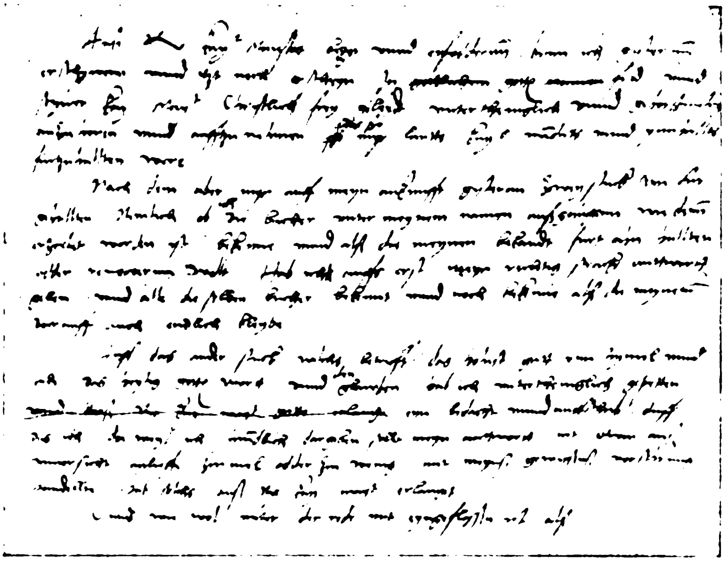
Wortlaut der Luther-Urkunde:

Aus Römisch Kayserlicher Majestät beger vnnd erforderniß bynn ich gehorsamlich erschynen vnnd itzt noch erschyen in (gottlichem Gottes namen) frid vnnd seyner Kayserlichen Majestat christlich frey geleydt, vntertenigli(ch) vnnd gehorsamlich anzuhoren vnnd aufzunehmen (so) das, so myr lauts Kayserlichen mandats vnnd ynnhalts fürzuhalten were.

Nach dem aber myr auf meyn ankunft gestern zwey stuck seyn furgehalten, nemlich: ob ich die Bücher, unter meynem namen ausgangen, wie denn erzahlet worden ist, bekenne, vnnd als die meynen bekannt furt ahn halten odder revocieren wollt: hab ich aufs erst meyn richtig strack antwort geben vnnd alle dieselben bücher bekennt vnnd noch bekenne als die meynen, darauf auch endlich bleybe.

Auf das ander stuck, welches betrifft das hohist gutt ynn hymel vnnd erden, das heylig Gottes Wort vnnd den glauben, hab ich untertenigklich gebetten (vnnd aus Römisch Kayserlicher Majestat güte erlanget) eyn bedacht vnnd aufschub, auf daß ich, dieweyl ich mundlich dargeben sollt meyn antwort, nit etwan aus vnnvorsicht anlupf zuviel odder zuwenig mit meyns gewissens verstörung handelte, hab solchs aus Römisch Kayserlicher Majestät erlanget.

Vnd wiewol unter der Rede mit eyngeflossen ist als ...



Eigenhändige Niederschrift Luthers über seine erste Rede auf dem Wormser Reichstag. (Aus dem Besitz des Gesamt-Archivs in Weimar auf der Leipziger Lutherausstellung gezeigt)

S. 388 u. 389) mit der rötlich schimmernden Wasserfläche, dem Violett des Waldhintergrundes und dem durchglühten Orange des Himmels. Der Berliner Maler liebte stets die scharfen Farbengegensätze, ist aber immer mehr zum Streben nach einem harmonischen Ausgleich gelangt. — Karl Nickelt, der sich eine festumrissene Stellung als Porträtist erworben hat, gab uns eines seiner neuesten Frauenbildnisse (nach S. 396 eingefügt) — frisch, vornehm und anmutig. — Aus einem Gefangenlager, bei Clery-le-petit, schöpfte Herbert Arnold sein lebendiges Bild (zw S. 404 u. 405): reizvoll die Landschaft mit dem hochgetürmten Hintergrunde, unten im Tal das abgezäunte Lager selbst und das bunte Gewimmel der Gefangenen. — Ein prachtvoller und doch wenig bekannter Uhde mag sich anschließen. Daß er ein Meister war, Fritz von Uhde, auch außerhalb seiner großen religiösen Gemälde ein Meister, zeigt dieses Bild (zw. S. 428 u. 429) wieder. Mit welcher Anschaulichkeit ist die kleine, heitere Dorfszene aufgebaut! Und wie leuchten die Farben! Die Hamburger Kunsthalle kann stolz sein auch auf diesen Besitz. Erich Hartwig, ein junger Bremer Künstler, hat in der Walachei fleißig gearbeitet. Sein von uns zw. S. 452 u. 453 wiedergegebenes Bild ist höchst einfach im Vorwurf; ein Reiterposten auf leichter Anhöhe, ins Weite hinausspähend, fast nur ein Schattenriß; im Vor-

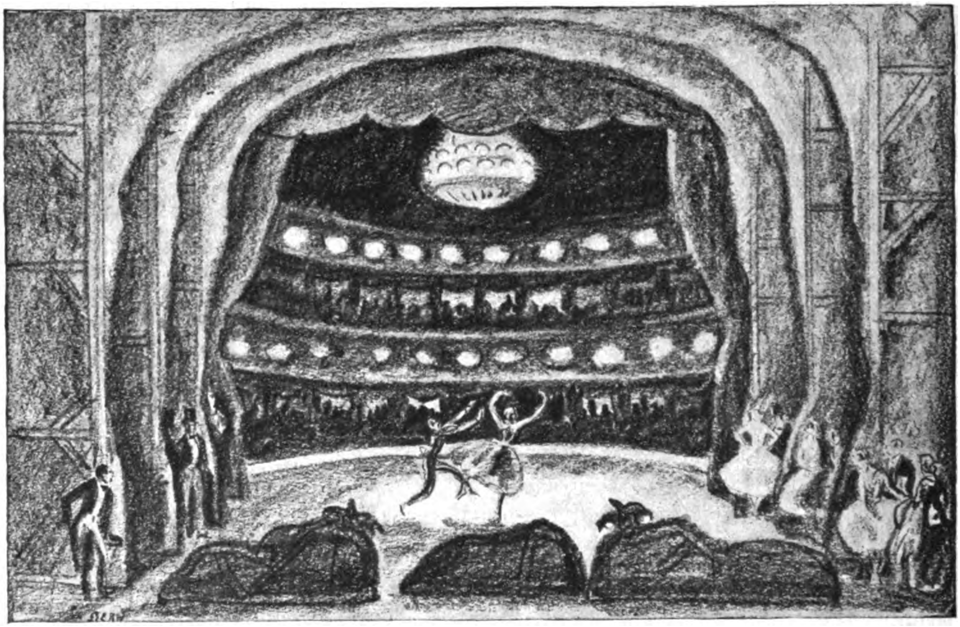
Medaillonbild der Frau Käthe Luther. (In der Kirche zu Kieritzsch) Aus „Katharina von Bora, Luthers Frau. Ein Lebensbild von Luise Koppen“

Digitized by Google

dergrunde ein Meldereiter auf schlammigem Wege, ein paar vom Winde zerkrüppelte Bäume, herbstliches Land — aber das Ganze sichtlich der Wirklichkeit abgelauscht und trefflich wiedergegeben. Mir ist das schlichte Bild lieber, als viele anspruchsvolle Kriegsgemälde. Um ganz ehrlich zu sein: auch lieber als das große Bild ‚Die Namenlosen‘ des von mir sonst sehr verehrten Meisters Albin Egger-Lienz, das hinter Seite 460 von uns eingefügt wurde. Doch ist das Geschmacksache, ich weiß es. Denn dieses seltsame Gemälde hat ohne Zweifel seine besondere Note. Man muß es nur nicht als Wirklichkeitsbild auffassen, sondern als eine Allegorie, als ein Symbol für die furchtbaren Kämpfe der Zeit und die Taten derer, die bluten und sterben, ohne daß Mit- und Nachwelt ihnen, den ‚Namenlosen‘, voll

Hiob. Lithographie von W. Jäckel aus der Reihe der zwölf Blätter zum ‚Buch Hiob‘ in den „Prospero-Drucken“ des Verlags Erich Reiß in Berlin

gerecht werden kann. Ein dumpfes Grausen steigt aus diesem Gewirr der vorwärtsstürmenden Menschenleiber empor. — Zum Schluß noch ein schönes, farbiges Blatt aus dem Orient, ein Bild aus friedlicher Zeit: die Punta del Alcazaba in Tanger von Peter Emil Recher, einem gebornen Schwaben, der lange Jahre als Professor an der Akademie in Lissabon wirkte (zw. S. 476 u. 477). Durch das weite Tor öffnet sich der Blick auf die Stadt in ihrem Farbengewirr von Grün, Gelb und Rosa. Beschaulich sitzen am Tor zwei Muselmänner und erzählen sich vielleicht von dem großen Kaiser im Nordland. Nun ist es wohl auch mit ihrer echt orientalischen Ruhe und Gelassenheit vorbei — jetzt wo die ganze Welt bis weit über die Säulen des Herkules hinaus in Flammen steht. H. v. Sp.



Aus dem Ballett „Primaballerina“. Eine der zwölf Lithographien von Ernst Stern zu „Die Ballette des Deutschen Theaters“. In den „Prospero-Drucken“ des Verlags Erich Reiß in Berlin

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Schriftleiter: Otto Friese, Wien I, Bräunerstr. 8. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

YD 26450

Digitized by Google

Digitized by Google